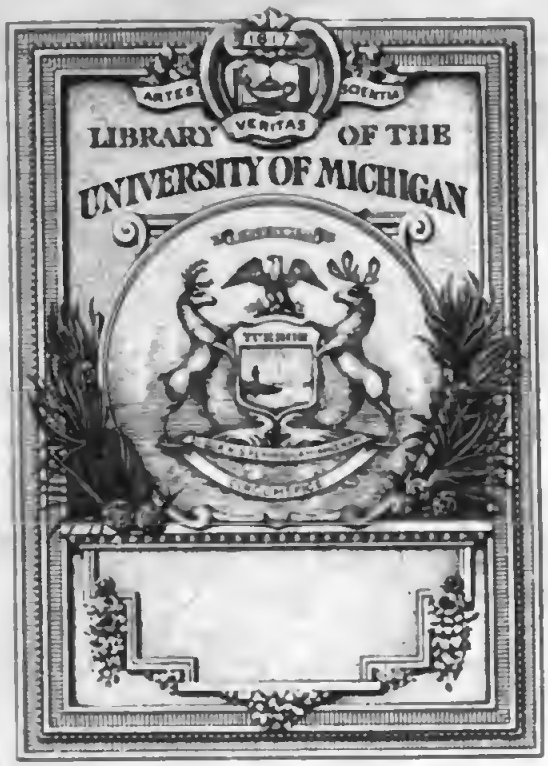
B 435002


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

D
20
.W375

Allgemeine Weltgeſchichte.

Zwölfter Band.

Das Recht der englischen und französischen Uebersetzung behält sich der Verleger vor.

18866

Allgemeine Weltgeschichte

GENERAL LIBRARY University of MICHIGAN

mit besonderer Berücksichtigung

des

Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen

für die gebildeten Stände bearbeitet

von

Dr. Georg Weber.

Zwölfter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1876.

Das Zeitalter

der

unbeſchränkten Fürſtenmacht

im

ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

GENERAL LIBRARY
University of
MICHIGAN

Von

Dr. Georg Weber.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1876.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Das Zeitalter der unbeschränkten Fürstenmacht im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

A. Frankreich nach Heinrichs IV. Tod . . . . . —
Literatur . . . . . —
I. Die Regentschaft Maria von Medicis 2
1. Neue Parteiungen . . . . . —
2. Ankämpfen gegen die Herrschaft der Günstlinge 13
II. Ludwig XIII. und Cardinal Richelieu 26
1. Erhöhung der Königsmacht, Ausgang der Hugenottenkriege . . . . . —
2. Richelieu und die aristokratische Opposition 38
3. Richelieu's Erfolge und Ausgang 49
III. Die Regentschaft der Königin Anna und Ludwigs XIV. Anfänge . . 60
1. Anna von Oesterreich und der Minister Mazarin . . . . . —
a) Kampf der constitutiven Gewalten gegen die Königsmacht . . . . . —
b) Mazarin und die Kriege der Fronde 69
2. Ludwig XIV. unter Mazarins Leitung 79

B. Das britische Reich unter den ersten Stuarts und als Republik . . . 89
Literatur . . . . . —
I. Die Regierung König Jacobs I. 91
1. Nationale und kirchliche Opposition. Die Pulververschwörung . . . . . —
2. Stellung zum Ausland. Der spanische Heirathsplan 99
3. Krone und Parlament 107
II. König Karl I. und die englische Thronumwälzung 112
1. Karl's I. Regierung bis zu Buckinghams Ermordung . . . . . —
2. Die Regierung ohne Parlament 124
3. Die Vorgänge in Schottland 134
4. Das lange Parlament und der Bürgerkrieg 150
a) Uebermacht der Opposition und Straffords Untergang . . . . . —
b) Lage und Parteistellung bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs 158
c) Der Bürgerkrieg in den zwei ersten Jahren 165
d) Der Puritanismus und die religiöse Erregtheit der Zeit 175
e) Niederlage der Royalisten. Der König bei den Schotten 182
5. Karls I. Ausgang 190
a) Armee und Parlament im Widerstreit . . . . . —
b) König Karl I. und Oliver Cromwell 195
c) Cromwells Siegeslauf und Karls I. Prozeß und Ende 199
III. Republik und Restauration in England 208
1. Das englische Gemeinwesen und Oliver Cromwells Protectorschaft . . . —
a) Cromwells krieg. Erfolge u. Englands polit. u. maritime Machtstellung —
b) Verfassung und Parteikämpfe 222
c) Oliver Cromwells letzte Regierungszeit und Ausgang 230
2. Zwei Jahre staatlicher Zerrüttung 239
a) Gährende Elemente im Widerstreit . . . . . —
b) Politische Irrgänge 246
c) Zurückberufung des Königs 251
3. Das erste Jahr der Restauration 255
IV. Englische Wissenschaft und Dichtkunst im siebenzehnten Jahrhundert . . 261
1. Bacon, Hobbes, Newton 263
2. John Milton und Samuel Butler 272

Seite

C. Die pyrenäiſche und die apenniniſche Halbinſel 284
Geſchichts-Literatur . . . . . —
I. Spanien und Portugal im ſiebenzehnten Jahrhundert 285
1. Das ſpaniſche Reich unter König Philipp IV. . . . . —
2. Portugals Losreißung von Spanien 293
3. Portugal unter Johann IV. und Alfonſo VI. 299
4. Ausbau des Königthums unter Pedro II. 308
5. Spanien unter König Karl II. 314
II. Italien und Sicilien 317
1. Die Großmächte und der Kirchenſtaat . . . . . —
2. Das Großherzogthum Toscana. 321
3. Ober-Italien 323
4. Neapel und Sicilien unter ſpaniſcher Herrſchaft. 326
5. Die Republik Venedig und die Türkenkriege 336
6. Italieniſches Culturleben im 17. Jahrhundert 346
D. Das Zeitalter Ludwigs XIV. 349
Geſchichts-Literatur . . . . . —
I. Die erſten Jahre der Selbſtherrſchaft 351
1. Der König und ſeine Miniſter. Colberts volkswirthſchaftliche Thätigkeit . —
2. Die neue Aera in Vorbereitung. 359
II. Frankreich, die ſpaniſchen Niederlande u. die Generalſtaaten von Holland. 365
1. Die Seemächte und die franzöſiſche Politik . . . . . —
2. Der franzöſiſch-ſpaniſche Krieg und der Dreiſtaatenbund 373
3. Ludwigs Kriegspolitik gegen Holland 378
4. Der holländiſche Krieg und die Gräuelſcene im Haag 384
5. Erweiterung des Kriegs. Der erſte Coalitionskrieg gegen Ludwig XIV . 389
6. Fehrbellin. Saßbach. Nymweger Frieden. 394
III. Frankreich im Innern 398
1. Die monarch. Selbſtherrlichkeit Ludwigs XIV. u. der Hof von Verſailles. —
2. Kirchliche Vorgänge 406
a) Jeſuiten und Janſeniſten. . . . . —
b) Ludwig XIV. und der päpſtliche Stuhl 410
c) Aufhebung des Edikts von Nantes und Hugenottenverfolgungen. . . 412
d) Die Gallicaniſche Kirche und das Pontificat 420
e) Ausgang des Janſeniſtiſchen Streits und der Quietismus 422
E. Die letzten Jahrzehnte des ſiebenzehnten Jahrhunderts 425
I. Ludwigs XIV. Gewaltherrſchaft . . . . . —
II. Oeſterreich, Ungarn und die Türkei 433
Literatur . . . . . —
1. Siebenbürgen und die Pforte . . . . . —
2. Sankt Gotthardt und der Friede von Vasvar 443
3. Aufſtände und Reaction in Ungarn 446
4. Graf Tökölh und die Türken vor Wien. 449
5. Habsburgs Siege und Gewaltherrſchaft in Ungarn 454
6. Das Osmanenreich im Sinken und der Friede von Carlowitz 457
III. Das engliſche Reich unter den zwei letzten Stuarts und Wilhelm III. . 462
Geſchichts-Literatur . . . . . —
1. Die erſte Regierungszeit Karls II. bis zu Clarendons Sturz 463
2. Das Cabal-Miniſterium und die Teſtakte 472
3. Der König und die parlamentariſche Oppoſition 481
4. Aufgeregtes Staatsleben. Whigs und Tories 490
5. Karls II. letzte Regierungszeit und Ausgang 500
6. Jacob II. und die Aufſtände in England und Schottland 505
7. Katholiſche Reactionspolitik 520
8. Teſteid und Gewiſſensfreiheit. 530

Seite
9. Die Revolution vom Jahre 1688 540
a) Die Landung Wilhelms von Oranien in England . . . . . —
b) Flucht der königlichen Familie 548
c) Die neue Staatsordnung 555
d) Die Schilderhebungen der Royalisten und Katholiken in Schottland und Irland 559
10. Die Regierung Wilhelms III. 566
IV. Frankreich und die neue europäische Coalition 574
1. Die Rheinische Pfalz seit dem westfälischen Frieden . . . . . —
2. Die Augsburger Ligue und der Streit im Erzstift Köln 579
3. Der Orleans'sche Krieg in der Pfalz 583
4. Der zweite Coalitionskrieg und der Friede von Ryswick 585
V. Der Norden und Nordosten Europa's 594
Literatur . . . . . —
1. Der brandenburgisch-preußische Staat unter dem großen Kurfürsten und König Friedrich I 595
1. Die Lage vor und nach dem westfälischen Frieden. Innere Landesverwaltung . . . . . —
2. Die nordischen Kriege der fünfziger Jahre 602
a) Der polnische Krieg . . . . . —
b) Die dänischen Kriege 610
3. Die Souveränetät in Preußen 615
4. Die schwedischen Feldzüge in den siebenziger Jahren 618
5. Die letzten Lebensjahre des großen Kurfürsten 626
6. König Friedrich I. 630
2. Schweden im siebenzehnten Jahrhundert 636
1. Schweden unter der Königin Christine . . . . . —
2. Die pfälzischen Könige 641
3. Dänemark und Norwegen 649
1. Dänemark unter Christian IV. und Friedrich III. . . . . —
2. Die dänische Revolution vom Jahre 1660 653
3. Dänemark als unbeschränkte Monarchie 657
4. Polen und Sachsen 661
1. Polen unter den letzten Wasa und die Kosakenkriege . . . . . —
2. Johann Sobiesky und August II. von Sachsen 668
3. Kursachsen seit dem westfälischen Frieden 674
5. Rußland unter dem Hause Romanow 680
1. Der Ausbau des Reichs . . . . . —
2. Zar Feodor und die Regentin Sophia 686
3. Peter der Große. Erste Periode 694
F. Literatur und Geistesleben 700
Literarische Hülfsmittel . . . . . —
I. Frankreichs klassische Literatur . . . . . —
1. Allgemeines . . . . . —
2. Die französische Academie und das Drama 702
3. Boileau. Lafontaine. Fenelon 709
4. Prosaliteratur 712
5. Wissenschaft und Kunst 718
II. Philosophie 724
1. Cartesius, Geulinx und Malebranche . . . . . —
2. Spinoza 731
III. Deutsche Wissenschaft und Dichtung 734
1. Allgemeines . . . . . —
2. Philosophie und religiöse Literatur 736
3. Martin Opitz und die Kunstdichtung seiner Zeit 746
4. Deutsche Lyriker neben und nach Opitz 752
5. Epigramm. Satyre. Prosadichtung 759

Seite
6. Dramatiſche Dichtung. Gryphius. Die zweite ſchleſiſche Schule 766
7. Neue Richtungen 770
8. Bildungsſtand zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts 773
G. Das achtzehnte Jahrhundert in den vier erſten Jahrzehnten 775
Geſchichtsliteratur . . . . . —
I. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg 776
1. Vorgeſchichte . . . . . —
2. Die drei erſten Kriegsjahre 793
3. Von Hochſtädt bis Malplaquet 802
4. Umſchwung und Friedensſchlüſſe 820
II. Der große nordiſche Krieg 829
1. Karl XII. in Dänemark, Polen und Sachſen . . . . . —
2. Pultawa und Bender 841
3. Karls XII. Ausgang 849
III. Das ſüdliche u. das weſtliche Europa nach dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg. 853
1. Frankreich . . . . . —
a) Ludwigs XIV. Ausgang . . . . . —
b) Die Regentſchaft des Herzogs von Orleans 858
2. Spanien unter dem erſten Bourbon 866
3. Italien 872
4. Venedig und die Türkenkriege 879
5. Das Osmaniſche Reich unter Achmed III. und Mahmud I 885
6. Großbritannien 889
7. Die Niederlande 893
IV. Der Norden und Nordoſten nach Karls XII. Tod 896
1. Der Staatsſtreich in Stockholm und ſeine Folgen . . . . . —
2. Peter der Große in der zweiten Periode und ſeine Nachfolger 899
a) Schöpfungen und Charakter des Zaren . . . . . —
b) Rußland unter Peters Nachfolgern 904
3. Polen und Stanislaus Leszinski 913
4. Der öſterreichiſch-ruſſiſche Türkenkrieg und der Belgrader Frieden . . . 919
V. Preußen und das deutſche Reich 922
Geſchichtsliteratur . . . . . —
1. Preußen unter König Friedrich Wilhelm I. und Friedrichs des Großen Jugend 923
2. Das Reich und die deutſchen Fürſtenthümer 935
a) Allgemeines . . . . . —
b) Pfalz. Baden. Heſſen 938
c) Würtemberg und Baiern 947
d) Sachſen und Braunſchweig-Hannover 958
3. Kirchliche und religiöſe Zeitrichtungen 965
4. Bewegungen auf dem Gebiete der Literatur 974
1. Allgemeines . . . . . —
2. Ausführungen 978

Verbeſſerung:

S. 216 Z. 15 v. u. zu ſtreichen: Cromwells Geburtstag.

S. 237 Z. 20 v. u. ſtatt: an ſeinem Geburtstage zu ſetzen: am 3. September, dem Tage ſeiner Siege bei Dunbar und Worceſter.

Zugleich ſpricht der Verf. dem Herrn Fr. v. B. in Dresden, der ihn in ſo freundlicher Weiſe auf das Verſehen aufmerkſam gemacht hat, ſeinen verbindlichſten Dank aus.

A. Frankreich nach Heinrichs IV. Tod.

Literatur. Die in Bd. X, 2 und Bd. XI, 374 aufgeführten größeren Bücher über die Geſchichte Frankreichs im 16. Jahrh. erſtrecken ſich guten Theils auch über das 17. Jahrh. So die Werke von Henri Martin, Jul. Michelet, M. C. Dareſte, E. A. Schmidt L. v. Ranke, Fr. v. Raumer, Häuſſer-Oncken, die Monographien von Guizot über die franz. Geſchichte u. A. — Für die Periode, die in dem nachſtehenden Abſchnitt zur Darſtellung kommt, ſind neben den Memoiren von d'Etrées, Baſſompierre, Montreſor, Pontchartrain, Rohan, Duc d'Orleans u. a. von beſonderer Wichtigkeit: Grammondi historiarum Galliae ab excessu Henr. IV. libri XVIII. Tolosae 1643. fol. — Le Vassor, hist. de Louis XIII. ed. 3. Amst. 1701. 10 voll. 8. — Vie de Marie de Medicis. 1774. 3 voll. Lottin v. Laval, Maria v. Med. D. v. A. Schäfer. Heid. 1835. 2 voll. — Histoire de la mère et du fils par F. E. de Mézéray (oder richtiger von Richelieu ſelbſt) Amst. 1730. 2 voll. und dazu: Mémoires (Journal) du Card. de Richelieu in der Collect. de Petitot. Par. 1823. t. X ff. — Hist. de Louis XIII par Dupleix (Par. 1643) und par Bernard (Par. 1646), beide in Fol. — Hist. du regne de Louis XIII. par M. de Bury Par. 1768. 4 voll. 12. — Bazin, hist. de Fr. sous L. XIII. Par. 1838. 8. — —

Ueber Richelieu: Aubery, histoire du Card. Duc de Rich. Paris 1650. fol. und dazu von demſelben Autor: Mémoires pour l'hist. du Card. Duc de Rich. (1635—42.) Par. 1660. 2 voll. — Le Clero, vie du Card. de R. Amst. 1753. 5 voll. 12. — Jay, hist. de Rich. 1816. 2 voll. — Avenel, Lettres, instr. cet. du Card. de R. Par. 1853. 3 voll. — Capefigue h. de Rich. 1835. ff. — Martineau (Aimé) Le card. de Rich. Par. 1870. — Ueber die Hugenotten die in Bd. XI. p. 374 angeführten Schriften, beſonders die hist. de l' Edit de Nantes von Benoit. Dazu noch: Soulier, hist. du Calvinisme cat. Paris 1686. 4. Bentivoglio relazioni cet. Colon. 1630. (Chabans) hist. de la guerre des Hug. cet. Paris 1634. 4. (Rhulières) Eclaircissements historiques sur les causes de la revocat. de l'Edit de Nantes cet. 1788. 2 voll. 8. J. Quick, Synodicon in Gallia reform. etc. Lond. 1692. 2 voll. f. — Puyot (Abbé) Louis XIII. et le Béarn cet. Par. 1872 — Perrens l'église et l'état en France sous Henri IV. et Marie de Med. Par. 1873. 2 voll. — Ueber die Zeit der Fronde und Ludwigs XIV. minderjährige Regierung: (Mailly) L'Esprit de la Fronde cet. Paris 1772. 5 voll. 12: St. Aulaire h. des guerres de la Fronde. Par. 1827. 3 voll. Auch Deutſch: Leipzig 1827. Die letztere Schrift hat zur Unterlage die zahlreichen Memoiren der in die Begebenheiten und Intriguen verflochtenen Perſönlichkeiten wie Retz, Joly, Larochefoucauld, Herzogin von Nemours (Longueville), Talon (Parlamentsrath), Montglat, Herzog von Bouillon, Tavannes, Rochefort, Madame de Motteville (Neue Ausgabe 1814—16) u. a. m. Freer, the regency of Anne of Austr. Lond. 1866. 2 voll. — Gal. Gualdo Priorato hist. du ministère du Card. Mazarin. à la Haye 1681. 2 voll. — Coste hist. de L. de Bourb. II. prince de Condé. La Haye 1738. 2 voll. 4. — Desormeaux hist. de L. de Bourb. Pr. de Condé. Par. 1766—68. 4 voll. 4. — Ramsay hist. du Vicomte de Turenne. Par. 1735 2 voll. 8. Raguenet, hist. du Vicomte de Tur. à la Haye 1738. 2 voll. u. a. W.

I. Die Regentschaft Marias von Medicis.

1. Neue Parteiungen.

Veränderte Politik.

Dem ersten Bourbonischen König war die große Mission zugefallen, das unter den Valois der Auflösung nahe gebrachte französische Reich durch die Idee der Erbmonarchie, des legitimen Königthums aufzurichten, zu stärken und zur europäischen Großmacht zu erheben. Seine Aufgabe mußte es daher sein, im Innern die einander widerstrebenden Elemente zu versöhnen und ihre Thätigkeit zu einem gemeinsamen Ziele zu vereinigen, nach Außen der spanisch-österreichischen Weltmacht einen Gegensatz zu schaffen, kräftig genug, das politische Uebergewicht der Habsburger in gewissen Schranken zu halten. Zu dem Ende hatte Heinrich IV. die Calvinisten durch das Edikt von Nantes in ihren religiösen und politischen Rechten sicher gestellt, hatte er den Adel durch Gunst oder Strenge zur Anerkennung der königlichen Autorität und zum Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit genöthigt, hatte er durch Sparsamkeit und geordneten Staatshaushalt der Krone eine feste materielle Unterlage gegeben, hatte er Schritte gethan, der spanisch-österreichischen Uebermacht mit den Waffen entgegenzutreten, hatte er gegenüber dem aggressiven Vorgehen der jesuitisch-hierarchischen Eroberungspolitik des Romanismus die Fahne der Gewissensfreiheit und Toleranz aufgepflanzt. Alle diese Ideen und Tendenzen waren in Thätigkeit, waren in dem stetigen Gang zur Verwirklichung begriffen; um sie aber sicher hinauszuführen, ihnen die organische Vollendung zu geben, dazu hätte es des kräftigen Armes und des starken Willens, die sie ins Werk gesetzt, noch auf eine lange Reihe von Jahren bedurft. Mit Heinrichs IV. Leben wurden auch seine Schöpfungen zerschnitten. Das Hervortreten aller dieser Factoren und Elemente zu eigenwilliger Entfaltung, der Widerstreit der aus ihrer bisherigen Gebundenheit sich befreienden Kräfte der Opposition unter einander und wider das noch kaum befestigte Königthum bildet das geschichtliche Leben in den nächsten Jahren nach Heinrichs IV. Ermordung. Sein Sohn Ludwig stand erst im zehnten Jahre seines Alters, es mußte daher eine Regentschaft bestellt werden.

Die Regentschaft Marias von Medicis.

Wie uns aus der Geschichte der Söhne Heinrichs II. bekannt, waren die nächsten Agnaten der Königsfamilie nach Gesetz und Herkommen berechtigt, das interimistische Herrscheramt in die Hand zu nehmen; aber wie bei dem Tode Franz II. Catharina von Medicis sich die vormundschaftliche Regierung anzueignen wußte, so bewirkten jetzt die Mitglieder des Conseils und mehrere einflußreiche Adelshäupter, vor Allen die Minister Jeannin und Villeroi, die Herzoge von Epernon und Guise, daß gestützt auf den Vorgang bei Karls IX. Thronbesteigung das Parlament auf den Wunsch des jungen Königs seiner Mutter Maria von Medicis die Regentschaft und Vor-

mundſchaft bis zur Volljährigkeit Ludwigs XIII. übertrug. Als der Prinz von Condé von Mailand herbeikam, um ſeine Anſprüche geltend zu machen (XI, 496), fand er das neue Regiment bereits eingerichtet. Es blieb ihm und ſeinem Oheim dem Grafen von Soiſſons nichts übrig, als durch revolutionäre Umtriebe, wie jener ſie ſchon in Brüſſel begonnen, der Regierung Oppoſition zu machen und ſie nicht zu einem kräftigen geſicherten Daſein kommen zu laſſen. Zwar die Gültigkeit der Ehe Marias von Medicis und die legitime Thronberechtigung Ludwigs wagte der Prinz nicht länger zu beſtreiten, da er von Rom aus belehrt worden war, daß die Ehe unter der Sanktion der Kirche abgeſchloſſen worden und ihre Gültigkeit über jeden Zweifel erhaben ſei; aber er wollte die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in ſeiner Hand haben, im Staatsrath das gebietende Wort ſprechen, die Königin-Regentin nöthigen, ſich nach ſeinem Willen zu richten, ſeiner Politik und ſeiner unbegrenzten Ehrſucht zu dienen. Er mochte hoffen, die ſpaniſche Regierung, die ſich ihm in Brüſſel ſo entgegenkommend gezeigt, die ſeine Gemahlin trotz der Drohungen des leidenſchaftlich verliebten Königs Heinrich IV. wie gegen ihren eigenen Willen und den Wunſch ihres Vaters in den Niederlanden zurückgehalten, würde auch ferner auf ſeiner Seite ſtehen; allein Philipp III. fand eine Familienverbindung, wie Maria von Medicis ſie im Auge hatte, den habsburgiſchen Intereſſen mehr zuſagend; ohne den ehrgeizigen Abſichten des Prinzen geradezu feindſelig entgegenzutreten, begünſtigte der Madrider Hof doch in erſter Linie die Heirathspolitik der franzöſiſchen Regentin. Es wurde verabredet, daß der junge König mit der älteſten Infantin Donna Anna, ſeine älteſte Schweſter, Eliſabeth de France mit Don Philipp, Prinzen von Spanien vermählt werden ſollte, eine Doppelehe, die für die dynaſtiſchen und politiſch-religiöſen Tendenzen der habsburgiſchen Großmacht ſehr förderſam werden konnte.

Allein mochte dem Prinzen von Condé auch der ſpaniſche Beiſtand abgehen; er fand in Frankreich ſelbſt noch Elemente des Widerſtandes genug vor, an die ſich ſein unruhiger Ehrgeiz anlehnen konnte. Zur Zeit der Ligue war das franzöſiſche Königthum der Auflöſung nahe gebracht worden, die feudalen Gewalten hatten ſich von der monarchiſchen Autorität faſt ganz unabhängig gemacht; die alten Zeiten dynaſtiſcher Selbſtherrlichkeit ſchienen zurückgekehrt. Nur einem ſo kraftvollen und zugleich ſo volksthümlichen König wie Heinrich IV. konnte es gelingen, den unbotmäßigen Herrenſtand zu bändigen oder zu verſöhnen, der Krone Macht und Souveränetät zurückzugeben. Wir wiſſen an dem Beiſpiel von Biron (XI, 491), daß der König ſelbſt zu Hinrichtungen ſchreiten mußte. Bis an ſein Lebensende war die Aufrichtung der königlichen Autorität ſein wichtigſtes Anliegen geweſen. Mit ſeinem Tode zerriſſen die Bande, durch die er mit feſter Hand die widerſtrebenden Geiſter zuſammengehalten hatte; die alten Unabhängigkeitsgelüſte regten ſich wieder

Oppoſition der Adelshäupter.

bei den Adelsgeschlechtern; die Magnaten, insbesondere die fürstlichen Häupter alter herrschaftlicher Häuser, die auch meistens die Gouverneurstellen der Provinzen inne hatten, wünschten für Frankreich ähnliche Zustände wie sie in Deutschland herrschten: selbständige Landesfürsten, die das Reichsoberhaupt wählten und dessen Gewalt durch Verträge in enge Grenzen einschlossen; eine fürstliche Autonomie, wie sie zur Zeit der Ligue so manchen Großen vor der Seele stand, war auch jetzt noch das Ziel der Sehnsucht ehrsüchtiger Feudalherren. Aus diesen Kreisen erhoben sich die unruhigen Aristokratenhäupter, welche über zwei Jahrzehnte das geschichtliche Leben Frankreichs bestimmten, bald für bald gegen die Krone unter den Waffen standen, jede gesetzliche Ordnung und obrigkeitliche Autorität durchbrachen und lähmten und stets ihre selbstsüchtigen Zwecke über die nationale Wohlfahrt stellten. Nicht nur die Prinzen von Geblüt, die Condé, Soissons u. a., auch die Glieder des Guiseschen Hauses, mächtig durch ihre Schätze und durch einflußreiche Familienverbindungen, auch die Herzoge von Bouillon, von Nevers, von Epernon suchten die zerfahrenen Zustände unter der schwachen weiblichen Regentschaft zu ihrem Vortheile zu benutzen, durch Trotz und aufrührerische Umtriebe ihre Machtstellung und ihre Einkünfte zu mehren, oder auch ihren Haß und ihre Rachsucht zu befriedigen. Kam es doch vor, daß der Chevalier de Guise einen ehemaligen Anhänger des Hauses, den Baron de Luz, der die Partei gewechselt, mit den Waffen anfiel und tödtete, ohne daß man gewagt hätte, ihn zur Strafe zu ziehen.

Die Hugenottische Union.

Und nicht blos die Aristokratenhäupter suchten die monarchische Gewalt und die einheitliche Reichshoheit zu schwächen und zu lähmen; auch die Hugenotten trachteten bewußt und unbewußt nach demselben Ziel und ließen sich nicht selten von den selbstsüchtigen Großen in ihr unruhiges Treiben verflechten. Wie die Adelshäupter nach der Autonomie des deutschen Landesfürstenthums strebten, so schwebte den Hugenotten die holländische Bundesrepublik vor Augen. Durch das Edikt von Nantes mit großen Freiheiten und Privilegien ausgestattet, im Besitze eigener Festungen und Sicherheitsorte, eigenen Militärs, eigener politischer Vertreter am Hofe und bei der Regierung, bildeten die Reformirten Frankreichs eine Art Staat im Staate. Mit der dem Calvinismus eigenthümlichen praktischen Organisationsgabe hatten sie Einrichtungen geschaffen, worin religiöse, kirchliche und politische Elemente geschickt verflochten waren. Während sie auf Grund der Genfer Kirchenverfassung (X, 640) für ihre inneren Angelegenheiten, für ihr kirchliches und religiöses Leben regelmäßige Versammlungen anordneten, die von der Gemeindesession oder dem Consistorium, durch Colloquien (Presbyterien) oder Kreisversammlungen zu den Provinzialsynoden und endlich zur Generalsynode in gesetzmäßiger Gliederung aufstiegen; richteten sie zugleich für ihre Beziehungen zum Staat und zur Regierung eine in ähnlicher Stufenfolge gegliederte Vertretung der Hugenottischen Gesammtheit ein, von den Familienvätern in den Gemeinde- und Provinzialräthen durch die Kreisversammlung zur General-Versammlung fortschreitend. Hier wurde Berathung gepflogen über alle Anliegen kirchenpolitischer Natur; hier wurde die Namensliste aufgestellt, aus welcher der König die zwei

reformirten Bevollmächtigten ernannte, die am Hofe die Interessen der hugenottischen Conföderation wahrten; hier wurden über alle Verhältnisse und Beziehungen zum Staat und zur katholischen Kirche Beschlüsse gefaßt, eine Art Nebenregierung mit Landtagen, durch Vertragsgesetze geregelt und festgestellt. Nach Art der römisch-katholischen Kirchenprovinzen hatten sie eine Kreiseintheilung für das reformirte Frankreich entworfen, damit die zerstreuten Glieder der Religionsgenossenschaft gemeindlich und kirchlich zusammengefaßt und mit der Gesammtheit in Verbindung gehalten würden. Die Bedürfnisse für ihre Geistlichen und Kirchen, deren Zahl sich auf etwa 750 belief, für ihre Schulen, Collegien und Akademien, sowie für die Unterhaltung der Festungen und Garnisonen mußten sie größtentheils aus eigenen Mitteln bestreiten, doch erhielten sie nicht unbeträchtliche gesetzlich normirte Zuschüsse von der Regierung. Der Kern der hugenottischen Bevölkerung wohnte in den südwestlichen und südlichen Provinzen; Larochelle war gewissermaßen die Hauptstadt und das Bollwerk der calvinischen Confessionsgemeinschaft, in Montauban, Nimes, Saumur bestanden höhere Anstalten für geistliche und weltliche Studien; aber auch im Norden, im Herzogthum Bouillon bildeten die Reformirten eine compakte Masse, zu der die herzogliche Familie gehörte (XI, 472, 492); die Hauptstadt Sedan besaß eine reformirte Akademie, eine Pflanzschule protestantischen Glaubens in den benachbarten Landschaften. Dieser festgeordneten kirchlichen und politischen Organisation entsprach die innere Lebenskraft der hugenottischen Bevölkerung, ihre gesellschaftlichen Zustände, ihre sittlich-religiöse Bildung, ihre wissenschaftliche und literarische Thätigkeit. Die Versorgung und Verpflegung der Armen und Kranken wurde mit Umsicht und christlicher Liebe ausgeübt: Fleiß, häusliche Zucht und Sparsamkeit waren von jeher hervorragende Tugenden der reformirten Religionsverwandten; der dadurch erzeugte Wohlstand, die bürgerliche Ordnung in Haus und Gemeinde, das arbeitsame Leben waren der Gegenstand des Neides der Katholischen; von der calvinischen Literatur wurde schon früher gesprochen (X, 708 ff.); auch die theologischen Studien fanden Pflege: von Duplessis-Mornay ist mehrfach die Rede gewesen; in seinem Hause als Lehrer seiner Enkel lebte einige Zeit Daillé, später reformirter Prediger in Paris, dessen Buch „über den Gebrauch der Kirchenväter" sowohl wegen seiner inneren Gediegenheit als wegen des schönen lateinischen Stils allgemeine Anerkennung fand; die Familie Banage aus der Normandie hat drei Generationen hindurch kräftige Streiter ihres Glaubens in Schrift und Rede geliefert und der feingebildete, redegewandte Jean Claude war eine Zierde und eine Säule des calvinischen Gemeinwesens, als schon die Wetter der Trübsal und Verfolgung über die Bekenner der „sogenannten reformirten Kirche" hereinbrachen.

Sully und der neue Hof.

Auch der Herzog von Sully blieb bis zu seinem Tode dem Glauben seiner Jugend treu. Wie oft er sich auch mit den Eiferern der Synode herumstritt, denen sein laxer Confessionalismus nicht genügte, die ihm vorwarfen, daß er die Interessen des Königs höher stelle als die der Religion; er hielt an dem katholischen Hofe bei der kirchlichen Fahne fest, unter der er seinem König so lange gedient. Jetzt trat aber eine Wendung in seiner Lebensstellung ein. Wir wissen, daß durch seine Steuerreformen und seine weise Staatshaushaltung die Finanzen des Reichs in blühenden Zustand gebracht worden; auch König Heinrich IV. war ein guter Haushalter gewesen. Die

Regentin fand daher bei ihrem Regierungsantritt eine gefüllte Staatskasse. Aber wie bald änderte sich das! Maria von Medicis theilte nicht die bürgerlichen Neigungen ihres Gemahls: sie liebte Glanz und Pracht; auf öffentlichen Aufzügen und in den Prunkgemächern des Schlosses überstrahlte sie Alles mit ihren Juwelen, mit ihrem Schmuck und ihren vornehmen Gewändern; das Vergnügen war ihr Feld, die Pflege ihrer Schönheit ihre Hauptsorge; mit ihrer Verwandten, der früheren Königin Catharina von Medicis, hatte sie den Familienstolz, die Herrschsucht, den Hang zu Intriguen gemein, auch fehlte es ihr nicht an Verstand und in der Liebe zur Kunst und zu feiner Hofbildung huldigte sie der Richtung und den Traditionen ihres Hauses; aber sie besaß nicht den scharfen leidenschaftlichen Charakter ihrer Vorgängerin, nicht die bösartige ränkesüchtige Natur. Während Catharina ihre Umgebung beherrschte oder forttrieb, stand Maria, bei welcher das italienische Blut ihres Vaters durch das ruhigere ihrer österreichischen Mutter gemildert war, fortwährend unter dem Einfluß einer willenskräftigen Hof-

Galigai und Concini.

dame von geringer Herkunft, Leonore Galigai, die von Jugend auf um sie gewesen und ihre Gebieterin, der sie von Florenz nach Frankreich gefolgt war, wie mit Zauberbanden an sich gefesselt hielt. Durch die Galigai erlangte auch ihr Gemahl Concino Concini, der aus einer angesehenen toskanischen Bürgerfamilie stammend nach einer wildverlebten Jugend bei der Ueberfahrt auf derselben Galeere ihre Hand erworben, hohe Gunst bei Hof, die er zu seiner Bereicherung und zu seinem Vortheil zu nutzen wußte. Als er sah, wie die französischen Edelleute sich ihre Dienste oder ihren guten Willen durch Jahrgelder, Würden und Aemter bezahlen ließen, wie Epernon, der die Proclamation Maria's als Regentin dem Parlamente durch Drohungen abgetrotzt hatte, mit der Befehlshaberstelle von Metz belohnt ward, der Graf von Soissons, damit er sich ruhig verhalte, eine Summe von 200,000 Ecus und eine Pension von 50,000 nebst dem Gouvernement der Normandie empfing, wie die Königin dem Herzog von Guise 100,000 Thaler zur Bezahlung seiner Schulden gewährte und ihm die Hand der reichen Wittwe des Herzogs von Montpensier verschaffte, wie der hohe Adel ein wahres Treibjagen anstellte nach Jahrgeldern, Staatsämtern, Titeln und Ehrenstellen: da blieb auch Concini nicht zurück. Er kaufte sich mit dem Gelde der Königin die Markgrafschaft d'Ancre in der Picardie, er beutete die unbegrenzte Gunst, die Maria seiner Gemahlin und ihm selbst erwies, in so reichlichem Maße aus, daß er an Aufwand, Luxus und vornehmem Leben in kunstgeschmückten Palästen keinem der eingebornen fürstlichen Herren nachstand; er erwarb sich später den Rang eines Marschall von Frankreich, obwohl er nie im Krieg gewesen war, und die Würde eines Gouverneurs von Amiens. Diese Verschleuderung der Staatsgelder und Staatswürden ging dem Minister Sully zu Herzen; er sah ein, daß sein Regiment vorüber sei, daß das bour-

bonsche Königthum, dessen Aufrichtung und Befestigung das einzige Ziel seines Lebens gewesen, wieder aus den Fugen gehe, daß sein Verwaltungs- und Finanzsystem keine Geltung mehr bei Hof und Regierung finden würde. Gehaßt von den Edlen und Günstlingen, die in ihm den Hauptgegner ihrer selbstsüchtigen Pläne erblickten, bedroht von seinen Feinden, besonders von Soissons, Bouillon, Concini, bei der Regentin ohne Einfluß, als Hugenotte von der päpstlichen Camarilla am Hof übel angesehen, wie sollte er der herrschenden Strömung widerstehen? Er nahm in einem kurzen stolzen Schreiben an die Königin Abschied von dem „Tempel der Göttin Moneta", verließ Arsenal und Bastille und zog sich auf seine Besitzungen in Poitou zurück. Von seinen Schöpfungen in Paris war bald jede Spur verschwunden. Jan. 1611.

Konfessionelle Parteirichtungen.

Mit Sully's Ausscheiden und mit den spanischen Heirathsverträgen ging der Pariser Hof zu einer andern Politik über, als die von Heinrich IV. ergriffene. Die Verbindungen mit den protestantischen Höfen und Regierungen (XI, 803) wurden aufgegeben, die Armee trennte sich nach der Einnahme von Jülich von dem brandenburgisch-holländischen Heere und kehrte nach Paris zurück; der spanisch-österreichischen Weltherrschaft wurde freie Hand gelassen; die ultramontanen Tendenzen, wie sie zur Zeit der Ligue durch die jesuitisch-spanische Propaganda genährt worden, traten wieder offen und angriffsweise hervor. Die Idee von der Allgewalt des Papstes wurde nicht nur gegen die Reformirten, sondern auch gegen den Gallicanismus verfochten, der bei der Sorbonne und im Parlamente seine Anhänger hatte. Je mehr durch die Jesuiten Mariana, Bellarmin u. a. (XI. 29, 30) die Lehre von der päpstlichen Autarität auf die Spitze gestellt ward, desto schärfer betonte die Sorbonne, besonders ihr damaliges Haupt, der redegewandte charakterfeste Edm. Richer, die royalistisch-gallicanischen Prinzipien und schrieb die höchste Macht in kirchlichen Dingen nicht dem Papste, sondern der Kirche selbst in ihren großen hierarchischen Ordnungen zu; nicht dem sichtbaren Oberhaupte und Vorsteher der Kirche, sondern den allgemeinen Concilien wohne die Infallibilität bei. Maria von Medicis war dem Kirchenfürsten in Rom, der ihre Ehe geheiligt, in voller Hingebung zugethan. Der päpstliche Nuntius, der spanische Gesandte und Pater Cotton, Heinrichs IV. Beichtvater bildeten mit Epernon und Concini den kleinen intimen Rath, der die Entschlüsse und Handlungen der Regentin bestimmte. Die Anträge und Beschwerden, welche die Hugenotten auf einer allgemeinen Versammlung zu Saumur unter dem Vorsitz von Duplessis-Mornay an die Regierung richteten: Beseitigung einiger dem Edikt von Nantes bei der Verification hinzugefügten Beschränkungen, Gleichstellung ihrer Geistlichkeit und Schulen mit den katholischen, Weglassung des Zusatzes „sogenannt" (pretendue) vor „reformirten Kirche", direkte Wahl der Generaldeputirten durch die Versammlung u. A. fanden keine günstige Aufnahme. Man suchte durch einige unbestimmte Zusagen zu beruhigen und gewährte nur was nicht wohl zu umgehen war. Wenn man das Edikt von Nantes noch nicht anzugreifen wagte, so geschah es nur aus Furcht vor der durch ihre kirchliche und politische Verbrüderung geschlossenen Macht der reformirten Confessionsgenossenschaft. Ihr entschiedenes Auftreten zu Gunsten des Herzogs von Sully und seines Schwiegersohnes des Herzogs von Rohan hielt die Regierung ab, in ihren feindseligen Maßregeln

gegen diese protestantischen Edelleute weiter vorzugehen. Sully wurde in seiner Zurückgezogenheit rücksichtsvoll behandelt und Rohan blieb Oberbefehlshaber von St. Jean d' Angely, einem der bedeutendsten Sicherheitsplätze der Hugenotten. Heinrich von Rohan verband einen unternehmenden Geist und energischen Charakter mit Sittenstrenge, Bildung und ausgebreiteten durch große Reisen erweiterten Kenntnissen. Er war zugleich Staatsmann und Feldherr. Im Gegensatz zu Bouillon und Lesdiguières, welche ihren Einfluß bei den Glaubensverwandten häufig im eigenen Interesse, zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Absichten zu verwerthen suchten, handelte Rohan nach dem Spruche: Einigkeit macht stark, und arbeitete unermüdlich an der Erhaltung und Befestigung der Union des hugenottischen Glaubensbundes. Die Reformirten sahen in ihm einen zweiten Coligny. Seinem festen Auftreten gegenüber dem Herzog von Bouillon, einem persönlichen Gegner von Sully, hatten es die Reformirten, als sie auf einer Versammlung der
Sept. 1612. südwestlichen Provinzen in Larochelle ihre Forderungen wiederholten, zu verdanken, daß die Regierung in einigen Stücken nachgab. Aber der Riß, der seitdem durch die reformirte Conföderation zog und sie in eine strengere und gemäßigtere Partei spaltete, brach ihre einheitliche Kraft.

Grundes Umtriebe. Wenn die Regentin glaubte, durch ihre unbesonnene Freigebigkeit sich die Gunst und Zuneigung des Adels zu erwerben und eine ruhige Regierung zu verschaffen, so sollte sie bald enttäuscht werden: sie vergeudete ihre Hülfsmittel und vermochte doch die Habgier und den Ehrgeiz der Großen nicht zu stillen. Man sagte richtig, sie suche das Feuer zu löschen mit Oel. Sie sollte bald gewahr werden, wie wenig Dank sie sich erworben. Als
22. Juli 1610. der Prinz von Condé im Juli aus Italien zurückkehrte, wurde er von dem französischen Adel wie im Triumph empfangen. Auch er verschmähte es nicht, sich eine Pension von 200,000 Francs und einen Palast in Paris zutheilen zu lassen, ohne darum seine ehrgeizigen Pläne aufzugeben. Bald stellte er die Forderung an Maria, daß sie ohne seine Theilnahme nichts von Wichtigkeit vornehme oder berathe; in seinem Gouvernement Guyenne wollte er keine königliche von ihm unabhängige Besatzung dulden; als erster Prinz von Geblüt wollte er an dem Regimente Theil nehmen. Er warb Freunde und Anhänger unter dem Adel, er trachtete nach Popularität bei dem Volke, er näherte sich den Hugenotten. Gehörte er auch selbst bereits der katholischen Kirche an, so war doch der Name seines Geschlechts mit der Geschichte des reformirten Frankreich aufs Innigste verflochten. Bald war der Prinz das Haupt aller Unzufriedenen; alle neuerungssüchtigen, ehrgeizigen, unruhigen Geister schlossen sich an ihn an; das anarchische Treiben von ehedem drohte wiederzukehren und den von Heinrich IV. mühsam ge-
Nov. 1612. schaffenen Einheitsstaat aufs Neue aufzulösen. Der Tod seines Oheims, des Grafen von Soissons, der sich leicht zu seinem Rivalen aufwerfen konnte, erhöhte seine Macht und seine Ansprüche; der achtjährige Erbe des Namens stand ihm nicht im Wege. Die Anmaßung Conceinis, welcher der Königin immer neue Gnadenerweisungen abzuringen verstand, und der Mißbrauch,

den die Galigai von ihrer Stellung zur Aufhäufung von Schätzen machte, kamen den Unzufriedenen zu Statten. Wie unter Karl IX. ſchrieb man alles Ungemach, alle Verwirrung und Schädigung der nationalen Intereſſen der Mediceerin und ihren italieniſchen Günſtlingen zu. Durch ſie werde der franzöſiſche Staat nach Innen und Außen geſchädigt.

Die Adelscoalition.

Die Zeit der Regentſchaft während Ludwigs XIII. Minderjährigkeit gehört zu den kläglichſten Perioden der franzöſiſchen Geſchichte. Ohne große Ziele und Thaten verzetteln die Häupter der Nation die Kräfte und Hülfsmittel des Königreiches in unwürdigem factiöſen Parteitreiben, in kleinlichem Ränkeſpiel, in ſelbſtſüchtigem Jagen nach Geld und Macht, in leidenſchaftlichem Ringen nach Befriedigung des eigenen Ich. Ohne Sorge für des Landes Wohlfahrt, ohne Stolz für die Ehre der Nation und für den Ruhm der Familie, ohne jegliche Spuren idealen Strebens ſuchen die Glieder der Regierung wie der Ariſtokratie in frevelhaftem Egoismus das Gemeinweſen zu ihrem Vortheile auszubeuten. Die Rivalitäten der Ariſtokratenhäupter unter einander, die Zänkereien, der Neid, die Eiferſucht des Einen gegen den Andern, der Streit um den Vorrang in der Geſellſchaft, Zweikämpfe und Anfälle trotziger Magnaten nehmen in den Geſchichtsbüchern der Zeit einen beträchtlichen Raum ein. Auch als zu Anfang des Jahres 1614 die angeſehenſten Januar 1614.
fürſtlichen Häupter, der Prinz von Condé, die Herzöge von Bouillon, Mayenne, Nevers, Longueville, Vendome ſich in Mezières zu gemeinſamer Aktion vereinigten und kriegeriſche Rüſtungen vornahmen, ſucht man vergebens nach höheren politiſchen oder nationalen Zwecken: Den Hauptinhalt der Beſchwerdeſchrift, die ſie als Herausforderung an die Regentin richteten, bilden die Vorwürfe, daß man nicht ſie, ſondern Andere in den geheimen Rath und in die hohen Aemter und Befehlshaberſtellen berufen; dadurch ſei alles Unheil über die Nation gekommen. Sie forderten die Einberufung der Reichsverſammlung, durch welche die Mißſtände beſeitigt, die nothwendigen Reformen getroffen, die Wunden des kranken Staats geheilt werden ſollten. Die Regentin erließ ein Gegenmaniſeſt, worin die Beſchwerden der Prinzen und 27. Febr.
Edelleute zurückgewieſen und das ſelbſtſüchtige und ehrgeizige Trachten derſelben als Hauptquelle ihres anarchiſchen Treibens dargeſtellt wurde; anſtatt aber, wie Jeannin und Villeroi riethen, die Entſcheidung der Waffen zu ſuchen, trat ſie, der Anſicht des Kanzlers Sillery und der Galigai folgend, mit den Aufſtändiſchen in Unterhandlung. In dem Vertrag von St. Menehould wurden dem Prinzen und ſeinen Verbündeten einige Forderungen be- Mai 1614.
willigt, ihr Auftreten, als im Dienſte des Königs ohne böſe Abſichten unternommen, verziehen und die Einberufung der Generalſtände zugeſagt.

Die letzten Generalſtände. 1614

Die Generalſtände traten denn auch, nachdem im Parlament Ludwig XIII. für volljährig erklärt worden, im Oktober im Auguſtinerkloſter zu Paris zuſammen, um, wie es in den Einberufungsſchreiben hieß, für die gute Leitung der Geſchäfte in

a. Parteistellung.

der Verwaltung, in der Justiz und im Staatshaushalt Sorge tragen und Mittel und Wege zur Erleichterung des Volkes finden zu helfen. Schon aus der Zusammensetzung der Versammlung konnte man erkennen, wie wenig die Nation von diesen Vertretern der drei Stände erwarten durfte; unter den 464 Bevollmächtigten waren 140 Geistliche, 132 Adelige und 192 Mitglieder des dritten Standes, fast lauter Justiz- und Finanzbeamten. In den Reihen der Geistlichen sah man einen jungen Cleriker, Jean Armand du Plessis von Richelieu, (geb. 5. September 1585), Sohn eines royalistisch gesinnten Edelmannes aus Poitou, der auf Seiten der Könige Heinrich III. und Heinrich IV. gegen die Ligue gestanden. Vor dem kanonischen Alter zum Bischof von Luçon in Niederpoitou ernannt, wußte er trotz seiner Jugend sich bald bemerklich zu machen. Die Regierung hatte nicht gerade viele Freunde; verschiedene Flugschriften, welche während der Wahlen veröffentlicht worden, hatten das politische und kirchliche System, das die Regierung seit vier Jahren befolgt, in seiner Schädlichkeit dargestellt und Reformen vorgeschlagen; aber jeder der drei Stände hatte seine eigenen Interessen im Auge, die oft nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gingen; wie sollte man da zu einer Verständigung, zu einem gemeinsamen Resultate kommen? Wohl waren die Meisten von dem Gefühle durchdrungen, daß man sowohl im Steuerwesen, wie in den politischen und kirchlichen Zeitfragen wieder zu den Principien zurückgreifen müsse, die unter Heinrich IV. in Anwendung gekommen: man müsse im Innern die Lasten des Volkes erleichtern und eingerissene Mißbräuche abstellen, nach Außen die nationalen Rechte und die Macht und Souveränetät des legitimen Königthums gegen die klerikalen Uebergriffe und papistischen Brandschriften vertheidigen. Aber über die Mittel und Wege war keine Vereinigung zu erzielen: Wenn der Adel auf Abschaffung der Paulette (XI, 490) und des Aemterverkaufs drang, wodurch die wichtigsten Richter- und Verwaltungsstellen, vor Allem die Sitze in den Parlamenten, in die Hände der reicheren Bürgerfamilien kamen; so verlangte dieser als Entgelt für jenes große Opfer, daß die hohen Jahrgelder, Gehalte und Ehrengeschenke, wodurch der Hof sich die Gewogenheit und Treue des Adels und der Großen zu erkaufen suchte, eingestellt und die Ersparnisse zur Verminderung der Taille und anderer Abgaben verwendet werden sollten, eine Forderung, die natürlich bei den vornehmen Herren wenig Gnade fand. Welchen Eindruck mußte es auf die Edlen machen, als Jean Savaron, der gelehrte und charakterfeste Deputirte von Clermont in Auvergne, ausführte, daß sechs Millionen durch Pensionen und Gnadenbewilligungen verschlungen würden, während man in Guyenne und Auvergne das Volk Gras essen sehe! Und auch mit dem Clerus gerieth der dritte Stand in Hader. Die Abneigung gegen die Jesuiten, welche die Allgewalt des Papstes und die unbedingte Geltung aller Decrete des Tridentiner Concils in Frankreich durchzuführen sich anstrengten, hatte in den bürgerlichen Kreisen tiefe Wurzeln geschlagen; die Ermordung des geliebten Königs Heinrich IV. wurde ihrer Einwirkung zugeschrieben. Um nun den staatsgefährlichen Doctrinen, die sich immer offener hervorwagten, Schranken zu setzen, stellten die Pariser Deputirten, in Uebereinstimmung mit der Universität und dem Parlamente, den Antrag, es möchte durch die Reichsstände als unveräußerliches Staatsgrundgesetz festgestellt werden, daß der König in seinem Staate souverän sei und seine Krone nur von Gott habe, und daß es keiner Macht auf Erden, weder geistlichen noch weltlichen zustehe, ihn seiner heiligen Rechte zu berauben oder seine Unterthanen aus irgend einem Grunde vom Eide der Treue zu entbinden. Diese Lehre sollte fortan als Fundamentalgesetz gelten, von allen Beamten und Pfründenbesitzern

vor dem Antritt ihrer Stellen feierlich beschworen, die entgegengesetzte Ansicht als gottlos, verabscheuungswürdig und den Grundrechten Frankreichs widerstrebend erklärt werden. Wer solche Doctrinen lehre, verbreite oder annehme, sei als Verletzer der Reichsgesetze und als Majestätsverbrecher zu behandeln. Die Geistlichkeit meinte, ein solcher Antrag sei nicht geeignet vor den Ständen verhandelt zu werden, er würde nur Spaltung unter den Katholiken erzeugen. Fragen über Glauben, Lehre und Autorität der Kirche gehörten vor ein Concil, nicht vor eine größtentheils aus Laien zusammengesetzte Reichsversammlung. Der Cardinal Duperron suchte in einer dreistündigen Rede darzuthun, wie unzweifelhaft es auch sei, daß der König von Frankreich seine Krone von Gott habe und in allen weltlichen Dingen in voller Souveränetät handle, so könnte es doch Fälle geben, wenn z. B. ein Monarch gegen seinen Krönungseid von der christlichen Religion abfalle und dem Gewissen seiner Unterthanen Zwang anthue, wo das Oberhaupt der Kirche, um die Seelen vor dem ewigen Verderben zu retten, die Unterthanen von dem Eide der Treue loszusprechen berechtigt sei. Es mochten unter dem geistlichen Stande manche sein, die mit den neuen jesuitischen Doctrinen nicht einverstanden waren, sondern wie die Sorbonne und das Parlament den altgallicanischen Kirchenlehren anhingen; allein sie waren nicht im Stande, gegenüber der jesuitisch-papistischen Zeitströmung, dem alten Kirchenrecht und der religiösen Anschauung früherer Zeiten Anerkennung zu verschaffen. Und selbst wenn der Clerus mit den weltlichen Ständen sich zu einem Beschluß im gallicanisch-royalistischen Sinne hätte vereinigen können, würde er, von der Krone unterstützt worden sein? Die Volljährigkeit Ludwigs XIII. hatte keine Aenderung in der Regierung zur Folge. Der schwache talentlose König überließ die Staatsgeschäfte seiner Mutter, der er den Vorsitz im Conseil übertragen, und wir wissen ja, mit welcher Hingebung diese dem heiligen Vater zugethan war. Von klerikaler Seite wurde ihr stets zu Gemüthe geführt, daß die Legitimität ihrer Ehe und das Thronrecht ihres Sohnes nach kanonischen Gesetzen anfechtbar sei, daß nur die Machtvollkommenheit des Papstes sie und den König in ihrer hohen Stellung gegen die Widersacher zu halten vermöchte. Stützte doch auch Condé seine Hoffnungen und Pläne auf die zweifelhafte Gültigkeit der königlichen Ehe.

b. Divergirende Tendenzen.

So geschah es, daß Clerus und Adel gegen den dritten Stand sich vereinigten und daß kein gemeinsamer Beschluß als Ausdruck des Gesammtwillens der Nation zu Stande gebracht werden konnte. Es wurden manche bittere Worte gewechselt: Als im dritten Stand einst geäußert ward: die Geistlichkeit hätte das Recht der Erstgeburt davongetragen, die Edelleute seien die nächstgebornen, sie selbst die jüngsten Brüder, aber alle seien Söhne Frankreichs, ihrer gemeinschaftlichen Mutter, da fanden es die Edelleute sehr anmaßend, daß Bürger, Kaufleute, Handwerker und Beamte, die der Lehnshoheit und der Gerichtsbarkeit der beiden obern Stände unterworfen seien, sich als die jüngsten Brüder bezeichneten, das würde dasselbe Blut und dieselbe Tugend mit dem Adel voraussetzen. Dem sei aber nicht so; nicht als ihre Brüder sondern als ihre Untergebenen müßten jene angesehen werden. Nicht minder schroff verhielt sich die Geistlichkeit gegen den dritten Stand. Nach vielen aufregenden Verhandlungen, mit Anwendung geistlicher und weltlicher Mittel und Ueberredungskünste, setzte sie es endlich bei dem König und der Königin durch, daß der kirchenrechtliche Antrag, trotz seines royalistischen und nationalen Inhalts niedergeschlagen ward, und brachte es dahin, daß der Adel mit der Geistlichkeit vereinigt die Publication der vollständigen Tridentiner Conciisbeschlüsse empfahl. Nur die reformirten Glieder des Standes erhoben

Protest gegen die Veröffentlichung der Dekrete, wobei zwar die gallicanischen Freiheiten, nicht aber die den calvinischen Glaubensverwandten zugesagten Rechte vorbehalten waren

24. Febr. 1615. Am 23. Febr. wurden in einer königlichen Sitzung die „Cahiers" der drei Stände dem jungen Monarchen überreicht. Der Bischof von Luçon, Armand du Plessis de Richelieu, welcher von dem geistlichen Stand als Sprecher aufgestellt war, entwarf in seiner Ansprache, die neben prunkender Gelehrsamkeit glänzende Funken eines kräftigen scharfsinnigen Geistes enthielt, ein Gemälde Frankreichs in alten und neuen Zeiten. Einst sei die Geistlichkeit in Macht und Ansehen gestanden und zur Theilnahme und Mitwirkung bei den hohen Reichsämtern berufen worden; jetzt sei sie in ihren Freiheiten, in ihren Gerechtsamen, in ihrer Jurisdiction beschränkt. Er empfahl die Annahme und Bestätigung der in dem Cahier des Clerus aufgeführten Anträge, „denn das Heil des Staates hänge von der Schätzung ab, die den heiligen Dingen gewidmet werde". Obwohl er nur im Auftrage und nach dem Sinne der Geistlichkeit sprach, so erkannte man doch aus der Emphase seines Ausdrucks, „wie sehr der Ehrgeiz des Standes zugleich sein persönlicher war". Das vom Adel überreichte Schriftstück stimmte im wesentlichen mit dem des Clerus überein. Die beiden bevorzugten Stände hatten die Gemeinsamkeit ihrer Interessen erkannt. Im schneidenden Gegensatze zu den Kundgebungen des Ehrgeizes und Standesgefühls der Geistlichkeit und der Adelsaristokratie schilderte die Rede des Sprechers des dritten Standes, des Deputirten Robert Miron von Paris, die traurige Lage des Volkes gegenüber den Privilegien und Anmaßungen der beiden ersten Stände. Indem er die Mißbräuche und Ungerechtigkeiten rügte, die sich bei der Besetzung der geistlichen und weltlichen Aemter und Würden eingeschlichen, die Gewaltthätigkeiten, die Fehdesucht, die Habgier und Erpressung des turbulenten Adels als Hauptquelle des unheilvollen Zustandes des Reiches darstellte und auf Abschaffung der Pensionen, auf Verminderung der Gehalte und hohen Aemter, auf Beseitigung der Binnenzölle antrug, deutete er an, daß die Nation aus der unerträglichen Lage nur durch das enge Bündniß der Krone mit dem Volke erlöst werden könne. Leicht könnten die Armen und Geplagten einmal zu der Erkenntniß kommen, daß der Krieger nichts anderes sei, als ein Bauer in Waffen, und der Amboß zum Hammer werden. Zwei Zeitalter hören wir ihre Stimmen erheben, bemerkt Ranke, „neben der hierarchischen Vergangenheit das Brausen einer demokratischen Zukunft. Zwischen ihnen schwankt die damalige Gegenwart".

c. Ausgang. Der König versprach die Cahiers zu prüfen, und so viel in seinen Kräften

24. März 1615. stehe die Wünsche und Anträge zu erfüllen. Vier Wochen später wurden die drei Stände nach dem Louvre entboten und verabschiedet mit der Zusage, daß die Verkäuflichkeit der Aemter und die Jahrgelder abgeschafft und durch eine Untersuchung den Unterschleifen bei der Finanzverwaltung Einhalt gethan werden sollte. Aber selbst diese Vertröstungen gingen nicht in Erfüllung. So endete der letzte Reichstag des alten Frankreich ohne irgend ein namhaftes Resultat. Er gab nur Zeugniß, daß die Zeit krank sei, daß aber den bestehenden Gewalten die Kräfte zur Abhülfe fehlten. Als man nach 174 Jahren wieder nach der alten Institution griff, ging aus ihren Arbeiten ein neues Frankreich hervor.

2. Ankämpfen gegen die Herrſchaft der Günſtlinge.

Ariſtokratie u. Hugenotten im Aufſtand 1615.

Die Hoffnung des Prinzen von Condé, durch die Reichsſtände in ſeinen ehrgeizigen Beſtrebungen unterſtützt zu werden, war geſcheitert; ſein Einfluß auf den dritten Stand war weit unter ſeinen Erwartungen geblieben. Doch ſtand er darum von ſeiner Oppoſition gegen den Hof und die fremden Günſtlinge der Königin nicht ab. Der Uebermuth, mit dem Concini gegen die Großen, gegen die Miniſter, ja ſelbſt gegen den jungen König auftrat, die allgemeine Abneigung gegen die ſpaniſchen Heirathen, die im Herbſt deſſelben Jahres vollzogen werden ſollten, ſchienen ſein Vorhaben zu begünſtigen. Was der Fürſt nicht durch den Reichstag zu erlangen vermochte, ſuchte er auf andern Wegen zu erzielen. Auf ſeine Anregung lud das Pariſer Parlament die Prinzen, Pairs und hohen Kronbeamten, die es als ſeine Mitglieder anſah, zu einer Berathung über gewiſſe Vorſchläge ein, welche für den Dienſt des Königs, die Erleichterung der Unterthanen und das Wohl des Staates gemacht werden ſollten. Allein die Regierung unterſagte ein ſolches Vorgehen, zu dem das Parlament nicht befugt ſei. Doch konnte ſie nicht verhindern, daß die Corporation in einer ſchriftlichen Vorſtellung die weſentlichſten Forderungen wiederholte, die der dritte Stand geſtellt hatte: der König möge für Wahrung der Souveränetät der Krone Sorge tragen, die von ſeinem Vater eingegangenen Bündniſſe zu erhalten ſuchen und bei den Staatsgeſchäften den Nachkommen der alten Adelshäuſer den gebührenden Antheil geben, Fremde von den hohen geiſtlichen und weltlichen Stellen fern halten u. A. Am Hofe wurde dieſes Auftreten des Parlaments mit dem größten Unwillen vernommen; es erfolgte ein ſcharfer Verweis und die Körperſchaft ſah ſich endlich zu der Erklärung genöthigt, ſie habe nur den Dienſt des Königs bezweckt, keineswegs in deſſen Autorität eingreifen wollen. Dieſe Zurückweiſung ſchreckte jedoch den Prinzen nicht ab. Er ſchloß mit andern mächtigen Adelshäuptern, mit Bouillon, Mayenne, Logneville, St. Pol einen Bund, um die Reform des Staats und die Entfernung der ſchlimmen Rathgeber zu erzwingen; auch Rohan trat der Coalition bei und ſuchte die Hugenotten, die gerade damals eine Hauptverſammlung in Grenoble abhielten, ebenfalls zum Beitritt zu bewegen. Es verdroß ihn, daß die Regierung ihm die Nachfolge im Gouvernement Poitou verweigerte, die ihm ſein Schwiegervater zugedacht. Vergebens warnte der alte Mornay vor einem Bunde mit den aufſtändiſchen Edlen: es ſei nicht rathſam, den König im Anfang ſeiner Volljährigkeit zu reizen, ihre Sache an die maleontenten Großen zu knüpfen, die nur ihre ſelbſtſüchtigen Zwecke verfolgten; Bouillon, Rohan und Soubiſe erlangten die Oberhand; aus Beſorgniß vor Lesdiguières, der in der Dauphiné Alles vermochte und auf Seiten des Hofes ſtand, verlegten ſie eigenmächtig ihre Verſammlung nach Nimes und ſchloſſen, ungeachtet der Hof ihnen von Poitiers und Bordeaux aus die

27. Nov 1615. Abstellung ihrer Beschwerden versprach, mit Condé ein Bündniß zu gemeinschaftlichem Kampf für die Reform des Staats und die gegenseitige Sicherheit. Dieser hatte bereits die Fahne der Empörung gegen die Regierung aufgepflanzt und war, von seinen Verbündeten unterstützt, mit beträchtlichen Streitkräften über die Loire gesetzt, das königliche Heer unter Boisdauphin bis nach St. Jean d'Angely drängend. Der Anschluß der Hugenotten unter Rohan und Soubise verschaffte den Insurgenten vollends das Uebergewicht im Felde. So entbrannte denn aufs Neue der Bürgerkrieg. Aber es war kein Kampf um höhere Ziele, es war nur ein frevelhaftes Waffenspiel zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke, zur Befriedigung der Leidenschaften einiger Großen. Aber in der Verwüstung der Länder, in den Leiden und Drangsalen des Volkes trat die ernste und trübe Seite des feindseligen Treibens zu Tage. Niemand hatte ein Herz bei der Sache. Der Bund der Adelshäupter lockerte sich, seitdem der König den Prinzen von Condé und seine Anhänger für Rebellen und Majestätsverbrecher erklärt hatte; die Hugenotten erkannten allmählich, daß sie durch ihren Anschluß an die Aufständischen ihre Lage und Zukunft nicht sicherer gestellt hätten, und viele Glieder der Union hielten sich fern. Und als die spanischen Heirathen, die man zu hindern gehofft
25. Nov. 1615. hatte, in Bordeaux und Burgos gleichzeitig vollzogen wurden, und der neuvermählte König mit dem Hofe nach Paris zurückkehrte, war da denn nicht Aussicht, durch Verständigung und Compromiß mehr zu erlangen als mit den Waffen? Auch in Paris wünschte man die Flitterwochen ruhig und vergnügt zu verbringen, die Festlichkeiten nicht durch aufregende Kriegsbotschaften gestört zu sehen.

Vertrag von Loudun 1616. So kam denn nach langen Unterhandlungen, deren Ernst durch die Anwesenheit und Theilnahme vornehmer Damen aus den Hof- und Aristocratenkreisen er-
6. Mai 1616. heitert und belebt ward, der Vertrag von Loudun zu Stande, durch welchen der König versprach, die von dem dritten Stand des Reichstags und von dem Parlamente gestellten Forderungen mit Zuziehung der Prinzen, der Kronbeamten und einiger Glieder des Herrenstandes und des Parlaments in Berathung zu ziehen und so weit als möglich in Ausführung zu bringen. Die Sicherheit der Krone und die Freiheiten der gallicanischen Kirche sollten gewahrt und die Tridenter Concilsbeschlüsse nie in der von dem Clerus begehrten Ausdehnung promulgirt werden; die Reformirten im Fortbesitz aller der Gnaden und Zugeständnisse bleiben, die ihnen von dem vorigen König gewährt worden. In der Regierung und insbesondere in der Finanzverwaltung wurden die gewünschten Reformen in Aussicht gestellt. Condé und seine Anhänger und Verbündeten wurden von aller Schuld entbunden und der königlichen Gnade und Verzeihung versichert und sowohl der Prinz selbst als seine adeligen Genossen aufs Neue mit Jahrgeldern und Gratificationen bedacht.

Condé und d'Ancre. Der Vertrag von Loudun war ein Sieg der nationalen Partei über die Hofcamarilla und die jesuitisch-päpstliche Richtung im Clerus. Dies trat in unverkennbaren Zügen zu Tage, als Condé aus dem Gouvernement Berry,

das er gegen Guyenne eingetauſcht, nach Paris zog und die ſeinem Range gebührende Stellung bei der Regierung in Anſpruch nahm. Er entriß der Königin Maria ihren bisherigen Einfluß im Conſeil, indem er ſich ſelbſt die Entſcheidung in allen wichtigen Staatsgeſchäften zueignete. Bald war er der erſte Mann, ſein Palaſt wurde eifriger geſucht als der Louvre; alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Er galt als das Haupt der patriotiſchen Gegenpartei, welche das italieniſche Regiment zu Fall zu bringen trachtete. Und dies war auch ſein nächſtes, wenn gleich nicht ſein letztes Ziel. Concini hatte ſich eine Machtſtellung angemaßt, welche den Neid und Haß des franzöſiſchen Adels herausfordern mußte: die Königin wurde von ihm und Galigai völlig beherrſcht; in das Miniſterium brachte er Leute, die ihm ganz zu Willen waren, wie der Generalcontroleur Barbin, wie der Staatsſecretär Mangot. Auch Richelieu, der uns bekannte Biſchof von Luçon, den ſein Freund Barbin der Königin zum Almoſenier und Staatsrath empfahl, gehörte zu ſeiner Partei. Durch ſeinen Uebermuth, ſeine Habgier und Verſchwendung, ſeine Rückſichtsloſigkeit gegen Hoch und Niedrig hatte ſich der Marſchall d'Ancre ſo allgemein verhaßt gemacht, daß Condé, der ihn Anfangs mit Entgegenkommen behandelte, um ſeiner Popularität willen ſich ganz und gar von ihm zurückzuziehen bewogen fand. War es ſchon längſt kein Geheimniß, daß die Fremdlinge ihren Einfluß auf die Königin in eigennützigſter Weiſe ausbeuteten, daß bei Hofe Nichts zu erreichen war, ohne daß zuvor bei Gallgai die Pforte durch einen goldenen Schlüſſel geöffnet war, daß Concini die einträglichen Aemter und Würden, die er ſich übertragen ließ, zum Anſammeln von Reichthümern verwendete, ſo traten jetzt, wo im Miniſterium ſeine Freunde und Creaturen das große Wort führten, ſeine Habgier, ſeine Anmaßung, ſein Egoismus noch offener hervor. Sein Vermögen ſoll ſich auf mehr denn ſechs Millionen Livres belaufen haben; die Pracht ſeiner Paläſte, die Menge ſeiner Dienerſchaft, die Feſte und Gaſtmähler, gaben Zeugniß von ſeinen Reichthümern, wie die Gemälde, womit er die Säle ausſchmückte, von ſeinem Kunſtſinn, den er aus ſeiner florentiniſchen Heimath mitgebracht. Er beſaß die Manieren eines Cavaliers aber auch die Arroganz eines Emporkömmlings. Selbſt dem König begegnete er mit wenig Ehrerbietung.

Condé in der Baſtille.

Wie mußte es den Prinzen verdrießen, als er wahrnahm, daß alle wichtigen Staatsgeſchäfte nicht wie er verlangte durch ſeine Hand gingen, ſondern nach wie vor in dem Cabinet der Königin durch Concini und ſeine Geſchöpfe entſchieden wurden! Dieſem unerträglichen Zuſtande ſollte ein Ende gemacht werden durch ein neues Complot und eine neue Schilderhebung. Die Königin und ihre Vertrauten ſollten vom Hofe entfernt und das Regiment den eingebornen Ariſtokratenhäuptern in die Hände gegeben werden. Als man am Hofe vernahm, daß der Prinz mit Bouillon, Mayenne und andern

Neue Schilderhebung 1616.

Großen lebhafte Berathungen hielt, drang der Marschall auf energisches Vorgehen. Man solle durch Verhaftung der Hauptführer dem neuen Aufstand vorbeugen. Die Königin ging nach einigen Bedenken auf den Vorschlag ein. Condé wurde im Louvre festgenommen und in die Bastille geführt; dagegen fanden die übrigen Zeit zu entkommen. In Paris ging der Gewaltstreich gegen den Prinzen ohne große Unruhe vorüber, nur daß ein von der Mutter des Verhafteten aufgeregter Volkshaufen den kunstgeschmücktem Palast des Italieners zerstörte. — Bouillon und Mayenne eilten nach Soissons, wo sich bald auch andere Genossen einstellten, Guise, Chevreuse, Longueville, Vendome, Coeuvres. Auch Nevers trat auf ihre Seite. Sie rüsteten zum Krieg, um, wie sie einander gelobten, den König von den unwürdigen Schlingen zu befreien, in denen ihn die Fremden gefangen hielten, und ihn in die Lage zu setzen, die legitimen Häupter der Nation in seinen Rath zu ziehen. Auch die Regierung rief ihre Truppen unter die Waffen; Concini, jetzt mächtiger als je, sagte, er müsse die höchste Gewalt gegen die Anschläge einer meuterischen Aristokratie vertheidigen. Beide Theile bedienten sich des königlichen Namens für ihre Zwecke; ein neuer Bürgerkrieg war im Anbrechen. Der Sieg mußte sich auf die Seite neigen, wo der König stand. Und Anfangs hatte es den Anschein, als sollte das bisherige System fortdauern. Ludwig XIII. erklärte im Parlament, daß die Verhaftung des Prinzen zum Wohle des Staats nöthig gewesen, daß sich derselbe der Regierung habe bemächtigen und ihn selbst und die Königin Mutter in seine Gewalt bringen wollen; er forderte die verbündeten Edelleute auf, die Waffen niederzulegen, sonst werde er sie als Majestätsverbrecher nach der Strenge des Gesetzes behandeln.

Concini besaß noch Einfluß genug, das Ministerium ganz nach seinem Sinne zu gestalten; in seiner Wohnung holten die Räthe ihre Instructionen. Richelieu, der zum Gesandten in Spanien ausersehen war, wurde zurückgehalten und auf Concini's Veranstaltung zum Staatssecretär ernannt. Und dennoch scheint der Gewaltige von einer dunklen Ahnung erfüllt gewesen zu sein, daß es mit seiner Macht zu Ende gehe. Allerlei Entwürfe zogen durch seinen Kopf, die von der Unruhe seiner Seele zeugten. Er überlegte mit seiner Gemahlin, ob sie nicht mit ihren Reichthümern nach Italien zurückkehren und die Herrschaft über Ferrara zu erwerben suchen sollten. Galigai besaß mehr Kühnheit.

Die Krisis. Das Jahr ging unter Kriegslärm zu Ende; die Gemüther waren in Aufregung; die Zukunft unsicher, im Norden und Süden Gährung und Gemüthsbewegung; Flugschriften voll leidenschaftlicher Ausfälle gegen die fremden Unheilstifter liefen durch die Hände des Volks. Die Späher Concini's hatten viel zu thun, die öffentliche Stimmung auszuforschen und die Mißvergnügten, die sich zu äußern wagten, zur Anzeige zu bringen. Dennoch kam es zu keiner größeren Action: die Königin hatte den Herzog von Guise von den übrigen Großen zu trennen gewußt und ihm und dem aus der Ba-

ſtille befreiten Grafen von Auvergne (XI, 491) den Oberbefehl über die Regierungstruppen übertragen: unter königlicher Fahne bedrängten ſie die aufſtändiſchen Großen, die gleichfalls den königlichen Namen auf ihr Banner geſchrieben, in Mezières und Soiſſons; und ſchon bildete ſich eine dritte Partei, Lesdiguières, Montmorency, Epernon, Bellegarde an der Spitze, die gleichfalls im Namen des Königs eine vermittelnde Friedensſtiftung verſuchten. Da drang die Kunde von d'Ancre's Fall in die Welt, wodurch die ganze Sachlage und Parteiſtellung ſich änderte.

Ludwig XIII. war jetzt ſechzehn Jahre alt geworden, ohne daß er noch jemals ſelbſtändig an der Regierung Theil genommen. Man behandelte ihn wie einen Unmündigen, hielt ihn abſichtlich von allen ernſten Dingen fern und freute ſich, wenn er im Tuileriengarten ſich mit der Vogeljagd beſchäftigte, oder Erde zuſammenfahren ließ, um ſie mit Raſen zu bedecken. Ein junger Edelmann aus Mornas in der Grafſchaft Avignon, Charles Albert de Luynes, den man dem jungen König zum Geſpielen und Geſellſchafter gegeben, gewann durch ſeine Geſchicklichkeit im Abrichten von Falken und Sperbern die Neigung ſeines Herrn. Er war ſein ſteter Begleiter. Ohne hervorragende Eigenſchaften beſaß Luynes doch einen brennenden Ehrgeiz; er hielt ſich für befähigt, die Stelle Concinis einzunehmen. Fähigere und kühnere Männer, wie der frühere Miniſter Villeroy, wie Déageant, ein ſchlauer intriganter Finanzbeamter, nährten ſeine ehrgeizigen Gedanken. Der König hatte, wie unbedeutend er immer war, ein lebhaftes Bewußtſein von ſeiner Würde; er fühlte, daß er vernachläſſigt werde, er haßte den Günſtling ſeiner Mutter, der ſelbſt ihm gegenüber mit ſolcher Arroganz auftrat. Dies hatte Luynes erkannt und er unterließ Nichts, dieſes Gefühl aufzuſtacheln und zugleich Furcht und Mißtrauen in der Seele des jungen Monarchen zu wecken. Er reizte deſſen Stolz, indem er ihm vorſtellte, daß er nur ein Figurant am eigenen Hofe ſei; man ängſtigte ihn mit der Schilderung von den zerrütteten Zuſtänden, in denen der Staat ſich befinde, von der Unzufriedenheit des Adels und Volks, von den Gefahren, die ihm ſelbſt und dem Reiche von dem verwegenen Ehrgeize des Marſchalls droheten. Das Complot gelang. Der König gab ſeine Einwilligung, daß der Mann, der ſo viel Unheil angeſtiftet habe und mit ſo verderblichen Plänen umgehe, aus der Welt geſchafft werden möchte. Der Marſchall wollte nach der Normandie ziehen, um den aufſtändiſchen Edelleuten mit den Waffen entgegenzutreten. Vor ſeiner Abreiſe begab er ſich nach dem Louvre, um Abſchied zu nehmen. Auf der Schloßbrücke trat ihm Vitry, Hauptmann der Leibgarde, mit einigen Begleitern in den Weg. Mit den Worten: mein Herr, ich verhafte Euch im Namen des Königs, faßte er ihn am Arm, und als der Marſchall erſchrocken zurückwich, ſchoß er ihm mit einer Piſtole, die er unter ſeinem Mantel verborgen gehalten, vor die Stirne, einen zweiten Schuß empfing der Verwundete

Concinis Ermordung 1617.

24. April 1617. von hinten durch Vitry's Bruder Hallier. Mit einem Ausruf des Schreckens ſtürzte Concini todt auf der Brücke nieder.

Umwandlung des Hofes und Galigai's Ende. Als Ludwig XIII. hörte, daß der Günſtling ſeiner Mutter todt ſei, ſoll er ſelbſtzufrieden ausgerufen haben: „Jetzt bin ich der König!“ Und in der That ſchien ganz Frankreich wie aus einem ſchweren Traum erwacht einem neuen Lebensmorgen entgegen zu gehen. Die Pariſer Bevölkerung gab ihre Freude, daß ſie nunmehr von der Tyrannei und dem Spionenweſen des Fremdlings befreit ſei, durch Jubelgeſchrei und Scenen roher Rachſucht zu erkennen. Die Häuſer des Ermordeten wurden ausgeplündert, der Leichnam, den man bereits beerdigt hatte, am folgenden Tage von der wüthenden Menge ausgegraben, mit Hohngeſchrei durch die Stadt geſchleppt und vor dem Palaſte des Marſchalls an einem Galgen aufgeknüpft. Galigai, die ſtolze Frau wurde baarfuß in den Kerker geſchleppt, verfolgt von dem Wuthgeſchrei des Pöbels. Mit ihren Reichthümern und Aemtern wurden die Urheber des Complots belohnt: Luynes erhielt die Würde eines Kammerherrn und Gouverneur von der Normandie, die Concini bekleidet hatte, aus der Hand des Königs, Vitry wurde zum Marſchall von Frankreich erhoben. Die alten Miniſter Jeannin, Villeroy, Sillery, übernahmen die Geſchäfte wieder, die einſt Heinrich IV. ihren Händen anvertraut, aber die Fäden der Politik lenkte Luynes, Vertrauter Déageant. Die Königin Mutter, von ihrem Sohne und den neuen Günſtlingen mit Härte und Geringſchätzung behandelt, bat um die Erlaubniß, ſich nach Blois zurückziehen zu dürfen. Ihr Begleiter in das Exil war Richelieu, der ebenfalls aus dem Staatsdienſt ſcheiden mußte und ſich während ſeiner unfreiwilligen Muße mit der Abfaſſung einer „Unterweiſung für Chriſten“ beſchäftigte. Die Ariſtokratenhäupter, welche die Waffen gegen die Regierung ergriffen hatten, ſöhnten ſich mit ihren Gegnern aus und feierten die Befreiung des Landes und des Königs mit fröhlichen Gaſtmählern. Sie eilten nach Paris, um dem Monarchen, der ſo energiſch die Ketten zerriſſen, ihre Huldigungen darzubringen. Ludwig nahm ihre Betheuerungen, daß ſie nur gegen die italieniſche Camarilla unter die Waffen getreten, gläubig auf, erklärte ſie für gute und loyale Unterthanen und verſicherte ſie ſeiner Gnade. Der Prinz von Condé blieb jedoch noch ferner unter Aufſicht, nur daß er die Baſtille mit den geſünderen Räumen von Vincennes vertauſchen und in der leichteren Haft ſich der Geſellſchaft ſeiner Gemahlin erfreuen durfte. Das tragiſchſte Loos brachte die Kataſtrophe über Leonore Galigai. Sie wurde vor dem Parlamente der Zauberei angeklagt und des Frevels gegen göttliche und menſchliche Majeſtät. Sie vertheidigte ſich mit Würde und Ruhe. Als man ſie fragte, durch welche Zauberkünſte ſie die Königin an ſich gefeſſelt, gab ſie zur Antwort: Meine Zaubermittel waren die Macht einer ſtarken Seele über eine Schwachſinnige. Der Gerichtshof war charakterlos genug, ſich als Werkzeug der Volkswuth gebrauchen zu laſſen. Trotz ihrer ſtandhaften

Betheuerung, keines einzigen der Verbrechen, deren man ſie bezichtete, ſchuldig zu ſein, wurde ſie zum Tode verurtheilt. Ein Zug von Mitleid durchzuckte die Seelen der den Richtplatz umſtehenden Menge, als das Schwert ihr Haupt vom Nacken trennte. Ihr Leichnam ward verbrannt, die Aſche vom Hauche des Himmels verweht. Sie war nicht ſchlimmer, als ihre Umgebung, die grauſame Ungerechtigkeit ihrer Gegner verſöhnte einigermaßen mit ihren Fehlern. 24 Juli 1617.

Bald zeigte es ſich, daß der Staatsſtreich nur andere Perſonen in die Höhe gebracht, nicht aber das Regierungsſyſtem geändert habe, daß der König, den das Volk „den Gerechten“ nannte, weil er einen übermüthigen Emporkömmling ohne Gericht und Verhör der Hand eines Mörders preisgegeben, weder die Kraft noch den Willen beſaß, im Geiſte ſeines Vaters zu regieren. Er war eine unſelbſtändige Natur, ohne Sinn für höhere Dinge und ohne Arbeitsluſt. Daher fiel es dem neuen Günſtling Luynes nicht ſchwer, an d'Ancres Stelle zu treten und ſeinen Einfluß eben ſo ſelbſtſüchtig und eigennützig auszubeuten wie der Italiener. Er ſtieg zum Herzog, ſpäter zum Connetable empor, er fügte zu ſeinem Gouvernement Normandie noch Calais und Boulogne hinzu; er vermählte ſich mit der ſchönen Marie de Rohan aus einem mit dem königlichen Hauſe verwandten Geſchlechte, die durch ſeinen Einfluß zur Oberhofmeiſterin Anna's erhoben ward. Die junge bewegliche, mit allen Gaben der Gefallſucht ausgeſtattete Dame, die in der Folge als Herzogin von Chevreuſe eine hervorragende Rolle in der Parteigeſchichte der Zeit ſpielte, wußte ſich bei der Königin eben ſo ſehr in Gunſt zu ſetzen wie Luynes ſelbſt bei dem König. Auch ſeine Brüder verheirathete er mit reichen Erbinnen und verſchaffte ihnen den Herzogstitel. Sein Ehrgeiz war unerſättlich. Die Großen merkten bald, daß ſie bei dem Tauſche Nichts gewonnen. Auf einer Notablenverſammlung in Rouen ſetzte der König die Gründe auseinander, warum das Regiment in den bisherigen Formen fortgeführt werden müſſe und die hohen Adelshäupter nicht zu allen Geſchäften des Cabinets herangezogen werden könnten. Auch die Erſparungen und Reformen, die der Verſammlung vorgelegt wurden, Verminderung der Jahrgelder und der Garniſonen, Beſeitigung des Aemterkaufs und der Paulette waren keineswegs nach dem Sinne der adeligen und bürgerlichen Herren und erzeugten große Unzufriedenheit. Sollten ſie allein Opfer bringen, während der neue Günſtling und ſeine Creaturen in die alten Wege einſchlugen? Luynes, eben ſo ſelbſtſüchtig und noch unfähiger als Concini, nahm bei dem König dieſelbe Stellung ein, wie der Italiener einſt bei deſſen Mutter; Ehren und Aemter wurden nicht nach Würdigkeit vergeben, ſondern ſolchen verliehen, die dem Falkenjäger aus der Provence huldigten. Mit ängſtlicher Sorgfalt überwachte er die Perſon Ludwigs, damit kein Unberufener ihm nahe und ihm die Augen öffne. Das neue Regiment. Decbr. 1617.

Bald ſtand die Ariſtokratie dem neuen Regimente eben ſo feindſelig gegenüber, wie dem früheren. An die Stelle des gefangenen Condé trat der reiche und Neue Coalition. Flucht der Königin 1619.

mächtige Herzog von Epernon, der einſt zu den „Mignons“ Heinrichs III. gehört hatte und noch in Kleidung, Sitten und Lebensgewohnheiten die alte Eleganz der Valois bewahrte. Und nun erlebte man das wunderſame Schauſpiel, daß dieſelben Edelleute, die vor Kurzem die Waffen gegen das Regiment der Maria von Medicis erhoben hatten, ſich mit dieſer gegen den Sohn und die neue Camarilla verbanden. Die Königin Mutter, in Blois in ſtrenger Aufſicht gehalten und ſcharf überwacht, ſehnte ſich nach Befreiung. Sie wandte ſich durch den Italiener Rucellai, der einſt zu Concini's Vertrauten gehört hatte, an Epernon und flehte um deſſen ritterliche Beihülfe. Der
22. Febr. 1619. Herzog traf Anſtalten, ihr die Flucht zu ermöglichen. In einer Nacht wurde die Wittwe Heinrichs IV. mittelſt einer Strickleiter aus ihrem Schloßzimmer in Blois entführt und in einer bereitſtehenden Kutſche nach Angouleme gebracht, wo der Herzog Statthalter war. Ein Manifeſt rechtfertigte die Flucht durch die Aufzählung aller Uebelthaten, deren ſich die am Hofe herrſchende Faction ſchuldig gemacht. Es war eine Wiederholung der Vorwürfe, die einſt Marias dermalige Freunde gegen ſie ſelbſt gerichtet. Im Bunde mit der Königin Mutter hofften jetzt die Ariſtokratenhäupter mit größerem Erfolg die Reformen im Staate durchführen und den Einfluß auf die Regierung gewinnen zu können als früher. Von beiden Seiten wurde zum Kriege gerüſtet; die Edelleute wollten Maria nach Paris zurückführen, Luynes dieſelbe von der Perſon des Königs fern halten. Eine Zuſammenkunft Ludwigs mit ſeiner Mutter in Tours führte zu keiner Verſöhnung. Zwei Höfe, der eine in Paris, der andere in Angers, und zwei Factionen ſtanden einander drohend gegenüber.

Verhältniſſe der Hugenotten.

Die papiſtiſch geſinnte Königin trug kein Bedenken ſelbſt mit den Hugenotten durch Bouillon und Rohan Verbindungen anzuknüpfen. Dieſe waren gerade in großer Aufregung über ein königliches Edikt, das die Jeſuitenpartei bei Luynes durchgeſetzt hatte. In Béarn, der Heimath Heinrichs IV., waren bei der durch Johanna d'Albret eingeführten Reformation die Kirchengüter mit Zuſtimmung der Landſtände ſäculariſirt und theils zum neuen Cultus theils zu Schul- und Wohlthätigkeitszwecken verwendet worden. Bei ſeinem Uebertritt hatte dann der Bourboniſche König zugegeben, daß die zwei Bisthümer des Landes ſammt dem katholiſchen Cultus wieder aufgerichtet und die geiſtlichen Güter zurückerſtattet würden. Um aber ſeine alten Glaubensgenoſſen und Landsleute nicht zu verletzen, übernahm Heinrich IV. bei der Reſtauration die Unterhaltungskoſten auf die königliche Kaſſe und ließ den reformirten Inſtituten das Kirchenvermögen, das ſie ſeit fünfzig Jahren beſeſſen. Auch die Regentſchaft drang nicht auf Zurückgabe. Die papiſtiſch-jeſuitiſche Partei war damit nicht zufrieden; ſie glaubte, daß zur Ehre und Selbſtändigkeit der Kirche eigener Beſitz erforderlich ſei. Wir wiſſen ja, mit welchem Eifer um dieſelbe Zeit die Reſtitution der ſäculariſirten geiſtlichen Güter von den Klerikalen in Deutſchland betrieben ward. Man hatte daher den königlichen Befehl ausgewirkt, daß die ehemaligen geiſtlichen Güter in Béarn der katholiſchen Kirche gegen eine Vergütung aus der Staatskaſſe zurückgegeben werden mußten. Eine Beſchwerdeſchrift, welche die in Loudun verſammelten Abgeordneten

wegen dieſer und anderer Angelegenheiten an den König gerichtet hatten, war ausweichend beſchieden worden. Nun ließ Maria die Reformirten ihrer Theilnahme verſichern und verſprach ihnen Abſtellung ihrer Klagen und Beſchwerden.

So ſtanden neue kriegeriſche Bewegungen in naher Ausſicht. Die Gouverneure der meiſten Provinzen im Süden und Weſten hielten zu der Königin gegen die verhaßte Günſtlingsherrſchaft in Paris. Luynes und ſeine Genoſſen erkannten das Gefährliche ihrer Lage: wenn die Häupter des Adels, wenn die Hugenotten, wenn ſelbſt der ſpaniſche Hof, mit dem die Medicäerin gleichfalls in Unterhandlung getreten war, ſich auf die gegneriſche Seite wandten, wie ſollten ſie dieſen vereinten Kräften widerſtehen? Da kam der Günſtling auf den Gedanken, ſich in dem Prinzen Condé, der noch immer das Schloß von Vincennes als Gefangener bewohnte, eine Stütze zu verſchaffen. Wenn es ihm glückte, den mächtigſten Verwandten des Königs, der gegen die Urheberin ſeiner Haft bittern Groll im Herzen trug, zum Verbündeten zu erhalten, ſo hatte er ein bedeutendes Gegengewicht in die Wagſchale zu legen. Die Adelscoalition konnte dann leicht geſpalten und die öffentliche Meinung, die dem turbulenten Gebahren der Großen ohnedies nicht günſtig war, für die königliche Sache gewonnen werden. Unter den verbindlichſten Formen wurde der Prinz in Freiheit geſetzt. An ſeiner Seite zog im nächſten Sommer der König ſelbſt in die Normandie und brachte die Provinz ſammt der Feſtung Caen zur Unterwerfung. Mit Condé vereinigt rückte ſodann Luynes an die Loire; die Streitkräfte der Königin unter Epernon und Mayenne wären ſtark genug geweſen, einen kräftigen Widerſtand zu leiſten; aber den Führern fehlte das gute Gewiſſen und der rechte Ernſt; nach einem kleinen Gefechte bei Pont-de-Cé ließen ſie ſich auf Unterhandlungen ein. Man erleichterte ihnen die Umkehr. Ihre Unterwerfung wurde mit der Zuſicherung der Strafloſigkeit erkauft. Auch der Königin wurden annehmbare Bedingungen gewährt und ihr die Rückkehr nach Paris geſtattet. Zu dieſem verſöhnlichen Ausgang hatte Richelieu weſentlich beigetragen. Die royaliſtiſche Geſinnung als Erbtheil ſeiner Familie im Herzen bewahrend, der Königin Mutter, zu der er aus Avignon, ſeinem bisherigen Aufenthaltsorte zurückgekehrt war, durch mancherlei Dienſte angenehm, von Luynes, der ſeine Talente längſt erkannt hatte, wohl gelitten, war der Biſchof von Luçon ein geſchickter Vermittler. Durch den Frieden von Pont-de-Cé erwarb er ſich die Rückkehr in den Staatsdienſt und die Ausſicht auf den Cardinalshut.

Vermittelung 1620

Oktbr. 1619

Aug. 1620.

Wie ſehr hatten es jetzt die Reformirten zu bereuen, daß ſie ſich abermals in die politiſche Oppoſition der Großen eingelaſſen! Zunächſt ſollte Béarn für ſeinen Widerſtand büßen; der päpſtliche Nuntius Bentivoglio drang auf Ausführung des Reſtitutionsedikts. Die abgehärteten Béarner, militäriſch organiſirt und im Beſitze der Feſtung Navarreins, wären wohl im Stande geweſen, den Truppen, die der König und Luynes jetzt gegen ſie heranführten, einen energiſchen Widerſtand entgegenzuſetzen, allein durch die Zwietracht der eingebornen Edelleute war

Hugenottenkrieg 1620. 1621.

die rechtzeitige Bewaffnung unterblieben. Ohne auf Widerstand zu stoßen drang
15. Okt. 1620. Ludwig von Guyenne aus in das Gebirgsland ein; am 15. Oktober hielt er seinen Einzug in Pau, zwang das Parlament das Edikt in die Amtsregister einzutragen und nahm, nachdem er sich der Festung Navarreins, bemächtigt und einen katholischen Gouverneur eingesetzt, eine Umbildung der Verfassung vor, welche den bisherigen protestantisch-provinziellen Charakter vernichtete. Die Vereinigung von Niedernavarra und Béarn mit der Krone Frankreich wurde feierlich ausgesprochen, die französische Sprache zur Gerichts- und Amtssprache gemacht, die Kathedrale in Pau dem katholischen Cultus eingeräumt, den Jesuiten die Niederlassung gestattet. Schon auf der Versammlung zu Loudun hatte der Béarner Lescun dargethan, daß die Sache seines Vaterlandes die ganze hugenottische Genossenschaft berühre und ihre Hülfe in Anspruch genommen. Wenn man erwägt, welche Anstrengungen damals die jesuitisch-papistische Reaction machte, um mit Hülfe der spanisch-österreichischen Waffen die von Rom Abgefallenen in ganz Europa zur katholischen Kirche zurückzuführen, wie gewaltig vor und bei Beginn des großen deutschen Krieges der Geist der katholischen Restauration über die Erde hinging; so wird man nicht an der Richtigkeit dieser Darlegung zweifeln dürfen: Béarn war das erste Bollwerk der calvinistischen Union; mit seinem Fall war der Weg zum Angriff des ganzen politisch-religiösen Organismus betreten. Die klerikale Partei am Hofe, zu der auch Condé aus Haß gegen einige hugenottische Häupter gehörte, unterließ kein Mittel, die Regierung zu weiteren Schritten in dieser Richtung anzutreiben: jetzt sei der günstige Zeitpunkt gekommen, die ketzerische Union, die einen republikanischen Staatenbund gleich den Holländern in Frankreich zu begründen trachte, mit der Wurzel auszurotten, die Autorität des katholischen Königthums in Staat und Kirche fester zu begründen. Bei solcher Lage und Stimmung war es für die Reformirten ein bedenkliches Unternehmen, den Hof in herausfordernder Weise zu drängen, den Béarnern ihre kirchlichen nnd politischen Rechte zurückzugeben und ihre Beschwerden in Betreff einiger Sicherheitsplätze und Rechtsverkürzungen abzustellen. Vergebens warnten Du Plessis-Mornay und andere Gemäßigte, den Bogen nicht zu scharf zu spannen: einige Hitzköpfe
Versammlung von Larochelle. wie der Deputirte Favas, der die Stelle des katholisch gewordenen Befehlshabers von Lectoure zu erlangen gehofft hatte, reizten die Leidenschaften. Sie hatten, gestützt auf einen früheren Bescheid des Herzogs von Luynes, eigenmächtig eine Versammlung in Larochelle angeordnet; als der König das untersagte, stellten sie die Behauptung auf, daß sie dazu berechtigt seien, und hielten ihre Sitzungen. Damit war die Losung zu neuen Kämpfen gegeben. Als die Kriegsrüstungen der Regierung einen baldigen Feldzug voraussehen ließen, handelte die Versammlung im Geiste der holländischen Generalstaaten: sie nahm eine neue Kreiseintheilung vor, traf Anordnungen zu Truppenaushebung und Besteuerung unter den Religionsverwandten, ließ ein Siegel anfertigen, dessen Umschrift: „Für Christus und den König“ an den Geusenbund erinnerte. Dem Manifeste des Königs, worin es hieß, daß nur die Ungehorsamen bestraft werden, alle andern aber, die ruhig und treu bleiben würden, ihre freie Religionsübung und alle Zugeständnisse behalten sollten, setzte die Versammlung zwei Ausschreiben entgegen an die Confessionsverwandten in Frankreich und an die protestantischen Regierungen des Auslandes. Darin suchten sie ihrerseits darzuthun, daß sie dem König und Vaterland treu und ergeben seien, daß sie sich aber gezwungen sähen, zum Schutze ihrer durch das Edikt von Nantes gewährleisteten Rechte, welche eine fanatische Hofpartei unter dem Einfluß der Jesuiten ihnen zu rauben gedächte, die Waffen zu ergreifen.

Im Beſitze von mehr als zweihundert befeſtigten Orten, mit Beſatzungen und Geſchütz wohl verſehen, hätten die Hugenotten kräftigen Widerſtand leiſten können, wäre der Muth, die Eintracht und der Religionseifer noch ſo lebendig geweſen, wie zur Zeit der Väter und hätten ſie einen Coligny zum Führer gehabt. Aber die meiſten Edelleute lehnten den Oberbefehl ab: Lesdiguières der alte Hugenottenſtreiter, der durch eigene Kraft von niederem Stande ſich zur Würde eines Herzogs und Marſchalls emporgeſchwungen, hatte ſich mehr und mehr von den Confeſſionsgenoſſen getrennt und dem Hofe genähert, der an ſeinem regelloſen Lebenswandel weniger Anſtoß nahm, als das Conſiſtorium. Nun zog er im Dienſte des Königs ſein Schwert gegen die Brüder. Selbſt die getäuſchte Hoffnung, mit dem Range eines Connetable belohnt zu werden, hielt ihn nicht ab. Der König übertrug dieſe höchſte Kriegswürde ſeinem Günſtlinge Luynes, dem Falkenjäger der Provence, der noch nie ein Schlachtfeld geſehen.

So begann denn ein Krieg, deſſen Entſcheidung ſich leicht vorausſehen ließ. Guyenne und Poitou.
Mochten auch La Force und die Brüder Rohan und Soubiſe die Fahne des Glaubens und der kirchlichen Freiheit in Guyenne und Poitou feſthalten; die Streitkräfte der Hugenotten waren nicht hinreichend, um die feſten Orte auf die Dauer zu vertheidigen. In den Provinzen, wo ſie in geringerer Zahl zerſtreut lebten, wurden ſie durch die Gouverneure entwaffnet; und als im Mai Mai 1621.
der König ſelbſt nach Süden vordrang, ſtieß er auf geringen Widerſtand. Eine Stadt nach der andern öffnete ihre Thore und leiſtete Gehorſam; Saumur Saumur.
wurde dem alten Dupleſſis-Mornay entriſſen, der es dreißig Jahre lang treu verwaltet hatte. Er hatte redlich für den Frieden gearbeitet und doch keinen Dank verdient. Selbſt St. Juan d'Angely, neben Larochelle das Hauptbollwerk der re- St. Jean d'Angely.
formirten Conföderation, geſchützt durch ſeine hohe Lage und mit allem Kriegsbedarf wohl verſehen, mußte nach tapferer Gegenwehr von dem Befehlshaber Soubiſe den königlichen Feldherren übergeben werden und verlor ſeine Feſtungswerke und ſeine Sancerre.
ſtädtiſchen Freiheiten. Auch Sancerre wie St. Jean d'Angely in früheren Zeiten durch Kriegsmuth ausgezeichnet, leiſtete keinen Widerſtand. Innere Zwietracht und Spaltungen hatten allenthalben die Kräfte gelähmt; neben dem Eiſen wurde auch Gold mit Erfolg angewendet. Es ſchien als ob das reformirte Gemeinweſen, das mit ſo großen Anſtrengungen gegründet worden war, einem ruhmloſen Ende zueile. Schon frohlockten die Fanatiker, daß die Ketzerei nun bald aus der Welt verſchwunden ſein werde. Aber gerade dieſes vorzeitige Triumphgeſchrei der Romaniſten ſchärfte auch in den reformirten Kreiſen das religiöſe Bewußtſein: ſie ſahen ein, daß ſie ihre Kräfte zuſammenraffen müßten, wenn ſie noch ferner ihres Glaubens leben wollten. Rohan ſagte, „ſeine Häuſer und ſeine Güter ſeien ihm genommen, er habe nichts als ſeinen Degen, mit dieſem aber wolle er ſeine Religion vertheidigen.“ Von ſolcher Geſinnung war auch die Bürgerſchaft und Beſatzung der Hugenottenſtadt Montauban erfüllt, zu deren Be- Belagerung von Montauban.
lagerung der König mit dem geſammten Heer im Auguſt auszog. Vergebens
wurde die Stadt drittehalb Monate lang beſchoſſen und bedrängt; nach großen Auguſt—Novbr. 1621.
Verluſten mußte das Heer unverrichteter Dinge abziehen. Unter den Gefallenen war der Herzog von Mayenne, der Sohn des Liguiſtenhauptes. Am Abend vor dem Aufbruch hörten die Wächter auf der Mauer in den Laufgräben von einem Glaubensgenoſſen den 68. Pſalm blaſen, der die nahe Rettung ankündigte: „Es ſtehe Gott auf, daß ſeine Feinde zerſtreut werden, und die ihn haſſen vor ihm fliehen.“

Luynes Tod. Auf Luynes fiel der Vorwurf des verfehlten Unternehmens. Von der Zeit an war sein Stern im Erbleichen. Der König wurde mißtrauisch gegen den Günstling, den er selbst so übermäßig erhöht, dem er noch kürzlich bei dem Tode des Großsiegelbewahrers Du Vair das Siegel des Reichs anvertraut hatte. Sein Fall ließ sich voraussehen; aber das Schicksal ersparte ihm die Katastrophe. Eine acute Krankheit stürzte ihn bei der Belagerung
14. Decbr 1621. von Monheur in Guyenne plötzlich ins Grab. Seine Umgebung plünderte sein Zelt aus; die Führer seiner Leiche spielten Würfel an seinem Sarge, der Italiener Rucellai ließ ihn auf eigene Kosten bestatten. So endigte Luynes, der Sohn des Glücks, der über vier Jahre alle Macht Frankreichs in seiner Hand gehabt. Seine Gemahlin, Marie de Rohan reichte einige Zeit nachher ihre Hand dem Sohne des in Blois ermordeten Heinrich von Guise, Herzog von Chevreuse, wodurch sie mit dem Hause Lothringen in verwandtschaftliche Verbindung trat. Wir werden der feurigen ehrgeizigen Dame, die durch die Reize ihrer Persönlichkeit auf alle Männer eine unwiderstehliche Anziehungskraft übte, im Laufe der Jahre noch öfters begegnen. Madame von Chevreuse war die treibende Kraft in allen Intriguen und Verschwörungen, welche in der folgenden Zeit das Hof- und Staatsleben in Bewegung setzten.

Nun kehrte die Königin Mutter nach Paris zurück, in ihrem Gefolge der
Ausgang des Hugenottenkrieges. zum Cardinal erhobene Richelieu. Während des Winters ruhten die Waffen und die Hugenotten fanden Zeit sich einigermaßen zu erholen. Durch die Thätigkeit des Oberfeldherrn Laforce und der Brüder Rohan und Soubise wurden wieder einige Orte in Poitou und Guyenne dem reformirten Gemeinwesen zurückgewonnen und in Vertheidigungsstand gesetzt, der Marquis von Chatillon, der königliche Gouverneur von Niederlanguedoc, wurde durch die Kreisversammlung von Nimes seiner Würde entsetzt. In der Umgebung des Kö-
Ostern 1622. nigs riethen Manche zum Frieden; allein der Prinz von Condé bestand auf der Fortsetzung des Krieges. Seine Ansicht trug im Conseil den Sieg davon. Um Ostern zog ein neues königliches Heer ins Feld. Am Flüßchen Vie, im schlammigen Lande der Vendée hatte Soubise eine gedeckte Stellung genommen, wo er den Feind in nachlässiger Sicherheit erwartete. Dies sollte ihm schlimme Früchte tragen. Durch einen nächtlichen Angriff überrascht wurde das ganze Hugenottenheer vernichtet. Ueber zweitausend starben auf dem kleinen insularisch abgeschlossenen Raum, der ihnen bisher zum sichern Lager gedient; andere wurden von den Bauern auf der Flucht erschlagen oder auf die Galeeren abgeliefert. Soubise selbst rettete sich zur See, aber mit seinem Kriegsruhm war es vorbei. Er begab sich von Larochelle nach England, um dort Hülfe zu suchen. Allein für Unterthanen, welche gegen die geheiligte Majestät des Königs in Waffen standen, empfand Jacob I. keine Sympathien, auch wenn sie seines Glaubens waren. Ohne Widerstand drang Ludwig XIII. abermals in Guyenne ein; Laforce unterwarf sich um

den Preis eines Marſchallſtabes, bis tief in Languedoc hinein ergab ſich eine Stadt nach der andern. Einen Augenblick hatte es den Anſchein, als ob der große deutſche Krieg, der damals in der Pfalz ſich abſpielte, ſeine Flammen auch nach Frankreich werfen würde, indem Ernſt von Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig in Lothringen eindrangen. (XI, 853.) Beide kriegführende Theile richteten ihre Blicke auf ſie; aber auch dieſe Wolken zerſtreuten ſich, als die deutſchen Schaarenführer nach den Niederlanden abzogen. Die Bemühungen Lesdiguières, der, obwohl zur katholiſchen Kirche übergetreten und mit der Würde eines Connetable belohnt, für ſeine ehemaligen Glaubensgenoſſen noch ein Herz hatte und ihnen einen annehmbaren Frieden verſchaffen wollte, wurden lange durch Condé vereitelt. Dieſer drang auf die Belagerung von Montpellier. Als aber die kräftige Hugenottenſtadt unter Rohans Oberbefehl energiſchen Widerſtand leiſtete, fürchtete der König einen ähnlichen Ausgang zu erleben, wie im vorhergehenden Jahre vor Montauban und willigte ein, daß Lesdiguières mit dem Hugenottenführer Unterhandlungen anknüpfte. Daraus ging der Frieden von Montpellier hervor, der die Reformirten im 19. Okt. 1622.
Beſitze der durch das Nanter Edikt gewährleiſteten religiöſen Rechte und Freiheiten beließ, aber die Zahl ihrer feſten Sicherheitsplätze verminderte. Verſammlungen ſollten künftig nur mit königlicher Bewilligung abgehalten werden dürfen. Verſtimmt über dieſen Ausgang verließ Condé Frankreich — um eine Wallfahrt nach Loretto zu unternehmen.

Veränderte Politik.

Mit dem Frieden von Montpellier lenkte die franzöſiſche Regierung wieder in die Politik Heinrichs IV. ein: Friede im Innern, um die Kräfte Frankreichs gegen die wachſende Uebermacht des ſpaniſch-öſterreichiſchen Hauſes richten zu können. Lesdiguières war der erſte Fahnenträger dieſes Syſtems, Richelieu der Vollender. Die Königin Mutter, welche früher die ſpaniſche Freundſchaft ſo eifrig gepflegt, war jetzt eine entſchiedene Gegnerin der Habsburger. Seit ihrer Rückkehr in den Louvre wieder zu Einfluß und Anſehen gelangt, bewirkte ſie bei dem König, daß dem Kanzler Brulart de Sillery, der die bisherige Friedenspolitik mit dem Madrider Hof beizubehalten ſuchte, das Amt entzogen und dem Marquis de la Vieuville übertragen ward, einem Manne von geringen Fähigkeiten, der bald durch einen bedeutenderen Geiſt erſetzt werden ſollte, durch Richelieu, den vieljährigen Freund und Begünſtigten Maria's von Medicis. Wie freute ſich die Königin, als der Günſtling des engliſchen Hofes, Buckingham, durch den die ſpaniſche Heirath vereitelt ward, um die Hand der Henriette von Frankreich für den Prinzen von Wales werben ließ! Mit dieſer Verbindung trat der franzöſiſche Hof vollends aus der Atmoſphäre heraus, in der er ſich ſeit dem Tode Heinrichs IV. bewegt hatte.

II. Ludwig XIII. und Cardinal Richelieu.

1 Erhöhung der Königsmacht. Ausgang der Hugenottenkriege.

Vieuville u. Richelieu.

Im April 1624 wurde Richelieu durch die Bemühungen der Königin Mutter von Vieuville in den Staatsrath berufen. Die Veränderung der äußern Politik war bereits angebahnt: die englische Heirath war beschlossen, mit den Holländern das Bündniß erneuert, in Italien Stellung gegen Spanien genommen. Aber Vieuville war nicht der Mann, das französische Staatsschiff durch die stürmischen Wogen, die drohend herannahten, sicher in den Hafen zu leiten; sein Geist war ohne Schwung und noch in den bisherigen Verhältnissen befangen; seine Hände waren nicht rein von dem herrschenden Laster der Zeit, der Ausbeutung des Staats im eigenen Interesse; in der Beamtenwelt und in der Aristokratie hatte er viele Feinde. Er gedachte Richelieu in untergeordneter Stellung zu halten und sich seiner Thätigkeit und Fähigkeit zum eignen Ruhme zu bedienen; aber nach wenigen Monaten traf ihn die
Aug. 1624. Ungnade des Königs. Nach einer kurzen Haft in der Bastille trat Vieuville von dem politischen Schauplatz ab und Cardinal Richelieu wurde das Haupt und der Führer des Conseils.

Richelieu's politische Ziele.

Mag die Staatsschrift, die unter dem Titel „politisches Testament" in der Folge veröffentlicht ward, vielleicht nicht von dem Herzog-Cardinal selbst herrühren, mögen die darin aufgestellten Grundsätze nur die Summe der politischen Anschauungen sein, die während seiner mehr als achtzehnjährigen Staatsverwaltung durch seine Handlungen in die Wirklichkeit traten; jedenfalls schwebten ihm von Anfang an zwei Principien vor der Seele: die Hebung und Kräftigung der Königsgewalt nach Innen und die Machtstellung Frankreichs nach Außen. Als Richelieu die Leitung der Staatsgeschäfte übernahm, betrugen sich die Adelshäupter und Gouverneure als ob sie selbständige Fürsten wären, die Parlamentsräthe und Finanzbeamten, die ihre Stellen durch die Paulette oder durch Kauf erworben, suchten dieselben für sich und ihre Familien als eine Quelle der Ehre und des Einkommens zu verwerthen, nicht immer auf redliche Weise; die Hugenotten waren zu einem kirchlich-politischen Gemeinwesen vereinigt, das nach eigenen vertragsmäßigen Rechten und Gesetzen sein öffentliches Leben führte. Die Allianzen, die Heinrich IV. geschlossen, waren zerrissen, die spanisch-österreichische Hauspolitik auf dem Wege, die weltbeherrschenden Ideen Philipps II. zu verwirklichen und wie in den Tagen der Ligue den verwandten französischen Hof unter Leitung oder Zucht zu halten. Einem vaterländischen und royalistisch gesinnten Staatsmanne, welcher seiner Nation eine ihrer Größe und Bildung entsprechende Stellung in der europäischen Staatenfamilie erwerben wollte, war somit die einzuschlagende Bahn klar vorgezeichnet: die widerstrebenden Elemente und zentrifugalen Kräfte im

Innern mußten zusammengefaßt und den gemeinsamen Interessen dienstbar gemacht werden; die eigennützigen und selbstsüchtigen Bestrebungen mußten den allgemeinen Zwecken, dem Wohl des Ganzen untergeordnet, Gesetz und Obrigkeit zu unbedingter Geltung und Souveränetät erhoben werden. Hand in Hand mit diesen inneren Tendenzen sollte der habsburgischen Vergrößerungspolitik, welche durch Erwerbung der Pässe und festen Standorte in Graubündten und Veltlin eine Verbindungslinie zwischen den italienischen und deutschen Besitzungen schaffen wollte, Einhalt gethan und der französischen Herrschaft der Weg nach dem Rhein geöffnet werden. Richelieu's Ziel ging somit dahin, den König, der fremder Leitung bedürftig war, aber gerade deshalb um so eifersüchtiger und mißtrauischer den Schein der Selbständigkeit zu wahren suchte, so in seinen politischen Gesichtskreis zu ziehen, daß er wie mit Zauberbanden gefesselt war, und dann mittelst der königlichen Autorität die verschiedenen Factoren des Staates in die Schranken des Gehorsams, des Gesetzes, des nationalen Gemeinsinnes zu bannen. Wenn es ihm gelang, den widerspenstigen, zu Akten der Eigenwilligkeit geneigten Geist des Adels zu bändigen, durch strenge Strafgerechtigkeit der Gewinnsucht, dem Unterschleif, den Veruntreuungen der Steuer- und Finanzbeamten zu wehren, durch gerechtere und zweckmäßigere Einrichtungen im Abgabesystem, durch Beseitigung oder Verminderung der Exemtionen und durch Wiedererwerbung der entfremdeten oder verpfändeten Krongüter die öffentlichen Einkünfte zu mehren, durch Sparsamkeit im Staatshaushalt und durch eingreifende Veränderungen im Beamtenwesen dem unerträglichen Mangel in der Staatskasse abzuhelfen; dann konnte er hoffen, unter den obwaltenden kriegerischen Zeitbegebenheiten der französischen Nation eine vorherrschende Machtstellung in Europa zu verschaffen. Der königliche Name diente ihm als Schild, um den fehdelustigen Geist des Adels gegen den äußeren Feind zu richten; seine geistliche Würde erleichterte ihm die Aufgabe, die römische Hierarchie in den Schranken der Mäßigung zu halten und die Curie an Uebergriffen in das Rechtsgebiet des Staats zu hindern, und seine religiöse Milde und Duldsamkeit setzte ihn in die Lage, die politische Ausnahmsstellung der hugenottischen Union zu brechen, ohne in die Rechte und Freiheiten des Gewissens und der Religion einzugreifen. Es war ein zerfahrenes und gewaltthätiges Zeitalter, und so mußte auch Richelieu eiserne Mittel gebrauchen. Was Machiavelli in seinem „Principe" lehrte, wurde durch den französischen Staatsmann in selbstbewußter That und mit rücksichtsloser Energie in Anwendung gebracht. Richelieu's Staatsadministration war ein Meisterstück von Geistesenergie, aber auch zugleich ein System von Grausamkeit, Treulosigkeit und unerbittlichem Despotismus. Die Humanität fand keine Stätte. Einen treuen Verbündeten und klugen Unterhändler und Beobachter hatte der Cardinal an Franz Leclerc du Tremblay, bekannt unter dem Namen Pater Joseph. Dem Capuzinerorden angehörend verbarg er unter der strengen Außenseite und unscheinbaren Mönchskutte einen

ſeinen Verſtand und diplomatiſche Gewandtheit. Der Cardinal zog ihn in das engere Conſeil und bediente ſich ſeines Rathes und ſeines Beiſtandes bei allen wichtigen Angelegenheiten.

Veltlin. Richelieu nahm gleichzeitig die äußere und innere Politik in Angriff. Wir haben die Stellung Frankreichs während des dreißigjährigen Krieges im elften Bande dieſes Werkes kennen gelernt. Wie Heinrich IV. ſuchte Richelieu die Uebermacht des ſpaniſch-öſterreichiſchen Hauſes zu brechen und reichte allen Gegnern die Bundeshand. Aus engherzigem Religionseifer hatte die franzöſiſche Regierung bisher ruhig zugeſehen, wie in Deutſchland die evangeliſche Union und die Rheinpfalz von der öſterreichiſch-ligiſtiſchen Uebermacht niedergedrückt wurden, wie der Mailänder Governatore und der Erzherzog Leopold von Tirol das wichtige Bergland Valtellin an der oberen Adda, das den Zugang von Italien nach Süddeutſchland vermittelte, von Graubündten losriſſen, indem ſie die katholiſchen Einwohner von Poschiavo, Tirano, Bormio und allen Orten bis nach Cleven gegen die reformirte Bevölkerung der drei vereinigten Bünde Hohenrhätiens zum Aufſtand reizten. Nach manchen gräuelvollen Scenen fanatiſcher Religionswuth erreichte die ſpaniſch-habsburgiſche Politik ihr Ziel: Veltlin wurde von den Spaniern, das Engadin, wo einſt Vergerius die Reformation ſiegreich durchgeführt hatte, von dem Erzherzog beſetzt. Die proteſtantiſchen Cantone der Schweiz wurden durch die Drohungen der Waldſtätte abgehalten, den Glaubensgenoſſen in den Gebirgsthälern zu Hülfe zu kommen. Nun wandte ſich Venedig, das ſich plötzlich von der Schweiz und von Deutſchland abgeſchnitten ſah, an Frankreich. Aber gerade damals lag König Ludwig XIII. gegen die Hugenotten zu Feld: es fiel daher den ultramontanen Zwiſchenträgern nicht ſchwer, die religiöſe Seite in den Vordergrund zu ſtellen und eine Unterſtützung der ketzeriſchen Bündner zu hintertreiben. So konnte die öſterreichiſch-ſpaniſche Occupation ſich befeſtigen und ausdehnen. Um den Franzoſen jeden Vorwand zur Einmiſchung zu nehmen, traf man mit dem Vatican eine Uebereinkunft, daß päpſtliche Truppen das Thal beſetzen ſollten; dadurch wurde der Schein einer Eroberung vermieden und doch der freie Durchzug erhalten. Aber nicht ſo bald hatte Richelieu die Zügel in der Hand, als er mit Venedig und Savoyen einen Vertrag ſchloß, mit der Schweiz den alten Kriegsbund erneuerte und die Rückgabe des Valtellin und des Engadin an die Eidgenoſſen der drei Bünde verlangte. Eine aus Franzoſen und Schweizern zuſammengeſetzte Armee, welche Coeuvres, General und Geſandter an die Grenze führte, gab der Forderung Nachdruck. Die päpſtlichen Beſatzungen zogen ab, die Valtelliner wurden mit Sicherſtellung ihrer Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, wieder mit Graubündten vereinigt, der Durchgang durch die Alpenpäſſe den Franzoſen eingeräumt.

Dies war der erſte Schritt, die ſpaniſche Uebermacht in Italien zu brechen, den kleineren Staaten zur Autonomie zu verhelfen und dann mit deren Hülfe und Ergebenheit den verlornen Einfluß Frankreichs wieder herzuſtellen. Schon damals lieh Lesdiguières

dem Herzog von Savoyen seinen Arm, als dieser den Versuch machte, die Republik Genua zur Unterwerfung zu bringen. Durch den Widerstand der Genuesen und die Hülfe des spanischen Gouverneurs von Mailand, des Herzogs von Feria, wurde für diesmal der Anschlag vereitelt; aber Europa erkannte, daß die alte Rivalität der beiden Großmächte um die Hegemonie in der apenninischen Halbinsel wieder entbrannt sei und daß die politischen Interessen nicht länger durch die religiösen Rücksichten und Sympathien beherrscht würden. Was im Veltlin und vor Genua begonnen war, wurde einige Jahre nachher im Mantuanischen Erbfolgestreit vollendet.

Religiöse Opposition.

So lange aber in Frankreich selbst die Wunden offen waren, welche das französische Staatswesen seit Heinrichs IV. Tod zu keiner gesunden Existenz gelangen ließen — der trotzige Widerstandsgeist des Adels und die selbständige Stellung der hugenottischen Union — konnte die auswärtige Politik zu keiner rechten Kraftentfaltung sich emporschwingen. Wie sollte die französische Krone nach Außen Macht und Ansehen gewinnen, so lange im Innern die Autorität des Königs bekämpft und gelähmt ward? Die fürstlichen Adelshäupter, welche die Günstlingsherrschaft eines Concini und Luynes zu stürzen gesucht, um die ihrem Range und ihrem Geburtsrechte gebührende Stellung im Staate für sich zu erringen, waren nicht gesonnen, sich ruhig und unthätig unter das neue Joch zu beugen, das der geistliche Würdenträger ihnen auferlegen wollte. Noch waren unzufriedene Elemente in Menge vorhanden, mit deren Hülfe sie hoffen konnten, ihre Ansprüche durchzufechten. Vor Allem waren es die kirchlichen Gegensätze, an die sie ihre eigenen selbstsüchtigen Interessen anklammerten. In den ultramontanen Kreisen nahm man es sehr übel auf, daß in einem Augenblick, da in Deutschland der vernichtende Schlag gegen die Ketzerei geführt werde, ein katholischer König und ein Cardinal der Kirche eine katholische Landschaft zwangen, sich einer größtentheils protestantischen Regierung zu unterwerfen, ja päpstliche Garnisonen zum Abzug nöthigten. Es gab heftige Scenen mit dem Botschafter des stolzen Barberini, der damals auf dem Stuhle Petri saß. Und als nun gar die Pariser Regierung mit den Niederländern und mit England Bündnisse abschloß, um die spanisch-österreichische Macht in ihrem siegreichen Weltkampfe gegen die Feinde Roms zu hemmen, da erhob sich mancher heftige Widerspruch gegen ein so gottloses Regierungssystem. Die Jesuitischen Zwischenträger schürten die Flamme, um die Rückkehr zur bisherigen Politik zu erzielen. Und nicht minder unzufrieden waren die Hugenotten. Von der Zerfahrenheit und Leidenschaftlichkeit der Geister jener Tage zeugt die Haltung der Confessionen und Regierungen in den großen Kämpfen der Zeit. Denn während Richelieu einerseits von den strengen Katholiken angefeindet und verdammt ward, hatten auch die Reformirten Frankreichs Ursache zu Mißtrauen und Unzufriedenheit und griffen wieder zur Waffe der Selbstvertheidigung; und während sie sich insgeheim von Spanien aufreizen und auf Hülfe vertrösten ließen, mehrte die französische Regierung ihre Flotte mit englischen und holländischen Schiffen.

Erſter Hugenottenkrieg 1625. Der Friede von Montpellier hatte zu keiner aufrichtigen Verſöhnung geführt. Man hegte in den Kreiſen der Hugenotten den Verdacht, daß in Paris die Abſicht herrſche, ſie allmählich mit Liſt oder Gewalt aus ihren Sicherheitsplätzen zu verdrängen: In Montpellier wurde eine Citadelle errichtet und der bisher calviniſche Stadtrath zur Hälfte mit Andersgläubigen beſetzt; bei Larochelle war in drohender Nähe der Stadt ein nach dem König benanntes Fort erbaut worden, das auch nach dem Frieden fortbeſtand und von einer ſtarken Garniſon gehütet ward. Die einflußreichen Stimmen, die bei früheren Gelegenheiten für Erhaltung des Friedens gewirkt, waren meiſtens verſtummt; Dupleſſis-Mornay und der Herzog von Bouillon waren beide im Jahre 1623 aus dem Leben geſchieden. So herrſchten denn die Brüder Rohan und Soubiſe ausſchließlich im Rathe des Gemeinweſens, Männer bei denen der religiöſe Eifer ſtärker war, als die politiſche Einſicht oder die kriegeriſche Befähigung. Mit Beſorgniß gewahrten die Einwohner von La Rochelle, daß im Hafen von Blavet bei Lorient in der Bretagne ein Geſchwader ausgerüſtet ward; ſie fürchteten, es möchte auf einen Ueberfall ihrer Stadt von der Land- und Seeſeite abgeſehen ſein. Da faßte Soubiſe den Plan, die Flotille zu überfallen. Es war ein verwegenes Unternehmen, das aber ſchließlich doch glückte. Er entführte die Schiffe aus dem Hafen nach den Inſeln Ré und Oléron und nahm dort, gehoben durch den Erfolg und
Jan. 1625. auf die Mitwirkung der Städte Caſtres und Montauban unter Rohan vertrauend, eine kriegeriſche Haltung an. In Paris gerieth man bei dieſer unerwarteten Nachricht in große Aufregung: die Einen waren der Meinung, man ſolle ſich raſch mit den Hugenotten vergleichen, die Andern wünſchten die Erneuerung des alten Friedens- und Freundſchaftsbundes mit Spanien. Auf einer
29. Sept. 1625. Notablenverſammlung zu Fontainebleau, die wie ein erweiterter Staatsrath das Conſeil umgab und in wichtigen Fragen zu den Entſcheidungen der Regierung die Directive ertheilte, wurde die Sache in Anweſenheit des Königs und der Königin Mutter in Erwägung gezogen. Da ſetzte Richelieu den Beſchluß durch, daß man vor allen Dingen die Hugenotten zur Unterwerfung unter die königliche Gewalt bringen müſſe. So begann denn ein neuer Krieg im ſüdlichen Frankreich zu Waſſer und zu Land. Aber er wurde mit wenig Energie geführt: mit Hülfe der engliſchen und niederländiſchen Fahrzeuge, die zum Theil mit franzöſiſchen Seeſoldaten bemannt waren, behielt die Regierung die Oberhand auf dem Meer, während die Landarmee wider Rohan und die ungehorſamen Städte zu Felde lag. Die Ackerfluren und Weingärten trugen noch lange die Spuren der Verwüſtung, und manche tapfere Kriegsthat wurde im ungleichen Kampfe ausgeführt. Rohan vergleicht in ſeinen Denkwürdigkeiten den Widerſtand, den ſieben hugenottiſche Jünglinge in einem Paſſe bei Carlat dem Marſchall Themines entgegenſtellten, den rühmlichſten Thaten des Alterthums. Richelieu wünſchte zu einer baldigen Verſtändigung zu kommen; denn noch war er nicht in der Lage, verſchiedenen Feinden zu gleicher Zeit die Stirn zu bieten. Deswegen gingen

Unterhandlungen neben dem Kriege her. Die Zureden engliſcher und niederländiſcher Abgeſandten, die ihren Glaubensgenoſſen zu einem friedlichen Ausgleich riethen und als Vermittler dienten, trugen weſentlich zu einer Verſtändigung bei. Als es dem franzöſiſchen Admiral Montmoreney gelang, den Herzog von Soubiſe bei der Inſel Ré zu überwinden, ſeine Schiffe zu erbeuten und die Mannſchaft, die ſich auf das Eiland gerettet hatte, gefangen zu nehmen, ſahen die Reformirten ein, daß ſie durch längeren Widerſtand ihre Lage verſchlimmern würden. Sie liehen daher den engliſchen Friedensermahnungen Gehör, zumal als man ihnen unter der Hand die Verſicherung gab, daß das Fort Louis in geeigneter Zeit geſchleift werden ſollte. Es fehlte in Paris nicht an Stimmen, welche die Anſicht ausſprachen, König Ludwig ſolle gegen die Hugenotten verfahren, wie Kaiſer Ferdinand II. gegen die Proteſtanten in Böhmen; denn ſo lange Larochelle eine „Citadelle der Rebellion" ſei, werde das Reich nicht zur Ruhe kommen; der Klerus bot eine reichliche Beiſteuer zur Fortſetzung des Krieges. Aber Richelieu wollte die Hände frei haben, um in dem großen Kampfe, der damals ganz Europa in Bewegung hielt, jede für Frankreich vortheilhafte Situation im rechten Moment benutzen zu können.

Friedensvertrag. 5. Febr. 1626.

So wurde denn den Hugenotten eine neue Friedenspauſe gewährt. Das Edikt von Nantes ſollte nach wie vor in Geltung bleiben, die Beleidigungen vergeben und vergeſſen ſein und einige zwiſchen beiden Confeſſionen obwaltenden Streithändel auf gütliche Weiſe ausgeglichen werden. Die übrigen Punkte waren zum Vortheil der römiſchen Kirche und der königlichen Autorität. Dennoch waren die Ultramontanen, beſonders ihre zelotiſchen Wortführer Pater Berulle und Michel Marillac, unzufrieden. Sie verdammten die Zugeſtändniſſe an die Hugenotten und an die Graubündtener als eine ſchwere Schädigung der katholiſchen Sache gerade in dem Augenblick, da dieſelbe anderwärts glänzende Triumphe feiere. Um nun dieſe immerhin mächtige Partei nicht allzutief zu verletzen, willigte Richelieu bald darauf in ein Abkommen mit Spanien, das zwar Valtellin bei Graubündten ließ, aber zugleich Spanien vor weiteren Feindſeligkeiten von Seiten Frankreichs ſicher ſtellte. Die katholiſche Religion ſollte in dem Alpenthal fortbeſtehen, die Feſtungen ſollten geſchleift und das Bündniß mit Venedig und Savoyen gelöſt werden. So beſtimmte der am 10. Mai in Barcellona abgeſchloſſene Vertrag, früher als Friede von Monçon bezeichnet.

10. Mai 1626.

Complot gegen Richelieu 1626.

Richelieu würde weder mit den Hugenotten noch mit den Spaniern vor Austrag der Sache Frieden geſchloſſen haben, hätte er nicht bemerkt, daß ſich über ſeinem Haupte ſchwere Gewitterwolken zuſammenzogen. Seit Jahren hatte die Ariſtokratie danach getrachtet, die höchſte Gewalt in ihre Hände zu bringen, ſei es, daß ſie die Autorität des Königs niederzuhalten oder ſie in ſeinem Namen ſelbſt zu üben ſuchte. Sollte ſie nun ruhig und unthätig geſchehen laſſen, daß die Regierung ohne ihre Mitwirkung geführt werde, das geſchichtliche und politiſche Leben ſich ohne ſie entwickele und geſtalte? Das wollte den fürſtlichen Herren nicht in den Sinn. In einem Zeitpunkte, da die höchſten Lebensfragen einer Entſcheidung entgegengingen, ſollte ein Mann der Kirche die Geſchicke Frankreichs im Namen eines ſchwachen, von fremden Eingebungen abhängigen

Königs nach eigenem Willen und Gutdünken lenken, alte Verbindungen lösen, neue eingehen, über Krieg und Frieden beschließen, ohne die Theilnahme des Adels, ohne die Zustimmung der Nation? Alle die unzufriedenen und unbotmäßigen Elemente, welche seit Jahren gegen die Regierung angekämpft, vereinigten sich jetzt zu einem Ansturm gegen das mächtige Haupt des Staatsraths. Um der Opposition das Gepräge der Loyalität zu geben, traten Glieder der königlichen Familie an die Spitze oder gestatteten, daß sich Andere ihres Namens bedienten. Unter ihnen befand sich wieder der Prinz von Condé; aber er spielte diesmal nicht die erste Rolle; er und sein Vetter, der junge Graf von Soissons, Epernon und sein Sohn, hielten sich mehr im Hintergrund, sie wollten die Früchte des großartig angelegten Complots genießen, aber nicht die Gefahren theilen. Als Haupt der Verschwörung wurde der Bruder des Königs, Gaston, ein achtzehnjähriger Jüngling von mehr Ehrgeiz als Talent ausersehen; ihm zur Seite standen seine beiden natürlichen Brüder, der Herzog von Vendome, Gouverneur der Bretagne (XI, 584) und der Großprior von Vendome. Aber die Seele des ganzen weitverzweigten Unternehmens war der Marschall Ornano, ein Korse von Geburt, „der die äußere Ruhe und Feinheit eines Italieners mit dem Ehrgeiz eines melancholischen von südlicher Gluth erfüllten Temperaments vereinigte". Da der König noch keinen Leibeserben hatte und seine schwächliche Constitution keine lange Lebensdauer erwarten ließ; so suchte Ornano den „Monsieur", dessen Gouverneur er war, an die Spitze des Staatsraths zu bringen, um dann bei demselben die Stelle einzunehmen, die einst Concini bei der Regentin Maria von Medicis sich erworben hatte. Sie brachten noch Henry de Talleyrand, Graf von Chalais auf ihre Seite, der als Großmeister der Garderobe unmittelbaren Zutritt zu dem König hatte. Marie de Rohan, Wittwe von Luynes, damals Herzogin von Chevreuse, eine Dame von großer Schönheit und verführerischem Wesen, hatte den Grafen mit Liebesnetzen bestrickt und ihm ihren Haß gegen den Cardinal eingeflößt. Seine Mutter hatte einst ihr ganzes Vermögen aufgewendet, um dem Sohne die einträgliche Hofstelle zu kaufen. Ja selbst nach auswärtigen Alliirten sahen sich die Verbündeten um. Es war der Wunsch des Hofes und des Cardinals, den Prinzen Gaston mit der schönen Herzogin von Montpensier, der reichsten Erbin Frankreichs zu vermählen; Ornano aber suchte eine Vermählung desselben mit der Enkelin Karl Emanuels von Savoyen zu bewirken. Denn seit dem Frieden mit Spanien hegte der alte Herzog tiefen Groll gegen Richelieu und arbeitete an seinem Sturz. Zunächst suchte der Marschall den König zu bestimmen, dem Bruder die seinem Range entsprechende Stellung an der Spitze des geheimen Raths einzuräumen; als der Minister den Plan zu hintertreiben wußte, wurden abenteuerliche und verbrecherische Entwürfe berathen: Gaston sollte entfliehen, Söldnertruppen werben und unterstützt von einer gleichzeitigen Volksbewegung, die man im Innern zu seinen Gunsten erregen wollte, den König nöthigen, den Cardinal zu entfernen und die Staatsgeschäfte in die Hände des Bruders zu

legen; ſelbſt von einer Ermordung Richelieu's ja ſogar des Königs wurde geſprochen. Chalais ſoll von Ornano und der Herzogin von Chevreuſe derartige Anweiſung empfangen haben. Dem Cardinal waren die Umtriebe ſeiner Widerſacher nicht fremd geblieben, und er zerriß das Complot mit kräftiger Hand. Ornano und Chalais wurden plötzlich verhaftet und des Hochverraths angeklagt. Der letztere mußte ſeine Unbeſonnenheit, zu der ihn Leichtgläubigkeit und Liebestaumel fortgeriſſen, mit dem Leben auf dem Schaffot büßen, der ehrgeizige Marſchall ſtarb einige Wochen nachher im Gefängniß zu Vincennes. Auch die beiden Vendomes wurden in Gewahrſam gebracht, andere hochgeſtellte Mitſchuldige vom Hofe verwieſen. Der Cardinal war mächtiger als zuvor. Gaſton, ſeiner Rathgeber und Verführer beraubt und durch die Kataſtrophe ſeiner Freunde eingeſchüchtert, fügte ſich dem Willen des Hofes. Er ſchloß die Ehe, die ihn zum reichſten Edelmann machte, und wurde zum Lohne für ſeinen Gehorſam zum Herzog von Orleans erhoben.

19. Aug. 1626.

2. Sept.

Alle Gedanken Richelieu's waren nunmehr darauf gerichtet, das Königthum zu erhöhen und zu befeſtigen. Am Hofe war ſein Anſehen gewachſen. Auf ſein Entlaſſungsgeſuch, das er während der Intriguen ſeiner Widerſacher eingereicht, hatte Ludwig geantwortet, er könne ſeiner Dienſte nicht entbehren, und ihm zugleich zugeſagt, er wolle auf keine Verleumdung hören und ihm diejenigen nennen, die feindſelige Geſinnungen wider ihn äußern würden. Um ſeiner Politik mehr Nachdruck zu geben, ſtützte ſich der Cardinal, wo es anging, auf die legitimen Gewalten. So bediente er ſich der Parlamente und der Sorbonne, um die übertriebenen Machtanſprüche zurückzuweiſen, womit damals die jeſuitiſch-papiſtiſchen Vorfechter der päpſtlichen Allgewalt gegenüber jeder weltlichen Autorität ſo anmaßend hervortraten, und die erbliche legitime Souveränetät der Krone Frankreichs als fundamentales Staatsrecht feſtzuſtellen. So bediente er ſich der Notablen, um die Uebertragung gewiſſer hohen Aemter und Gewalten, die dem Inhaber zu viel Macht und Einfluß verliehen, auf den König oder die Regierung zu erzielen. Die Spitzen des Adels, der Geiſtlichkeit, des Bürger- und Beamtenſtandes, die der Cardinal am Ende des Jahres 1626 in Paris verſammelte, waren ganz mit ihm einverſtanden, daß die durch den Tod Lesdiguières in Erledigung gekommene Würde eines Connetable nicht wieder beſetzt werde; daß die Feſtungen im Innern des Landes, die nicht zur Vertheidigung gegen den Feind dienten wohl aber zu Stützpunkten der Rebellen und Unruhſtifter, geſchleift würden; daß der Miniſter-Cardinal zum Großmeiſter und Ober-Intendanten der Marine ernannt werde, damit er die Seemacht und den Handel Frankreichs heben und dem Piratenweſen kräftiger ſteuern möge; daß man durch Verminderung der Jahrgelder und hohen Aemter, durch Vereinfachung der Hofhaltung Erſparniſſe mache und dieſe auf beſſere Ausrüſtung und Verſtärkung des Heeres und der Flotte verwende; daß jede bewaffnete Erhebung gegen Geſetz und Obrigkeit als Verbrechen wider König und Reich angeſehen und mit Verluſt von Amt,

Richelieu und die Notablenverſammlung. 1626.

Dezbr. 1626 bis Febr. 1627.

Gut ja Leben beſtraft werden ſolle. Seitdem man die Generalſtände nicht mehr einberief, waren die Notablen und die ſouveränen Gewalten der Parlamente die legitimen Vertreter der Nation. Ihre Zuſtimmung war ſomit für Richelieu eine Aufmunterung auf der eingeſchlagenen Bahn fortzufahren. In Beziehung auf die Beſtrafung der Ungehorſamen und Ruheſtörer ging die Verſammlung in ihren Beſchlüſſen noch über die Anträge des Cardinals hinaus.

Kriegeriſche Verwickelungen mit England. 1627.

Es war hohe Zeit, daß man in Frankreich auf Verſtärkung der Seemacht und des Heeres dachte, denn ſchon drohte ein neuer Krieg im Innern und von Außen. In Holland und England hatte es große Unzufriedenheit erregt, daß die Regierung zur Bekämpfung der Hugenotten behülflich geweſen; die öffentliche Stimme hatte eine Politik verdammt, welche die weltlichen Intereſſen über die religiöſen ſtellte in einem Augenblick, da der Romanismus die katholiſche Reſtauration mit Blut und Eiſen durchzuführen ſich anſchickte. Am meiſten war das engliſche Volk ungehalten, daß am Hofe die katholiſchen Sympathien durch die Königin und ihren franzöſiſchen Hofſtaat ſo offen und mit einer gewiſſen Oſtentation zur Schau getragen wurden, während Karls I. Schwager und Schweſter, durch die papiſtiſche Liga von Land und Leuten getrieben, heimathlos umherirrten. Noch immer galten Spanien und Frankreich als die Nationalfeinde des engliſchen Volks. Wenn die ſpaniſche Brautwerbung früher ſo böſes Blut gemacht hatte, was war denn jetzt durch den Tauſch gewonnen? Mit Mißtrauen blickte das engliſche Volk, bei dem die puritaniſch-proteſtantiſchen Ideen mehr und mehr Boden gewannen, auf das Stuart'ſche Herrſcherhaus, mit Haß auf den Günſtling Buckingham, der die franzöſiſche Heirath und Allianz am eifrigſten betrieben. Die Unzufriedenheit nahm zu, als man in London von reformirten Abgeordneten und Flüchtlingen erfuhr, daß die Friedensartikel, welche die engliſchen Geſandten vermittelt, für deren Erfüllung ſomit der König ſelbſt eine gewiſſe Garantie übernommen, von der Pariſer Regierung ſehr läſſig und unvollkommen ausgeführt würden, daß das Fort Louis mit ſeiner ſtarken Beſatzung nach wie vor die Stadt Larochelle bedrohe, daß die Inſeln Ré und Oléron mit Befeſtigungen und königlichen Truppen verſehen ſeien, daß der Handel und die Privilegien der Stadt beeinträchtigt würden, daß man auch die religiöſen Verſammlungen beſchränkt habe. Selbſt in den Regierungskreiſen fühlte man Mißmuth und Verſtimmung. Der Hofhalt der Königin, der die katholiſchen Intereſſen ſo gefliſſentlich zu beleben bemüht war, wurde fortgeſchickt. Ein Ausgleichsverſuch, durch den Marſchall Baſſompierre betrieben, hatte geringen Erfolg. Auch in Paris konnte man bald einen Geſinnungswechſel wahrnehmen. Als Buckingham, der erſte Cavalier ſeiner Zeit, der einſt im Louvre eine ſo glänzende Rolle geſpielt, bei der alten und jungen Königin ſo gerne gelitten war, aufs Neue als Botſchafter ſich nach der franzöſiſchen Hauptſtadt begeben wollte, bewirkte Richelieu, der dem hoffärtigen anmaßenden Günſtling zweier Könige abhold war, daß ſich der Pariſer Hof die diplomatiſche Miſſion deſſelben verbat. Man ſagte dem leichtfertigen

Höfling, der ſo begierig nach dem Umgang vornehmer Damen ſtrebte, nach, er habe ſich einſt in beleidigender Zudringlichkeit der Königin Anna zu nähern geſucht. Dies gab den Anſtoß zu kriegeriſchem Vorgehen. Buckingham dürſtete nach Rache; er traf Verabredungen mit Rohan und Soubiſe; er rühmte ſich, er werde den Beſuch, den man abgewieſen, bald ohne Einladung im Louvre abſtatten. Im Juli erſchien er mit hundert Segeln in den Gewäſſern von Bretagne, fing franzöſiſche Juli 1627.
Schiffe weg und beſetzte die Inſel Ré. Ein Manifeſt verkündete, er wolle den Reformirten und insbeſondere der Stadt La Rochelle zu dem Frieden verhelfen, der ihnen unter Gewährleiſtung Englands zugeſichert worden. Er traf ſofort Anſtalten zur Belagerung des Fort St. Martin, fand aber in dem Commandanten, dem Marſchall Toiras, einen tapferen Gegner. Dieſer hielt die Feinde ſo lange auf, bis durch Richelieu's Thätigkeit auf kleinen für jene Gewäſſer beſonders geeigneten Fahrzeugen und Booten Hülfsmannſchaft und Vorräthe zugeführt wurden. Dadurch ſah ſich Buckingham, als die ungünſtige Jahreszeit heranrückte, zu einem verluſtvollen Abzug nach England genöthigt, wo er mit Schmähungen und Vorwürfen überſchüttet ward.

Belagerung und Eroberung von La Rochelle.

Mittlerweile hatten auch die Hugenotten in Languedoc, in den Sevennen unter Rohans Führung zu den Waffen gegriffen und La Rochelle durch Soubiſe ſich zum Beitritt bereden laſſen. Dadurch gewann der Krieg einen religiöſen 1627. 28.
Charakter: Frankreich im Bunde mit Spanien gegen England und die verbündeten Hugenotten. Der große Religionskrieg, der damals in Norddeutſchland und an der Küſte der Oſtſee ſich abſpielte, ſchien im Weſten an den Geſtaden und in den Fluthen des Oceans ſich zu wiederholen. Da wie dort bethätigte ſich der proteſtantiſche Geiſt und die überzeugungstreue Geſinnung in ganzer Stärke bei der muthigen und ſtandhaften Bürgerſchaft einer Seeſtadt; an der Oſtſee in der lutheriſchen Seeburg Stralſund, im weſtlichen Meere in der Hugenottenſtadt La Rochelle. Während des Kampfes auf der Inſel Ré war König Ludwig XIII. lebensgefährlich erkrankt; alle Geiſter waren in Spannung, die Oppoſition gegen den Cardinal in voller Aufregung und Thätigkeit; der Religionskampf im Süden ſchien ſich zum Schlachtfeld für alle Richtungen, Beſtrebungen und Leidenſchaften zu geſtalten. Nach der Wiedergeneſung des Monarchen wurde im Conſeil nach ernſtlicher Berathung der Beſchluß gefaßt, La Rochelle durch einen Belagerungskrieg zur Unterwerfung zu bringen und dem hugenottiſchen Gemeinweſen ein Ende zu machen. Denn ſo lange die reformirte Union mit ihrem feſten Bollwerke unabhängig daſtehe, und jedem inneren und auswärtigen Feinde die Hand reichen könne, ſei der König nicht wahrer Souverän von Frankreich. Es war noch nicht vergeſſen, daß einſt Guyenne und Poitou unter engliſcher Herrſchaft geſtanden; konnte nicht jetzt die religiöſe Uebereinſtimmung ein neues Band flechten? So wurde denn im Spätherbſt die Belagerung von La Rochelle in 1627.
Angriff genommen, eine Begebenheit, die den denkwürdigſten Thaten des Jahrhunderts an die Seite geſtellt werden darf. Buckingham hatte bei ſeiner Abfahrt

verſprochen, bald wiederzukommen; in dieſer Ausſicht nahmen die Hugenotten in La Rochelle den ungleichen Kampf an. Die Belagerung der durch Mauern, Graben und Thürme geſchützten Hafenſtadt wurde mit allen Mitteln der damaligen Kriegskunſt ins Werk geſetzt, und zwar gleichzeitig zu Waſſer und zu Land. Denn es war auf eine enge Blokade abgeſehen, um jede auswärtige Hülfe abzuhalten. Durch Hunger wollte man der unüberwindlichen Feſtung Meiſter werden. Während daher die Landſeite, ſo weit nicht Moräſte und Niederungen eine natürliche Schutzwehr bildeten, durch eine Reihe von Forts umgeben und mit Truppen unter den Marſchällen Schomberg und Baſſompierre beſetzt wurde; ſperrte man den Hafen durch einen Palliſadenring, der von dem Pariſer Architekten Metezeau und dem Steinmetzen Tiriot ausgeführt als ein Wunderwerk der Kriegsbaukunſt jener Tage galt. Von beiden vorſpringenden Ufern wurde mittelſt verſenkter Schiffe aus Pfahlwerk, Quaderſteinen, Holzblöcken ein Damm aufgeführt, der jede Einfahrt in den Hafen unmöglich machte, ein Werk das an die Belagerung von Tyrus durch Alexander erinnerte. Kriegsſchiffe vor dem Eingang und Forts an den Ufern vollendeten die Einſchließung. Den ganzen Winter über wurden die Belagerungsarbeiten unter den Augen des Königs und des Cardinals ſelbſt emſig betrieben; als im Februar Ludwig nach Paris heimkehrte, blieb Richelieu allein im Lager zurück, obwohl er neue Intriguen von Seiten ſeiner zahlreichen Feinde fürchten mußte. Er erkannte richtig, daß ſeine ganze Zukunft auf dem Gelingen der Kriegsoperationen vor La Rochelle beruhte. Diesmal hatte er auch die Ultramontanen für ſich. Im Lager wimmelte es von Geiſtlichen und Mönchen; der Klerus bewilligte eine beträchtliche Beiſteuer. Aber auch die Bürger von La Rochelle begriffen die ganze Wichtigkeit ihrer Lage: es handelte ſich um ihre municipalen Rechte, um ihre merkantile Weltſtellung, um ihre Religion, und ſie waren entſchloſſen, dieſe hohen Güter heldenmüthig zu vertheidigen. „Ich nehme die Würde eines Anführers nur mit der Bedingung an", ſoll der entſchloſſene Bürgermeiſter Guiton geſagt haben, „daß ich dem erſten, der von Uebergabe ſpricht, den Dolch ins Herz bohre; wenn ich ſelbſt je daran denke zu capituliren, ſo mag man ihn gegen mich kehren." Es war derſelbe Heldengeiſt, den einſt die Leydener gegen die Spanier bewieſen. Aber der Ausgang war nicht mit ſolchem Erfolg gekrönt. Man hatte einen großen Theil der Vorräthe den Engländern auf der Inſel Ré zugewendet; daher gerieth die Stadt bald in harte Bedrängniß. Mit Sehnſucht erwartete man von Eng-
Mai 1628. land die verſprochene Hülfe; aber die Schiffe, die im Mai auf der Höhe vor La Rochelle in Sicht kamen, kehrten, ohne einen Angriff zu wagen, unverrichteter Dinge heim. Die Aufregung, die deshalb die Gemüther in England ergriff, hat ſich in der Ermordung des Herzogs von Buckingham Luft gemacht. Ein zweites engliſches Geſchwader, das im September den Canal durchſchiffte, um den Glaubensgenoſſen Hülfe zu bringen, hatte eben ſo wenig Erfolg. So blieb denn der von Hungersnoth und Krankheit furchtbar heimgeſuchten Stadt, nachdem

ſie ein Jahr lang alle Leiden ſtandhaft ertragen, nichts übrig als Unterwerfung auf Gnade und Ungnade. Am Allerheiligentage hielten der König und der Cardinal 1. Nov. 1628.
ihren Einzug in die entvölkerte Stadt und ließen unter die Einwohner, die halbverhungert in den Straßen umherſchlichen, Lebensmittel vertheilen. Darauf folgte ein ſchweres Strafgericht. Die Privilegien und municipalen Rechte wurden aufgehoben, die Mauern und Feſtungswerke abgetragen, die Kathedralkirche den Katholiken eingeräumt und der römiſche Cultus mit einem biſchöflichen Kapitel feierlich aufgerichtet.

Ausgang des Hugenottenkriegs und das Gnadenedikt von Nimes 1629.

Mit der Uebergabe von La Rochelle war die Kraft des reformirten Gemeinweſens in Frankreich gebrochen; daher ging der Krieg, der zu gleicher Zeit in den beiden Languedoc, von der Garonne bis zur Rhone und in den Bergen der Sevennen und in Vivarais mit länderverwüſtender Wuth geführt worden war, einer Erſchöpfung entgegen. Wie ſollten die übrigen Hugenottenſtädte der königlichen Macht zu widerſtehen vermögen, nachdem das wichtigſte Bollwerk gefallen? Die katholiſche Reſtauration, die damals an vielen Orten ſo erfolgreich durchgeſetzt ward, ſchien auch in Frankreich ihrer Erfüllung entgegenzugehen. Aber zum Glück für die franzöſiſchen Reformirten war Richelieu ein Staatsmann von weiteren Geſichtskreiſen als Kaiſer Ferdinand und Herzog Maximilian. Hätte er es auf Vernichtung des proteſtantiſchen Glaubens und Gottesdienſtes abgeſehen, ſo ſtand ein Kampf auf Leben und Tod bevor, welcher die Kräfte Frankreichs auf eine Reihe von Jahren in Anſpruch genommen und die auswärtige Politik gelähmt haben würde. Und konnte denn nicht Spanien, trotz ſeines katholiſchen Eifers aus politiſchen Rückſichten den franzöſiſchen Reformirten Hülfe bieten? So wenig lag ein ſolcher Fall außer dem Bereiche der Möglichkeit, daß Olivarez bereits mit Rohan in Unterhandlung wegen eines Bündniſſes getreten war. Die Hugenotten ſollten Subſidiengelder erhalten, dafür aber ſich verpflichten, die Bekenner der katholiſchen Religion nicht zu ſchädigen. Die Streitigkeiten, die bereits wegen der Erbfolge in Mantua und Montferrat zwiſchen dem Pariſer und Madrider Hof ausgebrochen waren, ließen bald neue kriegeriſche Verwickelungen erwarten. Schon war ein franzöſiſches Heer über die Alpen gerückt, um Caſale zu beſetzen; Ludwig ſelbſt unternahm trotz der winterlichen Jahreszeit den beſchwerlichen Feldzug. Darum ſuchte Richelieu vor Allem, den Frieden im Innern herzuſtellen. Indem er Allen, die ſich freiwillig unterwerfen würden, Verzeihung und Gnade, den Widerſpenſtigen dagegen ſtrenge Beſtrafung in Ausſicht ſtellte, kam er raſch zum Ziel. Das Beiſpiel von Privas, das für ſeinen hartnäckigen Widerſtand nach Mai 1629
der Eroberung Plünderung und Hinrichtungen erleiden mußte, flößte den Andern Muthloſigkeit und Schrecken ein. Auch Rohan erkannte die Unmöglichkeit, den ungleichen Kampf fortzuſetzen. Von England, das mit Frankreich Frieden geſchloſſen, war keine Hülfe zu erwarten: ein Bündniß mit Spanien war unnatürlich und brachte die Hugenotten in eine falſche Stellung zu der ganzen übrigen proteſtantiſchen Welt. So ſuchte er denn zu einer Verſtändigung zu kommen und wenigſtens die Gewiſſensfreiheit zu retten. Denn die politiſche Stellung, welche die reformirte Genoſſenſchaft Frankreichs bisher behauptet, widerſtrebte den Ideen und Lebensformen, die in der Nation die Herrſchaft zu erlangen ſuchten. Und Richelieu erleichterte dem Herzog und ſeinen Glaubensgenoſſen durch verſöhnliches Entgegenkommen den ſchweren Schritt der Unterwerfung. Der große Staatsmann folgte nicht dem Beiſpiel der katholiſchen Fürſten Oeſterreichs und Bayerns: es genügte ihm, den Hugenotten ihre politiſche Macht, ihre Feſtungen und ihre ſelbſtändige republikaniſche Stellung inmitten des monarchiſchen Staates zu entreißen, aber die religiöſe Freiheit und die ſtaatsbürgerlichen Rechte ſollten nicht angetaſtet werden. Der

König hatte in einem Manifeſt verkündigt, daß er die Bekenner der „ſogenannten" reformirten Religion, ſofern ſie ſeine Gnade anrufen würden, nicht in der Ausübung ihres Gottesdienſtes verhindern und ſie gleich ſeinen katholiſchen Unterthanen behandeln werde. Und dieſe Zuſage wurde gehalten. Als auch Nimes und Montauban, die am längſten im Widerſtand beharrten, die Hand zum Frieden boten, wurde zu Alais ein Vertrag
27. Juni 1629. abgeſchloſſen und als „Gnadenedikt von Nimes" bekannt gemacht.

Dieſes gewährte den Reformirten die volle Amneſtie und den Fortgenuß der kirchlichen und bürgerlichen Rechte, die ihnen in dem Edikt von Nantes zugeſtanden worden, nahm ihnen aber die Sicherheitsorte und ihre politiſche Selbſtändigkeit und Sonderſtellung. Die Feſtungswerke wurden geſchleift, die politiſchen Verſammlungen unterſagt, die Synoden unter die Aufſicht eines königlichen Bevollmächtigten geſtellt und auf religiöſe Angelegenheiten beſchränkt. Die Ultramontanen waren mit dieſer Uebereinkunft, die mit dem Genius des Zeitalters im Widerſpruch ſtand, keineswegs zufrieden; ſie verlangten, daß die Ausübung des reformirten Ritus verboten werde. Das Parlament von Toulouſe konnte nur durch den ausdrücklichen Befehl Richelieu's zur Verification des Edikts gebracht werden.

Richelieu und die reformirten Glaubensverwandten.

Wenn der Cardinal den religiöſen Eifer der katholiſchen Vorkämpfer in Schranken hielt, ſo geſchah es nicht aus Hinneigung zu den Ideen der Toleranz, ſondern nur aus politiſcher Berechnung. Der Friede im Innern und die Unterſtützung der deutſchen Proteſtanten, die er vorhatte, vertrug ſich nicht mit religiöſen Verfolgungen. Dagegen leiſtete er der Verbreitung des Katholicismus in den von der Ketzerei angeſteckten Orten und Landſchaften allen möglichen Vorſchub. Die Jeſuiten durften ſich überall niederlaſſen und ihre Bekehrungen betreiben; und wo es ohne Aufſehen geſchehen konnte, verkürzte man die Reformirten in ihren bürgerlichen Rechten. Selten ließ man ſie zu höheren Aemtern emporſteigen. Der Ehrgeiz ſollte ein Sporn ſein zum Uebertritte in die Staatskirche. Von der Zeit an wurden die Converſionen ſyſtematiſch betrieben und führten bei dem Adel zu glänzenden Erfolgen. Je mehr der Cultus des Royalismus Wurzel faßte, deſto mehr kam in den Hofkreiſen und bei der Ariſtokratie die Anſicht zur Geltung, daß es mit der Loyalität eines Unterthanen unvereinbar ſei, einer andern Religionsform anzugehören, als der König oder gar die Lehre, zu der ſich die geheiligte Majeſtät bekenne, für irrthümlich zu halten. Die Ausdrucksweiſe „ſogenannte reformirte Kirche", die nun ſelbſt amtlich in Gebrauch kam, war ein Ausfluß dieſer Anſchauung.

Rohan, mit Richelieu ausgeſöhnt, übernahm einige Zeit nachher das Commando der franzöſiſchen Beſatzungstruppen, welche für die Graubündtner die Päſſe von Valtelln bewachten, und leiſtete dann als Kriegsoberſter im Elſaß und am Oberrhein der Politik des Cardinals gegenüber der öſterreichiſch-ſpaniſchen Macht wichtige Dienſte.
13. April 1638. Im Heere Bernhards von Weimar erhielt er vor Rheinfelden die Todeswunde und wurde auf dem Friedhofe in Genf beigeſetzt. (XI, 957. 987.)

2. Richelieu und die ariſtokratiſche Oppoſition.

Auswärtige Politik.

Zwei Triumphe hatte der Cardinal errungen: durch die Entwaffnung der Hugenotten hatte er den unruhigen und ehrſüchtigen Großen ihren ſtärkſten Rück-

halt genommen und zugleich den Klerikalen zu Gefallen gelebt; durch die Einmischung in die italienischen Angelegenheiten hatte er der spanisch-österreichischen Vergrößerungssucht Schranken gesetzt und zur Erneuerung der alten französischen Allianzen und Sympathien bei den Fürsten und Staaten der Halbinsel den Boden bereitet. Der Mantuanische Erbfolgekrieg, den wir früher kennen gelernt haben, (XI, 927) bot dem Kardinal eine günstige Gelegenheit, die Macht und das Ansehen Spaniens in Italien zu erschüttern, der unbedingten Vorherrschaft der Habsburgischen Politik ein Ende zu machen. Als er selbst vom König mit der obersten Heerführung betraut, an der Spitze bedeutender Streitkräfte die Alpen überstieg, durch die Eroberung von Pignerolo den wichtigen Alpenpaß für Frankreich sicherte, den zweideutigen Herzog Karl Emanuel von Savoyen nöthigte, das spanisch-österreichische Bündniß aufzugeben, da erkannte Europa, daß eine neue Aera in der französischen Geschichte im Anbruch sei.

Wir kennen die Ursachen, welche im Mantuanischen Successionskrieg der französischen Politik den vollständigen Sieg verschafften. Es war wohl im Widerspruch mit der allgemeinen Zeitströmung, welche ihre ganze Kraft auf die Herstellung der kirchlichen Einheit unter Roms Principat gerichtet hatte, daß eine katholische Regierung, bei welcher ein Cardinal und ein Mönch den Ausschlag gaben, mit einem nordischen König sich verband, der die Erhaltung des protestantischen Lehrbegriffs und die Beschützung der evangelischen Reichsfürsten gegen die jesuitisch-kaiserliche Vergewaltigung auf seine Fahne schrieb. Wenn man sich aber erinnert, wie einst die ersten Valois gehandelt hatten, was der erste Bourbon kurz vor seiner Ermordung im Schilde geführt; so wird man leicht erkennen, daß Richelieu und sein Agent in der Mönchskutte auch in diesen Combinationen nur auf die alten politischen Traditionen zurückgingen: die habsburgische Uebermacht zu brechen und zu dem Zweck alle Gegner derselben, ohne Rücksicht auf Religion zu unterstützen. Die kurzsichtige Politik und der engherzige Fanatismus, die damals in Wien die Handlungen und Entschließungen des Kaisers und seiner Rathgeber bestimmten und lenkten, arbeiteten dem klugen französischen Staatsmann in die Hände. Das Regensburger Restitutionsedikt (XI, 919) war ein mächtiger Hebel zu Frankreichs Emporkommen und Suprematie in der europäischen Völkerfamilie.

Maria von Medicis und Richelieu.

Wie wenig waren aber selbst in Frankreich die mächtigen Persönlichkeiten, in deren Hände die Geschicke der Nation gelegt waren, im Herzen geneigt, die Ideen und Tendenzen des Ministerpräsidenten zu fördern und zu unterstützen! Wie sehr sträubten sich die persönlichen Interessen und Leidenschaften gegen die Herrschaft eines Geistes, der ihren Wünschen und Vorurtheilen so scharf entgegentrat! Um dieselbe Zeit, da er in Italien die Macht Frankreichs herstellte, da er Mantua dem französischen Prätendenten zuwandte, mit dem neuen Herzog von Savoyen Victor Amadeus, der mit einer Schwester Ludwigs XIII. vermählt war, ein vortheilhaftes Bündniß schloß, den französischen Heeren den Einmarsch über den Alpenpaß von Pignerolo sicherte, zog sich ein neuer Sturm am Hofe über seinem Haupte zusammen. Seit der Aussöhnung mit ihrem Sohne hatte die Königin Mutter in gutem Einvernehmen mit Richelieu gestanden. Ihm hatte sie es hauptsächlich zu danken, daß sie an den Hof zurückkehren durfte, daß sie

im geheimen Rathe Sitz und Stimme erhielt und auf die Regierung einwirken konnte. Zum Dank dafür hatte sie ihm in Rom die Cardinalswürde verschafft. Dieses Verhältniß erfuhr jetzt eine Störung. Maria hatte eine große Hinneigung zu religiöser Devotion; sie versäumte keine Messe, sie pilgerte zu allen gefeierten Wallfahrtsorten; sie lieh ihrem Beichtvater und den Jesuiten willig Gehör; Pater Berulle hatte bis zu seinem Tode großen Einfluß bei ihr; die Gunst die sich einst Galigai erworben, beruhte zum Theil auf den religiösen Sympathien. Darum empfand sie großen Unwillen, daß der Minister sich mit den ketzerischen Feinden des spanisch-österreichischen Hauses in Verbindungen einließ, daß er gegen ihren Schwiegersohn Philipp IV., für den sie stets Vorliebe empfand, zu Felde gezogen. Die ganze klerikale Partei theilte ihre Meinung; es wurde wie eine Versündigung gegen die rechtgläubige Religion angesehen, daß Frankreich die Schirmherren des Katholicismus befehdete. Auch die Gemahlin Ludwigs XIII., Philipps IV. Schwester, in der Geschichte bekannt unter dem Namen Anna von Oesterreich, war dem Cardinal, dem Feinde ihres Hauses abgeneigt, weniger aus religiösen Motiven, als weil ihr ehrgeiziges herrschsüchtiges Gemüth es schwer ertrug, daß sie durch ihn von den Staatsgeschäften fern gehalten ward. Ja der König selbst war seinem Minister nie gewogen. Als Ludwig im September des Jahres 1630 abermals von einer schweren Krankheit befallen ward, ließ er sich von seiner Umgebung zu dem Versprechen fortreißen, daß er Richelieu entlassen wolle, sobald der spanische Krieg zu Ende sei. Dem Cardinal war die Gesinnung seines Königs kein Geheimniß: schon während des Hugenottenkrieges sagte er einmal, er habe gegen drei Könige zu kämpfen, gegen den englischen, den spanischen und den französischen. Aber so mächtig und überwältigend war der Geist des Mannes, daß Ludwig nach seiner Wiedergenesung nicht wagte, die Zügel der Regierung in andere Hände zu legen. Es wird eine merkwürdige Scene im Palast Luxembourg erwähnt, wo Maria den König in einem Zwiegespräch von den verderblichen Absichten des Cardinals zu überzeugen suchte, ohne sich durch den plötzlichen Eintritt desselben stören zu lassen. Sie wünschte, daß die Leitung der Staatsgeschäfte den Brüdern Marillac, dem Großsiegelbewahrer und dem Marschall übertragen würde. Jedermann erwartete den Sturz des Ministers; er selbst erwog bereits, wohin er sich zurückziehen solle. Und dennoch blieb ihm der Sieg. Eine persönliche Zusammenkunft mit dem Monarchen in Versailles genügte, um die Intriguen seiner Gegner zu zerreißen. Die Marillacs wurden unter Aufsicht gestellt und das Reichssiegel in andere Hände gegeben. So endigte der „Tag der Dupirten", wie man spottend den unerwarteten Ausgang bezeichnete, mit einem vollständigen Triumphe Richelieu's und seines Systems. Der König ließ sich überzeugen, daß es seine Pflicht sei, den Staat groß und stark zu machen, die öffentliche Ordnung zu erhalten, die Gewaltsamkeiten der Großen zu verhindern, böse Anschläge zu unterdrücken.

11. Nov. 1630.

Die abſolutiſtiſchen Tendenzen erhielten durch die kirchliche Würde Richelieu's eine gewiſſe Weihe. Ein König von Gottes Gnaden eingeſetzt, bewies er, beſitze die höchſte Macht und Autorität im Staat; alle Gewalten gingen von ſeiner Souveränetät aus; Auflehnung gegen ſeinen Willen und ſeine Gebote ſei ein Majeſtätsverbrechen, das ohne alle Rückſicht auf Stand oder Geburt aufs Strengſte beſtraft werden müſſe; kein Anſehen der Perſon dürfe dabei in Betracht kommen. Dieſe Anſchauungen von der höchſten unbeſchränkten Gewalt des Königthums fanden ſelbſt bei manchen Gegnern des Cardinals Eingang. Der „Code Michaud", ein Werk des Großſiegelbewahrers Michel Marillac, des eifrigen Anhängers der Maria von Medicis, iſt ein Ausdruck dieſer neuen ſtaatsrechtlichen Theorie. Die Vorrechte der Krone ſind darin allen andern ſouveränen Staatsorganen weit vorangeſtellt. Ausbildung des Abſolutismus.

Maria von Medicis war um ſo ungehaltener über dieſe Wendung, je ſicherer ſie und ihre Umgebung den Sturz Richelieu's erwartet hatte. In ihrem Innern wühlten die dämoniſchen Mächte des Stolzes, der Herrſchſucht, des Zornes über den Undank des Mannes, den ſie aus dem Staub erhoben. Selbſt gegen den Sohn kehrte ſich ihre Abneigung, ſie begegnete ihm mit ſichtlicher Zurückhaltung und mied ſeine Gegenwart. Wohl gab es Stunden, in welchen ſie an eine Ausſöhnung, an eine Wiederherſtellung des alten Verhältniſſes dachte, und weder der König noch der Miniſter ließen es an Verſuchen fehlen, ihr grollendes Gemüth zu beruhigen; dann erwachte aber wieder das Gefühl des gekränkten Stolzes, der Zurückſetzung, des verminderten Einfluſſes auf die Staatsgeſchäfte in aller Stärke; ſie konnte es nicht ertragen, daß man ihre Vertrauten, ihre ergebenen Anhänger vom Hofe fern hielt, daß ſie nicht mehr herrſchen ſollte, wie in den Tagen ihres Glanzes. Sie faßte den verderblichen Plan, ihren jüngern Sohn, Gaſton von Orleans, zum Werkzeug ihrer Rache gegen den Cardinal zu machen, ihn dem königlichen Bruder entgegenzuſtellen. Noch hatte Ludwig XIII. keinen Leibeserben, der Herzog galt ſomit als präſumtiver Thronfolger. Wir wiſſen, daß er ſchon früher ſich in ein weitverzweigtes Complot hatte hineinziehen laſſen; ſeitdem war ſein Verhältniß zu Richelieu ein beſſeres geworden. Nun aber kamen mehrere Urſachen zuſammen, die ihn mit Mißtrauen gegen den Miniſter erfüllten und den aufreizenden Reden der Mutter ſein Ohr öffneten. Er kündigte laut und offen dem Cardinal die Freundſchaft auf und verließ den Hof. Orleans, wo er ſeinen Aufenthalt nahm, wurde bald der Mittelpunkt weitverzweigter Conſpirationen, die in Paris, im Louvre ihre Mitwiſſer und Förderer hatten. Der König gerieth über die neuen Hofintriguen in große Aufregung. Er begab ſich nach Compiègne, begleitet von Richelieu, aber auch von Maria, die in dieſem kritiſchen Momente den Sohn nicht aus den Augen laſſen wollte. In Compiègne reichte der Miniſter ein Gutachten ein, in welchem er ausführte, daß ein kräftiges Regiment und eine folgerichtige Politik unmöglich ſei, ſo lange die Königin fort und fort Kabalen gegen ihn anlege und ihm entgegenwirke, die malcontenten Adelshäupter wider ihn aufreize, ſelbſt die verwandten Höfe in Spanien, in Savoyen, in Lothringen in ihr Intereſſe zu ziehen ſuche, um

Complot Marias und Gaſtons von Orleans. 1631.

31. Januar 1631.

ſeine Entwürfe ſcheitern zu machen. Er forderte ſeine Entlaſſung, wenn der König nicht entſcheidende Maßregeln zur Abſtellung der Uebel ergreife. Richelieu erreichte ſeinen Zweck. Der König reiſte plötzlich mit ſeiner Gemahlin ab und
23. Febr. 1631. unterſagte ſeiner Mutter, ihm an den Hof zu folgen. Sie ſollte unter der Ehrenwache des Marſchalls d'Eſtrées in Compiègne zurückbleiben; die Damen ihres Vertrauens, vor Allen die Prinzeſſin von Conti, Schweſter des Herzogs von Guiſe und die Herzogin von Elboeuf, Ludwigs XIII. natürliche Schweſter, wurden vom Hof entfernt. Marſchall Baſſompierre, Oberſt der Schweizergarde, mußte in die Baſtille wandern, wo er bis zum Tode des Cardinals feſtgehalten ward. Der Herzog von Orleans wurde zur Rückkehr an den Hof eingeladen; aber er fürchtete ebenfalls unter Aufſicht geſtellt zu werden und beſchloß, als der König mit Truppen gegen die Loire zog, das Reich zu verlaſſen. Er flüchtete ſich nach Lothringen, begleitet von ſeinen Hauptrathgebern und Aufſtiftern Le Coigneux und Puylaurens, um von dort aus ſein unruhiges Treiben mit mehr Nachdruck fortzuſetzen. Denn wie wir wiſſen (XI, 952) ſtand der Hof von Nancy in den freundſchaftlichſten Beziehungen zu der Königin Maria; und die Verbindung des Herzogs mit der ſpaniſchen Regierung in Brüſſel und mit den malcontenten Großen in Frankreich konnten in dem Grenzlande fortgeſponnen und zu einem Umſturz des despotiſchen Regiments benutzt werden. Auch die Königin Mutter erſah ſich eine günſtige Gelegenheit, da man ihr freiere Bewegung geſtattete, um nach den Niederlanden zu entfliehen.

Königthum und Parlament.

Die Kataſtrophe von Compiègne machte in Frankreich das größte Aufſehen: eine Menge Flugſchriften von beiden Parteien gab Zeugniß von der leidenſchaftlichen Erregung der Gemüther. Als der König mehrere Genoſſen des Complots, die Herzöge von Elboeuf, Roannez, Bellegarde, den Grafen von Moret, einen unächten Sohn Heinrichs IV., die Herren von Coigneux und Puylaurens als Majeſtätsverbrecher erklären ließ, erhob das Pariſer Parlament, wo der Cardinal manche Gegner hatte, Bedenken gegen die Verification des Edikts. Da bedeutete ihm Ludwig XIII., daß weder das Parlament noch irgend eine Gewalt das Recht habe, königliche Entſcheidungen einer Discuſſion zu unterwerfen. Der König ſei von Gott zur Herrſchaft berufen und für ſeine Regierungshandlungen nur ihm verantwortlich. Das Protocoll über die Verhandlungen mußte gelöſcht und das Edikt in der amtlichen Faſſung eingetragen werden. Es war
12. Mai 1631. das Wehen des neuen Zeitgeiſtes, dem Richelieu durch Wort und That Geltung verſchaffte. Ein beſonderer Gerichtshof, aus rechtskundigen Gliedern des Staatsraths gebildet, führte die Unterſuchung gegen die Angeklagten und fällte das Urtheil. Auch gegen dieſe Neuerung erhob das Parlament Beſchwerde und beſtritt die Rechtsgültigkeit des außerordentlichen Gerichts: aber der Großſiegelbewahrer gab den Abgeordneten die Erklärung, der franzöſiſche Staat ſei monarchiſch; Alles hänge darin von dem Willen des Königs ab, der nach ſeinem Belieben Richter beſtimmen und Gelderhebungen nach Verhältniß der Staatsbedürfniſſe machen

könne. Als der König der Parlamentsdeputation dieſen Beſcheid ertheilte, war die Oppoſition, die in Lothringen ihren Sitz aufgeſchlagen bereits zerſprengt; in Metz, das zum Heerd der Agitationen und Verſchwörungen auserſehen war, empfing ſie die Antwort.

Lothringen.

Richelieu ſah es gar nicht ungern, daß Lothringen von ſeinen Gegnern als Stützpunkt für ihre aggreſſiven Pläne auserkoren ward: der unruhige, vielgeſchäftige Herzog Karl IV. war in die ſpaniſch-öſterreichiſch-katholiſche Politik, die damals am Rhein ſich abſpielte, tief verflochten; er ſollte die religiöſe Reaction gegenüber den Schweden und Proteſtanten durchführen helfen. Wenn nun Richelieu, der jetzt im geheimen Rathe unbedingt das entſcheidende Wort führte, den König bewog, mit einem Heer gegen Lothringen zu ziehen, ſo diente er zugleich ſeinen Verbündeten in Deutſchland trat den Plänen ſeiner Feinde entgegen und förderte das Intereſſe Frankreichs.

Verzweigung des Complots. 1631. 1632.

Es machte den Cardinal nicht irre, daß ein großer Theil des Adels, der Beamtenwelt, des Volkes mit den Gegnern ſympathiſirte; je mehr dieſe ihre Blicke auf Spanien richteten, deſto entſchiedener verfolgte er ſeine eigenen politiſchen Ziele. Der Herzog von Orleans, ſchon ſeit einigen Jahren Wittwer, hatte ſich mit Margaretha, der jüngſten Schweſter des Herzogs von Lothringen vermählt und war dann zu ſeiner Mutter nach Brüſſel gegangen, wo Iſabella beiden eine huldvolle Aufnahme bereitete. Noch immer war ja Gaſton der Thronfolger; wenn er und ſeine Mutter in die Stellung zurückkehrten, wozu ſie durch Rang und Geburt berechtigt waren, welche Vortheile konnte dann Spanien von ihrer Dankbarkeit erwarten! Wie zur Zeit der Ligue mochte dann Frankreich ſeine Directiven von Madrid empfangen. Durch den herzoglichen Hof von Lothringen hatten die Schützlinge der ſpaniſchen Regierung in Brüſſel Fühlung mit den nördlichen Provinzen; durch den Herzog Karl von Guiſe, Gouverneur der Provence und Befehlshaber der franzöſiſchen Flotte des Mittelmeeres, und durch Heinrich II. von Montmorency, der als Gemahl der Felicia Orſini aus dem florentiniſchen Fürſtenhaus mit der Königin Mutter in verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtand und als Gouverneur von Languedoc eine wichtige Stellung einnahm, konnte der ſpaniſche Einfluß im Süden geltend gemacht werden. Denn gerade in dieſen Landſchaften, die vor Alters zu der Krone Frankreich in einem ſehr loſen Verband geſtanden, wo noch vor Kurzem die Föderation der Reformirten der Regierungsgewalt Schranken geſetzt hatte, war man wenig geneigt, einem Abſolutismus zu huldigen, wie ihn der Cardinal zu begründen trachtete. Montmorency, der Sohn Damville's, des Streitgefährten Heinrichs IV., „eine ritterlich fürſtliche Natur, freigebig und glänzend, tapfer und hochſtrebend“ beſaß in Languedoc eine große Popularität als Erbtheil ſeines Hauſes durch mehrere Generationen: durch ihn wurden die Stände zu der Erklärung angeregt, daß ſie die alten Rechte ihrer Provinz gegenüber den Neuerungen der Regierung und der Amtsgewalt der von ihr eingeſetzten königlichen Commiſſionen vertheidigen wollten. Eine gewaltige Bewegung war im Anzug: ſpaniſche Galeeren kreuzten im Mittelmeer, da und dort ſammelten ſich Kriegshaufen an der Grenze, im

Luxemburgischen war ein Werbelager für den Herzog von Orleans aufgeschlagen; in den lothringischen Festungen lagen starke Garnisonen; alle Unzufriedenen im Königreich waren bereit, die Rechte der Königin Mutter und des Thronerben gegen die despotische Gewalt des ersten Ministers zu vertheidigen. Man rechnete darauf, daß Epernon in Guyenne, daß Créqui in der Dauphiné sich für Gaston erklären würden. Der Cardinal verlor jedoch keinen Augenblick den Muth. Er wußte, daß seine Feinde ohne Plan und klares Einverständniß handelten, jeder auf eigene Hand, während er nach allen Seiten einen sicheren Schlag führen könne. Auch hatten sich einzelne Adelshäupter, die früher gegen die Regierung die Waffen geführt, mit dem Cardinal versöhnt und liehen ihm ihren Arm. So der Prinz von Condé, den Richelieu durch Zuwendung von Einnahmen, für die sein Herz sehr empfänglich war, auf seine Seite zu ziehen gewußt. Condé wurde in die Provence gesandt, um dem Herzog Karl von Guise entgegenzuarbeiten. Von dem König zur Rechenschaft vorgeladen, verlor dieser den Muth; er bat um die Erlaubniß, zur Erfüllung eines Gelübdes eine Pilgerfahrt nach Loretto
August 1631. antreten zu dürfen. Die Bitte wurde ihm gewährt unter der Bedingung, daß er nach seiner Rückkehr der Ladung Folge leiste. Guise ist nie zurückgekommen.

Marschall Marillac

Als die Rüstungen im Luxemburgischen einen Einfall der Orleanisten in Frankreich erwarten ließen, beschloß der Cardinal, durch ein energisches Strafgericht vor jedem Anschluß abzuschrecken. Schon seit einigen Jahren befand sich der Marschall Marillac in der Bastille. Jetzt wurde er der Erpressung und der Veruntreuung öffentlicher Gelder vor einem Sondergericht unter dem Vorsitz des Siegelbewahrers angeklagt und von demselben zum Tode verurtheilt. Das Parlament hatte umsonst geltend gemacht, daß der Prozeß vor sein Forum gehöre; es mußte sich in die Staatsraison finden. Der
8. Mai 1632. eigentliche Grund der Hinrichtung des Marschalls war seine Verflechtung in das frühere Complot der Königin. Die zu seinen Gunsten laut gewordenen Stimmen wurden als Einschüchterungsversuche gedeutet, darum könne auch der König keine Gnade ergehen lassen.

Niederlage der Insurgenten Montmorency's Ausgang. 1632.

Und als nun Gaston mit einer Reiterschaar, die er in den wallonischen und niederländischen Provinzen geworben, über Lothringen in Burgund einfiel, um, wie ein Manifest verkündete, den Cardinal Richelieu, den Feind des Königs und des königlichen Hauses, den Verderber des Staats, zu bekriegen; da bewirkte der Minister, daß das Parlament sowohl den Herzog von Orleans als seinen Bundesgenossen Montmorency für Rebellen erklärte. Willig unterstützte Condé dabei die Regierung, obwohl Montmorency sein Schwager war. Dieses Urtheil schreckte viele Magnaten und Städte, wenn sie auch innerlich dem gewaltthätigen Staatsmann abgeneigt waren, von einem offenen Anschluß an die Opposition ab: Epernon verhielt sich ruhig und selbst in Niederlanguedor vermochte der kriegsmuthige Montmorency die Bevölkerung nicht zu einer Erhebung wider die Regierung zu bewegen. Nur einige Reiterfähnlein standen ihm zur Seite, entschlossen dem ritterlichen Heerführer in Kampf und Tod zu folgen. Unter solchen Umständen war der Ausgang der Schilderhebung vorauszusehen.

Als König Ludwig ſelbſt raſch in Lothringen eindrang und Nancy bedrohte, ſah ſich Herzog Karl zu einem neuen Vertrag genöthigt, durch den er ſich zur Kriegshülfe wider jeden Feind verpflichtete und zwei ſeiner wichtigſten Feſtungen auf vier Jahre in des Königs Hand gab. 26. Juni 1632. Mittlerweile war Gaſton mit ſeinen Heerhaufen nach dem Süden gezogen, um mit Montmorency verbunden an der Spitze des languedocſchen Adels und im Vertrauen auf ſpaniſche Hülfe einen Hauptſchlag zu wagen. Trotz der Abmahnung des erfahrenen Grafen von Rieux 1. Sept. ließ ſich Montmorency durch ſeinen ſchlachtmuthigen Ungeſtüm hinreißen, das königliche Heer unter Marſchall Schomberg, das zwar ſchwach aber durch einen Graben geſchützt war, bei Caſtelnaudary in einem kühnen Reitergefecht anzugreifen; aber die kleine Schaar, die dem tapfern Führer über den Graben folgte, wurde zurückgeſchlagen; der Herzog ſelbſt ſtürzte verwundet von ſeinem mit bunten Federn geſchmückten Streitroß und wurde gefangen. Sein Bundesgenoſſe Gaſton wollte den Kampf fortſetzen; aber das ganze Land erklärte ſo raſch ſeine Unterwerfung, daß der Flüchtling, verlaſſen und hülflos auf Ergebung denken mußte. In Beziers unterzeichnete er den Vertrag, worin er des Königs 29. Sept. Gnade anrief, allen Verbindungen mit Spanien, mit Lothringen und mit ſeiner Mutter entſagte und in Allem ſich nach dem Willen des Bruders zu richten verſprach. Dafür wurden ihm ſeine Güter und Einkünfte zurückgegeben und Verzeihung gewährt. Die Gnade ward auf ſeine Bitte auch auf ſeine Freunde und Verbündeten ausgedehnt, nur der Name Montmorency fehlte in der Zahl. Der hochgeſtellte Herr mußte der Staatsraiſon zum Opfer fallen. Die frühere Freundſchaft mit dem Miniſter trug ihm keine Früchte, Richelieu wollte zeigen, daß es für Aufrührer gegen die neue Staatslehre von der Allmacht des Königs und der Geſetze keine Gnade gebe. Wie viele Fürbitten und Verwendungen für den fürſtlichen leutſeligen Mann an höchſter Stelle verſucht wurden; Ludwig XIII., damals mehr als jemals unter dem geiſtigen Bann des Cardinals, wies ſie alle zurück. Von dem Parlamente zu Toulouſe wegen Empörung und Majeſtätsbeleidigung zum Tode verurtheilt, ſtarb der letzte Sprößling des erlauchten 30. Okt. 1632. Hauſes der Montmorency im Stadthauſe zu Toulouſe auf dem Schaffot. Die eingezogenen Güter des kinderloſen Herzogs gingen größtentheils auf ſeinen Schwager Condé über, der dafür dem Cardinal Dank und Ergebenheit zollte. Ehrgeizige Anſprüche, die nicht erfüllt worden, Hoffnungen auf glänzende Belohnungen, perſönliche Beziehungen und Familienrückſichten hatten den hochgeſtellten Edelmann auf die Seite der Königin und des Orleans geführt. In ihm wurde die ganze Partei getroffen. Montmorency ertrug ſein tragiſches Schickſal mit großer Faſſung. Die Erinnerung an das edle Geſchlecht, das ein Jahrhundert lang mit dem geſchichtlichen Leben der Languedoc verflochten war, lebte noch lange fort im Herzen der Bevölkerung. Die Verwaltung der Provinz wurde in ſichere Hände gegeben, die Verfaſſung und Beſteuerung nach einem neuen Syſtem eingerichtet, die Stelle eines Gouverneur dem Marſchall Schom-

berg, dem Sieger von Caſtelnaudary übertragen, nach deſſen baldigem Tod ſie an den Sohn überging. Unter ſolchen Verhältniſſen konnten die Provinzialſtände als hiſtoriſche Reliquie fortbeſtehen.

Richelieu's Machtſtellung und Thätigkeit.

Auch in andern Landſchaften traten eingreifende Veränderungen in Perſonen und Inſtituten ins Leben. Die Provence ward dem noch immer abweſenden Guiſe, der erbliche Anſprüche geltend machen konnte, für immer entriſſen und dem entſchloſſenen Gardehauptmann Vitry übergeben, durch deſſen Kugel einſt d'Ancre gefallen war; in Burgund, in Picardie, in Calais, in Limouſin u. a. O. wurden die Gouverneure und Befehlshaber gewechſelt; die niederen Beamten der Provinzen wurden unter die Aufſicht der Intendanten der Juſtiz geſtellt, die vom Miniſterium unmittelbar eingeſetzt die wichtigſten Verwaltungsgeſchäfte, insbeſondere das Steuer- und Finanzweſen unter ihre Obhut nahmen. Requetenmeiſter durchzogen die Provinzen und Städte, um alle, die für die Partei Monſieur's und der Königin Mutter ſich mit Sympathien hervorgewagt, durch ein raſches außerordentliches Gerichtsverfahren zu beſtrafen. Die Scharfrichter hatten damals viel zu thun. Selbſt in die Hofkreiſe reichte der Arm des Cardinals: die Herzogin von Chevreuſe, die vertrauteſte Ehrendame der Königin Anna wurde nach Tours verwieſen; ihr Freund der Großſiegelbewahrer L'Aubeſpine de Chateauneuf, der
Febr. 1633. während einer Krankheit des Miniſters mit ihr und der Königin von England neue Intriguen angeknüpft hatte, verlor ſeine Stelle. Allmächtig war der Wille des gewaltigen Mannes: nach allen Seiten war ſein Blick gerichtet, alle Lebensthätigkeiten mußten ſeinen Zwecken dienen: wir wiſſen, welche Erfolge die franzöſiſche Kriegspolitik in Deutſchland errang; zugleich wendete er die größte Sorgfalt auf Mehrung der Marine und der Kriegsflotte, auf Handel und Coloniſation. Die Anſiedlungen in Canada, unter Heinrich IV. begonnen, wurden durch Handelsgeſellſchaften und Einwanderungen erweitert der Grund zu Quebec gelegt. Und neben den eingreifenden Neugeſtaltungen in der Verwaltung, im Gerichtsweſen, in den königlichen Regierungsorganen verlor er auch das geiſtige Leben nicht aus dem Auge. Um dieſe Zeit geſchah es, daß er aus einer literariſchen Privatgeſellſchaft die franzöſiſche Academie ſchuf, einen oberſten Gerichtshof des Geſchmacks, beſtimmt die moderne klaſſiſche Literatur zu heben und die franzöſiſche Sprache zu correkter Ausbildung zu führen, daß er die Wochenſchrift „Gazette de France" gründete, um die öffentliche Meinung im Sinne der Regierung zu bilden. Bei ſeinem ganzen Thun hatte er nur den einzigen politiſchen Zweck im Auge, das monarchiſche Princip über jeden Einzelwillen zu heben und Frankreichs Machtſtellung nach Außen zu erhöhen. Die religiöſen Motive, ſonſt allenthalben in erſter Linie wirkſam, traten bei Richelieu zurück: in der Armee, in der Literatur, ſelbſt in Staatsämtern wies er geeignete proteſtantiſche Kräfte nicht von ſich.

Ausdehnung der franzöſiſchen Herrſchaft.

Dieſe Triumphe in Frankreich hatte Richelieu zum guten Theil ſeinen auswärtigen Verbindungen mit den Schweden und den deutſchen Proteſtanten zu danken; denn dadurch war Spanien gehindert, der Königin und ihrem Sohne nachdrücklich die Hand zu reichen. Dieſe Verbindungen wurden noch folgenreicher, als Guſtav Adolf bei Lützen ſeinen Tod gefunden. Nicht nur die Heilbronner Bundesverwandten auch die katholiſchen Fürſten am Rhein richteten ihre Blicke nach Paris. Wir wiſſen bereits (XI, 945), daß der kriegeriſche gewaltthätige Erzbiſchof von Trier, Philipp von Sötern, zugleich Biſchof von Speier, mit Frankreich einen Bundesvertrag abſchloß, wodurch die Feſtung Ehren-
Lothringen beſetzt. breitſtein in franzöſiſche Hände kam. Und bald ſollten noch nähere Erwerbungen gemacht werden. Gaſton hatte ſich, erbittert daß ſeine Verwendung für den Bundesgenoſſen Montmorency keinen Erfolg gehabt und beſorgt, daß man ſeine ohne des Königs Wiſſen und Willen eingegangene Ehe mit der lothringiſchen Fürſtentochter anfechten

würde, abermals nach Brüſſel geflüchtet, von wo aus er im Verein mit ſeiner Mutter neue Complotte in Frankreich anzulegen ſuchte. Da beredete Richelieu den König zu energiſcherem Vorgehen und in erſter Linie zu dem Entſchluß, durch Beſetzung des Herzogthums Lothringen den Feuerheerd zu zertreten, von dem alle Flammen ausgingen und ihre Nahrung erhielten. Zu dem Ende rückte der König ſelbſt, begleitet von dem Cardinal und dem Marſchall Laforce vor Nancy und zwang den Herzog zu einer vertragsweiſen Uebergabe dieſer wichtigen Feſtung. Sie ſollte ihm zurückerſtattet werden, wenn er durch ſein Betragen bewieſen haben würde, daß Frankreich nichts mehr von ihm zu fürchten habe. Die Hoffnung, bei der Gelegenheit ſich auch der Prinzeſſin Margaretha zu bemächtigen, wurde vereitelt. Die junge Frau, eben ſo muthig und unternehmend, als ſchön, entfloh als Reiter verkleidet durch die waldigen Landſchaften von Thionville und Luxemburg und kam nach manchen Gefahren und Abenteuern in Brüſſel an, wo ſie von der Königin Mutter und der Statthalterin Iſabella mit Gewogenheit aufgenommen ward. In Mecheln wurde darauf die Vermählung öffentlich vollzogen. — Die Beſetzung der Hauptſtadt und der feſten Orte war der erſte Schritt zur Einverleibung des Herzogthums Lothringen. Der ſtaatsrechtliche Verband mit dem deutſchen Reich machte dem Cardinal wenig Bedenken. Er ſagte dem Herzog Karl, als derſelbe dieſes Verhältniſſes Erwähnung that, „die Oberhoheit des Kaiſers über Lothringen ſei eine alte Uſurpation gegenüber der Krone Frankreich; der König beabſichtige ſeine Monarchie in ihrer urſprünglichen Größe wieder herzuſtellen". Es mochte ihm der Gedanke einer Vereinigung des ehemaligen Auſtraſien mit dem weſtlichen Reiche, die Ausdehnung der Grenzen bis an den Rhein vor der Seele ſchweben. In dieſem Sinne wurde auf Grund eines ſchon früher gefaßten Beſchluſſes ein Parlament in Metz inſtallirt und damit die ſchwachen Bande, welche die drei Bisthümer noch immer mit dem deutſchen Reiche verbunden hielten (X, 800 f.), vor Allem der Recurs an das Kammergericht, vollends gelöſt. Die Reichsadler, die bisher noch in Metz angeſchlagen waren, wurden durch die Lilien verdrängt.

August 1633.

20. Sept. 1633.

26. Aug. 1633.

Wenn wir uns die Weltlage vergegenwärtigen, welche der Ermordung Wallenſteins unmittelbar vorausging, was war damals nicht einem ſo klugen und unternehmenden Staatsmann wie Richelieu möglich? In Trier und Speier ein befreundeter Kurfürſt; im Elſaß die franzöſiſchen Heere im Beſitz mehrerer Feſtungen; das Würtembergiſche Mömpelgard unter der Schutzherrſchaft Frankreichs. Eine große Zukunft hatte das Schickſal dem Monarchen und ſeinem gewandten Staatsmann in den Schooß geworfen. Dies erkannte auch der Graf von Olivarez, der in Madrid eben ſo mächtig war, als Richelieu in Paris; er beſchloß daher alle feindlichen Elemente wider den Cardinal zu vereinigen und einen entſcheidenden Schlag zu führen, ſelbſt auf die Gefahr eines direkten Krieges. Brüſſel, wo nach dem Tode Iſabella's im Jahre 1633 der Cardinal Infant Ferdinand, Philipps IV. Bruder die Statthalterwürde antrat, war zum Mittelpunkt der neuen großen Liga auserſehen. Mit der Königin Mutter und dem Herzog von Orleans wurde ein Bündniß vereinbart, kraft deſſen die ſpaniſche Regierung dem Bruder des Königs zur Rückkehr in ſein Vaterland verhelfen und das alte Uebergewicht wieder erlangen ſollte. Man rechnete auf die Mitwirkung der zahlreichen malcontenten Großen in allen Theilen des Landes, die bei der geringſten Ausſicht auf Erfolg gegen den despotiſchen Miniſter ſich erklären würden, auf den Beiſtand des Herzogs von Lothringen, der, um in ſeinen Kriegsplänen nicht

Franzöſiſche und ſpaniſche Kriegspolitik.

Mai 1634.

durch politische Rücksichten gehindert zu sein, die Regierung in Lothringen an seinen Bruder, den Cardinal Franz, Bischof von Toul abgetreten und sein sämmtliches Kriegsvolk in die spanischen Niederlande geführt hatte, auf die Sympathien der katholischen Fürsten Deutschlands.

Ausgang Maria's von Medicis.

Richelieu begegnete dem Sturm mit seiner gewöhnlichen Umsicht und Energie. Er machte zuerst Versuche, die Königin und den Sohn zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Bei Gaston fanden die günstigen Anträge des Ministers Gehör: um den Preis eines friedlichen Verhaltens wurde ihm abermals Versöhnung und der Fortbesitz seiner Güter und Einkünfte zugesichert. Auf Zureden seines Vertrauten Puylaurens, der auf des Prinzen Haltung und Entschlüsse den größten Einfluß übte und den der Cardinal durch Versprechungen auf seine Seite gebracht hatte, ging Monsieur, mit seiner Mutter und mit dem Brüsseler Hof entzweit, auf die Ausgleichungsvorschläge ein. Unter dem Vorwande einer Jagd
8. Okt. 1614. entfernte er sich aus Brüssel und kehrte in sein Vaterland zurück. Sein Günstling Puylaurens erhielt den ihm versprochenen Lohn für seine Dienste: da man aber am Pariser Hofe dem ehrgeizigen und intriganten Manne nicht traute, so
Febr. 1635. wurde er einige Monate nachher im Schloß Vincennes in Sicherheit gebracht. Dort ist er bald darauf gestorben. Um so standhafter wies die Königin Mutter alle Anträge eines Ausgleiches zurück, die nicht die völlige Restitution in ihre frühere Stellung zum Ziel hätten. Da jedoch Richelieu sie nicht mehr an den Hof und in die Umgebung des Königs lassen wollte, sie selbst aber jeden andern Aufenthalt als eine Beeinträchtigung ihrer Ehre zurückwies, so kam es zu keiner Versöhnung. Maria von Medicis blieb noch einige Jahre in Brüssel, wo sie mit ihren Anhängern in Frankreich und mit ihrer Tochter in London am leichtesten den Verkehr zu unterhalten vermochte; und so lange sie den spanischen Interessen durch ihren Namen und ihre Verbindungen nützlich sein konnte, wurde sie mit aller ihrem Stande gebührenden Rücksicht behandelt. Mit der Zeit aber ward sie dem Brüsseler Hof lästig; in Frankreich fing man an, sie zu vergessen, sie als eine Fremde zu betrachten; in England störten und erschwerten die bürgerlichen Unruhen und kirchliche Parteiungen die Verbindung des Hofes mit den katholischen Fürsten des Festlandes. Da hielt es Maria von Medicis für zeitgemäß, die Niederlande zu verlassen. Nach einem kurzen Aufenthalt in England, wo sie vergebliche Versuche machte, Richelieu's Einwilligung zur Rückkehr nach Frankreich zu erhalten, nahm sie ihren Wohnsitz in Köln, dem Mittelpunkte des Katholicismus und der Hierarchie in ihrem äußeren Glanze. Dort ist sie einige
3. Juli 1642. Jahre nachher verlassen und in Dürftigkeit gestorben.

Der Palast Luxemburg.

Welcher Contrast zwischen Anfang und Ende! Einst als sie in voller Herrlichkeit im Louvre waltete, faßte sie den Entschluß auf der linken Seite der Seine ein Denkmal zu errichten, das ihren Namen und ihre Thaten auf die Nachwelt bringen und schon in der Bauart, worin toskanischer und französischer Stil zu einem harmonischen Ganzen vereinigt ward, ein symbolischer Ausdruck ihrer doppelten Nationalität sein sollte. So

entſtand der herrliche Palaſt Luxemburg mit ſeinen Pavillons, Gartenanlagen, Fontainen, wo ſie durch Rubens und ſeinen Schüler Jordaens in farbenreichen Wandgemälden die wichtigſten Momente ihres Lebens, die Ueberwindung der den Staat bedrohenden dämoniſchen Mächte während ihrer Regentſchaft darſtellen ließ, Bildniſſe und Allegorien vereinigt, eine „Epopoe ihres Lebens in prächtigen Schilderein". Für die gelungenſte Darſtellung gilt die Geburt Ludwigs XIII., deſſelben Sohnes, durch den ſie in die Fremde getrieben worden. In Köln ſoll ſie in dem nämlichen Hauſe geſtorben ſein, in welchem einſt ihr Lieblingsmaler Rubens das Licht der Welt erblickt; und noch jetzt zeigt man in der Rheinſtadt ein vergoldetes Kreuz, das ſie der deutſchen Stadt geſchenkt, ein Symbol ihrer devoten Geiſtesrichtung, die unter allen Wechſelfällen ein hervortretender Charakterzug der zweiten Mediceerin auf dem Throne Frankreichs geblieben iſt.

3. Richelieu's Erfolge und Ausgang.

Kriegsereigniſſe.

Eine Zeit lang hatte es den Anſchein, als ob die ſpaniſch-öſterreichiſche Sache neue Triumphe erringen ſollte: ein lothringiſcher Oberſt überfiel Trier und führte den Kurfürſten, den Schutzbefohlenen Frankreichs als Gefangenen weg; in Deutſchland nahmen die Dinge durch die Schlacht bei Nördlingen eine Wendung zu Gunſten der Kaiſerlichen; im Lothringen pflanzte der neue Herzog Franz, der ſich trotz ſeines geiſtlichen Standes mit einer erbberechtigten Verwandten vermählt hatte, die kaiſerliche Fahne auf. Auch als ein franzöſiſcher Wappenkönig in Brüſſel den Krieg an Spanien erklärte und Frankreich nun offen in den großen Weltkampf eintrat, drohten noch mancherlei Wechſelfälle. Wir wiſſen bereits aus dem vorigen Bande (S. 981 f.), welchen Schrecken das ſpaniſche Heer und der Name Johann v. Werths in Paris hervorrief. Aber es waren vorübergehende Wolken.

März 1635. Sept. 1634. 19. Mai 1635.

Der Miniſter ließ es nicht an Energie und vielſeitiger Thätigkeit fehlen, um die feindliche Macht zu ſchwächen. Mit den Generalſtaaten wurde ein Vertrag geſchloſſen, kraft deſſen die flandriſchen und brabantiſchen Provinzen von der ſpaniſchen Herrſchaft losgeriſſen und gleich den holländiſchen Nachbarn zu einem Körper freier Staaten vereinigt, oder falls die Einwohner dieſem Plane nicht zuſtimmten, zwiſchen den beiden Staaten getheilt werden ſollten. Luxemburg, Namur, Hennegau und Flandern ſollten dann an Frankreich, Antwerpen, Brabant, Limburg an Holland fallen. Lothringen wurde unter franzöſiſche Verwaltung genommen, das herzogliche Bruderpaar zur Flucht genöthigt, das ſpaniſch-belgiſche Land von Süden durch die Franzoſen, von Norden durch die Holländer bedrängt, den mit der ſpaniſchen Herrſchaft Unzufriedenen in Flandern und Brabant die Hand gereicht und Hülfe verſprochen. Auch in Italien ſuchte Pater Joſeph die Fürſten und Staaten zu bereden, daß ſie die Gelegenheit benutzen ſollten, um mit Frankreichs Hülfe die ſpaniſche Herrſchaft abzuſchütteln und ihre Selbſtändigkeit und Freiheit zurück zu gewinnen. Am Rhein und im ſüdlichen Deutſchland ahnte das Bündniß mit der ſchwediſch-proteſtantiſchen Kriegsmacht den Franzoſen den Weg zu folgenreichen Erwerbungen. Es zeigte ſich jedoch bald, daß den franzöſiſchen Truppen die kriegeriſche Erfahrung mangelte, welche ſich ihre Gegner in dem langjährigen Kampfe erworben hatten; in Flandern und Brabant, wo die gehofften inneren Aufſtände nicht erfolgten, ſahen ſich die Heerführer zum Rückzug genöthigt, als der Cardinal-Infant und Johann von Werth mit ihren abgehärteten fremden Kriegsmannſchaften im

Febr. 1635. 1636.

Felde erschienen und in die Picardie vordrangen; wir wissen, wie bald sich nun der Schrecken, der Anfangs in Brüssel geherrscht, nach Paris verbreitete (XI., 981 f.). Der Cardinal gerieth in Unruhe, denn auf seine Person, auf den Bundesgenossen der Ketzer, hatten es die Feinde abgesehen. Aber seine energische Thätigkeit führte bald einen Umschwung herbei. Auch zeigte es sich jetzt, wie sehr durch das politische System des Ministers das französische Nationalgefühl gewachsen war: während früher bei so Manchem Neigungen hervortraten, sich in conspiratorische Umtriebe zum Sturze des verhaßten Staatsmannes einzulassen, waren jetzt alle Stände mit der Regierung einverstanden, die äußeren und inneren Feinde zurückzuweisen. Die Magistrate und die hohen Körperschaften boten ihre Mitwirkung zur Beschaffung hinreichender Kriegsmannschaften an. In Paris wurde Marschall Laforce, ein alter Hugenot, der den Ruf eines rechtschaffenen Mannes und erfahrenen Militärs hatte, mit der Vertheidigung der Hauptstadt betraut. Nie war Richelieu so populär als in diesen Tagen, da er Frankreich gegen den Erbfeind unter die Waffen gerufen. Die Sympathien der Nation ruhten auf ihm. Die Wirkungen der patriotischen Erhebung, verbunden mit der klugen Kriegspolitik des Ministers, änderten rasch die Lage. Indeß der König selbst gegen die spanisch-österreichischen Heere ins Feld rückte, und sie zum Abzug aus der Picardie drängte, leistete Bernhard von Weimar, Richelieu's Verbündeter, dem Herzog Karl von Lothringen im Osten des Reiches erfolgreichen Widerstand. So blieb Frankreich von den Leiden und Verwüstungen verschont, womit dieser schreckliche Krieg die deutschen Länder heimsuchte. Es zog aus jener Völkerplage nur Gewinn. Selbst ein neuer Versuch des königlichen Bruders, die nach Abwendung der Gefahr durch den vermehrten Abgabedruck und Aemterhandel wieder erzeugte Unzufriedenheit des Volks und der Beamten zu benutzen, um mit Hülfe des Grafen von Soissons und einiger andern Edlen den Cardinal zu stürzen und einen Frieden mit Spanien herbeizuführen, wurde durch die Gewandtheit und Mäßigung des Ministers und des Pater Joseph im Keime erstickt. Noch einmal erhielt Monsieur Verzeihung und Bestätigung seiner Ehe mit Margaretha von Lothringen. Und als zur großen Freude des Cardinals und der ganzen Nation am 5. September des Jahres 1638 dem König ein Sohn geboren ward, da zerrann mit der Hoffnung auf die Thronfolge auch die Bedeutung und der Einfluß des Herzogs von Orleans. Denn nicht durch seine Persönlichkeit, sondern durch seinen Rang war er zu der wichtigen Parteistellung emporgestiegen. Auch der Graf von Soissons erhielt Verzeihung. Er durfte seinen Aufenthalt in Sedan nehmen, ohne im Genuß seiner Würden und Einkünfte gehindert zu werden. Dies gab dem hochgestellten Edelmann, der seinen Groll gegen Richelieu niemals fahren ließ, Gelegenheit, im Bunde mit dem jüngeren Herzog von Bouillon und mit andern malcontenten Großen fort und fort neue Complotte zum Sturze des Cardinals zu schmieden.

Oct. — Nov. 1636.

Neue Umtriebe.

Frankreich im Wachsen.

Die Geburt des Dauphin, der dem königlichen Namen Ludwig den höchsten Glanz verleihen sollte, bezeichnete nicht nur für das Königshaus, sondern für das gesammte französische Reich eine neue Epoche; sie fiel in eine Zeitperiode, da Frankreich den ersten entscheidenden Schritt zu der vorherrschenden Machtstellung that, welche es über ein Jahrhundert in der europäischen Staatenfamilie behauptete. Wir kennen aus den früheren Blättern dieses Werkes die Kriegsthaten, die Bernhard von Weimar, auf die Festung Breisach gestützt, am Oberrhein mit französischer Hülfe ausführte. Alle Früchte seiner Siege und Anstrengungen fielen durch seinen unerwarteten Tod in voller Manneskraft den Franzosen mühelos in den Schooß. Auf dem Sterbelager erfreute sich Pater Joseph dieses Tri-

umphes einer Politik, zu deren Gelingen er so erfolgreich mitgewirkt. Bald darauf erlangte Frankreich auch ein gebieterisches Ansehen im Südosten, an den Alpen und der Meeresküste. Victor Amadeo, Ludwigs XIII. Schwager war im Jahre 1637 aus dem Leben gegangen, seine Wittwe Christine übernahm die vormundschaftliche Regierung für den unmündigen Thronerben Karl Emanuel II. Sie hätte gern eine ruhige Herrschaft geführt, unbetheiligt an den großen Welthändeln; aber Richelieu nöthigte sie, die Politik des Verstorbenen fortzusetzen, dem Bunde mit Frankreich treu zu bleiben. Darum wurde ihr Schwager, Prinz Thomas, der ihre Vormundschaft nicht anerkannte und selbst nach der Regentschaft strebte, von dem spanischen Statthalter in Mailand unterstützt. Bald war ganz Piemont mit Turin und Nizza in den Händen des Prinzen und des Governators; die Herzogin suchte Hülfe in ihrem Geburtsland; in Grenoble hatte sie eine Zusammenkunft mit ihrem Bruder und dem Cardinal. Man wollte sie bereden, mit dem Thronerben sich nach Paris zu begeben und Savoyen nebst der Festung Montmelian den Franzosen einzuräumen. Aber die muthige Fürstin weigerte sich standhaft „den letzten heiligen Anker" des Herzogthums und damit ihre eigene und ihres Sohnes ganze Zukunft in andere Hände zu legen. Sie fürchtete das Schicksal von Lothringen über ihr Land zu bringen. Zudem war es Jedermann einleuchtend, daß die französische Regierung um ihrer eigenen Ehre und Sicherheit willen, das ob seiner Lage so wichtige Herzogthum in Schutz nehmen mußte. Wagte doch der Mailänder Governator bereits einen Angriff auf Casale und rühmte sich, daß er in Kurzem alles französische Wesen in der Halbinsel vertilgen werde. Aber auch hier nahmen die Dinge rasch eine andere Wendung, als Richelieu den ihm befreundeten kriegskundigen Grafen Harcourt mit ansehnlichen Streitkräften in das Alpenland schickte. Der spanische Feldherr wurde vor Casale geschlagen, Piemont zurückerobert und die Regentschaft Christinens befestigt. Im November 1640 hielt die Herzogin ihren Einzug in Turin, geehrt von dem Volke Nov. 1640
wegen ihres standhaften Muthes. Prinz Thomas selbst trat auf die Seite Frankreichs. Im Vertrauen auf die Nähe der französischen Armee vertrieb im folgenden Jahr der Fürst Grimaldi von Monaco mit Hülfe befreiter Galeerensclaven die spa- 1641.
nische Besatzung, deren Joch er seit dreißig Jahren getragen, und stellte sich unter Frankreichs Schutzherrschaft. Denn schon hatten die Franzosen auch zur See in einer hitzigen Schlacht im ligurischen Meer, im Angesicht von Genua den Spaniern sich überlegen gezeigt und die Eilande S. Marguerite und S. Honorat in ihre Gewalt gebracht. Die Sorgfalt, die Richelieu der Marine zugewandt, trug bereits ihre Früchte. Und während die französischen Galeeren im Mittelmeer den Spaniern die Verbindung mit Neapel und dem übrigen Italien erschwerten, verlegte ihnen die Flotte der verbündeten Holländer den Weg nach Flandern und fügte ihnen manchen empfindlichen Schlag zu. So war allenthalben der Stern Frankreichs im Aufgang, während die spanische Monarchie mehr und mehr zu einem Staate zweiten Ranges herabsank. Wir werden erfahren, welche Erschütterungen

die Krone von Caſtilien um dieſelbe Zeit im eigenen Lande erfuhr, als die Catalonier ihre alten Privilegien gegen die nivellirenden Tendenzen des Grafen von Olivarez verfochten und in Portugal die nationale Adelspartei ſich gegen das ſpaniſche Regiment empörte und den Grafen von Braganza zum König ausrief. Beiden Erhebungen war Richelieu nicht fremd, ſo wenig auch der landſchaftliche Particularismus der Catalanen zu ſeiner eigenen inneren Politik ſtimmte. Dem Schutze und Rathe der franzöſiſchen Regierung hatten es die beiden Küſtenländer der pyrenäiſchen Halbinſel zu danken, daß das eine dauernd, das andere vorübergehend ſeine Unabhängigkeit von Caſtilien erkämpfte. Die machiavelliſtiſche Politik Richelieus feierte glänzende Triumphe. Welche Zeitlage hätte auch für eine abſolut-monarchiſche Regierung in der Hand eines energiſchen Staatsmannes von genialem Geiſte, der ſeine Ziele ſicher ins Auge faßte und verfolgte und in der Wahl ſeiner Mittel nicht bedenklich war, günſtiger ſein können als die Jahre des dreißigjährigen Krieges und der engliſchen Thronumwälzung und die revolutionären Erhebungen der unterjochten Landſchaften gegen den caſtilianiſchen Abſolutismus? In Schottland hatte man den alten Bund mit Frankreich nicht vergeſſen. Als der Krieg mit England ausbrach, richteten viele ſchottiſche Edelleute ihre Blicke und Hoffnungen nach Frankreich, und Richelieu trug ſo wenig Bedenken mit den Puritanern des Inſelreichs Fühlung zu unterhalten wie mit den lutheriſchen Fürſten Deutſchlands.

Conſpiratoriſche Umtriebe und Erhöhung der Königsmacht.

Während die franzöſiſchen Heere auf allen Seiten der ſpaniſch-öſterreichiſchen Macht entgegentraten, in den Pyrenäen bei Fuentarabia, in den Alpen, am Rhein, in den Niederlanden, war Richelieu im Innern fort und fort bemüht, den monarchiſchen Abſolutismus feſter zu begründen und die widerſtrebenden Elemente niederzuwerfen. Sein Regierungsſyſtem war zu gewaltſam, als daß nicht in allen Schichten der Staatsgeſellſchaft offene oder geheime Widerſacher ihm hätten entgegen wirken ſollen. In der Normandie erzeugte der Steuerdruck, den die fortwährenden Kriege nöthig machten, den Volksaufſtand der „Nackfüßler", der beſonders in der Hauptſtadt Rouen ungeſetzliche Auftritte zur Folge hatte; am Hofe unterhielt die Königin Anna einen geheimen Briefwechſel mit ihrem Oheim, dem Cardinal-Infanten in Brüſſel, und arbeitete überall dem Miniſter entgegen; ſie übernahm gewiſſermaßen die Rolle der Maria von Medicis. Selbſt der Jeſuite Cauſſin, der königliche Beichtvater, und zwei Hofdamen der Königin, Fräulein de Hautefort und Louiſe von Lafayette, denen Ludwig XIII. beſondere Aufmerkſamkeit zuwendete, arbeiteten an dem Sturze Richelieu's. Die verſöhnlichere Geſinnung, welche einſt die von dem äußeren Feinde drohende Gefahr erweckt hatte, war bald wieder zerronnen, der hohe Adel haßte in dem Miniſter den Feind ſeiner Privilegien, die Parlamente und die ganze Beamtenwelt den Unterdrücker ihrer erworbenen oder uſurpirten Rechte und Befugniſſe. Aber ſein energiſcher und umſichtiger Geiſt überwand jeden Widerſtand. Die Niederwerfung der Empörung gab ihm Gelegenheit, die Autorität der Geſetze und Obrigkeiten

zu erhöhen; die ehrsüchtige Königin, welche im Jahre 1640 ihren zweiten Sohn gebar, wurde zu ihrem großen Verdruß von den Staatsangelegenheiten fern gehalten; der Beichtvater mußte den Hof verlassen und sein Nachfolger versprechen, sich nicht in die Politik zu mischen; die Hautefort wurde vom Hof entfernt und die Dame Lafayette zu dem Entschluß bewogen, den Schleier zu nehmen. Die conspiratorischen Umtriebe wurden zur Vermehrung der besonderen Gerichtshöfe benutzt; den Parlamenten wurde klar gemacht, daß der König souverän und nur Gott, von dessen Gnade er seine Krone erhalten, verantwortlich sei; seine Edikte könnten also nicht erst durch die Verification der Parlamente Gültigkeit erlangen, ihnen stehe nur zu, dieselben auszuführen; und wie Richelieu durch die außerordentlichen Untersuchungsgerichte das richterliche Forum jener alten Körperschaften begrenzte, so durch die Aufstellung eigener Regierungsbeamten, der sogenannten Intendanten, deren Autorität in dem Verwaltungs- und Steuerwesen.

Adelsfactionen.

Den heftigsten Widerstand erfuhr aber der Cardinal fortwährend von den Adelsfactionen, die ihre Verzweigungen in den höchsten Regionen hatten, oft mit dem Auslande conspirirten und stets zu Aufruhr und Gewaltthätigkeiten bereit waren. Noch gegen das Ende seines Lebens und seiner Wirksamkeit sollte er die ganze Gefährlichkeit dieser Adelscoalition erfahren. Seit vier Jahren weilte der Graf von Soissons in Sedan (S. 50), im Verein mit Bouillon, dem Besitzer der Stadt und des Schlosses, gegen den Minister Böses sinnend. Zu ihnen gesellte sich im Jahre 1641 ein anderes erlauchtes Haupt, Heinrich von Guise, Erzbischof von Rheims und Inhaber vieler einträglichen Pfründen. Durch den Tod des nach Italien ausgewanderten Herzogs Karl und seines ältesten Sohnes an die Spitze des Hauses gestellt, entsagte er dem geistlichen Stand und vermählte sich. Aber mit Richelieu wegen Vertheilung seiner Pfründen in Zwist gerathen, sann er auf Rache. Er begab sich nach Sedan, dem Heerd der conspiratorischen Umtriebe. Wie freute man sich in Brüssel, als ein Prinz von Geblüt und zwei Häupter der hohen Aristocratie Eröffnungen zum Abschluß eines Kriegsbundes machten. Man wurde bald einig. Der kaiserliche General Lamboy erschien mit einer Heerabtheilung an der Maas und rückte, mit den Fähnlein der Edelleute verstärkt, über die Grenzen von Champagne. Bei einem Zusammentreffen mit königlichen Truppen auf der Höhe von Marfée schien sich der Vortheil auf jene Seite zu wenden; als der Graf von Soissons, tapfer in die dichten Reihen der Feinde vordringend, von einem französischem Reiter im Handgemenge erschossen ward. Dieser Unfall benahm den Mitverschworenen den Muth; Guise wandte sich nach Brüssel, das Parlament von Paris sprach das Todesurtheil über den Abwesenden aus; der Herzog von Bouillon, für die Unabhängigkeit seines Territoriums besorgt, bat um Verzeihung und Frieden.

6. Juli 1641

Verschwörung des Marquis v Cinqmars.

Doch ging auch jetzt noch keine Sinnesänderung in dem Innern des Herzogs vor. Der Geist der Unruhe und der revolutionären Umtriebe war gleichsam in der Familie erblich. Es dauerte nicht gar lange, so wurde in der Umgebung des Hofes

ein neuer Anſchlag zum Sturze des Cardinals gefaßt, bedrohlicher als alle vorhergehenden und auch in dieſes Complot ließ ſich Bouillon hineinziehen. Es gehörte zu den politiſchen Kunſtgriffen Richelieu's, den König mit Perſonen zu umgeben, die ganz von ihm abhängig ihre Stellung in ſeinem Intereſſe gebrauchen ſollten. Es war bekannt, daß Ludwig XIII. ſich nur mit Widerſtreben dem Regimente ſeines Miniſters beugte, daß er oft klagte, wie ihn derſelbe gleichſam unter Vormundſchaft halte. Um nun von Allem, was in der Nähe des Monarchen geſprochen und geplant ward, genau unterrichtet zu werden, hatte der Cardinal denſelben einen jungen Edelmann von gefälligem Aeußern und angenehmen Manieren, den Henry d'Effiat Marquis von Cinqmars zum Geſellſchafter empfohlen. Wie einſt Luynes erwarb ſich auch Cinqmars die Gunſt ſeines Gebieters durch die Willfährigkeit, womit er an deſſen Liebhaberei für Jagen und Vogelſtellen und andere leere Unterhaltung Theil nahm. Mit der Gewogenheit des Monarchen ſtieg auch der Ehrgeiz des Günſtlings: es genügte ihm nicht, daß der König ihm die Würde eines Oberſtallmeiſters übertrug; er wollte Herzog und Pair ſein, Anführer eines Heeres werden, ſich mit der Prinzeſſin Marie aus dem Hauſe Gonzaga vermählen. Richelieu wies ihn mit ſeinen Anſprüchen ſcharf und nicht ohne Bitterkeit und Spott zurück. Darüber faßte Cinqmars einen heftigen Groll gegen ihn, und da er oft genug gehört hatte, wie neidiſch und eiferſüchtig Ludwig ſelbſt das gebieteriſche Auftreten ſeines Miniſters ertrug und wie häufig er den Wunſch ausgeſprochen, von der ihm läſtigen Herrſchaft befreit zu ſein; ſo ließ er ſich mit andern Feinden ſeines bisherigen Gönners in ein weitverzweigtes Complot ein. In den gegneriſchen Kreiſen fürchtete man, der herrſchſüchtige Staatsmann möchte ſich auch über die Lebzeiten des Königs hinaus das Regiment ſichern, er möchte den Monarchen, deſſen zarte Geſundheit und häufige Krankheitsanfälle ſtets zu Beſorgniſſen für ſein Leben Veranlaſſung gaben, bereden, durch letztwillige Verfügung die Vormundſchaft in Richelieu's Hände zu legen. Dies ſollte auf alle Weiſe verhindert werden. Beſonders hegte Königin Anna, deren ſtolze Seele ſchon längſt die untergeordnete Stellung, in die ſie ſich gewieſen ſah, mit leidenſchaftlicher Erbitterung empfunden, die Beſorgniß, daß ſie auch nach dem Hinſcheiden des Gemahls nicht die erſehnte Macht erlangen möchte. Aber auch der Herzog von Orleans machte ſich als erſter Prinz von Geblüt auf die künftige Regentſchaft Hoffnung. Mit beiden verbunden waren einige dem Cardinal und ſeiner abſolutiſtiſchen Politik feindlich geſinnte Männer, die theils durch ihren Rang, theils durch ihren Verſtand eine angeſehene Stellung einnahmen. Der bedeutendſte darunter war Franz Auguſt de Thou, Sohn des berühmten Geſchichtſchreibers, ein durch Geiſt, Kenntniſſe und Charakter hervorragendes Mitglied der Magiſtratur, der Abkömmling einer Familie, in welcher ſich die Geſetzeskunde und das altfranzöſiſche Staatsrecht als Erbtheil und Tradition des Hauſes durch mehrere Geſchlechter erhalten und fortgepflanzt hatte. De Thou erfreute ſich des Vertrauens der Königin und Monſieur's und durch ihn

wurde auch Bouillon dem Complotte, das ja nur eine Fortsetzung oder ein Seitenstück des vorigen war, zugeführt. Welche Tragweite erlangten nun die conspirativen Pläne, als der Günstling und Gesellschafter des Königs Cinqmars in den Kreis eintrat! Die verwegensten Entwürfe kamen zur Erwägung: man sprach von der Ermordung des Ministers; es schien bei der Stimmung Ludwigs nicht unmöglich, eine Katastrophe herbeizuführen, wie bei d'Ancre und Luynes. Der Marquis von Fontrailles, der Freund des Oberstallmeisters begab sich in aller Stille nach Madrid, um zwischen Olivarez und Orleans einen Bundesvertrag zum Abschluß zu bringen, der den Verschworenen die Hülfe Spaniens sichern sollte. Die Reise des Hofes und des Cardinals nach dem Süden, um dem Kriegsschauplatz bei Perpignan näher zu sein, war dem Vorhaben günstig. Der Sturz Richelieu's schien unvermeidlich; in Paris sah man ihn als sicher an. Aber es kam anders. Die Erwartung des bevorstehenden Triumphes machte die Verschworenen unvorsichtig. Der Minister erhielt Kunde von dem Vertrag mit Olivarez 3 Juni 1642. und machte dem König Mittheilung. Für die Zusage von Geld und Mannschaft hatten jene sich zur Rückgabe aller Eroberungen an Spanien verpflichtet. Ludwig XIII. gerieth über das landesverrätherische Treiben in Unwillen, und wie hoch auch immer Cinqmars in seiner Gunst stehen mochte, er ließ sich von dem überlegenen Geist des Cardinals bestimmen, die Sache einem Sondergericht bestehend aus Staatsräthen und Parlamentsmitgliedern zur Untersuchung und Urtheilsprechung zu überweisen. Darauf wurden Cinqmars und de Thou, die einzigen, deren man habhaft werden konnte in Haft genommen und durch ein unregelmäßiges Justizverfahren zum Tode verurtheilt. Beide vertheidigten sich mit großem Muthe und stellten jede verrätherische Verbindung in Abrede. Aber Richelieu wollte ihren Untergang, und so starben beide hochgestellte Männer in 12. Sept 1642. Lyon durch die Hand des Scharfrichters tief betrauert von dem Volke, der eine wegen seiner Jugend und liebenswürdigen Sitten, dee andere wegen seines moralisch strengen rechtschaffenen Charakters und seiner standhaften Haltung.

Gerne hätte der Cardinol auch Boullon in die Anklage verflochten, aber es stand zu befürchten, doß dann Sedan den Spaniern in die Hände geliefert würde. So ließ mon sich denn auf einen Vertrag ein, in welchem der Herzog als Preis für sein Leben und seine Freiheit die feste Grenzstodt Sedon gegen Entschädigung an Fronkreich abtrat. Der Herzog von Orleans entfloh nach Savoyen und mußte eine nochmalige Verzeihung mit dem Verzicht seiner Ansprüche ouf alle Rechte und amtliche Stellungen, wozu er durch Rang und Geburt sich für berechtigt halten möchte, erkoufen. Vendome und sein Sohn, Grof Beaufort, suchten Zuflucht bei ihrer Verwandten, der Königin von England.

Dies geschah zu einer Zeit, da Richelieu, an allen Gliedmaßen gelähmt, Richelieu's Tod. 4. Dec. 1642. sich in einer Sänfte von Ort zu Ort tragen lassen und den Besuch des gleichfalls kranken Königs, der ihm mit Thränen der Rene seine Theilnahme über den Vorfall bezeugte, im Bette entgegennehmen mußte. Leidend und dem Tode nahe wurde er von Narbonne nach Paris gebracht, wo er am 4. December desselben Jahres starb, nachdem er noch Anordnung für den königlichen Haushalt

getroffen und seinem Herrn in einer persönlichen Zusammenkunft den Cardinal Mazarin, der seit Jahren zu seinen Vertrauten gehörte und seine Politik theilte, zum Vorsitzenden des geheimen Raths empfohlen hatte. „Da ist ein großer Politiker gestorben", sagte Ludwig XIII., als man ihm die Nachricht von dem Tode des Ministers brachte, ohne dabei eine persönliche Gemüthserregung kund zu geben.

Richelieu's Charakter und geschichtliche Stellung.

Als der Geistliche den sterbenden Cardinal aufforderte, seinen Feinden zu verzeihen, gab er zur Antwort: Ich habe nie andere Feinde gehabt, als die Feinde des Staats und des Königs. Und in der That hatte Richelieu von Anfang seines politischen Lebens seine eigene Person mit dem öffentlichen Wesen und mit dem Königthum in die innigste Verbindung gebracht. Auch wo er seine persönlichen Interessen förderte, hatte er stets das Hauptziel seiner Politik: Erhebung der Monarchie über jeden besondern Willen und Ausbreitung der Autorität Frankreichs über Europa im Auge. Sein Auftreten war nicht frei von Ostentation, er liebte es, sich in seiner Macht zu zeigen: im Besitze der höchsten Staatsämter, geschmückt mit dem Purpur eines Würdenträgers der Kirche, umgab er sich mit einem Nimbus, der sein hohes Selbstgefühl ankündigte; er sprach den Rang vor den Prinzen von Geblüt an; wenn er in den Staatsrath oder an den Hof sich begab, war er von einer aus der aristokratischen Jugend gebildeten Ehrengarde begleitet, die seine Sänfte trugen, sein Gefolge bildeten; in Ruel, wo er sich einen weitläufigen Palast mit Parkanlagen, Gärten und Wasserkünsten erbaut, hielt er einen Hof, der den des Königs in Schatten stellte; dort empfing er fremde Gesandte, dort hörte er die Vorträge seiner Untergebenen an, dort ertheilte er den Schaaren von Supplicanten Audienz, die ihre Anliegen in demüthiger Haltung vorbrachten. Seine Dienerschaft, seine Mahlzeiten, sein Marstall, seine mit Kunstwerken ausgestatteten Wohnzimmer, seine reichgeschmückte Schloßkapelle, wo die geschicktesten Musiker und Sänger sich hören ließen, Alles verrieth den vornehmen hochgestellten und reichen Mann, der die Geschicke der Nation und des Staats in seiner Hand hielt. Auch in der Hauptstadt hatte er mehrere große Paläste. Der ansehnlichste derselben, das „Palais du Cardinal" ging nach seiner Bestimmung bei seinem Tode an die Krone über und führte seitdem den Namen „Palais Royal". Für Wissenschaft und Kunst, besonders für die dramatische Poesie zeigte er stets großes Interesse; er liebte die Unterhaltung geistreicher und gebildeter Männer; seine Bibliothek, für deren Erhaltung und Vermehrung er ein Legat aussetzte, war zu bestimmten Tagesstunden den Gelehrten und Literaten geöffnet. Doch lag bei diesem anspruchsvollen Auftreten nicht blos Selbstsucht, nicht persönliche Hoffahrt zu Grunde; er wollte zugleich der Macht und Autorität Frankreichs einen imponirenden Ausdruck geben, dem Königshofe im Louvre, für dessen Glanz und Prachtentfaltung Ludwig XIII. nicht in würdiger Weise zu sorgen verstand, ergänzend zur Seite treten. Auch in der Versorgung und Erhebung seiner Verwandten hatte er neben

den Familienrücksichten politische Zwecke im Auge: er wollte zuverlässige und ergebene Leute in einflußreiche Stellungen bringen. So setzte er den Marquis de Pontcourley, den Sohn seiner ältesten Schwester, dessen Kinder den Namen Richelieu fortgepflanzt haben, an die Spitze der Kriegsmarine; der Gemahl seiner jüngeren Schwester, Marquis de Brézé, war Marschall in der Landarmee und wurde als Vicekönig nach Barcelona geschickt, als die Catalonier sich unter Frankreichs Schutzherrschaft stellten; eine Tochter desselben verheirathete der Cardinal mit dem Sohne des Prinzen von Condé, dem Herzog von Enghien, in der Folge berühmt als der „große Condé"; auch Fronsac, der Sohn des Marschalls erwarb sich bald eine hervorragende Stellung. Der Herzog von Meilleraye, Brudersſohn von Richelieu's Mutter, war Großmeister der Artillerie und Befehlshaber von Perpignan, ein anderer Vetter, Cäsar de Cambout war Oberst der Schweizergarde und Schwager jenes Harcourt, der in Italien sich so sehr hervorgethan hat. Neben seinen Verwandten zählte Richelieu seine talentvollsten und ergebensten Diener unter der Geistlichkeit: von dem Pater Joseph ist schon öfters die Rede gewesen; man weiß nicht soll man mehr die Fruchtbarkeit seines Talentes in der Entdeckung von Auswegen, in der Schaffung von Hülfsmitteln, in der Lösung verwickelter Verhältnisse bewundern, oder die rücksichtslose Durchführung der Entwürfe, das unbedenkliche Ergreifen aller Mittel und Wege, die ihm zweckdienlich schienen. Auf Niemand konnte der Cardinal sicherer bauen als auf den Diplomaten im Mönchsgewande. In Rom war man gegen den mächtigen Staatsmann mitunter mißtrauisch und zurückhaltend: denn obwohl dem geistlichen Stande angehörig und als Cardinal zu den höchsten Würdenträgern der Hierarchie zählend, hat er doch den französischen Staat höher gestellt als die Interessen der Curie, hat er durch sein schonendes Verfahren gegen die Hugenotten, durch seine Verbindungen mit den akatholischen Fürsten und Heerführern den klerikalen Eiferern manches Aergerniß gegeben, hat er durch seine Vertheidigung der gallicanischen Kirche, durch die Aufrechthaltung der alten Rechtsstellung Frankreichs gegenüber den Ansprüchen des Pontificats und der ultramontanen Vorfechter päpstlicher Weltherrschaft und Allgewalt sich viele Gegner im priesterlichen Heerlager gemacht. Es geschah auf seine Anregung, daß die Sorbonne die jesuitischen Doctrinen von der unbegrenzten Obmacht des kirchlichen Oberhauptes über alle weltlichen Herrscher zurückwies. Darum konnte er auch in Rom nicht die Ernennung zum Legaten des päpstlichen Stuhles für Frankreich erlangen, nach der ihn so sehr gelüstete. Eine solche Vereinigung der höchsten geistlichen und weltlichen Macht wäre ganz nach seinem Sinn gewesen; sie hätte ihm Gelegenheit zur Errichtung eines französischen „Patriarchats" geben können, wodurch auch das kirchliche Frankreich eine selbständige Stellung erhalten hätte, mehr unter die Herrschaft der Krone gekommen wäre. Denn oft genug hatte er den geistlichen Herren zu verstehen gegeben, daß sie ihre Güter und Einkünfte vom Staat besäßen, daß sie verpflichtet seien, den Bedürfnissen des Königs nicht nur

durch Gebete, ſondern auch durch materielle Hülfeleiſtung entgegenzukommen, oft genug hatten ſie mit Seufzen und Proteſten die Geldforderungen bewilligen müſſen, die er ihnen anſann. Die ſtrengkirchliche Partei war ſo wenig mit der Heranziehung des Klerus zu den Zwecken des Staats als mit der religiös-confeſſionellen Haltung des geiſtlichen Staatsminiſters zufrieden und bewirkte ihm manche Zurückweiſung im Vatican. Allein dennoch wußte er ſich auch in Rom eine einflußreiche Partei zu verſchaffen, welche die Intereſſen Frankreichs gegenüber den ſpaniſch-öſterreichiſchen Tendenzen vertrat. An ihrer Spitze ſtand der jüngere Nepote Urbans VIII., Antonio Barberini, während ſein älterer Bruder zu Spanien neigte. Dieſer franzöſiſchen Partei in Rom gehörte der Cardinal Julius Mazarin an, der dem franzöſiſchen Cabinet zuerſt während der italieniſchen Kriege durch geſchickte Unterhandlungen und diplomatiſche Vermittelungen weſentliche Dienſte geleiſtet hatte und dann von Richelieu in den geheimen Rath gezogen worden war, wo er neben dem Canzler Seguier und dem Staatsſecretär Chavigny ſich des höchſten Vertrauens ſeines Gönners erfreute und denſelben ſich ſtets eben ſo nützlich als treu und ergeben bewies. Geboren im Jahre 1602 zu Piscina in den Abruzzen ſtand er bei dem Tode Richelieus im beſten Mannesalter. Im Dienſte eines Königs, der ſich faſt willenlos dem höheren Geiſte ſeines Miniſters beugte und wenn auch öfters mit innerer Abneigung, Alles that, was derſelbe vorſchlug, umgeben und unterſtützt von zuverläſſigen begabten Staatsmännern und Heerführern, die von ihm ihre Weiſungen und Directiven empfingen und mit Umſicht und Conſequenz zur Ausführung brachten, hat Richelieu, begünſtigt durch die Zeitlage der Bourbonſchen Monarchie ihre innere Feſtigkeit und äußere Weltſtellung gegeben, auf welchen Ludwigs XIII. Sohn ſeinen abſoluten Königsthron aufrichtete. Die mittelalterliche Monarchie Frankreichs ruhte auf conſtitutiven Gewalten, welche die Lebensfunctionen der Krone in engen Schranken hielten und einer kräftigen Machtentfaltung hemmend im Wege ſtanden: das particulare und corporative Intereſſe überwog darin das nationale, ſo in den ſtändiſchen Verſammlungen, ſo bei der feudalen Adelsgemeinde, ſo bei der Magiſtratur, oder „Ariſtokratie der Robe“, ſo bei der Union der Reformirten, ſo bei den gelehrten Körperſchaften. Dieſe durch alte Geſetze und Rechtsinſtitute geordneten Sondergewalten hat Richelieu zu brechen oder zu ſchwächen und das Königthum zum Träger der nationalen Idee zu erheben geſucht. So fanden die Generalſtände, die als Geſammtvertreter der Nation gelten wollten und mit der Krone das Vorrecht der Souveränetät anſprachen, im Staatsleben keine Verwendung mehr; die Provinzialſtände, ſo weit man ſie fortbeſtehen ließ, wurden auf geringfügige Angelegenheiten örtlicher oder landſchaftlicher Natur beſchränkt und nur in beſtimmten Fällen zu Rathe gezogen; die Notablenverſammlungen, ein Erſatz für die Reichsſtände, wurden durch Verſtärkung des bürgerlichen Elements ihres ſcharfen oppoſitionellen Charakters gegenüber der Regierung entkleidet. Aber je ſeltener die Nation in die Lage kam, bei den öffentlichen Dingen mitzuwirken,

deſto ſtärker traten die andern Factoren der monarchiſchen Verfaſſung, die ſich gleichfalls auf angeborne Rechte und alte Privilegien berufen konnten, der Adelſtand und die Magiſtratur in Gegenſatz zu der königlichen Allgewalt. Richelieu wußte jedoch auch dieſen Mächten Schranken zu ſetzen: die großen Adelshäupter, welche als Gouverneure die einzelnen Provinzen faſt mit königlicher Machtvollkommenheit verwalteten und manchmal vergaßen, daß ſie nur eine übertragene Gewalt auszuüben hatten, wurden dadurch in gewiſſen Schranken gehalten, daß die Regierung die feſten Plätze ihrer Autorität entzog und unter eigene Befehlshaber mit Beſatzungsmannſchaften ſtellte, damit aber eine Rivalität ſchuf, die ein gemeinſames Handeln ſehr erſchwerte. Und kam es dennoch zu Coalitionen unter den Magnaten, ſo war der Miniſter ſtark genug, die Complotte zu vereiteln und die ſchuldigen Häupter, ſofern ſie nicht durch ihren Rang für die Strafgeſetze unerreichbar waren, durch Ausnahmsgerichte verurtheilen zu laſſen. Es iſt uns bekannt, daß Marillac, Mortmorency, de Thou, Cinqmars u. a. mit unbarmherziger Strenge dem Schaffot übergeben wurden. Dieſe Ausnahmsgerichte waren zugleich eine ſchneidige Waffe gegen die „Ariſtokratie der Robe". Das Pariſer Parlament, das an der Spitze der geſammten rechtskundigen Beamtenhierarchie ſtand, erblickte in der Aufſtellung von beſonderen richterlichen Commiſſionen einen Eingriff in ſeine eigenen Gerechtſame, eine Verminderung ſeiner Amtsbefugniſſe, eine Herabſetzung der Stellen, welche die Räthe um hohe Summen erworben und mittelſt einer jährlichen Abgabe, Paulette genannt, ihren Familien als erbliches Beſitzthum hinterließen; allein wie ſehr ſie gegen die Eingriffe in ihre wichtigſten Rechte proteſtirten, ſie mußten nicht nur die Schmälerung ihres Gerichtsforums erdulden, die wichtigſten Fälle der Criminaljuſtiz ſich entreißen laſſen; es wurde ihnen auch bedeutet, daß die geſammte Magiſtratur nur ein Organ der Regierung, nur ein Ausfluß der königlichen Autorität ſei, daß Edikte und Verordnungen, die im Namen des Königs erlaſſen würden, nicht erſt der Verification der Parlamente zu ihrer Gültigkeit bedürften, daß die Weigerung, ſolche Verfügungen und Erlaſſe, die ſie für nachtheilig oder den beſtehenden Rechten für zu nahe tretend hielten, in ihre Geſetzesregiſter einzutragen und dadurch ihre Vollziehung zu geſtatten, eine uſurpirte Machtbefugniß ſei. In einer feierlichen Sitzung in Gegenwart des Königs (lit de justice), wo altem Herkommen gemäß jeder Widerſpruch verſtummen mußte, wurde das Edikt eingetragen, kraft deſſen den Parlamenten jede politiſche Berechtigung abgeſprochen und die Befugniß der Einſprache und der Vorſtellungen gegen königliche Erlaſſe in die engſten Grenzen eingeſchloſſen war. Eine gleiche Verminderung der Amtsrechte erfuhren die Steuer- und Verwaltungsbehörden, die als Säckelmeiſter (Treſoriers) und Erwählte (Elus) unter der Controle des Oberrechnungshofes in den Provinzen und Städten die Steuern und Abgaben erhoben und verwalteten. Auch dieſe ausgedehnte Beamtenwelt, die gleichfalls ihre Stellen als erkauftes Erbgut beſaß, wurde durch Aufſtellung von Regierungsbeamten, Intendanten, in ihrem bisherigen Berufs-

kreise eingeschränkt. Diese ohne Geldzahlung von der Regierung ernannten Generalintendanten waren ganz vom Ministerium abhängig und dienten den absolutistischen und dictatorischen Tendenzen des Cardinals als willige Werkzeuge. Es kümmerte ihn nicht viel, daß die Tausende von Familien des höheren Bürgerstandes, welche diese Stellen erworben hatten, daß Tausende von Andern, die mit ihnen zusammenhingen, über diese Verminderung ihres Vermögensstandes grollten; er wollte diese „Aristokratie der Robe", diese in das sociale Leben tief eingreifende Beamtenhierarchie in ähnlicher Weise durchbrechen und der monarchischen Autorität dienstbar machen wie er den Herrenstand, die Aristokratie des Schwertes unter die Botmäßigkeit des Staats, in den Gehorsam der Gesetze zu beugen suchte. Der Mißbrauch, welchen beide Stände von ihrer Stellung machten erleichterte sein aggressives Vorgehen und rechtfertigte manche Willkührhandlung und Gewaltthat. „Richelieu machte aus allen bösen Bestrebungen und Thorheiten der Parteien in Frankreich, aus der Schwäche des deutschen Reichs und der Unfähigkeit Spaniens gleichsam ein Capital, das er zu den Zwecken der königlichen Unumschränktheit gebrauchte. Er war ein Absolutist ganz nach Machiavelli's Sinn, dessen persönliche Leidenschaften sich mit denen für das Staatsinteresse verschmolzen, dem man seine grausame Härte verzieh, weil er dem Staate nach Außen eine nie besessene Macht gab, dessen Bestrebungen, wie sie dem Staate förderlich und in rücksichtsloser Consequenz verfolgt wurden, von stets treuem Glück begleitet waren." Seine Verwaltung war eine revolutionäre Uebergangsperiode aus der mittelalterigen Feudalherrschaft, zum royalistischen Absolutismus. Auch auf dem geistigen Gebiete trat Richelieu als Gesetzgeber auf: aber hier machte er bald die Erfahrung, daß im Reiche der Wissenschaft und der Kunst der Despotismus weniger vermag als in der Politik. Peter Corneille wollte seine tragische Muse nicht unter die Gesetze des Kunstgeschmacks beugen, welche die unter der Aegide des Cardinals errichtete Akademie aufstellte, und die Stimme der Nation, sonst überall stumm, war in diesem Gebiete nicht auf der Seite des Staatsministers und seiner kunstrichterlichen Körperschaft. Doch hat sein Interesse für Sprache und Bildung und insbesondere für dramatische Poesie und Theater das klassische Zeitalter Ludwigs XIV. angebahnt. Auch ließen es, wie wir gesehen haben (X., 707 f.), die Dichter der Zeit nicht an Huldigungen fehlen.

III. Die Regentschaft der Königin Anna und Ludwigs XIV. Anfänge.

1. Anna von Oesterreich und der Minister Mazarin.

a. Kampf der constitutiven Gewalten gegen die Königsmacht.

Ludw. XIII. letzte Regierungszeit und Testament.

Cardinal Richelieu war aus dem Leben gegangen, gehaßt und gefürchtet von König und Volk, aber bewundert von Mit- und Nachwelt, die Geißel der Großen, der Unterdrücker aller Bevorrechteten. Ganz Frankreich athmete auf,

denn man erwartete, Ludwig XIII. würde nun ſeinen Beinamen „der Gerechte“ dadurch bewähren, daß er das Regierungsſyſtem ändere und den Verfolgten ſeine Gnade zuwende. Allein Richelieus Geiſt hielt den Monarchen auch jetzt noch wie mit Zauberbanden gefeſſelt: dieſelben Männer blieben im Miniſterrath, an die Stelle des Verſtorbenen trat der Erbe ſeiner Politik und ſeiner Grundſätze — Mazarin. Nur in ſo weit gab ſich eine Milderung kund, daß den Flüchtigen und Verbannten die Rückkehr geſtattet, den Gefangenen die Thore der Baſtille geöffnet wurden. Vendome und Beaufort, die Verwandten des königlichen Hauſes betraten wieder den heimathlichen Boden, die Marſchälle Vitry und Baſſompierre durften die Kerkerräume verlaſſen. Die zunehmende Schwäche des Königs ließ jedoch eine bedeutendere Veränderung in Bälde vorausſehen. Daher mußte man Vorſorge treffen, wie es nach dem Hinſcheiden Ludwigs XIII. während einer minderjährigen Regierung gehalten werden ſollte. Richelieu hatte bereits einen Entwurf gemacht. Danach ſollte Gaſton von Orleans der Regentſchaft ganz ferne bleiben, die Königin Anna zugelaſſen aber zugleich zur Beibehaltung des bisherigen politiſchen Syſtems genöthigt werden. Dieſer Entwurf erfuhr auf Mazarins Rath einige Milderung. Die Königin ſollte den Titel einer Regentin führen, und auch der Herzog von Orleans als Generalſtatthalter in die ſeinem Range gebührende Stelle eingeſetzt werden; aber damit die Regierung in dem bisherigen Gange fortgeführt würde, ſollte ein Regentſchaftsrath unter dem Vorſitz von Mazarin die Leitung der öffentlichen Dinge in die Hand nehmen und die Königin ſich verpflichten, ohne deſſen Beirath und Zuſtimmung nichts von Belang zu unternehmen. Neben Mazarin ſollten darin der Kanzler Seguier, Chavigny und ſein Vater, ſowie die Prinzen von Geblüt, Orleans und Condé Sitz und Stimme erhalten. Dieſe Anordnung wurde in einer Declaration zuſammen geſtellt, in Gegenwart des Königs von allen Anweſenden unterzeichnet und beſchworen und von dem Parlamente verificirt. Es war jedoch vorher zu ſehen, daß eine Beſtimmung, wodurch Richelieu's Geiſt auch noch über das Grab hinaus Frankreich regieren ſollte, manche Anfechung erleiden würde. Die Königin legte bei einem Notar Proteſt ein wider eine Unterſchrift, zu der ſie ſich aus Gehorſam gegen den König habe zwingen laſſen. Schon jetzt war die Unſicherheit ſo groß, daß Anna es für nöthig erachtete, ihre Kinder unter die Obhut des Herzogs von Beaufort zu ſtellen. Aber kaum hatten die Parteien Zeit gefunden, ihre Streitkräfte zu ſammeln, als der Tod des Monarchen ſie auf den Kampfplatz rief.

19. April 1643.

Am 14. Mai 1643 ſtarb Ludwig XIII., ein Fürſt ohne hervorleuchtende Tugenden und ohne große Laſter, nicht ohne Güte des Herzens, aber abhängig von Jedem, der ſich ſeine Liebe und ſein Vertrauen zu erwerben oder ſich ihm furchtbar zu machen wußte, ein Spielball in Richelieu's Hand, aus deſſen Herrſchaft er nicht den Muth und nicht die Kraft hatte ſich emporzuringen, unempfänglich für jede große Leidenſchaft und voll Mißtrauens gegen Jedermann. Der Sohn eines

Tod und Charakter des Königs. 1643.

kraftvollen ritterlichen Vaters und einer ſtolzen prachtliebenden Mutter beſaß er doch keine von dieſen Eigenſchaften. Wie ſehr contraſtirte der melancholiſche Hang ſeines Weſens mit der lebensfrohen Natur Heinrichs IV., das beſcheidene faſt ärmliche Jagdſchloß in Verſailles mit dem Prachtbau des Luxemburg. In dem ſchwächlichen oft von Krankheiten heimgeſuchten Körper und in dem faſt ſchüchternen und zaghaften Auftreten konnte man keine zum Herrſchen geſchaffene Perſönlichkeit gewahren, und wenn ſeine Neigung für die Jagd und das Militärweſen eine männliche Anlage zu beurkunden ſchien, ſo war er dagegen in allen wichtigen Staatshandlungen ohne eigenen Willen, der Verkündiger und Vollſtrecker fremder Eingebungen. Es fiel ihm ſchwer, in königlichen Sitzungen die Parlamentsräthe zur Eintragung von Edikten zu zwingen. Er ſtotterte wenn er zu ſprechen anfing und wurde einſt bei einem Lit de Juſtice, wobei es ſich um eine wichtige prinzipielle Frage handelte, vom Fieber ergriffen. Von der Pracht und Herrlichkeit, durch welche der Pariſer Hof vorher und ſpäter ſo glänzend hervorragte, war unter Ludwig XIII. keine Spur. Seine Wohnzimmer und Mahlzeiten waren ohne allen Luxus; ſein Marſtall dürftig, ſein Jagdſchloß unſcheinbar. Nicht blos in der Machtentfaltung, auch in fürſtlicher Hofhaltung überſtrahlte der Miniſter den König. Noch von einer andern Seite bildete der Hof zu Ludwigs XIII. Zeiten eine Ausnahme: von den ſittlichen Ausſchweifungen und der laxen Moral, die vor und nach ihm im Louvre herrſchend waren, hielt ſich dieſer König frei. Wenn er hie und da einer Hofdame einiges Wohlgefallen erwies, ſo war es unſchuldig. Er beſang wohl die ſchöne Hautefort in Liebeselegien, aber im perſönlichen Umgang wußte er ſie nur „von Hunden, Vögeln und der Jagd" zu unterhalten. Die Zuneigung zu Mademoiſelle de-Lafayette hatte nur die Wirkung, die religiöſe Andacht und Devotion, wofür beider Gemüth ſo empfänglich war, zu ſtärken. Der Staatsſecretär des Royers ſtieg darum ſo hoch in des Königs Gunſt, weil er deſſen Vorliebe für geiſtliche Uebungen theilte. Oefters ſchloſſen ſie ſich mit einander ein, um das Breviarium abzubeten, und man hörte ſie ganze Stunden lang zuſammen pſalmodiren. Als er unter den Edelleuten, die ſein Sterbelager umſtanden den Marſchall von Chatillon, einen Enkel Coligny's bemerkte, befahl er ihm das Zimmer zu verlaſſen, damit nicht die Gegenwart eines Hugenotten ſeine Seligkeit gefährde.

Anna zur Regentin erklärt.

So lange der König lebte, wurde die Regierung nach der letztwilligen Anordnung geführt. Aber Anna, die Tochter des angeſehenſten Herrſcherhauſes Europa's, die Schweſter Philipps IV. von Spanien war keineswegs gemeint, ſich mit einer geringeren Stellung zu begnügen, als die beiden Mediceerinnen behauptet hatten, die doch an Geburt weit nachgeſtanden. Sie kam daher unter der Hand mit Orleans und Condé und mit einigen Parlamentsräthen überein, daß die vormundſchaftliche Regierung nach den herkömmlichen Rechten und Gebräuchen eingerichtet werde. Die Prinzen willigten ein, daß die Königin im Namen ihres Sohnes die abſolute und unbeſchränkte Adminiſtration der Geſchäfte

und den Vorſitz im Regentſchaftsrath führe und daß ſie ſelbſt und alle Glieder des Conſeils unter der Autorität Anna's ſtehen ſollten. In dieſem Sinne wurde in einem Lit de Juſtice das neue Grundgeſetz vom Parlamente eingetragen. Mit Freuden gaben die Männer von der Robe ihre Beſtätigung zu einem Akte, der mit den alten Gewohnheiten übereinſtimmte und in dem ſie den erſten Schritt zur Reſtauration ihrer eigenen erſchütterten Rechtsſtellung erblickten. Alles erwartete von der Königin, die Richelieu ſo unwürdig behandelt, die er von allem Einfluß auf die Regierung fern gehalten, die er mit Kundſchaftern umgeben, deren Briefe und Geſpräche er ausgeſpäht hatte, einen Umſchwung der bisherigen Politik und Regierungsweiſe, eine Veränderung in den Perſönlichkeiten, die am Hof und im Conſeil den Ton angaben, ein aus den Feinden und Widerſachern des verſtorbenen Cardinals zuſammengeſetztes Regiment. Die Königin Anna mit den großen ausdrucksvollen Augen und dem reichen braunen Haare, die ihr Wohlwollen auf ſo huldvolle Weiſe kund gab, die durch weibliche Anmuth, feine Sitte und edle Tugend in den gebildeten heiteren Geſellſchaftskreiſen glänzte, welche ſie um ſich zu verſammeln liebte, war bisher der Stern geweſen, auf den die Blicke der hohen Ariſtokratie ſich gerichtet hatten; von ihr hoffte der Adel, hoffte die Magiſtratur, hofften alle Privilegirten ihre zerronnene Macht, ihre gebrochene Autorität zurück zu erhalten. 18. Mai 1643.

Und in der That ließen ſich Anfangs die Dinge ſo an, als ob mit den Leichen Richelieu's und des Königs das bisherige Syſtem in die Erde geſenkt, die bisherigen Leiter der Politik und der Regierung vom Schauplatz verſchwinden würden. Chavigny, der als das Haupt der „Cardinaliſten", als der eigentliche Träger des Syſtems galt, wurde mit einigen ſeiner unbedingten Anhänger aus dem Cabinet entlaſſen; die Verfolgten und Verbannten, vor Allen die Herzogin von Chevreuſe, die erklärteſte Feindin Richelieu's, Vendome mit ſeinen Söhnen, die Freunde des Orleans und ſo manche andere, wurden am Hofe freundlich empfangen; Beaufort, der die Wache im Schloß und über die königliche Familie hatte, galt als der künftige Günſtling Annas; an ihn ſchloß ſich der junge Adel an, um durch ſeine Protection in die Höhe zu kommen, man bezeichnete ſie bereits als die „Wichtigen", (Importans); die Klerikalen und alle Freunde Spaniens erwarteten, daß ſogleich Friede geſchloſſen, der alte Bund erneuert werde; ſollte denn die Königin gegen das Habsburgiſche Haus, dem ſie ſelbſt durch ihre Geburt angehörte, noch ferner die Waffen führen? Ihr Almoſenpfleger Auguſtin Potier, Biſchof von Beauvais, der Führer der klerikalen Oppoſition gegen den verſtorbenen Miniſter, machte ſich Hoffnung auf deſſen Stelle. Alle, die durch Richelieu zu Schaden gekommen, in ihren Einkünften, Stellen und Rechten verkürzt worden, erwarteten Reſtauration und Entſchädigungen; Vendome forderte Bretagne, Epernon das Gouvernement von Guyenne, Bouillon ſeine Hauptſtadt Sedan zurück. Man müſſe dem drückenden Finanzſyſtem ein Ende machen, hörte man ſagen, „man müſſe die Schwämme auspreſſen, die ſich von dem Marke Die Importans und andere Gegner Richelieu's.

des Volkes vollgesogen". Die Erben des Cardinals besorgten, man möchte sich an dessen Nachlaß, der auf achtzig Millionen geschätzt ward, vergreifen und dachten bereits auf Mittel der Vertheidigung.

Mazarin zum Minister erhoben.

Auch Mazarin erwartete in Ungnade entlassen zu werden; wendete doch die Herzogin von Chevreuse, die Meisterin in der politischen Intrigue, die Gönnerin der Importans, ihre Pfeile auch gegen ihn; er ging bereits mit dem Gedanken um, sich nach Rom zurückzuziehen. Aber die Königin bestätigte ihn in seiner Stellung an der Spitze des geheimen Raths und wendete ihm ihr ganzes Vertrauen zu. Anna hatte ihre Sympathien für Spanien hinter sich gelassen, sie fühlte und handelte nur als französische Königin, als Mutter Ludwigs XIV.; sie war nicht gewillt, die Schranken der Königsmacht, welche Richelieu niedergerissen, wieder aufzurichten, die Zeit der Feudalität und der ständischen Unbotmäßigkeit zurückzuführen, ihr neues Vaterland in die Stellung eines Satelliten der spanisch-österreichischen Monarchie herabzudrücken. Und da glaubte sie in dem lebensklugen, geschmeidigen und ehrgeizigen Italiener, der allein in dem Labyrinthe der allgemeinen europäischen Geschäfte den leitenden Faden zu besitzen schien, den rechten Mann gefunden zu haben. Eingeweiht in Richelieu's Grundsätze und politisches System, durch seine ausländische Herkunft den einheimischen Familienverbindungen und ihren ehrsüchtigen Rivalitäten entfremdet, war der geistliche Diplomat und Staatsmann ganz geschaffen, in dem Geiste des Vorgängers das Regiment fortzuführen, nur in schonenderen Formen und mit voller Hingebung an den Dienst seiner Gönnerin. So vereinigten sich zwei durch Geburt und Abstammung der französischen Nation nicht angehörige Persönlichkeiten zu einer Regierungsweise, die ausschließlich die Größe und Machtstellung Frankreichs und seines Königs im Auge hatte und dieses patriotische Ziel mit ungebeugter Folgerichtigkeit durchführte, ohne sich durch die Stürme und Klippen, die von allen Seiten das Staatsschiff bedrohten, von dem Wege ablenken zu lassen. „Das ist ohnehin die Regel, daß Fremde die Interessen des Landes, dem sie sich angeschlossen haben, mit noch größerem Eifer verfechten als selbst die Eingebornen, die ihre Ergebenheit nicht zu beweisen brauchen". Es war ein günstiges Geschick für das neue Regiment, daß in den Tagen, da Ludwig XIII. aus dem Leben schied, der Duc d'Enghien, der Gemahl einer Nichte Richelieu's den

Aug. 1643.

glorreichen Sieg von Rocroy davon trug und einige Monate nach der Schlacht, in welcher der spanische Feldherr Lafuente in der Mitte seiner Krieger das Waffenfeld deckte, die feste Grenzstadt Thionville eroberte (XI, 1001). Für den Feldherrn, den man bald als den „großen Condé" bezeichnete, wie für die Königin und ihren Minister war dieses Ereigniß ein Sporn, in der auswärtigen und inneren Politik die bisherigen Wege weiter zu verfolgen.

Die Gegner Mazarins entfernt

Mazarin ließ es nicht an Versuchen fehlen, die einflußreichsten Gegner zu versöhnen: aber da persönliche und gesellschaftliche Leidenschaften sich mit den politischen Interessen vereinigten, da alle Feinde des neuen Systems zu einer fest-

geſchloſſenen Phalanx verbunden waren, die ihr Ziel nur in dem Sturze des Miniſteriums erblickten, ſo war ein entſcheidender Bruch unvermeidlich. Wie ſchwer es der Königin fiel, ihre alten Freunde, die für ſie geſtritten und gelitten, fallen zu laſſen, die Staatsraiſon ſiegte über die Sympathien des Herzens: die Herzogin von Chevreuſe mußte Paris verlaſſen und flüchtete ſich nach England, Beaufort, der blondgelockte Liebling der Damen, der dem Cardinal nach dem Leben trachtete, wurde nach Vincennes in Haft gebracht, ſein Bruder und ſein Vater wanderten abermals in die Verbannung, der Biſchof von Beauvais und der Herzog von Guiſe wurden aus der Hauptſtadt verwieſen. Richelieu war todt, Sept. 1643.
aber ſein Geiſt herrſchte von Neuem im Louvre. Als die Königin einige Zeit nachher durch die Räume des Schloſſes von Ruel ging, blieb ſie vor dem Bildniß des Cardinals ſtehen und betrachtete es lange mit ernſtem Schweigen; dann ſagte ſie: „wenn dieſer Mann noch lebte, würde er jetzt mächtiger ſein als jemals".

Auswärtige Erfolge.

Mazarin befeſtigte ſich mehr und mehr in ſeiner Stellung. Seine Weltkenntniß und ſeine Klugheit ließen ihn die rechten Mittel und Menſchen zur Erreichung ſeiner Zwecke finden. Den Prinzen von Condé, den ſchon Richelieu zum reichen Mann gemacht, bedachte er mit neuen Gaben, ſeinen Sohn, dem Ruhm und Ehre über Geld gingen, ſtellte er an die Spitze der Heere. Den Herzog von Orleans ſetzte er zum Gouverneur von Languedoc ein und deſſen Rathgeber und allmächtigen Günſtling, La Rivière, gewann er durch mancherlei Gnadenerweiſungen. Von ganz beſonderem Vortheil für ſein Anſehen waren die Erfolge, welche die franzöſiſchen Armeen im Felde, am Ober- und Mittelrhein errangen. Wir kennen die Waffenthaten, welche im Jahr 1644 die beiden großen Heerführer Enghien-Condé und Turenne gegen den bayeriſchen General Mercy ausführten, die mörderiſche Schlacht von Freiburg, die Beſetzung von Philippsburg und Mainz (XI, 1002 f.). Mazarins Scharfblick hatte den jungen Helden, der den Ruhm der franzöſiſchen Waffen zu ſo hohem Glanz erheben ſollte, zuerſt erkannt und in die rechte Bahn gebracht. Heinrich de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne war der Sohn des ältern Herzogs von Bouillon, den wir als Verbündeten der Hugenotten, der Bruder des jüngern, den wir als einen der eifrigſten Widerſacher Richelieu's kennen gelernt haben. Im alten Schloſſe von Sedan hatte er ſeine Jugend verlebt, wie ſein Vater dem reformirten Glaubensbekenntniß ergeben. Später folgte er dem Strome der Zeit und ließ ſich von Boſſuet überzeugen, daß nur die katholiſche Religion zur Seligkeit führe. Unter der Leitung dieſer ausgezeichneten Feldherren erlangten die Franzoſen im Bunde mit dem ſchwediſch-deutſchen Heere jene Machtſtellung im Felde, die wir im vorigen Bande kennen gelernt haben. Dank der kriegeriſchen und politiſchen Zeitlage und der allgemeinen Sehnſucht der deutſchen Völker nach Beendigung des unheilvollſten aller Kriege erhielt die Regentſchaft im weſtfäliſchen Frieden eine Territorialerweiterung, wie ſie noch keiner der früheren Regierungen zu Theil geworden. Zugleich war Frankreich gegen Spanien im Vortheil. Im Bunde

mit Holland, deſſen Admiral Troup den Kanal beherrſchte, drangen die franzöſiſchen Heere in Flandern vor. Enghien eroberte Dünkirchen, den Hauptſitz der ſpaniſchen Seemacht und der Piraterie; der kühne Feldhauptmann Gaſſion richtete bereits ſeine Gedanken auf Antwerpen; in den Pyrenäen faßten die franzöſiſchen Armeen immer mehr Boden; in Italien ſchwand der Einfluß und die Uebermacht des ſpaniſchen Hofes dahin, ſeitdem die franzöſiſche Marine nach der ruhmvollen wenn auch erfolgloſen Schlacht bei Orbitello und dem glorreichen Tode des Admirals Brézé im Mittelmeer mächtig wurde, auf der Inſel Elba und an der Küſtenſtadt Piombino ſich feſte Stationen erkämpfte und den Aufſtändiſchen in Neapel Unterſtützung gewährte. In dem Herzog von Modena hatte der Pariſer Hof einen ergebenen Bundesgenoſſen, mit dem er den Kirchenſtaat und das Mailändiſche bedrohen konnte.

Innere Gährung.

Dieſe auswärtigen Erfolge hielten die unzufriedenen Elemente im Innern einige Zeit darnieder; aber die Geiſter waren zu aufgeregt, die große Partei der Importans, die ſich jetzt zurückgeſetzt und dem Geſpötte preisgegeben ſah, zu ſehr erbittert, die Parlamente und die geſammte Magiſtratur zu ſehr in ihrer alten Rechtsſtellung gekränkt, als daß nicht alle dieſe malcontenten Fractionen einen Wechſel im Regierungsſyſtem hätten anſtreben, ſich zu einer gemeinſchaftlichen Oppoſition gegen Mazarin vereinigen ſollen. Alle Gewaltthätigkeiten, über die man ſich unter Richelieu beklagt hatte, dauerten fort, ja der Steuerdruck

Steuerdruck.

erreichte eine noch viel größere Höhe. Wir wiſſen, daß die unerträgliche Laſt ſchon früher in der Normandie Bauernaufſtände erzeugt hatte; in manchen Provinzen war das Elend ſo groß, daß der Hunger die Menſchen zur Verzweiflung trieb, daß die Bauern aus Mangel an Zugpferden ſich unter das Joch des Pfluges ſpannten, von Gras und Wurzeln lebten; es wurde in den Ständen die Klage laut, daß die Erheber der Taille den Armen ſelbſt Betten und Kleider wegnähmen, daß ganze Dörfer verödet und verlaſſen ſeien. Und doch hatten ſeitdem die Bedürfniſſe für den Krieg die Abgaben um das doppelte geſteigert; im Jahre 1644 mußten 120 Millionen Livres aufgebracht werden. Die Härte, womit der Oberintendant der Finanzen, Emery, ein habgieriger ſchwelgeriſcher Italiener, der behauptete, Ehrlichkeit gezieme ſich nur für Kaufleute, die Einnahmen zu beſchaffen und zu mehren ſuchte, erregte eine ſolche Gährung unter dem Volke, daß in verſchiedenen Provinzen königliche Truppen aufgeſtellt werden mußten, um aufrühreriſche Bewegungen niederzuhalten. Die Beſteuerung, ſchon an ſich für die Zeitverhältniſſe ſehr hoch, wurde durch die Art der Einbringung überaus drückend, indem den ſogenannten Partiſans, welche der Regierung die nöthigen Geldſummen vorſtreckten, die dafür verpfändeten Gefälle und Steuern zur eigenen Erhebung überlaſſen waren, ein Verfahren, wodurch Land und Volk auf das Unbarmherzigſte ausgeſogen und übervortheilt wurde. Denn ein großer Theil des Ertrags floß in die Taſchen der Geldbeſitzer und der Erheber. Man ſagte ihnen nach, daß ſie fünfmal ſo viel von den Steuerpflich-

tigen eintrieben als ſie an die Staatskaſſen ablieferten. Im letzten Jahr des Krieges machten die militäriſchen Anſtrengungen neue Ausgaben nothwendig. Die Regierung verſuchte durch verſchiedene Mittel, durch Auflagen auf Lebensbedürfniſſe, durch Einführung neuer käuflichen Aemter, durch Taxen, die man den Häuſerbeſitzern auflegte, die Einnahmen zu vermehren, ſtieß aber bei dem Pariſer Parlament auf ſcharfen Widerſtand. Die Landleute müßten auf Stroh ſchlafen, ließ ſich der Generaladvocat Talon vernehmen, von Kleie und Hafer ſich ernähren, ihre bewegliche Habe wegführen ſehen, der Schlachtenruhm bringe kein Brod, Palmen und Lorbeeren ſeien keine Fruchtbäume. Die Dienſte, die das Parlament bei der Einſetzung der Regentſchaft der Königin erwieſen, hatten die Körperſchaft mit neuem Selbſtgefühl erfüllt, ſie wollte ſich aus der Erniedrigung, die ſie durch Richelieu erfahren, wieder aufrichten. Seitdem die Einberufung der Reichsſtände außer Uebung gekommen, ſahen ſich die Parlamentskammern in ihrer Geſammtheit als die Vertreter der Nation an. Sie erneuerten daher mit großem Nachdruck den von Richelieu nicht anerkannten Anſpruch, daß keine Regierungsverordnung, insbeſondere kein Steuer- oder Finanzedikt gültig ſein und zum Vollzug gebracht werden könne, ohne vorhergegangene Verification und Protocollirung ſeitens der oberſten Magiſtratur. Selbſt das Mittel eines feierlichen Lit de Juſtice, zu welchem die Regentin ſchritt, um jeden Widerſtand niederzuſchlagen, verſagte ſeine Dienſte. Der Präſident erklärte, daß die legislative Zwangsform einer Throngerichtsſitzung unter einem minderjährigen König keine Anwendung finden könne. Ausdrücklich wurde der Grundſatz aufgeſtellt und als Fundamentalgeſetz der Reichsverfaſſung erklärt, daß kein Steueredikt, das blos auf königlicher Ordonnanz beruhe und nicht regelmäßig in die Geſetzregiſter eingetragen ſei, zum Vollzug gebracht werden dürfe. Die Regierung drohte mit der Aufhebung der Paulette, die nur auf eine beſtimmte Reihe von Jahren zugeſtanden damals gerade einer Erneuerung bedurfte, eine Maßregel, durch welche einer großen Anzahl der angeſehenſten Bürgerfamilien bedeutende Vermögensverluſte zugefügt worden wären. Dieſe gemeinſame Gefahr ſchärfte das Gemeingefühl. Gegen das Verbot der Regierung traten alle Sectionen oder Beamtenhöfe des Hauſes zu einer Berathung im Saale St. Louis zuſammen, deren Ergebniß der Beſchluß war, an den alten Rechten und Gewohnheiten feſtzuhalten, auf der nationalen Mitwirkung bei der Geſetzgebung und Beſteuerung und auf der Beſeitigung der von Richelieu eingeführten Neuerungen in der Verwaltung und im Gerichtsweſen zu beſtehen. Die ganze Magiſtratur, die geſammte Ariſtokratie der Robe vereinigte ſich in der Oppoſition gegen die Regentſchaft. „Die gerichtlichen und adminiſtrativen Beamten, durch Kauf oder Erbe zu ihren Aemtern gelangt, ſuchten die geſetzgebende Gewalt unabhängig in ihre Hände zu nehmen. Die jüngeren Mitglieder der Beamtenhöfe, noch friſch von den klaſſiſchen Studien der Schule, ſahen ſich als eine Art von römiſchem Senate an.“ Das monarchiſche Prinzip, daß die Magiſtratur

Oppoſition des Parlaments.

15. Jan. 1648.

nur ein Ausfluß des Königthums sei, welches unter Ludwig XIII. so nachdrücklich dargelegt und aufrecht erhalten worden, schien unter den neuen Anschauungen und Doctrinen zu zerrinnen. Die Vorgänge in England, wo der Parlamentarismus über die Krone siegte, die Auflehnung der popularen Elemente gegen den spanischen Absolutismus in Catalonien und Neapel stärkten auch in Paris den Muth und die Kraft der Opposition. Die Ausgleichungsvorschläge Mazarins wurden zurückgewiesen. Bis zu der äußersten Consequenz verfocht das Parlament sein Prinzip.

Verhaftung zweier Parlamentsräthe. Die Declaration vom 24. Okt. 1648.

Der Regierung war dieser häusliche Streit höchst widerwärtig; sie fürchtete eine nachtheilige Rückwirkung auf die Friedensverhandlungen in Münster. Die Königin benutzte daher den Eindruck, den die Erfolge der französischen Waffen in Italien und in den Niederlanden, vor Allem der glänzende Sieg des Prinzen von Condé über die spanische Armee bei Lens in den Gemüthern erzeugte, zu einem Staatsstreich im Geiste Richelieu's: sie ließ zwei Mitglieder des Parlaments, den Präsidenten Blancmesnil und den Rath Broussel in Haft nehmen, um sie wegen Widersetzlichkeit strafen zu lassen. Die Verhafteten waren keineswegs die einflußreichsten Männer der Versammlung oder die Führer der Opposition, aber sie galten als wackere und eifrige Fürsprecher des Volks gegenüber dem drückenden Besteuerungssystem, und Broussel insbesondere war eine in den bürgerlichen Kreisen sehr geachtete Persönlichkeit. Die Kunde ihrer Wegführung erzeugte daher eine große Aufregung; die Bürgerschaft von Paris trat unter die Waffen und errichtete Barrikaden. Erschrocken floh Anna mit dem jungen König nach Ruel. Zu einem Aufruhr wollte es jedoch auch die Magistratur nicht treiben. Es wurden Unterhandlungen eingeleitet, die mit einem Compromiß endigten. Durch die Declaration vom 24. Oktober wurden nicht nur die beiden Parlamentsräthe in Freiheit gesetzt und in den Steuererhebungen einige Erleichterungen gewährt; die Königin gab auch ihre Einwilligung zu einem Artikel, der wenn er gleich nicht volle Sicherheit der Person gegen willkürliche Verhaftung, Verbannung und Ausnahmsgerichte garantirte, doch beruhigende Zusagen in Betreff persönlichen Schutzes machte. Zwei Staatsräthe, Chavigny und Chateauneuf, die als Feinde Mazarins ebenfalls in Gefangenschaft geführt worden waren, wurden entlassen, Emery aus seinem Amte entfernt, die Gewalt der Intendanten eingeschränkt. Mazarin, ein Diplomat von feinen gefälligen Formen, verstand es besser als sein Vorgänger, durch entgegenkommendes, vertrauliches Wesen die Männer des Rechts und des strengen Prinzips nachgiebig und geschmeidig zu machen. Während Richelieu seine Gegner erbarmungslos aus dem Wege räumte, trachtete Mazarin sie durch Unterhandeln zu gewinnen. Aber er besaß auch nicht die durchgreifende Energie und Folgerichtigkeit des Charakters, durch die sich der verstorbene Staatsmann Gehorsam und Unterwürfigkeit zu verschaffen wußte. Nach der Uebereinkunft vom 24. Oktober, die durch den gleichzeitigen Abschluß des westfälischen Friedens einen Zeitpunkt innerer und

20. Aug. 1648.

äußerer Ruhe zu begründen ſchien, kehrte der Hof mit dem Miniſter nach Paris zurück. 30. Okt. 1649.

b. Mazarin und die Kriege der Fronde.

Allein die Geiſter waren in zu großer Erregung, als daß die öffentlichen Angelegenheiten ſofort wieder in den regelmäßigen Gang hätten gebracht werden können. Alle Unzufriedenen reichten ſich die Hände, um den Sturz des Miniſters Mazarin zu bewirken. Die getäuſchte Partei der Importans, die Männer der Parlamente und der geſammten Magiſtratur, die mit Steuern und Abgaben belaſteten Bürger der Hauptſtadt, viele Herren vom Adel vereinigten ſich zu einer Oppoſition gegen die Regentſchaft, welche fünf Jahre lang Frankreich in Verwirrung, in Aufſtände und innere Unruhen ſtürzte, und ein klägliches Nachſpiel zu dem eben beendigten großen europäiſchen Kriege und ein kleinliches Seitenſtück zu den gleichzeitigen bürgerlichen Kämpfen in England bildete. Man bezeichnet dieſe Bewegungen und Parteiungen als **Krieg der Fronde**, vielleicht nach einem Witzwort, daß man wie Schleuderer aus der Ferne mit unſcheinbaren Waffen den Rieſen (Mazarin) erlegen wolle, ein Name, mit welchem ſeitdem alles factiöſe Treiben belegt ward, dem keine höheren Prinzipien, keine edleren Motive zu Grunde liegen. „In dem Krieg der Fronde war nichts mehr zu finden von dem raſchlodernden Parteifeuer der früheren Zeiten, nichts mehr von den Bewegungen um ein großes geiſtiges, ſtaatliches oder auch nur körperſchaftliches Intereſſe. Alles war ein Spiel kleiner Hofränke gegen die Miniſter". Nicht Liebe zur Freiheit, nicht Haß gegen den Despotismus war es, was die Gegner des Hofes zuſammenführte; ohne gemeinſames Ziel, ohne Sinn für das Geſammtwohl der Nation kämpften die Factionen nur für die Erhaltung alter Standes- und Sonderrechte, überlieferter Privilegien, ererbter oder erworbener Vortheile. Eigennutz und perſönliche Triebfedern beſtimmten die Rollen, welche die Handelnden wählten und nach den Umſtänden wechſelten oder unter Truggeweben liſtig verhüllten; galante Verhältniſſe und Intriguen, Liebſchaften mit weitgehenden Licenzen, Neid und Eiferſucht, die Leidenſchaften und boshaften Ränke eines verfeinerten Geſellſchaftslebens übten großen Einfluß auf den Gang der bürgerlichen Kämpfe, der blutigen Ereigniſſe, der revolutionären Auftritte; die Staatskunſt ſtand nicht ſelten im Dienſte fürſtlicher Frauen von freien Sitten, die ihre Buhlkünſte in politiſchem Intereſſe ausübten; an das Wohl und Wehe des Volks, an die Ehre und Freiheit der Nation wurde wenig gedacht, wenn gleich alle Theilnehmer und Mitſpieler des geſchichtlichen Dramas ihre perſönlichen Intereſſen mit höheren und edleren Motiven zu verdecken bemüht waren. Daß das Staatsweſen an tiefen Wunden litt, wurde allgemein gefühlt; aber jede Partei ſah nur den Splitter im Auge des Andern, nicht den Balken im eigenen. Kein Wunder, daß das franzöſiſche Volk ſich zuletzt von den Demagogen der vornehmen privilegirten Stände abwandte und lieber die volle Staatsgewalt in den Händen

Charakter der Fronde.

eines einzigen als vieler Despoten ſah. Die zahlreichen Memoiren der Zeit, vor allen die des Cardinal de Retz, des Herzogs von Larochefoucauld, der Madame de Longueville u. a. m. ſind zum Theil Muſter pſychologiſcher Darſtellungskunſt, und laſſen tiefe Blicke thun in das ſociale Leben von Paris, in das bewegliche, ränkevolle Treiben einer gährenden Uebergangszeit, in die wühleriſche Thätigkeit erregter Geſellſchaftskreiſe voll heftiger Affecte. Das hiſtoriſche Gemälde, das der Graf von Saint-Aulaire in ſeiner Geſchichte der Fronde aus dieſen farbenreichen Elementen zuſammengefügt hat, iſt ein treuer Spiegel der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände einer Zeit, in welcher die wichtigſten Fragen des öffentlichen Lebens, politiſche und kriegeriſche Entſcheidungen, Rechte und Verfaſſung mit dem verflochtenen Spiel perſönlicher Verhältniſſe, mit den ſocialen Wechſelbeziehungen der hohen Geſellſchaftskreiſe, den Verbindungen und Scheidungen der Elemente Hand in Hand gingen.

Paul Gondi von Retz und andere Häupter der Fronde.

Die Seele dieſes agitatoriſchen Treibens, dieſer politiſchen und bürgerlichen Revolution im Kleinen, war ein eben ſo geiſtreicher als leichtfertiger und ſittenloſer Mann, den Familienintereſſe in den geiſtlichen Stand geführt, obwohl ihm Natur und Charakter gänzlich abgingen — Paul von Gondi, Coadjutor ſeines Oheims des Erzbiſchofs von Paris und in der Folge Cardinal. Hervorgegangen aus einer vornehmen florentiniſchen Familie, die unter den Mediceiſchen Königinnen in Frankreich Rang und Reichthümer erworben, ihre Herrſchaft Retz an der unteren Loire zu einem Herzogthum erhoben und den biſchöflichen Stuhl in Paris faſt in erblicher Succeſſion in ihren Beſitz gebracht hatte, ſtand Gondi in der Mitte der hohen Adelskreiſe und war zugleich durch ſeinen prieſterlichen Charakter der Geiſtlichkeit und den bürgerlichen Klaſſen der Pariſer Bevölkerung nahe geſtellt; und was ihm in dieſer bewegten Zeit eine beſondere Bedeutung verlieh, war ſeine demagogiſche Anlage und Neigung, von der ſeine durch künſtleriſche Darſtellung wie durch ihren Inhalt gleich anziehenden Denkwürdigkeiten Zeugniß geben. Schon in der Bearbeitung der „Verſchwörung des Fieſco“ von Maſcardi hatte Retz in einigen Zuſätzen und Bemerkungen gezeigt, daß er in Sachen der Politik wie Machiavelli urtheile. Er hielt alle Mittel für erlaubt, die zum Ziele führen. Seine Stellung als Coadjutor ſeines wenig befähigten arbeitſcheuen Oheims ſetzte ihn in die Lage, ſich der Geiſtlichkeit von Paris anzunehmen und dadurch ihre Gunſt zu erwerben, durch ſeine Wohlthätigkeit brachte er die ärmeren Volksklaſſen auf ſeine Seite; ſeine verwandtſchaftlichen Verbindungen mit der hohen Ariſtokratie führten ihn in die höchſten Kreiſe, denen er auch durch ſein weltliches Leben, durch die mit ſeinem Stande im Widerſpruche ſtehenden Ausſchweifungen und Vergnügungen angehörte. Weniger aus Princip als aus Verdruß über eine von der Königin erfahrene Unterſchätzung ſeiner Dienſte bei dem Barrikadenkampfe wurde er in die Oppoſition gegen die Regierung, zu den Gegnern des Miniſters Mazarin geführt. Er ſelbſt berichtet uns, wie er zuerſt verſucht habe, Condé zum Haupt der Coalition zu machen, der Prinz aber ſich durch die

verlockenden Ausſichten auf eine politiſche Machtſtellung, wie ſie die Parteiführer der Ligue beſeſſen, nicht habe gewinnen laſſen. Dagegen trat ſein jüngerer Bruder, Conti, und ſeine von Anbetern umworbene eben ſo ſchöne als geiſtreiche und intrigante Schweſter, die Herzogin de Longueville zu der Fronde über.

Der Hof in St. Germain und die Coalition in Paris 1649.

Bald kamen die Wirkungen der agitatoriſchen Umtriebe des Coadjutors und ſeiner Genoſſen zum Vorſchein. Die Parlamentshöfe erneuerten ihre Proteſte gegen die Steueredikte und Finanzoperationen der Regierung; der Pariſer Stadtrath und die Bürgerſchaft liehen den aufwiegleriſchen Reden Gondi's Gehör; in den Straßen und öffentlichen Plätzen zeigten ſich tumultuariſche Bewegungen; man verlangte, daß ein altes Geſetz, kraft deſſen kein Fremder in die Regierungsgeſchäfte Frankreichs ſich einmiſchen ſolle, gegen Mazarin in Anwendung gebracht werde. Königin Anna fürchtete für ihre und ihres Sohnes Sicherheit. Da wurde im tiefſten Geheimniß der Plan gefaßt, den Hof nach St. Germain zu verlegen. Um Mitternacht am Dreikönigstage kam unter dem Beiſtande der Prinzen von Orleans und Condé die fluchtähnliche Entfernung aus der Hauptſtadt glücklich zu Stande. Mit dieſer Begebenheit nehmen die revolutionären Bewegungen größere Dimenſionen an: Das Parlament, anſtatt der Verweiſung Folge zu leiſten, die der Hof ausſprach, erklärte den Miniſter für einen Feind des Königs und des Staats, erkannte die Acht über ihn und zog ſeine Güter und Einkünfte ein; die Pariſer Bürger traten unter die Waffen, um im Bunde mit den Männern des Rechts, welche auf die Erträge der Steuern und Abgaben Beſchlag legten, und unter der Führung des Coadjutors und der malcontenten Ariſtokratenhäupter Paris gegen die Regierungstruppen zu vertheidigen, mit welchen Condé im Namen der Königin und des Miniſters die widerſpenſtige Hauptſtadt bekriegte. Wie unnatürlich und gezwungen die Union ſo verſchiedenartiger Elemente erſcheinen mochte; der Haß gegen den Abſolutismus hielt ſie zuſammen: Adel und Magiſtratur, ſonſt ſo häufig in Zwieſpalt, reichten ſich die Hände zum Bund. Als Madame de Condé-Longueville ihrer Entbindung entgegenging, bezog ſie die Räume des Rathhauſes. Die Herzoge von Bouillon, von Beaufort, von Elbeuf, von Longueville, der Prinz von Conti, der Vicomte von Turenne ſchwuren, daß ſie das Parlament und die Bürgerſchaft gegen die miniſterielle Tyrannei beſchützen wollten. Die Räthe der geſetzgebenden Körperſchaft, unter denen der Präſident Matthieu Molé durch Rechtskenntniß, wie durch politiſche Einſicht und durch Muth und Charakterfeſtigkeit hervorragte, fühlten ſich in ihrer Oppoſition gehoben und geſtärkt durch den Beiſtand der hohen Ariſtokratie. In den Sälen des Stadthauſes begegneten ſich die Adelsführer und die Häupter der Magiſtratur zu geſelligem Verkehr.

6. Jan 1649.

Bürgerkrieg und Compromiß.

Ueber zwei Monate dauerte der Krieg vor den Mauern von Paris; und wenn auch nur kleine Gefechte und Scharmützel vorfielen, ſo brachten doch die Länderverwüſtungen und die Unterbrechung alles Handels und Verkehrs Noth genug über die Stadt, zumal ſeitdem die Königlichen durch Condé's Sieg bei Charenton den Lauf der Seine beherrſchten. Bei dem Parlamente und der

8. Febr. 1649.

Municipalität legte ſich daher auch bald der revolutionäre Geiſt; man konnte ſich nicht verhehlen, daß die Oppoſition ihre geſetzlichen Befugniſſe überſchreite, wenn ſie die Königin zwingen wolle, ihren Miniſter zu entlaſſen. Und auch in St. Germain war man einem Ausgleich nicht entgegen. Wer bürgte denn dafür, daß nicht Spanien die Fackel der inneren Zwietracht noch mehr anfache, in der Hoffnung, den Geiſt der Ligue in dem Nachbarreiche noch einmal heraufzubeſchwören? Man brachte in Erfahrung, daß einzelne Adelshäupter mit dem ſpaniſch-niederländiſchen Hof in Brüſſel Unterhandlungen angeknüpft hatten. So
11. März 1649. kam es im Palaſt Ruel zu Conferenzen zwiſchen der Regierung und den Bevollmächtigten des Parlaments und der Municipalität. Die Generale der Fronde und der Coadjutor wieſen die Unterhandlungeu mit Mazarin zurück und reizten die untern Volksklaſſen gegen Molé und ſeine Genoſſen auf. Aber ſie waren unter ſich uneinig. Beaufort und die alten Importans wollten vor Allem Mazarin ſtürzen, um ſelbſt das Regiment zu erlangen und wenn auch Retz wie er behauptet, eine Reform der Staatsverfaſſung anſtrebte, kraft deren der monarchiſche Abſolutismus durch die geſetzmäßigen Gewalten „temperirt“ werden ſollte, ſo flößte doch ſein Hang zu Intriguen, zu politiſchen Wühlereien und Umtrieben, ſein haltloſes, bewegliches und unſittliches Leben zu wenig Vertrauen ein. Die Vorgänge in England, wo am Tage nach dem Treffen von Charenton König Karl Stuart auf dem Blutgerüſte ſtarb, hatten die Wirkung, daß der Hof den Bogen nicht zu ſtramm anzog. Die anfangs geſtellte Forderung, daß die allgemeinen Verſammlungen ſämmtlicher Parlamentskammern für die nächſten drei Jahre d. h. bis zur Volljährigkeit des Königs unterbleiben ſollten, gab Mazarin auf; nur während des laufendes Jahres ſollten keine Sitzungen der Art mehr gehalten werden. Dafür nahm das Parlament die ſeit der Entfernung des Hofes gefaßten Beſchlüſſe, insbeſondere das Aechtungsdekret gegen den Miniſter zurück. In Paris wurde dieſe Uebereinkunft übel aufgenommen: die Herren der Fronde wollten nichts von einem Vertrag hören, der ohne ſie abgeſchloſſen ſei und Mazarin im Amte ließe. Tumultuirende Volkshaufen bedrohten den Präſidenten Molé nach ſeiner Rückkehr auf der Straße, aber der „großherzige“ Mann mit dem langen Barte ging feſten Schrittes durch die inſultirende Maſſe. Bald beruhigten ſich indeſſen die Häupter der Fronde, als ſie vernahmen, daß die Königin geneigt ſei, ihnen Amneſtie und die Beſtätigung der Declaration zu bewilligen und ſogar mehreren Parteiführern die von ihnen erhobenen Anſprüche im Weg der Gnade zu gewähren.

Mécontente Stimmungen. So war der Friede äußerlich hergeſtellt; der Hof zog wieder in Paris ein; Alles ſchien in das alte Geleiſe zurückzukehren. Die Nation ſelbſt war von dieſem Sturm im Waſſerglaſe wenig berührt worden. Aber die „Nothwendigkeit der Ohnmacht“, die den Frieden geſchaffen, war nicht ſtark genug, ihn zu erhalten. Weit entfernt, daß die Krone wieder ihre frühere Macht und Autorität erlangt hätte, erhoben die Factionen von Neuem drohend ihr Haupt empor. Noch ſtanden

die Herren der Fronde unter Beaufort und Gondi de Retz wie eine geſchloſſene Phalanx da, durch Intriguen, Agitationen und conſpiratoriſche Umtriebe die höheren Stände wie die unteren Volksclaſſen in Athem haltend; an den Grenzen hatte der Krieg gegen Spanien ſeinen Fortgang, aber wie ſollten bei der inneren Unſicherheit große Erfolge im Feld errungen werden, zumal als die namhafteſten Generale, Condé und Turenne im entgegengeſetzten Heerlager in die inneren Parteikämpfe verſtrickt waren? Nicht einmal Cambray vermochte Mazarin zu erobern; daß er im Kriege ſcheiterte, freute ſeine inneren Gegner nicht weniger als die Spanier. Zu dieſen Gegnern des Miniſters gehörte nun auch der „große Condé.“ Wir wiſſen, welche Vortheile dem Vater die Freundſchaft mit Richelieu eingetragen; bei ſeinem Tode (1646) war ſeine Familie im Beſitze unermeßlicher Reichthümer und der einflußreichſten Staatsämter. Es hatte ganz den Anſchein, als ob der Sohn dieſelbe Politik gegenüber dem Nachfolger Richelieu's ergreifen würde: er hatte die Sache des Hofes gegen die Hauptſtadt und die Fronde mit Erfolg geführt; und wie hoch auch der Preis war, den er für ſeine Dienſte heiſchte, die Königin und Mazarin glaubten ſich verpflichtet, alle ſeine Anſprüche zu befriedigen; ſie räumten ihm eine Stellung ein, die einer Mitregentſchaft nicht unähnlich war. Dennoch konnten ſie ſeinen Stolz, ſeinen Uebermuth, ſeine herrſchſüchtige Natur nicht befriedigen; je mehr ſie ſeinen Wünſchen und Forderungen nachgaben, um ſo mehr reizten ſie ſeine Begierden für neue Auszeichnungen. Am Hof und in der Regierung ſollte Alles nach ſeinem Willen geſchehen; er rühmte ſich, daß er es geweſen, durch den der König in die Hauptſtadt zurückgeführt worden ſei; gegen Mazarin betrug er ſich anmaßend, er ließ ihn den Abſtand ihrer Geburt und geſellſchaftlichen Stellung empfinden. Als der Italiener ſich durch die Verheirathung einer ſeiner Nichten mit Mercoeur, dem Erben der Vendomes einen Anhang in der franzöſiſchen Ariſtokratie zu verſchaffen ſuchte, wußte der Prinz die Heirath zu hintertreiben. Es war eine doppelte Natur in dem Manne: Als Feldherr an der Spitze der Heere war er ebenſo unternehmend und feurig als ſicher und feſt, ein Wetter in der Schlacht und dabei gegen die Waffenbrüder ein „guter Kamerad“, hingebend, rückſichtsvoll und theilnehmend. „Wer ihn in der Schlacht ſah“, heißt es bei Ranke nach franzöſiſchen Berichten, „eine ſchlanke Geſtalt, mit dem Ausdruck des Adlers im Auge, kaltblütig zwiſchen den vorbeiſauſenden oder um ihn her niederſchlagenden Kugeln, ſein Antlitz fleiſchlos, die Hand, welche das Schwert führte, mit Feindesblut beſpritzt; der meinte den Kriegsgott zu erblicken.“ Dagegen war er in politiſchen Dingen ohne tieferes Urtheil, für Staatsgeſchäfte oder für Verhandlungen in Collegien und Verſammlungen ohne Talent und Geſchick und im Leben herriſch und anmaßend. „Er verſtand es beſſer Schlachten zu gewinnen, als Herzen“ heißt es in den Memoiren eines Zeitgenoſſen. Als erſter Prinz von Geblüt, als Haupt des Adels als berühmteſter Feldherr der Zeit fühlte er ſich ſo erhaben über alle Standesgenoſſen, ſo berufen die erſte Rolle am Hofe, in der Geſellſchaft, in allen öffentlichen An-

Der Prinz von Condé.

gelegenheiten zu ſpielen, daß er ſich gegen Jedermann hochfahrend und rückſichtslos benahm, daß er in allen Dingen ſeinen Willen durchſetzen wollte, daß ihm jeder Widerſpruch unerträglich war. Ein ausgeſprochener Feind bürgerlicher Freiheit begünſtigte er doch den monarchiſchen Abſolutismus nur in ſo weit, als er in dem König das Haupt der Ariſtokratie erblickte. Für höhere ſtaatsmänniſche Ideen beſaß er kein Verſtändniß; auf Mazarin, dem Waffenruhm und Kriegsglück nicht zur Seite ſtanden, ſchaute er mit Geringſchätzung herab.

Coalition des Hofes und der Frondeurs.

Selbſt der Königin Anna wurde das übermüthige Betragen des Prinzen unausſtehlich. Sie überlegte mit ihrem Miniſter, auf welche Weiſe man ſich der läſtigen Autorität des herrſchſüchtigen Mannes entziehen möchte, und dieſer rieth zu einer Zerſetzung der bisherigen Parteiſtellung. Der Hof ſolle ſich mit den Führern der Fronde vergleichen und geſtützt auf die neue Bundesgenoſſenſchaft den Prinzen und die Condéſche Faction in Gewahrſam bringen. Anna ging auf den neuen Staatsſtreich ein. So verhaßt war ihr das barſche eigenmächtige Auftreten des hochfahrenden Mannes, daß ſie ihre Abneigung gegen die Frondeurs überwand und ihr Haupt, den Coadjutor Gondi zu einer geheimen Unterredung im Schloſſe einlud. Wie freute ſich die Herzogin von Chevreuſe, daß ſie von ihrer ehemaligen Gönnerin wieder als Vermittlerin verwendet ward und ihrem alten Grolle gegen die buhleriſche Condé-Longueville Luft machen konnte! Ein Jahr und wenige Tage waren verfloſſen, ſeitdem Condé dem Hof auf ſeiner nächtlichen Fahrt nach St. Germain gefolgt war, und nun wurde er ſelbſt bei Gelegenheit einer Sitzung im Palais Royal mit ſeinem Bruder, Conti, und ſeinem Schwager, Longueville, verhaftet und ſofort nach Vincennes geführt. Daſſelbe Schickſal war auch dem Herzog von Bouillon, dem geiſtreichen Freunde der Longueville, Marſillac Herzog von Larochefoucauld, und andern Gliedern und Anhängern der Condéſchen Partei zugedacht, aber ſie fanden Zeit und Gelegenheit zur Flucht. Wie unheimlich immer das Verfahren gegen die nahen Verwandten des königlichen Hauſes erſcheinen mochte, in Paris ging die Sache ohne Tumulte vorüber. Vielmehr feierte man am Abend die Begebenheit mit Freudenfeuer und Hochrufe auf den König. Die Bewohner der Hauptſtadt hatten dem Prinzen die Verwüſtung ihrer Landhäuſer und Gärten im vorigen Jahre nicht vergeſſen, und die Popularität des Coadjutors, den man auf Seiten des Hofes ſah, erzeugte bei dem Volke eine günſtige Stimmung.

Verhaftung der Prinzen.

18. Jan. 1650.

Die „neue Fronde" im Bunde mit Spanien.

Condé hatte es ſeinen Gegnern von der Fronde ſtets zum Vorwurf gemacht, daß ſie mit Spanien conſpirirten; jetzt erlebte er daſſelbe von ſeinen eigenen Parteigenoſſen. Seine Schweſter, an ſtolzem und herriſchem Sinne dem Bruder ähnlich, war auf einigen Umwegen nach Lothringen entflohen, wo ſie das feſte Städtchen Stenay an der Maas zur Baſis conſpiratoriſcher Complotte machte. Durch Türenne, den ſie an ihre Seite rief, gewann ſie militäriſche Hülfe und Führung. Sie wandte ſich an die ſpaniſche Regierung in Brüſſel um Unterſtützung, und dieſe ging nach einigem Bedenken mit der Herzogin und Turenne einen Vertrag

ein, wonach ſie mit gemeinſchaftlichen Kräften die Befreiung der gefangenen Prinzen und einen gerechten und ſichern Frieden erzielen wollten. Würde das Erſte gelingen und Condé ſtatt Mazarin an die Spitze der Regierung treten, ſo ſchien das Letzte von ſelbſt folgen zu müſſen. Aehnliche Verhandlungen wurden zu gleicher Zeit zwiſchen Bordeaux, wohin ſich Condé's Gemahlin mit ihrem Söhnchen und die Herzoge von Bouillon und Larochefoucauld begeben hatten, und dem ſpaniſchen Hofe in Madrid angeknüpft. Die mächtige Seeſtadt, ſchon lange in heftigem Kampfe mit dem jüngeren Epernon, Gouverneur in Guyenne, hatte den Condéſchen Parteihäuptern um ſo bereitwilliger ein Aſyl gewährt, als Epernon die Gunſt des Hofes und des Miniſters genoß. Die ſpaniſche Regierung aber trug kein Bedenken, dem Beiſpiele Richelieu's in Catalonien und Portugal folgend die revolutionären Elemente im Nachbarreiche zu unterſtützen. So ſchienen denn die Tage der Ligue wiederkehren zu wollen. Aber wie ſchon früher bemerkt, den Handelnden fehlten die höheren ethiſchen Momente, dem Volke die tieferen Leidenſchaften und Intereſſen früherer Tage. Die Hauptleitung lag in den Händen der Frauen, und ſo behielt denn auch die ganze revolutionäre Bewegung einen weiblichen, dilettantiſchen Charakter. Die Erbitterung gegen die „Mazariner", und eine Regung von Mitleid und Großmuth erwarben der hohen Frau, welche „den einzigen Prinzen aus dem königlichen Hauſe, der nicht in der Gewalt des fremden Machthabers, des öffentlichen Feindes ſei", unter die Obhut der Stadt zu ſtellen erklärte, die Herzen und Sympathien des ſüdfranzöſiſchen Volkes; ſowohl die Prinzeſſin als die beiden Herzöge, die Führer der „neuen Fronde" wurden in die Stadt aufgenommen und durften eine ſpaniſche Geſandtſchaft empfangen: als aber Mazarin mit der Königin und dem jungen König in Guyenne erſchien und die Seeſtadt mit einer Belagerung bedrängte, erhielt der beſonnenere Theil der Bevölkerung die Oberhand. Es wurde ein Ausgleich verabredet, kraft deſſen von Seiten der Regentin die Abberufung des Herzogs von Epernon und der ſichere Aufenthalt der Prinzeſſin und ihre Sohnes auf einem ihrer Güter, von Seiten der Stadt Gehorſam und Unterwerfung zugeſagt ward. Damit war der Süden gegen eine ſpaniſche Invaſion gedeckt und Mazarin konnte ſich gegen die von Norden drohende Kriegsgefahr wenden. Denn ſchon hatten ſpaniſche Truppen Stenay mit Ausnahme der Citadelle beſetzt, ſchon war Turenne an der Spitze einer kleinen Armee nach der Champagne vorgedrungen in der Abſicht Vincennes zu erobern und die Gefangenen zu befreien. An ſeiner Seite ſtritt der junge Graf von Boutteville, ſpäter Marſchall und Herzog von Luxemburg, deſſen Vater einſt wegen Uebertretung der Duellgeſetze auf Befehl Richelieu's enthauptet worden war. Aber auch hier erzeugte die Ankunft Mazarins raſchen Wandel. Nachdem er die gefangenen Prinzen von Vincennes nach Schloß Marcouſſis hatte ſchaffen laſſen, von wo ſie bald darauf nach Havre de Grace verbracht wurden, begab er ſich zu der königlichen Armee unter dem tüchtigen Feldhauptmann Du-Pleſſis, entriß den Spaniern die von ihnen eroberte Stadt Réthel an der

8. Juli 1650.

1. Oct.

14. Decbr. 1650.

Marne und fügte dem zum Entsatze heranrückenden Turenne eine Niederlage bei. Unter den Kriegsgefangenen war Boutteville.

Die alte und die neue Fronde im Bunde.

In Paris erregte die Kunde von diesen Erfolgen des Ministers großen Schrecken. Denn dort hatte sich während seiner Abwesenheit eine neue verstärkte Opposition gebildet. Einige Zeit waren die Herren der alten Fronde mit Mazarin Hand in Hand gegangen, in der Hoffnung durch ihn zu Macht und Einfluß zu gelangen. Selbst das Pariser Parlament erhob keine Einsprache gegen die Haftnahme der Prinzen, obwohl es nicht leugnen konnte, daß dadurch die Declaration vom 24. Oktober betreffend die persönliche Sicherheit verletzt worden sei. Bald aber erwachte der alte Groll wieder; die Erwartungen der Parteihäupter waren getäuscht worden; sie erkannten mit Verdruß, daß der verhaßte Minister auf ihren Schultern zu höherem Ansehen emporgestiegen. Einflußreiche Frauen, vor Allem die betagte Mutter Condés, die thätige Ränkespinnerin Chevreuse, die geistreiche, leichtfertige Pfalzgräfin Anna von Gonzaga, Tochter des Herzogs von Mantua und Nevers, arbeiteten an einer Aussöhnung der alten und neuen Fronde. Auch Larochefoucauld, der aus persönlicher Feindschaft wider den Coadjutor am längsten zu Mazarin hielt, ließ sich zum Beitritt in die Coalition bewegen. Der Prinz sollte befreit werden und an die Spitze der Staatsgeschäfte treten, die Genossen mit Aemtern und Würden belohnt werden, Gondi zum Range eines Cardinals emporsteigen. Auch das Parlament schloß sich dem Bunde an. Der erste Präsident Molé hielt der Königin einen Vortrag, der sie sehr verletzte. Die Prinzen seien geborene Räthe der Krone und die Stützen des Thrones; ihre Gefangenhaltung verstoße gegen Recht und Gesetz und gegen die frühere Uebereinkunft. Anna's Verdruß mehrte sich, als sie vernahm, daß auch ihr Schwager, der Herzog von Orleans, welcher der Königin so lange in guten und bösen Zeiten treu zur Seite gestanden, sich von ihr abgewendet habe. Seine Gemahlin Margaretha von Lothringen, die mit den Condéschen Frauen in gutem Einvernehmen stand, hatte den schwachen wankelmüthigen Eheherrn gegen den Nachfolger Richelieu's mißtrauisch gemacht. So lange Mazarin an der Spitze des Conseils stehe, ließ er sich vernehmen, werde er keine Sitzung mehr besuchen.

20. Jan. 1651.

Mazarin verbannt 1651.

Königin Anna konnte sich nicht entschließen, den Cardinal aus ihren Diensten zu entlassen. Sie glaubte, Karl I. von England habe deshalb Reich und Leben verloren, weil er so schwach gewesen sei, Strafford seinen Gegnern preis zu geben. Eines solchen Fehlers wollte sie sich nicht schuldig machen. Sie suchte Zeit zu gewinnen, indem sie dem Parlamente den Bescheid gab: sie wolle die Gefangenen in Freiheit setzen, sobald die Herzogin von Longueville und Turenne ihrem Bündniß mit Spanien entsagt, die Waffen niedergelegt und Gehorsam gelobt haben würden. Allein durch die agitatorische Thätigkeit der Frondeurs war eine tiefgehende Bewegung in der ganzen Nation erzeugt worden. Das Parlament forderte nicht blos die Freilassung der Prinzen, sondern auch die Entfernung des Cardinals. Von allen Seiten wurden Adressen in demselben Sinne an den Hof ge-

3. Febr. 1651.

richtet; in Maueranſchlägen und Flugſchriften ward Mazarius Name dem Haß und der Verachtung preisgegeben. Da glaubte die Regentin und der Miniſter ſelbſt, daß es gerathen ſei, dem Strome der öffentlichen Meinung ſich zu fügen. In der Nacht vom 6. auf den 7. Februar verließ der Cardinal die Hauptſtadt; 7. Febr. 1651. in Havre de Grave kündigte er ſelbſt den gefangenen Prinzen die Freilaſſung an und begab ſich dann nach Köln an den Hof des ihm befreundeten Kurfürſten Maximilian Heinrich von Bayern, in deſſen Luſtſchloß Brühl er und ſein ſtattliches Gefolge eine ehrenvolle Aufnahme und aufmerkſame Behandlung fanden. Das Pariſer Parlament ſprach in heftigen Ausdrücken ſeine Verbannung aus, ordnete eine gerichtliche Unterſuchung über ſeine Verwaltung an und nahm ſeinen Palaſt mit allen Schätzen der Kunſt und Wiſſenſchaft in Beſchlag. Wenige Tage nachher kehrten die Prinzen und ihre Freunde nach Paris zurück. Wie im vorhergehenden Jahre ihre Gefangenſetzung, ſo wurde jetzt ihre Befreiung mit Freudenfeuer und Volksjubel begrüßt.

Mazarin beſaß die unwandelbare Gunſt der Königin, die auch durch die Trennung nicht gemindert ward. Durch ſeine Rathſchläge beherrſchte er jetzt von Köln aus den franzöſiſchen Hof eben ſo unumſchränkt, wie vorher in Paris, und Anna von Oeſterreich ward nicht müde, für die Rückkehr des Günſtlings zu wirken. So auffallend war dieſe ſtandhafte Zuneigung der Regentin in jener Zeit galanter Buhlkünſte und wechſelhafter Liebesverhältniſſe, daß man von einem geheimen Ehebund ſprach. Als der Königin das Gerücht zu Ohren kam, lachte ſie darüber, indem ſie ſagte, Mazarin habe eine andere Leidenſchaft als Frauenliebe. „Sie meinte, er ſei der italieniſchen Verirrung der Sinnlichkeit ergeben.“ Es war nur zu natürlich, daß ſich die Regentin an die Rathſchläge des Mannes hielt, von deſſen Treue und Anhänglichkeit ſie feſt überzeugt war; denn in Paris ſelbſt bewegte ſie ſich in einer unheimlichen Atmoſphäre. Sie hatte zu Niemand Vertrauen und Niemand traute ihr. Orleans'ſche Garden bewachten das Schloß, damit ſie nicht etwa, wie man ſich ins Ohr raunte, mit dem König aus dem Reiche fliehe; ſo groß war der Argwohn, daß ſie einſt einige Wächter in die inneren Gemächer, wo der königliche Knabe ſchlief, führen mußte, damit ſie ſich von deſſen Anweſenheit überzeugen könnten. Alles was durch Richelieu und Mazarin für die Hebung der monarchiſchen Autorität erzielt worden, ſchien wieder dem Untergange entgegen zu gehen: Aus ganz Frankreich waren Edelleute herbeigeſtrömt, um eine Adreſſe für die Entfernung des Cardinals einzureichen; als ſie ihren Zweck erlangt hatten, blieben ſie vereinigt, um Staatsreformen zu Gunſten ihrer Standesintereſſen zu berathen; der Klerus, der gleichfalls ſeine regelmäßigen Verſammlungen um dieſe Zeit abhielt, ging von den religiöſen Fragen auf die politiſchen und kirchenrechtlichen über. Beide ſtellten den Antrag, daß man die Generalſtände wieder einberufe. Condé und Orleans wagten nicht, die Forderung unbedingt zurückzuweiſen, wie wenig ſie immer geneigt waren, darauf einzugehen. Voll gegenſeitigen Mißtrauens auf einander fürchtete jeder, der

Anarchiſche Zuſtände.

andere möchte durch Volksgunſt zu ſteigen ſuchen. Auch das Parlament wollte nichts von Reformen hören; es zog vor, ſeine Macht und Autorität mit dem Thron zu theilen, als von den Beſchlüſſen eines Reichstags abhängig zu ſein. Die größte Uneinigkeit aber herrſchte unter den Häuptern der Fronde. Es war eine kurze Verſöhnung, welche der Coadjutor und ſeine männlichen und weiblichen Genoſſen mit der Condéſchen Faction feierten: wie ſollte der ſtolze Prinz und ſeine Geſchwiſter und Verwandten mit den demagogiſchen Perſönlichkeiten, welche die Haupturheber ihrer Gefangenſchaft geweſen, einen Freundſchafts- und Bruderbund ſchließen? Bald ſtanden die Parteien einander ſo feindſelig gegenüber wie zuvor; auch der Herzog von Orleans ließ ſich durch den gewandten Ränkeſchmied Retz auf die Seite der alten Frondeurs ziehen. In Kurzem war die Parteiſtellung eine ähnliche wie vor der Verhaftung der Prinzen; die Königin grollte dem hochfahrenden anmaßenden Adelshaupte noch mehr als zuvor; Flugſchriften und Plakate beſchuldigten ihn verrätheriſcher Pläne: er wolle das Regiment an ſich reißen, den jungen König unter Vormundſchaft halten, die beiden Gouvernements Guyenne und Provence ſich aneignen, um dann von ſeinen Anhängern in Languedoc, im weſtlichen Frankreich und in andern Provinzen unterſtützt und mit Spanien im Bunde, eine dictatoriſche Gewalt aufzurichten, wie einſt Heinrich von Guiſe unter dem letzten Valois. Condé mußte eines neuen Gewaltaktes auf ſeine Freiheit und ſein Leben gewärtig ſein. Er zog ſich auf ſein Landgut St. Maur zurück und erklärte, daß er den Sitzungen des Conſeil nicht eher anwohnen werde, bis die Räthe, durch welche Mazarin von Brühl aus Frankreich regiere, entlaſſen würden. Wenn er in Paris erſchien, verdunkelte er durch den Glanz und die Menge ſeiner Dienerſchaft, durch die Pracht ſeiner Caroſſe, durch ſeinen Aufwand den königlichen Hof. Sollte die Regentin ſich eine ſolche Demüthigung gefallen laſſen, ruhig zuſehen, daß ein übermüthiger Unterthan ihr und dem König öffentlich Trotz bot, ſie in der Freiheit ihrer Handlungen, in der Wahl ihrer Räthe beſchränkte? Dies ertrug ihr ſtolzes Herz nicht. Sie näherte ſich abermals den Häuptern der Fronde. Wiederum empfing ſie den Coadjutor in einer geheimen Audienz und ſchloß mit ihm und ſeinen Gefährten ein Bündniß. Sie machte ihnen gewiſſe Zuſicherungen, die ihren Ehrgeiz und ihre Selbſtſucht befriedigten, und empfing dafür von ihnen die Zuſage, daß ſie der Rückberufung Mazarins nichts in den Weg legen wollten. Damit wurde eine neue Wendung in der Geſchichte der Fronde eingeleitet, Raum für neue Ränke und Parteiſtellungen geſchaffen, das Parlament, welches auf ſeinem Verbannungsdekret beharrte, von den bisherigen Genoſſen getrennt. Drei Fractionen, die Condéſche Gruppe, Retz und ſeine Genoſſen und das Parlament mit der geſammten Magiſtratur im Gefolge, machten einander das Terrain ſtreitig, wo die Sonderintereſſen mit dem Königthum um Herrſchaft und Sieg rangen. Es war einſt
21. Aug 1651. nahe daran, daß die Räume des Juſtizpalaſtes mit blutigen Auftritten entweiht wurden, als der Prinz mit bewaffnetem Gefolge vor den Schranken erſchien, um

ſich gegen die Anklage der Regentin zu vertheidigen und der Coadjutor mit königlichem Kriegsvolk die Sache des Hofes führte.

„Dies iſt die Epoche", bemerkt Ranke, „in welcher die ſo lange Zeit durch eine ſtarke und durchgreifende Gewalt gebundenen Geiſter, da eine ſolche fehlte, ſich wieder unabhängig neben einander bewegten, ſo daß das Allgemeine nichts weiter zu ſein ſchien als die gemeinſchaftliche Angelegenheit der Einzelnen, die die hohen Stellungen einnahmen, der Staat nichts als ein Tummelplatz ihrer Verbindungen und ihrer Feindſchaften unter einander; in welcher dann geiſtreiche und ehrgeizige Frauen, buhleriſch von Natur und durch die Licenz des Jahrhunderts — ihre Gunſt mit Politik verbindend, wenn nicht dafür preisgebend, — entzweit oder verbündet oder vermittelnd Einfluß gewannen, eine Rolle ſpielten und eine noch größere zu ſpielen meinten; wer hätte freien Sinn genug behalten, um die in einander laufenden mannichfaltigen Intereſſen, die Verknüpfungen und Löſungen, die Truggewebe, die man ſpann, dieſen verwickelten Kampf von Verſchlagenheit und Leidenſchaft in ihrem Geheimniß zu beobachten und der Nachwelt zu überliefern? Und wer wollte noch heute alle dieſe Fäden verfolgen und entwirren?"

2. Ludwig XIV. unter Mazarins Leitung.

Condés revolutionäre Umtriebe und Mazarins Rückkehr. 7. Sept. 1651.

Bald nach den drohenden Auftritten im Juſtizpalaſt wurde Ludwig XIV., der am 5. September in ſein vierzehntes Jahr eingetreten war, in einer feierlichen Sitzung von dem Parlamente nach altem Königsrecht für volljährig erklärt. Dadurch war die Regentin der Nothwendigkeit enthoben, die beiden nächſten Agnaten, den Herzog von Orleans uud den Prinzen von Condé zur Ausübung der höchſten Gewalt beizuziehen. Die Veränderungeu im Miniſterium, die ſie ſofort vornahm, ließen erkennen, daß ſie nunmehr entſchiedener als zuvor ihre eigenen Wege zu gehen gedenke. Die Anhänger Condé's, insbeſondere Chavigny wurden entlaſſen und durch Männer der Fronde und des Parlaments erſetzt: Chateauneuf trat an die Spitze des Conſeils und Matthieu Molé erhielt das Reichsſiegel. Damit ſchnitt die Königin zwiſchen dem Hof und dem Prinzen vollends des Tafeltuch entzwei. Seine Oppoſition hatte alle Schranken überſtiegen, trotzig war er ſogar der Großjährigkeitserklärung ſeines Souveräns fern geblieben. Dieſe Stellung war nicht länger haltbar, er mußte einlenken oder zur bewaffneten Selbſthülfe vorſchreiten. Manche ſeiner Freunde und Verwandten, wie Longueville, Larochefoucauld, ſuchten ihn zurückzuhalten; aber ſein Stolz und ſein Vertrauen auf die Macht ſeines Namens und ſeiner Perſon riſſen ihn fort. Er zählte auf ſeinen Anhang bei der Armee und unter dem Adel, auf den Beiſtand ſeiner Freunde in Lothringen, in Guyenne, in allen Provinzen des Reichs, auf den Kriegsruhm, von dem er ſelbſt und der Bundesgenoſſe ſeiner Schweſter Turenne umſtrahlt war, auf die oppoſitionellen und malcontenten Elemente in der Monarchie, welche die altnationalen Inſtitutionen nicht durch den königlichen Abſolutismus verdrängen laſſen wollten, auf die Hülfe der ſpaniſchen Höfe in Madrid und Brüſſel, mit denen man übereingekommen war, einen Frieden herbeizuführen, welcher beiden Nationen gerecht und billig wäre.

Selbſt an einen Anſchluß an die Hugenotten und an ein Bündniß mit Cromwell wurde gedacht. Condé's Name war den reformirten Kreiſen noch eine theure Erinnerung; ein Abgeſandter des engliſchen Protectors kam nach Guyenne, um die Stimmung zu erforſchen. Wie drohend indeſſen die Macht des Prinzen erſcheinen mochte, als er von Bordeaux aus ſeine Getreuen aufbot und von allen Seiten mächtige Edelleute und Feldherren wie La Tremouille, Laforce, Marſin Daugnon ſich unter ſeine Fahne ſtellten; dennoch hätte das illoyale Vorgehen, das
8. Oct. 1651. eine königliche Declaration als Majeſtätsverbrechen erklärte, bald in ſich zuſammenfallen müſſen, hätte nicht Königin Anna durch die Rückberufung Mazarins die Flamme heller angefacht. Auf den Miniſter hatte ſich der ganze Volkshaß entladen, er war als Verräther und Landesfeind proſcribirt worden und die Königin ſelbſt hatte ſeine Verbannung beſtätigt. Und nun verbreitete ſich die Kunde, der verhaßte Staatsmann treffe Anſtalten, an der Spitze eines Heeres nach Frankreich zurückzukehren. Eine große Aufregung bemächtigte ſich aller Gemüther.
29. Decbr. 1651. Das Parlament ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf und beſtimmte, daß derſelbe aus dem Erlös ſeiner Bibliothek bezahlt werden ſollte; der Herzog von Orleans wurde durch ſeine kriegeriſche Tochter, Mademoiſelle de Montpenſier, aus ſeiner ſchwankenden Haltung geriſſen und in die Reihen der Oppoſition gedrängt. Er hoffte ſeinem Schwager Karl von Lothringen mit ſpaniſcher Hülfe wieder ſein Herzogthum zu verſchaffen. Nie waren die Siegesausſichten des Prinzen von Condé glänzender, als im erſten Monat des neuen Jahres, da Mazarin bei dem
30. Jan. 1652. in Poitiers befindlichen Hofe eintraf und mit großen Ehren empfangen ward. Als Flüchtling war er weggezogen, mit einem ergebenen Heer, das er auf eigne Koſten geworben, kam er zurück; obwohl geächtet von dem oberſten Gerichtshof nahm er wieder die Leitung der Staatsgeſchäfte in die Hand. Selbſt ſein ehemaliger Widerſacher, der Siegelbewahrer Molé, ſtellte ſich ihm zu Dienſten. Der alte Parlamentsrath war durch die ſchlimmen Erfahrungen der letzten Jahre zu der Einſicht gekommen, daß die Unumſchränktheit der Königsgewalt weniger Unheil ſchaffe, als die Zerrüttung des Staats durch Factionen.

Bürgerkrieg. Aber wie ſollte Mazarin, der wohl einen liſtigen verſchlagenen Geiſt und diplomatiſche Gewandtheit beſaß, aber wenig Erfahrung in Kriegsſachen, ſich gegen den erſten Feldherrn der Zeit und gegen eine widerſpenſtige Nation behaupten? Es mochte ihm wohl bange werden, als er vernahm, daß Condé, nachdem er für die Vertheidigung Guyennes geſorgt, mit kriegeriſchem Gefolge ſich nach der Loire in Bewegung geſetzt, um ſich mit den lothringiſchen und niederländiſchen Heerabtheilungen zu vereinigen, welche Karl von Nemours aus dem Hauſe Savoyen-Lothringen und der Erzherzog Leopold Wilhelm von Cambray aus herbeiführten, und daß die Hauptſtadt Paris, durch Reden und Flugſchriften hitziger Demagogen aufgereizt, ſich für die Prinzen erklärt habe und die Thore verſchloſſen halte. Der Miniſter verlor jedoch den Muth nicht. Er baute auf den royaliſtiſchen Sinn der königlichen Truppen und hatte einen Feldherrn zur

Verfügung, der dem Prinzen das Gleichgewicht hielt. Es war ihm gelungen, den Vicomte von Turenne von der Condé'ſchen Partei abzuziehen und für den Dienſt des Königs zu gewinnen. Auch deſſen Bruder, der Herzog von Bouillon trat auf die Seite des Hofes. So ging denn der verſteckte Krieg in einen offenen über; von Parteiintriguen und Zungengefechten ſchritt man zu den Waffen. Im Heerlager an der Loire erweckte die plötzliche Erſcheinung des Prinzen Muth und Begeiſterung; der Marſch war ein Meiſterſtück ſtrategiſcher Kunſt. Seine Anhänger erwarteten eine ſchnelle ſiegreiche Entſcheidung: Condé werde das königliche Heer ſchlagen, Mutter und Sohn in ſeine Gewalt bringen, im Namen des Letzteren das Regiment führen und mit ſeinen Freunden theilen. Aber der Erfolg entſprach nicht dieſen zuverſichtlichen Hoffnungen. Die Vortheile, die Condé bei Bleneau durch raſches Vorgehen über einen Theil der königlichen Truppen davontrug, wurden ausgeglichen durch die feſte Haltung Turennes mit der Hauptarmee bei Montargis. Der Prinz gab den weiteren Angriff auf und eilte nach Paris, um in der aufgeregten Hauptſtadt, wo die kriegsmuthige Tochter des Herzogs von Orleans die Bürgerſchaft gegen den Hof und den Miniſter unter die Waffen gerufen hatte, einen energiſchen Widerſtand zu organiſiren. Das Parlament zeigte zwar wenig Begeiſterung für den Mann, deſſen Hände mit Bürgerblut befleckt waren, und der mit Spanien im Bunde ſtand, deſto größer war die Gunſt des unteren Volkes, dem das militäriſche Weſen des Feldherrn imponirte. Aus den Flugſchriften der Zeit, von denen St. Aulaire Auszüge mittheilt, erſieht man, wie eifrig ſich damals die Geiſter mit politiſchen und ſtaatsrechtlichen Fragen befaßten, wie eingehend und lebhaft die Formen des Staats, das Weſen und der Begriff der Monarchie, die Grenzlinien der Regierungsorgane, der Umfang und die Tragweite der ſouveränen Gewalten erörtert wurden: es war der letzte Kampf der ſtändiſchen und ariſtokratiſchen Sonderheiten gegenüber dem königlichen Abſolutismus. Als ſich der Kampf in der Nähe von Paris zuſammenzog, erhoben ſich in der Stadt ſelbſt revolutionäre Scenen, welche an die Tage der Ligue erinnerten. Beaufort, zum Straßendemagogen herabgeſunken, führte mit einer aus der Hefe des Volkes auserleſenen Bande ein Schreckensregiment gegen die Männer des Rechts, welche ſich nicht von dem Prinzen und dem von ſeiner Tochter beherrſchten Herzog von Orleans als Werkzeuge der Rache gebrauchen laſſen wollten, und gegen die Bürgerwehr, die dem Parlamente ſchützend zur Seite ſtand. Wie oft waren die Höfe, Gänge und Säle des Juſtizpalaſtes der Schauplatz brutaler Auftritte und Angriffe!

Turenne für den Hof.

7. April 1652.

Condé in Paris.

So dauerten die inneren Parteikämpfe begleitet von einzelnen Waffengängen im Felde mehrere Monate fort: aber der Prinz, der gegen den auswärtigen Feind ſtets ſiegreich geweſen, hatte im Bürgerkrieg wenig Erfolg. Bei Etampes erlitten ſeine franzöſiſch-niederländiſchen Truppen durch Turenne ſchwere Verluſte und als er, geſchwächt durch den Abzug des Herzogs von Lothringen, den der Hof zu gewinnen gewußt, bei Charenton eine feſte Poſition nehmen wollte, kam er durch die

Schlacht in der Vorſtadt St. Antoine.

2. Juli 1652.

königliche Reiterei ſo ſehr ins Gedränge, daß er ſich eilig nach der Vorſtadt St. Antoine zurückziehen mußte. Auf ausdrücklichen Befehl des Hofes, der ſeine Reſidenz in St. Germain aufgeſchlagen, entſchloß ſich Turenne den Gegner in ſeinen geſchützten Poſitionen anzugreifen, ehe er ſich in der Hauptſtadt vollends feſtzuſetzen vermöchte. So kam es denn zu dem berühmten, von St. Aulaire mit
2. Juli 1652. künſtleriſcher Anſchaulichkeit meiſterhaft geſchilderten Treffen in der Antoniusvorſtadt, zugleich Feldſchlacht und Straßenkampf. Nie hat der Prinz ſo todesmuthige Tapferkeit gezeigt als bei dieſer Gelegenheit: mit Staub und Blut bedeckt, zwei Piſtolen in den Händen, drang er gegen den Feind vor, ſchrecklich anzuſehen. Sein Freund Larochefoucauld ſank ſchwer verwundet neben ihm nieder; in beiden Heerlagern ließ mancher ritterliche Edelmann ſein Leben im unſeligen Bruderkrieg. Condé ſchien verloren, da bewirkte die Prinzeſſin von Montpenſier, die für den ritterlichen Mann leidenſchaftliche Bewunderung und Zuneigung im Herzen hegte, bei ihrem Vater und dem Magiſtrat den Befehl, daß man den Zurückweichenden die Stadtthore öffnete. Unter den Kanonen der Baſtille, die ſie ſelbſt gegen die königliche Armee richten ließ, zogen ſie in die inneren Theile, von wo aus Condé die ſpaniſchen Hülfstruppen zum ſchleunigen Marſch antrieb, um den Kampf zu erneuern. Während der Schlacht war die Königin Anna auf den Knieen vor dem Altar gelegen, um den Beiſtand des Himmels anzuflehen, indeß der junge König in Turennes Heerlager auf den Höhen von Charonne dem Gefechte zuſchaute.

Parteiung in der Hauptſtadt.

Durch einen Akt der Ueberraſchung, durch eine Art Handſtreich war Paris den Aufſtändiſchen in die Hände geliefert worden, und wie wenig immer Municipalität und Parlament geneigt waren, ſo entſchieden gegen die Regierung Partei zu nehmen; für den Augenblick war die Stadt in der Gewalt des Prinzen und ſeiner Freunde. Er ſelbſt war Befehlshaber der Truppen, der Herzog von Orleans Generalſtatthalter; Broufſel Prévot des Marchands; Beaufort, zum Gouverneur der Stadt erhoben, bewirkte durch ſeine Demagogenkünſte und ſeine Bande, daß der Name Mazarin bei der unteren Volksklaſſe ſtets ein Gegenſtand des Haſſes und Abſcheus blieb. Unter der Macht des Terrorismus, den die fürſtlichen Parteihäupter und der Pariſer Pöbel übten, wurde auf dem Rathhauſe die Union der Stadtbehörden, des Parlaments und der Prinzen vollzogen. Die Renten und das ſtädtiſche Vermögen kamen in die Hände der revolutionären Gewalthaber. So herrſchte denn mehrere Monate lang in Paris ein Zuſtand wie zur Zeit der Ligue, nur mit weniger Leidenſchaftlichkeit und ohne die Gluth des Fanatismus. Aber wie ſollte ein Parteikampf auf die Dauer beſtehen, denn jede höhere Idee, jedes einheitliche nationale Intereſſe abging, deſſen Führer ſo verſchieden an Charakter und Geſinnung waren? Der Prinz beſaß keine der demagogiſchen Eigenſchaften, durch die einſt die Guiſen über das Volk geboten: durch und durch Militär verachtete er die ſtädtiſche Menge, die wie eine Wetterfahne ſich hin und her bewegte; der Verkehr mit den Rathsherren, welche mit

Akten und Rechtsurkunden ſtatt mit Waffen fochten, war ſeiner Natur zuwider, im Schlachtgewühl, wo das ſtarre Commandowort entſchied, war ſeine Stelle. Der Herzog von Orleans hatte nie einen eigenen Willen gezeigt, einen Entſchluß feſtgehalten; Beaufort, „der König der Hallen“ beſaß nur Einfluß bei der großen Maſſe, die durch das Schlagwort „Mazariner“ ſich in Wuth und Bewegung bringen ließen. So kam es denn, daß in dem höheren und mittleren Bürgerſtand allmählich die royaliſtiſche Geſinnung die Oberhand gewann. Es bildete ſich eine Partei, die heimlich mit dem Hof in St. Germain in Verbindung trat und einen Kriegsplan verabredete. Mazarin willigte ein, ſich aus der Nähe des Hofes zu entfernen; er begab ſich nach Rheims, dann nach Sedan. Seine Verbindung mit St. Germain wurde dadurch ſo wenig unterbrochen wie zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Brühl; aber die Royaliſten in Paris konnten nun rühmen, daß der Hof aus Friedensliebe dem Volke das große Zugeſtändniß gemacht habe; jetzt verlor der Name die Bedeutung eines Schlachtrufes. Und als auf den Rath des Miniſters der König allen denen, die zum Gehorſam zurückkehren würden, eine Amneſtie verhieß, ſo wuchs die Zahl der Verſöhnungsmänner mehr und mehr; ſie machten ſich einander kenntlich durch ein Abzeichen; bei Wahlen in den Stadtrath hielten ſie zuſammen, ſie verweigerten die Steuern und ſuchten auch Andere von der Zahlung abzuhalten. Die fortdauernde Verbindung des Prinzen mit Spanien, dem Landesfeind, entfremdete ihm mehr und mehr alle patriotiſchen Bürger.

Die Folgen machten ſich bald bemerkbar: Als der Hof das Parlament nach Pontoiſe verlegte, folgte die Mehrzahl der Räthe der Ladung; und während die ſpaniſche Hülfsarmee, mit deren Beiſtand der Prinz das königliche Belagerungsheer zurückzudrängen hoffte, durch äußere Schwierigkeiten vom Vorrücken abgehalten ward, ſandte die Pariſer Bürgerſchaft, die unter den Kriegsbeſchwerden unſäglich zu leiden hatte, eine Deputation nach St. Germain, um den König zu erſuchen, ſeine Reſidenz wieder nach der alten Hauptſtadt zu verlegen. Da hielt ſich Condé nicht mehr ſicher in Paris. Mit einer Drohung, daß die Stadt den gewünſchten Frieden noch nicht ſo bald erhalten werde, zog er ab, um an der Spitze ſeiner Truppen, denen ſich auch der wetterwendiſche Herzog von Lothringen wieder anſchloß, das ſpaniſche Heer an der niederländiſchen Grenze zu erreichen. Bald darauf traf der Hof ſeine Anſtalten zur Rückkehr. Mit Jubel empfing die Pariſer Bürgerſchaft den jugendlichen König, der an der Spitze ſeiner Garde nach dem Louvre ritt. Der Herzog von Orleans überſandte ihm die Schlüſſel des Luxembourg, wo die bisherige Regierung ihren Sitz gehabt hatte, und folgte ohne Weigerung dem Befehle, die Hauptſtadt zu meiden und in Blois ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen. Beaufort und andere Häupter der Fronde unterwarfen ſich zu rechter Zeit und erlangten Verzeihung; nur der Coadjutor, der kurz zuvor den Cardinalshut empfangen und unter dem Schutze ſeiner geiſtlichen Würde ſeine Demagogenkünſte noch fortſetzte, ſchien ein

Rückkehr des Hofes nach dem Louvre. 1. Auguſt 1652.

14. Okt.

21. Okt.

zu gefährliches Haupt, als daß man ihn straflos lassen dürfte. Bei einem Be-
19. Decbr. 1652. suche im Louvre wurde er verhaftet und im Kerker von Vincennes eingeschlossen.

Mazarin's Einzug in Paris. Erlöschen der Fronde.

Am Anfang des neuen Jahres schien die Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt so weit hergestellt, daß der Hof an die Rückberufung Mazarins denken konnte. Wie ein Triumphirender nahte sich der einst so Gehaßte und Geschmähte dem Sitze der Herrschaft. An den Thoren von Paris empfing ihn der König an
3. Febr. 1653. der Spitze des französischen Adels und führte ihn in seinem eigenen Wagen nach der Stadt. Sein feierlicher Einzug und seine Einsetzung in sein früheres Amt war das Signal, daß die absolute Königsmacht mit Hülfe der Militärgewalt über alle ständischen und corporativen Autoritäten gesiegt habe und daß der Wille des Monarchen fürder als unbeschränktes Gesetz gelte. Zwar wurde die Condé'sche Fronde mit Hülfe Spaniens, das sich mit der Sache der Prinzen enge verbunden hatte, noch einige Zeit in Bewegung gehalten; als aber in Guyenne, wo die Familie den stärksten Rückhalt hatte, Prinz Conti sich von dem ältern Bruder und von der Schwester Longueville trennte und durch seine Vermählung mit einer der Nichten des Cardinals die Zukunft des Hauses an die neue Ordnung knüpfte, ging der Stern Condés im Süden dem Niedergang zu. Noch im Herbste
Aug. 1653. des Jahres 1653 nahmen die königlichen Truppen Besitz von Bordeaux, während Condés Gemahlin sich nach Spanien flüchtete, die Herzogin von Longueville eine andere Zufluchtsstätte suchte.

Condé bei den Spaniern. Fortgang des Kriegs.

Länger und energischer war der Widerstand, den der Prinz selbst im Norden leistete: allein wie sehr er immer seinen Kriegsmuth und sein militärisches Talent entfalten mochte, er konnte nicht verhindern, daß die schwer bedrängte Stadt Arras durch den Heldenmuth der Garnison dem französischen Reiche erhalten blieb und daß Stenay dem König übergeben ward, der kurz zuvor in Rheims
7. Juni 1654. seine prachtvolle Krönung gefeiert hatte. Die Uneinigkeit zwischen dem Erzherzog Leopold Wilhelm und dem Prinzen hinderte den Fortgang der Waffen. Der spanische Oberstatthalter wollte den französischen Flüchtling, der in Paris wegen Felonie und Majestätsverletzung seines Ranges, seiner Güter und Würden verlustig erklärt worden war, nicht als Oberbefehlshaber des Gesammtheers anerkennen. Bald sah sich der Erzherzog zum Rückzug genöthigt. In seinem Quartier nahm einige Zeit nachher der sechzehnjährige Ludwig XIV. sein Nachtlager, „von einem Vorgefühl kriegerischer Größe angehaucht." Auch als der Graf Harcourt aus dem Hause Lothringen, der dem Hofe lange wichtige Dienste im Feld geleistet dann aber aus gekränktem Ehrgeiz sich von Mazarin abgewendet hatte, den Versuch machte, mit spanischer und kaiserlicher Hülfe den Elsaß an sich zu bringen und als Reichsfürst darin die Anerkennung zu erlangen, scheiterte er an der Treue der französischen Besatzungstruppen von Philippsburg, die dem König mehr Ergebenheit zeigten als dem General. Harcourt mußte froh sein, von Mazarin leidliche Bedingungen als Preis seiner Unterwerfung zu erlangen.

Bei ſolcher Hingebung des Heeres und der Nation an das neugefeſtigte Königthum war es dem Hof beſonders widerwärtig, daß das Parlament immer noch bei manchen Gelegenheiten ſeinen ſtörriſchen Sinn kund gab. Es nahm ſich der ſtädtiſchen Rentner an, als die Regierung ihnen ein Quartal der Bezüge zurückhalten wollte; es beſtritt nachträglich die Gültigkeit eines Stempelſteuereditts, deſſen Eintragung Mazarin durch ein Lit de Juſtice erzwungen hatte; es widerſetzte ſich wie unter der Regentſchaft allen finanziellen Uebergriffen. Da war es, wie erzählt wird, daß Ludwig XIV., von Vincennes zurückkehrend in Reiſekleid und Stiefeln, einen grauen Hut auf dem Kopfe und die Reitgerte in der Hand, in dem Sitzungsſaale erſchien und die Vollziehung des Ediktes ohne weitere Discuſſionen befahl. Die Oppoſition gegen eine Verordnung über das Münzweſen wurde durch die Verbannung einiger Mitglieder beſeitigt. Von der Zeit an war der Sieg der abſoluten Monarchie entſchieden, und Ludwig XIV. konnte den Grundſatz zur Geltung bringen: „Der Staat bin ich“ (l'état c'est moi). „Im Gegenſatz mit den Verkündigungen der Fronde kam nunmehr die Doctrin von dem leidenden Gehorſam auf, nach welcher es dem Volke, auch wenn es von ſeinem Fürſten Unrecht leidet, darum doch nicht frei ſteht, die Waffen gegen ihn zu ergreifen, weil dies noch viel größere Uebelſtände hervorbringen würde; einen Fürſten dürfe man nicht nach den Regeln des Privatlebens richten; man werde einen Strom nicht trocken legen wollen, weil er ſich zuweilen über ſeine Ufer ergieße.“

Sieg des Royalismus.

13. April 1655.

Gegen den Cardinal von Retz trug Mazarin fortwährend Groll im Herzen. Als nach dem Tode des Oheims das Kapitel den Gefangenen als deſſen rechtmäßigen Nachfolger anerkannte, ließ er ihn von Vincennes nach Nantes verbringen und bewirkte, daß die erzbiſchöflichen Rechte von Vicaren verſehen wurden. Retz entkam durch glückliche Flucht nach Italien und legte Einſprache gegen das ungeſetzliche Verfahren ein. Er ſei von Gottes und Rechtes wegen zum Erzbiſchof von Paris eingeſetzt und keine Macht der Welt vermöge ihn ſeiner geiſtlichen Würde zu berauben. Er richtete jedoch wenig aus: trotz aller Verwendungen von Seiten des Klerus wurde er von Amt und Vaterland fern gehalten und mußte endlich gegen anderweitige Entſchädigung ſeinen Anſprüchen auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Paris entſagen. Erſt im Jahre 1662 durfte er nach Frankreich zurückkehren und ſtarb 1679.

Der Cardinal von Retz

Nicht minder erfolgreich und durchgreifend war Mazarins auswärtige Politik. Wurde auch ein Angriff Turenne's und Laferté's auf die Feſtung Valenciennes durch die vereinten Anſtrengungen des Prinzen Condé und des neuen Gouverneurs Don Juan, eines natürlichen Sohnes Philipps IV., mit glänzendem Erfolg zurückgeſchlagen; ſo gewann dagegen der franzöſiſche Miniſter ſolchen Einfluß bei den deutſchen Fürſten, daß er bei dem Tode Ferdinands III. auf den Gedanken kommen konnte, ob es nicht möglich wäre, die Kaiſerkrone dem König Ludwig XIV. zuzuwenden; und wenn er auch den Plan als unausführbar bald aufgab, ſetzte er es doch durch, daß die geiſtlichen Kurfürſten, der Pfalzgraf und mehrere andere deutſche Fürſten mit Frankreich und Schweden eine „rheiniſche

Mazarins auswärtige Politik.

Juli 1656.

2. April 1657.

Allianz" schlossen zur Erhaltung aller in Münster festgesetzten Bestimmungen und
18. Juli 1658 daß dem neuen Kaiser Leopold in der Wahlcapitulation die Bedingung gestellt ward, er dürfe keinem Feinde Frankreichs Vorschub geben und insonderheit den Spaniern in Flandern keine Kriegshülfe leisten. Einen noch größeren Er-
März 1657. folg errang die Politik des französischen Ministers durch einen Kriegsbund mit England. Freilich vermochte er die Freundschaft Cromwells nur durch schwere Zugeständnisse zu erlangen: er mußte die Stuarts, die Verwandten der Bourbons und ihre Begleiter aus dem Reiche weisen, mußte dem Protector versprechen, daß die den französischen Reformirten gewährten Friedensbedingungen gehalten würden, und mußte einwilligen, daß die Seestadt Dünkirchen, wenn sie mit vereinten Kräften den Spaniern entrissen sein würde, der englischen Republik unterworfen werden sollte. Dafür hatte er den Triumph, daß durch die geschickte Kriegführung Turennes und die Tapferkeit des englischen Hülfsheeres nicht nur
Juni 1658. Dünkirchen für England, sondern auch Grävelingen, Oudenarde, Ypern und eine Reihe anderer Orte für Frankreich erobert wurden. Nun wünschte Spanien Frieden zu schließen, und Mazarin theilte den Wunsch. Er wußte, wie sehr die Klerikalen in Frankreich ihm zürnten, daß er die katholische Stadt Dünkirchen an den protestantischen Protector abgetreten; wie schwer der französische Adel es ertrug, daß der Prinz von Condé, der auch im feindlichen Heerlager die alte Tapferkeit und Kriegskunst so glänzend bewährte, durch den fremden Emporkömmling von der Heimat und den Freunden fern gehalten ward. Noch hatte der bourbonische Prinz viele mächtige Anhänger; ein Erfolg im Felde konnte sie leicht wieder unter die Waffen führen, den schlummernden Geist der Fronde aufs Neue wecken. Und wie dann, wenn es der englische Protector vortheilhafter finden sollte, die Bundesgenossenschaft, von der die Entscheidung des Krieges wesentlich abhing, zu wechseln! Hätte man sich in Madrid entschließen können, in Beziehung auf religiöse Toleranz in der spanischen Monarchie und auf freien Handel mit den Staaten der neuen Welt der englischen Republik Zugeständnisse zu machen, so würde Cromwell kein Bedenken getragen haben, eine andere nationale Politik zu ergreifen. Denn es lag nicht im Interesse Englands, den aufstrebenden Nachbarstaat „mit den Spolien von Spanien zu verstärken." Nur der Weigerung des Madrider Cabinets, in diesen beiden Hauptfragen von der Tradition abzuweichen, war es zuzuschreiben, daß das englisch-französische Bündniß fortbestand. Der spanische Gesandte soll erklärt haben, „das heiße so viel, als die beiden Augen seines Königs fordern."

Der pyrenäische Friede.

Unter solchen Umständen glaubte Mazarin im Interesse des Staats und der Regierung zu handeln, wenn er mit Spanien einen Frieden herbeiführe. Der Tod Cromwells am 3. September 1658 erleichterte sein Vorhaben. Nun konnte er ohne Rücksicht auf einen mächtigen Verbündeten mit dem Madrider Hof directe Verhandlungen anknüpfen. Sein Hauptziel war, dem französischen Reich nach Außen eine Grenzerweiterung, nach Innen Ruhe und Ordnung, der herrschen-

den Dynaſtie eine geſicherte und hoffnungsreiche Zukunft zu verſchaffen. Schon längſt trug er ſich mit dem Gedanken, durch eine Vermählung des jungen Königs mit der Infantin Maria Thereſia, der Tochter Philipps IV. eine nähere Verbindung zwiſchen den Nachbarreichen zu begründen, den Frieden der beiden Nationen durch dynaſtiſche Allianzen zu befeſtigen. Es gereicht ihm zum Ruhme, daß er dabei den Vortheil Frankreichs ſeinen perſönlichen Intereſſen vorzog. Der junge König nämlich hatte ſein Herz der Nichte Mazarins, Maria Mancini zugewendet; er wechſelte feurige Liebesbriefe mit ihr und ſie hielt es nicht für unmöglich, des Königs Ehegemahl zu werden, wie ſehr auch Anna von Oeſterreich dagegen arbeitete. Aber der Miniſter bekämpfte die Neigung. Er entfernte die junge Dame nach Larochelle und indem er dem Monarchen zu Gemüthe führte, Gott habe die Könige eingeſetzt, um für die Wohlfahrt, die Sicherheit und die Ruhe der Unterthanen zu leben, bewirkte er durch ſeine Ermahnungen und Vorſtellungen, daß der königliche Jüngling ſeine Neigung dem Staatswohl zum Opfer brachte. Nachdem dieſe Hauptſchwierigkeit überwunden war, kam der Friede, den beide Völker mit Sehnſucht verlangten, bald zu Stande. Er wurde auf einer kleinen Inſel des Flüßchens Bidaſſoa, von der nicht ausgemacht war, zu welchem von beiden Reichen ſie gehöre, unter großem Gepränge und einer merkwürdigen Entfaltung von Pracht und Etikette zwiſchen dem Cardinal und dem ſpaniſchen Miniſter Don Luis de Haro abgeſchloſſen. Durch dieſen „pyrenäiſchen Frieden“ 7. Nov. 1659.
erhielt Frankreich im Norden Artois mit der wichtigen Stadt Arras, mehrere Plätze in Flandern und Luxemburg, beſonders Thionville und Avesne, und in Lothringen, welches dem unruhigen Herzog Karl IV. zurückgegeben ward, Stadt und Schloß Stenay und mehrere andere Plätze. Auch ſollten die Feſtungswerke von Nancy geſchleift und nie wieder aufgebaut werden; im Süden blieb Frankreich im Beſitz von Rouſſillon mit Cerdagne und Conflans und dem ganzen Landſtrich bis auf die Höhe der Pyrenäen; im Südoſten von der vielumſtrittenen Alpenfeſtung Pignerol, dem Schlüſſel zu Italien. Dafür verſprach Mazarin, den Portugieſen keinen Beiſtand mehr zu leiſten und dem Prinzen von Condé ſeinen Rang, ſeine Würden im Staat und am Hof und das Gouvernement Burgund zurückzugeben. Lange ſträubte ſich der Cardinal in den Ehecontrakt die Verzichtleiſtung der Infantin auf die Erbfolge in allen zur ſpaniſchen Monarchie gehörigen Ländern aufzunehmen; aber in Madrid war ohne dieſe Bedingung die Vermählung und der Friede nicht zu erzielen. Doch wußten die Franzoſen in den Vertrag eine Clauſel einzubringen, welche für künftige Anſprüche eine Thüre offen hielt: die Gültigkeit der Verzichtleiſtung nämlich wurde an die pünktliche Auszahlung der bedungenen Mitgift von 500,000 Goldthalern in drei Terminen geknüpft. Und wenn der Habsburger Mannſtamm in Spanien erlöſchen ſollte, konnten dann nicht unter veränderten Verhältniſſen Rechte der Blutsverwandtſchaft erhoben und bei der Nation geltend gemacht werden? So trug die Vermählung Ludwigs XIV. mit der Infantin Maria Thereſia, die nach einer mit der ganzen

9. Juni 1660. Etikette jener Zeit abgehaltenen Zuſammenkunft der beiden Höfe in St. Jean de Luz gefeiert wurde, den Samen wichtiger Ereigniſſe im Schooß.

Mazarins Ausgang 1661. Der pyrenäiſche Friede war Mazarins letztes Werk, der Abſchluß ſeiner erfolgreichen politiſchen Thätigkeit. Seine ehemaligen Gegner beugten ſich vor ihm und ſtrebten nach ſeiner Gunſt. Condé, der ihm zehn Jahre lang widerſtanden hatte, ſuchte durch ſeine Vermittelung und Fürſprache die Gunſt des Königs zu erlangen; Beaufort trug als Preis ſeiner Huldigung die Würde eines Admirals davon; und wie Condé's Bruder, der Prinz von Conti ſich mit einer Nichte des Cardinals vermählt hatte, ſo warb der jüngere Sohn der Vendomes, Herzog von Mercoeur um die Hand einer andern Schweſtertochter; eine dritte, Olympia Mancini, ſchloß eine Ehe mit dem Prinzen von Savoyen-Carignan, Grafen von Soiſſons, und wurde die Mutter tapferer Söhne, unter denen der jüngſte, Prinz Eugen, den größten Ruhm erzielte. Lange bei dem König in hoher Gunſt, fiel ſie ſpäter in Ungnade und nahm ihren Aufenthalt in Brüſſel. Olympias Schweſter, die ſchöne Hortenſia, nach deren Hand einſt Karl II. von England zur Zeit ſeiner Verbannung geſtrebt, um ſich dadurch den Beiſtand des Miniſterpräſidenten zur Wiedererlangung ſeines väterlichen Thrones zu verſchaffen, war die Gemahlin des Marquis La Meilleraye geworden, auf den der Name und das Wappen des Oheims überging. So wurden die Töchter der beiden an geringe italieniſche Edelleute verheiratheten Schweſtern Mazarins von den erſten Adelshäuptern, ja von Angehörigen des königlichen Hauſes in die Ehe begehrt und mit den Reichthümern Frankreichs ausgeſtattet, und ſein Einfluß war mächtig genug, dieſen Verwandten die höchſten und einträglichſten Staatsämter zuzuwenden. Conti erhielt die Würde eines Gouverneurs in Languedoc, Mercoeur in der Provence, Soiſſons in der Champagne; La Meilleraye war zum Nachfolger ſeines Vaters, des Marſchalls, in der Bretagne und in der Großmeiſterſchaft der Artillerie beſtimmt. Seinen Neffen, den Marquis Mancini ſetzte der Cardinal zum Erben des Herzogthums Nevers ein. Wie in der Politik, ſo hatte Mazarin auch in dem Streben nach hohen Familienverbindungen und im Sammeln von Reichthümern und von Schätzen der Kunſt und Wiſſenſchaft ſich ſeinen Vorgänger Richelieu zum Vorbild genommen und ihn noch überboten. Und wie dieſer genoß er auch des größten Anſehens nach Außen und im Innern; ſein Auftreten in den Staatsgeſchäften wie im Privatleben glich dem eines fürſtlichen Herrſchers. „Noch in ſeinen letzten Jahren erſchien er als ein ſtattlicher Mann von braunem lockigem Haupthaar, breiter und hoher Stirn, ſorgfältig in ſeinem Aeußern, von jener Milde des Ausdrucks, die man an gebildeten Italienern bemerkt, gewinnend und durch eigene Ruhe die Andern beruhigend.“ Wie ſelten ein Sterblicher war Mazarin vom Glück begünſtigt; er hat über alle ſeine Widerſacher triumphirt ohne daß er wie ſein Vorgänger zu blutigen Maßregeln hätte ſchreiten müſſen. In den aufgeregteſten bürgerlichen Unruhen wurde kein Schaffot aufgerichtet. Alles war ihm zum Glück ausgeſchlagen, ſo daß ihm Nichts unerreichbar vorkam. Er trug

ſich ſogar mit dem ſtolzen Gedanken, er könnte die Tiara auf ſein Haupt bringen. „Auch darin, daß Mazarin in vollem Genuß von Würde, Macht, Reichthum und Anſehen hinging, ſahen die Menſchen eine Fortſetzung deſſelben Glückes, das ihn von Anfang an begleitet hatte.“ Denn ſein Tod trat in dem Augenblicke ein, als Ludwig ſeiner überdrüſſig zu werden anfing und ſich ſehnte, die Zügel der Herrſchaft in die eigene ſtarke Hand zu nehmen. Mazarin ſelbſt ſcheint eine Ahnung davon gehabt zu haben; als der Sohn des Miniſters Brienne den Kranken einſt mit den Worten tröſten wollte, daß Niemand in Frankreich ſeinen Tod wünſche, erhielt er zur Antwort: Einer wünſcht ihn. Im ſechzigſten Jahre ſeines Lebens ſtarb Mazarin mit Hinterlaſſung eines unermeßlichen Vermögens, 9. März 1661. das er durch Aemterhäufung, durch eigennützige Ausbeutung ſeiner Stellung, durch Habgier und Gewinnſucht geſammelt, werthvoller Bücher und Kunſtwerke, an denen er wie Richelieu Gefallen hatte, und herrlicher Paläſte und Gärten. Seine Bibliothek vermachte er dem von ihm gegründeten und reich dotirten „Collegium der vier Nationen“ wo junge Edelleute aus den in den beiden Friedensſchlüſſen abgetretenen Landſchaften erzogen und zu Franzoſen gebildet werden ſollten.

B. Das britiſche Reich unter den erſten Stuarts und als Republik.

Literatur. Außer den ſchon mehrfach angeführten Werken über die Geſammtgeſchichte Englands von Rapin de Thoyras, Hume, Lingard, Mackintoſh, Hallam, Ranke, den Sammelwerken von Strype, Wilkins, Rymer u. a. (X, 574. XI, 500) kommen für die Stuartſche Zeit der erſten Periode beſonders in Betracht: 1. Die älteren Werke: The annals of k. James I. and Charles I. (1612—1642) Lond. 1681 fol. — A. Wilsons history of Great-Br. being the life and reign of k. James I. Lond. 1653 fol. — The history of the Rebellion and civil wars in England (from 1641 to 1660) by Edw. Hyde Earl of Clarendon Oxf. 1702—1704. 3 voll. fol. und damit zuſammenhängend: Ed. Clarendon State-Papers. voll. 1—3. Oxf. 1767—86. fol. — Whitelock, memorials of the English affairs from the beginning of the reign of Charles I. to Charles II. his restoration. Lond. 1732. fol. — Rushworth, historical collections, beginning from 1618 to 1644. Lond. 1680—1692. 6 voll. in fol. — J. Thurloe, a collection of state-papers (1638—1660) Lond. 1742. 7 voll. fol. — Memoirs of Lieut. Gen. Ludlow. Vevay 1699. — M. Noble's memoirs of the Protect. of Cromwell. Birmingh. 1784. 2 voll. — 2. Die neueren Sammelwerke: Guizot, Collection des mémoires relatifs à l'histoire d'Angleterre Par. 1823 ff. 26 voll. (daneben von demſelben: histoire de la revolution d'Angleterre Par. 1824. 28. 2 voll. hist. de la républ. d'Angl. et de Cromwell (1649—58) Brux. 1854. 2 voll. und Monk, chute de la républ. et rétablissement de la monarchie en Angl. Brux. 1851. hist. du protect. de Rich. Cromw. 1856. — H. Cary, memorials of the great civil war in Engld. from 1646—1652. Lond. 1842. 2 voll. — Letters and journals of Rob. Baillie

(1637—62) ed. Dav. Laing. Edinb. 1841. 42. 3 voll. 4°. — Thom. Carlyle, Oliver Cromwell. Letters and speeches with elucidations; 2. edit. Lond. 1846. 3 voll. — The Fairfax Correspondence; memoirs of the reign of Charles I. Lond. 1848. 2 voll. 8°. — Rob. Bell, memorials of the civil war, comprising the corresp. of the Fairfax family. Lond. 1849. 2 voll. — El. Warburton, mem. of prince Rupert and the Cavaliers. Lond. 1849. 3 voll. — Studies and Illustrations of the great rebellion by John Langton Sanford Lond. 1858. — Ferner: Cobbett, Parliamentary history Lond. 1803—11. 20 voll. — Brody, hist. of the Brit. empire (1625—1660) 1822. 4 voll. — W. Godwin, hist. of the commonwealth of E. 1824. 4 voll. — Memoirs of the life of Colonel Hutchinson. 5. edit. Lond. 1846. — Spalding, the history of the troubles and memorsble transactions in Scotland and England from 1624—45. Edinb. 1828. 29. 2 voll. 4°. — Sirmonds d'Ewes, Autobiogr. and corresp. during the reigns of James I. and Charles I. ed Halliwell. Lond. 1845. 2 voll. — Gardiner, a history of England under the duke of Buckingham and Charles I. Lond. 1875. 2 voll. — Die Lebensgeſchichten Cromwells von Villemain (Paris 1819. 2 voll. Deutſch von Beely Leipzig 1830), von Meele d'Aubigné (Paris und Genf 1849), von Moritz Caeriere (Hiſt. Taſch. Leipzig 1851). — Dahlmann, Geſch. der engl. Revolution. 5. Aufl. Leipzig 1853. — Ueber die kirchengeſchichtliche Literatur findet man die vollſtändigen Nachweiſungen in der Einleitung zu dem Buch von Herm. Weingarten: die Revolutionskirchen Englands. Leipzig 1868. (Dazu noch die Abhandlung vom Jahre 1861: Independentismus und Quäkerthum) und für die ältere Periode in dem Aufſatze: „Engliſche Hiſtoriographie über Reformation und Kirche" in G. Weber: Zur Geſch. des Reformations-Zeitalt. Leipzig 1874. — Von Th. B. Macaulay's hist. of England Lond. 1849 ff. 3. Edit. 5 voll. (auch in deutſcher Ueberſetzung v. W. Beſelee, Stegee u. a.) behandelt nur das erſte einleitende Kapitel die Periode bis 1660. Von monographiſchen Abhandlungen wurden benutzt: die „Eſſays" von demſelben Macaulay, (Hamden, Bunyan, Bacon, Milton u. a.), R. Pauli, Aufſätze zur engl. Geſchichte Leipzig 1869. („Cavaliere und Rundköpfe"). A. Steen, Briefe Engl. Flüchtl. in der Schweiz. Gött. 1874. — Bei der engliſchen Literatur- und Culturgeſchichte dieſer Periode wurden außer den ſchon IX. 307 angeführten Schriften zu Grunde gelegt: über Bacon und Hobbes: Kuno Fiſcher, Franz Bacon von Verulam. Die Realphil. und ihr Zeitaltee. Leipzig 1874. 2. Aufl. Ueber Milton: die Proſaſchriften herausgegeben von J. A. St. John Lond. 1848. 3 voll. (nach ihrer hiſt.-polit. Bedeutung beurtheilt in dem erwähnten Buch von G. Weber: Zur Geſch. des Ref. Zeitalt. „John Milton und die engl. Revolutionszeit ꝛc.) Poetical works of J. Milton Lond. 1838. Das Verl. Parad. D. von Eitner Hildburgh. 1867. Wieſe, Milt. Verl. Parad. Berl. 1863. Sodann die Monographie von Teeitſchke: in „Hiſt. und polit. Aufſätze". 4. Aufl. Leipzig 1871., von R. Pauli, in den erwähnten Aufſätzen u. a. S. Butlees Hudibras in der Sammlung Engl. Poeten von Johnſon; auch mehrfach ins D. überſetzt von Soltau, Gruber, Eiſelein u. a.

I. Die Regierung König Jacobs I.

1. Nationale und kirchliche Opposition. Die Pulververschwörung.

Jacobs Regierungsantritt.

Maria Stuart hatte sich ihr ganzes Leben hindurch angestrengt, ihr Erbrecht auf den englischen Thron zur Anerkennung und Geltung zu bringen; als sie im Schlosse Fotheringay den Todesstreich empfing, war es mehr als je unsicher, wer der kinderlosen Königin Elisabeth in dem Herrscheramt folgen würde. Wir wissen aus früheren Blättern, wie viele Mühe sich ihr Sohn Jacob gegeben hat, die englische Monarchin zu bewegen, das große Staatsgeheimniß zu enthüllen und die Ungewißheit, in welcher er selbst und die gesammte britische Nation schwebte, zu zerstreuen. Umsonst. Elisabeth beharrte bei ihrem Schweigen; es regten sich sogar Zweifel, ob sie wirklich den um ihr Sterbelager versammelten Räthen den schottischen König in bestimmten klaren Worten als ihren Nachfolger bezeichnet habe. Man wußte nur, daß sie in vertrauten Kreisen sich mehrfach in diesem Sinne ausgesprochen. Dennoch ging die Thronbesteigung des Stuart ohne Widerstand und Störung vor sich. Die einflußreichsten Mitglieder des geheimen Rathes, in erster Linie Robert Cecil, die Häupter des Adels, die katholische Partei, das anglicanische Volk, Alle bezeugten ihre Freude und Zufriedenheit, als am Todestag Elisabeths die Herolde Jacob Stuart, König von Schott- 24. März 1603.
land als König von England und Irland ausriefen. Auch Arabella Stuart, Darnley's Bruderstochter, die unter Elisabeths Regierung so oft als künftige Thronfolgerin genannt worden war, erhob keine Ansprüche und Niemand machte einen Versuch, sie als Kronprätendentin dem Vetter entgegenzustellen. So ging das große Ereigniß, das fast ein halbes Jahrhundert die Gemüther in tiefster Erregung gehalten hatte, ruhig und ohne alle Gewaltsamkeit vorüber. Versöhnt nahm Jacob von dem in der Kirche versammelten Volke von Edinburg Abschied, um von der neuen Herrschaft Besitz zu ergreifen; mit freudigen Kundgebungen wurde er bei seinem Einzug in England, in dem reichen Lande Gosen, wie er es nannte, allenthalben empfangen. Schon in Berwick soll er den Gedanken ausgesprochen haben, fortan als König von Großbritannien und Irland über das ganze Inselreich zu herrschen. Eine neue Aera des Friedens und der Toleranz sollte mit seiner Thronbesteigung anbrechen. Er fügte dem geheimen Rathe einige schottische Mitglieder bei und suchte bei allen religiösen und politischen Parteien das Vertrauen zu erwecken, daß er Alle mit gleicher Gerechtigkeit behandeln werde. Er war erfüllt von dem Gedanken, die verschiedenen Völkerstämme der beiden Königreiche zu einem einzigen großen Ganzen mit politischer und religiöser Uniformität zu vereinigen.

König Jacob I. 1603—1625. Charakter und Eigenschaften.

Aber zur Verwirklichung einer solchen Idee hätte es eines ganz andern Mannes bedurft, als der erste Stuart war. Nicht nur daß die verschiedenen Stämme und Völkerschaften, welche im Laufe der Jahre äußerlich zu der britischen

Nation verbunden worden, weit entfernt waren, auch innerlich ſich als Brüder und Genoſſen deſſelben Volkes zu fühlen, daß die keltiſchen, angelſächſiſchen, normanniſchen Elemente immer noch ein lebendiges Stammesgefühl in ſich trugen; wie ſollten ſich die kirchlichen Parteien, die Römiſchkatholiſchen, die Anglicaner, die Presbyterianer und Puritaner, die für ihre Glaubensbegriffe dieſelben Rechte, dieſelbe Geltung beanſpruchten, zu einer Union zuſammenſchließen, in einer Zeit da die religiöſen Ideen noch eine ſo große Macht im Staatsleben bildeten und von jeder Glaubensgenoſſenſchaft Toleranz gegen Andersgeſinnte nicht als eine Tugend, ſondern als ein Preisgeben der Wahrheit angeſehen ward? Und am wenigſten beſaß Jacob I. die Eigenſchaften, ein ſolches Werk der nationalen und religiöſen Uniformität zu begründen. Wir haben den Sohn der Maria Stuart, der von der Anmuth und Genialität ſeiner Mutter keine Spur in ſich trug, in den früheren Blättern hinreichend kennen gelernt. (XI, 550 ff.) Er war von der Natur körperlich und geiſtig verkürzt worden. Mit häßlicher Geſtalt, ungraziöſem Weſen und Vernachläſſigung aller feineren Umgangsformen verband er einen beſchränkten Verſtand, einen unbegrenzten Hochmuth und eine verſchrobene Bildung. Ueber Theorien ſinnend war er in den Staats- und Verwaltungsgeſchäften weder gewandt noch erfahren und oft ohne Theilnahme und Intereſſe dafür. Für die altengliſche Verfaſſung hatte er wenig Achtung und Verſtändniß. Aufgewachſen unter dem Gezänke der presbyterianiſchen Prediger ſeiner ſchottiſchen Heimath war er beſonders mit theologiſcher Gelehrſamkeit ausgerüſtet und befaßte ſich gerne mit kirchlichen Streitfragen. Bei Disputationen ſtand er in bibliſchen Beweisführungen keinem Geiſtlichen nach. Die weitſchichtigen Werke des Jeſuiten Bellarmin hat er mehr als einmal durchgearbeitet und die Kirchenväter und Concilienakten gründlich ſtudirt. Aber ſein Geiſt hatte eine einſeitige pedantiſche Richtung genommen; während er in Rede und Schrift mit ſeiner Schulgelehrſamkeit prunkte, war er als Staatsmann und Herrſcher in kurzſichtiger Verblendung und in Vorurtheilen befangen. Von der Königsmacht hegte er die übertriebenſten Vorſtellungen; er war feſt überzeugt, daß ſie unmittelbar von Gott herrühre und unumſchränkt ſei, und ſuchte die Beweiſe dafür im Alten Teſtament. Noch ehe er den Thron von England beſtieg, hatte er eine Schrift „das wahre Geſetz freier Monarchien“ in dieſem Sinne verfaßt. Das Erbkönigthum galt ihm als göttliche Anordnung; unbedingter Gehorſam der Unterthanen als heiligſte Pflicht. Darum war ihm die presbyterianiſche Kirche Schottlands, in der er erzogen worden, in der Seele verhaßt, weil nach ihren demokratiſchen Grundſätzen von der Gleichheit Aller vor Gott der König mit dem geringſten Gliede der Kirchengemeinde auf gleicher Linie ſtand. Er meinte, die presbyterianiſche Kirchenform vertrage ſich mit einer Monarchie ſo wenig als Gott mit dem Teufel. Gegen die katholiſche Kirche hatte er innerlich Nichts einzuwenden als „daß ſie den Papſt an den Platz ſtellte, welcher allein dem König gebührte“. Um ſo mehr war dagegen die engliſche Episcopalkirche, wonach der

König als Quelle aller geiſtlichen Macht und Autorität, als Ausleger und Verkündiger der religiöſen Wahrheit erſchien, nach ſeinem Sinne, und die anglicaniſchen Biſchöfe trugen durch ihre Schmeichelei und Devotion nicht wenig bei, den eiteln Monarchen in dieſer Auffaſſung zu beſtärken. Sie prieſen ihn als „zweiten Salomo“ und verehrten ſeine Worte als höhere Ausſprüche.

Die Kirchenverſammlung in Hamptoncourt 1604.

Wenn die Puritaner die Hoffnung hegten, der in den gleichen kirchlichen Anſichten erzogene König würde ſich duldſamer gegen ſie erweiſen, als Eliſabeth, würde das biſchöfliche Joch, das ſo ſchwer auf ihnen laſtete, erleichtern; ſo ſollten ſie bald enttäuſcht werden. Schon auf der Kirchenverſammlung zu Hamptoncourt, die er im erſten Jahr nach ſeiner Thronbeſteigung einberief und zu welcher auch einige Häupter der puritaniſchen Richtung beigezogen wurden, erklärte Jacob, daß er die kirchliche Uniformität, wie ſie unter ſeiner Vorgängerin geſetzlich begründet worden, feſthalten werde. Wie der Moderator einer ſchottiſchen Synode leitete er den Gang der Verhandlungen und führte den Vorſitz. Nie werde er zugeben, verſicherte er, daß in dem Glaubensbekenntniß, in den Formen des Gottesdienſtes oder der Kirchenverfaſſung eine Aenderung vorgenommen werde. Gegen die Puritaner äußerte er, nimmermehr werde er eine presbyterianiſche Kirchenordnung geſtatten, nach welcher Jack und Tom und Will und Dick in den Sitzungen den König und den geheimen Rath und all ihr Thun einem Rügegericht zu unterziehen wagten. Schon bei dieſer Gelegenheit ſprach Jacob den Grundſatz aus „kein Biſchof, kein König“, ein Grundſatz, der fortan der Wahlſpruch aller Stuarts geblieben iſt und den Kampf gegen die widerſtrebenden Anſichten der Presbyterianer und Puritaner in den Mittelpunkt ihrer ereignißvollen Geſchichte rückte. Bald darauf wurde das Commonprayerbook mit einigen unweſentlichen Veränderungen neu herausgegeben und als allgemeine gottesdienſtliche Ordnung aufgeſtellt, und den kirchlichen Geſetzen, wie ſie aus den Berathungen der Convocation hervorgegangen waren, für das ganze Reich unbedingte Geltung zugeſprochen. In denſelben war der königliche Supremat über die Kirche in den ſchärfſten Ausdrücken hervorgehoben. Damit war die Loſung zum religiöſen Kampf gegeben. Jacob begann dieſen Kampf damit, daß er in England die puritaniſchen Geiſtlichen zur Ableiſtung des Suprematseides auffordern ließ; wer ſich weigerte, wurde ſeiner Pfarrſtelle entſetzt. In Schottland wurde die bereits begonnene Errichtung des Episcopats (XI. 579) weiter geführt, indem der König dreizehn Predigern den Biſchofstitel beilegte, ſie zu Vorſitzern der Synoden und Presbyterien machte und ihnen durch engliſche Biſchöfe die Weihe ertheilen ließ. Vergebens widerſetzte ſich die ſchottiſche Geiſtlichkeit insbeſondere der charakterfeſte Andreas Melville, dieſer Neuerung aus allen Kräften: Jacob nöthigte die einflußreichſten Häupter der Oppoſition zur Flucht ins Ausland. Dieſe unterließen jedoch nicht, in heftigen Schriften ihren Widerwillen gegen die Abweichung „von ihrem heiligen Gottesbündniß“ kund zu geben und den presbyterianiſchen Geiſt bei ihren Landsleuten zu nähren. Bald erhielten die Biſchöfe auch höheren Gehalt; und als Jacob mit der Zeit es durchſetzte, daß das ſchottiſche Parlament denſelben geiſtliche Gerichtsbarkeit zutheilte und das Geſetz aufſtellte, daß die Prediger dem König den Supremateid zu leiſten und den Biſchöfen Gehorſam zu ſchwören hätten, da ſchien in Schottland das Epiſcopalſyſtem für immer die popular-puritaniſche Kirche des ſtrengen Knox überwunden zu haben. John Spottiswood, der Kirchenhiſtoriker, ein ſanfter ruhiger Mann, aber überzeugt von den Vorzügen des Epiſcopalſyſtems, erhielt den erzbiſchöflichen Stuhl von St. Andrews.

Dezbr. 1604.

Hochkirchliche Tendenzen.

Das erſte Parlament März 1601.

Nicht überall fand der Eifer des Königs für die kirchliche Uniformität Billigung und Anerkennung. Eliſabeth hatte das religiöſe und politiſche Leben

in zu enge Fesseln geschlagen, als daß nicht die englische Nation hätte versucht sein sollen, der Freiheit des Gewissens und den Rechten des Volks wieder einigen Raum zu schaffen. Wie entgegenkommend immer das erste Parlament, das Jacob im März 1604 um sich versammelte, sich dem neuen Regimente zeigte, indem es sofort das Successionsrecht des schottischen Königs anerkannte und ihm das „Tonnen- und Pfundgeld" d. h. die Einnahme der Zölle wie seinen Vorfahren auf Lebenszeit bewilligte; so konnte man doch einige Vorzeichen künftiger Stürme gewahren. Indem Jacob seine Beredsamkeit anstrengte, das unumschränkte Recht der Könige zu erweisen, erinnerte er die englische Nation an das ihrige. Die puritanische Sache hatte manche offene oder geheime Vertreter, die sich mehr und mehr geltend machten; und bei einigen Fragen konnte man die Absicht gewahren, der gesetzgebenden Macht die Rechte zurückzuerobern, welche unter den Plantagenets bestanden und von den Tudors vielfach verletzt und geschwächt worden. Bei der Prüfung der Wahlen stellte das Unterhaus den Grundsatz auf, daß die Regierung nicht berechtigt sei, einen Abgeordneten, dessen Wahl beanstandet werde, zurückzuweisen, sondern daß der Versammlung selbst das Urtheil über die Gültigkeit zustehe. Auch der neue Titel „König von Großbritannien und Irland" fand keine Zustimmung. Die Proclamation, welche die Nation damit bekannt machen sollte, mußte zurückgehalten werden. Dem dynastischen Plane des Königs, die Bevölkerung beider Länder als eine einzige gleichberechtigte Nation unter seinem Scepter zu vereinigen, stellte das Parlament den Satz entgegen, „daß die beiden Kronen getrennte Souveränetäten und die Gesetzgebungen beider Länder unvereinbar seien". Selbst die gewichtige Autorität des Lordkanzlers Bacon vermochte das Haus nicht umzustimmen. Auch die Gerichte sprachen sich für diese Auffassung aus.

Aeußere Politik.

Noch weniger erfreute sich die äußere Politik des neuen Königs der allgemeinen Zustimmung. Wenn Jacob eine Regierung des Friedens in Aussicht stellte und damit zu erkennen gab, daß er andere Wege zu wandeln gesonnen sei, als Elisabeth, so war dies keineswegs im Sinne der englischen Nation. Denn wie schwer auch die Herrscherhand der jungfräulichen Königin hie und da auf dem Volke lasten mochte, ihre Regierung galt doch als der Glanzpunkt der englischen Geschichte, als das Zeitalter des Ruhmes, der Ehre, des nationalen Aufschwungs. Es erregte also keine angenehmen Gefühle, daß König Jacob nichts Eiligeres zu thun wußte, als mit Spanien, das man so lange als den heftigsten Feind Englands gehaßt und bekämpft hatte, Frieden zu schließen. Damit war ein Aufgeben der vereinigten Niederländer verbunden, mit denen Elisabeth in Bündniß und Freundschaft gestanden, die aber Jacob als Rebellen gegen ihren legitimen Oberherrn betrachtete; der überseeische Handel, der gerade im Kampf mit jener Macht in die Höhe gekommen, wurde in seiner Kraft gelähmt; die einträgliche Freibeuterei, welche kühne Seemänner und Piraten auf eigene Hand in den transatlantischen Gewässern trieben, mußte aufhören; mit Heinrich IV. von Frank-

reich, der seinen ersten Minister, Bethune, Herzog von Sully zur Begrüßung des neuen Königs über den Kanal sandte, konnte kein aufrichtiges Bündniß fortbestehen, da dieser hochstrebende Monarch auch nach dem Frieden von Vervins im schärfsten Gegensatz zu Spanien stand und die Bekämpfung der Habsburger Präponderanz als seine wichtigste Lebensaufgabe ansah. Zudem war es kein Geheimniß, daß die wahre Quelle der Friedensliebe des Stuart seine Furchtsamkeit war. Es fehlte ihm aller Sinn für militärisches Verdienst; Männer von kühnem Unternehmungsgeist waren ihm unheimlich. Ein Fürst, den der Anblick eines bloßen Schwertes zittern machte, konnte einer ritterlichen Nation keine hohe Meinung von Muth und Mannhaftigkeit einflößen. Während auf dem Continent großartige Kämpfe im Entstehen waren, mußten die Engländer müßig zuschauen, wie die Holländer, ihre früheren Verbündeten, durch Waffenthaten und Schifffahrt zu einer Weltmacht emporstiegen und wie in Deutschland ihre Glaubensgenossen, ja sogar die Tochter des eigenen Inselandes durch dasselbe spanisch-östereichische Haus, mit dem der König in Frieden leben wollte, niedergeworfen wurden. Dafür hatte denn freilich Jacob den Triumph, sein legitimes Thronrecht auch von der ersten katholischen Macht anerkannt zu sehen.

Conspiratorische Umtriebe. Sir Walter Raleigh.

Es dauerte nicht lange, so gab sich die Mißstimmung in conspiratorischen Umtrieben kund, wie sie in den letzten Regierungsjahren der Königin Elisabeth die Gemüther so oft in Unruhe und Aufregung gesetzt hatten. Das räthselhafte Complott, als dessen Urheber oder Theilnehmer der als Geschichtschreiber, Seefahrer und Staatsmann berühmte Sir Walter Raleigh bezeichnet ward, hatte wahrscheinlich einen ähnlichen Zweck wie einst das Unternehmen des Grafen Essex, nämlich den König zu nöthigen, seine Räthe, insbesondere Robert Cecil zu entfernen und ein anderes Regierungssystem in Anwendung zu bringen, vielleicht auch die Krone auf ein anderes Haupt zu setzen. Arabella Stuart, schon unter Elisabeth der Gegenstand des Argwohnes und so vieler ehrgeizigen Pläne und Bewerbungen, lebte noch unvermählt in London, vom Hofe zurückgesetzt. Man sagte Raleigh nach, er habe im Geheimen für ihre Thronerhebung gewirkt. Mehrere Männer von Rang, Markham, Brook, die Lords Cobham und Grey, deren ehrsüchtige Erwartungen und Ansprüche nicht in Erfüllung gegangen waren, wurden als Rädelsführer genannt. Ihr Vorhaben ward verrathen. Nach einem hastigen Gerichtsverfahren, wie die Geschichte Englands in jener Zeit der Gährung viele aufzuweisen hat, wurden die Angeklagten für schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt. Brook und mehrere andere starben von der Hand des Nachrichters; Grey und Walter Raleigh wurden auf dem Schaffot durch den König begnadigt und in den Tower eingeschlossen, Markham in die Verbannung geschickt. Raleigh hatte seine Vertheidigung so überzeugend geführt, daß man nicht an seine Schuld glaubte. Dennoch mußte er vierzehn Jahre im Gefängniß schmachten, bürgerlich todt, aber geistig voll Leben und Thätigkeit.

Die Pulververſchwörung. 1605.

Schon in dieſes Complot waren mehrere katholiſche Prieſter verflochten und mußten mit dem Leben büßen. Es war aber nur das Vorſpiel zu dem großen Ereigniß, das unter dem Namen der „Pulververſchwörung“ in der engliſchen Geſchichte bekannt iſt. Wir wiſſen, daß Jacob als König von Schottland ſtets den Katholiken zugethan war, ſo weit es der Argwohn der presbyterianiſchen Geiſtlichen ihm geſtattete. In noch höherem Grade theilte die Königin dieſe Richtung: ſie hegte Sympathien für das Papſtthum, ſtand mit dem Nuntius in Paris in Verbindung, vermied ſogar, wo ſie konnte, den proteſtantiſchen Gottesdienſt. Es war daher natürlich, daß die Katholiken Englands von der neuen Regierung Freiheit des Gewiſſens und bürgerliche Rechtsgleichheit erwarteten. Auch wurde bereits erwähnt, daß Jacob, ſo lange noch ſeine Thronfolge in England unſicher war, ihnen Verſprechungen gemacht, Duldung oder doch Befreiung von den Strafgeſetzen in Ausſicht geſtellt hatte. Sobald aber die Krone feſt auf ſeinem Haupte ſaß, und er des katholiſchen Beiſtandes nicht mehr bedurfte, gedachte er nicht weiter dieſer Zuſagen, theils weil er die kirchliche Uniformität durchzuführen entſchloſſen war, theils weil er und ſeine Miniſter einſahen, daß das Parlament nie in ein Toleranzſtatut willigen würde. So blieben denn die Strafgeſetze gegen alle Nonconformiſten und Recuſanten, wenn gleich mit einigen Erleichterungen in Wirkſamkeit. Wie unter der Königin Eliſabeth wurden auch jetzt von den katholiſchen Nichtübereinſtimmern Strafgelder erhoben, katholiſche Prieſter, die den Suprematseid weigerten, ins Gefängniß geworfen. Darüber geriethen die getäuſchten Katholiken in Wuth, und da ſie weder von Spanien, ſeitdem dieſe Macht mit dem König Frieden geſchloſſen und ihn für eine Allianz zu gewinnen ſuchte, noch von dem Papſte, welcher von den katholicirenden Tendenzen der Herrſcherfamilie die Herſtellung ſeiner Autorität erhoffte, irgend eine Hülfe zu erwarten hatten, ſo beſchloſſen ſie auf gewaltſamem Wege einen Umſturz zu bewirken. Einige angeſehene Männer von Rang und Vermögen, wie die Tresham und Catesby in Northampton und ihre Verwandten die Winters in Huddington, welche durch die Strafgeſetze beſonders hart getroffen wurden, wie Thomas Percy, ein Verwandter des Herzogs von Northumberland, welcher einſt die Verbindung des Königs von Schottland mit den engliſchen Katholiken vermittelt hatte und nun erbittert war, daß die Verſprechungen, die er in deſſen Namen ſeinen Glaubensgenoſſen gemacht, nicht erfüllt worden, wie John und Chriſtopher Wrigt, zwei verwegene kampfluſtige Brüder aus einer von York ſtammenden Familie, bildeten im Einverſtändniß mit einigen Jeſuitenmiſſionaren, insbeſondere dem Superior Henry Garnet ein Complot von ſo wilder und grauſamer Natur, daß es den ſchwärzeſten Unthaten des Fanatismus, die wir in dem vorigen Bande kennen gelernt haben, an die Seite geſetzt werden darf. Ein Mordanſchlag gegen den König, wie er einige Jahre ſpäter in Frankreich ausgeführt wurde, war ihnen nicht genügend; mit dem König ſollten zugleich ſeine höchſten Hof- und Staatsbeamten ſammt dem Thronerben, ſollten zugleich die Mitglieder des Parlamentes, Lords wie Ge-

meine, dem Untergange geweiht werden. Nach langen geheimen Berathungen kamen ſie überein, bei der Wiedereröffnung des Parlaments, wenn die Häupter der Regierung und die Mitglieder der geſetzgebenden Gewalt in feierlicher Sitzung verſammelt ſein würden, das Haus durch eine Pulverexploſion in die Luft zu ſprengen. Die Ermordung Darnleys durch Bothwell im einſamen Kloſtergebäude bei Edinburg, womit das Unglück der Maria Stuart und der beiden Reiche begonnen, hatte ſich der Phantaſie des Volkes mit unauslöſchlichen Zügen eingeprägt. Schon unter Eliſabeth war einmal ein ähnlicher Plan aufgetaucht, aber nicht zur Ausführung gekommen. Jetzt ſollte der Sohn daſſelbe Schickſal erleiden, dem einſt der Vater erlegen. Zuerſt erwarb Percy ein an das Parlamentsgebäude ſtoßendes Haus, um nach Durchbrechung der Zwiſchenmauer das Vorhaben auszuführen. Aber bald bot ſich den Verſchwornen ein geeigneterer Plan dar. Das unter dem Parlamentshauſe befindliche Kellergewölbe war gerade zum Vermiethen ausgeboten; ſie brachten es an ſich und ſchafften eine große Menge Pulver hinein. In der Verwirrung, die dem Schlage folgen würde, gedachten ſie die Regierung in der Art zu ändern, daß während der Minderjährigkeit des jüngeren Sohnes oder der Tochter Jacobs eine Regentſchaft mit einem Protector aus ihrer Mitte errichtet werden ſollte. Ihr Vertrauen ſetzten ſie auf ein engliſches Regiment, das in Flandern diente und ganz unter der Leitung jeſuitiſcher Prieſter war. Baldwin, ein engliſcher Fanatiker des Ordens und Owen, ein Kriegsmann gleicher Geſinnung ſtanden mit den Verſchwornen in Verbindung und wußten um den Anſchlag. Ein entſchloſſener Offizier des Regiments, Guy Fawkes, ſetzte über den Canal, um bei der Ausführung mitzuwirken. Als die Zeit herannahte, da das Parlament eröffnet werden ſollte, ſtiegen in einigen der Theilnehmer Bedenken darüber auf, daß dabei auch mancher katholiſch geſinnte Mann ſeinen Tod finden ſollte; nicht alle waren von ſo bitterem Grolle erfüllt wie Catesby, der da meinte, die Lords ſeien Memmen und Atheiſten, es ſei beſſer, daß kräftigere Männer an ihre Stelle träten. Kurz vor dem entſcheidenden Tag erhielt Lord Mounteagle, ein katholiſcher Edelmann, einen anonymen Brief, der in geheimnißvollen Ausdrücken ihm den Rath gab, ſich von der Eröffnung des Parlaments fern zu halten. Dieſer theilte das Schreiben dem leitenden Miniſter mit, der dann die Sache vor den König und den geheimen Rath brachte. Jacob ſelbſt rühmte ſich, „durch göttliche Erleuchtung“ den wahren Sinn des dunklen Ausdrucks von einem „furchtbaren Schlag“, der das Parlament treffen werde, errathen zu haben; und da auch bereits von Paris aus der Regierung Warnungen zugegangen waren vor dem Vorhaben einiger „desperaten Heuchler“, ſo wurden Nachforſchungen angeſtellt, welche zur Entdeckung führten. Guy Fawkes ward über den Vorbereitungen ergriffen. Ohne Zurückhaltung geſtand er ſein Vorhaben ein, in deſſen Erfüllung er eine religiöſe Pflicht erblickte. Er ſtarb auf dem Schaffot. Die andern Theilnehmer, etwa hundert an der Zahl, entflohen nach Wales, um unter den katholiſchen Einwohnern dieſes Gebirgs-

landes einen Aufſtand zu erregen. Aber ihr Unternehmen ſchlug fehl. Mehrere der Führer, wie Percy, Catesby, die beiden Whrigts ſuchten und fanden ihren Tod in vereintem Widerſtand gegen die bewaffnete Macht, welche der Sheriff der Grafſchaft Worceſter ins Feld führte, andere, darunter Thomas Winter wurden gefangen und büßten ihr frevelhaftes Beginnen mit dem Tode. Auch Garnet ſtarb in Folge gerichtlichen Urtheils auf dem Schaffot. Noch bis zur Stunde feiert das engliſche Volk das Andenken an die Pulververſchwörung und Guy Fawkes durch höhnende Aufzüge und Mummereien.

Eid der Treue. Jan. 1606.

Als im Januar des folgenden Jahres das Parlament zuſammentrat, wurden ſcharfe Geſetze gegen alle katholiſchen Recuſanten Englands erlaſſen: Nicht nur, daß ſie den alten Geldſtrafen unterworfen und von allen öffentlichen Aemtern und Richterſtellen ausgeſchloſſen ſein ſollten; es wurde ihnen auch ein „Eid der Treue“ auferlegt, in dem ſie geloben mußten, ſich durch keine Gebote oder Excommunicationen des päpſtlichen Stuhles zur Untreue gegen den König verführen zu laſſen. Sie ſollten der Lehre abſagen, „daß ein Papſt durch kirchliche Autorität das Recht habe, einen König abzuſetzen, ſeine Unterthanen von dem Treueid loszuſprechen“ und ſollten die Behauptung, „daß Fürſten, die der Papſt excommunicirt habe, von ihren Unterthanen beſeitigt und getödtet werden könnten“, als gottlos und ketzeriſch verdammen. Auch ſollte Jeder, der in fremde Dienſte gehe, vor ſeiner Abreiſe den Suprematseid ablegen und verſprechen, ſich nicht mit dem Papſtthum auszuſöhnen. Gegen dieſe Eidleiſtung erhob der ſtrenge Kirchenfürſt Paul V. Einſprache. Als er vernahm, daß der Erzprieſter Blackwall ſich dazu bereit zeigte und auch andere in dieſem Sinne ermahnte, erklärte er, daß der Eid vieles enthalte, was dem Glauben widerſpreche und ohne Gefährdung des Seelenheils von keinem gläubigen Katholiken abgelegt werden dürfe. Darüber entſtand ein Streit, in welchem Jacob ſelbſt zur Vertheidigung ſeiner Rechte gegen die jeſuitiſchen und ultramontanen Anfechtungen die Feder ergriff. Wider ſeine Neigung und ſeine friedfertigen Abſichten ſah er ſich durch die öffentliche Stimme und um ſeiner Selbſterhaltung willen zum Kampfe gegen die Katholiken und Papiſten fortgeriſſen.

Irland. 1607.

In Irland erhob Hugh O'Neill, Graf von Tyrone (XI, 511, 586), der bei der Nachricht von dem Tode der Eliſabeth ſeine Unterwerfung bereute und ohne Zweifel geheime Kunde von dem katholiſchen Complot erhalten hatte, abermals die Fahne der Empörung. Im Bunde mit Rory O'Donnell und andern Geſinnungsgenoſſen gedachte er ſich des Caſtells von Dublin zu bemächtigen und ſich ſo lange zu halten, bis der Papſt den „Kämpen des katholiſchen Glaubens“ Hülfe von dem Feſtlande erwirkt haben würde. Aber das Unternehmen mißlang. Die Verſchwornen ergriffen die Flucht. Nach langem Umherirren an der Küſte entkamen ſie auf einem Schiffe nach Frankreich. Hugh O'Neill begab ſich nach Rom, wo er neun Jahre ſpäter ſtarb, ein mehr als ſiebenzigjähriger Greis, des Augenlichts beraubt, arm, verlaſſen, ein nutzloſer entbehrlicher Koſtgänger des päpſtlichen Stuhles. Ein erneuerter Aufſtand ſeines Verbündeten O'Dogherty hatte eben ſo wenig Erfolg. Jacob zog die Güter der O'Neills, O'Donnells und der andern Inſurgenten ein und war von der Zeit an bedacht, das wehrloſe, ver-

UNIVERSITY OF MICHIGAN

wüstete und ausgehungerte Inselland der britischen Regierung fügsamer zu machen. Indem er das englische Gerichtswesen einführte, die confiscirten Güter der in die Verschwörung verflochtenen Häuptlinge als verfallene Kronlehne an sich nahm und an englische Colonisten verkaufte, schwächte er die Macht des irischen Adels und brachte Geld in seine Kasse. So kamen die meisten Ländereien in Ulster und an der Küste von Dublin bis Waterford an englische protestantische Grundherren, die als Fremdlinge und als Feinde des katholischen Glaubens von dem irischen Volke mit Wuth und grollendem Herzen aufgenommen wurden.

2. Stellung zum Ausland. Der spanische Heirathsplan.

England und Spanien.

Auch in Spanien empfand man Verdruß, daß König Jacob sich so entschieden der antipäpstlichen Richtung zuwandte und das Bekenntniß der römisch-katholischen Religion, dessen Vertheidigung die spanische Regierung und Nation von jeher als ihre wichtigste politische Mission angesehen, mit Strafgesetzen belegte. Man erinnerte sich, daß Maria Stuart, für den Fall daß ihr Sohn sich nicht zum alten Glauben bekehre ihr Reich und ihr Recht auf den spanischen Monarchen übertragen hatte. Doch hielt man in Madrid mit diesen Gefühlen und Hintergedanken zurück, um bei der herrschenden Aufregung in Deutschland und dem Streite über die jülich-clevische Erbfolge (XI, 802 f.) den englischen König nicht in die Arme Frankreichs zu drängen. Vielmehr geschah es eben so gut aus Rücksicht für den Stuart wie für den Bourbon, daß sich die spanische Regierung zu der zwölfjährigen Kriegseinstellung mit den vereinigten Niederlanden herbeiließ (XI, 673). Aber wenn gleich zwischen den Höfen von Escorial und Greenwich äußerlich ein freundschaftliches Verhältniß obzuwalten schien, so nahm darum die alte Abneigung der englischen Nation gegen Spanien, den Erbfeind ihrer Religion und ihres Staates nicht ab; vielmehr war die Antipathie gegen die katholische Vormacht durch die Pulververschwörung gesteigert worden; und als Heinrich IV., von dem Robert Cecil sagte, „er sei wie die Vorhut gegen die Conspirationen gewesen", dem Dolche eines papistischen Fanatikers erlag, war es der Wunsch Englands, daß Jacob an dessen Stelle die Führung der antikatholischen Partei in Europa übernehmen möchte. Besonders war Robert Cecil, jetzt zum Grafen von Salisbury erhoben, der Fürsprecher dieser Politik, die er gleichsam als Familienerbe von seinem Vater William überkommen hatte. So viel vermochte das hohe Ansehen des kleinen verwachsenen Mannes mit dem geistvollen Angesicht, der durch die Ueberlegenheit seines Verstandes und seiner Erfahrung im geheimen Rathe den ersten Platz einnahm und dem sein unermeßliches Vermögen eine unabhängige Stellung gab, daß der König, für dessen Geldbedürfnisse er als Großschatzmeister und Vorsteher des Pupillenhofes freigebig zu sorgen wußte, eine Zeitlang mit den Niederländern und den evangelischen Fürsten Deutschlands ging, ja daß er seine Tochter Elisabeth mit dem jungen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz vermählte (XI, 796).

1609.

21. Mai 1612. Bald nachher ſtarb Cecil, wenig betrauert von dem Monarchen, der es ungern ertrug, daß der Miniſter durch die Hoheit ſeines Geiſtes ihn verdunkelte und gleichſam zu einem „Schattenkönig“ herabdrückte, und nun gewannen andere Einflüſſe und Stimmungen die Oberhand. Die ſpaniſch-franzöſiſche Doppelheirath führte den Madrider Hof zu dem Gedanken, durch ein gleiches Familienband auch England in das Habsburgiſche Intereſſe zu ziehen. Der ſpaniſche Geſandte machte in London die vertrauliche Mittheilung, daß man in Madrid einer Vermählung des Prinzen von Wales mit einer Infantin nicht entgegen ſein würde. Was konnte dem ſtolzen Stuart erwünſchter ſein, als wenn eine Fürſtin erſten Ranges die Gemahlin ſeines Sohnes würde? und wie ſchmeichelte der Königin die Idee einer Familienverbindung mit dem erlauchteſten Hauſe der katholiſchen Chriſtenheit! Aber der Erſtgeborne, Heinrich, der damalige Erbe der Krone, hatte einen andern Sinn. Ihm ſchwebte das Beiſpiel der Königin Eliſabeth vor Augen: in Uebereinſtimmung mit dem Genius des Volkes wollte er England zu der erſten Macht des proteſtantiſchen Europa erheben, durch Waffengewalt und Schiffahrt ſein Land groß machen, was nur im Gegenſatz zu Spanien geſchehen konnte. Er begünſtigte die Coloniſation im nördlichen America und bewirkte, daß ſein Vater der weſtindiſchen Geſellſchaft ausgedehnte Freibriefe ertheilte, wodurch die Anſiedelungen in Virginien und andern Orten weſentlich gefördert wurden. Er dachte an eine Vermählung mit einer Tochter des Herzogs von Savoyen, der ſich den deutſchen Unionsfürſten genähert hatte und der ſpaniſchen Politik feindlich geſinnt war. Aber zum großen Schmerze des engliſchen Volkes ſtarb der hoffnungsvolle Königsſohn, „die Blüthe ſeines Hauſes“ vor der Zeit, und ſein jüngerer Bruder Karl, der mehr des Vaters Sinn und Natur beſaß, wurde Prinz von Wales, ein Fürſt von weniger Selbſtändigkeit und Charakterfeſtigkeit als der Erſtgeborne und in ſeinem dynaſtiſchen Stolze gleichgültig gegen die Gunſt und die Meinung des Volkes. Bald nachher ſtarb auch Arabella Stuart im Tower, ein Opfer grauſamer Staatsraiſon. Sie hatte ſich der gebotenen Eheloſigkeit durch heimliche Vermählung mit Will. Seymour, einem Verwandten, zu entziehen geſucht, war aber auf der Flucht nach Frankreich ergriffen und auf Lebenszeit in Haft gehalten worden.

Heinrich Prinz v. Wales † 1612.

17. Nov. 1612.

Günſtlinge. Von der Zeit an gingen die Wege der Regierung und der engliſchen Nation immer weiter auseinander. Wir werden bald in einem andern Zuſammenhang von der zunehmenden Entzweiung zwiſchen Krone und Parlament erfahren. Nicht wenig trugen dazu die Günſtlinge bei, die bei Hofe mehr und mehr Einfluß gewannen. Wir wiſſen, welches Wohlgefallen Jacob Stuart an jungen Männern von ſchöner Geſtalt und hingebendem Weſen empfand; ſchon in Schottland hatte er ſolche in ſeiner Nähe gehabt und ihnen großen Einfluß auf ſeine Regierung geſtattet (XI, 539). So gewann nun auch ein ſchottiſcher Edelmann, Robert Carr Lord Rocheſter, ſein ganzes Zutrauen; der König erhob ihn zum Earl von Somerſet, überſchüttete ihn mit Ehren und Reichthümern und gab ihm eine

Somerſet und die Howards.

Stellung, wie sie Robert Cecil besessen. Auf den Landhäusern, auf denen Jacob so gerne verweilte, um der Falkenjagd und seinen gelehrten Studien ungestört sich widmen zu können, genoß Somerset des höchsten Vertrauens und griff entscheidend in den Gang der Regierung ein. Und wie wenig war der Günstling einer solchen Bevorzugung würdig! Nicht nur, daß er den König zu einer politischen Haltung antrieb, die ihn immer weiter von der öffentlichen Meinung abführte; er gab auch durch seinen Lebenswandel Anstoß. Er strebte, sei es aus Ehrgeiz, sei es aus brennender Leidenschaft nach der Hand der Francisca Howard, der Gemahlin des jungen Grafen Essex und brachte es dahin, daß die Ehe getrennt und die Geliebte ihm vermählt wurde. Die Howards waren von jeher bei dem englischen Volke verhaßt; und nun sah man diese Familie neue Macht und neues Ansehen gewinnen. Sie theilte mit dem Günstling den höchsten Einfluß bei Hof und in der Regierung. Henry Howard, Graf von Northampton, der Großschatzmeister Thomas Howard, Graf von Suffolk, Vater der Francisca, und Robert Carr wurden als „die Triumvirn von England" bezeichnet. Der Groll, den die Anhänger des Grafen Essex gegen den hoffärtigen Emporkömmling und seine Parteigenossen hegten, trug sich auf den König und den Hof über. Und der Ausgang der frevelhaft geschlossenen Ehe war ganz geschaffen, diesen Groll zu rechtfertigen und in weitere Kreise zu tragen. Francisca Howard, schön, verführerisch und von leidenschaftlichen Trieben nach Lebensgenuß und hohem Rang in der Gesellschaft beherrscht, überschritt alle Schranken der Sitte und des Rechts. Es wurde ihr nachgesagt, sie habe schon zuvor den Kronprinzen Heinrich in ihre Netze zu ziehen gesucht, und sogar magische Mittel angewendet, die den frühen Tod dieses geliebten Fürsten herbeigeführt hätten. Nach ihrer Verbindung mit dem Günstling benutzte sie dessen Stellung zu verbrecherischen Handlungen. Sie wußte daß Overbury, ein Vertrauter Somersets die Vermählung widerrathen und ihr schlimme Dinge nachgesagt hatte. Dafür schwur sie demselben Rache. Sie bewirkte, daß er in den Tower eingeschlossen wurde, und ließ ihn durch Gift aus der Welt schaffen. Mit der Zeit kam durch einen Zufall das Verbrechen zu Tag; und nun vereinigten sich alle Feinde zum Sturz des lasterhaften Ehepaares. Der König, dem der Günstling durch seinen Uebermuth und sein insolentes Betragen, sogar gegen ihn selbst, lästig geworden war, ließ die Gerichte einschreiten. Diese sprachen das Schuldig aus. Der König erließ den Verurtheilten die Todesstrafe, doch mußten sie fern von der Welt ein zurückgezogenes Leben führen. Nun verwandelte sich die Liebe in Haß, so daß sie, obwohl in demselben Hause wohnend, vollständig getrennt blieben und einander nie mehr sahen. Mit der Macht der Howards war es seitdem vorbei: Henry war gestorben, Thomas, dessen Gemahlin eines verderblichen und feilen Einflusses auf die Geschäfte beschuldigt wurde, verlor sein Amt.

An die Stelle des gestürzten Günstlings trat jedoch bald ein anderer. George Villiers von Brookesby aus Leicestershire, ein junger Edelmann von schöner Ge- Buckingham geb. 20. Aug 1592.

ſtalt und einnehmendem Weſen, den ſeine weltkluge und ehrgeizige Mutter nach dem frühen Tode ihres Mannes nach Frankreich geſchickt und in allen Schuldisciplinen und ritterlichen Künſten hatte unterrichten laſſen, zog bei der erſten Vorſtellung am Hofe die Aufmerkſamkeit des ſonderbaren, für momentane Eindrücke lebhaft empfänglichen Monarchen in ſolchem Grade auf ſich, daß er ihm ſchnell ſeine ganze Gunſt und Zuneigung zuwandte. Wie viele junge Männer bisher dem Könige nahe getreten waren und ſich ſeines Vertrauens zu erfreuen hatten, keiner wußte ſo tief und ſo dauerhaft ſich in ſein Herz einzubürgern als der gewandte Edelmann und Cavalier, der als Herzog von Buckingham in Englands Hof- und Staatsgeſchichte eine ſo bedeutſame Stellung gewinnen ſollte. Wohlmeinender und von beſſerer Natur als Somerſet hatte er weniger Neider und Feinde, ſo daß es ihm in Kurzem gelang, nicht nur ſelbſt die Admiralswürde und andere hohe Stellen in ſich zu vereinigen, ſondern daß auch bald die meiſten Hof- und Staatsämter in die Hände ſeiner Freunde und Anhänger gelangten. Wenn Jacob ſchon zu den früheren Günſtlingen in dem Verhältniß eines väterlichen Freundes und Lehrers geſtanden und für die volle Hingebung und Treue zu ſeiner Perſon, die er verlangte, ſie an ſeiner königlichen Macht hatte Theil nehmen laſſen, ſo trat dieſes Verhältniß beſonders zu Tage zwiſchen dem alternden König und dem jugendlichen Buckingham. Jacob gedachte den Herzog zum Schüler und Erben ſeiner religiöſen und politiſchen Maximen heranzubilden; aber der gewandte Höfling beherrſchte bald den Meiſter; in Kurzem ſtand er an der Spitze des öffentlichen Lebens und verfügte in fürſtlicher Machtfülle über die Aemter, Ehren und Einkünfte des Staats.

Jacobs Haltung zum ſpaniſchen Hof.

Somerſet hatte auch dadurch die Gefühle des engliſchen Volkes verletzt, daß er ſpaniſch geſinnt war und den König bei der Verbindung mit dem Madrider Hof feſtzuhalten geſucht hatte. Man ſagte der Herzogin nach, ſie habe Jahrgelder aus Spanien bezogen. Sein Sturz erfüllte das Land mit der Hoffnung, Jacob werde nun eine andere Politik einſchlagen. Und auch der ſpaniſche Geſandte in London erwartete eine ſolche Wandlung; zumal als Sir Walter Raleigh, der nach dem Falle des Günſtlings, ſeines erbitterten Feindes, nach zwölfjähriger Haft aus dem Tower befreit worden war, dem König den Vorſchlag machte, das „Goldland" Eldorado, das nach einer Sage die Abkömmlinge der Incas nach der Zerſtörung ihres Reiches Peru zwiſchen dem Amazonenſtrom und dem Orinoko gegründet haben ſollten, für die engliſche Krone zu erobern. Allein ein feindſeliges Auftreten gegen das erlauchte Habsburger Herrſcherhaus lag dem Sinne Jacobs fern. Zwar ging er auf den Vorſchlag des unternehmenden Mannes ein, der in jenen fernen Regionen die Macht und das Anſehen Englands zu mehren und zugleich der anglicaniſchen Kirche Bekenner zu erwecken verſprach; Raleigh erhielt eine kleine Flotille, mit welcher er im Juli 1617 nach Guyana ſegelte, um von dort aus in das fabelhafte Goldreich einzudringen, zugleich wurde ihm aber zur Pflicht gemacht, jedes feindliche Zuſammentreffen mit den ſpaniſchen

Colonien zu vermeiden. Dies war jedoch nicht möglich, wenn Raleigh ſein Ziel erreichen wollte, da die Spanier ihre Beſitzungen an der Küſte und im Innern ſehr erweitert hatten. Bei dem Durchzug durch ſpaniſches Gebiet kam es bei St. Thomas zu einem hitzigen Treffen, in welchem die Engländer unterlagen. Der junge Raleigh, dem der kranke Vater den Oberbefehl übertragen, fand dabei ſeinen Tod; ſein Gefährte, der tapfere Hauptmann Keymis tödtete ſich mit eigener Hand. Nach ſchweren Verluſten mußte Raleigh den Rückzug antreten; die Mannſchaft entzweite ſich mit dem Führer, von dem ſie ſich betrogen glaubte, die Flotte löſte ſich auf; wie ein verſchlagener Abenteurer kam der alte Seefahrer in die Heimath zurück. Jacob faßte einen heftigen Groll gegen den Mann, welchen er ohnedies nie leiden konnte, ſowohl wegen des Schadens, den er der engliſchen Ehre und Marine zugefügt, als weil er das friedliche Verhältniß zu Spanien geſtört hatte, und er war ungroßmüthig genug dafür blutige Rache zu nehmen. Bei ſeiner Befreiung aus dem Tower hatte es Raleigh unterlaſſen, das gerichtliche Verdammungsurtheil, das noch über ihm ſchwebte, aufheben zu laſſen. Er glaubte, ſeine loyale Geſinnung und die Erfolge, auf die er in ſeinem kühnen Geiſte ſicherlich zählte, würden die vergangene Schuld, die ja ohnedies unerwieſen und zweifelhaft war, in Vergeſſenheit bringen. Er irrte ſich; er wurde wieder in Haft genommen und auf Grund des alten Todesurtheils enthauptet, ein hervorragender Genius im Reiche der Gedanken und des Wiſſens. Es iſt eine ſcharfe Arznei, ſagte er lächelnd, als er das Richtbeil berührte, aber ein ſicheres Heilmittel gegen alle Leiden. Das tragiſche Geſchick des ritterlichen Mannes erregte große Theilnahme bei der Nation. Man betrachtete ihn als ein Opfer der zweideutigen, hinterhaltigen Politik des Königs. Selbſt die Königin Anna hatte ſich für ſeine Rettung verwendet. Die Aufregung über den blutigen Ausgang verſchlimmerte die Krankheit, die ſie bereits ergriffen hatte. Einige Monate nachher war auch ſie eine Leiche. Die frühere Weltluſt, die ſie an rauſchenden Vergnügungen, an prunkenden Feſtlichkeiten, an Maskeraden und Tafelgenüſſen Gefallen finden ließ, war längſt verſchwunden und hatte einer ernſteren Lebensanſchauung Raum gemacht.

Walter Raleighs Hinrichtung. 29. Okt. 1618.

1. März 1619.

Durch die Hinrichtung des alten Seehelden ſuchte Jacob das Mißtrauen des ſpaniſchen Hofes zu zerſtreuen und das alte gute Einvernehmen wieder neu zu beleben. Ja er brachte dieſer Friedenspolitik noch ein weit größeres Opfer. Es iſt uns bekannt, daß die Böhmen vom Hauſe Habsburg abfielen und den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, Jacobs Schwiegerſohn zum König wählten. Die ganze proteſtantiſche Welt erwartete, daß der engliſche Monarch mit ſeiner Macht für die Tochter und deren Gemahl einſtehen würde. Er hatte die Annahme der böhmiſchen Krone zwar nicht gerathen doch auch nicht verhindert; und wenn er es nach ſeinen Anſichten von legitimer Autorität nicht gutheißen konnte, daß Unterthanen um der Religion willen eigenmächtig die Regierung änderten, ſo ſchmeichelte es doch auch wieder ſeinem dynaſtiſchen Stolze, daß ſeine Tochter

Die Pfälzer Frage und die ſpaniſche Heirath.

und ſeine Enkel königlichen Rang erhalten ſollten. Und was ihn beſonders hätte beſtimmen können, ſich der proteſtantiſchen Sache anzunehmen, war die öffentliche Meinung in England ſelbſt. Der Conflikt mit dem Parlament wäre minder ſcharf hervorgetreten, hätte ſich leichter ausgleichen laſſen, wäre Jacob auf die Sympathien der Nation eingegangen. Aber er konnte es nicht über ſich gewinnen, in einen feindlichen Gegenſatz zu Spanien zu kommen. Anfangs mochte er ſich mit dem Gedanken ſchmeicheln, er könnte die Stelle eines Vermittlers und Schiedsrichters behaupten, über den Frieden der Welt beſtimmen; mit der Zeit aber ließ er ſich mehr und mehr in die ſpaniſche Atmoſphäre hineinziehen; der Gedanke einer Vermählung des Prinzen von Wales mit der Tochter Philipps III. wurde von Neuem aufgegriffen. Was bei Heinrich durch den Tod vereitelt worden war, ſollte bei Karl zur Ausführung kommen. Der Herzog von Lerma begünſtigte den Plan, aber die engliſche Nation, insbeſondere die ganze Schule Robert Cecils verabſcheute die Idee einer katholiſchen Heirath. Man hätte lieber geſehen, daß der Thronfolger eine Gemahlin aus den adeligen Geſchlechtern des eigenen Landes oder aus einem deutſchen evangeliſchen Fürſtenhaus, etwa die Tochter des Kurfürſten von Brandenburg gewählt hätte. Statt deſſen wurden mit dem Hofe von Madrid Verhandlungen über ein Ehebündniß eingeleitet, welche wegen der vielen Bedenken und Schwierigkeiten, die zuvor gehoben werden mußten, Jahre lang fortdauerten. Unterdeſſen beſetzten ſpaniſche Truppen die Pfalz. Die Hoffnung, daß ſich der König der Union anſchließen würde, hatte den Kurfürſten und ſeine feurige Gemahlin hauptſächlich bewogen, die Hand nach der Krone von Böhmen auszuſtrecken, und nun ſahen ſie ſich von Land und Leuten vertrieben, ohne daß Jacob ſich ihrer angenommen hätte. Die Grafen von Eſſex und Oxford, die ein engliſches Regiment nach der Rheinpfalz führten, hatten Befehl, keine Feindſeligkeiten gegen die Spanier zu begehen. Die kriegsluſtigen Truppen, bei denen ſich viele junge Männer aus vornehmen Häuſern befanden, mußten ſich mit der Beſetzung einiger Städte begnügen. Der friedliebende König traute der ſpaniſchen Gleisnerei und ließ ſich durch die trügeriſche Ausſicht auf eine friedliche Löſung der Pfälzer Sache hinhalten; und während das Parlament immer mehr auf eine entſchiedene Haltung in den großen religiöſen Kämpfen des Continents drang und nur für den Fall ſeine Subſidien bewilligen wollte, daß der König zur Vertheidigung ſeines Schwiegerſohnes und der Union das Schwert ergreife, wurden die Unterhandlungen wegen der ſpaniſchen Vermählung fortgeſetzt.

Und zu welchen Zugeſtändniſſen ließ ſich Jacob bewegen, um zu bewirken, daß der päpſtliche Stuhl die zur Eheſchließung erforderlichen Dispenſationen ertheile und der ſpaniſche Hof in ſeiner europäiſchen Politik nicht gehindert werde! Nicht nur, daß er ſeinen Schwiegerſohn beredete, ſeine Feldherren Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig aus ſeinen Dienſten zu entlaſſen, wodurch die Pfalz gänzlich in die Hände der Feinde gerieth, daß die engliſchen Beſatzungen abziehen mußten und die Kurwürde an Maximilian von Bayern übertragen werden konnte (XI., 853 f.); er gab auch in

Beziehung auf die bestehenden Religionsgesetze Zusagen, welche, obwohl manche davon geheim blieben, den Argwohn und den kirchlichen Eifer des Parlaments erregen mußten; die künftige Königin und ihr Gefolge sollten freie Religionsübung haben, die Kinder bis in ihr zehntes Jahr unter den Augen ihrer Mutter erzogen werden und falls sie in dem katholischen Glauben beharren würden, dadurch ihren Thronfolgerechten kein Hinderniß entstehen; ja der König versprach die gegen die Katholiken verhängten Strafbestimmungen nicht mehr zu vollziehen, die Räthe zu deren Abschaffung eidlich zu verpflichten und den Privatgottesdienst der katholischen Recusanten nicht zu verhindern.

Die Brautfahrt des Prinzen von Wales.

Endlich gaben der Papst und der spanische Hof ihre Einwilligung und der Verbindung schien nichts mehr im Wege zu stehen. Da beredete der eitle Buckingham den Prinzen Karl zu einer Reise nach Madrid, und König Jacob, der in seiner Jugend seine dänische Braut auf ähnliche Weise überrascht hatte und stets mit großer Selbstgefälligkeit auf diese romantische That zurückblickte, begünstigte das Unternehmen. Wie einst der Vater seine Braut aus dem eisigen Norden, von Bergen in Norwegen heimgeführt (XI., 576), so sollte der Sohn die seinige aus dem Süden persönlich abholen. Unter fremden Namen kamen beide in Madrid an und wurden, als man sie erkannte, mit großer Auszeichnung behan- 1623.
delt. „Wie oft ist dem Prinzen ein Viva unter seinen Fenstern erschollen; Lope de Vega hat ihm einige glückliche Stanzen gewidmet; prächtige Spiele sind ihm zu Ehren veranstaltet worden." Die dynastische Verbindung, womit eine Aenderung des kirchlich-politischen Systems in England bedingt war, schien eine ausgemachte Sache zu sein. Schon wurden Priester und Recusanten aus der Haft entlassen und in volle Freiheit gesetzt; Universitäten und Geistliche erhielten die Weisung, sich aller Invectiven gegen das Papstthum zu enthalten, man erlebte, daß einzelne Prediger, die dawider verstießen, in die leer gewordenen Gefängnisse eingeschlossen wurden; heimliche Katholiken traten mit ihrem Bekenntniß wieder offen hervor. In der protestantischen Bevölkerung zeigte sich eine unruhige Aufregung, man fürchtete Gefahr für den Glauben der Väter, für die Religion des Landes; Alles drängte sich zum Gebet, um Hülfe bei Gott zu suchen; der Erzbischof von York machte dem König Vorstellungen und führte ihm zu Gemüthe, daß er durch seine beabsichtigte Toleranz Lehren befördere, die er selbst in seinen Schriften für abergläubisch und götzendienerisch erklärt habe. Die Befürchtung der Engländer über die spanische Heirath sollte jedoch bald verschwinden: es trat eine Wendung ein, welche die Verbindung in dem Augenblicke scheitern machte, da alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt schienen. Persönliche und politische Motive wirkten zusammen, um den Familienbund vor der Abschließung zu lösen und die alte Feindschaft zwischen den beiden Nationen in ihrer ganzen Stärke wieder aufleben zu lassen. Buckinghams leichtfertiges, übermüthiges Benehmen erregte Anstoß bei dem auf strenge Etikette haltenden spanischen Hofe. Wie erstaunte man in der hohen Gesellschaft über die Vertraulichkeit, womit der Diener dem Herrn begegnete, über die unschicklichen Freiheiten, die er sich in dessen Gegenwart erlaubte. Diplomatische Verwickelungen bei Abschließung der Eheverträge

erhöhten die Spannung. Der Prinz von Wales bestand auf der Herstellung seines Schwagers in sein Kurfürstenthum; aber gerade damals war man in Madrid und Wien mehr als jemals zu einer gemeinsamen Familienpolitik, zu einem geeinigten Vorgehen in allen kriegs- und religionspolitischen Fragen entschlossen; der mächtige Günstling Philipps IV., Graf Olivarez, von dem im Staatsrath Alles abhing, war der Leiter dieser auf die Traditionen Karls V. und Philipps II. zurückgehenden Politik. Es war begreiflich, daß der anmaßende und hochfahrende Olivarez sich mit dem eingebildeten und reizbaren Herzog von Buckingham bald verfeindete, und daß die persönliche Abneigung durch die Verschiedenartigkeit der Tendenzen geschärft wurde. Bei dem großen Einfluß des spanischen Edelmanns auf die gesammte königliche Familie mußte Buckingham für seine eigene Stellung in Besorgniß sein; er sah seinen Sturz vor Augen, wenn die Infantin Karls Gemahlin und in Zukunft Königin von England würde, und hintertrieb daher die dem englischen und spanischen Volke gleich verhaßte Vermählung, für die schon alle Anstalten getroffen waren. König Jacob mahnte zur Rückreise, da er die beiden Menschen, die er am meisten liebte, wieder um sich zu sehen wünschte. Mit welch ängstlicher Sorge blickte man in England auf die von den Herbststürmen erregte See, welche die englische Flotte, die den Prinzen und seine Begleiter heimbringen sollte, lange in Santander zurückhielt, und wie mächtig loderten die Freudenfeuer bei Guildhall und an so vielen anderen Orten, als endlich am 5. Oktober nach achtmonatlicher Abwesenheit der ersehnte Thronfolger zurückkehrte, ohne die spanische Braut und treu dem väterlichen Glauben! Noch blieben die Unterhandlungen einige Zeit in der Schwebe; keiner der beiden Höfe wollte den Anstoß zu einem vollständigen Bruch geben. Aber bei den widerstreitenden Interessen, die jenseits der Pyrenäen und über dem Canal schärfer als je hervortraten, die Spanien zu der engen Allianz mit Oesterreich und der Liga, England zur Unterstützung der protestantischen Sache hindrängten, waren die friedfertigen und freundschaftlichen Beziehungen, die man geflissentlich mit einer gewissen Ostentation noch aufrecht zu erhalten sich die Miene gab, nur Schein und heuchlerisches Spiel.

Französische Vermählung.

Denn schon waren andere Vermählungspläne aufgetaucht. Auf der Rückreise hatte sich der Prinz einige Tage in Paris aufgehalten und unerkannt die Schwester Ludwigs XIII., die Prinzessin Henriette Marie von Frankreich beim Tanze gesehen. Er fand Wohlgefallen an ihr, und Buckingham, der aufs Eifrigste beflissen war, die Verbindung mit Spanien zu zerreißen, bestärkte ihn und den König in dem Gedanken, statt der Infantin die Tochter Heinrichs IV. zur Prinzessin von Wales zu erheben. Wir wissen, wie sehr Maria von Medicis, die damals noch eine einflußreiche Stimme am Hofe hatte, und der Minister Richelieu den Plan begünstigten. Buckingham fand mit seinem Vorschlage in Paris eine huldvolle Aufnahme. Aber in England selbst, sogar im königlichen Rathe waren mehrere spanisch gesinnte Männer, welche an der bis-

herigen Politik und an der Verbindung mit dem Hofe von Madrid festhielten. Diesen wäre es ganz recht gewesen, wenn bei der Gelegenheit der eigenmächtige Günstling gestürzt und durch einen Andern ersetzt worden wäre. Buckingham hatte jedoch ein Mittel, die Absichten seiner Gegner zu hintertreiben: er rieth dem König, wieder ein Parlament einzuberufen, und demselben die Gründe vorzutragen, warum man dem Bündniß mit Spanien entsagt und die Vermählung mit der Infantin aufgegeben habe. Der Herzog kannte die Stimmung des Landes; die Opposition war ja hauptsächlich gegen die unentschiedene Haltung der Regierung in dem großen europäischen Parteikampfe gerichtet gewesen; und wenn auch die Nation es lieber gesehen hätte, daß der Thronfolger eine protestantische Fürstentochter als Braut heimführte, so war doch eine Vermählung mit einer Tochter des ehemaligen Hugenotten Heinrich IV. viel weniger anstößig und verhaßt als eine spanische Heirath. Zudem stand die französische Regierung bereits im Begriff, sich der protestantischen Partei in Deutschland anzunehmen. Buckingham erreichte seine Zwecke. Das Unterhaus sprach die Bitte aus, der König möge die Unterhandlungen mit Spanien sowohl in Sachen der Verehelichung als der Restitution der Pfalz abbrechen. Es war für Jacob ein schwerer Entschluß, eine Politik aufzugeben, in der bisher seine Grundgedanken wurzelten, ein System zu ergreifen, das ihn zur Theilnahme an dem großen deutschen Krieg nöthigen mußte. Aber Buckingham brachte es dahin. Jacob unterzeichnete den Ehevertrag mit Frankreich und traf bereits Anstalten zur Wiedereroberung der Pfalz. 12. Decbr. 1624.

Auch der französischen Königstochter mußten in Bezug auf ihre Religion ähnliche Zugeständnisse gemacht werden wie früher der spanischen, wenn der Papst seine Einwilligung geben sollte: der Tochter Frankreichs und ihrer katholischen Umgebung wurde vom König freie Religionsübung zugesagt; die Erziehung der Kinder sollte bis zum dreizehnten Jahr ihrer Obhut anvertraut bleiben, doch das Successionsrecht an das Bekenntniß zur Landeskirche gebunden sein. Der französischen Regierung gab Jacob das Versprechen, die englischen Katholiken fernerhin nicht mehr zu Geldstrafen anzuhalten, noch ihre Hausandacht zu hindern.

3. Krone und Parlament.

War schon in den ersten Jahren ein tiefer prinzipieller Zwiespalt über das englische Staatswesen zwischen Krone und Parlament hervorgetreten, so nahm derselbe mit der Zeit immer größere Dimensionen an. Wir wissen, in welcher Unterwürfigkeit die Tudors die Vertreter des Volkes gehalten, wie sehr sie das Parlament zu einem fügsamen fast willenlosen Werkzeug ihrer Despotie herabgewürdigt hatten. In dieses Verhältniß gedachte auch Jacob einzutreten. Durchdrungen von der Allmacht und Majestät seiner von Gott stammenden Königswürde, war er weit entfernt der Reichsversammlung größere Gewalt und Befugnisse zuzuerkennen, als seine Vorgänger gethan. Nach seinen patriarchalischen Vorstellungen vom Königthum hoffte er Gehorsam und williges Entgegenkommen zu finden. Aber er konnte bald bemerken, daß eine andere Luft wehte, daß die Divergirende Ansichten vom Staat.

Nation unter den ſchweren Kämpfen der Vergangenheit zum Selbſtbewußtſein gelangt war. Seine Regierung war ein fortwährender Streit um die Prärogative der Krone und die Rechte der Nation. Jacob bemühte ſich vergebens, die königliche Autorität im Geiſte ſeiner Vorgängerin aufrecht zu halten: er beſaß weder die Klugheit und Herrſcherkraft der Eliſabeth, um den aufſtrebenden Widerſtand zu bändigen, noch konnte er wie ſie durch den Glanz und Ruhm ſeiner Regierung den Despotismus verhüllen; und während der ſparſame Staatshaushalt der kargen Königin ſie in Stand ſetzte, ſelten die Hülfe des Parlaments anſprechen zu müſſen, war ihr verſchwenderiſcher Nachfolger, der für die glänzende Hofhaltung, für prunkvolle Feſte und ſchwelgeriſche Mahlzeiten, für ſeine ungemeſſene Freigebigkeit gegen Günſtlinge großer Geldſummen bedurfte, ſtets in Noth und von Schulden gedrückt. Der Plan Robert Cecils, das Parlament zu vermögen, dem König ein beſtimmtes jährliches Einkommen zu bewilligen und die Schulden zu übernehmen, wogegen Jacob ſich zur Abſtellung aller gerechten Beſchwerden als Gegenleiſtung (Retribution) verſtehen ſollte, kam nicht zur Ausführung: der König trug Bedenken, auf Bedingungen einzugehen, welche die Prärogative ſeiner Krone beſchränken könnten, und das Parlament hatte kein Vertrauen, daß Jacob zu ſeinem Worte halten und ſich durch Verträge binden laſſen würde. Wurde doch in ſeiner Umgebung die Anſicht geäußert: „Bande, von den Unterthanen dem Fürſten angelegt, ſeien nur Spinneweben, er dürfe ſie jeden Augenblick zerreißen“. Noch weniger kam es nach Cecil's Tod zu einer Verſtändigung. Je kärglicher aber die Bewilligungen der Reichsverſammlung ausfielen, deſto dringender wurden die Geldbedürfniſſe des Hofes. Um dem Mangel abzuhelfen, ſchlug Jacob verſchiedene Wege ein: er bediente ſich des aus den Lehensverhältniſſen erwachſenen Rechts, welches dem König die Vormundſchaft über die Unmündigen vom Adel zuwies, zum eigenen Vortheil mittelſt des „Pupillenhofes“; er nöthigte die Großen und die Geiſtlichkeit zu freiwilligen oder gezwungenen Beiträgen, zu Darlehen und Gaben, an deren Rückbezahlung er nie dachte; er verkaufte Monopolrechte, die dem geſammten Handelsſtand beſchwerlich fielen, und ſchuf einen niedern Adel, Baronets, zu dem man das Patent oder den Adelsbrief erkaufen konnte; und als nun dies Alles nicht zureichte, und die Subſidien der Reichsſtände immer ſchwieriger zu erlangen waren, beſchwerte er, ohne die Einwilligung des Parlaments nachzuſuchen, die Ein- und Ausfuhr aller Waaren mit willkürlichen Taxen. Man berechnete, daß im Jahre 1614 die Zölle um mehr als das Zwanzigfache geſteigert worden ſeien. Umſonſt erklärten die Stände dieſe eigenmächtige Zollerhöhung und jede willkürliche Beſteuerung für eine Verletzung der Reichsverfaſſung; Jacob behauptete, „dem Fürſten ſtehe nach göttlichen und menſchlichen Rechten die geſetzgebende Gewalt zu, er übe ſie unter Theilnahme ſeiner Unterthanen aus und bleibe immer über dem Geſetze erhaben“. Aber dieſe Auffaſſung fand wenig Anklang bei der Nation. Man erwiederte ihm, auch das Volk habe Rechte, die ewig und unwandelbar ſeien, und

den Lords und Gemeinen liege es ob, rechtzeitig über dieſelben zu wachen. Umſonſt drohte der König, löſte das Parlament wiederholt im Zorne auf, ließ die kühnſten Redner in Haft nehmen; jede neue Verſammlung führte dieſelbe Sprache. Zu dieſer Zeit wurden in Frankreich die Generalſtände verabſchiedet, um nie wieder einberufen zu werden, die Aera des Abſolutismus war dort im Anbrechen. Sollte nicht in England ein gleicher Verſuch gewagt werden können? Aber gerade deshalb waren die Repräſentanten um ſo mehr auf ihrer Hut. Immer gereizter wurden die Auseinanderſetzungen über die Grenzen der königlichen Prärogative und der Freiheiten des Landes.

Coke und Bacon von Verulam.

Auch in der Literatur wurde die Frage beſprochen: Edward Coke, der gründlichſte Kenner der engliſchen Geſetze, trat für die beſtehenden Landesrechte ein, die er für die beſte Schutzwehr gegen jede Vergewaltigung, geiſtliche wie weltliche erklärte, und beſtritt das königliche Privilegium der Pfründenverleihung und des Eingriffs in die Rechtsſprüche des höchſten Gerichtshofes; Francis Bacon dagegen betrieb die Ausbildung der monarchiſchen Verfaſſung im Sinne der unbeſchränkten Fürſtengewalt. Dafür wurde er zum Lordkanzler erhoben, Coke dagegen aus den königlichen Dienſten entlaſſen, eine Ungnade, die ihm die Volksgunſt erwarb und ſein Anſehen im Parlament ſteigerte. Wie Richelieu ſah auch der engliſche Staatsmann und Philoſoph das Heil des Staates in der erhöhten Königsmacht. Allein er war für das monarchiſche Prinzip eine gebrechliche Stütze. Ein Mann von hohem Geiſt aber ſchwachem Charakter, hat er durch ſein eigenes Thun die Macht des Unterhauſes erhöht. Um ſeinen ungemeſſenen Aufwand zu beſtreiten, ſeinen Ehrgeiz und ſeine Eitelkeit zu befriedigen, lud der oberſte Richter, der Lordkanzler von England den Makel der Käuflichkeit auf ſich. Seine Widerſacher, an ihrer Spitze Coke wieſen ihm nach, daß er von den Parteien Geſchenke angenommen und ſich bei dem Verkaufe von Monopolen bereichert habe. Vom Hauſe der Gemeinen der Veruntreuung angeklagt, wurde er von den Lords dazu verurtheilt, daß er nie- 1621.
mals wieder ein öffentliches Amt bekleiden noch in dem Parlament ſitzen dürfe und daß er aus der Nähe des Hofes verbannt ſein ſolle. Weder der König noch der mächtige Günſtling wagte es, ſich des Verurtheilten anzunehmen. Eigene Schuld und Amtsmißbrauch, Parteihaß und Rachſucht von Seiten ſeiner Gegner und Intriguen egoiſtiſcher Natur aus der Umgebung Buckinghams wirkten zuſammen, um den Lordkanzler zu Falle zu bringen. Er wurde von dem Peershof zu einer Geldbuße von 40,000 Pfd. Stlg., zur Gefangenſchaft im Tower, ſo lange es dem König beliebe, zum Verluſt der Staatsämter, des Sitzes im Parlamente, des Aufenthalts bei Hofe verurtheilt. Der König ſetzte ihn nach einer Haft von zwei Tagen in Freiheit, erließ ihm die Geldſtrafe und gewährte ihm eine Penſion; aber ſeine Wirkſamkeit als Staatsmann war ſeitdem dahin. Er blieb ein gebrochener Mann, für das öffentliche Leben verloren, von beſchaltenen Charakter, wenn auch von der Nachwelt als einer der erſten Denker anerkannt. Fünf Jahre ſpäter iſt Bacon von Verulam geſtorben mit der Weisſagung, daß der 9. Apr. 1626.
Blitz bald nach höheren Regionen treffen werde.

Wachſende Oppoſition. 1621.

Die Entzweiung zwiſchen der Regierung und der geſetzgebenden Macht wurde durch den Gang der engliſchen Politik bei den großen Fragen des Tages erweitert. Die Räthe der Nation beſtanden nicht nur auf den alten Volksrechten, ſie äußerten auch unverhohlen ihr Mißfallen über die ſpaniſche Brautwerbung und die Preisgebung des proteſtantiſchen Kurfürſten. Der König klagte, daß durch ihr Verhalten ſeine Prärogative verletzt würde: das Parlament wolle

über seine Bündnisse mit andern Fürsten bestimmen und ihm für seine Kriegführung Maß geben; Religion und Staat, die Vermählung seines Sohnes ziehe es in Berathung: was bleibe da von der Souveränetät noch übrig? Er verwies ihnen die Einmischung in Dinge, die weit über das Begriffsvermögen und die Befugnisse des Hauses gingen, und erklärte, die Rechte, auf die sie sich beriefen, seien nur Privilegien, die sie der Gnade seiner Vorfahren und seiner eigenen zu verdanken hätten. Da gaben die Glieder des Unterhauses einen Protest zu Protocoll, worin sie die Freiheiten des Parlaments für das unzweifelhafte Geburtsrecht und Erbtheil der Unterthanen von England erklärten, nicht nur Gesetzgebung und Steuerbewilligung ansprachen, sondern auch die Befugniß, in schwierigen und dringenden Geschäften ihren Rath zu geben und Beschwerden einzureichen; dabei nahmen sie volle Freiheit der Rede und Sicherheit der Person gegen willkürliche Haft für alle Parlamentsglieder in Anspruch. Wüthend über solche Vermessenheit riß der König eigenhändig das Blatt aus dem Protocollbuch, löste das Parlament auf und ließ eine Anzahl von Mitgliedern, die ihm besonders widerwärtig waren, in Haft nehmen. Mehrere Jahre vergingen, ohne daß eine Reichsversammlung getagt hätte. Der König konnte sich nicht entschließen, seine Politik und seine häuslichen Angelegenheiten in öffentlichen Discussionen verhandeln zu lassen. Erst als die Unterhandlungen mit Spanien abgebrochen waren und ein wirksames Eingreifen in den deutschen Krieg zur Rettung der Pfalz durch Ehre und Religion geboten schien, bewog Buckingham den König, seine Abneigung zu überwinden und ein neues Parlament einzuberufen. Er stellte dem Monarchen vor, daß er bei der beabsichtigten Veränderung der auswärtigen Politik auf die Zustimmung der Nation und des höchsten Reichskörpers sicher zählen könne.

Jacobs letztes Parlament und Ausgang. Febr. 1624.

Und diese Voraussetzung schien einzutreffen. Die Versammlung, die am 19. Februar 1624 eröffnet wurde, obschon größtentheils aus Gliedern der alten Oppositionspartei bestehend, erwies sich, als Buckingham die Versicherung gab, daß alle Unterhandlungen mit Spanien abgebrochen seien und der König sich seines Schwiegersohns annehmen würde, in ihren Geldbewilligungen freigebiger als zuvor und gab ihre freudige Stimmung über die Wandlung zu erkennen. Der Minister ging mit dem Parlamente Hand in Hand, denn er bedurfte dessen Beistand gegen seine zahlreichen Widersacher. Er versprach dem Hause, daß die Verwendung der bewilligten Geldmittel der Controle des Parlaments unterstellt werden sollte; ohne Bedenken trat er in Verhandlungen ein über die allgemeinen Anliegen des Reichs, über Krieg und Frieden, über die Vorgänge in der königlichen Familie; die Monopolien, gegen welche früher vergebens so viele Beschwerden erhoben worden, sollten abgestellt, die Strafgesetze gegen die Katholiken erneuert werden. Buckingham erreichte seinen Zweck. Noch niemals waren Regierung und Reichsvertretung in so gutem Einvernehmen; das Haupt der spanisch-gesinnten Partei, der Lordschatzmeister Cranfield, Buckinghams bedeutendster und mächtigster Widersacher,

wurde auf ähnliche Weiſe wie Francis Bacon durch ein Gerichtsverfahren aus ſeinem Amte entfernt, obwohl ſeine Schuld weder erwieſen noch eingeſtanden war, und durch Männer von entgegengeſetzter Richtung erſetzt. Jedermann erwartete eine Kriegserklärung gegen Spanien, einen Feldzug nach der Pfalz. Aber in dieſer Haltung ging Buckingham weit über die Grenzlinien hinaus, welche Jacob einzuhalten geſonnen war. Sollte der Stuart ſeine Grundſätze von Autorität und Prärogative der Krone, die er ſein ganzes Leben hindurch aufrecht erhalten, nun in ſeinen alten Tagen preisgeben? ſollte er die Politik des Friedens und Vermittelns, die ſeiner Natur ſo ſehr zuſagte, nun auf einmal von der Hand weiſen und entſchieden zum Schwert greifen? Noch niemals befand ſich König Jacob in ſolcher Unruhe, in ſolcher peinlichen Unſchlüſſigkeit und Rathloſigkeit als in dieſen letzten Lebenstagen. Er hätte ſich gerne von Buckingham losgemacht und einen harmloſeren Freund an ſeine Seite berufen; allein der gewandte Günſtling war bereits zu mächtig geworden; er hielt den König mit ſtarken Banden gefeſſelt und beherrſchte und ängſtigte ihn mit Berufung auf den Volkswillen und das Parlament. Mit innerem Widerſtreben, „der Noth gehorchend nicht dem eigenen Trieb“ nahm Jacob eine kriegeriſche Haltung an; es wurden Rüſtungen gemacht, Marine und Flotte, auf welche Buckingham von jeher die größte Sorgfalt verwendet, vermehrt und in gute Verfaſſung gebracht, Verbindungen mit proteſtantiſchen Fürſten angeknüpft, Mansfeld durch Geldbeiträge in Stand geſetzt, neue Truppen zur Wiedereroberung der Pfalz zu werben. Auch der erwähnte Heirathsvertrag mit Frankreich, der kurz vor Weihnachten zum Abſchluß kam, konnte als Kundgebung kriegeriſcher Tendenzen gegen die Habsburger Reiche angeſehen werden. Aber noch immer vermochte ſich Jacob nicht zu einem entſcheidenden Schritt zu ermannen; ein Krieg mit Spanien ängſtigte ihn wie ein drohendes Geſpenſt; Mansfeld erhielt die Weiſung, kein Land anzugreifen, welches der Erzherzogin Iſabella oder der ſpaniſchen Krone mit Recht angehöre; man vermied jedes feindſelige Auftreten. Zu dieſer unſchlüſſigen Haltung wurde König Jacob außer ſeiner Friedensliebe vor Allem durch die Furcht von dem Parlamente gedrängt. Der Geiſt der Oppoſition, der ſich bei aller Willfährigkeit, bei aller Begünſtigung der neuen politiſchen Wendung in den Reihen der Abgeordneten kund gab, flößte ihm Sorgen ein; er fürchtete eine Gefährdung des monarchiſchen Prinzips, das er ſo eiferſüchtig zu wahren und zu ſteigern befliſſen war. Das Schickſal erſparte ihm die letzte Entſcheidung. Ehe noch die Vermählung ſeines Sohnes mit Henriette von Frankreich vollzogen war, während noch die Kriegswage in der Schwebe gehalten ward, ſchied König Jacob, der erſte Stuart auf Englands Thron aus dem Leben, treu der anglicaniſchen Religionsform, nach deren Ritus er vor ſeinem Ende das Abendmahl empfing, und treu ſeinen politiſchen Anſchauungen, zu denen er ſich in ſeinem Leben und in ſeinen Schriften bekannt und die er in der letzten Stunde den um ihn Verſammelten ausgeſprochen hatte. Dieſe Anſchauungen ſtanden in ſchroffem Gegenſatz zu den

27. März (8. April) 1625.

Tendenzen der Nation; und wenn gleich der Zwiespalt der Meinungen zwischen Krone und Parlament am Schlusse seines Lebens weniger offen und scharf hervorgetreten war, so konnte doch Jacob aus vielen Anzeichen schließen, daß das persönliche Regiment, das Königthum von Gottes Gnaden, das er allein für berechtigt hielt, keinen Bestand haben werde. Ein banges Gefühl von bevorstehenden inneren Kämpfen durchzog die Seele des Königs und verdüsterte seine letzten Stunden. Und daß diese Befürchtungen nicht ungegründet waren, trat bald zu Tage, als sein vielgeliebter Sohn Karl I. den Thron bestieg.

II. König Karl I. und die englische Thronumwälzung.

1. Karls I. Regierung bis zu Buckinghams Ermordung.

Regierungsantritt und Vermählung.

In einem monarchischen Staat ist ein Thronwechsel stets ein bedeutungsvoller Moment im öffentlichen Leben; das Volk sieht mit gespannten Erwartungen auf die ersten Regierungshandlungen, um daraus einen Schluß auf die kommenden Dinge, auf die Ansichten und Absichten des neuen Regenten zu ziehen. Und in welchem andern Lande hätten diese Erwartungen allgemeiner und aufregender sein können als in dem Reiche, wo der König im Augenblick großer Entscheidungen aus dem Leben gegangen war? Wird der neue König auf den angebahnten Wegen weiter wandeln und die von Buckingham eingeleitete Politik in Ausführung bringen, oder wird er andere Tendenzen verfolgen, vielleicht wieder in das Friedenssystem des Vaters einlenken? Daß der letztere Fall nicht eintreten würde, kam bald klar zu Tage. Der Eifer, womit die Vermählung mit der französischen Verlobten betrieben wurde, konnte als Beweis dienen, daß der neue König gründlich mit dem Habsburger Herrscherhaus zu brechen gedenke. Weder die Trauer um den verstorbenen Monarchen noch die in London herrschende Epidemie hielt Karl ab, die Tochter der Maria von Medicis durch eine feierliche Gesandtschaft abholen zu lassen und nach der persönlichen Trauung in der Kathedrale von Canterbury auf dem schönen Schloß Hamptoncourt das frohe Ereigniß mit glänzenden Festlichkeiten zu feiern.

König Karl I.

Die „Honigmonate" sollten jedoch nicht lange dauern; die Zeiten waren zu ernst, als daß nicht Staatsangelegenheiten sofort die ganze Thätigkeit des Königs in Anspruch genommen hätten. Die Lage der öffentlichen Dinge war nicht ungünstig. Buckingham, welcher Karl's Vertrauen und Gnade noch in höherem Maße besaß, als in der letzten Zeit die des Vaters, hatte durch sein Einlenken in die nationale Politik, durch sein entgegenkommendes Verhalten zu den Forderungen des Parlaments die ungünstigen Vorurtheile, welche der übermächtige und übermüthige Günstling früher auf sich geladen, abgeschwächt und verwischt: es unterlag keinem Zweifel, daß sein Vorhaben, für die Sache der Evangelischen auf dem Continent einzutreten und der spanisch-österreichischen Reactionspolitik

entgegen zu wirken, im Sinne des engliſchen Volkes war. Und ſollte nicht der König, der fünfundzwanzig Jahre alt in der Blüthe ſeines Lebens ſtand, der an häuslichen Tugenden, reinen Sitten und ritterlichem Weſen wie an edlem Kunſtſinn und manchen königlichen Eigenſchaften den Vater weit übertraf, bei allen Ständen mehr Zuneigung und Vertrauen finden, als der eigenſinnige, rechthaberiſche, pedantiſch-eitle Vorgänger? Er war mit ſeinen Anſichten offener und aufrichtiger hervorgetreten, hatte dem ſpaniſchen Hof gegenüber mehr Charakterfeſtigkeit und Entſchloſſenheit gezeigt und ſtets die Sache ſeines Pfälzer Schwagers verfochten. Daß er ſeinem Vater an gelehrten Kenntniſſen und Geläufigkeit der Rede nachſtand, gereichte ihm im Urtheil der Welt nicht zum Nachtheil, zumal da er ein praktiſches Verſtändniß und eine raſche Auffaſſung für politiſche und kirchliche Fragen beſaß. Auf ſeinem bisherigen Leben laſtete kein Vorwurf, kein ſittlicher Makel; und auch im Verlauf ſeiner Regierung bewährte er in Haus und Familie dieſelbe Reinheit der Sitten. Freilich hatte er mehr von dem Vater geerbt, als das Volk gewahrte: er theilte deſſen Vorliebe für unbeſchränkte Herrſchergewalt, er hegte dieſelben übertriebenen Anſichten von der Königsmacht, der Prärogative der Krone, er war von denſelben Stolz und eigenmächtigen Sinn erfüllt; er hatte dasſelbe Bedürfniß, ſein Vertrauen Günſtlingen zuzuwenden; zu Jagd, Feſtlichkeiten und Lebensgenüſſen war er nicht minder geneigt und auch der Hang zu Zweideutigkeit und Verſtellung lag in ſeiner Seele verborgen. Die energiſche Lebendigkeit und das populäre Weſen, die ſeinem älteren Bruder Heinrich die Zuneigung des Volkes verſchafft, waren ihm fremd. Doch trat dies Alles erſt im Laufe ſeiner Regierung zu Tage. Bei ſeiner Thronbeſteigung ſchien zwiſchen König und Nation Einverſtändniß und Harmonie zu beſtehen. Nur um dem Reichsgeſetze zu genügen, ordnete Karl ſofort neue Parlamentswahlen an; er wäre am liebſten mit denſelben Abgeordneten, die ſchon unter Jacob verſammelt geweſen, in Berathung getreten. Handelte es ſich doch nur um die Bewilligung der nothwendigen Subſidien zur Durchführung des bereits beſchloſſenen Krieges und zur Deckung der von Jacob hinterlaſſenen und durch die glänzende Vermählungsfeier gemehrten Schulden.

Kirchliche Differenzen

Aber wie bald ſollte Karl aus dieſer Täuſchung geriſſen werden. Das Parlament, das um die Mitte Juni ſich in Weſtminſter verſammelte, verkannte zwar nicht ſeine Verpflichtung, der Regierung die Mittel zu dem bereits begonnenen Krieg zu bewilligen, aber es verlangte zugleich, daß der König nunmehr auch ſeinerſeits die politiſchen und kirchlichen Grundſätze in Ausführung bringe, deren Innehaltung Buckingham im vorigen Jahr in Ausſicht geſtellt und die er ſelbſt als Erbe der Krone gebilligt habe. Es war kein Geheimniß, wohin das Haus zielte: man hatte in Erfahrung gebracht, daß dem franzöſiſchen Hofe bei dem Ehevertrag in Betreff der katholiſchen Religionsübung in England weitgehende Zugeſtändniſſe gemacht worden. Der Papſt und die ultramontane Partei hegten ſogar die kühne Hoffnung, daß dies den Anſtoß zu einer Bekehrung des

Inſelreiches geben könnte. Um nun dieſe Hoffnungen gründlich niederzuſchlagen, trug das Parlament darauf an, daß die Strafgeſetze gegen die Recuſanten in Ausführung gebracht werden ſollten, daß der neue König zu dem Regierungsſyſtem Eliſabeths zurückkehre. Aber wie konnte Karl zu ſolchen rigoroſen Maßregeln ſchreiten? Konnte er der Königin, ihrem Hofhalte, den franzöſiſchen Gäſten die Meſſe unterſagen oder ihnen verwehren, engliſche Freunde und Glaubensgenoſſen daran Theil nehmen zu laſſen? Was würde der franzöſiſche Hof, mit dem doch der Krieg gegen Spanien gemeinſchaftlich geführt werden ſollte, zu einem ſolchen vertragswidrigen Verfahren geſagt haben? Allein ſo wenig der König zu den Maximen der Eliſabethſchen Zeit zurückgehen konnte und wollte; ſo feſt beharrte das Parlament auf ſeinen Forderungen. Die engliſche Nation hatte mit Unruhe die katholiſirenden Richtungen der Stuartſchen Familie beobachtet; ſie fürchtete aller Früchte der Reformation, für welche die Väter ſo viele Opfer gebracht, verluſtig zu gehen. Und wenn ſchon bisher Papiſten und Jeſuiten mit conſpiratoriſchen Umtrieben und Umſturzverſuchen umgegangen waren, was ſtand erſt zu erwarten, als der katholiſch-reactionäre Fanatismus auf dem Continente den geſammten Proteſtantismus mit Ausrottung bedrohte?

Es wurde erwähnt, daß im Gegenſatz zu der hochkirchlichen Richtung des Hofes und des Episcopats die puritaniſchen Anſichten immer weiter in die bürgerlichen Kreiſe eindrangen, daß ſchon unter Jacob eine kirchlich-politiſche Oppoſition hervorgetreten war, welche die ganze Anſchauungsweiſe der herrſchenden Kreiſe im Prinzip bekämpfte. Es wäre Unrecht, dieſe Oppoſition allein auf einen religiös-proteſtantiſchen Zelotismus zurückzuführen; ſie wurzelte in der Verſchiedenheit der Anſchauungen von Staat und Kirche zwiſchen der Hoftheologie und der bürgerlichen Laienwelt. Dr. Montague, einer der königlichen Kapläne, hatte in einer Streitſchrift mit einem Miſſionar darzuthun geſucht, daß die anglikaniſche Kirche von den Doctrinen Calvins weiter entfernt ſei als von den katholiſchen Kirchenlehren, jene mit großer Gehäſſigkeit, dieſe mit Schonung und Anerkennung behandelt. Mit einer Klage bedroht appellirte er an den König, als Oberhaupt der engliſchen Kirche. Auf den Rath einiger geiſtlichen Würdenträger zog Karl die Sache vor ſein eigenes Gericht. Die Puritaner argwohnten, daß Montague die in den Hofkreiſen herrſchenden Anſichten ausgeſprochen habe, und das Abgeordnetenhaus wollte den von den Tudors erhobenen Anſpruch, daß es zu der Prärogative der Krone gehöre in kirchlichen Angelegenheiten von parlamentariſchen Geſetzen zu dispenſiren, nicht ferner gelten laſſen. Unter den einzelnen Streitfragen lagen weitgehende Prinzipien verborgen; es handelte ſich darum, ob die königliche Autorität oder die beſchworenen Reichsgeſetze die höchſte Macht in England ſeien.

Der König u. ſein erſtes Parlament. 1625.

Und nicht blos in Sachen der Religion und Kirche trat dieſer Gegenſatz hervor: je mehr die Stuarts in ihrem ſtolzen Herrſchergeiſt die monarchiſche Gewalt über Geſetz und Herkommen zu ſtellen ſuchten, deſto mehr war das Parlament bedacht, die alten nationalen Rechte mit Garantien zu ſchützen, aus dem Dunkel der Unbeſtimmtheit, in das ſie unter der Willkürherrſchaft der Tudors gerathen waren, zu klarer Geltung und Anerkennung zu erheben, dem gebildeten Mittelſtande Theilnahme am Staatsleben und an den höchſten nationalen Gütern zu

erwerben. Das Unterhaus wollte daher die Geldbedürfniſſe des Königs zur Sicherſtellung der Landesrechte benutzen. Nicht nur daß es in ſeiner Bewilligung der für den Krieg geforderten Subſidien weit unter den Anträgen blieb, es ging ſogar in der Ueberweiſung des Tonnen- und Pfundgeldes, der herkömmlichen Zölle für ein- und ausgehende Waaren, von der Gewohnheit ab, indem es die Erhebung derſelben nicht, wie bisher üblich geweſen, auf die ganze Regierungszeit zugeſtand, ſondern nur auf ein Jahr, nach deſſen Ablauf eine neue Bewilligung nachgeſucht werden ſollte. Was zu allen Zeiten von den Königen als ein Recht der Krone angeſehen worden war, deſſen Beſtätigung nur um der Form willen bei den Reichsboten nachgeſucht werde, wurde nun als ein Recht der Nation hingeſtellt. Karl wurde durch dieſe Haltung des Parlaments mit großem Unwillen erfüllt; nicht allein daß ihn daſſelbe in dem Krieg, den es doch ſelbſt gebilligt, nicht hinlänglich unterſtützte, er ſollte auch Jahr ein, Jahr aus von dem guten Willen des Unterhauſes abhängig ſein und in religiöſen Dingen ſich die Hände binden laſſen. Dieſe Verſtimmung wurde durch Buckingham vermehrt. Der eitle, herrſchſüchtige und ſelbſtgefällige Mann hatte ſich im vorigen Jahr nur deshalb dem Parlamente ſo ſehr genähert und die conſtitutionellen Tendenzen gefördert, um mit deſſen Hülfe die ſpaniſch geſinnte Gegenpartei zu ſprengen und zu ſtürzen. In ſeinem Innern theilte er ganz die Stuartſchen Anſichten, die Hinneigung zum Katholicismus, den Widerwillen gegen jedes populare Mitregiment. „Er ſah die parlamentariſche Verfaſſung aus dem Standpunkte eines Gewalthabers an, der ſich ihrer zu dem vorliegenden Zweck bedienen will, ohne ſich von ihr gebunden zu achten, ſobald ſie ihm unbequem wird. Ihm lag Alles an dem nächſten Succeß, für den ihm jedes Mittel recht war.“ Weit entfernt ſich der öffentlichen Meinung, wie ſie ſich in der geſetzgebenden Körperſchaft kund gab, zu beugen, bewog er den König, ſich über die Oppoſition hinweg zu ſetzen. Die in London herrſchende Peſt wurde als Grund benutzt, die Sitzungen nach der hochkirchlich-conſervativen Univerſitätsſtadt Oxford zu verlegen. Der Großſiegelbewahrer Williams, welcher dem Hauſe die Zuſage gegeben hatte, daß die Geſetze gegen die katholiſchen Prieſter vollzogen werden ſollten, wurde ſeines Amtes enthoben und eine königliche Amneſtie gegen ſechs Angeſchuldigte erlaſſen; und als das Parlament eine neue Subſidienbewilligung zurückwies, erfolgte die Aug. 1625.
Auflöſung. Durch Wahlbeherrſchung und perſönliche Einwirkung hoffte der herrſchſüchtige Miniſter, der im geheimen Rath allein das gebietende Wort führte, eine fügſamere Verſammlung zu erhalten. Mehrere hervorragende Glieder der Oppoſition wurden zu Sheriffs ernannt, damit ſie nicht wieder gewählt werden könnten.

Das zweite Parlament, das Karl bald nach ſeiner Krönung in Weſtminſter verſammelte, war von demſelben Geiſt erfüllt wie das erſte. Buckingham hatte vor zwei Jahren, als er nach Volksgunſt ſtrebte, verſprochen, daß über die Verwendung der bewilligten Gelder der Verſammlung Rechenſchaft abgelegt und nach Das zweite Parlament. Febr.—Juni 1626.

ihrem Rath und Willen dabei verfahren werden ſollte. Darauf kam nun das Parlament zurück. Der König weigerte ſich, eine ſolche parlamentariſche Controle, die einer Miniſter-Verantwortlichkeit gleich kam, über ſeine Verwaltung ergehen zu laſſen, das widerſtrebe der Prärogative ſeiner Krone. Dem Kriegsrath wurde unterſagt, dieſem Verlangen Folge zu leiſten. Zugleich wurde mit der Erhebung des Tonnen- und Pfundgeldes auch nach Ablauf des Termins fortgefahren, ohne daß eine neue Bewilligung nachgeſucht worden wäre. Die Entzweiung zwiſchen der Regierung und der geſetzgebenden Macht wurde immer ſtärker. Der ganze Haß richtete ſich gegen Buckingham, den man beſchuldigte, daß er ein abſolutes Königthum begründen wolle, wie Richelieu in Frankreich, wie Olivarez in Spanien. Man verlangte, daß er zur Verantwortung gezogen werde. Von beiden Häuſern wurden Klagen gegen den ſchlimmen Rathgeber der Krone eingereicht. In dieſem Vorgehen erblickte Karl eine Verletzung ſeiner königlichen Ehre und
15. Juni 1626. Vorrechte und ſchritt abermals zur Auflöſung.

Auswärtige Politik. Dies geſchah in einem Augenblick, da die auswärtige Politik Englands große Unzufriedenheit im Volke erregte. Was unter Jacob vorbereitet worden, kam unter ſeinem Sohne zur Ausführung: Karl trat in den ſpaniſch-öſterreichiſchen Krieg ein. So ſehr dieſer Schritt im Sinne der Nation war, ſo entſprach doch die Art, wie derſelbe ins Werk geſetzt und betrieben wurde, keineswegs den Wünſchen und Erwartungen des Landes. Eine Expedition gegen Cadix unter Lord Wimbledon wurde ſo ungeſchickt ausgeführt, daß die Flotte mit Schaden und
Decbr. 1625. Schande zurückkehrte; und anſtatt mit den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands und mit Dänemark ſich zu gemeinſamem energiſchen Vorgehen zu vereinigen, ließ ſich Buckingham von dem franzöſiſchen Hofe zu ſelbſtſüchtigen Zwecken mißbrauchen. Wir wiſſen, daß Richelieu nur durch die Mitwirkung engliſch-holländiſcher Schiffe über die ſeemächtigen Hugenotten des Südens Vortheile zu erringen vermochte (S. 34). Schon dort wurde erwähnt, welche Erbitterung dieſe Unterſtützung einer katholiſchen Macht gegen Glaubensverwandte in beiden Staaten erzeugte. Es war klar, daß es dem Herzog weniger um die religiöſe Sache zu thun war, als um die Befriedigung ſeines Haſſes und ſeiner Rachſucht gegen den ſpaniſchen Hof. Und doch wurden durch dieſe Unternehmungen die Geldmittel ſo ſehr erſchöpft, daß den Mannſchaften der Sold nicht bezahlt, daß König Chriſtian IV. von Dänemark und die proteſtantiſchen Heerführer an der Elbe nicht unterſtützt werden konnten und die Liga und Oeſterreich das Feld behaupteten. Und bald kam es auch noch zu Feindſeligkeiten mit Frankreich. Es iſt uns aus den früheren Blättern bekannt, zu welchen Verwickelungen die Haltung Karls und Buckinghams gegenüber dem Pariſer Hofe und den Hugenotten führte; das demonſtrative Auftreten der Königin und ihrer franzöſiſchen und katholiſchen Umgebung gegen die ketzeriſchen Engländer bewog den König, einen Theil des Hofhaltes ſeiner Gemahlin nach Frankreich zu entlaſſen. In Paris erblickte man darin einen Bruch des Heirathsvertrags. Richelieu ließ durch einen eigenen Geſandten

Vorſtellungen machen. Die Entzweiung wurde noch größer, als ſich der engliſche Hof der Hugenotten annahm. So ſehr dieſe veränderte Politik der öffentlichen Meinung in England entgegenkam, ſo vermochte ſie doch keine Verſöhnung zu bewirken. Man gab dem Miniſter Schuld, daß er zu dieſem Krieg eben ſo ſehr durch perſönliche Motive, durch den Wunſch nach Rache wegen erfahrener Beleidigungen geleitet worden ſei, wie bei dem ſpaniſchen; und der klägliche Ausgang des Unternehmens gegen die Inſel Ré, wobei engliſches Blut und engliſche Ehre ſchmachvoll geopfert wurde, ohne daß den Glaubensgenoſſen in La Rochelle irgend eine Erleichterung zu Theil ward, war nicht geeignet, die verbitterte Stimmung zu mindern.

Mit dieſen Mißerfolgen nach Außen war eine fortwährende Verletzung der Verfaſſung verbunden. Da die ſpäteren Bewilligungen des Parlaments die Ausgaben nicht deckten, ſo ſuchte der König auf anderem Wege ſich Geld zu verſchaffen: er fuhr fort das Tonnen- und Pfundgeld ohne ſtändiſche Bewilligung zu erheben; er machte Zwangsanlehen, er verkaufte Domänen und Monopolien. Steuererheber durchzogen die Grafſchaften, um die gezwungene Anleihe einzutreiben, wer die Zahlung weigerte, wurde in Haft genommen. Ein anglicaniſcher Geiſtlicher, Dr. Sibthorpe ſuchte in einer zu Northampton gehaltenen Predigt zu beweiſen, daß dem König die Fülle der geſetzgebenden Gewalt inwohne und daß man ſeinen Befehlen, ſofern ſie nicht mit Gottes Wort in Widerſpruch ſtänden, unbedingten Gehorſam zu leiſten habe. Der König verlangte, daß die Predigt mit erzbiſchöflicher Autorität gedruckt und verbreitet würde, um die Legalität der Zwangsanleihe darzuthun. Der freiſinnige Erzbiſchof Abbot verweigerte jedoch die Licenz. Er wurde mit der königlichen Ungnade beſtraft und aus der hohen Commiſion geſtoßen, die Rede aber unter der Gutheißung Lands, damals Biſchof von London, in die Oeffentlichkeit gebracht. Abſolutiſtiſche Tendenzen.

Alle dieſe Mittel erwieſen ſich jedoch als unzureichend. Bei der Rückkehr der Flotte aus dem biscayiſchen Meere war der königliche Schatz ſo erſchöpft, daß kaum die Koſten der Hofhaltung beſtritten werden konnten; die Hugenotten in Larochelle waren in der größten Bedrängniß, Karls Oheim Chriſtian IV. von Dänemark, ſein Schwager, Friedrich von der Pfalz, die deutſchen Proteſtanten wurden nicht unterſtützt; Englands Ehre und Anſehen war im Schwinden. Nur eine Verſtändigung mit dem Parlamente konnte die Schädigung heilen. Und es fehlte nicht an Stimmen, welche dazu riethen. Eine Anzahl gelehrter und freiſinniger Männer, wie Ed. Coke, John Selden, Robert Cotton, John Glanville, waren eifrig bemüht, ein Gleichgewicht zwiſchen der Prärogative der Krone und dem parlamentariſchen Rechte zu Stande zu bringen; der Dänenkönig ſuchte den Neffen zur Nachgiebigkeit gegen die gemeinſame Stimme der Stände zu bewegen. Es kam dem König ſchwer an, den erſten Schritt zu thun; ſein dynaſtiſches Selbſtgefühl, ſein Widerwille gegen jede Controle und Beſchränkung, ſeine Hinneigung zum Abſolutismus ließen ihn in den Forderungen des Parlamentes Petition of Right. Nov. 1627.

unbefugte Eingriffe in seine monarchischen Hoheitsrechte erblicken. Man hörte einmal die harte Aeußerung, „es sei ehrenvoller für den König, von den Feinden des Landes in Noth gebracht, als von seinen Unterthanen verachtet zu werden". Die bedrängte Lage zwang ihn jedoch, es noch einmal mit den Ständen seines
22. März 1628. Reichs zu versuchen. Im März versammelte er zum drittenmal das Parlament in Westminster, um die Mittel zu einer neuen kräftigeren Kriegführung zu erlangen. Er zeigte sich in manchen Streitpunkten nachgiebiger als früher: die gezwungenen Anleihen ohne die Mitwirkung der Gesetzgebung sollten unterbleiben, Person und Eigenthum gesichert sein, Abbot in seine frühere Stellung wieder eingesetzt werden. Auch das Parlament war nicht abgeneigt, durch größere Bewilligungen der Noth des Königs abzuhelfen. Aber die Mehrheit der Vertreter war zugleich entschlossen, die Fundamentalrechte gegen alle künftigen Eingriffe und Willkürlichkeiten zu schützen, Bürgschaften zu verlangen, daß die von den Vorfahren überkommenen Rechte, Freiheiten und Gesetze geachtet würden und keine absolute Königsgewalt wie in Frankreich ins Leben trete. Zu dem Ende entwarf das Unterhaus die „Bitte um Recht" (petition of right), worin der König ersucht ward, die alten Gesetze in Bezug auf Eigenthum und persönliche Freiheit, die in den vergangenen Jahren vielfach verletzt worden, wieder herzustellen. Es sollte Niemand ohne Angabe des Grundes verhaftet, Niemand zu einer Steuer oder Leistung, die nicht vom Parlamente genehmigt worden, gezwungen werden dürfen. Nur unter dieser Bedingung wurden fünf Subsidien bewilligt. Karl trug Bedenken, diese seine souveräne Gewalt so stark beschränkenden Forderungen zu bestätigen. War es in seinen Augen schon eine ungerechtfertigte Neuerung, daß Steuerbewilligungen an Bedingungen geknüpft wurden; wie sollte für die Sicherheit des Staats und des Königs gesorgt, wie künftigen Verschwörungen vorgebeugt werden, wenn keine Verhaftungen ohne Angabe der Ursache, ohne Beobachtung der juridischen Formen vorgenommen werden sollten, wenn die Regierung nicht mehr befugt sein sollte, aus Staatsgründen sich verdächtiger Personen zu bemächtigen, verrätherische Umtriebe durch rasches geheimes Einschreiten zu vereiteln! In keinem andern Lande bestand zu jener Zeit ein solches Gesetz. Selbst im Hause der Lords stieß die Vorlage auf Widerspruch; man wollte ihren Wortlaut durch eine Clausel zu Gunsten der königlichen Gewalt mildern. Der König hielt mit seiner Bestätigung zurück; er suchte die Versammlung durch die mündliche Versicherung zu beschwichtigen, daß er über die Freiheiten und Rechte des Landes mit derselben Fürsorge wachen werde wie über seine Prärogative, daß die Gesetze beobachtet, die Unterthanen nicht unterdrückt werden sollten; man wollte aber festere Garantien als allgemeine Versprechungen. Karl zog insgeheim die Häupter der Justiz zu Rathe und veranlaßte sie zu richterlicher Gutachtung, ob er durch Annahme der Petition auf immer dem Rechte entsage, Verhaftungen ohne Angabe der Ursache vorzunehmen. Die Antwort war reservirt,

Digitized by Google

ließ jedoch die Möglichkeit offen, daß die königliche Gewalt in einzelnen Fällen 26. Mai 1625.
ſich über den Wortlaut der Bill wegſetzen könne.

Aber auch mit dieſem Beſcheid konnte ſich der König immer noch nicht zur Der Herzog v. Buckingham.
Beſtätigung entſchließen; es mochte ſeinem geraden Sinn widerſtreben, mit einem geiſtigen Vorbehalt ſein Wort zu verpfänden. Dieſes Zaudern ſchrieb man den Eingebungen Buckinghams zu, der in dem Zwieſpalt zwiſchen Krone und Ständen ſeinen Vortheil ſehe. Er nähre den despotiſchen Sinn des Monarchen und ſei die Wurzel alles bisherigen Unheils. Die ganze Oppoſition richtete ſich daher gegen den Günſtling, der ſich durch ſeinen verderblichen Einfluß auf die Staatsgeſchäfte allgemein verhaßt, durch ſeine Eitelkeit und Frivolität verächtlich gemacht hatte. Die rigoroſe Lebensanſchauung, die durch den Puritanismus mehr und mehr in die Bürgerklaſſen eindrang, nahm Aergerniß an dem unſittlichen ausſchweifenden Lebenswandel des hochgeſtellten Mannes, an ſeiner Weltluſt, ſeinem auffallenden Beſtreben, die Schönheit ſeiner Perſon durch weibiſchen Putz, durch Kleiderpracht und künſtlichen Schmuck zu erhöhen, um in den vornehmen Damenkreiſen zu glänzen. Die Beweglichkeit ſeines Geiſtes, die unruhige Geſchäftigkeit, die zeitweiſe mit körperlicher Erſchlaffung abwechſelte, die Wandelbarkeit ſeiner Natur, die unberechenbar von einem Entſchluß zum andern überſprang, die ſelbſtſüchtige Rückſichtsloſigkeit bei Behandlung der öffentlichen Dinge erweckten die Beſorgniß, daß unter ſeiner Leitung in die Regierung und in das gemeine Weſen nie ein feſter Plan, nie eine geſicherte Rechtsordnung eindringen werde. So reifte denn nach aufregenden Debatten im Unterhauſe der Gedanke, den Herzog wegen Verletzung der Verfaſſung in Anklageſtand zu verſetzen. Dieſe Wendung war für den König ein Dolchſtoß. Sollte er ſeinen Liebling, ſeinen Vertrauten und Berather den Angriffen ſeiner Feinde preisgeben? Sollte er den ihm ſo widerwärtigen Grundſatz der Miniſterverantwortlichkeit Platz greifen laſſen? Nimmermehr konnte er ſich zu einer ſolchen Demüthigung entſchließen. Nachdem er mit ſich ſelbſt und mit ſeinem geheimen Rathe die Lage der Dinge erwogen, beſchloß er, um die dem Günſtling drohende Gefahr abzuwenden, die Bitte um Recht anzunehmen. In einer feierlichen Sitzung beider Häuſer wurde in Gegenwart des 7. Juni 1628
Monarchen das Schriftſtück verleſen und von dieſem durch die alte Formel: „es geſchehe Recht, wie begehrt wird“ beſtätigt, ein Ereigniß, das von der Verſammlung wie von der ganzen Nation mit Freudenbezeugungen begrüßt ward. Glockengeläute und feſtliche Feuerſäulen gaben in Stadt und Land die Stimmung der Gemüther kund.

Und doch trat keine aufrichtige Verſöhnung ein. Aus der Rede des Königs Vertagung des Parlaments.
konnte man entnehmen, daß er keineswegs gewillt ſei, ſeiner Prärogative etwas zu vergeben, daß er nur dem Druck der Zeitumſtände gewichen, keineswegs aber ſeine Anſichten über die ſouveräne Gewalt der Krone geändert habe. Daß man auch im Parlament dieſe Geſinnung durchfühlte und keineswegs vertrauensſelig einem Regimente ſich hingab, deſſen Zügel noch immer in den Händen eines

Buckingham ruhten, ging aus dem Verlaufe der weiteren Verhandlungen hervor. Man erhob Beschwerden über eine Menge von Thatsachen, durch welche die Religion und die Staatsverfassung des Landes gefährdet werde, über die mangelhafte Ausführung der Recusantengesetze, wodurch in Irland und England die ultramontanen Hinneigungen gefördert würden, über den schmachvollen Kriegszug, wodurch der Vortheil und die Ehre des Landes geschädigt sei, über die Mißachtung der nationalen Rechte. An allen diesen Uebeln sei der Herzog von Buckingham schuld; der König möge daher zur Beruhigung des Volkes diesen Mann von den Regierungsgeschäften entfernen. Es war keine Anklage, es war nur eine „Remonstration", eine Bitte und Vorstellung. Dennoch war der König sehr ungehalten. Mit Vorwürfen empfing er die Deputation: das Haus zeige wenig Einsicht in Staatsangelegenheiten, sagte er. Die alte Verstimmung und Entzweiung kehrte zurück. Das Unterhaus brachte von Neuem die unberechtigte Erhebung der Zölle zur Discussion. Der König erklärte kurz und bestimmt, daß das Pfund- und Tonnengeld der Krone gehöre, und sprach mit Zeichen der Ungnade die Vertagung des Hauses aus.

28. Juni 1628.

Buckinghams Ausgang.

Gerade damals war die Expedition zur Befreiung Larochelles im Gang, die uns aus früheren Blättern bekannt ist (S. 35 f.). Sobald nun der Herzog durch die Vertagung des Parlaments freie Hand erhielt, begab er sich nach Portsmouth, um die Abfahrt der Flotte mit mehr Eifer zu betreiben. Er trug sich mit hochfliegenden Plänen: England sollte in die kriegerischen Angelegenheiten der Zeit energischer eingreifen, sich der Protestanten auf dem Continente entschiedener annehmen; durch auswärtige Erfolge und glorreiche Kriegsthaten hoffte er die innere Gährung niederzuwerfen, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, die Machtstellung des Königs zu befestigen. Es war ihm bereits gelungen, in die parlamentarische Opposition eine Bresche zu schlagen, indem er zwei ihrer fähigsten und beredtesten Vorkämpfer, Sir John Savile und Sir Thomas Wentworth, auf seine Seite brachte. Zu Baronets erhoben traten beide in die Dienste des Königs und widmeten ihm ihre Talente. Aber der revolutionäre Geist war schon zu mächtig geworden; die „Remonstration" des Parlaments gegen den Minister war in die Nation gedrungen und hatte eine Aufregung und Erbitterung erzeugt, die wie eine zündende Flamme um sich griff. Aufreizende Plakate wurden angeschlagen; Dr. Lamb, ein Lehnsmann und Arzt des Herzogs wurde auf offener Straße ermordet. Bald sollte dasselbe Schicksal den Lord selbst erreichen. Als er eines Morgens in den von Menschen gefüllten Saal seines Hauses in Portsmouth trat, erhielt er einen Dolchstich in die Brust von solcher Wirkung, daß er nach kurzem Todeskampfe eine Leiche war. Bei dem allgemeinen Tumult, den das Ereigniß hervorrief, hätte sich der Thäter leicht unter der Menge verbergen können, zumal da der Verdacht zunächst auf einige anwesende Franzosen fiel, mit denen Buckingham kurz zuvor scharfe Worte gewechselt hatte. Da rief plötzlich eine Stimme: „ich bin der Mann, der es

23. Aug. 1628.

gethan hat". Der Ausruf kam von einem hagern Menſchen mit röthlichen Haaren und melancholiſch-düſtern Geſichtszügen. Es war ein Offizier der königlichen Armee, Namens Felton, der zweimal im Avancement hinter jüngeren Männern zurückgeſetzt worden war und darum den Herzog haßte. In ſeinem Entſchluß, ſich an demſelben zu rächen, wurde er durch die Remonſtration des Parlaments und die öffentliche Stimme, die den Miniſter als den Feind des Landes und der Religion hinſtellte, beſtärkt. Man fand ein Papier bei ihm, auf welchem die Worte ſtanden: „der Mann iſt feig und niederträchtig und unwürdig des Namens eines Gentleman und Soldaten, der nicht bereit iſt, ſein Leben zu opfern für die Ehre Gottes, ſeines Königs und ſeines Vaterlandes". Andere Aufzeichnungen, die man in ſeiner Wohnung fand, gaben Zeugniß, daß er des feſten Glaubens lebte, es ſei Pflicht gegen Gott und das Vaterland den Feind des gemeinen Weſens zu tödten. Auf die Frage nach Mitſchuldigen ſagte er, das Verdienſt und der Ruhm der That komme blos ihm zu. Um den Mord auszuführen, hatte er eine Reiſe von ſiebenzig engliſchen Meilen gemacht. Vor Gericht legte er ein offenes Geſtändniß ab; doch ſcheint er im Gefängniß zu der Einſicht gebracht worden zu ſein, daß er Unrecht gethan habe. Wenigſtens ſprach er vor ſeiner Hinrichtung ſeine Reue aus. Die Anwendung der Folter, um weitere Geſtändniſſe zu erpreſſen, hatten die Richter verweigert, weil es den engliſchen Geſetzen zuwider ſei. Ein ſolches Ende nahm der Herzog von Buckingham, der allmächtige Miniſter und Günſtling zweier Könige. Er ſtand auf dem Gipfel ſeiner Größe, als er, erſt ſechsunddreißig Jahre alt, durch Mörderhand weggerafft wurde. Karl vernahm die Botſchaft mit ruhiger Miene, ſeine innere Bewegung beherrſchend. Dann ſchloß er ſich zwei Tage ein und überließ ſich ſeinem Schmerze. Er nannte den verſtorbenen Günſtling einen Märtyrer ſeines Fürſten, ließ ihn im Stillen in der Weſtminſter-Kirche beiſetzen und ehrte ſein Andenken. Wäre der Herzog dem Mordſtahl Feltons entgangen, urtheilt Lingard, ſo wäre er wahrſcheinlich mit der Zeit unter dem Beil des Henkers geſtorben. 17. Sept. 1628.

Im Januar des folgenden Jahres verſammelte Karl das Parlament abermals in ſeiner Hauptſtadt; er mochte glauben, daß das tragiſche Ende Buckinghams eine verſöhnende Wirkung auf die Gemüther hervorgebracht habe. Aber die Abgeordneten kamen unter Eindrücken zuſammen, die neue Kämpfe hervorrufen mußten. Wir wiſſen, wie kläglich der Krieg vor La Rochelle ausging; das hugenottiſche Bollwerk mußte ſich dem Cardinal Richelieu unterwerfen, ohne von der engliſchen Flotte die geringſte Hülfe erhalten zu haben, ein ſchwerer Schlag für die Weltſtellung des proteſtantiſchen Inſelreiches. Mehrere Londoner Kaufleute, welche das von dem Parlamente nicht bewilligte Tonnen- und Pfundgeld verweigert hatten, waren gepfändet worden. Man nahm Aergerniß, daß am Hofe die katholiſirenden Tendenzen unter dem Einfluß der Königin wieder ſtark hervortraten, daß Papiſten und Jeſuiten begünſtigt wurden, daß in den hochkirchlichen Kreiſen die arminianiſche Glaubensrichtung, die man als die

Wachſende Oppoſition und neue Parlamentsauflöſung. 1629.

Brutstätte des Romanismus bezeichnete, mehr und mehr Eingang fand. Es schien bedenklich, daß in einem neuen Abdruck der Confession die Clausel beigefügt war: „die Kirche hat Macht, über religiöse Gebräuche und Ceremonien zu bestimmen und die höchste Autorität in Glaubenssachen", eine Clausel, wodurch man die Uniformitätsakte gefährdet glaubte. Montague, der einst die königliche Machtfülle so eifrig gepredigt, war zum Bischof von Chicheſter erhoben, ein anderer Geistlicher gleicher Richtung, Roger Mainwearing, welcher aus der heil. Schrift bewies, daß der König unbeschränkt sei und das Recht der Besteuerung ihm von Niemand bestritten werden könne, von der ihm auferlegten Geldbuße befreit worden. Es stellte sich heraus, daß eine Ausgabe der „Bitte um Recht" im Umlauf sei, welche nicht die Bestätigung des Königs, sondern die erste ausweichende und unbestimmte Erklärung enthielt, eine unwürdige Doppelzüngigkeit, welche alles Vertrauen in die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit des Monarchen zerstören mußte. Unter solchen Umständen nahmen die Parlamentsverhandlungen bald einen stürmischen Charakter an. Der König bestand darauf, daß das Tonnen- und Pfundgeld wie seinen Vorgängern so auch ihm auf Lebenszeit bewilligt werde; er werde es immer als eine Gabe des Volkes betrachten, aber es widerstrebe seiner Ehre, daß ihm das Recht der Zollerhebung nur auf kurze Frist zugestanden worden, daß er gleichsam von der Hand in den Mund leben solle; auch sei es für eine geordnete Staatshaushaltung unumgänglich nothwendig, daß in den laufenden Einnahmen keine Unterbrechung oder Störung eintrete. Allein schon bei dieser Frage gingen die Ansichten und Ziele so weit auseinander, daß zu einer Verständigung wenig Aussicht war. Während das Parlament auf dem Rechte bestand, die Erhebung der Steuern von seiner Zustimmung abhängig zu machen, die Zollsätze im Einzelnen festzustellen, von allen Einnahmen und Ausgaben öffentlicher Gelder Kenntniß zu erhalten, erließ der König an die Schatzkammer und an die Zolleinnehmer den Befehl, daß das Tonnen- und Pfundgeld nach wie vor forterhoben und Alle, welche die Zahlung weigern würden, in Strafe
2. März 1629. genommen werden sollten. Als das Parlament verlangte, daß den Londoner Kaufleuten die weggenommenen Güter zurückerstattet, die Steuerbeamten in gerichtliche Untersuchung gezogen würden, beschloß Karl, die Sitzungen bis zum 10. März zu vertagen. Der Sprecher, John Finch, der von der popularen zur königlichen Partei übergegangen war, verkündete dem Hause den Befehl und wollte sofort die Sitzung schließen. Aber in derselben Stunde hatte John Elliot eine Protestation eingebracht, welche die Männer der Opposition zuvor durchgeführt sehen wollten. Da entstand in der Versammlung eine Scene, wie in den parlamentarischen Annalen noch nichts Aehnliches erlebt worden. Zwei Mitglieder, Hollis und Valentine, legten Hand an den Sprecher und hielten ihn mit Gewalt auf dem Stuhle fest, während unter Tumult und leidenschaftlichen Reden die Protestation verlesen oder vielmehr mündlich vorgetragen ward. Der Sprecher weinte und schrie; man ließ ihn nicht los; schon war der Beamte mit seinem

ſchwarzen Stab in der Vorhalle erſchienen, um die Botſchaft des Königs zu verkünden; man verſchloß die Thüre des Saales, um die nöthige Zeit zu gewinnen, den Antrag Elliots zur Abſtimmung zu bringen. Darin hieß es: Jeder ſolle als Landesverräther und Feind des Königreichs und des gemeinen Weſens angeſehen und behandelt werden, der es verſuche, Papismus, Arianismus oder andere mit der wahren orthodoxen Kirche nicht übereinſtimmende Lehren einzuführen; der die Erhebung von Steuern und Zöllen ohne Bewilligung des Parlaments vollziehe oder anrathe, ja ſogar derjenige der ſolche bezahle. Kaum hatte die Mehrheit des Hauſes den Proteſt angenommen, ſo wurde der Verſuch gemacht, die Thüre zu ſprengen. Da verließen die Mitglieder den Saal und gingen ihres Weges. Nach ſolchen Auftritten war ein Zuſammengehen des damaligen Parlaments und der Regierung eine Unmöglichkeit. Dies erkannte man auch im Geheimen Rathe, wo inſonderheit der Schatzmeiſter Richard Weſton, der ſchon wegen ſeiner Vorliebe für Papiſten und Jeſuiten bei dem Volke verhaßt war, dem König rieth, an ſeiner Prärogative feſtzuhalten. Als der Termin der Vertagung abgelaufen war, erſchien Karl im Hauſe der Lords und ſprach die Auf- 10. März 1629.
löſung des Parlaments aus, ohne das andere Haus hinzuzurufen. Schon vorher hatte er Befehl gegeben, neun Mitglieder der Oppoſition, darunter Elliot, Hollis, Valentine, Selden, in Haft zu bringen und wegen Ungehorſams gegen König und Obrigkeit in Anklageſtand zu ſetzen. Jetzt ließ er eine Proclamation ausgehen, worin es hieß, er habe genügend gezeigt, daß er keine Abneigung gegen parlamentariſche Verſammlungen hege; allein die aufrühreriſche Haltung der Mitglieder des Unterhauſes habe ihn wider ſeinen Willen bewogen, andere Wege zu betreten. Er werde jetzt die Stände des Reichs nicht mehr verſammeln und es als Anmaßung anſehen, wenn ihn Jemand zu irgend einer Zeit dazu drängen wolle; das Volk ſolle erſt ſeine Handlungen und Intereſſen beſſer kennen lernen. Berufen, Halten und Auflöſen des Parlaments ſtehe ausſchließlich in der Macht und in dem Belieben des Königs. Damit begann eine neue Periode in der Verfaſſungsgeſchichte Englands. Karl I. betrat die Bahn, die in Frankreich Ludwig XIII. mit Richelieu's Hülfe ſeit fünfzehn Jahren glücklich und erfolgreich gewandelt war. Aber die Lage der Dinge war in beiden Ländern eine verſchiedene: In Frankreich ſtanden dem abſoluten Königthum ſtändiſche Gewalten gegenüber, welche ihre Sonderrechte und Partieularintereſſen auf Koſten einer einheitlichen kräftigen Regierungsmacht zu erhalten und zu mehren bedacht waren; in England war das Parlament der Ausdruck eines nationalen Geſammtwillens, welcher die uralten in heißen Kämpfen errungenen Rechte und Freiheiten des Volkes, die durch den Despotismus der Tudors durchbrochen und verdunkelt worden waren, zurückerobern, die Errungenſchaften der Altvordern herſtellen und vor Eingriffen, Willkür und Vergewaltigung ſchützen wollte.

2. Die Regierung ohne Parlament.

Die königlichen Räthe.

Karl I. wagte den gefährlichen Schritt, die bisherige Staatsordnung Englands auf die Seite zu ſchieben und ohne Zuziehung der Reichsſtände die Regierung zu führen. In dieſem Vorhaben wurde er durch einige Mitglieder des geheimen Raths beſtärkt, unter denen Thomas Wentworth und Richard Weſton die entſcheidendſte Stimme hatten. Der erſtere hatte ſich ſchon zur Zeit Buckinghams durch ſeinen brennenden Ehrgeiz verleiten laſſen, aus den Reihen der Oppoſition im Unterhauſe in den königlichen Rath überzutreten. Ein kraftvoller, energiſcher, rückſichtsloſer Mann war er jetzt vor Allem befliſſen die Macht der Krone zu heben und zu ſtärken. Das Beiſpiel Richelieu's mochte ihm vor Augen ſchweben. Er wollte Unumſchränktheit, aber zum Beſten des Volks gebraucht. Mit dem Eifer eines Renegaten bekämpfte er jetzt die Anſichten ſeiner früheren Tage und ſeine ehemaligen Geſinnungsgenoſſen; die Stände und die perſönliche Freiheit des ganzen Volkes ſollten der Krone zur Verfügung geſtellt werden. Richard Weſton war ein großes adminiſtratives Talent von unermüdlicher Thätigkeit und fruchtbar in Auffindung von Hülfsmitteln, geſchickter in der inneren Verwaltung als in diplomatiſchen Geſchäften und in den Angelegenheiten äußerer Politik. Beide erfreuten ſich der Gunſt und Gnade des Königs und ſtiegen raſch zu den höchſten Ehrenſtellen auf. Wentworth wurde zum Lordſtatthalter von Irland und zum Grafen von Strafford erhoben; Weſton erhielt den Rang eines Earl von Portland und trat durch die Vermählung ſeines Sohnes mit einer Dame aus dem Hauſe Lennox in Verwandtſchaft mit der königlichen Familie. Neben ihnen ſtanden die Grafen von Carliſle und Holland am höchſten im Vertrauen des Königs. Jener war ein Schotte, James Hay, den Jacob mit nach England genommen und in auswärtigen Geſchäften vielfach verwendet hatte; der letztere, Henry Rich, war durch Buckingham in die Höhe gekommen und erfreute ſich beſonders der Gunſt der Königin, bei deren Ueberführung nach England er einſt thätig geweſen. Reich und prachtliebend gehörte er zu den glänzendſten Erſcheinungen in Whitehall, er trug ſich mit der ſtolzen Hoffnung, die Stelle Buckinghams einzunehmen. Sie alle und noch mancher andere Staatsmann, wie Graf Arundel aus dem Hauſe Howard, wie Cottington, ein geheimer Papiſt, wie Dudley Digges ſtrebten nach dem „Sonnenſchein des Hofes" und nährten die abſolutiſtiſchen Tendenzen des Monarchen.

Frieden mit Frankreich u. Spanien.

Noch ſtand die engliſche Regierung mit Frankreich auf dem Kriegsfuße. Aber was konnte ſeit dem Fall von Larochelle noch weiter erzielt werden? Bereits hatte Richelieu mit den Hugenotten Unterhandlungen angeknüpft, die bald nachher zu dem Abkommen von Nimes führten (S. 37). Da hielt man es in London für zweckmäßig, ſich mit dem Pariſer Hof zu verſtändigen, um ungeſtört von äußeren Sorgen die ganze Aufmerkſamkeit den inneren Dingen widmen zu können. Schon waren durch die venetianiſchen Geſandten in beiden Ländern Verſuche zu

einer Ausgleichung gemacht worden. Diese wurde unter den obwaltenden Umständen bald erzielt. In dem Frieden von Susa gab England jede fernere Unterstützung der Hugenotten auf und zerriß damit das letzte Band des Zusammenhangs, der seit dem Mittelalter zwischen dem südwestlichen Frankreich und Großbritannien bestanden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Vorstellungen von Seiten Englands den Cardinal Richelieu bewogen haben, in dem „Gnadenedikt von Nimes" den Hugenotten mäßige Bedingungen zu gewähren, doch wurde in dem Friedensinstrument der englischen Vermittelung keine Erwähnung gethan. Den französischen Reformirten sollte jede Hoffnung auf ein englisches Schutzverhältniß abgeschnitten werden. Dagegen erwies sich der französische Hof nach einer andern Seite nachgiebiger. Er bestand nicht auf der wörtlichen Ausführung der Bestimmungen des Heirathsvertrages, um dem englischen König und seinen Räthen keine Schwierigkeiten gegenüber den puritanischen Religionseiferern zu bereiten; der Hofhalt der Königin sollte fortbestehen, wie er vor Kurzem eingerichtet worden war. Richelieu, gerade damals mit dem Krieg wider die spanisch-österreichische Macht in Italien beschäftigt (S. 39), hoffte jetzt die englische Regierung zu einem energischen Vorgehen gegen dieselbe Macht in Norddeutschland bewegen zu können. Hatte doch Karl I. von jeher die Absicht ausgesprochen, seinem landesflüchtigen Schwager wieder zu seinem Kurfürstenthum zu verhelfen. Eine maritime Vereinigung der protestantischen Mächte im Norden, der Dänen und Schweden, der Holländer, Engländer und Hanseaten, konnte den Wallensteinischen Eroberungsplänen an der Ost- und Nordsee Halt gebieten und das Habsburger Herrscherhaus zur Nachgiebigkeit zwingen. Aber es kam anders. Bei der in England herrschenden Geldverlegenheit war man jedem auswärtigen Krieg abgeneigt. Um in der Bekämpfung des inneren Feindes nicht gehemmt zu sein, gab Karl auch die Sache seines Schwagers preis. Die Zurückhaltung Englands bewog den dänischen König auf die Friedensvorschläge des kaiserlichen Feldherrn einzugehen. Wir wissen, daß er im Frieden von Lübeck gegen die Rückgabe seiner schleswig-holsteinischen Besitzungen jeder weiteren Einmischung in die deutschen Angelegenheiten entsagte (XI, 918). In Wien hat man diesen für Dänemark nicht ungünstigen Frieden gerade deshalb zu einem schleunigen Abschluß geführt, um den Bund der nordischen Seestaaten, über den man in Kopenhagen verhandelte, im Entstehen zu brechen. Und bald folgte Karl dem Beispiele seines Oheims. Der Brüsseler Hof leitete durch den Maler P. P. Rubens, der neben seiner Kunst auch diplomatische und politische Geschäfte betrieb, in London Verhandlungen ein, die dann durch Cottington in Madrid und durch Don Carlos Coloma, einen vertrauten Minister der Infantin Isabella, in London weiter geführt wurden und den Frieden vom 5. November zur Folge hatten. In dem Augenblick, da durch die Erscheinung Gustav Adolfs der große Krieg eine neue Wendung nahm und dem Kurfürsten von der Pfalz die Wiedererwerbung seines Landes mehr als je in Aussicht gestellt ward, erneuerte König Karl mit Spanien den Friedensvertrag seines Vaters vom J. 1604.

1. Apr. 1629.

5. Nov. 1630

Er begnügte sich mit dem vagen Versprechen Philipps IV., daß ihm in der pfälzischen Sache Genugthuung verschafft werden solle. Wo waren die stolzen Entwürfe seiner Jugend geblieben! Um seine absolutistischen Pläne im eigenen Lande durchzuführen, gab er seine Ehre und seine nächsten Verwandten preis.

Karls matte Kriegspolitik.

Karls spanisch gesinnter katholischer Unterhändler Cottington ließ sich sogar von dem Madrider Hofe zu einem geheimen Vertrag bewegen, worin die Mitwirkung Englands zur Wiedereroberung der vereinigten Niederlande zugesagt war. Dafür sollte Zeeland dem englischen Monarchen zufallen. So weit wollte jedoch Karl nicht von den politischen und religiösen Traditionen der Elisabethschen Zeit abgehen. Er verweigerte die Ratification des Theilungsvertrags und beruhigte die Generalstaaten durch die Zusicherung, daß der Friedensschluß mit Spanien dem Verhältniß zu ihnen keinen Eintrag thun solle. Dann und wann regte sich in seinem Innern noch ein Gefühl für die weltgeschichtliche Aufgabe, die er sich einst gestellt hatte, die aber jetzt unter den innern Zerwürfnissen zurückgetreten war. In einer solchen Anwandlung schrieb er an seine Schwester, daß er mit Frankreich und Holland zur Wiederherstellung des Kurfürsten sich vereinigen werde. Wie weit blieben aber seine Thaten hinter seinen Worten zurück! Als Gustav Adolf in Deutschland einzog, stellte sich James Hamilton mit einigen schottischen und englischen Regimentern bei ihm ein, um der unglücklichen Böhmenkönigin seine ritterliche Hülfe zu widmen; von ihrem Monarchen im Stiche gelassen, wurden die tapfern Männer durch Kämpfe, Strapazen und Entbehrungen größtentheils aufgerieben. Als die Schweden die Pfalz besetzten, schickte Karl einen Gesandten, Henry Vane ab, um den nordischen König zur Restitution des Landes an den rechtmäßigen Fürsten zu bewegen. Aber welchen Eindruck konnte die Intervention eines Monarchen machen, der mit dem Feinde in Frieden und Eintracht leben wollte und nur Worte und Fürbitten zu bieten hatte? Und als der unglückliche Kurfürst in Mainz vor der Zeit aus der Welt schied, hatte Karl für die Schwester und den Neffen nur leere Vertröstungen, diplomatische Verwendung und unwirksame Gesandtschaften an den Reichskanzler und an die protestantischen Fürsten. Nie konnte er es über sich gewinnen, in günstigen Momenten durch Absendung einer kleinen Heeresmacht dem Administrator der Pfalz eine nachdrückliche Hülfe zu leisten. Er war froh, wenn sein Name nicht auf den Fürstentagen genannt ward. Denn ein kriegerisches Eingreifen hätte ihn genöthigt, sich an die Nation zu wenden und ein Parlament einzuberufen, und die Theilnahme an Conferenzen und Verhandlungen der evangelischen Bundesverwandten hätte ihn in eine Parteistellung gegen die katholischen Mächte gebracht.

Ohnmacht nach Außen und Fürstenstolz im Innern.

So verlor England allen Einfluß auf die europäische Politik. Unterdessen gründeten die Holländer ihre See- und Colonialherrschaft in dem indischen Archipel und Frankreich that nicht blos den ersten Schritt zu seiner continentalen Machtstellung, sondern vergrößerte auch seine Marine. Als Selden in seinem bekannten Buche nachzuweisen suchte, daß England einen gegründeten Anspruch auf die Oberherrschaft in den benachbarten Meeren habe, war es bereits sehr zweifelhaft, ob das angebliche Recht gegenüber den wirklichen Verhältnissen aufrecht erhalten werden könne. Während Karl seinen Unterthanen gegenüber sich als stolzen Selbstherrscher zeigen wollte, flehte er durch demüthige Gesandtschaften nach Wien um gnädige Berücksichtigung der Rechte seines Neffen Karl Ludwig, der ja an dem Majestätsverbrechen seines Vaters unschuldig sei, und ließ sich durch gleißnerische

Worte und Verheißungen täuſchen! Als vor dem Fürſtentag von Regensburg (XI, 982) die kaiſerlichen Miniſter den Kurfürſten Maximilian zur Nachgiebigkeit in Beziehung auf die Reſtitution der Pfalz an den Neffen Karls zu bewegen ſuchten und dabei bemerkten, daß die Unterſtützung der engliſchen Marine, die man ſich dadurch erwerben würde, der katholiſch-öſterreichiſchen Partei von großem Nutzen ſein werde, wies der Bayer die Anmuthung mit der Bemerkung zurück: der König könne ſeine Flotte nicht lange in See halten, da er ſich mit ſeinen Reichsſtänden nicht verſtehe, ohne deren Bewilligung er doch auf keine dauernde Contribution rechnen könne. Damit bezeichnete Maximilian die tiefe Wunde, an welcher der engliſche Staat damals krankte. Ueber ein Jahrzehnt regierte Karl ohne Parlament; ſein Widerwille gegen die trotzigen Volksvertreter nahm mit den Jahren zu, er wollte keinerlei Beſchränkungen ſeiner königlichen Machtvollkommenheit dulden. Auf das Erbrecht der Stuarts ſich ſtützend, das von allen drei Reichen und von allen Religionsparteien gleichmäßig anerkannt ſei, erblickte er in den Parlamenten nur untergeordnete Körperſchaften von provinzieller Bedeutung, denen auf die Regierung der Geſammtmonarchie nur ein beſchränkter Einfluß zuſtehe. Der König und ſeine Staatsmänner und Biſchöfe ſahen in denſelben nur „Rathsverſammlungen, die man nach Belieben befragen könne oder auch nicht, deren Pflicht es ſei, die Krone zu unterſtützen, ohne das Recht, ihr etwas vorzuſchreiben, oder in ihren Bewegungen hinderlich zu werden“. Dieſer Anſchauung allgemeine Geltung zu verſchaffen, war nun das Hauptziel von Karls Regierung in den dreißiger Jahren.

Steuererhebung ohne Parlament.

Freilich mußte der König während der Zeit auf alle Steuerbewilligungen verzichten, aber ſeine ergebenen Räthe fanden Mittel und Wege, den Ausfall zu decken. Eine Zeitlang reichten die von dem Unterhauſe bewilligten fünf Subſidien aus; das Tonnen- und Pfundgeld wurde ohne ſtändiſche Mitwirkung erhoben und da ſeit der Herſtellung des Friedens mit Frankreich und Spanien und bei der auf einem großen Theil des Feſtlandes herrſchenden Unſicherheit der engliſche Handel wieder lebhafter betrieben ward, ſo floſſen die Einnahmen ergiebiger. Manche aus der Fremde eingeführte Lebensbedürfniſſe wurden zur Verſteuerung beigezogen, manche neue Abgabe aufgebracht. Es kam ſelten mehr vor, daß Ballen von Wollwaaren von den Häfen wieder nach den Manufacturorten zurückgingen, weil man den Zoll nicht bezahlen wollte, oder daß fremde Kaufleute ihre Waaren nicht ausladen ließen aus Beſorgniß, wenn ſie die Taxe entrichteten, würden ſie von der Bevölkerung Unannehmlichkeiten oder Mißhandlungen erfahren. Niemand war mehr geeignet, Ausgaben und Einnahmen in einem geregelten Gang zu halten, durch Sparſamkeit und umſichtige Verwaltung im Staatshaushalt Ordnung zu ſchaffen, entſtehende Nothſtände oder Verlegenheiten durch neue Hülfsmittel zu beſeitigen, als der Großſchatzmeiſter Weſton. In katholiſch-reactionären Ideenkreiſen befangen, theilte er die Abneigung des Königs gegen jedes populare Mitregiment, gegen die zunehmende puritaniſch-

liberale Anſchauungsweiſe des Volks. Er und ſeine Geſinnungsgenoſſen im geheimen Rathe ſpähten in den alten Steuerrollen nach, um verjährte und vergeſſene Gerechtſame und Anſprüche der Krone wieder geltend zu machen. Da fanden ſie denn bald eine Menge von Beſtimmungen, die als Einnahmequelle benutzt werden konnten. Nach altem Herkommen und Feudalrecht ſollten alle Vaſallen bei der Krönung erſcheinen, um den Ritterſchlag zu empfangen. Dieſer veralteten Verpflichtung hatten ſich ſehr viele entzogen und wurden jetzt für die Verſäumniß mit Geldſtrafen belegt. Von den Inhabern ehemaliger Domänen und Kirchengüter wurden unter dem Vorwande mangelhafter Beſitztitel hohe Summen erpreßt. Oberforſtrichter durchzogen die Grafſchaften, um alle, die ſich innerhalb der Grenzen der alten Königsforſten angebaut hatten, zur Vorzeigung ihrer Rechtsurkunden aufzufordern; wer ſich nicht durch Documente auszuweiſen vermochte, mußte Geldzahlung leiſten. König Jacob hatte, um den unaufhörlichen Seuchen, die von der wachſenden Bevölkerung hergeleitet wurden, zu begegnen, durch eine Verordnung die Vergrößerung der Hauptſtadt und die Aufführung neuer Häuſer verboten; die Gerichte hatten dies für ungeſetzlich erklärt und London war daher nach allen Seiten erweitert worden. Nun ließ die Regierung durch Commiſſarien die Neubauten aufnehmen und die Uebertreter der Verordnung zur Strafe ziehen. Ferner wurde von dem Verkaufe der Monopolien ein für Induſtrie, Verkehr und Gewerbweſen ſehr nachtheiliger Gebrauch gemacht; es bildeten ſich Vereine zur Erwerbung von Patenten zu ausſchließlichem Gewerbebetrieb. Durch ſolche und andere Mittel wurden der Staatskaſſe beträchtliche Summen zugeführt, die bei ſparſamer, geregelter Haushaltung für die laufenden Ausgaben genügten. Man ging dabei vorſichtig zu Werke.

„Der König" ſo berichtet nach Ranke der Venetianer Correro, „bewegt ſich zwiſchen den Klippen, von denen er umgeben iſt, langſam aber mit Sicherheit. Die Richter legen die Geſetze zu ſeinem Vortheil aus, da es keine Parlamente gibt, die ihnen widerſprechen könnten: die Unterthanen aber wagen alsdann nicht entgegenzutreten. Mit dem Schlüſſel der Geſetze ſucht er ſich die Pforte zur abſoluten Gewalt zu eröffnen."

Das Schiffgeld.

Wenn ſchon dieſe peinliche Ausbeutung veralteter oder zweifelhafter Hoheitsrechte, die nur gewiſſe Klaſſen der Bevölkerung traf, große Unzufriedenheit erregte, welchen Eindruck mußte es erſt machen, als auf Grund ehemaliger für ganz andere Verhältniſſe berechneter Anordnungen eine Steuer ausgeſchrieben ward, die das ganze Land anging und zu weitgehenden Conſequenzen führen konnte? Es war in früheren Zeiten öfters vorgekommen, daß bei Kriegsnöthen zur Vertheidigung des Landes das Volk zur Ausrüſtung von Schiffen oder zu Geldbeiträgen dafür angehalten worden war. Noch zur Zeit der Armada hatte Eliſabeth zu dieſem Mittel gegriffen. Aber welche Mißſtimmung mußte es hervorbringen, als jetzt, da England ſich von allen auswärtigen Kriegshändeln fern hielt und von keiner Seite ein Angriff zur See zu befürchten war, ein Schiffgeld ausgeſchrieben wurde, das von dem ganzen Königreich erhoben zur Mehrung

und Ausrüſtung der Marine verwendet werden ſollte. Man rechnete aus, daß die königliche Einnahme dadurch um 218,500 Pf. St. im Jahre wuchs. Auch Mannſchaften zur Bewachung der Küſten gedachte man aufzuſtellen. Sie ſollten den Kern einer ſtehenden Armee bilden, wodurch alle Bewegungen im Innern niedergeſchlagen werden könnten. Als die ungewöhnliche Maßregel großen Widerſpruch erfuhr, wurden die Ausleger der Geſetze um ein Urtheil angegangen. Da erklärten die Richter „wenn das Reich in Gefahr ſei und der König es für nothwendig halte, ſo ſtehe ihm das Recht zu, unter dem großen Siegel von England ſeinen Unterthanen zu gebieten, eine ſo große Anzahl von Schiffen auszurüſten, als ihm nothwendig ſcheine; im Falle ſie ſich deſſen weigern ſollten, ſei er den Geſetzen gemäß vollkommen befugt, ſie dazu zu nöthigen“. Nun ſchritt der König zur Ausführung. Aber die Gerichtshöfe hatten ſich ſchon ſo oft zu Werkzeugen des Despotismus gebrauchen laſſen, daß das Vertrauen in ihre Gerechtigkeit und Unparteilichkeit bereits tief erſchüttert war. In den Hofkreiſen herrſchte große Freude über den Triumph; man überlegte, wie man den Ausſpruch im Intereſſe des Abſolutismus noch weiter verwerthen könne: „Da der König das Recht hat eine Steuer zur Ausrüſtung einer Flotte anzuordnen“, ſchrieb Lord Strafford aus Irland, „ſo muß es ſich mit der Werbung einer Armee eben ſo verhalten und derſelbe Grund, der ihn berechtigt ein Heer zu werben, um einer Invaſion zu widerſtehen, wird ihn auch berechtigen, dieſes Heer ins Ausland zu führen, um derſelben zuvorzukommen. So lange dem König nicht die nämliche Befugniß, die ihm jetzt für die Seemacht zukommt, auch für die Landmacht zugeſprochen wird, ſteht ſeine Gewalt nur auf Einem Fuß. Ueberdem, was Geſetz in England iſt, iſt auch Geſetz in Schottland und in Irland. Dieſer Richterſpruch macht den König abſolut zu Hauſe und furchtbar nach Außen. Laßt ihn nur noch wenige Jahre ſich des Krieges enthalten, damit ſich ſeine Unterthanen an die Bezahlung der Steuer gewöhnen, und er wird ſich mächtiger und geehrter ſehen als irgend einer ſeiner Vorfahren.“ Aber nicht Alle theilten dieſe Auffaſſung. Ein wohlhabender Gutsbeſitzer in Buckinghamſhire, John Hampden, ein ſtiller ruhiger Mann von wenig Worten, der aber unter ſeinem ſchlichten Gewande ein geſundes Urtheil und einen feſten beharrlichen Sinn barg, ſprach die gerichtliche Entſcheidung an, ob er wirklich verpflichtet ſei, das Schiffgeld zu zahlen. Es war ihm nicht um die geringe Summe von 20 Schilling zu thun, die er zuvor bei dem Sheriff hinterlegte, ſondern um Feſtſtellung des Landrechts. Die Richter der Schatzkammer konnten ſein Verlangen nicht zurückweiſen und ſo erfolgte denn eine Rechtshandlung, welche das ganze Land in Spannung hielt. Drei Monate dauerte die Berathung; das Ergebniß war, daß ſieben Richter ſich für die Prärogative des Königs, fünf für Hampden ausſprachen. So war wohl nachgewieſen, daß das Schiffgeld in dem Rechtsherkommen ſeine Begründung habe, aber Hampdens Argumente gegen die Anwendung in der Gegenwart waren in den Augen des Volkes durchſchlagend. Seitdem war ſein Name in

John Hampden 1594—1643.

Nov. 1637.

Aller Mund. Immer größer wurde das Mißtrauen gegen die Richter und Geſetzeskundigen, die aus der Pflicht des Königs, das Reich zu vertheidigen und zu regieren, ein Recht herleiteten, eigenmächtig von den Unterthanen die Mittel dazu zu fordern und zu erzwingen. „Unter dem Obertribunal der Sternkammer wurden die Gerichte terroriſirt und gegen Widerſpenſtigkeit jeder Art mittelſt eines polizeilichen Schreckensſyſtems verfahren.“

Katholiſirende Tendenzen.

Wie groß übrigens die Unzufriedenheit des Volks über die ungeſetzliche Zwangsbeſteuerung immerhin ſein mochte; ſie ſchnitt nicht ſo tief ins Fleiſch als die Härte, womit der König ſeine Widerſacher behandelte, als der religiöſe Druck, den der Hof und die um die Königin geſchaarte katholiſche und hochkirchliche Camarilla gegen die Bekenner abweichender Doctrinen ausübten. Die Stuarts, ſowohl Jacob als Karl waren rachſüchtiger Natur; nie verziehen ſie eine Beleidigung und ihre Widerſacher haßten und verfolgten ſie aufs Blut. Die verhafteten Parlamentsglieder, die ſich weigerten vor Gericht zu erſcheinen, wurden ſo ſtrenge behandelt, daß einer von ihnen, Elliot im Tower ſtarb, und gegen den aufſtrebenden Puritanismus wurde mit einer Härte und Verfolgungsſucht vorgegangen, die mit der gegen die katholiſchen Recuſanten geübten Nachſicht einen grellen Contraſt bildete. Von dem Grundſatz ausgehend, daß dem König die höchſte Entſcheidung in Kirchenſachen zuſtehe und daß es ein Vorrecht der Krone ſei, von kirchlichen Geſetzen zu dispenſiren, hob Karl die Strafbeſtimmungen gegen die Katholiken entweder ganz auf oder geſtattete ihnen, ſich durch eine geringe Abgabe von der Befolgung der Uniformitätsgeſetze loszukaufen. An unzähligen Orten wurde katholiſcher Gottesdienſt gehalten; die Königin und die Geſandten der katholiſchen Höfe feierten in ihren Kapellen, wo engliſche und fremde Glaubensgenoſſen Zutritt hatten, die Feſte ihrer Kirche mit der größten Pracht, mit allen Ceremonien und höchſter Kunſtentfaltung; die Seminarien des Feſtlandes, in den Tagen der Eliſabeth der Heerd des Fanatismus und der Mordanfälle, blühten nach wie vor und entſendeten alljährlich hunderte von Weltprieſtern und Ordensleuten über den Kanal. Ein päpſtlicher Agent, der ſeinen ſchottiſchen Namen Con mit dem italieniſirten Conneo vertauſcht hatte, gab ſich alle erdenkliche Mühe, den König zur Abſchaffung oder doch zur Abänderung des nach der Pulververſchwörung von König und Parlament eingeführten „Eides der Treue“ zu bewegen. Er meinte, Karl könne dies auch ohne Zuſtimmung des Reichstags kraft ſeines Dispenſationsrechtes vornehmen.

Der päpſtliche Agent mochte auch einige Andeutungen fallen laſſen, daß der König durch eine Vereinbarung mit Rom an Macht und Anſehen unter den Potentaten Europa's gewinnen würde. Dies lag jedoch nicht in der Abſicht des Monarchen und ſeiner geiſtlichen und weltlichen Rathgeber. Karl war nicht minder als ſein Vater von dem lebhaften Gefühl durchdrungen, daß das Königthum eben ſo ſehr in göttlichem Rechte beruhe, eben ſo ſehr eine göttliche Anordnung ſei, wie das Papſtthum. Seine Zuneigung für die katholiſche Kirche hatte hauptſächlich ihre Quelle in ſeiner Bewunderung für die oberhirtliche Autorität und die hierarchiſchen Ordnungen. Er ſtrebte weniger nach einer

Vereinigung mit der römiſchen Papſtkirche als nach der Entlehnung und Uebertragung ihrer Inſtitutionen und ihres hierarchiſchen Glanzes in die anglicaniſche Episcopalkirche. Der König und ſeine Räthe „wollten die biſchöfliche Verfaſſung zu einer der vornehmſten Grundlagen der höchſten Gewalt machen".

Erzbiſchof Laud und die katholiſche Camarilla.

Dieſe katholiſirende hochkirchliche Anſchauungsweiſe ſchlug in dem Herzen des Königs um ſo feſter Wurzeln, als er ſeine politiſchen Widerſacher entgegengeſetzten Tendenzen zuſtreben ſah. Viele Mitglieder der Oppoſition bekannten ſich zu den demokratiſchen Grundſätzen der Puritaner und Presbyterianer, und je mehr ihre politiſchen Beſtrebungen und Ziele im Volke Anklang fanden, deſto größere Verbreitung erlangten auch ihre religiöſen Anſichten. Beiden Richtungen trat Karl mit Entſchiedenheit entgegen; und wie er in Beziehung auf Politik und Staatsverwaltung hauptſächlich ſich des Rathes und der Mitwirkung des Lord Strafford bediente, ſo in kirchlichen Dingen des Biſchofs William Laud von London, deſſen Grundſätze von dem göttlichen Rechte des Königthums und dem leidenden Gehorſam der Völker ſeiner herrſchſüchtigen Natur eben ſo ſehr zuſagten, wie deſſen Neigung für kirchliche Ceremonien und pomphaften Gottesdienſt ſeiner geheimen Vorliebe für den Katholicismus und deſſen hierarchiſche Ordnungen. Immer ſchroffer trat der religiöſe Zwieſpalt zwiſchen dem Hof und der Regierung einerſeits und den bürgerlichen Kreiſen der Bevölkerung andererſeits zu Tage. Mußte nun nicht bei den bekannten Sympathien aller Stuarts für den Katholicismus und bei dem wachſenden Einfluß der Königin, in deren Umgebung man nur Katholiken oder Convertiten ſah, die durch Prieſter und heimliche Jeſuiten von verdächtigem Streben mit dem römiſchen Hof verkehrte und durch ihre franzöſiſche Herkunft in die papiſtiſch-klerikale Atmoſphäre geſtellt war, in der proteſtantiſchen Nation die Beſorgniß erwachen, daß man die Reformation, die in hochkirchlichen Kreiſen als Schisma beklagt ward, rückgängig machen, durch Steigerung der katholiſchen Analogien, der hierarchiſchen und ritualiſtiſchen Elemente in der anglicaniſchen Kirche die Unterſchiede mit der römiſch-papiſtiſchen Weltkirche allmählich verwiſchen oder abſchwächen wolle, bis die Wiedervereinigung durchgeführt werden könnte? Die anglikaniſche Episcopalkirche ſchien vermöge ihrer hierarchiſchen Verfaſſung und ihrer liturgiſchen Gebräuche beſonders geeignet, die Brücke zu bilden zur Vereinigung der getrennten Glieder mit der römiſchen Geſammtkirche. Von vielen hochgeſtellten Männern, von Arundel, Weſton, Cottington, Windebank war es ſchwer zu ſagen, ob ſie ſich zu dem römiſchen oder anglicaniſchen Katholicismus bekannten. Biſchof Laud, ein conſervativer und reactionärer Hofprälat, der durch ſein ſerviles Eingehen auf die hochkirchlichen Neigungen der königlichen Familie und durch Buckinghams Gunſt raſch auf der Stufenleiter der Hierarchie emporgeſtiegen war und nun, nachdem der gemäßigte Abbot nach fünfjähriger Suſpenſion aus der Welt geſchieden, zu der erſten kirch- 1633.
lichen Würde des Reichs, dem erzbiſchöflichen Stuhle von Canterbury erhoben ward, ſchien der rechte Mann zu ſein, dieſen Uebergang zu vermitteln. Es mag

nur eine Nachrede seiner Gegner sein, daß man ihm in Rom den Cardinalshut als Preis seiner Conversion angeboten; aber seine Devotion gegen den Papst, in dem er den wahren Patriarchen des Abendlandes erkannte, während derselbe in der strengprotestantischen Welt als der Antichrist bezeichnet ward, seine katholisirende Richtung, die er durch Aufstellung von Altären statt der Communiontafeln, durch Restaurirung der Kirchen im altchristlichen Stile und Ausschmückung derselben mit Bildern, Crucifixen, Ornamenten, durch Mehrung der Ceremonien und ritualistischen Gebräuche im Gottesdienst, durch Empfehlung der Ohrenbeichte, der Kniebeugungen und anderer symbolischen Handlungen an den Tag legte, schienen die Gerüchte von einer beabsichtigten Wiederherstellung des Katholicismus zu bestätigen. Auch schrieb man ihm den erwähnten Zusatz zu den Glaubensartikeln zu, wonach die Autorität der Kirche nicht durch die Uniformitätsakte beschränkt sein sollte. Ein strenger Hierokrat, der das Bischofthum für eine göttliche Institution hielt und jeder Kirche, die keine bischöfliche Verfassung hatte, den Charakter der Cheistlichkeit absprach, war Laud vor Allem willig und bereit, die kirchlichen Strafgesetze, die man den katholischen Recusanten gegenüber unbeachtet ließ oder nur zum Schein ausführte, in der rigorosesten Weise gegen die puritanischen Nonconformisten in Anwendung zu bringen. Die einst in der byzantinischen Zeit zur Schmach der Menschheit geübte Unsitte der Ohren- und Nasenverstümmelung lebte wieder auf. Schon als Bischof von London hatte Laud einen Puritaner, Leighton, wegen eines Libells gegen Hof und Hierarchie dieser entehrenden Strafe unterworfen, ehe er ihn in den Tower einschließen ließ. Mit der zunehmenden Reaction in Staat und Kirche wuchs auch die religiöse Verfolgung und der Gewissenszwang. Zwei „Inquisitionshöfe" aus der terroristischen Zeit der Tudors, die „hohe Commission", welche kraft der höchsten Gerichtsbarkeit des Königs in Religionssachen alle Uebertretungen geistlicher Ordnungen vor ihr Forum zog, und das Tribunal, welches in der „Sternkammer" seine feierlichen Sitzungen in glänzenden Prachtanzügen hielt, verhängten harte und entehrende Strafen über die Gegner des herrschenden Systems. Prynne, ein puritanischer Eiferer, Mitglied von Lincolns-inn, wurde verurtheilt, beide Ohren zu verlieren, am Pranger zu stehen und eine schwere Geldbuße und ewige Gefangenschaft zu leiden, weil er in einem ausführlichen Buche „Geißelung der Histrione" Tanz, Maskenaufzüge und Schauspielwesen, an denen der Hof Gefallen fand, als Werke des Teufels verdammt hatte. Lilburne, ein agitatorisches Talent von radicalen Ansichten, wurde von Fleetprison nach Westminster durch die Straßen gepeitscht und dann in Eisen gelegt.

Religionsverfolgungen.

Es ist bekannt, mit welchem Zelotismus von jeher die Calvinisten, insonderheit die Presbyterianer, alle Weltlust bekämpften; der „Sabbat" sollte nur mit Gebet und Andachtsübungen verbracht werden, alle rauschenden Vergnügungen, alle Bühnenvorstellungen waren in ihren Augen schwere Versündigungen, unwürdig eines ernsten Christenmenschen in diesem irdischen Jammerthale. In der

Weltlust und puritanische Ascetik.

biſchöflichen Kirche war man nachſichtiger. Die Volksbeluſtigungen wurden erlaubt und begünſtigt; im Gegenſatz zu der puritaniſchen Sabathheiligung wurden an Sonntagen Spiele und heitere Vergnügungen empfohlen; Theater und Schauſpiel erfreuten ſich der Gunſt des Hofes und der vornehmen Geſellſchaft; die dramatiſche Poeſie feierte ihre letzte Nachblüthe. Auch die andern ſchönen Künſte wurden von dem König und der Ariſtokratie gefördert. Alle Gallerien Englands liefern Beweiſe, mit welchem Geſchmack und feinem Sinn der engliſche Fürſt, deſſen Natur mehr der idealen Gedanken- und Gefühlswelt als dem realen Leben zugewendet war, Kunſtwerke aller Art ſammelte. Rubens und van Dyk verkehrten in den höchſten Geſellſchaftskreiſen. Wie mußte ſich nun der Herrſcherſtolz des Stuartſchen Monarchen verletzt fühlen, wenn in Schrift und Rede dieſe Neigung verdammt wurde; wenn puritaniſche Prediger die Weltluſt des Hofes, die Hoffart des Prälatenſtandes, die Auswüchſe des Papismus in ſcharfen Worten rügten und als Vorboten und Werkzeuge des irdiſchen und ewigen Verderbens hinſtellten, wenn ſie Ben Jonſons Spiele für frivol, die ſchönen Gemälde bald für götzendieneriſch, bald für unſchicklich erklärten? Zwei Geiſtesrichtungen und Seelenzuſtände durchzogen das Land gleich zwei Naturkräften, die einander entgegenarbeiten. Noch hatten die abſolutiſtiſchen und hochkirchlichen Tendenzen die Oberhand, und je mehr die Staatsgewalt zur Unumſchränktheit aufſtrebte, deſto mehr nahm ſie den exkluſiven Charakter und die ſtrenge Färbung der katholiſchen Kirchenmacht an. Durch Pranger, Einkerkerung, Gliederverſtümmelung und andere entehrende Strafen ſuchten die geiſtlichen Gerichte den puritaniſchen Starrſinnn zu brechen. Aber die Verfolgungen erzeugten neue Märtyrer; die Puritaner wurden aus verachteten Sectirern geprieſene Kämpfer für religiöſe und politiſche Freiheit, für die altehrwürdigen Inſtitutionen der Nation. Puritaniſche Prediger, die von dem zelotiſchen Hohenprieſter in Canterbury unbarmherzig von ihren Stellen vertrieben und dem Elende preisgegeben wurden, zogen im Lande umher und reizten durch fanatiſche Reden die erhitzten Gemüther. In bibliſchen Vorſtellungen und Bildern ſich bewegend wandten ſie die Geſchichtserzählungen des alten Teſtaments, die Sprache und Ausdrucksweiſe und die Ergüſſe der Inbrunſt auf die engliſchen Lebensverhältniſſe der Gegenwart an und betrachteten ſich und ihre Widerſacher im Spiegelbild der heiligen Schrift. In dieſer Zeit der Bedrängniß verließen viele Gegner der geiſtlichen und weltlichen Tyrannei die Heimath und ſchlugen ihre Zelte in der heulenden Wildniß Amerika's auf, um die ſüße bürgerliche und religiöſe Freiheit zu genießen. Robinſon, einer der angeſehenſten und beredteſten Independenten-Prediger, hatte zuerſt den Gedanken der Auswanderung in die gläubigen Herzen gepflanzt, von der Hoffnung erfüllt, „dem Reiche Chriſti den Weg zu bahnen bis an die äußerſten Enden der Erde, ſollten ſie ſelbſt auch nur die Steine ſein, über welche Andere weiterſchreiten würden". Selbſt reiche und angeſehene Edelleute, wie der Earl of Warwick, wie die Lords Brook, Say, Seale, und zahlloſe Glieder der landbeſitzenden Gentry ſetzten über das atlantiſche Meer, um ſich an

Auswanderungen nach Nordamerica.

der Massachusetsbay und in andern Gegenden häuslich einzurichten. Das Vaterland hatte für sie keine Reize mehr, seitdem ihnen durch Vernichtung der Parlamente der Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf den Ausbau des Staates entrissen war, seitdem an Stelle des parlamentarischen Gesetzes- und Rechtsstaats der Väter eine militärisch-despotische Monarchie Boden zu fassen drohte, seitdem sich Richter und Beamten gebrauchen ließen, dem königlichen Absolutismus und der bischöflichen Verfolgungssucht als Werkzeug zu dienen und durch sophistische Auslegungskunst oder servile Wohldienerei die Landesgesetze und die angebornen Menschenrechte zu Gunsten einer angeblichen Souveränetät der Krone und einer hierarchischen Glaubens- und Gewissenstyrannei zu beugen und zu mißbrauchen. Jahr für Jahr segelten zahlreiche Schiffe mit Auswanderern über den Ocean, die Vorfahren der angelsächsischen Bevölkerung der jetzigen Vereinsstaaten. So stark war der Zudrang, daß ein königliches Verbot gegen fernere Auswanderungen erging. Mehrere Vorfechter der nationalen Freiheit, die sich in der Folge in den Reihen der parlamentarischen Opposition einen gefürchteten Namen machten, wurden durch dieses Verbot im Lande zurückgehalten. John Pym, der Vorkämpfer gegen Monopole und andere Auswüchse der königlichen Prärogative, hatte bereits in Massachusets einen Landbesitz erworben.

3. Die Vorgänge in Schottland.

Der schottische Episcopat.

König Karl merkte nicht, daß sein Thron auf einem gährenden Vulcan stand, bis die glaubensstarken Schotten die Fahne der Empörung gegen den Sohn ihres Landes aufpflanzten. Die kirchliche Conformität, die der König wie sein hochkirchlicher Prälat so eifrig in England zu begründen beflissen war, sollte auch in den andern Staaten des Inselreiches zur Geltung kommen. „Der königliche Supremat über die Kirche sollte durch die engste Verbindung mit den protestantischen Bischöfen zu einem die drei Reiche umspannenden Mittel der höchsten Gewalt gemacht werden". Im Jahre 1634 hatte der Lordstatthalter von Irland Thomas Wentworth bewirkt, daß die Verfassung der irisch-protestantischen Kirche, welche einst der Erzbischof James Usher von Armagh eingeführt hatte, von den calvinistisch-presbyterianischen Bestandtheilen, die man aus Rücksicht für die schottischen Ansiedler der Insel darin aufgenommen, durch das Parlament und die Convocation von Dublin beseitigt und die vollkommene Uebereinstimmung mit der anglicanischen Episcopalkirche hergestellt ward. Aehnliches wurde nun auch in Schottland versucht. Wir wissen, daß schon Jacob I. das Bischofthum in seinem Heimathland wiederhergestellt und Spottiswood zum Erzbischof und Primas eingesetzt hatte. Aber er kannte sein Volk und billigte das gemäßigte Vorgehen dieses Prälaten. Die Generalversammlung übte nach wie vor die legislative Gewalt; man begnügte sich, wenn die presbyterianischen Prediger der strengen Richtung keinen offenen Widerstand erhoben, sondern mit „passivem Gehorsam" die neuen Einrichtungen duldeten ohne sie zu befolgen. Man drückte

sogar ein Auge zu, als die unter dem Namen der „fünf Artikel von Perth“ bekannten Satzungen, zu welcher der Primas die Majorität der Versammlung 1618.
erlangt hatte, von den Eiferern nicht angewendet wurden.

Die Artikel von Perth.

Danach sollte das Abendmahl mit Kniebeugung empfangen und die Feier der hohen Festtage eingeführt werden. Gegen Beides erhoben die Presbyterianer Widerspruch: Jenes sei nicht in den Einsetzungsworten begründet, dieses enthalte Anklänge an das Heidenthum. Es ist uns bekannt, daß in der calvinisch-presbyterianischen Kirche nur der Tag des Herrn als heiliger Festtag angesehen ward und daß die strenge „Sabbathfeier“ eine charakteristische Eigenthümlichkeit aller puritanischen Religionsgenossenschaften war.

Presbyterianerthum und Prälatismus.

Aber die Antipathie gegen „Prälatismus“ war den presbyterianischen Predigern zu tief in Fleisch und Blut gedrungen, als daß die Opposition dagegen jemals verstummt wäre. Schon seit den Tagen des Reformators trat bei der schottischen Geistlichkeit ein lebhafter demokratischer Gleichheitssinn hervor. Im Gefühl ihrer Macht und ihres Einflusses beim Volke verschmähten sie jeden Glanz, jede Erhöhung von Seiten des Throns. Sie wollten im Parlamente nicht vertreten sein, weil sie sich stark genug fühlten, ohne weltliche Autorität ihren Einfluß und ihr Ansehen zu behaupten, sie wollten keine hierarchische Rangordnung, die den Ehrgeizigen und Stolzen zum Abfall von der gemeinsamen Sache verlockt, durch Verleihung hoher Würden an einzelne Bevorzugte über die große Masse der niedern Geistlichen Geringschätzung und Mißachtung gebracht und durch Begründung einer Rangverschiedenheit ihre Eintracht und ihr gemeinsames Streben nach einem gemeinsamen Ziele gestört hätte. Es war weniger der Glaube an die göttliche Einsetzung ihrer Kirchenform als die richtige Einsicht, daß ihre Macht hauptsächlich in der demokratischen Gleichheit und in der apostolischen Armuth der Diener der Kirche beruhe, was sie zum hartnäckigen Kampf gegen des Königs hierarchische Bestrebungen beseelte; es war nicht apostolische Demuth, es war priesterliche Herrschsucht, die sich gegen jeden Rangunterschied sträubte, es war ein unbeugsamer demokratischer Stolz, ein starker Corporationsgeist, der den presbyterianischen Klerus zum Vorfechter priesterlicher Gleichheit machte. Darum waren gerade die begabtesten, gelehrtesten und thatkräftigsten Prediger, die am ersten auf Beförderung hätten rechnen können, die eifrigsten Antagonisten der bischöflichen Ordnung; nur charakterschwache unbedeutende Männer, denen der Muth oder die Kraft zum eignen Aufschwung fehlte, griffen nach der fremden Gunst, die ihnen Rang und Auszeichnung ohne Mühe und eigenes Ringen zutheilte.

Die bischöfliche Liturgie u. der Volkstumult in Edinburg. 1637.

Dieser demokratische Geist trat nun in scharfen Gegensatz zu dem in England herrschenden Kirchensystem. Schon im Jahre 1633, als Karl zur Krönung nach Edinburg kam, begleitet von dem Erzbischof Laud, gab er seine Absicht zu erkennen, die von seinem Vater begonnene Uniformirung der schottischen und englischen Kirche in Verfassung und Cultus vollständig durchzuführen. Ein prunkvoller, reichbesoldeter Prälatenstand sollte den demokratischen Stolz und die

presbyterianische Gleichheit vollends brechen und Ehrgeiz, Egoismus und menschliche Schwachheit unter dem Predigerstand wecken; die bischöflichen Gerichtshöfe sollten die Synoden und Presbyterien gänzlich verdrängen und ersetzen; ein neues geistliches Gesetzbuch sollte der legislativen Macht der Kirchenversammlung ein Ende machen und dem königlichen Supremat Eingang verschaffen, das „Allgemeine Gebetbuch" den freien Predigten und Gebeten Schranken setzen und der anglicanische Ornat und Kirchenschmuck die Erinnerung an die alte Zeit der kirchlichen Freiheit und apostolischen Armuth allmählich vertilgen. Bei der Krönungsfeier sah man wieder die Bischöfe in Sammet und Seide gekleidet mit altkirchlichem Pomp inmitten des Adels in das Parlament reiten. Eine Reihe von Anordnungen wurde in den nächsten Jahren getroffen, um die beabsichtigte Conformität zu erzielen. Die schottischen Edelleute und Clanhäupter, die durch die Reformation an Reichthum und Gerechtsamen bedeutend gewonnen hatten, sollten zur vertragsmäßigen Abtretung der Zehnten und zur Herausgabe eines Theiles der eingezogenen Kirchengüter angehalten werden, damit die Bisthümer reichlicher ausgestattet werden könnten. Die hohe Commission wurde eingesetzt und ging so strenge zu Werke, daß die Schotten behaupteten, das Gericht übertreffe an Härte und Grausamkeit die spanische Inquisition. Die bischöfliche Jurisdiction erhielt die weiteste Ausdehnung und von der Liturgie, die Laud mit zwei andern Bischöfen in England aufstellte, hieß es, „daß darin dem englischen Ritus, der schon zu viel von dem römisch-katholischen beibehalten habe, noch neue Ceremonien hinzugefügt worden seien von entschieden papistischer Tendenz". Eine große Aufregung erfaßte alle Stände: der Adel fürchtete für seinen Besitzstand und seine Gerechtsame, das Volk für sein Seelenheil, die Geistlichkeit für ihre kirchliche Freiheit. Wie in den Tagen der Reformation (X, 883 ff.) wurden geheime Versammlungen der Gläubigen abgehalten, zu denen man sich mit Fasten und Gebet vorbereitete. Endlich erfolgte die amtliche Einführung der Kirchengesetze und der Liturgie und fachte die Gluth zur lodernden Flamme an. Als am 23. Juli 1637 in der Kathedrale von Edinburg in Gegenwart aller Würdenträger des Staats und der Kirche der Gottesdienst nach dem neuen Ritus abgehalten werden sollte, entstand eine unruhige Bewegung. Um dem religiösen Akte mehr Feierlichkeit zu geben und allen Widerspruch, der sich hie und da hervorgewagt, niederzuschlagen, hatten sich die Bischöfe, voran der Primas Spottiswood, den der König zum Reichskanzler erhoben, sowie die meisten Mitglieder des geheimen Raths, der hohen Gerichtshöfe, der städtischen Obrigkeit eingefunden. Kaum aber hatte der Dechant das Buch geöffnet, so erhob sich aus der Mitte der Zuhörerschaft ein wilder Tumult gegen die Errichtung des „Baaldienstes". Die Menge schrie: „Papst! Antichrist! steinigt ihn!" Stühle wurden nach dem Geistlichen geworfen. Als man die tobende Schaar, bei der sich die Weiber am lautesten vernehmen ließen, aus der Kirche entfernte, konnte die Liturgie und Predigt nur unter fortwährenden Störungen von Außen, unter

Steinwürfen gegen Fenster und Thüren, unter lärmenden Ausrufen zu Ende geführt weeden. Mit Noth wurde dee Bischof auf dem Heimwege vor den Insulten und Angriffen des Volks gerettet. Die Bewegung war so groß, daß man nicht zur Bestrafung der Ungesetzlichkeiten zu schreiten wagte und bis auf weitere Verhaltungsbefehle von Seiten des Königs die neue Liturgie einzustellen beschloß.

Confessionelle Aufeegung.

Dies geschah um dieselbe Zeit, da auf dem Continent nach der Schlacht von Nöedlingen und dem Pragee Frieden die Sache des Protestantismus im Niedergang begriffen war und das spanisch-österreichische Haus die größten Anstrengungen machte, der katholischen Religion zum Sieg und zur Herrschaft zu verhelfen. Bei den Sympathien des Hofes und der Regierung von England für Spanien und Rom sah man in dem Thun des Stuartschen Königs und seiner bischöflichen und reactionären Camarilla ähnliche Tendenzen. Der laute Protest des schottischen Volkes gegen die Einführung einee Kiechenform, welche die Mehrheit füe papistisch, götzendienerisch und antichristlich hielt, gegen die Versuche, die calvinisch-peesbyterianischen Ordnungen, die ihre Väter errungen, an die sie die Freiheit und Selbständigkeit der Nation geknüpft sahen, durch hochkirchliche katholische Institute zu verdrängen, fand daher bei allen Glaubensgenossen Anerkennung und Billigung. In England richteten die gedrückten Puritaner ihre Blicke nach Edinburg und ermunterten in Flugschriften zum standhaften Ausharren; die irischen Presbyterianer eekannten in der Sache der schottischen Confessionsverwandten ihre eigene; die Niederländer, die auf der Dordrechter Synode den lauteren Calvinismus als die wahre Landesreligion eeklärt hatten, widmeten den religiösen Kämpfen des Inselreiches, wo der Arminianismus in den aristokratischen und hochkirchlichen Kreisen so viele Bekenner zählte, das größte Interesse. In Schottland selbst nahm dee Wideestand gegen die Episeopalkirche immee weitere Dimensionen an. Schon im August reichte eine Anzahl von Geistlichen eine „Petition" bei dem geheimen Rathe ein, daß das liturgische Buch, das weder von der Generalversammlung noch vom Parlament bestätigt worden sei, nicht in Gebrauch genommen werde, die Einführung würde die Ruhe der Gewissen, die Eintracht im Lande stören. Viele Edelleute und angesehene Männer aus dem ganzen Lande unterstützten das Gesuch. Der hohe Rath möge den König zu bestimmen suchen, daß er von dem Vorhaben abstehe. Viele, die sich der neuen Ordnung günstig gezeigt hatten, traten zu der patriotischen Opposition über.

23. Aug. 1637.

Dee König und die peesbyt. „Tafeln".

Abee wie sollte dee stolze eigenmächtige König einem Widerstande weichen, der so herausfordernd an ihn heranteat! Er wies zwar die Petition nicht geeade zurück, behielt sich aber die endgültige Entscheidung vor. Zuerst müßte Ruhe und Gehorsam hergestellt sein. Dem geheimen Rathe nahm er die Vollmacht in kirchlichen Angelegenheiten ab und verlegte dessen Sitzungen nach Linlithgow, um ihn außer Berührung mit dem aufgeregten Volke zu bringen. An dem Tage, da man den königlichen Bescheid erwartete, es war der 17. Oktober, hatte sich eine geoße Anzahl von Edelleuten, von Geistlichen und von Männern aller

Stände in Edinburg eingefunden. Als ihnen die Antwort bekannt geworden, beſchloſſen ſie, um Zeit zu gewinnen und der Aufrichtung der Episcopalkirche einen Riegel vorzuſchieben, die Biſchöfe wegen Uebertretung der Reichsgeſetze bei der höchſten Landesbehörde anzuklagen: „denn die ſeien die Urheber der beiden Bücher, durch welche die im geſetzlichen Wege eingeführte Lehre und Kirchenverfaſſung umgeſtoßen, das Land zu Aberglauben und Götzendienſt zurückgeführt werden ſolle". Zugleich kamen ſie überein, falls die hohe Commiſſion gegen die Unterzeichner der „Petition" gerichtlich vorgehen würde, jede Entſcheidung abzulehnen und ſich dabei gegenſeitig zu unterſtützen. Es war der erſte Schritt einer Auflehnung gegen die Befehle des Staatsoberhaupts, aber noch verhüllt und auf Nebenwege abgelenkt. Man vermied es, dem König geradezu den Gehorſam aufzuſagen, aber man traf Vorkehrungen, der Gewalt zu widerſtehen. Man wählte einen Ausſchuß aus den vier Ständen des Adels, der Geiſtlichkeit, der Gentry und des Bürgerthums, „Tafeln" genannt, welcher in Edinburg ſeinen Sitz haben und die Geſchäfte leiten ſollte. Zugleich war man bemüht, jeden Volkstumult, jede ungeſetzliche Kundgebung der aufgeregten Stimmung zu verhindern.

Im December traf ein neuer Beſcheid des Königs ein. Darin ſuchte er die religiöſe Aufregung zu beſchwichtigen, indem er erklärte, „daß er den Aberglauben des Papſtthums in tiefer Seele verabſcheue und niemals etwas thun werde, was dem Bekenntniß oder den Geſetzen ſeines Königreichs Schottland entgegenlaufe". Aber er behielt ſich die Beſtrafung der Ungehorſamen vor und nahm die kirchlichen Verordnungen nicht zurück. In ſeiner zweideutigen Weiſe gedachte er durch vage Redensarten der Bewegung Meiſter zu werden, bis er Zeit und Mittel fände, ſeinen Plan durchzuführen. An ein offenes Zurückweichen war bei dem hinterhaltigen Fürſten nicht zu denken. Das trat ganz klar in ſeinem Verhalten gegen Lord Traquair zu Tage, der im Auftrage des geheimen Rathes die Anklageſchrift gegen die Biſchöfe nach London brachte und den König zur Zurücknahme der kirchlichen Anordnungen zu bewegen ſuchte. Karl erklärte, daß die Biſchöfe nur nach ſeinem Willen gehandelt hätten, daß er die Verantwortlichkeit ihres Thuns auf ſich nehme und daß die Religionsbücher, an deren Abfaſſung er ſelbſt Theil gehabt, echt chriſtliche Satzungen enthielten und zur Einführung kommen müßten. Nur wenn darin Gehorſam geleiſtet würde, ſtellte er Verzeihung des Vergangenen in Ausſicht.

Der Covenant.

So befanden ſich denn die Schotten in einer ähnlichen Lage wie zu der Zeit, als ſie ſich von dem „papiſtiſchen Götzendienſt" losſagten (X, 880 ff.), und ſie betraten auch ähnliche Wege. Denn die liturgiſchen Neuerungen Karls galten ihnen als einleitende Schritte zur Reſtauration des römiſch-katholiſchen Kirchenweſens, gegen das die Väter einſt mit ihrem Herzblut gekämpft. Die Verbün-

28. Febr. 1638.

deten beſchloſſen daher in einer neuen Zuſammenkunft das Beiſpiel ihrer Vorfahren nachzuahmen, den alten „Covenant" zur Beſchützung der reinen Religion und Kirche gegen papiſtiſche Irrlehren und Verderbniſſe zu erneuern. Auf Grund der alten Urkunden wurde von Alexander Henderſon und dem Rechtsgelehrten

Archibald Johnſton ein den gegenwärtigen Verhältniſſen entſprechendes Aktenſtück und Glaubensinſtrument aufgeſtellt und nach Verleſung in den Kirchen in Edinburg und im ganzen Lande zur Unterzeichnung dargeboten. Da zeigte ſich denn, wie tief die religiöſe Begeiſterung und Glaubensgluth in alle Gemüther eingedrungen war. „Ich war zugegen", erzählt ein alter Presbyterianer, „als in Lanerk und an andern Orten nach der Morgenpredigt der Covenant verleſen und beſchworen ward, und ich kann verſichern, daß ich in meinem Leben nie eine ſolche vom Geiſte Gottes ausgegangene Bewegung geſehen; die ganze Bevölkerung des Ortes ſtrömte aus eigenem Antrieb zuſammen und ich habe wiederholt bemerkt, wie Tauſende von Menſchen ihre Hände in die Höhe ſtreckten und dabei Thränen vergoſſen, ſo daß im ganzen Reiche alles Volk, mit Ausnahme einiger offenkundigen Papiſten und der Wenigen, die um niedriger Zwecke willen den Biſchöfen anhingen, dem Bunde Gottes zur Beſchützung der Religion wider Prälatenthum und Ceremonien beitrat." Die erſten Männer des Landes, voran der Earl von Sutherland, unterzeichneten das Aktenſtück, manche mit ihrem Blute. Wenn die heilige Urkunde durch die Straßen der Städte getragen ward, folgte die Volksmenge mit Jauchzen und Freudenthränen.

Haltung des Königs.

Noch aber ſchritt man nicht zum Aufſtand; dem König wurde nicht der Gehorſam gekündigt, die Brücke einer Verſtändigung wurde nicht abgebrochen; noch traten die Vorſteher des Covenants nur als Bittende auf. In einer neuen Petition und Vorſtellung verlangten ſie die Wiederherſtellung der alten Landeskirche, die Zurückerſtattung der legislativen Gewalt an die General-Aſſembly, die Aufhebung der hohen Commiſſion und die Einleitung einer gerichtlichen Unterſuchung und Beſtrafung der Biſchöfe. Der König ſah in dieſer Forderung eine Verhöhnung ſeiner Majeſtät. Mußte es nach ſeiner Idee von der göttlichen Gewalt des Königthums ihm nicht als Abfall und Empörung erſcheinen, wenn ein aus eigener Machtvollkommenheit zuſammengetretener Volksrath Forderungen an ihn ſtellte, durch deren Gewährung er ſein ganzes bisheriges Regierungsſyſtem verleugnet, ſeine ſo mühſam begründete Souveränetät zerſtört, ſtatt des von Gott ſtammenden Königrechts eine Volkshoheit, eine von unten ausgehende Staats- und Kirchengewalt anerkannt hätte? Nimmermehr konnte er ſich zu einem ſolchen Entſchluß aufſchwingen, den Makel einer ſolchen Sinnesänderung auf ſich laden. Bevor er jedoch zur Gewalt ſchritt, beſchloß er noch einmal den Weg der Vermittelung und Ausgleichung zu betreten. Er glaubte, daß die ganze Bewegung von einigen malcontenten Führern ausgehe, daß die Begeiſterung für den Covenant weder ſo tief begründet noch ſo allgemein verbreitet ſei; er wußte, daß viele vom Adel royaliſtiſch geſinnt waren, daß viele Prediger und Laien die legislative Gewalt und Jurisdiction lieber in der Gemeinſchaft der Biſchöfe als in der Generalſynode ruhen ſahen. Er gab noch nicht alle Hoffnung auf. Wenn er auch zur Beruhigung der aufgeregten Gemüther die kirchliche Neuerung vorerſt fallen ließ, ſo brauchte er ſich doch darum nicht für alle Zeiten

die Hände zu binden, ſo brauchte er doch darum nicht dem Prinzip zu entſagen, ſeine biſchöflich-royaliſtiſchen Ideen aufzugeben.

Hamiltons Miſſion. In dieſem Sinne entſandte Karl einen ſchottiſchen Edelmann von vornehmer Abkunft, der von Jugend auf mit dem engliſchen Hofe in nahen Beziehungen geſtanden, mit einer Nichte Buckinghams vermählt war und des Königs volles Mai 1638. Vertrauen beſaß, James Hamilton, als Bevollmächtigten nach Edinburg. In dem hochgeſtellten, verſtändigen und gemäßigten Manne glaubte Karl den geeigneten Botſchafter für eine Miſſion zu erkennen, welche auf der einen Seite glatte Worte und verſöhnliche Zuſagen bringen, auf der andern eine heimliche Pforte zu künftigem Entfliehen offen laſſen ſollte. Der Sprößling des altſchottiſchen Geſchlechtes, das mit dem königlichen Hauſe verwandt, in die Geſchichte des Landes ſo tief verflochten war, ſollte der Verkündiger und Interpret der wohlwollenden Abſichten und Gnadenerweiſungen Karls für das Heimathland der Stuarts ſein, ohne jedoch die im Grund der Seele verborgen liegenden Gedanken des Königs zu kennen. Hamilton entledigte ſich ſeines Auftrags mit großem Geſchick. Er ließ verkündigen, daß der König von den Neuerungen in Kirche und Staat abſtehe; daß er den alten Covenant, wodurch ſich einſt ſein Vater zur Fernhaltung aller katholiſchen und papiſtiſchen Tendenzen verpflichtet habe, herſtellen und veröffentlichen wolle; daß auf den November ein Parlament und eine Generalverſammlung einberufen werden ſolle; dafür ſollte der ohne königliche Autoriſation geſchloſſene Covenant, der die Möglichkeit eines Widerſtandes durchſcheinen ließ, aufgelöſt werden. Was Hamilton im Namen des Königs verkündete, waren Zugeſtändniſſe von großer Tragweite; mehr hatten die „Petitionen“ nicht verlangt. Und dennoch genügten ſie nicht mehr den fortgeſchrittenen Anſprüchen; das verhängnißvolle „Zu ſpät“, das ſo oft bei revolutionären Bewegungen das Zeichen war, daß die bereits in Aktion geſetzte Volkskraft ſich ihres unfehlbaren Sieges bewußt ſei, übte ſein Recht. Wie ſehr auch der geheime Rath, einzelne Edelleute, gemäßigte Geiſtliche die Annahme der von Hamilton dargebotenen Gaben zu erwirken ſuchten; die Anhänger und Unterzeichner des Covenants bildeten die Mehrheit, beherrſchten die öffentliche Meinung, terroriſirten wohl auch die royaliſtiſch und biſchöflich Geſinnten. Der neue Bund wurde als das koſtbarſte Kleinod der Nation, als der Eckſtein der kirchlichen Freiheit und Gleichheit geprieſen; eine Seherin erklärte ihn für eine Eingebung Gottes. Nur auf dieſem Wege glaubte man der biſchöflichen Inſtitution, die wie ein Alp auf dem Nacken des presbyterianiſchen Schottland lag, auf immer ledig zu werden.

Generalſynode von Glasgow. 1638 Unter ſolchen Eindrücken wurden die Wahlen zu der Aſſembly in Glasgow vorgenommen. Sie wurden vollkommen beherrſcht von dem Ausſchuß des Covenants in Edinburg; kein biſchöflich Geſinnter wurde gewählt oder wagte ſeine 21. Nov. 1638. Geſinnung laut werden zu laſſen. Am 21. Nov. trat die Verſammlung in der Kathedrale der genannten Stadt zuſammen und wählte den kühnen energiſchen

Henderſon zum Moderator, den rechtskundigen Johnſton zum Schriftführer. Die Verhandlungen begannen mit einem heftigen Angriff auf die Biſchöfe, die man in Anklageſtand verſetzen wollte. Jedes Presbyterium hatte einen Aelteſten gewählt, ſo daß das Laienelement ſehr ſtark vertreten war. Es waren lauter Männer von ſtreng presbyterianiſcher Geſinnung. Die Biſchöfe machten geltend, daß die Verſammlung keinen geiſtlichen Charakter trage, folglich nicht über ſie richten könne, und reichten ein „Declinatory“ ein. Der Lord Commiſſär ſtimmte ihnen bei, und da die Anweſenden trotzdem in die Verhandlung eintraten, ſprach er im Namen des Königs die Auflöſung aus, wobei man Thränen in ſeinen Augen ſah. Der Moderator ſtellte an die Verſammlung die Frage, ob ſie dem Befehle Folge leiſten wolle oder nicht. Da wurde die Anſicht ausgeſprochen, daß in geiſtlichen Dingen die Kirche Gottes unabhängig ſei von der Staatsgewalt und ihre Rechte durch die Prärogative der Krone nicht aufgehoben werden könnten. Dieſer Anſicht trat die ganze Verſammlung mit Ausnahme weniger Stimmen bei und beſchloß, ihre Berathungen fortzuſetzen, zugleich ſich als competenten Gerichtshof über die Biſchöfe erklärend. Vergebens wurde am folgenden Tag auf dem Markt zu Glasgow eine Verkündigung verleſen, welche alle weiteren Zuſammenkünfte unterſagte und die Beſchlüſſe der ungeſetzlichen Aſſembly für wirkungslos erklärte; die Covenanters folgten dem Ausſpruch: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen“ und ſetzten ihre Verhandlungen fort. Mit einem Schlag vernichtete die Generalverſammlung alle kirchlichen Schöpfungen der beiden Stuartſchen Könige und verlieh dem Presbyterianerthum eine Macht, wie dasſelbe ſie nie zuvor beſeſſen. Die Biſchöfe traf Entſetzung und Kirchenbann, die Epiſcopalverfaſſung wurde aufgehoben, das Gebetbuch mit ſeiner Liturgie und ſeinem ceremonienreichen Cultus nebſt dem kanoniſchen Rechtsbuch und der hohen Commiſſion für abgeſchafft erklärt und der Generalſynode ihre volle autonome Gewalt zurückgegeben. Lange waren die Glieder des geheimen Raths mit dem König gegangen; aber ſchon bei Gelegenheit der Auflöſung der Generalſynode hatte Lord Lorn, Herzog von Argyle, ein eben ſo fähiger als ehrgeiziger Edelmann, das erſte Zeichen des Abfalls zu der patriotiſchen Partei gegeben. Seitdem ſtand ſein Name an der Spitze der Covenanters.

28. Nov. 1638.

Man kann die General-Aſſembly von Glasgow, worin weltliche Mitglieder aller Stände als Laienälteſte mit Geiſtlichen tagten, als eine „conſtituirende Nationalverſammlung“ betrachten, die im Gegenſatz zu dem Reichsoberhaupte Kirche und Staat nach Vernunft und überliefertem Recht einzurichten unternimmt. In dieſer vom König für illegal erklärten Verſammlung ſagten die Schotten Allem ab, „was an die alte Hierarchie und an ihren Bund mit der Krone erinnerte“. Was blieb dem Stuart nun übrig, als das widerſpenſtige Volk, das ſeine Autorität abgeworfen, mit den Waffen zum Gehorſam und zur Unterwerfung zu zwingen? Hatte er doch ſchon dem Friedensvermittler Hamilton, als dieſer Bedenken äußerte über den Erfolg ſeiner Miſſion, die Verſicherung

Der König rüſtet zum Krieg.

gegeben, daß er im Falle des Mißlingens zu Pferde ſteigen und in eigener Perſon mit engliſchem Kriegsvolk gegen die Empörer ziehen werde. Jetzt war dieſer Augenblick gekommen. Die beiden Männer, in welche Karl das größte Vertrauen ſetzte, Strafford und Laud, waren der Meinung, daß die Ehre des Königs, die Sicherheit der hierarchiſch-royaliſtiſchen Ordnungen, die man mit ſo großer Anſtrengung ins Leben gerufen, dem Monarchen die Pflicht auferlege, die Covenanters zu züchtigen. Würden ſie für ihr treuloſes Thun unbeſtraft bleiben, wie würden dann ihre Geſinnungsgenoſſen in England triumphiren, die Feinde der anglicaniſchen Kirche und der königlichen Machtfülle ihr Haupt erheben! Denn daß in den Reihen der engliſchen Puritaner wie der ſchottiſchen Presbyterianer die Sache beider Länder als eine gemeinſchaftliche angeſehen ward, konnte man aus einer Menge anonymer Flugſchriften erkennen, die da und dort in die weite Welt ausgingen. Auch jetzt noch wollte der König nichts von einer Einberufung des Parlaments hören; er glaubte die hinreichenden Mittel zu beſitzen, auf eigene Hand den Krieg unternehmen zu können. Die Staatskaſſe war leidlich gefüllt. Der lebhafte Seehandel brachte einträgliche Zölle, das Schiffgeld, ſo ſehr auch deſſen Rechtmäßigkeit beſtritten ward und zu vielen aufregenden Prozeſſen Veranlaſſung gab, wurde Jahr aus Jahr ein erhoben und machte es der Regierung möglich, die Marine in gutem Stand zu erhalten; und wenn auch die Landarmee gering war, ſo hatte doch Wentworth in Irland bereits den Anfang zu einem ſtehenden Heer gemacht, das als „Prätorianer des Despotismus“ die drei Reiche in Unterwürfigkeit halten ſollte. Man rechnete, und nicht vergebens, auf die Beiträge der Biſchöfe und der hochkirchlichen Geiſtlichkeit, auf die Unterſtützung des royaliſtiſchen Adels und der Katholiken, auf die freiwilligen Dienſte der landbeſitzenden Gentry. Die Bewegung in Schottland wurde unterſchätzt: man glaubte, daß nur in den Städten und in einigen ſüdlichen Landſchaften der presbyterianiſche Fanatismus Boden gefaßt habe, bei dem Erſcheinen eines Heeres würden die nördlichen Clans, wo noch getreue Häuptlinge, wie Graf Huntly und der Earl of Lennox zu der königlichen Sache hielten, unter die Waffen treten, und mit den engliſchen Truppen vereinigt die Feinde des Thrones und der biſchöflichen Kirche mit leichter Mühe zu Paaren treiben.

Die Covenanters u. die Königlichen.

Alle dieſe Berechnungen ſollten ſich aber bald als Täuſchungen erweiſen; die Covenanters waren ſtark und gerüſtet. An dem deutſchen Krieg hatten viele Schotten als Freiwillige Theil genommen; Alexander Leßley hatte unter Guſtav Adolf im ſchwediſchen Heere mit Auszeichnung gedient, ſo daß er von Oxenſtierna zum Feldmarſchall erhoben worden war. Er gehörte einem Clan an, deſſen Haupt, Lord Rothes, ein unternehmender populärer Mann, zu den erſten Führern der Covenanters gezählt ward. Dieſer kehrte auf die Einladung der Landsleute in ſein Vaterland zurück, begleitet von mehreren andern kriegskundigen Kameraden. „Man hatte Anfangs gemeint, daß der unſcheinbare Mann von geringer Herkunft, kleiner Geſtalt, mit einem Schaden am Fuß und ſchon in

vorgerückten Jahren bei den ſtolzen und prächtigen Magnaten wenig Anſehen erwerben würde. Aber was iſt unwiderſtehlicher in der Welt als militäriſchr Erfahrung und feſſelnder als Feldherrnruhm? Alles fügte ſich ſeinen Rathſchlägen." Als James Hamilton mit einer Flotte im Frith einfuhr und der Graf von Arundel ein engliſches Landheer, bei welchem ſich der König ſelbſt befand, nach der ſchottiſchen Grenze führte, konnte ſich Leßley mit einer wohlgerüſteten Armee von 20,000 Mann entgegenſtellen. Die königlichen Burgen waren bereits erobert worden, die Bewegungen im Norden niedergeſchlagen, Huntly im Schloſſe Edinburg in Gewahrſam gebracht. Ein Geiſtlicher, der als Feldprediger mit dem Heere zog, ſchildert die religiöſe Stimmung, von der die ganze ſchottiſche Armee beſeelt war. „In den Zelten hörte man die Soldaten Pſalmen ſingen, Gebete herſagen, die heilige Schrift leſen. Prediger mit dem Schwerte umgürtet oder den Karabiner tragend begleiteten die Armee und ſteigerten die Andacht durch feurige Predigten". Wie ganz anders war der Geiſt im engliſchen Feldlager! Der lange Friede hatte die kriegeriſche Uebung gebrochen; für die Verpflegung der Truppen war nicht hinreichend geſorgt; viele Führer und Lords waren mit dem unparlamentariſchen Regierungsſyſtem nicht einverſtanden und dem Krieg mit dem ſtammverwandten Nachbarvolk abgeneigt.

Die Pacification von Berwick.

Aber auch auf Seiten der Schotten trug man Scheu, den Arm zum letzten entſcheidenden Schlag zu erheben, auch unter den Covenanters konnte ſich mancher nicht in den Gedanken finden, dem König auf dem Schlachtfelde entgegenzutreten. Noch gab man ſich die Miene, daß man nicht gegen den Monarchen die Waffen ergriffen habe, ſondern gegen deſſen ſchlimme Rathgeber und die Biſchöfe; daß man keineswegs gemeint ſei, die dem König ſchuldige Treue und Loyalität abzuwerfen, ſondern nur die Freiheit und Autonomie zu vertheidigen. So wurden denn noch einmal Unterhandlungen behufs einer Verſtändigung und Ausgleichung eingeleitet. Bevollmächtigte aus beiden Heerlagern traten zu einer Conferenz zuſammen, an welcher der König ſelbſt Theil nahm. Wirklich kam es auch noch einmal zu einer Uebereinkunft: durch die „Pacification von Berwick" wurde die Entſchreidung der Waffen für den Augenblick abgewendet, aber die großen Gegenſätze, welche die Kriſis geſchaffen, blieben unausgeglichen. Das monarchiſche Prinzip, wie es ſich in dem Geiſte der Stuarts ausgebildet, und die Idee einer populären-parlamentariſchen Autonomie, wie ſie in dem presbyterianiſchen Staats- und Kirchenweſen ihren Ausdruck gefunden, waren unvereinbar. In den Augen des Königs war die Verſammlung von Glasgow ein Akt der Rebellion, den er nimmermehr gutheißen oder beſtätigen könne, in den Augen der Covenanters war ſie eine berechtigte Handlung der Selbſthülfe, welche die alte Rechtsbaſis in Kirche und Staat wieder hergeſtellt habe; nach dem König war ſie ein illegaler Eingriff in die Prärogative der Krone, nach den Covenanters der Anbruch einer neuen Aera der chriſtlichen Freiheit und Gleichheit.

17. Juni 1639.

Auswärtige Einflüsse.

War schon von diesem Gesichtspunkte aus wenig Aussicht vorhanden, daß die Pacification von Berwick den bürgerlich-kirchlichen Irrungen ein Ende machen werde; so wirkten auch noch äußere Verhältnisse störend ein. Wir wissen, daß die Mutter der Königin, Maria von Medicis sich damals in London aufhielt (S. 48). Auch die intrigante Herzogin von Chevreuse und andere Gegner des Cardinals Richelieu hatten sich daselbst eingefunden. Der französische Gesandte Bellièvre konnte dem Minister Berichte genug einsenden, wie sehr durch den Einfluß dieser hochgestellten Parteiführer die Sympathien für Frankreich zum Sinken, die für Spanien ins Steigen gebracht würden. Selbst die Königin Henriette Marie fühlte sich durch manche Rücksichtslosigkeiten von Seiten Richelieus verletzt und suchte ihren Gemahl, der ihr stets mit warmer Zuneigung zugethan war und besonders in diesen kritischen Momenten ihr großes Vertrauen erwies und ihren Rathschlägen Gehör schenkte, von Frankreich abzuziehen. Ohnedies war das Bündniß des Cardinals mit Schweden und den protestantischen Fürsten Deutschlands gegen das spanisch-österreichische Herrscherhaus in den Augen der katholischen und katholisirenden Camarilla am englischen Hof ein Aergerniß und eine Schmach und die Erfolge im Feld erregten ihren Neid und ihren Groll. Man trug sich mit dem Gedanken einer neuen Allianz mit den Habsburgern, durch welche die Landerwerbungen Frankreichs am Rhein verhindert werden möchten. Auch könnte dadurch der Kaiser bewogen werden, dem Erben des verstorbenen Kurfürsten die Pfalz zurückzugeben. Es wurde im vorigen Bande erwähnt (XI, 994), daß nach dem Tode Bernhards von Weimar König Karl den Versuch machte, die herrenlose Armee seinem Neffen zu verschaffen, ein Versuch, den jedoch Richelieu durch dessen Verhaftung auf dem Wege durch Frankreich zu vereiteln wußte.

Richelieu und die Schotten.

Diesen feindseligen Gesinnungen und Parteiintriguen des englischen Hofes, von denen Richelieu durch seinen ergebenen Botschafter genau unterrichtet war, suchte nun der Cardinal von Schottland aus entgegenzuwirken. Es fiel ihm nicht schwer, mit den Häuptern der Covenanters Verbindungen anzuknüpfen, sie mit Mißtrauen gegen die Absichten Karls zu erfüllen, den Freundschaftsbund in Erinnerung zu bringen, der seit alten Zeiten zwischen Frankreich und Schottland bestanden, und dessen Erneuerung zu betreiben. Versprechungen von Hülfeleistung mit Geld und Waffen gaben den Verlockungen und Verdächtigungen Nachdruck. Die patriotische Partei nahm dem Auslande gegenüber eine Haltung an, als ob Schottland ein von England unabhängiges Reich sei, wie es ehedem gewesen; sie fing an Politik auf eigene Hand zu treiben. Zwischen Lord Loudon, einem der Häupter des Covenants, und dem gewandten Bellièvre in London wurden vertrauliche diplomatische Unterhandlungen von großer Wichtigkeit geführt.

Parlament u. Assembly in Edinburg. 1639. August 1639.

Diese Beziehungen zu Frankreich nahmen an Innigkeit und Bedeutung zu, als die von der Friedenscommission in Berwick vereinbarten Bedingungen an den prinzipiellen Gegensätzen scheiterten. Wohl trat im August 1639 zu Edinburg eine neue Generalversammlung und ein neues Parlament zusammen, um die Streitigkeiten zwischen der Krone und der schottischen Nation endgültig zu entscheiden. Aber konnte der König zugeben, daß, wie die Assembly verlangte, der allgemeine Grundsatz aufgestellt wurde, das Bischofthum sei unrechtmäßig? Wenn er sich auch um des Friedens willen zu dem Zugeständnisse aufgeschwungen hätte, dasselbe solle, als mit der Verfassung Schottlands im Widerspruch stehend, in diesem Lande abgeschafft werden: wie sollte er sich denn in England dieser

Inſtitution gegenüber verhalten, wenn er in der Theorie die Episcopaleinrichtung für unbibliſch und unrechtmäßig erklärt hatte? Er unterſagte ſeinem Commiſſar Traquair jedes Eingehen auf eine ſolche Beſtimmung. Eben ſo wenig wollte er dem nur aus den weltlichen Ständen gebildeten Parlamente die Stellung und Rechte zugeſtehen, die ſie beanſpruchten. Denn nach ihren Anträgen ſollte die Staatshoheit in der Landesvertretung beruhen. Der geheime Rath ſollte dem Parlamente verantwortlich ſein, der König bei Beſetzung der hohen militäriſchen Stellen, inſonderheit in den befeſtigten Plätzen, und bei andern wichtigen Regierungshandlungen die Anſicht und Zuſtimmung der Stände einholen. Die Prärogative der Krone, welche die Stuarts ſo hoch hielten, wäre dann dem Prinzipe der Volksſouveränetät unterlegen, der König zum Vollſtrecker des Volkswillens herabgeſunken. Als die Verhandlungen dieſe Richtung nahmen, wurden die Sitzungen mehrmals prorogirt und endlich die Vertagung vom November 1639 bis zum Juni 1640 angeordnet. Nun beſtritt aber das ſchottiſche Parlament das Recht der Krone, ſolche Anordnungen eigenmächtig zu treffen. Nur mit Uebereinſtimmung des Hauſes ſelbſt könne eine Auflöſung oder längere Vertagung vorgenommen werden. Die Verſammlung trennte ſich zwar, ließ aber einen Ausſchuß als Stellvertretung des Parlaments zurück. Welchen Gegenſatz bildete dieſe geiſtlich-parlamentariſche Gewalt, die an der errungenen Autonomie feſthielt, zu der monarchiſchen Machtfülle in Staat und Kirche, welche die Stuarts als den Eckſtein aller königlichen Autorität betrachteten! Daß dieſe Gegenſätze nur durch das Schwert gelöſt werden könnten, war keinem Zweifel unterworfen. Schon richteten einige Häupter der covenantiſchen Partei ein Sendſchreiben an den König von Frankreich, in welchem ſie deſſen Schutz in Anſpruch nahmen.

Karl erwog mit ſeinem engeren Rathe die Lage der Dinge in Schottland. Lord Strafford
Alle Anweſenden waren einſtimmig der Meinung, die königliche Ehre verlange ein gewaffnetes Einſchreiten zur Herſtellnng des Gehorſams. Beſonders entſchieden ſprach ſich Thomas Wentworth, der zu dem Zweck von Irland nach London gekommen war, in dieſem Sinne aus. Wir haben den talentvollen energiſchen Mann, den der Ehrgeiz von den Bänken der parlamentariſchen Oppoſition in den königlichen Rath geführt, und der vor Kurzem zum Lord-Statthalter von Irland und zum Earl von Strafford erhoben worden war, ſchon früher kennen gelernt. Seine erfolgreiche Thätigkeit und ſeine royaliſtiſch-anglikaniſche Orthodoxie hatten ihm in den Hofkreiſen großes Anſehen verſchafft; ſelbſt die Königin, die dem Manne mit dem ſcharfen Urtheil und der geläufigen Rede am wenigſten gewogen war, legte mehr und mehr das ungünſtige Vorurtheil ab. Er hatte wie keiner für die unbeſchränkte Königsgewalt gewirkt und die Autorität der Obrigkeit an Orten hergeſtellt, wo ſie am meiſten gefährdet war. In den nördlichen Grafſchaften hatte er das Regierungscollegium, in dem er den Vorſitz führte, zu voller Kraftentfaltung gebracht, in Irland, wie erwähnt, alle Proteſtanten zur kirchlichen Conformität geführt und die Marine und das Landheer

in solchen Stand gesetzt, daß er die sonst so widerspenstige Insel vor äußeren Angriffen wie vor inneren Bewegungen zu schützen vermochte. Das Königthum erschien ihm als ein „Abbild der göttlichen Majestät", für das er seine letzten Kräfte einzusetzen erklärte. Er wollte wie Richelieu ganze Arbeit schaffen; „durch" war sein Schlagwort. Obwohl schwer an der Gicht leidend, setzte er nach Dublin über und bewirkte, daß das irische Parlament bereitwillig vier Subsidien für den Kriegsbedarf bewilligte. Dann kehrte er nach London zurück, um auch hier in gleichem Geiste zu wirken.

Das kurze Parlament 1640.

Nach elfjähriger Unterbrechung hatten sich der König und seine Räthe entschlossen, angesichts der schottischen Wirren ein neues Parlament in Westminster zu versammeln. Man lebte in den Regierungskreisen des Glaubens, die Stimmung des Landes würde sich geändert haben, die Verbindung der Covenanters mit Frankreich, das noch immer den pfalzgräflichen Neffen des Königs in Vincennes gefangen hielt, würde auch bei dem englischen Volk als eine Beleidigung der nationalen Ehre aufgefaßt und von allen Ständen mit patriotischem Unwillen verurtheilt werden. In den Reihen der Royalisten und Hochkirchlichen wurden die heftigsten Schmähungen laut gegen die „langohrige, kurzhaarige Rotte des schottischen Covenants"; es erschien als eine „Insolenz", daß in der Assembly „die einzig wahre und alte Kirchenverfassung von unwissenden Aufrührern so verächtlich niedergetreten werde". — Aber bald erkannte die Regierung, wie trügerisch

13/23. April 1640.

diese Auffassung sei. Das Parlament, das im April 1640 in London zusammentrat, trug dieselbe Physiognomie wie das vom Jahr 1629; ja die Männer der Opposition waren darin noch zahlreicher vertreten. Als der Antrag vor das Unterhaus gebracht wurde, dasselbe möge die für den Krieg gegen das rebellische Schottland nothwendigen Subsidien vor Allem bewilligen, erfolgte von diesem die Antwort, zuerst müßten die Beschwerden des Landes erörtert und Sicherheit der Religion, des Eigenthums und der parlamentarischen Freiheiten gewährleistet werden. Es machte wenig Eindruck auf die durch den vorausgegangenen kirchlichen Despotismus und Verfassungsbruch gereizte Versammlung, daß man hinzufügte: „Wenn diese Bewilligungen, in denen der König ein Pfand der Liebe und Treue seiner Unterthanen sehe, geschehen seien, werde auch er sich ihnen als ein gerechter, frommer und gnädiger König erweisen"; das Vertrauen in den Gerechtigkeitssinn des Monarchen war verschwunden. John Pym, in dem die puritanischen Doctrinen mit der Hingebung an die parlamentarischen Rechte und Freiheiten aufs Innigste vereinigt waren, trug ein ganzes Verzeichniß von Klagen und Beschwerden über die in Kirche und Staat geübte Gewaltherrschaft vor, auf deren Abstellung die Versammlung vor jeder Bewilligung bestehen müsse. Seine Ansicht drang durch. Darauf wandte sich die Regierung an das Oberhaus; auch hier fehlte es nicht an oppositionellen Tendenzen; dennoch gab die Mehrheit ihre Meinung dahin ab, daß die Geldbewilligung der Erörterung der Beschwerden vorangehen müsse, und der Klerus beeilte sich, seine Loyalität durch die Annahme

von ſechs Subſidien zu bewähren. Darin erkannten aber die Gemeinen eine Verletzung ihres Rechts durch die Peers und beharrten um ſo feſter bei ihrer Anſicht. Zuerſt ſollte die Regierung im Verein mit den Ständen des Reichs die gerügten Mißbräuche abſtellen und Reformen einführen, dann wollten ſie den Bedürfniſſen genügen. Selbſt das Anerbieten des Königs, dem Schiffsgeld um den Preis von zwölf Subſidien zu entſagen, wurde nicht angenommen; dadurch würde man ja die Geſetzlichkeit der Abgabe anerkennen, wandte der Rechtsgelehrte Glanville ein, und dieſelbe mittelbar gutheißen.

Auflöſung des Parlaments.

Als der König die Ueberzeugung gewann, daß das Parlament nur unter Bedingungen, die er nicht einzugehen geſonnen war, die verlangte Unterſtützung gewähren würde, ſprach er die Auflöſung aus. So endete das „kurze Parlament“. 5. Mai 1640. Nichts deſto weniger wurde der Krieg gegen Schottland beſchloſſen als eine für die Ehre des Königs und der Nation nothwendige Sache. Zu Land und zur See ſollte der Angriff gleichzeitig unternommen werden; die engliſchen Milizen und die iriſchen Kriegsknechte wurden unter die Waffen gerufen, von Adel und Klerus Beiträge erbeten, das Schiffsgeld mit größerer Strenge eingetrieben. Die Unterwerfung der ungehorſamen Covenanters in Schottland ſollte der erſte Schritt ſein zur ſiegreichen Durchführung der politiſch-kirchlichen Tendenzen der Stuarts in den drei Reichen, zur Aufrichtung einer abſoluten Monarchie, wie ſie in Frankreich und Spanien beſtand. Von dem Ausgang des ſchottiſchen Feldzuges hing die Entſcheidung ab, ob in Zukunft die perſönliche unbeſchränkte Königsgewalt oder die parlamentariſch-nationale Staatsordnung in dem britiſchen Inſelreiche die Herrſchaft behaupten werde.

Lage und Stimmungen.

Aber auch in Schottland wurden Vorkehrungen getroffen, um dem bevorſtehenden Angriff nicht wehrlos zu erliegen. Am 2. Juni trat das vertagte Parlament eigenmächtig in Edinburg zuſammen und eröffnete ſeine Sitzungen „ohne Schwert, Scepter und Krone“. Man traf Anordnungen zur Landesvertheidigung; man ernannte einen ſtändiſchen Ausſchuß, welcher während des Krieges das Regiment führen ſollte. Man ſagte ſich keineswegs von dem Königthum los, aber man beſchloß, dasſelbe mit ſolchen Schranken zu umgeben, daß es ſich in Zukunft nur innerhalb der ihm zugewieſenen Gewalten und Gerechtſame bewegen könnte, daß die Hoheit des Staats in die drei weltlichen Stände Adel, Gentry und Bürgerthum zu liegen käme. Der Klerus ſollte von der Geſetzgebung und den Gerichten ausgeſchloſſen ſein, damit die „Kirk“ frei und ungehindert ihre Angelegenheiten in autonomer Weiſe ſelbſt beſorgen möge, wie es den calviniſch-presbyterianiſchen Ideen entſprechend war. Indeſſen war die Lage des Landes keineswegs ohne Gefahr. Es verhielt ſich wirklich ſo, wie Wentworth und Hamilton im geheimen Rath verſichert hatten: viele der mächtigſten Barone, beſonders in den nördlichen Grafſchaften, waren royaliſtiſch geſinnt und wollten nicht gegen den König zu Felde ziehen; es gab noch manche Katholiken und manche Episcopale im Lande, welche in dem Sieg der Covenan-

ters nur Druck und Verfolgung für sich selbst erwarten konnten. Und vor Allem, woher sollte das arme Land die Kosten eines Krieges bestreiten? Die Häupter des Bundes traten in Berathung, welche Wege man einschlagen solle, um dem drohenden Kriegssturm am sichersten zu begegnen. Da wurden sie durch die Stimmung in England selbst zu dem Entschluß geführt, nicht zu warten bis man sie im eigenen Lande anfalle, sondern angriffsweise vorzugehen. Aus der Haltung des kurzen Parlaments schlossen sie, daß man jenseits des Tweed ebenso gesinnt sei, wie diesseits, daß in beiden Ländern Uebereinstimmung der Ansichten und Interessen obwalte. „Der Sinn beider Königreiche" hörte man sagen, „gehe nur auf die Erhaltung der wahren Religion und der gerechten Freiheiten der Unterthanen, aber der König sei von einer Faction umgeben, welche Aberglauben und Knechtschaft statt derselben herrschend zu machen trachte."

Die Schotten in England.

In dieser Auffassung wurden die Covenanters bestärkt durch die Aussagen des schottischen Lords Loudon, der um diese Zeit aus England zurückkehrte und mündliche und schriftliche Aufforderungen einiger malcontenten Edlen überbrachte, daß ein schottisches Heer über die Grenze rücken sollte. Lord Savile, ein alter Gegner Straffords und seines Systems, hatte ihm zur Beglaubigung ein von mehreren Großen ersten Ranges wie Warwick, Essex, Say, Brook, Mandeville unterzeichnetes Schreiben zugestellt. So wurde denn der Einzug des schottischen Heeres über den Tweed beschlossen, ehe noch die englische Regierung ihre Kriegsrüstungen beendigt hatte. In der zweiten Hälfte des August setzte Leßley mit einem Heer

18. Aug. 1640.

von 20,000 Mann, Fußvolk und Reiterei über den Grenzfluß, an welchem in früheren Jahrhunderten so manches Rittergefecht geliefert worden war, und drang in Northumberland ein, die königlichen Truppen, die am Tyne gelagert waren, zum Abzug nöthigend. Bald waren die Schotten im Besitz von Newcastle und leerten die Magazine; denn wie die Söldnerheere in Deutschland handelten auch sie nach dem Grundsatz, daß der Krieg den Krieg erhalten müsse. Am Hofe betrachtete man den Einfall als eine Erneuerung der kriegerischen Raubzüge früherer Jahrhunderte und Wentworth glaubte, daß derselbe den nationalen Haß in England aufstacheln und daß alles Volk um so bereitwilliger zu den Waffen greifen würde. Aber wie bald sollte er enttäuscht werden. Die Puritaner erblickten in den Schotten, die unter Psalmengesang und Gebet ins Feld rückten und der von Gott verordneten Obrigkeit den schuldigen Gehorsam keineswegs verweigerten, nicht Feinde, sondern Bundesgenossen. Strebte denn die nationale Rechtspartei in England nicht nach demselben Ziele? Selbst nach der Besetzung von Newcastle betheuerten die Schotten noch ihre Loyalität gegen den angestammten Fürsten; sie wollten denselben nur nachdrücklich ermahnen, die in ihren Gesetzen begründeten politischen und kirchlichen Rechte, wie sie verlangten, zu gewährleisten; sie beteten in der Kirche zugleich für den König und für die Armee, die wider ihn unter den Waffen stand. Die Streitkräfte, die Karl in York gesammelt hatte, erwiesen sich als ungenügend, sowohl an Zahl als an

Disciplin und Kriegsmuth, um den Feind über die Grenzen zurückzuwerfen. Man mußte auf Verſtärkung durch Aushebungen und Werbungen denken. Dazu bedurfte es aber größerer Summen, als man mit den bisherigen Mitteln aufzubringen vermochte. Man verſuchte Anleihen zu machen: aber weder die großen Städte und Handelsgeſellſchaften des Inlandes, noch die Capitaliſten und Bankhäuſer des Auslandes zeigten ſich willig, ein dem Schiffbruch zuſteuerndes Regiment mit ihrem Vermögen zu unterſtützen. Auf dem Feſtlande hatte ohnedies der noch nicht beendigte lange Krieg alle Geldmittel verſchlungen; und im eigenen Reich konnte und wollte der König nicht die Garantien bieten, die man für Darlehne oder Vorſchüſſe verlangte. So war ein Moment gekommen, „wo die Triebfedern, welche die Regierung in Bewegung zu ſetzen pflegte, alle ihre Spannkraft verloren hatten". Und dabei allenthalben Anzeichen und Symptome einer gährenden unzufriedenen Stimmung, eines tiefgreifenden Haſſes gegen die Häupter des geiſtlichen und weltlichen Regiments, einer drohenden Oppoſition und populären Aufregung. Die ſchottiſche Sache fand in England ſelbſt die größte Theilnahme.

Der König war im Norden, um den Krieg zu betreiben. Da ſtellte der Earl of Mancheſter, der hochbejahrte Geheimſiegelbewahrer von alteonſervativen Anſichten, im geheimen Rathe den Antrag, man möge, wie in alten Zeiten, ehe noch das Parlament ſich in zwei Häuſer geſchieden, das „große Concilium", die gebornen Räthe der Krone, verſammeln, um ihre Meinung über die ſchwierige Lage abzugeben und Mittel zur Abhülfe zu ſchaffen. Dem König gefiel der Vorſchlag; er berief auf den 7. September die Peers des Reichs nach York. Aber bereits war unter dem Adel ſelbſt eine Spaltung eingetreten. Zwölf der angeſehenſten Lords, unter ihnen Rutland, Bedford, Hartford, Eſſex, Exeter, Warwick, Say, Mandeville, ein Sohn Mancheſters u. a. m., lauter Gegner des herrſchenden Syſtems, vereinigten ſich zu einer Petition, worin ſie die früheren Beſchwerden wiederholten und um Einberufung eines vollen Parlaments baten, von dem allein die Heilung der Uebel ausgehen könne. Aehnliche Petitionen wurden von der Stadt London und von einem großen Theil der Gentry eingereicht. Daß die Schotten in Newcaſtle von dieſen Vorgängen und Sympathien Kenntniß hatten, ſcheint keinem Zweifel zu unterliegen; ihre Manifeſte und Kundgebungen legten Zeugniß ab, daß ſie nicht als Feinde des engliſchen Volkes angeſehen werden wollten. Die Contributionen, die ſie zur Erhaltung der Armee vornehmen mußten, trafen hauptſächlich Katholiken und Royaliſten. Der König befand ſich in der ſchwierigſten Lage. Die Schotten zurückzuweiſen hatte er nicht die Macht; ein Parlament einberufen hieß ſo viel als ſeinen royaliſtiſch-hierarchiſchen Ideen, an deren Verwirklichung er ſeit ſeinem Regierungsantritt gearbeitet, für immer entſagen. Und dennoch entſchloß er ſich zu dem ſchweren Schritt. Denn mußte er nicht fürchten, daß bei längerer Weigerung England das Beiſpiel der Schotten nachahmen, daß auch hier die Stände eigenmächtig

Verkrag mit den Schotten.

ſich verſammeln würden? Auch die Königin rieth zur Nachgiebigkeit. So beſchloß denn Karl mit innerem Widerſtreben ein neues Parlament auf den 3. November einzuberufen. Mit dieſer Nachricht trat er vor die Peers, die ſeiner Ladung nach York gefolgt waren. Es ſollte nicht den Schein haben, als ob ein fremder Antrieb ihn dazu gebracht habe. Den Lords blieb daher nichts zu thun übrig, als die Geldmittel herbeizuſchaffen, um ſowohl das engliſche Heer zu unterhalten, als die Bedingungen zu befriedigen, unter denen die Schotten einen Waffenſtillſtand eingehen wollten. Durch eigene Beiträge und durch eine Anleihe, zu der ſich nun die Stadt London herbeiließ, brachten ſie die nöthigen Summen auf, die ihnen ſpäter von den bewilligten Subſidien zurückerſtattet werden ſollten. Die Schotten blieben in England. „So trat denn der höchſt außerordentliche Fall ein, daß zwei Armeen, die zum Kampf gegen einander beſtimmt geweſen waren, das Schwert in der Scheide einander gegenüber ſtehen blieben, beide im Solde derſelben Autorität."

4. Das lange Parlament und der Bürgerkrieg.

a. Uebermacht der Oppoſition und Straffords Untergang.

Parlamentariſche Vorkämpfer.

Es war am 3. November des Jahres 1640, daß König Karl in Weſtminſter das neue Parlament eröffnete, das in der Geſchichte Englands als das „lange Parlament" verzeichnet ſteht. Bei der herrſchenden Stimmung im Lande war vorauszuſehen, daß die Wahlen größtentheils auf Gegner der Regierung und der Episcopalkirche fallen würden. Trotz aller Anſtrengungen der Sheriffs wurden nicht nur die meiſten Oppoſitionsmänner der letzten Verſammlung wieder gewählt, ſondern ihre Reihen durch neue Geſinnungsverwandte gemehrt. Neben Männern eines beſonnenen gemäßigten Fortſchritts auf Grundlage der alten Volksrechte, wie John Hampden, der ſtandhafte Streiter gegen das Schiffsgeld, ſtanden raſtlos vorſtrebende Kämpfer für kirchliche und politiſche Freiheit wie

Pym

John Pym, „der Taktiker des parlamentariſchen Angriffs", der mit unbeugſamer Folgerichtigkeit des Charakters und mit einer in den religiöſen Gedankenkreiſen der Zeit ſich bewegenden Beredſamkeit ſchon ſo oft dem herrſchenden Regierungsſyſtem entgegen getreten war und jetzt die Verbindung mit den Schotten vermittelte, wie Denzil Hollis, zweiter Sohn des Earl of Clare, früher ein feuriger

Henry Vane.

Gegner von Buckingham; ſtanden religiöſe Eiferer, wie Sir Henry Vane, der einſt die lange Seefahrt nach America nur deshalb unternommen, um dort das Sacrament ſtehend, nicht papiſtiſch kniend wie zu Hauſe genießen zu dürfen, wie der gelehrte Selden, wie Haslerigh, Rudyard, Hyde u. a. ſtanden ſtrengpuritaniſche Fanatiker, die in den ſeparatiſtiſchen Congregationen Befriedigung ihrer religiöſen Andacht ſuchten. Zu den letzten gehörte auch ein Mann, der zu großen

Cromwell.

Dingen beſtimmt war, Oliver Cromwell der Urenkel Richard Williams Cromwell, eines Verwandten jenes Thomas Cromwell, der unter Heinrich VIII. ſo

thätig für die Begründung der Reformation gewirkt hatte, ein leiblicher Vetter Hampdens und ſeiner mütterlichen Herkunft nach dem Stuartſchen Blute verwandt. Schon ſeit Anfang des parlamentariſchen Kampfes war Cromwell, (geb. 25. April 1599), nachdem er „aus dem Dunkel der Sünde in das Licht der Gottesfurcht eingegangen", von weltlicher Verwilderung zu religiöſer Vertiefung umgekehrt war, als entſchiedener Vorfechter für religiöſe und bürgerliche Freiheit aufgetreten und hatte ſich durch ein muſterhaftes häusliches Leben, durch Wohlthun und Freigebigkeit und durch einen ſtreng ſittlichen Wandel ſo ſehr die allgemeine Achtung in ſeinem Geburtsort Huntingdon erworben, daß er im J. 1628 als Vertreter dieſer Grafſchaft ins Parlament gewählt wurde, wo er ſich bald durch ſeine heftige Oppoſition gegen den hochkirchlichen Gewiſſenszwang der Biſchöfe hervorthat. Während der elfjährigen Willkürregierung hatte er Gelegenheit genug gefunden, zuerſt als Friedensrichter ſeiner Vaterſtadt, dann als wohlhabender Grundbeſitzer in Ely der Gewaltherrſchaft entgegenzutreten und der religiöſen Freiheit eine Stätte zu bereiten. Als die Noth den König zwang, wieder in die parlamentariſche Bahn einzulenken, wurde Cromwell von der puritaniſch-popularen Partei der Univerſitätsſtadt Cambridge, wo er in den Jahren 1616 und 1617 dem Rechtsſtudium obgelegen, zum Abgeordneten gewählt. Einfach und ländlich in Kleidung und Benehmen, ohne gewinnende Manieren und hervorragende Redegaben, herrſchte er über ſeine Zeitgenoſſen nur durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes, durch die Energie ſeines Willens und durch ſeinen entſchloſſenen thatkräftigen Charakter, der auf dem feſten Glaubensgrund wurzelte, daß er unter der Führung Gottes ſtehe. In dieſem ſichern Gefühle, ein Werkzeug in Gottes Hand zu ſein, von ſeinem Rathſchluß angetrieben zu werden, folgte er in ſeinem Thun und Laſſen den Impulſen des Augenblicks. Seine Entſchlüſſe und Unternehmungen gingen mehr aus einem inſtinktartigen Gefühle und einer gottvertrauenden Zuverſicht als aus Berechnung hervor. „Der Mann kommt am weiteſten" ſagte er einmal, „der nicht weiß wohin er geht." Die Gluth ſeiner Seele und ſein brennender Ehrgeiz lag unter Andachtsübungen und religiöſer Devotion verborgen. Die meiſten Mitglieder des neuen Parlaments waren oder wurden Puritaner, und ihr demokratiſcher Freiheitsſinn ging bald von der Kirche auf die Politik über und weckte republikaniſche Ideen. Ohne ausdrücklich ſich von dem monarchiſchen Prinzipe loszuſagen, ſtrebten ſie nach einem Staatsleben, worin die parlamentariſchen Gewalten das Uebergewicht haben ſollten über die königlichen. Sie wollten in Staat und Kirche ſtatt des königlich-biſchöflichen Regiments die volksherrliche Gewalt der Synode und des Parlaments. Die Verwandtſchaft ihrer Ideen mit dem Presbyterianerthum der Schotten führte bald zur engen Verbindung beider Religionsparteien. Um dieſe Zeit kehrte John Milton der Odendichter aus Italien zurück, wo er „die Idee des Milton.
Schönen in allen Formen" erfaſſen zu können gehofft hatte, und widmete ſeine Studien und ſeine literariſche Thätigkeit den großen Angelegenheiten der Zeit.

Denn er erkannte, „daß ſich jetzt ein Weg öffnete für die Begründung wahrer Freiheit, daß jetzt das Fundament gelegt werden könnte zur Erlöſung der Menſchen von dem Joche der Knechtſchaft und des Aberglaubens“. Er begleitete die öffentlichen Verhandlungen mit ſchwungvollen Aufſätzen über die politiſchen und kirchlichen Fragen des Tages.

Die Vorzeichen der neuen Zeit.

Wiederum bezeichnete die Thronrede die Verwilligung von Subſidien zum Krieg gegen die Schotten, die „rebelliſchen Unterthanen des Königs“ als nächſte und wichtigſte Aufgabe des Hauſes; doch wurde auch die Beſeitigung von Mißbräuchen in Ausſicht geſtellt und der Verſammlung anheimgegeben, in welcher Reihenfolge die einzelnen Gegenſtände zur Verhandlung kommen ſollten. Man möge indeſſen bedenken, wie nothwendig die Entfernung des ſchottiſchen Heeres von dem engliſchen Boden ſei und wie nachtheilig ſein längeres Verweilen für die Wohlfahrt des Landes. Anſtatt aber daß man ſofort die Geldfrage in Angriff nahm, wurde das Haus von Klagen und Beſchwerden wie mit einer Sturmfluth überſchüttet und nicht blos deren Abſtellung verlangt, ſondern auch die Beſtrafung derjenigen, welche die Rechtsverletzungen, Gewaltthätigkeiten und Mißbräuche begangen oder veranlaßt hätten. Pym war der Wortführer der Oppoſition; in ſeiner ſcholaſtiſch-bibliſchen Ausdrucksweiſe führte er Keulenſchläge gegen den religiöſen Terrorismus der Biſchöfe, gegen die Servilität der Gerichte, gegen die Verletzung der nationalen Rechte, gegen die katholiſche und katholiſirende Camarilla des Hofes, gegen die Monopoliſten und Blutſauger. Man faßte alle Beſchwerden in eine große Remonſtranz zuſammen, mit der Abſicht, die Uebelſtände ſo weit es möglich ſei zu beſeitigen oder auszugleichen und die Rathgeber, die den König dazu gebracht, gerichtlich zu verfolgen.

Wir wiſſen, wie energiſch Karl in früheren Tagen den Grundſatz einer Verantwortlichkeit der Staatsdiener als ſeine Königsmacht beeinträchtigend von ſich gewieſen. Jetzt wurde dieſe Verantwortlichkeit vom Parlamente in Anſpruch genommen und mit eiſerner Conſequenz durchgeführt. Es wurden mehrere Ausſchüſſe gebildet, um das bisherige Verfahren der geiſtlichen und weltlichen Gerichte zu unterſuchen und gegen die einflußreichſten Häupter der Regierung Klage auf Hochverrath zu erheben. Prynne und ſeine Leidensgefährten wurden nach einer Reviſion ihres Prozeſſes für unſchuldig erklärt und die Richter der Sternkammer zu einer namhaften Geldſtrafe verurtheilt. Wie im Triumphe kehrten die Gefangenen aus ihren Kerkern heim, vom Freudenjubel des Volkes begrüßt; das Schiffgeld wurde eingeſtellt, als den Geſetzen des Landes, dem Eigenthumsrecht der Unterthanen und den früheren Statuten zuwiderlaufend; was ſich von den eingeforderten Summen noch in den Kaſſen der Sheriffs vorfand, ſollte zurückbezahlt werden. Es wurde feſtgeſetzt, daß in Zukunft das Tonnen- und Pfundgeld nur mit Bewilligung des Parlaments erhoben werden dürfe.

Strafford und Laud in Anklageſtand.

Das Hauptanliegen des Parlaments war die Anklage gegen die Miniſter, in erſter Linie gegen Strafford, den „großen Abtrünnigen“ wie er bezeichnet ward. Es wird berichtet, als ihn der König nach England entbot, weil er ſeines Rathes und Beiſtandes nicht entbehren könne, habe der Lord ſeinen Herrn zu überzeugen

geſucht, daß er ihm in Irland oder bei dem Heere mehr nützen könne als in London; aber Karl habe darauf beſtanden und ihm die Zuſicherung gegeben, es ſolle kein Haar auf ſeinem Haupte angetaſtet werden. So folgte denn der Graf voll düſterer Ahnungen dem Rufe. Kaum aber war er in der Hauptſtadt eingetroffen, ſo wurde im Unterhauſe bei verſchloſſenen Thüren von ſieben Mitgliedern, darunter Pym und Hampden der Antrag geſtellt und von der Verſammlung angenommen, daß Strafford und Laud in Anklageſtand geſetzt werden ſollten. Es hatte verlautet, der Lord-Statthalter habe Beweiſe in Händen, daß die Häupter der parlamentariſchen Oppoſition mit den Schotten heimliche Unterhandlungen gepflogen und ſie unter Zuſicherung namhafter Geldſummen zu längerem Verweilen auf der Grenze bewogen hätten; darauf wolle er eine Klage auf Landesverrath gründen. Daher eilten die Gemeinen ihm zuvorzukommen. An der Spitze einer Deputation von mehreren hundert Mitgliedern überbrachte Nov. 1640. Pym die Anklageſchrift gegen Strafford wegen Hochverraths in das Haus der Lords und verlangte deſſen Entfernung vom Parlament und Gefangenſetzung. Die Peers waren darüber gerade in Berathung, als der Graf „in ſtolzer und finſterer Haltung“ in den Saal trat, um ſeinen Sitz einzunehmen. Da riefen ihm mehrere Stimmen zu, er ſolle ſich zurückziehen. Einige Stunden nachher wurde er wieder vor das Haus beſchieden. Und nun mußte der mächtige Mann, der noch am Morgen Herr und Meiſter der Staatsgewalt geweſen, an den Schranken kniend die Anklage der Gemeinen anhören und den Beſcheid, daß man auf ihr Begehren beſchloſſen habe, ihn im Tower zu verwahren. Vier Wochen nachher erfuhr Erzbiſchof Laud dasſelbe Schickſal. Der Staatsſecretär 15. Decbr. Windebank, wegen ſeiner katholiſchen Neigungen am Hofe gerne geſehen, und der Lord-Siegelbewahrer John Finch, der beſchuldigt ward, in der Rechtsfrage wegen des Schiffgeldes einen ungebührlichen Druck auf die Richter geübt zu haben, entzogen ſich der Verhaftung durch die Flucht, jener nach Frankreich, dieſer nach Holland.

Nachgiebige Haltung des Königs.

Nun kam die Staatsgewalt gänzlich in die Hände des Unterhauſes; und um jeden Rückfall zum Abſolutismus für die Zukunft abzuſchneiden, wurde wie früher in Edinburg der Beſchluß gefaßt, daß alle drei Jahre das Parlament verſammelt werden müſſe und wenn die Regierung mit der Einberufung zögere, und auch die Lords und die Sheriffs der Grafſchaften die Wahlen unterlaſſen würden, dieſe von den Bürgern und Freihaltern aus eigenem Antrieb vorgenommen werden ſollten. Die Auflöſung ſollte nicht vor fünfzig Tagen und nur mit Beiſtimmung der beiden Häuſer erfolgen dürfen. Nach großen inneren Kämpfen fügte ſich der König in die Nothwendigkeit. Nicht nur, daß er dieſe Parlamentsbill, welche die Freiheit ſeiner Entſchließungen beeinträchtigte und ſein Anſehen beim Volk tief herabſetzen mußte, beſtätigte und zum Geſetz erhob; er nahm auch auf den Vorſchlag Hamiltons, der ſich mit den Schotten und ihren engliſchen Parteigenoſſen in letzter Zeit beſſer zu ſtellen gewußt, die namhafteſten Lords der Oppoſition, Bedford, Hertford, Eſſex, Mandeville, Savile, Say, Briſtol in den geheimen Rath auf. Ja es wurde bereits in Ueberlegung gezogen, ob man nicht die bedeutendſten Stimmführer des Unterhauſes, Pym, Hampden, Hollis in die höchſten

Reichsämter berufen und ihnen die Leitung der Staatsgeschäfte übertragen sollte. Karl mochte hoffen, durch solche Nachgiebigkeit die Leidenschaft und Rachgier seiner Gegner zu mildern und die Männer, so um seinetwillen Kerker und Verbannung tragen mußten und in beständiger Todesfurcht schwebten, vor dem Verhängniß zu retten.

Bund mit den Schotten.

Das energische Vorgehen der Covenanters in Schottland hatte auch in England das parlamentarische Leben von der Erstarrung befreit und aufs Neue in Fluß gesetzt. Was war daher natürlicher, als daß bei dem wachsenden Uebergewicht der Opposition auch die Sympathien für die nördlichen Nachbarn wuchsen, daß man sie bewunderte und nachahmte? Nicht genug, daß das Parlament die Verbindungen, die einige Parteihäupter unter der Hand mit den schottischen Heerführern unterhalten hatten, zu einem Freundschaftsbund erweiterte und der Armee die beträchtliche Summe von 125,000 Pfund zum Unterhalt und
Febr. 1641. 300,000 Pf. als „freundliche Unterstützung" und Entschädigung bewilligte; man versuchte auch eine vollständige Vereinigung der beiden Völker in den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen herzustellen.

Angriffe wider das Episcopalsystem.

Vor allem wollten die Männer der freieren religiösen Richtung auch in England die bischöfliche Institution, unter der sie so viel zu leiden gehabt, abschaffen und eine von unten aufgebaute Kirchenform begründen mit volksthümlichen Organen und Autonomie der Gemeinden. In rationalistischen Doctrinen befangen erwogen sie nicht, daß gerade in dieser Beziehung eine große historische und prinzipielle Verschiedenheit obwaltete. Während in der schottischen Kirche der Episcopat schon bei der Stiftung ausgestoßen und erst im Laufe der Zeit durch königliche Willkür aufoktroyirt worden, war in England, wo der Klerus bereitwillig auf die reformatorischen Absichten des Königs eingegangen, das Episcopalsystem das Fundament der angiokatholischen Kirche geblieben. Ein Abgehen von dieser Institution kam also einem neuen Reformationsakte gleich, durch den eine hundertjährige Vergangenheit ihren Abschluß finden mußte. Als daher Pym, der Hauptförderer der schottischen Allianz, eine von 15,000 Unterschriften bedeckte Petition dem Hause vorlegte, daß man den Stand der Bischöfe und Prälaten „mit Wurzel und Zweigen" ausrotten möge, da konnte man bald gewahren, daß die Wortführer des Parlaments in dieser Frage keineswegs übereinstimmten. Weder wollten die Lords in dieser radicalen Reform mit den Gemeinen Hand in Hand gehen, noch waren die Mitglieder des Unterhauses unter sich einig. Eine gemäßigtere Partei wollte nicht die bischöfliche Verfassung ganz und gar über Bord werfen, sondern nur die hochkirchlichen Auswüchse beseitigen, dem Prälatenstand seinen Einfluß auf den Staat nehmen durch Ausschließung der Bischöfe aus dem Parlamente, die Einkünfte der geistlichen Würdenträger und ihre kirchlichen Gewalten beschränken. Beide Ansichten wurden mit großer Erregung verfochten, von beiden Theilen schwerwiegende Gründe mit viel Beredsamkeit vorgetragen: Wenn Fiennes das Bischofthum bekämpfte, „weil seine Jurisdiction im Widerspruch mit den weltlichen Gerichtshöfen, seine Politik im Widerspruch mit der des Parlaments stehe" und die Bisthümer und Kapitel mit ihrer Ausstattung alten Baumstämmen in einem Walde verglich, „welche durch ihre Wurzeln und weitschattenden Zweige den jungen Nachwuchs aufzukommen hinderten, die man fällen und ausroden müsse, um diesem freie Luft zu verschaffen"; so erinnerte Lord Digby an den innigen Zusammenhang, in dem das Bischofthum mit dem ganzen Staats- und Verfassungsbau Englands stehe, an das Ansehen, welches dasselbe im Ausland genieße, an den unüberwind-

lichen Widerſtand, den der König der Abſchaffung entgegenſtellen werde, da die Krone den Episcopat nicht entbehren könne. Das Haus übergab die Sache einer Commiſſion. Während dieſe darüber berieth, wurden von der ſchottiſchen Partei neue Petitionen und Demonſtrationen in Bewegung geſetzt und die Volksmenge durch Gebete und Predigten gegen die „antibibliſche gottloſe Kirchenverfaſſung" in ſteter Aufregung gehalten, um einen Druck auszuüben. Aber trotz aller agitatoriſchen Hebel, welche die Vorkämpfer puritaniſcher Doctrinen einſetzten, gewann in dem Ausſchuß die gemäßigte Anſicht die Mehrheit. Es wurde beſchloſſen, die Biſchöfe ſollten fortbeſtehen, aber von dem Hauſe der Peers und von den weltlichen Gerichtshöfen ausgeſchloſſen ſein, eine halbe Maßregel, die wie vorauszuſehen nicht von Dauer ſein konnte. Die Schotten meinten: „jetzt nehme man das Dach weg, bald werde man die Mauern umſtürzen".

Strafford vor dem Oberhaus. 1641.

Wie bei der Nachricht von Buckinghams Ermordung, ſo fügte ſich auch jetzt der König mit einer Art fataliſtiſcher Reſignation in die Nothwendigkeit. Man hatte der Krone die Kleinodien entriſſen, die er für die werthvollſten hielt, und nun drohte ſeinem Herzen und ſeiner Ehre der härteſte Schlag. Am 22. März begann im Oberhauſe der Prozeß gegen Strafford. Die Communen hatten den Lord-Statthalter von Irland auf Hochverrath angeklagt, „weil er die Grundgeſetze von England umzuſtürzen und eine Regierung der Willkür einzuführen geſucht habe". Viele Zuhörer aus den höchſten Geſellſchaftskreiſen, Herren und Frauen und die Mitglieder des Unterhauſes wohnten der Gerichtshandlung mit geſpannter Erwartung bei. In den Tagen ſeines Glücks war Wentworth ein hochfahrender übermüthiger Mann geweſen; jetzt zeigte er ſich ruhig und gelaſſen, voll Würde und Haltung; denn er hatte Vertrauen in den Ausgang ſeiner Sache. Wie groß immer die Zahl ſeiner Ankläger war, wie viele Klagepunkte ſeine Widerſacher gegen ihn zuſammengeſtellt hatten; er führte ſeine Vertheidigung ſiebenzehn Tage lang mit ſolcher Würde, Klarheit und Umſicht, daß die Anſchuldigungen wie Nebelbilder zerfloſſen. Er wies auf das Ueberzeugendſte nach, daß keines der ihm Schuld gegebenen Verbrechen den Charakter eines Hochverraths an ſich trüge, wie derſelbe in dem Geſetze Englands feſtgeſtellt ſei, daß er ſtets mit Wiſſen und Willen des Königs und in Uebereinſtimmung mit dem Miniſtercollegium gehandelt habe, daß aus der Häufung von unweſentlichen Dingen, in denen er ſich vergangen haben ſollte, nicht ein Capitalverbrechen eruirt werden könne. Selbſt die ſchwerſte Belaſtung, die man aus den Sitzungsprotocollen des geheimen Raths gegen ihn vorbrachte, konnte nicht als Hochverrath gefaßt werden. Auf ſeinen Wunſch hatte nämlich der König geſtattet, daß auch von den Berathungen des Conſeils, deren Geheimhaltung eidlich gelobt war, Gebrauch gemacht werden dürfe. Da hatte denn der jüngere Vane aus den Aufzeichnungen ſeines Vaters entdeckt, daß Strafford bei Gelegenheit des ſchottiſchen Krieges zu dem König ſagte: „Ihr habt eine Armee in Irland, mit der ihr dieſes Königreich zum Gehorſam zwingen könnt". War unter „dieſem" Königreich England zu verſtehen, wie die Ankläger nachzuweiſen ſuchten, oder Schottland, wie der Angeklagte behauptete? Und ſelbſt in jenem Falle konnte in der Aeußerung nicht Hoch-

verrath, der doch nur gegen das Oberhaupt des Staats begangen werden konnte, ſondern Landesverrath gefunden werden. Für Landesverrath ſtand aber in den Geſetzen keine Strafbeſtimmung. Straffords kraftvolle würdige Vertheidigung machte auf die Lords und alle Anweſenden einen mächtigen Eindruck, und als er am Schluſſe in beredten pathetiſchen Worten den Richtern zu Gemüthe führte, daß ſie ſich nicht durch die zweideutige Macht der popularen Strömung bewegen laſſen ſollten von den Geſetzen der Altvordern abzugehen und das Beiſpiel eines Bluturtheils zu geben, das dermaleinſt gegen ſie ſelbſt und ihre Kinder gerichtet werden könnte; da war wenig Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die Lords auf Hochverrath erkennen würden. Man hörte ſchon das Wort Juſtizmord. Jedermann erwartete ein freiſprechendes Urtheil.

Die Bill of Attainder.

Aber das Unterhaus gab ſeine Rachepläne nicht auf. Plötzlich ertönte in den Reihen der anweſenden Gemeinen der Ausruf: „Aufbrechen“. Die Mitglieder begaben ſich in ihren eigenen Sitzungsſaal, um dort einen neuen Angriffsplan zu entwerfen. Es iſt uns aus der Geſchichte Heinrichs VIII. bekannt, daß der Despotismus zuweilen Mittel gefunden hatte, auch ohne das herkömmliche Landrecht Todesurtheile zu verhängen. Die legislative Gewalt legte ſich bei ſolchen Gelegenheiten die Macht bei, für den vorkommenden Fall ein eigenes Geſetz zu erlaſſen. Man nannte dies Bill of Attainder. Danach ſollte es dem Unterhauſe zuſtehen, allezeit zu erklären was Hochverrath ſei. Wie ſchreiend immer der Widerſpruch erſcheinen mochte, daß eine Verſammlung, welche ſich die Vertheidigung der alten Landesgeſetze gegen Willkür und Vergewaltigung zur Aufgabe ſtellte, ſelbſt die Fahne legislativer Gewaltthätigkeit aufpflanzte; in der leidenſchaftlichen Erregung wurde der Beſchluß gefaßt, „der Verſuch, die Geſetze umzuſtoßen, ſei als Hochverrath zu betrachten“, und auf Grund dieſer Erklärung die

29. April 1641.

Bill of Attainder gegen Strafford mit großer Majorität im Unterhauſe angenommen. Nur neunundfünfzig Mitglieder hatten den Muth zu widerſprechen. Ihre Namen las man am folgenden Tag an den Straßen angeſchlagen „als Straffordianer, die das Vaterland verriethen, um einen Verräther zu retten“. In einer großen Conferenz mit dem Oberhauſe, der auch der König anwohnte, wies Lord S. John auf die legislative Machtvollkommenheit des Parlaments hin, um darzuthun, daß man dem Beſchluß Folge geben müſſe. Dieſe Anſicht wurde maßgebend für die Lords der Oppoſition in Weſtminſter.

Agitatoriſcher Terrorismus.

Denn ſchon waren neue Hebel in Bewegung, um die Unterzeichnung des Todesurtheils zu erpreſſen. Man hatte bemerkt, daß hie und da royaliſtiſche und reactionäre Regungen zu Tage traten: die Offiziere der engliſchen Armee in Northumberland ſahen mit Unwillen, wie ſehr die Schotten durch das Unterhaus begünſtigt würden; in Irland ſtand die von Strafford einſt gebildete „Legion der Prätorianer“, größtentheils katholiſche Eingeborne, noch immer unter den Waffen; in Schottland waren viele vom Adel wie James Graham, Earl of Montroſe und ſein väterlicher Freund Napier, wie Home, Athol, Mar unzufrieden mit den

Covenanters, daß ſie bis zum bewaffneten Aufſtand gegen den König vorgegangen; auch die Königin und ihre Vertrauten waren ungehalten über die ſtrengen Maßregeln der herrſchenden Partei gegenüber den Katholiken; unter dem Vorgeben, daß ihre Geſundheit eine Luftveränderung nöthig mache, wollte ſie ſich nach Frankreich flüchten, um in ihrer Heimath Hülfe zu ſuchen. Aber Richelieu verhinderte die Ausführung des Planes. Aus dieſen und ähnlichen Symptomen zogen die Führer der Oppoſition den Schluß, daß man Strafford zu retten ſuche. Pym machte dem Unterhauſe bei verſchloſſenen Thüren die Mittheilung, daß ein 3. Mai 1641.
Complot zum Umſturz des Parlaments und der proteſtantiſchen Religion, zur Beſetzung des Tower und Befreiung Straffords im Werke ſei. Als man draußen davon Kunde erhielt, entſtanden tumultuariſche Auftritte; die Menge war in der größten Aufregung: man verpflichtete ſich durch Eidſchwüre, die proteſtantiſche Religion, das Parlament, die Freiheiten des Volkes mit Leib und Leben zu vertheidigen. Unter dem Druck dieſer popularen Bewegung wurde das Schickſal Straffords entſchieden. Noch hatte das Oberhaus ſein Urtheil nicht abgegeben; viele hätten gerne noch einen Mittelweg geſucht. Als aber der Lord Oberrichter, deſſen Gutachten man einholte, die Erklärung abgab, daß die Verbrechen Straffords in der That einen Hochverrath enthielten, da wagten die Peers nicht länger zu widerſtehen. Viele hatten ſchon ſeit einiger Zeit an den Sitzungen keinen Theil mehr genommen; von den Anweſenden waren ſechsundzwanzig Stimmen für die Bill of Attainder, neunzehn dagegen. 8. (18) Mai.

Das Todesurtheil beſtätigt und vollzogen.

Sogleich ging eine Deputation an den König ab, um ſeine Zuſtimmung zu erbitten. Es war Sonnabend; Karl verſchob die Antwort auf den Montag. Der Sonntag lag dazwiſchen, ein düſterer peinvoller Tag. Es drückte ihm ſchwer auf das Gewiſſen, daß er den Mann, der nur nach ſeinem eigenen Willen gehandelt, nur ſeine eigenen Abſichten ausgeführt hatte, den Feinden überantworten ſollte. Er fragte bei den Biſchöfen, bei den Lords an; er erhielt nur feige Rathſchläge: um ſeiner Krone, um ſeines eigenen und der Seinigen Leben und Sicherheit willen müſſe er dem Geſetze ſeinen Gang laſſen, ſeine eigene Ueberzeugung dem öffentlichen Rechte nachſtellen; die Bill of Attainder ſei gleich zu achten einem richterlichen Urtheilsſpruche, den der König vollſtrecken laſſen müſſe, ob er damit übereinſtimme oder nicht. So lag die Welt unter dem Druck des popularen Terrorismus gefeſſelt. Noch war Karl zweifelhaft; da wurde ihm ein Schreiben Straffords überbracht, worin dieſer ſelbſt den Monarchen aufforderte, die Bill zu genehmigen und nicht aus Rückſicht auf ihn die Verſöhnung mit ſeinem Volke zu verzögern. Dieſes Schreiben, deſſen Echtheit wohl kaum zu bezweifeln iſt, war entſcheidend. Karl unterzeichnete das verhängnißvolle Schriftſtück und opferte den Vorfechter ſeiner Prärogative der Volkswuth. Der Lord mochte immer noch geglaubt haben, der König würde ihn nicht fallen laſſen; wenigſtens ſoll er bei der Nachricht von der Beſtätigung des Urtheils die Hände gen Himmel gehoben und ausgerufen haben: „verlaſſet Euch nicht auf Fürſten

und Menſchenkinder, denn bei ihnen iſt kein Heil.“ Der Weg nach dem Hochgerichte führte ihn an dem Gefängniſſe Lauds vorüber. Er rief dem hinter dem Gitter niederſchauenden Prälaten ein Lebewohl zu und empfahl ihn der Gnade
11. (21) Mai 1641. Gottes. Mit großer Faſſung empfing Strafford den Todesſtreich auf dem Schaffot. Der König fühlte einen tiefen Stachel in ſeiner Seele; der Schatten des getreuen Dieners, den er den Feinden geopfert, verfolgte ihn durch das Leben. Er betrachtete alle ſpäteren Unfälle als ein Strafgericht des Himmels für ſeine ſündhafte Schwäche.

b. Lage und Parteiſtellung bis zum Ausbruch des Bürgerkriegs.

Haltung des Königs. Von der Zeit an war die Staatsgewalt bei dem Parlamente; alles was dem königlichen Despotismus gedient hatte und darum mit dem Haß des Volkes belaſtet war, wie die hohe Commiſſion, die Sternkammer, mehrere Sondergerichte in den nördlichen Grafſchaften, wurde abgeſchafft, der Richterſtand den Einflüſſen der Regierung entzogen, die Garantien der perſönlichen Freiheit ſicher geſtellt. Man ſuchte Männer des parlamentariſchen Vertrauens, darunter die Lords der Oppoſition Falkland, Hyde, Colepper (Southampton) in die höchſten Verwaltungsſtellen zu bringen, den Hofhalt der Königin von Papiſten und Jeſuiten zu reinigen, die Umgebung des Prinzen von Wales aus zuverläſſigen Leuten zu bilden, die Offiziere und Milizen zur Folgeleiſtung an parlamentariſche Anordnungen zu verpflichten. Der König fügte ſich in Alles; es ſchien als ob er fortan ſeine Regierung ganz in den parlamentariſchen Formen zu führen gedenke: die königlichen Truppen wurden entlaſſen; auch die Schotten kehrten, nachdem man ihre
Karl in Schottland. Anſprüche befriedigt, in ihre Heimath zurück. Doch gab Karl noch nicht alle Hoffnung auf, wenn die populare Sturmfluth ſich verlaufen, der Krone wieder die frühere Autorität zu verleihen. Im Sommer 1641 faßte er den Entſchluß, in ſein ſchottiſches Heimathland zu reiſen, mit der geheimen Abſicht, durch Nachgiebigkeit in allen Staats- und Kirchenſachen ſeine königliche Macht wieder feſt zu begründen und ſich dort einen neuen Standpunkt zu reſtaurirender Thätigkeit zu ſchaffen. Er wußte, daß in den Bergen Schottlands ihm noch manche loyale Herzen ſchlugen. Die Schotten zu befriedigen und ſie von England zu trennen, um dadurch der parlamentariſchen Partei den ſtarken Rückhalt zu nehmen, war ſein Bemühen. Um dieſes Ziel zu erreichen, gewann er es über ſich, Alles das zuzugeſtehen, was er einſt ſo hartnäckig verweigert hatte: er erkannte die Beſchlüſſe der Verſammlung von Glasgow und des Parlaments von 1640 an; er gab die Biſchöfe auf; er verſprach die wichtigſten Stellen in der Staatsverwaltung und Rechtspflege nur mit Zuſtimmung der Reichsſtände zu beſetzen; er erhob Lord Loudon, den er einſt als Hochverräther hatte behandeln wollen, zum Kanzler. Ja ſelbſt den Häuptern des Covenants, die bisher mit der engliſchen Aktionspartei ſo feſt verbunden geweſen, näherte er ſich: Argyle, Leßley, Hamilton und ſeine

Freunde wurden mit Gunſt- und Gnadenerweiſungen überſchüttet; man ſah ihn mit den Presbyterianern die Predigt beſuchen und beten. Schottland erfreute ſich einer nationalen Autonomie und Selbſtändigkeit, wie die Stuarts ſie noch niemals zugeſtanden. Dem Ausſchuſſe des engliſchen Unterhauſes, der während der ſchottiſchen Reiſe die Geſchäfte führte, war dieſes Verhalten des Königs verdächtig; man erfuhr, daß er Beweisſtücke ſammle über die Verbindungen der engliſchen Parteiführer mit den ſchottiſchen Covenanters während des Aufſtandes, um darauf eine Anklage wegen hochverrätheriſcher Complotte zu gründen. Der ſchottiſch-engliſche Bund, durch den man bisher ſo Vieles erreicht hatte, war in Gefahr ſich aufzulöſen. Da ſetzte die Kunde von dem Aufſtande und den Blutſcenen in Irland die proteſtantiſche Welt Englands in die heftigſte Aufregung und Wuth und fachte das Feuer des puritaniſchen Fanatismus von Neuem an.

Der Aufruhr in Irland 1641.

Straffords Tod und die Auflöſung ſeiner Heermannſchaft lockerte in der heißblütigen katholiſchen Bevölkerung die ſtramme Zucht, durch welche der energiſche Lord-Statthalter die grüne Inſel in Gehorſam gehalten. Der proteſtantiſche Eifer der Puritaner in England, der Covenanters in Schottland ſchärfte auch in dem katholiſchen Irland das religiöſe Gefühl. Es bildete ſich eine weitverzweigte Verſchwörung, um die römiſche Kirche wieder in den Beſitz der ihr entriſſenen Güter und Gebäude zu ſetzen, die von Jacob I. auf der Inſel gegründeten anglikaniſchen Colonien wegzufegen und die katholiſche Religion zur alleinherrſchenden zu machen. An der Spitze der Bewegung ſtanden einige altiriſche Häuptlinge, wie Roger O'More, Lord Macguirre, Phelim O'Neil, der rechtmäßige Erbe Tyrones. Auch Katholiken angelſächſiſcher Abkunft, wie Colonel Plunkett, geſellten ſich zu ihnen. Irland ſollte von England getrennt werden und ſeine eigene Regierung und ein aus geiſtlichen und weltlichen Mitgliedern zuſammengeſetztes Parlament haben. Nachdem man alle Vorkehrungen und Verabredungen in größter Heimlichkeit getroffen, brach der Sturm gleichzeitig in allen Landſchaften los. Die feſten Burgen wurden erbrochen, die Proteſtanten unbarmherzig niedergemacht; Tauſende von Leichen lagen unbeerdigt umher. „Die elementaren Kräfte, die bisher durch die ſtarke Hand der Regierung beherrſcht worden, erhoben ſich in wilder Ungebundenheit; der religiöſe Abſcheu trat in einen ſcheußlichen Bund mit der Furie des nationalen Haſſes. Die Motive der ſicilianiſchen Veſper durchdrangen ſich mit denen der Bartholomäusnacht.“ Tyrone's Anſprüche lebten in ſeinem Erben wieder auf; mit barbariſcher Grauſamkeit weidete er ſich an den Scenen des Mords. Nur wenige Burgen widerſtanden den Angreifern, darunter das Schloß von Dublin durch den Abfall Owen Conallys von den Verſchwornen. Es läßt ſich denken, mit welchen Gefühlen man in England die Schreckensbotſchaften aus Irland aufnahm, in welche fieberhafte Bewegung die erregten Gemüther geriethen! Die Ermordung der proteſtantiſchen Coloniſten wurde dem Hof und insbeſondere der Königin zur Laſt gelegt und von den Puritanern des Parlaments benutzt, um das Volk durch das Gerücht einer Verbindung der

23. Okt. 1641.

Papisten, Bischöfe und Höflinge zur Vernichtung des Glaubens und der Freiheit in Angst und Wuth zu setzen. Es half nichts, daß der König einige Mannschaften nach Irland sandte, um den Gräuelscenen Einhalt zu thun, auch er entging nicht der Nachrede, daß ihm der Aufstand willkommen sei. Hatten doch die Insurgenten erklärt, daß sie des Königs Autorität auch ferner in Grün-Erin aufrecht erhalten wollten. Beide standen ja dem gleichen Feind gegenüber. Die verwilderten Banden, welche in den nächsten Jahren alles Sachsenblut und allen antikatholischen Ritus aus ihrer Insel vertilgen wollten, haben niemals offen den Namen des Königs von ihrer nationalen und religiösen Sache getrennt. Der Fanatismus suchte sich immer noch durch einen Schimmer von Loyalität zu verhüllen.

Die puritanische Opposition im Wachsen.

Die Rückwirkung machte sich bald fühlbar, als das Parlament nach der Ankunft des Königs wieder zusammentrat. Es war bemerkt worden, daß manche Mitglieder die Fluth der Neuerungen und Reformen einzudämmen wünschten, daß die Entfernung der von Laud eingeführten Gebräuche und Ceremonien und die Herstellung des calvinistischen Ritus beim Abendmahl, die rigorose Sabbathfeier u. A. nicht nach Aller Sinn war; viele nahmen mit Unruhe und Beklemmung wahr, daß die gänzliche Abschaffung der bischöflichen Verfassung von den Puritanern mit Eifer ins Auge gefaßt sei. Durch die Vorgänge in Irland erhielten nun die Parteiführer der Opposition wieder Oberwasser. Pym stellte eine große „Remonstranz" von 200 Beschwerdeartikeln über die ganze Regierung Karls I. zusammen, um zu beweisen, daß der König von jeher durch eine papistisch-jesuitische Faction beherrscht worden und noch immer beherrscht werde. Der Zweck dabei war, das Parlament für sein vergangenes Thun zu rechtfertigen und sein künftiges Verhalten zum Voraus als nothwendige Abwehr staatsverderblicher Pläne und Einrichtungen erscheinen zu lassen. Unter den Anträgen stand die Aufhebung der bischöflichen Verfassung und die Zustimmung des Parlaments bei der Ernennung der hohen Beamten in erster Linie. Nach stürmischen Debatten

22. Nov. 1641.

erhielt die „Remonstranz" die Mehrheit des Unterhauses. Die von der Minorität beantragte Protestation wurde zurückgewiesen. Die Abschaffung des Episcopats und die Mitwirkung des Parlaments bei Besetzung des höheren Staatsdienstes war somit im Prinzip ausgesprochen. Der König war sehr ungehalten über die Bill; zum Beweis, daß er den zwei Hauptforderungen nicht nachzugeben Willens sei, besetzte er sofort die erledigten Bisthümer ohne irgend eine Beschränkung ihrer Befugnisse und übertrug die wichtigsten Hof- und Staatsämter nicht den Parteihäuptern des Unterhauses, sondern Edelleuten von gemäßigter royalistischer Gesinnung. Unter ihnen waren Digby und sein Vater Lord Bristol die fähigsten, beredtesten und charaktervollsten. Auch die neuernannten Bischöfe waren geachtete und gelehrte Männer von gemäßigter Gesinnung. Aber die Gegenpartei sah in jedem Ablenken von ihren Forderungen reactionäre Kundgebungen. Die Remonstranz wurde gedruckt und verbreitet und zur Erregung tumultuarischer Demonstrationen gebraucht. Puritanische Prediger eiferten von den Kanzeln herab gegen die

papiſtiſchen und hochkirchlichen Tendenzen, die von Neuem ſo ohne Scheu hervortäten; als um Weihnachten der Gemeinderath der Hauptſtadt durch neue Mitglieder ergänzt ward, wurden faſt ausſchließlich Presbyterianer gewählt.

Ausſchließung der Biſchöfe vom Oberhaus.

Da verbreitete ſich die Nachricht unter der Bürgerſchaft, der Oberbefehl über den Tower ſei dem bisherigen Commandanten Balfour, einem Schotten von populärer Geſinnung abgenommen und einem royaliſtiſch-geſinnten Kriegsmann übertragen worden. Die Führer des Unterhauſes erblickten darin den Beginn einer gewaltſamen Reaction; ſie erhoben Einſprache gegen die Ernennung und erſuchten die Lords der Proteſtation beizutreten. Die Majorität des Oberhauſes verſchob die Entſcheidung um einige Tage. Dies ſchrieb die Actionspartei dem Einfluſſe der Biſchöfe zu und organiſirte einen Aufſtand, um durch Einſchüchterung den Staat von dieſem Hemmſchuh zu befreien. Als die geiſtlichen und weltlichen Peers zur Morgenſitzung verſammelt waren, ſtrömte eine tumultuariſche Menge, inſonderheit Lehrburſchen und Geſellen der Kaufmannſchaft und des Gewerbeſtandes nach Weſtminſter und bedrohte die Mitglieder mit Schmähungen und Beleidigungen. Am folgenden Morgen wiederholten ſich die Auftritte. Da beſchloſſen die Biſchöfe auf Anregung des Erzbiſchofs Williams von York, der Gewalt zu weichen, zugleich aber eine Urkunde zu unterzeichnen, durch welche ſie alle Beſchlüſſe, die während ihrer unfreiwilligen Entfernung im Parlamente gefaßt werden ſollten, für null und nichtig erklärten. Darin erblickte das Unterhaus eine Verletzung der Verfaſſung und klagte die geiſtlichen Peers auf Hochverrath an. Vor den Schranken des Oberhauſes mußten ſie kniend die Anklage hören, daß ſie ſich ungehörige Rechte angemaßt, da in England die Biſchöfe keinen Stand bildeten, deſſen Abweſenheit parlamentariſche Beſchlüſſe ungültig machen könne, und wurden dann im Tower und in andern Gefängniſſen in Gewahrſam gebracht. Von der Zeit an traten die Factionen ſchroffer gegen einander auf. Die parlamentariſch-puritaniſche Partei richtete ihre Pfeile gegen alle, die nicht mit ihr gingen und bedrohte ſie mit Prozeſſen: nicht nur daß ſie die Großbeamten, vor Allen Digby und Briſtol zu ſtürzen ſuchte, man ſprach ſogar von einer Anklage der Königin, deren Hofhalt der eigentliche Heerd des Papismus und der hochkirchlichen Reaction ſei. Das Unterhaus ging immer weiter in ſeinen Anſprüchen und in ſeiner Machtvergrößerung: als der König die Wache, die er dem Hauſe während ſeiner Abweſenheit geſtattet hatte, wieder zurückzog, erlaubten die Gemeinen jedem ſeiner Mitglieder einen bewaffneten Diener aus der Miliz mitzubringen und vor der Thüre auf ſich warten zu laſſen; als Werbungen von Kriegsmannſchaft gegen Irland beſchloſſen wurden, erhob ſich die Frage, ob dieſe wie in früheren Zeiten im Namen des Königs unter dem großen Siegel vor ſich gehen ſollten: das Haus entſchied, daß ſeine eigene Verordnung genüge, und ſah ſich bereits nach geeigneten Heerführern um, denen man den Oberbefehl anvertrauen möchte.

27. Decbr. 1641

Aggreſſives Vorgehen gegen Parlamentsglieder. 1642.

Ergrimmt über ſolche Eingriffe in ſeine Hoheitsrechte faßte der König einen Plan, der zu keinem guten Ende führen konnte. Karl konnte es nicht vergeſſen, daß die Gemeinen wider Recht und Geſetz den Grafen Strafford zu Falle gebracht; und als jetzt auch noch Digby und Briſtol von einer ähnlichen Anklage bedroht waren, da beſchloß er dem Angriff zuvorzukommen und den Häuptern der Gegenpartei zu Leibe zu gehen. Er meinte die Beſchuldigungen, die man einſt gegen den Lord-Statthalter von Irland vorgebracht, könnten mit eben ſo viel Erfolg auch gegen die Häupter der Oppoſition gerichtet werden. In Beziehung auf die Anklageartikel mochte dies zutreffen; er überſah aber, daß Strafford nicht durch die Landesgeſetze, ſondern durch einen Ausnahmeact legislativer Gewalt die Strafe als Hochverräther erlitten und daß das Haus der Lords keine Criminaljurisdiction über die Gemeinen beſaß. Am 3. Januar erſchien der General-Anwalt der Krone im Oberhaus, um gegen Lord Mandeville (Kimbolton) und fünf hervorragende Mitglieder des Unterhauſes eine Klage auf Hochverrath zu erheben. Es waren Hampden, Pym, Hollis, Haslerigh und Strode. Darauf trat der königliche Waffenherold in den Sitzungsſaal der Gemeinen und begehrte in des Königs Namen die Auslieferung dieſer Mitglieder. Das war wohl in früheren Jahren häufig genug geſchehen und der König mochte glauben in ſeinem Rechte zu ſein; aber die Zeiten waren anders geworden. Der Sprecher widerſetzte ſich dem Verlangen; zwar ſeien die genannten Männer allezeit bereit, ſich einer geſetzlichen Anklage zu unterwerfen, aber in dieſem Falle liege ein Bruch der parlamentariſchen Privilegien vor, von dem man zuvor durch eine Deputation dem König Kunde geben müſſe; dem Hauſe ſtehe das Recht zu, die Jurisdiction in ſeiner Mitte zu üben; ohne ſeine Einwilligung könne kein Mitglied verhaftet werden. Am andern Tag erſchien Karl ſelbſt mit einigen hundert Bewaffneten, die an den Thüren und in den Gängen des Parlamentshauſes aufgeſtellt wurden. Er trat in Begleitung ſeines Neffen, des Pfalzgrafen Ruprecht (Rupert) in den Saal, den Hut in der Hand und nach allen Seiten grüßend, und verlangte die Auslieferung der Angeklagten. Allein dieſe waren durch den Oberkammerherrn, Graf Eſſex gewarnt worden und hatten ſich von der Sitzung fern gehalten. Der König fand „die Vögel ausgeflogen“. Mit dem Befehl, daß man ihm die Angeklagten zuſchicken ſolle, verließ er den Saal in derſelben Haltung. Da die Bedrohten in die City geflohen waren, ſo begab ſich Karl nach Guildhall, um die Auslieferung von den ſtädtiſchen Behörden zu erwirken. Aber er überzeugte ſich bald, daß auch hier die frühere Ergebenheit verſchwunden ſei. Nur wenige Stimmen riefen: „Gott ſegne den König“, viel lauter ertönte der Ruf: „Privilegium! Parlament!“ Eine Flugſchrift „Zu euren Gezelten Israel!“ die ihm in die Hand geſpielt wurde, war eine Mahnung, daß die Zeiten Rehabeams wiedergekehrt ſeien.

3 Jan. 1642.

Cavaliere und Rundköpfe.

Nach dieſen Auftritten vertagte ſich das Parlament auf einige Tage, die laufenden Geſchäfte einem Ausſchuß übertragend. Dieſer erſchien in der Guildhall, wo er mit allen Ehrenbezeugungen empfangen ward. Hier wurde der

Beschluß gefaßt, daß die Anklage gegen die fünf Parlamentsglieder illegal und ein Bruch der Privilegien sei, wer den Versuch mache, sie auszuführen, solle als öffentlicher Feind des Gemeinwesens betrachtet werden. Am folgenden Tag 7. Jan. 1642. wurden die fünf Angeklagten von den Milizen und Garden, von den Schiffern der Themse und von einer zahllosen Volksmenge im Triumphe nach dem Parlamentshaus zurückgeführt; aus Buckinghamshire waren 4000 Reiter zur Vertheidigung Hampdens erschienen. Darauf beschlossen Parlament und City, bewaffnete Mannschaften aufzustellen, über welche ein Hauptmann von erprobter Gesinnung, Skippon, den Oberbefehl führen sollte. Im Gegensatz zu diesem parlamentarisch-puritanischen Heere, das in der Hauptstadt London und in den städtischen Communen und Grafschaften der Ostküste sein Haupteontingent hatte, schaarten sich die Royalisten, insbesondere die waffengeübten Einwohner von der Waliser Mark, der zahlreiche hie und da noch katholische Landadel von Yorkshire, die Ritter und Junker von Oxfordshire und die Auslese der Gentry, die von den Stuarts den Baronetstitel erlangt, um den in seiner Macht und Autorität bedrohten König. Das Volk nannte die schmucken Herren in ritterlicher Tracht, mit Federhut und wallendem Lockenhaupt „Cavaliere", sie aber belegten ihre Gegner mit dem Spottnamen „Rundköpfe" von dem Schnitt ihrer Haare auf dem kurz geschornen Scheitel, über den ein spitzer breitrandiger Hut oder eine Eisenhaube emporgestülpt war. Flugblätter und Zeitschriften, die neuen Erzeugnisse einer freien Presse, aufreizende Reden in Kirchen und Versammlungen erhielten das Volk in Aufregung und gaben der öffentlichen Meinung Ausdruck. Tumultuarische Demonstrationen gingen neben den Parlamentsverhandlungen her und verstärkten die puritanische Faction, bei der mehr und mehr die republicanischen Ideen Eingang fanden.

Unter diesen Umständen hielt sich der König in Whitehall nicht mehr sicher; er begab sich mit seiner Gemahlin und dem Hof nach Hamptoncourt und von da nach Windsor. Die Gemeinen aber faßten nach ihrem Wiederzusammentritt den Beschluß, daß nur den mit Beistimmung des Parlaments erlassenen Befehlen des Königs Folge zu leisten sei. Nun lag die Staatsautorität ganz im Unterhaus; im Hause der Lords fanden sich nur solche Mitglieder ein, die mit den Commons übereinstimmten; darunter freilich noch immer einige Glieder altberühmter Geschlechter, wie Graf Essex, wie Graf Suffolk, ein Sproß der Howards, wie Graf Bedford, das Haupt der Russels, Percy Graf von Northumberland u. a. Wie wenig aber diese Herren wagten, der von der Fortschrittspartei ausgegebenen Parole zu widerstehen, den populären Ueberfluthungen einen Damm entgegenzuwerfen, beweist die im Oberhause angenommene Bill vom 5. Febr., 5. Febr. 1642. durch welche den Bischöfen das Stimmrecht im Parlament und jede Theilnahme an den Staatsgeschäften entzogen ward, ein Beschluß, der den seit einem Jahrhundert bestehende Staatsorganismus zersetzte, die constitutiven Gewalten und Fundamentalgesetze des gemeinen Wesens veränderte, die ganze geschichtliche

Parlamentarische Uebergriffe in die monarchische Verfassung.

Vergangenheit der Nation einer neuen Ordnung entgegenführte. Schon überlegte man in den Kreiſen der parlamentariſchen Häupter, wie man den Einfluß der Königin und ihrer Umgebung auf den König beſeitigen und die hohen Regierungsſtellen in die eigenen Hände nehmen möge. Hatten die Stuarts früher durch Ausdehnung der Prärogative der Krone, durch Verletzung der nationalen Rechtsbeſtimmungen gegründeten Anlaß zur Oppoſition gegen die abſolutiſtiſchen Tendenzen ihrer Regierung gegeben, ſo machte ſich jetzt das Parlament einer gleichen Verletzung der Königsrechte ſchuldig. Nicht zufrieden, die monarchiſche Gewalt in die geſetzlichen Schranken gewieſen zu haben, legte das Parlament ſich die legislative Autorität in Staat und Kirche allein bei und ſuchte die ganze öffentliche Gewalt in ſeine Hände zu bringen. Es beſtand nicht blos auf der Ausſchließung der Biſchöfe von jeder Mitwirkung am Staatsleben, es verlangte auch, daß der König den Oberbefehl über die Feſtungen und die Miliz nur ſolchen Perſonen übergebe, die ihm von beiden Häuſern vorgeſchlagen würden. Der König trat mit dem Parlamente in Unterhandlungen ein, und wie widerwärtig ihm immer die Forderungen erſcheinen mußten, er wies ſie nicht ganz zurück: er wußte, daß unter den Parlamentsgliedern bereits eine Spaltung eingetreten war, daß nicht alle den Stimmführern der Oppoſition auf die äußerſte Grenzlinie zu folgen bereit ſeien. Durch augenblickliches Nachgeben konnte vielleicht eine günſtigere Wendung herbeigeführt werden, die ihm die Wiedererlangung der vollen Autorität möglich machte. Darum willigte er in die Entfernung der Biſchöfe aus dem Oberhauſe und aus ihrer weltlichen Rechtsſtellung. Blieb ja doch die biſchöfliche Kirchenverfaſſung unerſchüttert, mit deren Hülfe im Laufe der Zeit auch die politiſche Macht zurückgewonnen werden möchte. Selbſt in Betreff der Befehlshaber war er einer Verſtändigung nicht abgeneigt. Er ließ ſich eine Liſte vorlegen, aus denen er die Commandanten wählen wollte; als aber daran die Bedingung geknüpft ward, daß die Ernannten nur mit Zuſtimmung der beiden Häuſer von ihren Stellen wieder entfernt werden dürften, daß ihre Anſtellung auf immer, oder doch auf längere Zeit geſetzlich ſein ſollte; da wies Karl die Forderung mit Entrüſtung zurück. Sollte er zugeben, daß das wichtigſte Recht der Souveränetät, die Militärgewalt ihm aus den Händen gewunden werde? Sollte aber auch anderſeits das Parlament ſich mit einem Zugeſtändniß begnügen, das ihm für die Zukunft keinerlei Sicherheit gewährte, das jedes Verſprechen illuſoriſch machte? Eine Verſtändigung war bei ſo entgegengeſetzten Zielen nicht zu erwarten. „Würde ich Euch gewähren, was Ihr von mir verlangt", ſagte Karl zu den Commiſſarien, „ſo könnte ich allerdings noch den Namen Majeſtät führen, könnte mir immer noch Stab und Schwert vortragen laſſen und mich am Anblick einer Krone und eines Scepters weiden; auch könntet Ihr Euren Beſchlüſſen als Eingangsformel vorſetzen: der Wille des Königs durch die beiden Häuſer beſtätigt; aber was die wirkliche und eigentliche Gewalt betrifft, wäre ich nichts mehr als das Bild, das Zeichen und der eitle Schatten eines Königs."

Nicht auf eine Stunde, erklärte er, würde er dem Parlamente das Recht der Verfügung über das Kriegsheer überlaſſen.

Einfluß der Königin. Der König nach York.

Die Verhandlungen waren von keiner Seite aufrichtig gemeint: das Parlament wollte ſich mit Garantien umgeben, wodurch eine königliche Willkürherrſchaft für alle Zukunft unmöglich gemacht und die Mitwirkung der Nation bei allen Handlungen des öffentlichen Lebens geſichert würde; der König ſuchte aus dem Schiffbruch ſeiner Prärogative noch einige werthvolle Stücke zu retten und was ihm mit Gewalt entriſſen worden, wieder mit Gewalt an ſich zu bringen. Die Unterhandlungen waren nur ein mit mehr oder weniger Bewußtſein durchgeführtes Trugſpiel: das Parlament ſteigerte ſeine Forderungen zu einer Höhe, daß daneben kein Raum blieb für eine perſönliche Königsgewalt; und die Stuart'ſche Hofcamarilla mit den ergebenen Dienern und Anhängern im Heer, im Adel, bei den poſitiven Kirchenmännern ſuchte Zeit und Kräfte zum Angriff gegen die Oppoſition zu gewinnen. Die Seele dieſer aggreſſiven Thätigkeit war die Königin. Wir wiſſen, daß ihre reactionär-katholiſchen Tendenzen weſentlich zur Entzweiung zwiſchen Regierung und Volk beigetragen; in dieſen Tagen der Aufregung ſtieg ihr Anſehen und ihr Einfluß: ſie ſah in der Nachgiebigkeit ihres Gemahles gegen den popular-puritaniſchen Druck eine Verletzung des Ehevertrags, einen Angriff auf ihre perſönlichen Gerechtſame, woraus ſchlimme Folgen für Staat, Kirche und Monarchie hervorgehen würden. Seit dem Tode Buckinghams und Wentworths behauptete ſie die erſte Stelle im Vertrauen des Königs; er war ihr mit wachſender Zärtlichkeit zugethan; ihre Bildung, ihr Verſtand, ihr Scharfſinn feſſelten ihren königlichen Eheherrn immer mehr an ſie; ſie hatte von ihrem Vater den energiſchen Geiſt, von ihrer Mutter die Herrſchſucht und den unternehmenden Sinn ererbt. Nun wurde in Windſor der Beſchluß gefaßt, ſie ſollte ſich mit den Kronjuwelen über den Kanal begeben, um in den Niederlanden Hülfsmannſchaften anzuwerben, indeß der König ſelbſt mit ſeinen Getreuen ſeine Reſidenz in York aufſchlüge, um von dem royaliſtiſchen Heerlager des Nordens aus ſeine Gegner zum Gehorſam unter das Geſetz und die königliche Autorität zu zwingen.

c. Der Bürgerkrieg in den zwei erſten Jahren.

Vorzeichen des Kriegs.

In den Märztagen des Jahres 1642 wehte eine ſchneidige Luft in dem britiſchen Inſelreich. Jedermann fühlte, daß es zur Entſcheidung des Schwertes kommen würde, und Niemand wollte die ſchwere Verantwortung auf ſich laden, die Loſung zum bürgerlichen Kriege zu geben. Das Parlament faßte den Beſchluß, das Reich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen; auf der Reiſe nach dem Norden begriffen, ließ dagegen der König von Huntingdon aus ein Manifeſt ergehen, daß jede Kriegsordonnanz ohne ſeine Beiſtimmung ungeſetzlich ſei und Niemand dem Befehl Gehorſam zu leiſten habe. Darauf erwiederten Lords und Gemeine, dem Parlament ſtehe das Recht zu, zu beſtimmen was Landesgeſetz ſei;

15. März 1642.

in den Beſchlüſſen beider Häuſer ſei der königliche Wille als inbegriffen vorausgeſetzt. Schon war es hie und da zu feindſeligen Demonſtrationen gekommen, und noch hatte man kein direktes Kriegsmanifeſt erlaſſen. Der König hatte gegen die Schotten bittere Erfahrungen gemacht; er wollte keinen neuen Feldzug unternehmen, ehe ihm durch die Königin Hülfsmannſchaften vom Feſtlande zugegangen ſein würden. Denn auf die Milizen konnte er ſich nicht verlaſſen. Auf beiden Seiten war man bemüht, ſich der feſten Städte zu verſichern. Im Tower zu London hatte Lord Byron, ein energiſcher, ritterlicher, der königlichen Sache treu ergebener Edelmann den Oberbefehl. Als er ſich weigerte die Citadelle zu öffnen, erhielt Skippon die Weiſung, die Burg zu umſtellen und Lebensmittel und Kriegsvorrath abzuſchneiden. Der König wagte noch immer nicht zur Gewalt zu ſchreiten. Er ertheilte dem Commandanten, der bald ins Gedränge kam, die Erlaubniß, ſich mit den Bevollmächtigten des Parlaments in Unterhandlungen einzulaſſen. Die Folge war, daß der Tower einem parlamentariſch geſinnten Befehlshaber, Conyer, übergeben ward. Unterdeſſen hatte ſich Karl in York feſtgeſetzt; die zahlreichen Beweiſe von Treue und Ergebenheit, die ihm hier zu Theil wurden, erhöhten ſeinen Muth; inmitten einer royaliſtiſch geſinnten Bevölkerung, gedeckt im Rücken durch das verſöhnte Schottland, mochte er hoffen, der populären Hochfluth widerſtehen zu können.

Hull dem König vorenthalten. 1642.

Zu den wichtigſten Städten des Nordens gehörte die feſte Handels- und Schiffahrtsſtadt Hull an der breiten Mündung des Humber; ſie war mit reichen Vorrathshäuſern, Militärmagazinen und Befeſtigungen verſehen und hatte eine Garniſon unter dem Oberbefehl Sir John Hotham's, eines erfahrenen Kriegs-

Ende April.

mannes und Parlamentsmitgliedes. Gegen Ende April erſchien der König begleitet von ſeinem Neffen Rupert und ſeinem zweiten Sohn, dem Herzog von York, vor Hull und forderte den Befehlshaber auf, ihm die Stadt zu übergeben. Die ſtädtiſchen Behörden hielten meiſtens zur königlichen Sache, die Bürgerſchaft dagegen zum Parlament. Nun trat die wichtige Lebensfrage an den Commandanten heran: ſolle er den König als den oberſten Heermeiſter anerkennen und ihn mit ſeinem Kriegsgefolge in die Feſtung aufnehmen, oder ſolle er die Stadt dem Parlamente, das ihn zum Oberbefehlshaber eingeſetzt, erhalten? Er entſchied ſich für das Letztere: die höchſte Gewalt, bewies er, ruhe im König und Parlament; wenn aber zwiſchen beiden ein Zwieſpalt eintrete, ſo müſſe man den Vertretern der Nation, die im Verein mit dem Monarchen die Staatshoheit repräſentirten, Gehorſam leiſten; nicht dem perſönlichen Königthum, ſondern der königlichen Staatsgewalt, die in den Landesgeſetzen und in den alten Rechten und Inſtituten ihr Fundament habe, ſei man Treue ſchuldig. Karl erklärte John Hotham für einen Verräther; das Unterhaus antwortete mit dem Beſchluß, „daß ein ſolches Urtheil über ein Mitglied des Unterhauſes und zwar ohne gerichtliches Verfahren ausgeſprochen, ein neuer Bruch der Privilegien des Parlaments und ein Akt der Ungeſetzlichkeit von Seiten des Königs ſei“. Die Beweisführung

Hothams fand indeſſen manchen Widerſpruch: In York und in den nördlichen Grafſchaften bekannte ſich die Mehrheit des Volkes, vor Allem der Adel und die Gentry zu der Anſicht: ſo wenig der König allein oder mit den Lords ohne Zuſtimmung der Gemeinen Geſetze machen könne, ſo wenig ſtehe dieſe Macht dem Parlamente allein zu; „die dreifaltige Schnur dürfe überhaupt nicht aufgeflochten werden“. Wie im Triumph wurde der König nach York zurück geleitet; bald ſtanden 20,000 bewaffnete Cavaliere, zum Theil aus den angeſehenſten Rittergeſchlechtern, unter der royaliſtiſchen Fahne, brennend von Begierde, die Rundköpfe in London und in den ſüdlichen Seeſtädten mit Schwert und Carabiner anzufallen.

Stimmung in London. Die „Propoſitionen“.

In den puritaniſchen Kreiſen gewannen die republikaniſchen Ideen immer mehr Boden. Das Parlament, bewies man, ſtehe über dem König: denn dieſer ſei in ſeinen Regierungshandlungen an die Geſetze gebunden; jenes aber mache die Geſetze und ſei ſomit über jede poſitive Rechtsbeſtimmung erhaben. In London und in den ſüdlichen Grafſchaften erhielt das populare Element mehr und mehr die Oberhand, das ſtädtiſche Regiment wurde dem Magiſtrat entzogen und einem neugewählten Gemeinderath übergeben. Da verließen zwölf Lords, darunter Northampton, Monmouth, Salisbury, Devonſhire u. a. das Sitzungshaus in Weſtminſter und begaben ſich nach York. Auch Littleton, der Großſiegelbewahrer, entfloh heimlich nach Norden und überbrachte dem König das Reichsſiegel. Das Haus ließ ein neues anfertigen. Im Juni wurde noch einmal eine Juni 1642
Verſtändigung durch die Gemäßigten beider Parteien verſucht. Man legte dem König neunzehn „Propoſitionen“ als Baſis einer Friedensübereinkunft vor. Danach ſollte das kirchliche und ſtaatliche Leben in England auf ähnlichem Fuße eingerichtet werden wie in Schottland: Die Kirchenverfaſſung und Liturgie ſollte eine durchgreifende Reform erfahren; die hohen Staatsbeamten, die Mitglieder des geheimen Raths, der Lordoberrichter ſollten nur mit Zuſtimmung der beiden Häuſer angeſtellt werden dürfen; in Betreff der militäriſchen Gewalt ſollte die frühere Forderung des Parlaments bis zu einer weiteren Uebereinkunft in Kraft bleiben und die kriegeriſchen Anordnungen zur Landesvertheidigung als geſetzlich anerkannt werden. Sogar bei der Erziehung und Vermählung der königlichen Kinder ſollte die Einwilligung der Reichsſtände erforderlich ſein. Wie konnte der König in eine ſolche Umgeſtaltung der monarchiſchen Verfaſſung, in eine ſolche Herabſetzung der Exeeutivgewalt willigen, wie dem Parlament die politiſche und militäriſche Obergewalt einräumen? Und gerade jetzt erhielt er von allen Seiten Beweiſe loyaler Geſinnung.

Die beiden Heerlager

So wurde denn im ganzen Lande zum Krieg gerüſtet. Während königliche Commiſſarien in den nördlichen und mittleren Grafſchaften ihre Werbelager aufſchlugen, wurden im Süden und Oſten die Ordonnanzen des Parlaments umhergetragen. Wenn man im royaliſtiſchen Lager auf auswärtige Kriegsmannſchaft rechnete, ſo wurden die Erwartungen bald herabgeſtimmt. Denn da die ganze Streitmacht des Feſtlandes im dreißigjährigen Krieg verwendet war und die

Generalſtaaten in dem engliſchen Bürger- und Parteikampf eine neutrale Stellung behaupten zu wollen erklärten, ſo konnte keine Unterſtützung erlangt werden; und wo hätte dieſelbe auch landen ſollen, da alle Hafenſtädte ſich in den Händen des Parlaments befanden und die Seemacht unter dem Oberbefehl des Admiral Warwick, eines dem Parlamente treu ergebenen entſchloſſenen Flottenführers ſtand? Zwar ſtellten ſich viele ritterliche und kriegsgeübte Schaaren unter die königliche Fahne und zogen ſchlachtmuthig ins Feld. Aber trotzdem waren die Streitkräfte ſehr ungleich. Die royaliſtiſchen Offiziere und Cavaliere hatten meiſtens nichts als ihren Degen und ihr loyales Herz; die Geldſummen, welche die Königin in Holland aus ihren verkauften und verpfändeten Juwelen einbrachte, und das eingeſchmolzene Silber der Univerſität Oxford, reichten nicht weit und an Waffen und Kriegsbedarf war die Ausrüſtung ungenügend. Ganz anders waren die Zuſtände im feindlichen Heerlager; denn während der König ohne zulängliche Mittel war und ſeine Armee bald an Allem Mangel zu leiden begann, beſaß das Parlament nicht nur alle öffentlichen Einnahmen, ſondern wurde auch durch Darlehen und Privatbeiträge reichlich unterſtützt. Bei der erſten Aufforderung brachten die Familien ihr Silbergeräth, die Weiber ihren Schmuck, und alle Steuern und Abgaben, die man dem König hartnäckig beſtritten, wurden dem Parlamente freudig dargereicht. Ja die eifrigen Puritaner legten ſich freiwillig Faſttage auf und übermachten die Erſparniſſe für die ausgefallenen Mahlzeiten der Regierungskaſſe. Auch in der militäriſchen Anordnung bewährte das Parlament Geſchick und Umſicht. Die Kriegsleitung wurde in die Hände eines Sicherheitsausſchuſſes gelegt, in welchem neben Pym, Hampden, Fiennes auch gemäßigte Männer wie Holles und Stapleton und die Lords Northumberland, Say, Holland mit Rath und That wirkten. Der Earl of Eſſex, ein tapferer Kriegsmann, der das volle Zutrauen der Presbyterianer beſaß und den die Erinnerung an ſeinen Vater bei dem Volke populär machte, wurde zum Oberfeldherrn des neugeworbenen parlamentariſchen Heeres ernannt. Bewährte Patrioten wie Hampden, Lord Mancheſter, den wir ſchon früher als Lord Mandeville-Kimbolton unter den Vorkämpfern der parlamentariſchen Oppoſition kennen gelernt, Thomas Fairfax und die Hauptleute der Reiterei, Cromwell, Haslerigh u. a. ſtanden ihm zur Seite. Wie einſt bei den Schotten, ſo folgten auch jetzt presbyterianiſche Geiſtliche dem Heer, belebten den Muth und die Streitluſt durch Predigten und Gebete und hielten die Soldaten in Zucht und Gottesfurcht.

Die Anfänge des Kriegs.

Man hat viel darüber geſtritten, auf welcher Seite der Bürgerkrieg begonnen worden; das gezogene Schwert hatten bereits beide in der Hand; aber der eigentliche Angriff ging von den Royaliſten aus: noch einmal machte Karl Aug. 1642. einen Verſuch, Hotham zur Uebergabe von Hull zu bewegen; als dieſer bei ſeinem Widerſtand beharrte, ſchritt der König zur Belagerung. Da ſchickte das Parlament raſch Entſatzmannſchaft hin, die mit der ſtädtiſchen Beſatzung vereinigt die Angriffe

zurückschlug. Vor Hull floß das erste Bürgerblut. Auch der Versuch des Grafen von Northampton, die Stadt Coventry am Trent zur Aufnahme des Königs und seines Gefolges zu bewegen, schlug fehl; als die Royalisten mit Gewalt eindringen wollten, setzten die Bürger Gewalt entgegen. In Portsmouth mußte Oberst Goring, ein entschlossener Vertheidiger der königlichen Sache, vor Essex und dem Admiral Warwick sich beugen. Am 22. August pflanzte Karl die königliche Standarte vor Nottingham auf, damit nach alter Sitte der Lehnsadel zum Schutz des Königs sich um dieselbe schaaren möchte. Als Inschrift trug sie die Worte: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist.“ In einer feierlichen Proclamation wurden alle getreuen Unterthanen aufgefordert, dem König Beistand zu leisten gegen die rebellischen Unternehmungen des Grafen Essex. Als aber dieser mit überlegenen Streitkräften sich nordwärts bewegte und sich bereits der Stadt Northampton näherte, hielt sich der König nicht für stark genug, dem Feinde in offener Feldschlacht zu begegnen; er zog sich nach den Bergen von Nordwales, wo die Einwohner royalistisch gesinnt waren, und nahm sein Standquartier in Shrewsbury. Den Oberbefehl übertrug er dem Earl of Lindsay; aber der kühnste und unternehmendste Feldhauptmann im königlichen Heer war Ruprecht von der Pfalz, der an der Spitze seiner berittenen Schwadronen das Land durchstreifte, Magazine plünderte, Feinde niederwarf und tapfere Männer der königlichen Sache zuführte. Im parlamentarischen Heerlager wurde er als „Prinz Robber“ bezeichnet. Ihm zur Seite standen sein Bruder Moriz und manche wilde Gesellen, die in Deutschland die Kriegsfurie kennen gelernt. Durch sie fand das Wort „Plündern“ Eingang in die englische Sprache. Im Gegensatz zu diesen wilden Reiterschaaren der Cavaliere bildete Cromwell aus den robusten und wohlhabenden Freeholders der Grafschaften ein bürgerliches Reiterregiment, das ohne Sold diente, neben den Pferden auf der Erde lagerte und die strengste Mannszucht hielt, jene berühmten „Eisenseiten“, die von politisch-religiösem Enthusiasmus getrieben, im Namen des Allerhöchsten in den Feind stürzten, fastend, betend und Psalmen singend, dabei aber mit unwiderstehlicher Tapferkeit kämpften und keinen Pardon gaben. Im Spätherbst standen die Sachen des Königs nicht ungünstig. Das Aufpflanzen der Standarte hatte in dem Landadel die alten ritterlichen und royalistischen Gefühle geweckt; täglich zogen neue Streiter in das königliche Lager; in Chester hatte man reiche Kriegsvorräthe, die für Irland bestimmt waren, erbeutet; und als es unweit Worcester zu einem Treffen kam, trug Prinz Rupert im stürmischen Anprall einen Sieg davon. Wie freute sich Karl, als ihm gefangene „Rundköpfe“ zugeführt wurden! Er und seine Anhänger trugen sich schon mit der Hoffnung, bald in die Hauptstadt einziehen zu können. Noch höher stieg ihre Zuversicht, als sie in dem blutigen Treffen von Edgehill trotz ihrer geringeren Streitmacht den Heerhaufen der Puritaner mit Erfolg widerstanden. Es war kein entschiedener Sieg, und aus der kraftvollen und muthigen Haltung des parlamentarischen Fußvolks, besonders der jungen Londoner Bürgermiliz konnte man

19. Aug. 1642.

22. Aug.

Prinz Rupert und Cromwell.

23. Oct.

den Schluß ziehen, daß die pateiotiſche Begeiſterung von nachhaltiger Keaft ſei; aber auch Ruprechts kühne Reiterſchaaren hatten ſich glänzend heevorgethau. Fortan ſtand der Name des deutſchen Prinzen oben an; allein er war hochfahrend und unbotmäßig; Lindſay, der in der Schlacht bei Edgehill die Todeswunde empfing, hatte ſich oft über die mangelhafte Keiegszucht und den wilden unbändigen Sinn des deutſchen Reiteeſüheers zu beklagen; und auch Lindſays Nachfolger, der tapfere Marquis von Neweaſtle, konnte ſich nicht mit ihm vertragen. Bald nachher gelang es den Royaliſten, durch einen glücklichen Ueberfall bei
10. Nov. 1642. Brentford den Londoner Regimentern große Verluſte beizubringen; aber die wilde Grauſamkeit und Raubgier, welche die Cavaliere bei der Gelegenheit an Tag legten, reizte die Rachſucht der Gegner und ſtärkte iheen Muth und ihre Widerſtandskeaft. Der König war bereits bis Reading vorgerückt, in der Hoffnung als Sieger in London einzuziehen; allein die kriegsmuthige Haltung der Parlamentsteuppen und der Einwohneeſchaft bewog ihn, voe Eintritt des Winters mit ſeinem geſchwächten Heere nach dem loyalen Oxfoed zurückzukehren.

Das zweite Kriegsjahr und die wachſende Parteiwuth 1643.

Das parlamentaeiſche Heer mit ſeinen friſchen, wenig geübten Mannſchaften hatte bisher im Kampfe gegen die waffenkundigen, ſtreitfertigen Royaliſten und Gebirgsſöhne keine Lorbeeeen davongetragen; es war dahee begreiflich, daß hie und da Anzeichen von Entmuthigung heevortraten. Pym und ſeine Genoſſen mußten ſogar mitunter zu terroeiſtiſchen Maßeegeln geeifen. Nue der Uebeemuth der Royaliſten, die aus ihren Sieges- und Rache-Gedanken kein Hehl machten, hielt auch die Londoner Bevölkeeung bei der parlamentariſchen Fahne. Der Königin war es gelungen, unter heimlicher Mithülfe ihres Schwiegerſohnes, des Statthalters von Holland einige Schiffe und Mannſchaften zu eelangen, mit denen ſie nach England überzuſetzen beſchloß. Bei ihrer Landung wurde ſie mit Schüſſen empfangen; dennoch erreichte die ritterliche Frau mit ihrem Kriegsgefolge die Stadt York. Dieſe Erlebniſſe, Abenteuer und Gefahren ſteigerten ihr Selbſtgefühl und ihee Siegeszuveeſicht. Sie beſchwor in Briefen ihren Gemahl, ſich in keinen Vertrag mit dem Parlamente einzulaſſen, wodurch die königliche Autorität Schaden nehmen könnte. Es war wenig Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die Unteehandlungen, die im Febeuar 1643 zwiſchen Oxfoed und London eingeleitet woeden, zu einem Ausgleich führten; denn wie wäre bei der zwiſchen den Tendenzen des Paelaments und den Anſprüchen des Königs obwaltenden Grundveeſchiedenheit eine friedliche Beilegung der Steeithändel möglich geweſen? Aber gewiß trug der Rath und Wideeſpruch der Königin weſentlich bei, daß die Vorſchläge des Parlaments ſo raſch und entſchieden zueückgewieſen wurden. Und es ſchien in der That, als ob die Ankunft dee Königin die royaliſtiſche Sache zu neuem Aufſchwung bringen ſollte. In den Sommertagen, da ſie ſich mit
Juli 1643. iheem Gemahl in Oxford vereinigte, ihm Mannſchaft, Geſchütz und Kriegsbedarf zuführeend, wurde das Royaliſtenlager mit verſchiedenen Siegesbotſchaften erfeeut: Eſſex, der ſich dee Stadt Reading bemächtigt, war beim Vormarſch von Prinz

Rupert mehrfach mit Verlust zurückgeworfen worden; in einem Reitertreffen unfern der königstreuen Universitätsstadt sah man John Hampden, von zwei Kugeln getroffen, gesenkten Hauptes von dem Schlachtfelde reiten. Als der König von dem Unfall seines großen Widersachers hörte, schickte er den Doctor Giles, der im Royalistenlager zu Oxford weilte aber als Gutsnachbar von jeher mit Hampden befreundet war, an den Verwundeten ab. „Ich bin für Sir John stets ein Unglücksbote gewesen", sagte er und reiste ab. Er fand den großen vaterländisch gesinnten Mann im Sterben. Hampden schied aus dem Leben im Vor- 24. Juni 1643.
gefühl großer Ereignisse, die über die Nation hereinbrechen würden. Mit ihm verschwand die letzte Hoffnung eines friedlichen Ausgleichs. Die Freude der Royalisten wurde noch erhöht durch die Kunde, daß Ruprechts leichte Reiterei die schwergerüsteten Schwadronen William Wallers und Haslerighs, die von Westen her gen Oxford vordringen wollten, in die Flucht geschlagen. Einige Tage nach- 13. Juli.
her wurde die wichtige Stadt Bristol erobert und damit die Möglichkeit einer Seemacht eröffnet; da und dort fand die königliche Sache Parteigänger; Hotham, der den ersten Anstoß zum Bürgerkrieg gegeben, seitdem aber mit einigen Parlamentshäuptern in Zwist gerathen war, wurde nur durch rechtzeitige Haftnahme von dem Plane abgehalten, die Festung Hull den Königlichen zu überliefern. Ja selbst in London kam man einem Complot auf die Spur. Edmund Waller, Dichter und Mitglied des Unterhauses, sein Schwager Tomkyns und einige heimliche Royalisten schlossen einen Bund, um wie sie sagten zwischen beiden Theilen einen Frieden zu vermitteln. Waller erkaufte sein Leben durch reumüthige Unterwürfigkeit und eine Geldsumme und wanderte aus, seine Mitschuldigen aber büßten mit dem Tode. Viele betrachteten das Gerichtsverfahren als ein Werk Juli.
gewaltsamer Parteijustiz. Denn bereits galt der Grundsatz: „Wer nicht für uns ist, ist wider uns!" In diesem Sinne wurde von Pym und Genossen nach dem Vorbild der Schotten ein neuer „Eid und Covenant" vorgeschlagen, der von Parlament, Armee und Volk geleistet werden sollte. Darin sollte Jedermann feierlich geloben, daß er die Sache des Parlaments als die Sache der Religion, der Freiheit und der Volksrechte anerkenne und zu ihrer Vertheidigung Alles einsetzen wolle. Damit war die Spaltung der Nation in ein royalistisch-katholisch-episcopales und in ein parlamentarisch-popular-puritanisches Heerlager vollzogen; jenes hatte seinen Sitz in Oxford, dieses in London. Zwei Reichssiegel gaben den Erlassen des Königs und des Parlaments die amtliche Sanction. Vermittlungsversuche wurden zwar nicht gänzlich aufgegeben, aber mehr und mehr durch den terroristischen oder gewaltthätigen Parteigeist erstickt oder als verrätherische Complotte gebrandmarkt.

In Miltons „Iconoclastes" erhalten wir ein lebendiges und getreues Abbild von den tumultuarischen Scenen und stürmischen Volksauftritten, durch welche das Parlament immer mehr auf der revolutionären Bahn fortgetrieben wurde. Wenn gleich der republikanische Dichter die Quelle alles Unheils in der Gewaltherrschaft der Stuarts Terrorismus in London.

und in den abſolutiſtiſchen und reactionären Tendenzen der Junker und Papiſten erblickt, ſo leugnet doch auch er nicht, daß die volksthümliche Bewegung zuletzt ſelbſt dem Parlamente über den Kopf wuchs, daß die Volksmenge, die tägiich das Sitzungshaus umſtellte, durch Schreien und Drohen auf die Beſchlüſſe und Abſtimmungen einwirkte, daß die lauten Stimmen des Beifalls oder Mißfallens, welche die Mitglieder bei ihrem Ein- und Austritt empfingen, einen mächtigen Hebel bildeten und daß demagogiſche Volksredner und puritaniſche Zeioten ſich dieſer wilden Maſſe bedienten, um ihre Anträge und Vorhaben durchzuſetzen. Ohne dieſen populären Terrorismus, der den Magiſtrat und Gemeinderath von London mit den parlamentariſchen Vorfechtern in gleicher Richtung, auf gleicher Bahn hielt, wäre der Verfaſſungskampf im zweiten Kriegsjahre zu Gunſten des Königthums entſchieden worden. Nur durch den moraliſchen Beiſtand der Londoner Bürgerſchaft erlangte die Stadt Glocester den Muth und die Entſchloſſenheit, dem königSept. 1643. lichen Belagerungsheer zu widerſtehen, und daß in der Schlacht bei Newbury der kriegeriſche Ungeſtüm der Ruprechtſchen Reiterſchwadronen nicht die ganze Parlamentsarmee zerſprengte und Eſſex und Skippon von der Hauptſtadt abſchnitt, war nur dem Londoner Fußvolk zu verdanken, das wie ein Wall von Lanzen dem feindlichen Anprall entgegenſtarrte. In dieſem Treffen verlor der König den Lord Falkland, einen ſeiner beſten Männer, den alle Parteien ehrten. Am Ende des Jahres 1643 war der Ausgang des Partei- und Bürgerkrieges mehr als je unſicher und zweifelhaft. Hatte im Norden die royaliſtiſche, im Süden die puritaniſche Faction die Oberhand, ſo hielten ſich in den meiſten Grafſchaften der Mitte beide Parteien das Gleichgewicht.

Die ſchottiſch-engliſche Union.

In dieſem kritiſchen Augenblick hing die Zukunft Englands weſentlich von der Haltung Schottlands ab. Wir wiſſen, durch welche Conceſſionen Karl das nördliche Königreich auf ſeine Seite zu bringen geſucht: er hatte den Schotten dreijährige Parlamente zugeſichert und ſie ermächtigt, auch ohne königliche Einberufung eine außerordentliche Ständeverſammlung, „Convention" genannt, abzuhalten; er hatte der presbyterianiſchen General-Aſſembly die höchſte Gewalt in kirchlichen Dingen eingeräumt und in die Abſchaffung des Prälatenthums gewilligt; er hatte in den Geheimen Rath mehrere Glieder aus dem Covenantiſchen Adel aufgenommen. Es gelang ihm auch wirklich unter den ſchottiſchen Magnaten eine Partei zu gewinnen: viele gelobten, in Sachen der weltlichen Autorität für ihn zu leben und zu ſterben. Darüber geriethen die ſtrengen Covenanters in Unruhe: ſie fürchteten, der König werde, ſobald er wieder zur Gewalt komme, alle Zugeſtändniſſe rückgängig machen; ſie ſahen ihre religiöſe Freiheit nur ſicher geſtellt, wenn auch in England die biſchöfliche Verfaſſung mit der Wurzel ausgerottet und in beiden Reichen die kirchliche Uniformität „nach dem Worte Gottes und nach dem Beiſpiel der beſten reformirten Kirchen" aufgerichtet würde. Alle Vorgänge in England wirkten auf Schottland zurück: Waren die Royaliſten im Vortheil, ſo erhoben auch die Hamiltons, die Montroſe u. a. die Fahne der königlichen Loyalität höher; ſtanden die Sachen des Parlaments günſtiger, ſo wuchs den Covenanters der Muth. Hätte ſich die engliſche Bewegungspartei entſchließen können, die presbyterianiſche Kirchenform für England zu adoptiren, ſo würde der „Bund und Covenant" zwiſchen beiden Nationen raſch ins Leben getreten ſein; allein nicht alle Mitglieder des Parlaments waren

für die presbyterianische Uniformität; gar Manche fürchteten, die schottische Geistlichkeit möchte die Oberhand, eine schiedsrichterliche Autorität gewinnen. Erst als der Royalismus einen neuen Aufschwung zu nehmen drohte, erkannte man in London die Nothwendigkeit, mit den Schotten wieder Hand in Hand zu gehen. Eine parlamentarische Deputation, an ihrer Spitze der jüngere Henry Vane, begab sich nach Edinburg, um mit der „freien Convention" der schottischen Stände Unterhandlungen anzuknüpfen, während eine Versammlung von Geistlichen und Weltlichen über die kirchliche Verfassung und gottesdienstliche Form beschließen sollte, welche an die Stelle der bischöflichen Ordnung zu treten hätte. Bei der Gleichheit der Interessen kam es bald zu einer Vereinbarung: „Beide Nationen sollten gegen die papistische und prälatische Faction gemeinschaftlich zu den Waffen greifen und sie nicht niederlegen, bis diese Faction bezwungen und der Autorität des Parlaments in beiden Ländern unterworfen wäre". Die Presbyterianer sollten über die Grenze vorrücken und mit Waffen und Gebet die Sache Jesu gegen den Antichrist vertheidigen; beide Reiche seien in gleicher Gefahr, Juda könne nicht in Freiheit fortbestehen, wenn Israel in Gefangenschaft abgeführt würde. Die Schotten waren im Vortheil: nicht nur daß der Covenant, der von dem Moderator Henderson in der Generalassembly vorgetragen von den parlamentarischen Commissarien beider Völker feierlich beschworen und in allen Kirchen verkündet ward, die presbyterianische Kirchenverfassung und Cultusform auch der englischen Kirche aufprägte, also zu einer aggressiven Propaganda sich anschickte; dem schottischen Heer, das sofort über die Grenze einbrechen sollte, wurden namhafte Rüstungsgelder und Subsidien aus den Einkünften der englischen „Malignanten" oder „Delinquenten" zugesichert. Damit war der Grund zur Vereinigung beider Reiche gelegt: Was den Stuartschen Königen und der bischöflichen Hierarchie nicht gelungen war, das setzten jetzt Pym, Argyle und die presbyterianischen Prediger durch.

Pym's Tod. 6. Decbr. 1643.

Dieser Bund und Covenant mit Schottland war Pyms letztes Werk. Am 6. December 1643 schied er aus dem Leben, ein Mann von ungemeinen agitatorischen Talenten, von großem Einfluß auf die Volksmasse durch seine Beredsamkeit und sein entschiedenes Handeln, von wunderbarer Thätigkeit und Geschäftsgewandtheit, eben so geschickt, „das Bestehende zu erschüttern und zu zerstören, wie das Werdende zusammenzuhalten". Obwohl dem presbyterianischen Kirchenthum zugethan, war er doch kein religiöser Eiferer und in seinem Lebenswandel gestattete er sich manche Abweichung von der puritanischen Sittenstrenge.

Das Parlament gewalten.

Durch die Verbindung der englischen und schottischen Presbyterianer änderte sich die Lage der Parteien. Die paar Regimenter irländischer Truppen, die Karl an sich zog, waren eine geringe Hülfsmannschaft gegenüber den schottischen Heeren, mit denen Lesley über die Grenze einbrach, abgesehen davon daß die durch Religion und Abstammung verschiedenen Iren den angelsächsisch-protestantischen Einwohnern Englands in der Seele verhaßt waren und den Groll gegen die Royalisten

noch mehrten. Nun kam man in Oxford auf andere Gedanken. Noch immer hielt das Parlament in Weſtminſter ſeine Sitzungen im Namen des Königs; waren ja doch die beiden Häuſer von demſelben regelmäßig einberufen und eröffnet und ſeit vier Jahren weder vertagt noch aufgelöſt worden. Jetzt beſchloß Karl, auch die geſetzgebende Macht zu ſpalten, die Getreuen von den Ungehorſamen zu trennen. Die tumultuariſchen Scenen und terroriſtiſchen Auftritte der Londoner Volksmaſſe, deren wir oben Erwähnung gethan, erweckten in Vielen die Ueberzeugung, daß die Verſammlungen in Weſtminſter kein freies Parlament ſeien. Der König forderte daher alle, welche entflohen oder verjagt waren oder an den Berathungen keinen Antheil mehr nahmen, auf, ſich zu ihm nach Oxford zu begeben. In kurzem fanden ſich 83 Lords und 175 Gemeine
22. Jan. 1644. in der getreuen Univerſitätſtadt ein, ſo daß Karl gegen Ende Januar ein Haus eröffnen konnte, das dem in Weſtminſter an Zahl überlegen war. So gab es denn zwei geſetzgebende Körper; der König erklärte die Londoner Verſammlung, die mit den Schotten einen Kriegsbund geſchloſſen, für Landesverräther; dieſe bezeichnete die andere als eine papiſtiſch-jeſuitiſche Faction, welche die Verfaſſung zu untergraben beabſichtige. Die Mehrzahl der Nation hielt zu dem Parlament in Weſtminſter; die aus den Niederlanden entlehnte Lebensmittelſteuer (Accis), welche man der königlichen Regierung ſo hartnäckig beſtritten, wurde als nothwendig zur Deckung der Kriegskoſten, ohne Murren entrichtet.

Die Schlacht bei Marſtonmoor 1644. Auch im Sommer 1644 brachte der Krieg keine Entſcheidung, obwohl die Truppen, mit denen Eſſex und Waller ins Feld zogen, den königlichen an Zahl weit überlegen waren; Karl ſelbſt entfaltete die größte Tapferkeit; einſt ging das Gerücht er ſei in Kriegsgefangenſchaft gerathen; er erwiederte, daß er lieber den Tod ſuchen würde. Seine Gemahlin harrte in Exeter ihrer Entbindung. Prinz Rupert war auf dem Höhepunkt ſeines Kriegsruhmes. Er eroberte Bolton, einen Hauptſitz der Puritaner und verhängte blutige Strafgerichte über die Gegner; er brachte Liverpool in ſeine Gewalt und behauptete in Yorkſhire und Lancaſhire das Feld wider die vereinigte ſchottiſch-engliſche Armee. Es ſchien als ob die kriegsgeübten waffenfrohen Royaliſten über die neugebildeten unerfahrenen Parlamentarier den Sieg erringen würden. Schon ließen die blutigen Rachethaten, womit die Cavaliere ihre Triumphe feierten, die Gräuel der Reaction ahnen, der
2. Juli 1644. ſie das Land zu unterwerfen gedachten. Da brachte die Schlacht von Long Marſtonmoor, unweit York, welche Prinz Rupert von ungeſtümem Siegesdurſt getrieben, gegen den Rath des Marquis von Newcaſtle dem parlamentariſchen Heere lieferte, eine plötzliche Wendung in den Gang des Krieges. Auch in dieſem Treffen wurde die engliſch-ſchottiſche Armee unter Fairfax und Lesley auf dem rechten Flügel und im Centrum durch die kühnvordringenden Reiterſchwadronen der Royaliſten zurückgeworfen und in die Flucht geſchlagen; aber der linke Flügel, auf welchem Oliver Cromwell mit ſeinen puritaniſchen „Eiſenſeiten“ Stellung genommen hatte, leiſtete entſchloſſenen Widerſtand und verwandelte ſchließlich die

Niederlage in einen vollständigen Sieg. Tausende von „Weißröcken" lagen neben ihren Gewehren auf dem Waffenfeld; denn Cromwell hatte verboten, Pardon zu geben. „Gott hat die Cavaliere sinken lassen wie Stoppeln unter der Schneide unserer Schwerter", meldete er in seinem Schlachtbericht. Die getreue Stadt York und mit ihr der ganze Norden fiel in die Hände der Parlamentarier. Der Marquis von Newcastle, der nicht als Besiegter vor das Antlitz seines Königs treten wollte, suchte mit den Lords Faleonberg und Widdrington eine Zufluchtsstätte in Norddeutschland; mit den Trümmern des geschlagenen Heeres zog Prinz Rupert nach Lancashire. Von der Zeit an stand Cromwells Name im Heere obenan, zumal da bald darauf Graf Essex in Cornwall durch den König selbst zu einer schimpflichen Capitulation gezwungen ward, die seinen Feldherrnruf schwer schädigte, und auch Manchester und Waller trotz der überlegenen Streitmacht, die sie bei Newbury dem königlichen Heere entgegenstellten, den Rückzug Karls nach Oxford nicht zu hindern vermochten. 1. Sept. 1644. 9. Nov.

d. Der Puritanismus und die religiöse Erregtheit der Zeit.

Religiöse Spaltungen.

Die Schlacht von Marstonmoor führte nicht nur in dem Gange des Kriegs, sondern auch in der Entwickelung des Staats- und Kirchenwesens eine neue Wendung herbei. Seit der Aufrichtung des schottischen Bündnisses hatte die presbyterianische Glaubens- und Kirchenform in England viele Anhänger gewonnen. Trotz heftigen Widerspruchs von Seiten der altenglischen Partei war die oberste Leitung der öffentlichen Dinge, der Kriegführung wie der inneren Verwaltung einem Ausschuß übertragen worden, in welchem neben sieben Lords und vierzehn Gemeinen auch vier schottische Commissare Sitz und Stimme hatten. Dieser gemischte Regierungsausschuß besaß die höchste Autorität und sein Einfluß war stark genug, das presbyterianische Kirchenthum zur Herrschaft zu führen. Wir haben in früheren Blättern gesehen, wie wenig bei der englischen Reformation dem populären Elemente, dem religiösen Bewußtsein des Volkes Rechnung getragen ward. Sie war das Werk der Regierung und des höheren Klerus und verdrängte nur die römisch-katholische Gesetzeskirche durch die anglicanisch-katholische. Bei einem großen Theil der Nation wurzelte daher die Ansicht, daß die englische Reformation unvollendet sei, daß sowohl in der Glaubenslehre als in Cultus und Verfassung eine Weiterführung noth thue, daß den christlichen Gemeinden eine autonome Selbstbethätigung, eine Mitwirkung bei den religiösen und kirchlichen Angelegenheiten zugewiesen werden müsse. Diese Ansicht war in den Kreisen der Puritaner sehr verbreitet und faßte mehr und mehr Boden. Einmal in Fluß gesetzt ging die religiöse Opposition gegen das bestehende hierarchische Kirchenwesen immer weiter. Anfangs genügte ihr die presbyterianische Kirchenform, die nun unter dem Einfluß des Bündnisses mit Schottland zur Einführung kam. Bald entwickelten sich aber aus dem Schooße des Puritanismus das Independententhum

und im weiteren Ringen der Geister eine große Zahl schwärmerisch oder fanatisch erregter Sekten.

1. Einführung des presbyterianischen „Directory" als Staatskirche.

Die puritanische Faction des Unterhauses beschloß die anglicanische Episcopalkirche vollends zu Falle zu bringen, die alte Zeit durch eine unübersteigliche Kluft von der neuen zu trennen, ohne zu erwägen, daß dadurch das bereits so sehr zusammengeschmolzene Oberhaus auf wenige Mitglieder vermindert werden würde. Ihr puritanischer Eifer verschmähte jede weltliche Rücksicht. Wie früher die hochkirchlichen Institutionen Englands der schottischen Kirche aufgedrängt wurden, so sollte jetzt die calvinistische Reformation des nördlichen Nachbarlandes dem Süden zugeführt werden. Eine von dem Parlamente nach Westminster berufene Versammlung von Gottesgelehrten, welche die Stelle der schottischen General-Assembly einnehmen sollte, kam nach langen erregten Verhandlungen zu dem Beschluß, daß anstatt des Common Prayerbook und der anglicanischen Liturgie eine der presbyterianischen nachgebildete Cultusform, „Directory für den öffentlichen Gottesdienst" zur Anwendung kommen und das hierarchische Episcopalsystem durch die presbyterianische Synodalverfassung mit Laienältesten, und mit den Consistorien, Collegien und Sessionen zur Handhabung der Kirchenzucht und der Ordination ersetzt werden sollte. Nach Gutheißung dieser neuen Glaubens- und Cultusform durch das Parlament wurden wie einst zur Zeit der schottischen Reformation Bilder, Ornamente, Orgeln u. drgl. aus den Kirchen entfernt, die gemalten Fenster eingeschlagen, Monumente, die als Träger des Aberglaubens und der Abgötterei gelten konnten, niedergerissen, Mantel, Kragen und Kappe den Geistlichen als Reste papistischen Aberglaubens untersagt, die Feiertage aufgehoben. Die puritanischen Geistlichen, die einst von dem Erzbischof Laud entsetzt worden waren, traten ihre Stellen wieder an und hielten durch lange Predigten den Fanatismus wach, indeß die anglicanischen Kleriker, die der neuen Kirchenform nicht huldigen und dem geistlichen Ornate nicht entsagen wollten, ihre Pfründen verloren. Solche, die im Widerspruch mit den parlamentarischen Beschlüssen zu dem König hielten, wurden als „Delinquenten" mit Geldstrafen belegt. Die früher mißhandelten Puritaner schwangen die Geißel der Verfolgung über die Nacken ihrer ehemaligen Verfolger und wurden aus Bedrückten Bedrücker. Die Erscheinungen blieben dieselben, aber die Spieler auf der Schaubühne des Lebens hatten ihre Rollen gewechselt. Unter der Leitung von Prynne, der einst von der hochkirchlichen Verfolgungssucht so schwer betroffen worden, wurde der Prozeß des seit Jahren eingekerkerten kranken Erzbischofs Laud wieder vorgenommen und mit der ganzen puritanischen Härte zum Ziele geführt. Wie früher Lord Strafford wurde auch sein geistlicher Gefährte durch eine Bill of Attainder vom Hause der Gemeinen verurtheilt und das Erkenntniß von dem Oberhause genehmigt. Eine Bestätigung des Königs wurde nicht für nothwendig erachtet. Am 3. Januar des folgenden Jahres starb der einst so mächtige Primas des englischen Klerus auf dem Blutgerüste. Sein Fall bezeichnete den Sieg des schottisch-presbyterianischen Kirchensystems. In Folge des „Directory" wurde nunmehr das kirchliche England in Kreise, Klassen und Presbyterien eingetheilt und die strenge Kirchenzucht nach den Vorschriften von Calvin und Knox durchgeführt.

Laud's Hinrichtung.

11. Nov. 1644.

3. Jan. 1645.

2. Die Independenten oder Congregationalisten (Erastianer).

Aber schon waren im Heerlager der Sieger selbst Spaltungen ausgebrochen, die immer tiefer in die kirchlichen Lebensordnungen eingriffen. Selbst die Presbyterianer waren nicht alle mit dem „Directory" einverstanden. Die orthodoxe Partei nahm Anstoß, daß das Parlament eine den calvinistischen Grundlehren widersprechende Autorität über die Kirche ausübe, daß die kirchliche Autonomie mit ihren selbständigen Organen und Institutionen unter die Hoheit des Staates gestellt sei; sie wollte in der englischen Presbyterialkirche nicht das echte Abbild der schottischen erkennen. Aber von weit größerer

Wichtigkeit war das Auftreten der Independenten oder Congregationalisten, die, wie wir früher gesehen (XI. 575), das Prinzip der religiösen Freiheit und Selbstbestimmung mit der höchsten Folgerichtigkeit ausbildeten und der Presbyterialverfassung mit ihren Glaubens- und Sittengerichten eben so scharf entgegentraten wie dem hierarchisch-bischöflichen Organismus der anglicanischen Kirche. Die Independenten, die wegen ihres Enthusiasmus, ihres Eifers und ihrer Energie wie wegen ihres sittlichstrengen Wandels bei dem Parlamente, bei dem Heere, bei der Bürgerschaft immer mehr an Ansehen gewannen, waren nicht gewillt, die schwer errungene Freiheit und Unabhängigkeit einem fremden Kirchenregimente unterzuordnen. Sie beschwerten sich voll Unmuth, daß der kirchliche Despotismus durch die neue Ordnung nur eine andere Form angenommen, daß nun statt einiger wenigen Bischöfe eine Schaar presbyterianischer Geistlichen und Kirchenältesten in den Synoden, Consistorien und Kirchensessionen eine neue Zwingherrschaft übte. Sie wollten das Joch des Prälatenthums nicht darum zerbrochen haben, um sich das Joch einer andern Uniformität auflegen zu lassen; denn Papstthum, Prälatismus und Presbyterianerthum seien nur drei Formen einer und derselben großen Apostasie. Sie verlangten, daß jede kirchliche Gemeinschaft gesetzgebendes Recht über Glauben, Cultus und Disciplin habe, daß alle Kirchengemeinden, die sich durch das freiwillige Zusammentreten gleichgesinnter Gläubigen bildeten, gleichberechtigt seien und daß Niemand gezwungen werde, sein Gewissen unter eine allgemeine Vorschrift zu beugen, sondern daß Jedermann Gott nach eigenem Ermessen dienen möge. Alle klerikalen Elemente fielen weg; wozu ein Klerus, fragte man, der Herr kann ja jedem Gläubigen den heiligen Geist verleihen. Wahl der Prediger und Vorsteher und Ausschließung der Unwürdigen sollten der Congregation selbst zustehen. Verschiedenheit des Glaubens und des Cultus müsse nach ihrer Lehre gestattet und Toleranz eine heilige Pflicht sein. Wie beim äußeren Tempelbau verschiedene Werkleute erforderlich sind, sagt Milton, die Einen um Steine zu brechen, die Andern um den Marmor zu schleifen, die Andern um die Cedern zu fällen, so müssen auch beim innern Tempelbau verschiedene Sekten, Parteien und Genossenschaften bestehen, um durch ihr Zusammenwirken das geistige Tempelgebäude schöner und mannichfaltiger und doch harmonisch zu machen. In geistlichen Dingen soll nicht Zwang, sondern das Licht der Vernunft entscheiden. Als die Presbyterianer eine strenge Aufsicht über die Presse einführten, schrieb Milton die feurige Flugschrift „Areopagitica", worin er die Freiheit der Rede als ein Recht des menschlichen Geistes in Anspruch nahm. „Zu einer Zeit da die Nation vom Schlafe erwachend ihre mit simsonischer Kraft erfüllten Locken schüttelt, ruft er ihnen zu, könnt ihr uns nicht wieder zu der alten Finsterniß und Knechtschaft zurückführen, wenn ihr nicht zuvor selbst wieder so despotisch, willkürlich und tyrannisch werdet, wie diejenigen waren, von denen ihr uns erlöset habt." Geistige Freiheit sowohl auf dem Gebiete der Religion als im Bereiche des Gedankens und des geschriebenen und gesprochenen Worts war die mächtige Losung der Independenten. Die Juristen und Politiker, welche keine kirchliche Autorität unabhängig von der weltlichen Obrigkeit dulden wollten und das göttliche Recht der Presbyterialeinrichtung verwarfen, hielten zu der Fahne der Independenten oder Congregationalisten, deren beredtester und begeistertster Stimmführer John Milton war. Sie nährten das Feuer ihrer religiöser Begeisterung unmittelbar aus der heil. Schrift; die Gotteskämpfer des alten Bundes waren ihre Vorbilder: wie jene glaubten sie unter der unmittelbaren Leitung Jehovas zu stehen. Wie einst der kurpfälzische Arzt und Theolog Thomas Erast (XI. 716) bekämpften sie den Kirchenbann als unbiblisch und tyrannisch und bekannten sich zu dem Grundsatz, daß die Kirche dem Staate untergeordnet sein sollte. Die Presbyterien mit den Mitteln der Kirchenzucht ausgerüstet, meinten sie, möchten zu einer

Hierarchie ähnlich der römiſchen heranwachſen und eine Gewiſſensbeherrſchung wie die ſpaniſche Inquiſition herbeiführen.

Sekten und ſpiritualiſtiſche Schwärmer.

Bald ſahen ſich indeſſen auch die Independenten überflügelt von radicalen, ſchwärmeriſch erregten Factionen, welche auf die Anfänge und primitiven Zuſtände der chriſtlichen Geſellſchaft zurückgehend auf Grund bibliſcher Ausſprüche Freiheit, Gleichheit und Menſchenrechte zur Baſis ihrer religiös-politiſchen Anſichten und Tendenzen machten. „Was uns im deutſchen Reformationszeitalter von den Geſichten der Täufer, von den ſeligen und verzückten Brüdern berichtet wird", heißt es bei Weingarten, „wiederholt ſich jetzt in England in weiten Kreiſen. Der Grund dazu liegt einerſeits in dem ſtreng reformirten Prädeſtinationsdogma, das den Puritanismus beherrſchte. Das eifrige Ringen, der Erwählung und des Gnadenſtandes gewiß zu werden, mußte ſolche Erſcheinungen mit innerer Nothwendigkeit in einer Zeit hervorrufen, in der eine vielhundertjährige Ordnung des ſtaatlichen und kirchlichen Lebens unter ſchweren Gewiſſenskämpfen in Stücken ging. Andererſeits ſpiegelt ſich in dieſen Viſionen und Stimmen das dunkle Gefühl von großen Aufgaben einer welthiſtoriſchen Zeit wieder, deren ungeſtümes Drängen theils nach radicaler Neugeſtaltung aller Verhältniſſe, theils nach Erfüllung aller tauſendjährigen Weiſſagungen von der Erſcheinung des Reiches Chriſti dieſe Männer der enthuſiaſtiſchen Myſtik über ſich ſelbſt hinaus, in ein Reich der Ideale erhob, in eine andere und neue Welt, mit der ſie, bevor ſie Wirklichkeit geworden war, nur durch Geſichte der Ahnung und Hoffnung verkehren konnten."

Anabaptiſten u. „Heilige".

So gingen in dieſer religiös erregten Zeit aus dem Schooße des Puritanismus und des Independententhums viele Schwärmer und „Propheten" hervor, um die ſich bald größere, bald kleinere Congregationen von „Heiligen" ſchoorten, denen ſie ihre Glaubenslehren und Ausſprüche als Offenbarungen Gottes, als höhere Inſpirationen kund gaben: „So ſpricht der Herr durch mich" oder: „Ich habe Euch ein Wort vom Herrn zu ſagen". Die meiſten bekannten ſich zu den anabaptiſtiſchen Lehrmeinungen. Wie in der Reformationszeit in Deutſchland und in der Schweiz traten ſchwärmeriſche und fanatiſche Laienprediger als ſolche „himmliſche Propheten" auf und ſammelten Sectengemeinden um ſich, häufig von Stadt zu Stadt, von Grafſchaft zu Grafſchaft wandernd. Sie fanden beſonders viele Anhänger bei den radicalen Independenten in der Armee, die wir bald unter dem Namen „Levellers" kennen lernen werden. Auch die „Männer der fünften Monarchie" gingen von den Levellers aus. Dieſe behaupteten, das fünfte Danielſche Reich der tauſendjährigen Herrſchaft der Heiligen auf Erden habe nun begonnen und ſie ſeien dieſe Heiligen. Zu den anabaptiſtiſchen Sekten zählte man die Antinomiſten und Perfectioniſten, die da lehrten, ſeit dem Opfertode Chriſti gebe es keine Sünde mehr in der Kirche Gottes und ſeinen Heiligen, für ſie habe daher das Geſetz keine weitere Geltung; wer das läugne, raube dem Heiland die volle Wirkung ſeines Blutes. Auch der Chiliaſmus, der Glaube an die nahe Wiederkunft Chriſti und das damit beginnende tauſendjährige Reich, hatte viele Bekenner. Einſt bemerkte man dreißig Leute mit dem „Propheten" Evenard beſchäftigt, den wüſten Grund bei Cobham umzubrechen und zu bepflanzen; es ſei eine göttliche Weiſung an ſie ergangen, das Feld zu bebauen, weil die Zeit gekommen ſei, daß das Volk Gottes erlöſet werde. Sie wollten von dem Ertrag ihrer Arbeit leben, die Hungrigen damit ſpeiſen und wie ihre Väter „die Juden", in Zelten wohnen. Mit Verwunderung ſahen die Bürger von Briſtol den neuen Meſſias James Nayler, einen religiöſen Enthuſiaſten, der einſt in Cromwells Reiterregiment gedient, im ſtrömenden Regen an der Spitze einer Schaar Hoſiannah ſingender Männer und Frauen durch die Straßen ihrer Stadt ziehen, von ſeinem Gefolge als Friedensfürſt und König von Israel begrüßt. Vom Parlament wegen Blasphemie zu Pranger, Geißelung und Zuchthaus verurtheilt blieb Nayters Name nichts deſtoweniger ein Gegenſtand der Verehrung für alle „Heiligen". Die myſtiſche Sekte der „Familiſten" eine Abart

Levellers, Männer der fünften Monarchie.

Antinomiſten und Perfectioniſten.

Chiliaſten.

Nayler.

Familiſten.

der Anabaptiſten, die im „Dienſt der Liebe“ zu Chriſtus nach einem innerlichen Einswerden mit Gott zu gelangen ſuchten und eine ſündloſe Vollkommenheit der Gläubigen annahmen, lebte wieder auf; die „Seelenſchläfer“ forſchten über den Zuſtand der Seele nach dem Tode des Leibes bis zur Auferſtehung, eine alte myſtiſche Vorſtellung vom „Seelenſchlaf“ und „Seelentod“ erneuernd. Verwandt damit waren die „Seekers“ oder „Waiters“, Männer jener chiliaſtiſchen Richtung, „deren Spiritualismus, der Sacramente als bloßer Schattenbilder der wahrhaftigen Güter nicht mehr bedürftig, der Erneuerung eines johanneiſchen Chriſtenthums des Logos und des Parakleten als der geiſtigen Form des Chriſtenthums entgegenſah. „Dieſes Suchen und Warten iſt die Grundbeſtimmung der Geiſter jener Tage“. Als die in den ſpiritualiſtiſchen Speculationen am weiteſten Vorgeſchrittenen galten die „Ranters“, die ſich beſonders mit der Frage über den Urſprung der Sünde im antinomiſtiſchen Intereſſe beſchäftigt zu haben ſcheinen. „Unter ihnen mag ſich der Enthuſiasmus nicht ſelten zu einer göttlichen Trunkenheit geſteigert haben, welche nur in ekſtatiſchen Formen ihren Ausdruck finden konnte und wohl die Grenze berührte, wo der heilige Wahnſinn beginnt“. — Auch der Geheimbund der „Roſenkreuzer“, der ſich in übernatürliches Wiſſen verſenkte, durch magiſche, alchymiſtiſche und aſtrologiſche Künſte und Geheimlehren das Räthſel der Welt zu ergründen ſuchte, fand in England Anhänger, wie man aus der ſatiriſchen Verſpottung im „Hudibras“ erſieht. Der Sitz des myſteriöſen Ordens war Kaſſel, das Grundbuch eine geheimnißvolle Schrift „fama fraternitatis des löblichen Ordens des Roſenkreuzes“ aus dem J. 1614, welche den Würtembergiſchen Theologen Joh. Val. Andreä zum Verfaſſer gehabt haben ſoll.

Seelenſchläfer. Seekers. Ranters. Roſenkreuzer.

Aus ſolchen Kreiſen religiöſer Schwärmer ging auch ein Mann hervor, der bei Mit- und Nachwelt auf gläubig andachtvolle Gemüther einen gewaltigen Eindruck hervorgebracht hat: John Bunyan, der Sohn geringer Eltern aus Bedfordſhire. Ein armer Keſſelflicker, dem ſeine Frau als Mitgift nur zwei alte Bücher: „Der ehrlichen Leute Fußſteig zum Himmel“ und „Praktiſche Anweiſung zur Frömmigkeit“ in die Ehe mitbrachte, trat er nach einer in Laſter und Sünde verlebten Jugend in Cromwell's Reiterſchaar ein und kämpfte in den Reihen der „Heiligen“ für die Sache des Parlaments, zugleich eifrig in der heil. Schrift forſchend. Die Kriegsſtürme der Zeit erſchienen ihm als die Frühlingsſtürme; wie dieſe eine Erneuerung des Naturlebens anzeigen, ſo jene eine Erneuerung der Kirche, eine Zerſtörung des Reiches des Antichriſts. Bald wirkte er, unter die Sekte der Anabaptiſten aufgenommen, als herzerſchütternder Volksprediger. Noch der Herſtellung des Königthums von den Royaliſten und Hochkirchlichen verfolgt, iſt er doch unter Noth und Gefahr dem religiöſen Zuge ſeines Herzens, in dem er den Willen Gottes erkannte, treu geblieben. Verkleidet, im Fuhrmannskittel, die Peitſche in der Hand, hat er ſich in die Verſammlungen der Diſſenters geſtohlen. Ueber zwölf Jahre mußte er im Gefängniß ſchmachten. In dieſer Zeit ſchrieb er „des Pilgers Wallfahrt“ (The pilgrims progress) ein allegoriſches Erbauungsbuch, in einen Traum eingekleidet, worin der Lebens- und Entwickelungsgang eines Chriſtenmenſchen aus dem Dienſte der Welt und der Sünde, durch das Thal der Todesſchatten und der Eitelkeiten mit Hülfe eigener Sinnesänderung und göttlicher Gnade zum Einzug in die Himmelsſtadt geſchildert wird, ein Buch, das an Wirkſamkeit und Verbreitung mit der „Nachfolge Chriſti“ verglichen werden kann.

Bunyan 1628—1689.

Aus dem Schooße des Independententhums ging auch die merkwürdige „Geſellſchaft der Freunde“, von dem Volke „Quäker“ (Zitterer) genannt hervor, die bald eine bedeutende geſchichtliche Wirkſamkeit erlangen ſollte. Georg Fox, der Sohn vermögender Bürgersleute von puritaniſcher Frömmigkeit in Drayton, einem Städtchen der Grafſchaft Leiceſterſhire, vertiefte ſich, nachdem er einige Zeit ein Ledergeſchäft betrieben, in das Leſen der Heil. Schrift und trat als Wanderprediger auf, an alle wahren Chriſten ſich wendend, „die aus Gott geboren vom Tode zum Leben hindurchgedrungen“. Eine große kräftige Geſtalt mit langen auf die Schulter herabwallenden Haaren und ganz in Leder gekleidet, zog er durch England, predigte auf den Straßen und in den Häuſern Buße und Evangelium, klagte über die Sünden der Chriſten, über die

Quäker. Fox 1624—1691.

Geiſtlichen, „die Verkäufer des Worts“ und verkündigte ein neues Gottesreich. Es iſt ihm, als ob ein inneres Feuer in ihm aufgehe, er hat Geſichte und Offenbarungen, die er höher ſtellte als das geſchriebene Wort. Fox war nicht was man eine geniale Natur nennt, urtheilt Weingarten; man kann vielleicht kaum Einen dichteriſchen Zug in ihm nachweiſen. „Seine Rede war abgeriſſen, faſt mühſam. Aber aus jedem ſeiner Worte fühlt man ein Herz, das in der Tiefe glüht und arbeitet, einen Willen, der unabläſſig nur nach Einem ringt, vollkommen und ein Kind des Lichts zu werden. Und neben dieſem Feuereifer der Heiligung, der, wo er in Wort oder That hervorbrach, auch die kälteſten Herzen brennen machte, war es der tiefe Ernſt, die jeder Gefahr trotzende Beharrlichkeit, die Felſenfeſtigkeit des Charakters, die Inbrunſt ſeiner Gebete, denen man es anfühlte, daß er Gott näher ſtehe, als andere, kurz die ganze tiefe und echte Innerlichkeit ſeines Weſens, durch die Fox ſeine Siege gewann.“ Oft geſchmäht und mißhandelt, oft verfolgt, mit Steinen geworfen, in Gefangenſchaft gebracht, oft in Feld und Wald übernachtend, ohne Speiſe und Trank, hat er dennoch unerſchütterlich und voll innerer Freudigkeit ſeine Miſſion erfüllt, der Welt „das Licht Chriſti“ verkündigt. Wenn die „Kraft Gottes“ ihn erfaßte, überkam ihn ein ſo heftiges Zittern, daß alle ſeine Glieder wie zerriſſen erſchienen, daß er zu Boden geworfen ward. Nach dieſen krankhaften Zuckungen hat das Volk ihn und ſeine Freunde „Quäker“, die Zitternden genannt. Als nach Auflöſung des „kleinen Parlaments“ im J. 1653 die Hoffnung der „Heiligen“ auf Verwirklichung ihrer ſchwärmeriſchen Ideen in einem „Gottesreich“ zerronnen war, wandten ſich die entſchiedenſten Gläubigen der independentiſchen Congregationen der Lehre vom inneren Lichte Chriſti, von den neuen Offenbarungen durch die Kraft des lebendigen Gottes zu. Und nun gewann die neue Religionsgenoſſenſchaft, die bisher hauptſächlich in den nördlichen Landſchaften, vorab in Nottingham, York, Derby, Leiceſter Wurzel gefaßt hatte, raſch Anhänger in ganz England. Die Grundſätze, die Fox in einzelnen Ausſprüchen dargelegt, wurden zu einem Syſtem ausgebildet, da und dort wurden Verſammlungshäuſer zu religiöſen „Meetings“ oder Andachtsübungen errichtet. Bald waren die Quäker eine große Brüdergemeinde mit einer feſten und wohlberechneten Organiſation, mit einem lebhaften Miſſionseifer. Auch Frauen nahmen einen hervorragenden Antheil, wie denn Margaretha Fell, die Ehefrau eines angeſehenen Richters in Swarthmore, als die „geiſtliche Mutter“ der großen Familie der Freunde angeſehen ward. Aber mit dieſer Ausdehnung, beſonders ſeit ihrer Niederlaſſung in London im J. 1654 nahm die Sekte der Freunde einen neuen Charakter an: durch die Befreundung mit Sir Henry Vane, mit Bradſhaw, mit Lilburn wurde ſie in die politiſche Bewegung hineingezogen, ſie durchlebte eine „Sturm- und Drangperiode“; Fox ſelbſt, der Friedensmann, trat in die zweite Linie; andere Männer von fanatiſcherem Geiſte wurden die Führer und Häupter der Quäker und ſuchten ſie in die religiös-revolutionäre Oppoſition gegen den Protector zu reißen. Sie bildeten den Kern der anabaptiſtiſchen Sekten, die Cromwell's Regiment zu ſtürzen trachteten. — Mit der Reſtauration trat die politiſche Bedeutung zurück hinter die religiöſe; und nun erſt begann die großartige Miſſionsthätigkeit in den amerikaniſchen Colonien und die Sorge für die leidende Menſchheit, der höchſte Ruhm des Quäkerthums. Fox ſelbſt hat in dieſer Richtung durch Wort und That bis zu ſeinem Tode heilſam gewirkt. Zugleich wurde ihre Lehre wiſſenſchaftlich ausgebildet durch Robert Barclay († 1690). Mehr Werth legend auf die Bethätigung chriſtlicher Sitte im Leben als auf die kirchlichen Heil- und Lehrmittel glauben die Quäker: „daß das religiöſe Bewußtſein unmittelbar vom göttlichen Geiſte bewirkt werde, daß Jeder, der dieſen ernſtlich ſuche, durch ſtille Beſchaulichkeit und andächtige Einkehr in ſich der göttlichen Offenbarung theilhaft werden und das innere Licht in ſich entzünden könne. Das innere Wort, wie ſie dies Licht nennen, ſtellen ſie daher neben und zum Theil noch über das äußere oder die Bibel“. — Sie halten die Sacramente nur für Sinnbilder innerer Zuſtände, nicht mehr äußerlich zu vollziehen, verwerfen das Predigtamt ſammt aller Theologie als Menſchenwerk und wollen nur eine Geiſtkirche. Ihre religiöſe Entſchiedenheit verwirft Kriegsdienſt, Eid, Zehnten und die Moden und Höflichkeitsformen der

geſelligen Welt. In England lange verfolgt, fanden ſie endlich eine Freiſtätte in Nordamerika, als William Penn († 1718), Sohn des Admirals, das Land am Delaware kaufte und den Staat Pennſylvanien, „die Wiege der Freiheit für die Neger und die Welt", zur Hälfte mit Quäkerkolaniſten gründete. Zuletzt erwarben ſie ſich auch in England Duldung.

Macaulay über die Puritaner.

Macaulay macht von den Puritanern folgende etwas grell gefärbte Schilderung, die jedoch nur für die fortgeſchritteneren Fractionen der Partei, für die Schwärmer und Fanatiker anabaptiſtiſcher Richtung als zutreffend gelten mag: Die Puritaner waren Menſchen, deren Geiſt durch die tägliche Betrachtung überirdiſcher Dinge und höherer Intereſſen einen ganz beſonderen Charakter angenommen hatte. Nicht zufrieden, in allgemeinen Ausdrücken eine allbeherrſchende Vorſehung anzuerkennen, ſchrieben ſie durchgängig jedes Ereigniß dem Willen des höchſten Weſens zu, für deſſen Macht nichts zu groß, für deſſen Einblick nichts zu klein iſt. Ihn zu kennen, ihm zu dienen, in ihm ſich zu freuen: das war für ſie der große Zweck ihres Daſeins. Daher entſprang ihre Verachtung für irdiſche Unterſcheidungen. Der Unterſchied zwiſchen den größten und den verachtetſten der Menſchen ſchien zu verſchwinden, wenn verglichen mit dem grenzenloſen Zwiſchenraume, der das ganze Geſchlecht von dem ſchied, auf den ihre eigenen Augen beſtändig gerichtet waren. Wenn ſie unbekannt waren mit den Werken der Philoſophen und Dichter, ſo waren ſie tief beleſen in den Orakeln des Herrn. Wenn ihre Namen nicht in alten Wappenbüchern zu finden waren: ſie waren verzeichnet im Buche des Lebens. Waren ihre Schritte nicht begleitet von einem glänzenden Gefolge: Legionen dienender Engel hielten über ihnen Wache. Ihre Paläſte waren Häuſer nicht von Menſchenhänden gebaut, ihre Diademe Kronen des Ruhms, der niemals verblich. Auf den Reichen und Beredten, auf Edle und Prieſter ſchauten ſie mit Verachtung hernieder; denn ſie achteten ſich reich an einem koſtbareren Schatz, beredt in einer höhern Sprache, geadelt durch eine Ernennung von Ewigkeit her, Prieſter durch die Handauflegung eines Mächtigern. Der Geringſte von ihnen war ein Weſen, deſſen Geſchick eine geheimnißvolle, furchtbare Wichtigkeit hatte, auf deſſen leichteſte Handlung die Geiſter des Lichts und der Finſterniß mit ängſtlicher Spannung ſchauten, das, ehe Himmel und Erde geſchaffen waren, für eine Glückſeligkeit beſtimmt war, die Himmel und Erde überdauern ſollte. Um ſeinetwillen waren Reiche aufgetaucht und in Blüthe geſtanden und gefallen. Für ihn hatte der Allmächtige ſeinen Willen verkündet durch die Feder des Evangeliſten und die Harfe des Propheten. Er war theuer erkauft, nicht durch einen gewöhnlichen Todesſchweiß, nicht durch das Blut eines irdiſchen Opfers. Für ihn hatte ſich die Sonne verfinſtert, waren die Felſen zerriſſen, waren die Todten erſtanden; für ihn hatte die ganze Natur geſchaudert bei den Todesſchmerzen ihres Gottes. — So war der Puritaner aus zwei verſchiedenen Menſchen zuſammengeſetzt: der eine ganz Zerknirſchung, Buße, Dankbarkeit, Dulden; der andere ſtatz, ruhig, unbeugſam, ſcharfſichtig. Er warf ſich in den Staub vor ſeinem Schöpfer, aber er ſetzte den Fuß auf den Nacken von Königen. In ſeiner zurückgezogenen Andacht betete er mit Convulſionen, mit Seufzen und Thränen. Er war halb wahnſinnig vor den Bildern der Glorie oder des Schreckens. Er hörte die Pſalmen der Engel oder das verſuchende Flüſtern des böſen Feindes. Aber nahm er ſeinen Sitz im Rath oder gürtete er ſein Schwert zum Kriege, ſo hatte dieſes ſtürmiſche Arbeiten der Seele keine bemerkbaren Spuren in ihm zurückgelaſſen. — Dieſe Fanatiker brachten in den bürgerlichen und kriegeriſchen Dienſt eine Kälte des Urtheils und eine Unbeugſamkeit des Entſchluſſes, welche einige Schriftſteller mit ihrem religiöſen Eifer nicht zu vereinigen wußten, welche aber in der That deſſen nothwendige Wirkung war: die ſtarke Richtung ihres Gefühls auf einen Gegenſtand machte ſie ruhig gegen jeden andern.

e. Niederlage der Royalisten. Der König bei den Schotten.

Die Presbyterianer im Parlament und die Unterhandlungen in Uxbridge.

Die Presbyterianer im Parlament und in dem schottisch-englischen Heer geriethen in starke Aufregung über die zunehmende Macht der Congregationalisten, unter deren Fahne die große Menge der Separatisten sich reihte, die mit verschiedenen Namen und wunderlichen Ansichten aus dem chaotischen Zustande hervortraten. Sie stellten Cromwell's Verdienste in der Schlacht von Marstonmoor in Abrede und als es den Schotten gelang, die royalistisch gesinnte Stadt Newcastle trotz ihres tapfern Widerstandes im Sturm zu erobern, suchten sie den Eindruck dieses Sieges zur Durchführung der neuen kirchlichen und staatlichen Ordnung zu benutzen. Noch einmal machten sie einen Versuch, den König zur Nachgiebigkeit und Versöhnung zu bewegen. Hatte er doch auch in Schottland sich dem Willen der Nation gefügt. Schon fühlten die Presbyterianer mehr Sympathie mit den Royalisten als mit den Independenten. Denn diese strebten nach einem republikanischen Selbstregiment in Staat und Kirche; indeß sie selbst die Krone auf ein geringes Maß von Macht herabsetzen, aber das monarchische Princip des Erbkönigthums aufrecht erhalten wollten. So wurden denn abermals Verhandlungen zwischen den königlichen Bevollmächtigten und den Commissaren des Parlaments in dem Städtchen Uxbridge eingeleitet. Allein wie sollte eine Ausgleichung erzielt werden, da man über die zwei Fundamentalsätze entgegengesetzter Ansicht war? Das Parlament bestand auf der Einführung des presbyterianischen Kirchensystems sammt dem Covenant und auf der Ernennung der Befehlshaber über die Land- und Seemacht durch das Unterhaus; der König wollte weder in die Abschaffung des Episcopats willigen noch das Recht des Schwertes aus der Hand geben. Ohne die Gewalt über die Kriegsmacht, meinte er, sei er nicht mehr König, sondern der erste Mann in einer Republick. So ging denn die Versammlung nach vierzehntägigen Unterhandlungen fruchtlos auseinander.

19. Okt. 1644.

22. Febr. 1645.

Die Independenten unter Cromwells Führung und die Selbstentsagungsakte. 1645.

Die Independenten wußten diese Vorgänge zu ihrem Vortheil zu kehren. Sie beschuldigten die schottisch-parlamentarische Partei des Landesverraths: ihr Trachten sei nur darauf gerichtet, das aristokratisch-presbyterianische Kirchenregiment auch in England zur Geltung zu bringen; um die Rechte und Freiheiten der Nation sei es ihr wenig zu thun. Um diesen Preis wolle sie sich mit den Royalisten vertragen, die Früchte der bisherigen Kämpfe aufs Spiel setzen; in dem Treffen von Newbury habe Manchester den König absichtlich geschont; auch Essex habe sich unfähig und zweideutig benommen. Die Nation sei am Verbluten; werde die Armee nicht auf einen andern Fuß gesetzt, der Krieg nicht energischer betrieben, so bleibe nichts übrig als ein ehrloser Friede. Die Seele dieser Agitation war Oliver Cromwell: mit klarem Blick und entschlossenem Sinn, zugleich aber vorsichtig und zurückhaltend ging er auf sein Ziel los. Er machte kein Hehl aus seiner republikanischen Ansicht: es werde eine Zeit kommen, meinte er, da es

weder König noch Peers in England gebe; und zu seinen Kriegsgefährten soll er einst geäußert haben: „Treffe ich im Gefecht auf den König, so werde ich mein Pistol auf ihn abdrücken wie auf jeden andern.“ Die Presbyterianer und Schotten haßten und fürchteten ihn; sie bezeichneten ihn als „Feuerbrand“, welcher die Entzweiung zwischen beiden Häusern anfache; sie dachten wohl einmal daran, ihn als Verräther anzuklagen, daß er die Union mit Schottland aufzulösen, das Haus der Lords zu sprengen beabsichtige; sie wagten es jedoch nicht. Er seinerseits schleuderte den Vorwurf des Verraths auf Manchester. Und um die Lords von der Kriegsführung und Verwaltung wegzustoßen und zugleich dem Royalismus und dem aristokratisch-presbyterianischen Staatswesen einen vernichtenden Schlag zu versetzen, brachten die Independenten die „Selbstentsagungsakte“ vor das Haus der Gemeinen, kraft deren kein Mitglied des Parlaments eine Befehlshaberstelle oder ein Amt bekleiden dürfe. Lange widersetzten sich die Lords dem Vorschlag; aber es wurde geltend gemacht, daß die Doppelstellung in der Gesetzgebung und in der Armee der militärischen Disciplin nachtheilig sei. So wurde denn die Bill durchgeführt, worauf Essex, Manchester und andere parlamentarische Generale von dem Commando zurücktraten. Zugleich wurde eine Reorganisation des Heeres vorgenommen, wobei Cromwells Regiment zum Muster diente; denn es war wunderbar zu sehen, sagt Milton, wie die unnachsichtige Strenge, der Zauber einer freien religiösen Genossenschaft die tüchtigsten und tapfersten Leute unter seine Fahne trieb, als in das beste Gymnasium nicht nur der Kriegskunst, sondern des Glaubens und der Frömmigkeit. An die Spitze des Gesammtheeres trat der „Lord-General“ Thomas Fairfax, ein Feldhauptmann von stattlicher Erscheinung und erprobter Tapferkeit, der sich neben Cromwell bei Marstonmoor hervorgethan hatte und bei den Truppen in großem Ansehen stand. Der nächste im Rang war der Generalmajor Skippon. Im April wurde der Selbstverläugnungsakte die weitere Bestimmung beigefügt, daß der Eintritt in die Armee nicht zur Annahme des Covenants und des presbyterianischen Kirchenregiments verpflichte. 15. Febr. 1645.

Die Entzweiung im gegnerischen Heerlager erfüllte den König mit neuen Hoffnungen: er war froh, daß die unfruchtbaren und widerwärtigen Verhandlungen zu Uxbridge abgebrochen waren. Im stolzen Bewußtsein, „daß er für das Recht von Gottes Gnaden, für die altherkömmliche persönliche königliche Autorität einstehe“, verabscheute er den Gedanken, daß er dieses geheiligte Herrscheramt fernerhin in verminderter Machtfülle verwalten solle. Die Puritaner waren ihm im Grunde der Seele verhaßt; ihre Absicht sei, schrieb er einst an die Königin Henriette Marie, „einmal der Krone ihre kirchliche Gewalt zu entreißen und sie in die Hände des Parlaments zu legen und sodann die Lehre einzuführen, daß die höchste Gewalt im Volke ruhe, der Fürst von demselben zur Rechenschaft gezogen und gestraft werden könne, der Widerstand gegen ihn eine erlaubte Sache sei.“ Von der neuen Formirung des parlamentarischen Heeres, wodurch die Schlacht bei Naseby. Die königliche Sache im Niedergang

populären Elemente mehr als zuvor in die Höhe kamen, erwartete Karl eine für ihn vortheilhafte Wendung: in den keltiſchen Volkselementen der britiſchen Nation, in den ſchottiſchen Hochlanden, in Irland, in Cornwallis und Wales hatte er
Mai 1645. einen feſten Halt; die Eroberung der Stadt Leiceſter erzeugte unter den Royaliſten neues Selbſtvertrauen; Herzog Karl von Lothringen verſprach der Königin ein Hilfsheer an der engliſchen Küſte landen zu laſſen. In den Grampianbergen hatte der ritterliche Graf Montroſe das königliche Banner aufgepflanzt und ſtürzte mit ſeinen Hochländern gleich einem angeſchwollenen Waldſtrom auf die Covenanters herab. Aber wie bald ſollten dieſe Illuſionen zerrinnen! Die königlichen Truppen, in einzelne kleine Abtheilungen zerriſſen, waren ohne Mannszucht und ergaben ſich einem ausſchweifenden Leben voll Raubſucht und wilder Exceſſe, ihr ſoldatiſches Tagwerk mit Trinkgelagen und Spiel unterbrechend, indeß die Puritaner ſeit der neuen Heerformation ſich durch feſte Haltung und energiſche Entſchloſſenheit wie durch Disciplin, Gottesfurcht und religiöſe Andacht hervorthaten. Immer größer wurde das Anſehen Cromwells. Er war der Haupturheber der Selbſtentſagungsakte im Unterhauſe geweſen. Nun begab er ſich zu dem Heer, um ſein Commando in Fairfax' Hände niederzulegen. Es traf ſich, daß gerade die Royaliſten und die Parlamentarier in neue Kämpfe verwickelt waren; Cromwell leiſtete willig noch ſeine Reiterdienſte und errang einige Vortheile über die Cavaliere. Da erklärte Fairfax, der das ſtrategiſche Geſchick des Waffengefährten längſt erkannt hatte und ſeine Stimme im Kriegsrath nicht gerne miſſen wollte, Cromwell ſei beim Heere unentbehrlich; nur Er könne die Reiterei führen; denn wo er mit ſeiner gottſeligen Schaar im Namen des Herrn kämpfte, da war ſtets der Sieg. Das Unterhaus willigte ein, daß er noch auf einige Zeit bei der Armee bleibe. Bald nachher ereignete ſich die Schlacht bei Naſeby in der
14. Juni 1645. Nähe von Northampton. Fairfax und Skippon befehligten die Bataillone des Centrums, während Cromwell den linken Flügel und der muthige Ireton, den er im nächſten Jahr zu ſeinem Schwiegerſohn erkor, den rechten anführte. Der König ſelbſt entfaltete einen ſchwungvollen Muth und ſein Neffe Rupert ſtritt mit der gewohnten Tapferkeit; von dem Feuergewehr wurde wenig Gebrauch gemacht; man kämpfte Mann gegen Mann zu Roß wie zu Fuß; Cromwell ſelbſt focht mit Lebensgefahr im dichten Handgemenge. Lange ſchwankte der Sieg; mehr als einmal waren die Royaliſten im Vortheil. Endlich trug die Energie der finſterblickenden todesmuthigen „Eiſenſeiten", welche Cromwell aus den Freeholders der Grafſchaften gebildet hatte, und die mit dem Schlachtruf anſtürmten: „der Herr Zebaoth iſt mit uns!" den Sieg davon. Das königliche Heer erlitt eine vollſtändige Niederlage: 5000 Royaliſten deckten das Schlachtfeld, 140 Fahnen fielen in die Hände der Sieger, die zerſprengten Trümmer retteten ſich durch fluchtähnlichen Rückzug nach Leiceſter. Von da kehrte Karl nach Oxford zurück; aber der Schrecken ſeiner Waffen war verſchwunden. „Das iſt die Hand Gottes", berichtete Cromwell über den Sieg bei Naſeby; „ihm allein gebührt die

Ehre. Die Leute, die ihr Schismatiker, Sectirer und Anabaptisten scheltet, haben euch in diesem Kampf treu und ehrlich gedient." Einige Wochen nachher sah sich Prinz Rupert genöthigt, die Stadt Bristol, die feste Burg der königlichen Partei, den Puritanern zu übergeben, wodurch der ganze Westen in die Gewalt der Parlamentarier kam. Und fast um dieselbe Zeit wurde Montrose, nachdem er mehrere Treffen gewonnen und sich der Städte Edinburg und Glasgow bemächtigt hatte, bei Philiphaugh von den Covenanters überwunden und in die Berge der Hochlande getrieben, von wo er sich nach dem Continent einschiffte, und der König selbst, der die Absicht hatte, sich mit dem ritterlichen Grafen in Schottland zu vereinigen, wurde durch den puritanischen Feldherrn Pointz bei Chester geschlagen und genöthigt in dem festen Newark Zuflucht zu suchen. 10. Sept. 1645.

Der Fall von Bristol erfüllte den König mit Schmerz und Unmuth. Ein finsterer Argwohn durchzog seine Seele, sein Neffe möchte sich der Gegenpartei zugewendet haben, er möchte von Rathgebern „angefaulten Herzens" versucht worden sein. Karl hatte den Rath desselben, sich mit dem Parlament zu vergleichen und Einiges aufzugeben, um nicht Alles zu verlieren, entschieden von sich gewiesen; denn er war eine von den Naturen, „die durch Widerwärtigkeiten nicht gebeugt, sondern gestählt werden". In diesem Verdacht und Aerger wurde er bestärkt durch Lord Digby, der damals die erste Stimme im königlichen Rath hatte und mit dem Prinzen verfeindet war. Und so erlebte Ruprecht die tiefe Kränkung, daß er durch ein königliches Schreiben, welches von seinem Todfeinde gegengezeichnet war, seiner militärischen Würde und aller seiner Aemter verlustig erklärt und angewiesen ward, seinen Unterhalt fortan auf dem Continent zu suchen. Zugleich wurde sein Freund und Gesinnungsgenosse William Legge seines Commando's in Oxford entsetzt. Ergrimmt über den Undank des Oheims begab sich Rupert nach Newark, um sich zu rechtfertigen. Er wurde von dem Kriegsgericht, vor das er seinem Verlangen gemäß gestellt ward, von den Beschuldigungen freigesprochen und gab dem König in einer persönlichen Zusammenkunft seinen Unwillen in unehrerbietiger Weise kund. Die Hauptleute und Offiziere waren auf seiner Seite. Erst die Irrungen, die bald nachher das gesammte royalistische Heerlager ergriffen, führten wieder zu einer Aussöhnung zwischen dem König und seinem Neffen. Prinz Rupert in Ungnade.

Die Vorgänge im Feld erhoben in demselben Maß das Selbstgefühl der Puritaner, wie sie den Muth der Royalisten beugten. Mehr und mehr trugen nun die Independenten ihre Grundsätze von Selbstregiment und republicanischer Autonomie von der Kirche auf den Staat über und bekämpften das Königthum von Gottes Gnaden mit derselben Entschiedenheit wie die bischöfliche Hierarchie und das aristokratische Presbyterial- und Synodalsystem. Die Volkssouveränetät und das göttliche Recht der Krone könnten nicht zusammen bestehen, bewies Milton; wenn die höchste Gewalt einem Einzigen übertragen werde, so geschehe dies um der Ordnung willen durch Vertrag, die Hoheit der aus freigebornen nach dem Ebenbilde Gottes geschaffenen Menschen bestehenden Nation und die Allmacht der Gesetze könne dadurch nicht geändert werden. Von einer ähnlichen Grundanschauung ging Henry Vane aus, wenn er zu beweisen suchte, daß das Volk, nachdem es den König, der seine Gewalt mißbraucht, im Kampfe über- Die Independenten und der König.

wunden, nicht genöthigt ſei zu der alten Regierungsform zurückzukehren, daß es vielmehr auf Grund ſeiner angebornen Freiheit berechtigt ſei ſich eine neue Obrigkeit zu ſchaffen, „nach der Idee der Gerechtigkeit, die dem Menſchen urſprünglich eingepflanzt und mit ſeinem Weſen verwoben ſei". Mit dieſen ſtaatsrechtlichen Theorien wurden hiſtoriſche Beweisgründe verbunden: Karl I. ſei ein Nachfolger Wilhelms des Eroberers, der einſt ſeine Kriegsoberſten zu Lords, ſeine Hauptleute zu Rittern gemacht habe; Königthum und Adel ſeien ſomit durch das Schwert gegründet worden und könnten wieder auf dieſelbe Weiſe durch die Abkömmlinge der angelſächſiſchen Bevölkerung, die man damals gewaltſam unterdrückt habe, umgeſtoßen, das alte Recht und die alte Volksfreiheit hergeſtellt werden. — Dieſe antimonarchiſchen Ideen der Puritaner erhielten durch einen beſondern Umſtand neue Nahrung: In der Schlacht von Naſeby waren die Briefſchaften des Königs in die Hände der Sieger gefallen und von dem Parlamente durch den Druck veröffentlicht und erläutert worden. Es waren Schreiben an ſeine Gemahlin, an ſeine Vertrauten, an die Fürſten des Auslandes, aus denen hervorging, daß er an ſeinen abſolutiſtiſchen und hochkirchlichen Anſichten nach wie vor feſthielt, daß er nicht geſonnen ſei in irgend einer der entſcheidenden Fragen nachzugeben, daß er den Papiſten Duldung, den mordbefleckten Irländern Strafloſigkeit zu bewilligen gedenke und dabei auf die Hülfe der katholiſchen Mächte des Feſtlandes rechne. Die Bekanntmachung dieſer Schriftſtücke, die ein ſo grelles Licht auf den eigenſinnigen, zweideutigen, unzuverläſſigen Charakter des Stuart warfen, brachte ihn um den letzten Reſt von Anſehen. Man erfuhr zugleich, daß der König durch den katholiſchen Lord Herbert (Earl of Glamorgan) mit den Irländern in geheime Unterhandlung getreten ſei und ſie durch große Zuſagen zu einem neuen Aufſtande aufzureizen ſuche; daher ließ das Parlament das Gebot ausgehen, daß in Zukunft keinem gefangenen Irländer des königlichen Heeres Pardon gegeben werde. Sie wurden zu Hunderten auf gräuelhafte Weiſe erſchoſſen und alle Royaliſten und „Delinquenten" an Hab und Gut geſtraft. Von der Spitze von Cornwallis bis zum ſchottiſchen Hochlande wüthete ein blutiger Religions- und Bürgerkrieg; in den einzelnen Grafſchaften bildeten ſich militäriſche Vereine zur Selbſtvertheidigung, bereit als „Clubmen" mit der Keule Gewaltthätigkeiten abzuwehren. Aber die Energie der Fanatiker und Republikaner trug den Sieg davon. Die letzte anſehnliche Reiterſchaar, die in Cornwallis unter General Hopton noch vereinigt war, ſtreckte die Waffen; der Prinz von Wales flüchtete ſich auf die Scillyinſeln; als auch noch Exeter dem parlamentariſchen Heere die Thore öffnete, war die royaliſtiſche Kriegsmacht einer Selbſtauflöſung nahe. Nur noch Oxford hielt zu dem König; aber ſchon ſchickten ſich Fairfax und Cromwell an, auch dieſe Stadt zu belagern und den verlaſſenen Monarchen in ſeiner letzten Zufluchtsſtätte zu bekriegen.

14. März 1646.

Anfangs April.

Zweifel und Rathſchläge.

In dieſer ſchwierigen Lage wurden in der Umgebung des Königs verſchiedene Pläne ins Auge gefaßt. Noch hatten in der Hauptſtadt und im Parlamente die

Presbyterianer die Oberhand; dagegen waren bei dem Heere die Congregationaliſten und Separatiſten die herrſchende Partei. Man überlegte nun, mit welcher von beiden man am vortheilhafteſten Frieden und Bündniß ſchließen möchte. Hatten auch die Independenten ihre antiroyaliſtiſchen Geſinnungen bisher offener an den Tag gelegt, ſo waren ſie dagegen in religiöſen Dingen toleranter und weitherziger; der König konnte denken, wenn er ihnen Gewiſſensfreiheit und kirchliche Unabhängigkeit gewähre, dann würde auch er in ſeiner religiöſen Ueberzeugung nicht von ihnen bedrängt werden. Andererſeits konnte er hoffen, bei den Presbyterianern ſowohl im Parlamente als vor Allem bei der Londoner Bürgerſchaft, welche dem Gedanken an eine Verſtändigung und an ein Zuſammengehen mit dem Königthum noch nicht entſagt hatten, wenigſtens die Form der königlichen Gewalt noch beſtehen ließen, willigere Aufnahme zu finden, ſchon aus Furcht vor dem wachſenden Einfluß der independentiſchen Ideen, nur hätte er ſich dann zu dem ihm ſo verhaßten presbyterianiſchen Kirchenſyſtem bekennen, ſeiner ganzen bisherigen Anſchauungsweiſe entſagen müſſen. Noch ſchwankte er und ſeine Umgebung in der Wahl, als durch den franzöſiſchen Geſandten Montreuil und einige königliche Räthe ihm ein dritter Ausweg vorgeſchlagen und empfohlen wurde, nämlich ſich mit den Schotten, die unter Lesley in Newark ihr Lager hatten, zu verbinden. Es war kein Geheimniß, daß zwiſchen den Covenanters und den Parlamentariern Eiferſucht und Mißtrauen herrſchte; daß man in London den Verdacht hegte, die Bundes- und Glaubensgenoſſen möchten auf das engliſche Staats- und Kirchenweſen eine überwiegende Gewalt zu erlangen ſuchen. Es wurden nun Verhandlungen zwiſchen Oxford und dem ſchottiſchen Hauptquartier angeknüpft; geheime Agenten und Zwiſchenträger gaben dem König die Zuſage, er würde, wenn er ſich in ihre Mitte begebe, weder in ſeiner königlichen Ehre noch in ſeinen religiöſen Anſichten bedrängt werden und für ſeine Perſon und ſein Gefolge ſichern Aufenthalt erlangen.

Der König bei den Schotten. 1646.

Nach einigem Bedenken gab Karl dem letzteren Vorſchlag ſeine Zuſtimmung und faßte einen Entſchluß ſo verzweifelt und gewagt wie einſt der Entſchluß ſeiner Großmutter Maria Stuart, bei Eliſabeth Zuflucht und Hülfe wider ihre empörten Landsleute zu ſuchen. Als Diener verkleidet, einen Mantelſack hinter dem Sattel entfloh König Karl I. in Begleitung ſeines Kaplans Hudſon und eines Vertrauten, Aſhburnham, aus Oxford in das Lager der Schotten, in der Hoffnung, bei dem Volke, das ſeit Jahrhunderten mit den Stuarts in glücklichen und unglücklichen Tagen durchs Leben gegangen, das geſchwächte und verdunkelte Gefühl der Anhänglichkeit und Loyalität wieder zu wecken. Er ſollte aber bitter getäuſcht werden. In den durch zelotiſche Geiſtliche beſtimmten und geleiteten Schotten war alle Pietät für die gefallene Größe, für die geheiligte Majeſtät erloſchen. Schon auf dem Wege nach Newcaſtle, ſeinem neuen Aufenthaltsorte, konnte er wahrnehmen, daß man ihn wie einen Gefangenen anſah. Aeußerlich ließ man es zwar nicht an der ſeinem Range gebührenden Ehrerbietung fehlen, aber er wurde unter

27. Apr. 1646.

ſtrenger Aufſicht gehalten und in ſeinem ganzen Thun überwacht. Niemand durfte ihm nahen oder mit ihm in Verkehr treten ohne beſondere Erlaubniß des ſchottiſchen Befehlshabers. Ueber neun Monate dauerte des Königs Aufenthalt in Newcaſtle; und dieſe ganze Zeit war eine fortdauernde Reihe peinlicher und kränkender Handlungen und Eindrücke. Die Häupter der Schotten und ihre presbyterianiſchen Freunde in London wollten die glückliche Wendung, die ihnen das Schickſal ſo unerwartet bereitet, zum vollſtändigen Sieg ihrer Sache, zur gänzlichen Vernichtung der biſchöflichen Hierarchie wie zur Niederwerfung ihrer independentiſchen Gegner benutzen. Deswegen kamen die Covenanters und ihre presbyterianiſchen Freunde in England überein, den König zu bewegen, daß er dem Episcopalſyſtem für immer entſage, die presbyterianiſche Kirchenform, wie ſie durch die Reformation in Schottland begründet, wie ſie in England durch das Directory eingeführt worden, als die wahre apoſtoliſche Glaubens- und Cultusform anerkenne und ſich zu eigen mache und alle die Beſchränkungen ſich gefallen laſſe, welche das Unterhaus früher von ihm verlangt hatte. Nur wenn er dem Covenant beitreten, die in Uxbridge zurückgewieſenen Vorſchläge annehmen und in die Obergewalt der Presbyterianer in Staat und Kirche willigen würde, ſollte er in ſeiner königlichen Würde und Ehre erhalten bleiben.

Karl und die Covenanters.

Karl ſelbſt hatte früher einmal die Möglichkeit eines Uebertritts in Ausſicht geſtellt, war aber davon bereits wieder abgekommen; dennoch entbot man jetzt den Prediger Henderſon, der dem König bekannt und am wenigſten unangenehm war, nach Newcaſtle, daß er den Monarchen in den Vorzügen und dem göttlichen Rechte der presbyterianiſchen Glaubensform unterweiſe. Allein Karl, wenn er auch nicht die theologiſche Gelehrſamkeit ſeines Vaters beſaß, war in religiöſen Fragen nicht unerfahren: er wußte ſeinen kirchlichen Standpunkt mit rechtlichen und hiſtoriſchen Gründen zu vertheidigen. Wie ſehr die Schotten ihn durch die Schilderung der ihm drohenden Gefahren im Falle ſeines Widerſtrebens zu ſchrecken ſuchten, er verweigerte ſowohl die Unterzeichnung des Covenants als die unbedingte Zuſtimmung zu den Forderungen, die ihm die Commiſſare des Parlaments zur Annahme vorlegten. Wie bedrängt auch ſeine Lage war, nimmermehr konnte er ſich entſchließen, den religiöſen Anſichten zu entſagen, die er von Jugend an als göttliche Wahrheit mit Herz und Mund bekannt hatte, oder durch Annahme der parlamentariſchen Propoſitionen, kraft deren er den Oberbefehl über die Land- und Seemacht auf zwanzig Jahre aus der Hand geben und alle ſeine Anhänger, die im Felde oder bei Verhandlungen für die königliche Sache geſtritten, jeder Amneſtie berauben und ſomit der Rache ihrer Gegner ausliefern ſollte, ſeine königliche Ehre und die Prärogative der Krone zu ſchädigen und in den Augen der Welt herabzuſetzen. Er mochte hoffen, daß man von Frankreich aus, wo ſeine Gemahlin nicht ohne Einfluß bei Hof und Regierung war, ihm günſtigere Bedingungen erwirken würde oder daß die Oppoſition der Independenten, denen die Feſtſtellung der presbyterianiſchen Kirchenform ein Schreckbild

Aeußere Einwirkungen.

und Aergerniß war, ſeine ſchottiſch-parlamentariſchen Widerſacher von der Ausführung ihrer Drohungen abhalten würde. Allein wie ſehr man in Paris einſah, daß die Vorgänge in England auf die monarchiſchen Doctrinen in Frankreich und ganz Europa eine bedenkliche Rückwirkung üben würden; ſo weit wollte doch Mazarin nicht gehen, daß er ſich darüber die Feindſchaft der engliſchen Machthaber zugezogen oder die alte Verbindung mit Schottland aufs Spiel geſetzt hätte. Er ſuchte durch Bellièvre, den früheren Geſandten am Londoner Hofe, der als Bevollmächtigter nach Newcaſtle geſchickt ward, bei den ſchottiſchen Wortführern eine günſtigere Stimmung zu erwecken und ſie für mildere Bedingungen zu gewinnen. Zugleich ſuchte man den König nachgiebiger zu machen. Selbſt ſeine Gemahlin war der Meinung, Karl könne auch ohne zum Presbyterianismus überzutreten, in die Aufhebung der episcopalen Verfaſſung einwilligen. In den Augen der Katholiken hatte die anglicaniſch-biſchöfliche Kirche keinen großen Vorzug vor den andern ketzeriſchen Confeſſionen. Man gab ihm zu verſtehen, daß wenn er um den Preis der Aufopferung des Episcopats ſeine Gegner dahin brächte, ihm den Oberbefehl über die Kriegsmacht zu laſſen, er mit der Zeit alles Verlorne zurückerobern, alle erzwungenen Reformen wieder rückgängig machen könne. Selbſt ſchottiſche Royaliſten, wie Hamilton, waren für zeitweiliges Nachgeben.

Des Königs Feſtigkeit.

Aber weder die caſuiſtiſchen Rathſchläge, die ihm von Frankreich zugeflüſtert wurden, noch die Vorſchläge zu ausgleichenden Zugeſtändniſſen, die ihm ſeine engliſchen und ſchottiſchen Freunde empfahlen, waren vermögend, das widerſtrebende Gemüth des Königs zu beugen. Er konnte nicht dahin gebracht werden, ſeiner religiöſen Ueberzeugung zu entſagen, ſeine Kriegsgewalt wegzugeben, ſeine Freunde und Anhänger zu verleugnen und zu opfern. Er ging bis an die äußerſte Grenze der Nachgiebigkeit: er wollte die militäriſche Hoheit auf zehn Jahre in die Hände des Parlaments legen, unter der Bedingung, daß nach Ablauf dieſer Zeit es damit wieder ſo gehalten werde, wie zur Zeit ſeines Vaters und der Königin Eliſabeth; er wollte geſtatten, nachdem zwei angeſehene Biſchöfe ihm in Betreff ſeines Krönungseides beruhigende Verſicherungen gegeben, daß der Presbyterianismus auf drei Jahre zur geſetzlichen Landeskirche erhoben werde, wenn dann auf Grund weiterer Berathungen der Gottesgelehrten durch ihn ſelbſt in Verbindung mit den beiden Häuſern des Parlaments die kirchlichen Angelegenheiten in definitiver Weiſe geregelt würden. Aber auch zu dieſem Compromiß konnte die Zuſtimmung der Gegner nicht erlangt werden. Die Schotten waren unzufrieden, daß von dem Anſchluß des Königs an den Covenant keine Rede war und daß die bedingten Conceſſionen die Zukunft der presbyterianiſchen Kirchenverfaſſung nicht ſicher ſtellten. Sie zogen es vor, ſich mit der engliſchen Parlamentsregierung zu verſtändigen, welche nicht nur die vollſtändige Uniformität beider Landeskirchen anordnete, ſondern auch die rückſtändigen Geldſummen im Belauf

von 400,000 Pfund, welche die Schotten zu fordern hatten, zu entrichten versprach, wenn der König in ihre Hände geliefert würde.

Karls Auslieferung an das Parlament.

Die Lage des Königs war unerträglich: die Königin mißbilligte die Zugeständnisse in Betreff der Heeresgewalt und sein hartnäckiges Festhalten an dem anglicanischen Episcopalsystem; die presbyterianischen Geistlichen, deren lange Predigten er anhören mußte, wandten ihre dem alten Testamente entnommenen Texte auf seine und seiner Vorfahren Missethaten an. Selbst die Zuhörerschaft fühlte Mitleid mit dem so hart beschuldigten König und sang einst den von ihm angestimmten Psalm durch, der mit den Worten begann: „Habe Mitleid Herr mit mir, denn die Menschen wollen mich verschlingen." Allerlei Pläne wurden erwogen: sollte Karl dem Thron zu Gunsten des Prinzen von Wales entsagen? Aber dann stand zu fürchten, daß die Republik sofort proclamirt werden würde. Sollte er nach Irland oder in die schottischen Hochlande sich flüchten? Aber wie konnte er den Aufsehern entgehen, die ihn mit Argusaugen überwachten? Endlich

Decbr. 1646.

erfüllte sich das Schicksal und die Schotten opferten ihren König um schnöden Sold. Als sich das Parlament bereitwillig zeigte, die hohen Rückstände, welche das schottische Heer ansprach, in zwei Terminen abzutragen, wurde der König den Commissaren ausgeliefert, welche das Unterhaus nach dem schottischen Hauptquartier abgeordnet hatte. Mit der größten Ehrerbietung kündigte Lord Pembroke, das Haupt der Deputation, dem König an, daß das Parlament ihm seinen Aufenthalt in dem Landhause Holmby angewiesen und den Lord beauftragt habe, Seine Hoheit dahin zu begleiten. Als die schottischen Heerführer zum Zeichen ihrer Einwilligung verkündigt hatten, daß ihre Garnison aus Newcastle abziehen und englische Truppen ihre Stelle einnehmen würden, wurde Karl unter starkem

3 Febr. 1647.

Geleite und strenger Aufsicht in kurzen Tagereisen nach dem Orte seiner Bestimmung gebracht. Noch war die Zahl seiner Anhänger so groß, daß das Volk von allen Seiten herbeiströmte, um ihm seine Verehrung zu bezeigen, bis eine öffentliche Bekanntmachung den Zulauf untersagte.

5. Karls I. Ausgang.

a. Armee und Parlament im Widerstreit.

Das Heer soll vermindert werden.

Mit dem Abzug der Schotten aus England und der Sicherstellung der Person des Königs war in den Augen des Parlaments der Bürgerkrieg beendigt und die Presbyterianer konnten daran denken, den Wunsch ihres Herzens, der bei den Verhandlungen mit den Schotten als geheime Triebkraft thätig war, in Ausführung zu bringen, nämlich die Beseitigung der Independenten, die ihren Rückhalt in der Armee hatten. Wenn es gelang, den bestehenden Heerkörper aufzulösen, die einzelnen Abtheilungen zu verlegen, das Einverständniß zwischen Führern und Gemeinen zu brechen, so konnten die Presbyterianer hoffen, auch dieses widerstrebende Element zu unterwerfen und in England und Schottland

die Uniformität in Staat und Kirche nach ihren Doctrinen für alle Zukunft fest zu begründen. Zu dem Ende suchten sie zunächst die Militärmacht zu trennen, indem sie etwa 12,000 Mann Fußvolk und Reiter nach Irland zu entsenden beschlossen, um dort dem königlichen Statthalter Graf Ormond entgegenzuwirken und die Katholiken und Royalisten zu bekämpfen. Die übrigen sollten durch Verabschiedung und Reduction vermindert und nur so viele unter den Waffen erhalten werden als zur Bewachung der Festungen nothwendig schienen. Zugleich sollte die „Selbstentäußerungsakte" in ihrer ganzen Folgerichtigkeit durchgeführt werden und alle Offiziere gehalten sein, dem Covenant beizutreten und sich der durch das Directory festgesetzten Kirchenverfassung zu conformiren. Die zu dieser Reorganisation und zur Auszahlung des rückständigen Soldes nöthigen Geldsummen hoffte man bei dem Londoner Stadtmagistrat, der auch die Ausgaben für die Schotten vorgestreckt hatte, durch eine neue Anleihe zu gewinnen.

Die Heeresgemeinde gegen die Parlamentsbeschlüsse.

Auf diese Weise wollte das Parlament die Militärmacht, die es den Händen des Königs so eifrig zu entwinden bemüht war, auch wirklich sich zu eigen machen. Aber da zeigte es sich bald, daß die Armee bereits der gesetzgebenden Versammlung über den Kopf gewachsen war, daß der Impuls und die Gemeinschaft der religiösen Ideen Führer und Gemeine zu einem organischen Körper vereinigt hatte, der getragen von einem lebhaften Gefühl von Selbständigkeit und Selbstvertrauen nicht mit stummem Gehorsam der militärischen Disciplin sich unterwarf, sondern nach Zweck und Ziel forschte; ja daß selbst die Hauptleute und Offiziere weniger durch die eherne Gewalt der Kriegszucht als durch die religiöse Uebereinstimmung über ihre Soldaten geboten. Der irländische Feldzug fand Widerspruch: um die religiöse und politische Freiheit zu erkämpfen hatte man zum Schwert gegriffen, sich unter gemeinsamer Fahne geschaart; jetzt sollte das Heer über die irische See geführt werden, ehe in der Heimath selbst das Recht festgestellt worden. Eine Petition wurde im Namen der Armee an das Unterhaus gerichtet, welche das stolze Bewußtsein einer gesicherten Machtstellung athmete. Man bestritt darin die Verpflichtung, außerhalb England Dienste zu thun; man verlangte den rückständigen Sold und Garantien für die Zukunft sowohl in Betreff der Löhnung als der persönlichen Sicherheit. Das Parlament hoffte, indem es mittelst der neuen Anleihe die Geldforderungen befriedigte und den von der Petition Zurücktretenden Verzeihung verhieß, die dabei Beharrenden dagegen als Verräther zu behandeln drohte, der Bewegung Meister zu werden und den irischen Feldzug, der unter Skippon's Anführung vor sich gehen sollte, doch noch zu Stande zu bringen. Man sollte aber bald gewahr werden, daß der Geist der Insubordination bereits den ganzen Heerkörper ergriffen, daß selbst in den Reihen der Gemeinen das religiöse Interesse in erster Linie stand und die Führer und Hauptleute nur dann auf unbedingten Gehorsam und willigen Kriegsdienst rechnen konnten, wenn sie mit ihren Untergebenen die kirchlichen Ansichten theilten. Es bildeten sich Vereine von Offizieren und Soldaten, welche die Presbyterianer im

Parlament nicht als ihre geſetzmäßige Obrigkeit, ſondern als ihre Gegner und Widerſacher anſahen; eine Adreſſe, die aus der Mitte dieſer Vereine an die angeſehenſten Feldhauptleute Fairfax, Cromwell, Skippon gerichtet ward, ſprach ſich in feindſeligem Tone gegen die Häupter der presbyterianiſchen Partei im Parlamente aus: von untergeordneter Stellung zu ſouveräner Gewalt emporgeſtiegen, fänden ſie Gefallen „Tyranneien" auszuüben.

Das Parlament will ſich mit Karl verſtändigen.

Noch einmal tauchte nun in den parlamentariſchen Kreiſen der Plan auf, eine Verſtändigung mit dem König herbeizuführen, um unter ſeiner Aegide den verhaßten Independenten energiſcher entgegenzutreten. Wenn ſich Karl dazu verſtehen würde, die unter dem großen Siegel vom Parlamente gemachten Ausfertigungen anzuerkennen und damit den Mitgliedern Indemnität und perſönliche Sicherheit zu gewährleiſten, ſo wollten ſie ſich mit den Zugeſtändniſſen, die zu Newcaſtle den Commiſſaren gemacht worden, zufrieden geben und den König in ſeine Reſidenz zurückführen. Mancheſter, Holland, Warwick, der Herzog von Northumberland, die Gräfinnen Carliſle und Devonſhire wirkten in dieſem Sinn und wurden dabei von dem franzöſiſchen Geſandten Bellièvre unterſtützt. Bereits überlegte man, wie der Fürſt am ſicherſten von Holmby nach Whitehall gebracht werden möchte.

Das Heer weigert den Gehorſam.

Mit dieſem Plane ging der andere über die Auflöſung des Heeres Hand in Hand. Graf Warwick war mit großen Geldſummen auf dem Wege nach dem Hauptquartier des General Fairfax, um die Einſchiffung nach Irland und die Verlegung der Garniſonen ins Werk zu ſetzen. Aber bereits war die ganze Heergemeinde, mehr als 12,000 Mann, meiſtens Independenten, übereingekommen, den Befehlen des Parlaments ſich nicht zu fügen. Sie ſeien nicht Miethlinge, ſondern Bürger, welche die Waffen zur Begründung der Freiheit in der Heimath ergriffen hätten. Es war ein Beſchluß der Geſammtheit, dem ſich Generale, Hauptleute und Offiziere fügen mußten, wollten ſie nicht der Führerſchaft verluſtig gehen. Haben wir darum gegen Königthum und Hierarchie gekämpft, und unſer Leben für Freiheit und Gewiſſen eingeſetzt, fragten ſie, um nun von den Presbyterianern Druck und Verfolgung zu erdulden, um die Schotten zu Gebietern von England zu machen? Wer hat der Faction, die im Unterhauſe über eine kleine Mehrheit von Stimmen gebietet, das Recht gegeben, die Andersgeſinnten zu tyranniſiren? Um nicht ſofort den offenen Widerſtand und die militäriſche Unbotmäßigkeit zu Tage treten zu laſſen, bewirkten die Männer, welche die Fäden der Bewegung in Händen hatten, daß Fairfax und die andern Commandeure außer Stand geſetzt wurden, dem Befehle der Parlamentsregierung nachzukommen: die einzelnen Regimenter zogen unter Führern mittleren Ranges nach verſchiedenen Standorten ab, ſo daß der Oberfeldherr ohne Hauptquartier war.

Cromwell im Lager. Der König entführt.

Noch immer war Cromwell Parlamentsglied und Kriegsoberſter. Die Presbyterianer hatten Argwohn, daß er der eigentliche Urheber der Umtriebe ſei, und dachten an ſeine Verhaftung. Er entzog ſich jedoch ihren Schlingen,

indem er ſich raſch ins Lager begab, wo ſeine Agenten ſchon lange in ſeinem Intereſſe gewirkt hatten. Bald galt er bei den Soldaten mehr als Fairfax, ja dieſer ſelbſt, mehr Kriegsmann als Politiker und von gutmüthiger paſſiver Natur, konnte ſich ſeines Einfluſſes nicht erwehren. Nicht lange nach Cromwells Ankunft wurde ein Entſchluß gefaßt und durchgeführt, welcher alle Pläne der Parlamentspartei vernichtete und das Uebergewicht an die Armee brachte. Nach ſeiner geheimen Weiſung wurde durch ein von Hauptleuten und einigen Gemeinen gebildetes Committee der Cornet Joyce mit einigen Schwadronen Cromwellſcher Reiter nach Holmby geſandt, um den König in das Lager zu entführen. Das Schloß wurde umſtellt; die Commiſſare konnten nicht verhindern, daß der Oberſt noch am ſpäten Abend dem gefangenen König, der bereits zu Bette gegangen war, ankündigte, er ſei beauftragt Seine Majeſtät zu dem Heere zu geleiten. Als Karl ſeine Legitimation ſehen wollte, wies der Oberſt auf die im Schloßhofe ſtehende Mannſchaft. Die Vollmacht iſt deutlich, erwiederte der Fürſt lächelnd, und kann leicht verſtanden werden. Er weigerte ſich nicht am andern Morgen zu folgen; doch ließ er ſich verſprechen, daß er mit der ſeinem Range gebührenden Ehre und Achtung behandelt werde. So kam der König aus der Gewalt des Parlaments in die der Heergemeinde; er vertauſchte den Aufenthalt von Holmby mit dem von Hamptoncourt und hatte in Beziehung auf Behandlung den Tauſch nicht zu beklagen. Die Presbyterianer erſchraken, ſie ahneten, daß ſie in Kurzem nicht mehr Herren der Situation ſein würden. 2. Juni 1647.

Und nur zu bald ſollte dieſe Ahnung in Erfüllung gehen. Das Heer, als ſelbſtändige Macht conſtituirt, trat mit Forderungen hervor, die auf eine gänzliche Umgeſtaltung der beſtehenden Verfaſſung und Rechtsverhältniſſe hinausliefen. Fünf Regimenter zu Pferde überreichten dem Generalrath ein Schriftſtück, worin es hieß: „Sintemal alle Gewalt urſprünglich und weſentlich in der Geſammtheit des Volkes dieſer Nation liegt, ſo iſt die freie Wahl ihrer Repräſentanten und deren Uebereinſtimmung die einzige Grundlage einer gerechten Regierung, der Zweck der Regierung aber das öffentliche Wohl.“ Demgemäß verlangten ſie, daß das lange Parlament ſich auflöſe und eine neue Volksvertretung, durch allgemeine Abſtimmung nach der Kopfzahl gewählt und alle zwei Jahre erneuert, die geſetzgebende und vollziehende Gewalt übe, mit den auswärtigen Staaten verkehre, über Krieg und Frieden beſchließe u. ſ. w. „Gerechte Autorität könne nur von Gott ausgehen, die oberſte Gewalt aber ſei von Gott dem Volke anvertraut, von dieſem werde ſie ſeinen Repräſentanten übertragen; die Autorität der Lords, die nicht vom Volke ausgehe, habe keine Geltung.“ In dieſem Sinne richtete die Armee eine Petition an das Parlament, worin nicht nur die Abſtellung einer Reihe von Beſchwerden begehrt ward, ſondern auch das Verlangen geſtellt, daß elf Mitglieder, darunter Hollis und William Waller, welche ſich durch feindſelige Geſinnung gegen die Armee hervorgethan, von den Sitzungen ausgeſchloſſen und einer gerichtlichen Unterſuchung unterworfen würden. Noch hofften die beiden

Forderungen der Armee. Schwache Haltung des Parlaments.

Häuſer der Bewegung Meiſter zu werden; der alte Ausſchuß der Sicherheit wurde erneuert, die Londoner Miliz zum Wachedienſt aufgeboten, ein früher gefaßter Beſchluß, wonach die Armee der Hauptſtadt nicht über 25 Meilen nahe kommen ſollte, in Erinnerung gebracht. Allein die Körperſchaft war in ſich ſelbſt uneins, auch in ihrer Mitte befanden ſich Unzufriedene und Independenten, die es mit der Heergemeinde hielten. Als die Truppen unter Fairfax in langſamen Tagmärſchen gegen die Stadt losrückten, verlor die Verſammlung Muth und Selbſtvertrauen. Sie ſuchte durch nachgiebiges Verhalten die erbitterte Stimmung der Armee zu beſchwichtigen: die provocirenden Beſchlüſſe wurden aufgehoben, den elf Mitgliedern unter der Form eines Urlaubs auf ſechs Monate das Parlament unterſagt, der früher gebotene Anſchluß an den Covenant zurückgenommen.

Volksaufſtand in London.

Die feige Unterwürfigkeit des Hauſes gegen das independentiſche Armee-Committee reizte die gegneriſchen Factionen in der Hauptſtadt, Royaliſten wie Presbyterianer, zum Widerſtand. Es bildete ſich ein Verein von Bürgern, Lehrlingen, Miliz- und Seeleuten zu dem Zweck, die Rückkehr des Königs und die Aufrichtung des Friedens unter den in Neweaſtle geſtellten Bedingungen zu erwirken. Nun ſah ſich das Parlament zwiſchen zwei Feuer geſtellt und mußte das volle Maß der Schmach über ſich ergehen laſſen. Die Londoner Bürgerſchaft, durch zelotiſche Presbyterianerprediger in Aufregung geſetzt und durch die ausgeſchloſſenen Parlamentsmitglieder zur Empörung aufgerufen, drang in tumultuariſchen Haufen nach Weſtminſter und erzwang mit Drohungen die Zurücknahme der zu Gunſten der Independenten gefaßten Beſchlüſſe. Die Auftritte trugen einen völlig revolutionären Charakter: man ſah Leute der unteren Volksklaſſen, Handwerker und Geſellen aus den Werkſtätten, den Hut auf dem Kopfe in den Saal ſich drängen. Selbſt Mitglieder des Gemeinderaths nahmen Theil an der drohenden Manifeſtation. Acht Stunden wurden die Vertreter der engliſchen Nation auf ihren Sitzen gehalten; erſt als die verlangten Forderungen in aller Form genehmigt und eingetragen waren, durften ſie nach Hauſe gehen. Damit war das Anſehen und die moraliſche Macht des langen Parlaments gebrochen. Erbittert oder erſchreckt flüchteten ſich viele Mitglieder, Presbyterianer wie Independenten, die Sprecher beider Häuſer an der Spitze, in das Hauptquartier, während die ausgeſchloſſenen Elf von der Londoner Bevölkerung im Triumphe nach dem Sitzungshaus zurückgeführt wurden.

26. Juni 1647.

Einzug des Independentenheers in London.

Nun ſtanden die zwei religiöſen und politiſchen Parteien, die ehedem vereint die nationale Sache gegen Königthum und Hierarchie vertheidigt hatten, in geſchloſſenen Reihen bewaffnet einander gegenüber. Die Führer der Heergemeinde, Fairfax, Cromwell, Ireton, Fleetwood u. a. nahmen ſich der Geflüchteten an und trafen Anſtalten, ſie auf ihre Sitze zurückzuführen; das Parlament, wo jetzt die Presbyterianer das entſcheidende Wort hatten, rüſtete ſich in Verbindung mit der Londoner Bürgerſchaft zur Gegenwehr. Die Wälle und Mauern wurden in Stand geſetzt, die Miliz und die junge Mannſchaft unter die Waffen gerufen,

jede independentiſche oder katholiſche Regung gewaltſam niedergehalten. Als aber die Armee mit den geflüchteten Volksrepräſentanten, vierzehn Lords und etwa hundert Gemeinen, auf der Haide von Hounslow erſchien und Fairfax ein Manifeſt ausgehen ließ, daß die Heergemeinde dem durch Pöbelterrorismus begründeten Parteiregiment in Weſtminſter ein Ende machen und das geſetzmäßige freie Parlament in ſeine Würde und Autorität herſtellen wolle, da entſank den Londonern der Muth; ſie wußten, wie ſehr der Stadtgemeinde jedes klare einträchtige Wollen, jede energiſche Entſchloſſenheit abging; nahm doch die Miliz von Southwark Partei für die Armee; wie konnten ſie da erwarten, daß die Entſcheidung der Waffen zu ihren Gunſten ausfallen würde! Sie zogen eine friedliche Ausgleichung vor. Fairfax ſelbſt hatte ja nur die Rückführung der gewaltſam ausgeſchloſſenen Parlamentsglieder als Zweck des Kriegszuges dargeſtellt; warum ſollten ſie nicht dieſe ohnedies der Gerechtigkeit entſprechende Bedingung einem unſichern Kampfe vorziehen? Demgemäß richteten Magiſtrat und Stadtverordnete an den Obergeneral die Erklärung, daß ſie den flüchtigen Parlamentsmitgliedern und der ſie geleitenden Kriegsmannſchaft die Thore der Hauptſtadt öffnen würden, worauf Fairfax mit vier Regimentern und der Leibwache in London einrückte, die Parlamentsräthe zu Wagen in der Mitte des Zuges, die Soldaten mit Lorbeerzweigen an den Hüten. Ohne Widerſtand fügte ſich Stadt und Land der gebieteriſchen Macht der Independenten, die jetzt im Parlamente wie im Heer die Oberhand hatten. 6. Aug. 1647.

b. König Karl I. und Oliver Cromwell.

Während dieſer Vorgänge waren Aller Augen und Gedanken auf den König gerichtet. Obwohl ein gefangener Mann, war er nach den überlieferten Vorſtellungen der Nation immer noch eine Macht, die durch ihren Beitritt jeder Partei das Uebergewicht zu geben vermochte. Daher waren auch alle Factionen, Presbyterianer und Independenten, Royaliſten und Schotten bemüht, ihn zu einem friedlichen Uebereinkommen zu bewegen. Wie gerne hätten jetzt die engliſchen und ſchottiſchen Presbyterianer auf Grund der früheren Propoſitionen ſich mit dem König verſtändigt und ihn nach London zurückgebracht! Aber der Stuart hegte gegen die Syſtematiker der Synoden eine tiefe Abneigung; er fühlte ſich mehr zu den Independenten hingezogen, die ihm nicht nur mit mehr Ehrerbietung und Rückſicht begegneten, ſondern auch in kirchlichen Dingen weitherziger und toleranter ſich zeigten. Er durfte einige alte Diener, wie Berkeley und Aſhburnham um ſich behalten, ſeine jüngeren Kinder ſehen, den Beſuch von Freunden empfangen, ſich auf die Jagd begeben; nur ſollte er ſich nicht ohne Erlaubniß von Hamptoncourt entfernen; man geſtattete ihm den anglicaniſchen Gottesdienſt, es hieß, die Independenten ſeien der Herſtellung der biſchöflichen Verfaſſung nicht entgegen, vorausgeſetzt, daß allgemeine Toleranz und Religionsfreiheit eingeführt, Stellung des Königs zu den Parteien.

Niemand in ſeinem Gewiſſen bedrängt würde. Der König ſchien nicht abgeneigt, mit der Armee ein Abkommen zu treffen, wodurch er um den Preis einiger Reformen in Kirche und Staat und beſonders einer Umgeſtaltung der Rechtspflege wieder zu dem Beſitze des Throns gekommen ſein würde. Das eigentliche Haupt der Armee, Oliver Cromwell, empfand noch einmal den vollen Zauber und die ewige Geltung der Monarchie. Er wußte, daß die eifrigen Presbyterianer ſich nie mit ihm verſtändigen würden, daß ſie in ihm ihren geſchwornen Feind erblickten. Eher konnte er hoffen, ſich mit dem legitimen Träger der Krone zu verſöhnen. Er näherte ſich daher dem König, er zeigte ihm Sympathien, er trat mit ihm in Unterhandlungen ein. In einem Gartenhauſe bei Putney, wo ſich das Hauptquartier befand, ſoll er und Ireton in einer perſönlichen Zuſammenkunft mit Karl über einen Friedensvertrag ſich beſprochen haben. Wäre der Bund zwiſchen der Krone und der Heergemeinde geſchloſſen, ſo ſollte das Parlament durch Ausſchließung der widerſtrebenden Mitglieder, durch „Reinigung“ wie man ſich ausdrückte, zum Beitritt gezwungen werden. Es wird berichtet, Cromwell habe an ſeine Bruſt geſchlagen und den König aufgefordert, Vertrauen zu ihm zu faſſen. Karl ſoll beabſichtigt haben, ihm die Würde eines Grafen von Eſſex zu verleihen, die im vorhergehenden Jahr durch den Tod des bisherigen Inhabers in Erledigung gekommen war. Wir wiſſen, daß dieſer Rang einſt von Heinrich VIII. ſeinem Ahnherrn verliehen worden (X, 598).

Cromwell und die Heergemeinde.

Aber die prinzipiellen Gegenſätze waren noch zu mächtig, die Leidenſchaften noch zu aufgeregt, als daß der große Kampf um die höchſten nationalen Lebensfragen durch ein Compromiß hätte ausgeglichen werden können. Es trat bald zu Tage, daß die Heergemeinde nicht eine paſſive Maſſe war, bereit in ſtummer Ergebung dem Willen der Führer zu folgen, daß vielmehr unter den Kämpfen wider das Parlament das Bewußtſein ihrer Bedeutung und ihrer Selbſtändigkeit in alle Glieder eingedrungen. Unabhängig von den Hauptleuten und Offizieren hatte ſich eine Art Heervertretung gebildet, die durch freie Wahlen aus den einzelnen Fähnlein hervorgegangen auf die Anſichten und Beſchlüſſe der Geſammtheit einen beſtimmenden Einfluß übte. Unter dem Namen „Agitatoren“ bildeten dieſe Vertrauensmänner der Soldaten einen „Rath der Armee“, der zu dem aus den höheren Militärbeamten zuſammengeſetzten „Kriegsrath“ ſich wie das Haus der Gemeinen zu dem der Lords verhielt. In dieſen mittleren und unteren Regionen blickte man mit Argwohn auf die friedlichen Tendenzen der Häupter, insbeſondere Cromwells. Das Heer ſei unter die Waffen getreten, um die Volksrechte und die Gewiſſensfreiheit herzuſtellen, Cromwell aber verfolge ſelbſtſüchtige Zwecke, er wolle für ſeine eigene Größe, für die Zukunft ſeiner Familie ſorgen. Die Gottſeligen nahmen Aergerniß, daß er mit den Zöllnern und Sündern verkehre und mit den Gottloſen und Uſurpatoren zu Rathe ſitze, um das Reich des Antichriſts wieder aufzurichten. Aufregende Flugſchriften wurden in die Hände der Soldaten gebracht, worin auf einen ſocialen Umſturz

hingearbeitet ward. Ein neues politisches Element drang damals zum erstenmal aus dunkler Tiefe an das Licht des öffentlichen Lebens hervor, ein Schreckbild für Independenten wie für Presbyterianer. Eine fanatisch-radicale Sekte, Levellers genannt, verlangte in einer von dem Demagogen Lilburn verfaßten Schrift nicht nur eine Umgestaltung der Verfassung und Verwaltung auf Grund vollkommener Volkssouveränetät und Selbstregierung, sondern drang auch auf Abschaffung der Zehnten, Accise, Zölle, auf Ausgleichung des Grundeigenthums, auf „Sorge für die persönliche Subsistenz eines Jeden, der da arbeiten wolle"; sie verlangte unbedingte Trennung von Staat und Kirche, erklärte sich gegen jede Zwangsgewalt in religiösen Dingen durch fixirte Cultus- und Verfassungsformen und forderte, daß Niemand gegen sein Gewissen zum Kriegsdienst genöthigt werde. Die militärische Disciplin, die Seele des ganzen Organismus, war in der Auflösung begriffen; wie sollte ein auf Subordination gegründetes Heergebäude fortbestehen, wenn subalterne Militärbeamte die Glieder gegen die Häupter aufwiegelten! Der Kriegsrath erkannte die Gefahr, welche dem ganzen Organismus drohte, und Cromwell besaß Einsicht und Energie genug, einen Umschwung zu bewirken, ehe die Meuterei und die demokratischen Ideen den ganzen Körper ergriffen. Durch einige Zusagen in Betreff der Erneuerung der Volksrepräsentation mittelst freier allgemeiner Wahlen und einiger Reformen in Justiz und Steuerwesen stellte man die Gemäßigteren zufrieden; über die Widerspenstigen, welche den Spruch „des Volkes Freiheit und der Soldaten Rechte" an ihren Hüten trugen, wurde ein Kriegsgericht gehalten und von den drei verurtheilten Rädelsführern der eine, den das Loos traf, sofort vor der Fronte erschossen. Zugleich brach Cromwell alle Verhandlungen mit dem König ab: ein Brief Karls an seine Gemahlin in Paris, der ihm und Ireton in die Hände fiel, gab den Independentenführern die Ueberzeugung, daß der König es mit der Versöhnung nicht aufrichtig meine, daß er nimmermehr volle Gewissensfreiheit, wie jene verlangten, gewähren, höchstens eine Milderung der Strafgesetze eintreten lassen würde, daß er keineswegs die Trennung von Kirche und Staat zu gestatten, sondern die Befugniß der bürgerlichen Gewalt in Sachen der Religion einzugreifen, festzuhalten gedenke. Bald gelang es dem klugen und entschlossenen Manne die drohende Opposition im Heer zu ersticken, den Bund der Levellers aufzulösen und das Vertrauen der Soldaten wieder zu gewinnen. Die Offiziere und Agitatoren versöhnten sich, mit Fasten und Beten wurde die Wiederherstellung der militärischen Disciplin und der Eintracht des Heeres gefeiert.

Levellers.

November 1647.

Als die Entzweiung zwischen den Heerführern und den Untergebenen noch im Gange war und man noch nicht das Resultat absehen konnte, kamen schottische Abgeordnete nach Hamptoncourt und riethen dem König zur Flucht, sei es nach Edinburg oder zu ihren presbyterianischen Freunden nach London. Karl war dem Vorschlage nicht abgeneigt; aber er wollte weder nach der einen noch nach der andern Hauptstadt, wo er wieder mit gebundenen Händen unter die

Der König nach der Insel Wight

Aufſicht ſeiner Gegner gekommen wäre, ſondern er erſah ſich einen Ort, wo er mit dem Auslande wie mit den Parteien im Innern Verbindungen unterhalten könnte. Fairfax und Cromwell, welche fürchteten, die Agitatoren möchten ſich ſeiner Perſon bemächtigen, legten ſeiner Entfernung kein Hinderniß in den Weg. Von wenigen getreuen Dienern begleitet, verließ der König am 10. November des Abends den Park von Hamptoncourt und nahm ſeinen Weg nach der Inſel Wight, wo Oberſt Hammond, ein Anhänger Cromwells, aber unzufrieden mit dem wilden Gebahren des Heeres, den Oberbefehl führte. Dieſer nahm den König ehrerbietig auf und begegnete ihm mit der ſeinem Range gebührenden Achtung. Er wies ihm das feſte Schloß Carisbrook an der Küſte zum Aufenthalt an und geſtattete ihm freien Verkehr. Von dort aus knüpfte Karl Unterhandlungen an mit der Armee und dem Parlament. Er ſchickte an Cromwell und an die hohen Offiziere, mit denen er früher Unterredungen gepflogen, heim-
8. Decbr. 1647. lich Bevollmächtigte. Aber an der Kälte und Zurückhaltung, mit der ſie empfangen wurden, konnten ſie gewahren, daß ſich die Lage verändert habe; denn mittlerweile war die Verſöhnung in der Armee erfolgt und Cromwell und ſeine Freunde hatten ſich von der Sache des Königs losgeſagt. Fortan gingen ihre Wege auseinander. Eben ſo wenig war das Parlament, wo jetzt die Independenten die Oberhand beſaßen, geſonnen, mit dem König einen Vertrag auf der früheren Baſis einzugehen. Es wurden vier Beſchlüſſe gefaßt und in beiden Häuſern durchgeführt, welche, wie man vorausſehen konnte, nie die Zuſtimmung Karls erhalten würden. Danach ſollte nicht nur die militäriſche Gewalt der Krone entzogen, ſondern auch alle königlichen Erlaſſe und Verkündigungen, die ſeit dem Anfang des Krieges wider das Parlament ausgegangen, für ungültig erklärt, die während dieſes Zeitraums ernannten Peers nur mit Genehmigung beider Häuſer bei ihren Ehren und Sitzen erhalten werden und das Parlament berechtigt ſein, ſich zu vertagen wann und wohin es wolle. Es waren Beſchlüſſe, welche das Parlament unabhängig von der Krone machen und jeder künftigen Veränderung der dermalen begründeten Ordnung vorbeugen ſollten. Als der König dieſe Vorlagen, welche der Krone alle Souveränetätsrechte entzogen haben würden, zurückwies, wurde jede weitere Verhandlung mit ihm abgebrochen, jeder Verkehr mit ihm unterſagt und ſeine Ueberwachung verſchärft.

Gewaltherrſchaft der Independenten.

Schon früher hatte man bei der Armee Aeußerungen vernommen, daß man den Stuart für das vergoſſene Blut verantwortlich machen und beſtrafen ſolle; jetzt hörte man Cromwell ſagen: „Gott habe des Königs Herz verhärtet, er ſei nicht zu verſöhnen; das Parlament möge das Reich nach ſeiner eigenen Macht und Reſolution regieren.“ Dies war die Meinung des ganzen Heeres; Gott ſelbſt habe durch den Ausgang der Schlachten kund gegeben, auf welcher Seite das Recht ſei. Parlament und Armee waren in voller Uebereinſtimmung und von gleicher Feindſeligkeit gegen den König erfüllt. Es wurde ein neues Committee beſtehend aus ſieben Lords und vierzehn Gemeinen gebildet, entſchiedene

Independenten, unter ihnen Cromwell, Haslerigh, die beiden Vanes, welche die Leitung der öffentlichen Dinge in die Hand nahmen. Nach einigem Widerſtreben von Seiten der Altpresbyterianer, Northumberland, Warwick u. a. trat auch das Oberhaus der neuen Schöpfung bei. Von der Entſcheidung dieſes Ausſchuſſes, der „Grandees", wovon jedes Glied über eine Faction herrſchte, hing fortan der Gang der öffentlichen Angelegenheiten ab; alle Beſchlüſſe wurden von dieſen wenigen Leitern beſtimmt; ſie bildeten eine „Oligarchie mit dictatorialer Gewalt", welche die Autorität der Regierung und der Armee und die Hoheit des Staats repräſentirte. Wie anderthalb Jahrhunderte ſpäter in Paris der Wohlfahrtsausſchuß ein unumſchränktes Regiment führte, ſo damals in England die Körperſchaft der 21 Grandees; beide bedienten ſich zur Behauptung ihrer Herrſchaft derſelben terroriſtiſchen Mittel: durch Späherei, Preßzwang, Polizeidruck hielten ſie die Menge in Gehorſam, kirchlicher Zelotismus beſtimmte die öffentliche Meinung; Theater und jede Art von weltlicher Luſt wurden gewaltſam unterdrückt. Die Gefängniſſe füllten ſich mit Royaliſten und Papiſten; die Güter der „Delinquenten" wurden mit Beſchlag belegt; durch Anleihen, Contributionen, Acciſe wurden die nöthigen Geldmittel für Heer und Verwaltung beſchafft. „So erſchienen Die, welche die allgemeine Freiheit einführen wollten, zunächſt als die Handhaber einer abſoluten, eigenſüchtigen, unterdrückenden Gewalt." 15. Jan. 1648.

c. Cromwells Siegeslauf und Karls I. Prozeß und Ende.

Das ſchroffe Parteiregiment der Independenten in Heer und Parlament reizte die Andersgeſinnten zur Wuth und weckte die Sympathien für das Königthum: Royaliſten und Presbyterianer vereinigten ſich in dem Wunſche, von dem auf ihnen laſtenden Joche befreit zu ſein; Ariſtokraten und Bürger trafen in der Anſicht zuſammen, „das Recht der Krone bilde einen Theil der öffentlichen Freiheit"; in London, in den Grafſchaften, in vielen Städten entſtanden Verbindungen „zur Befreiung des Königs und des Parlaments". Vor Allem trat in Schottland ein Umſchwung der öffentlichen Meinung ein. Hat das Heer darum ſeinen Herrn und Meiſter an das engliſche Parlament um Silberlinge verkauft, fragte man, damit die erbittertſten Feinde des Covenants und der Synodalkirche das Regiment in die Hände bekämen und die Schotten und ihre Glaubensverwandten von allem Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten ausſchlöſſen? Eine ähnliche Mißſtimmung gab ſich in Irland, in Wales, in andern Gegenden kund; im ganzen Reiche herrſchte Unzufriedenheit und Gährung; ſelbſt auf der Flotte zeigte ſich Abfall und Empörung; ein Theil derſelben ſegelte nach Holland hinüber und nahm den Prinzen von Wales auf. Royaliſtiſche Sympathien.

Die Schotten glaubten ſich berufen, wie ſie früher für ihren Glauben gegen Königthum und Hierarchie das Schwert ergriffen und dem Parlamente den Sieg verſchafft, ſo jetzt dem ſtammverwandten König wieder zu ſeinem Rechte verhelfen, Die Schotten für Herſtellung des Königs.

die monarchiſche Staatsform wieder aufrichten zu müſſen. Ihre Abgeordneten erſchienen heimlich auf der Inſel Wight, um mit Karl einen neuen Vertrag abzuſchließen: Der zwiſchen England und Schottland vereinbarte Bund und Covenant ſollte fortbeſtehen, und den ſchottiſchen Commiſſaren ihr Antheil an der Leitung der öffentlichen Dinge gewahrt bleiben, der König aber nicht zur unbedingten Annahme der presbyterianiſchen Kirchenform verpflichtet ſein. Nur vorläufig auf drei Jahre ſollte dieſelbe in Geltung bleiben, dann über eine definitive Ordnung aufs Neue berathen und beſchloſſen werden. Unter dieſer Bedingung wollten die Schotten mit bewaffneter Mannſchaft über die Grenze rücken und dem König wieder zu ſeinen Rechten in Beziehung auf die Militärgewalt, auf Beſetzung der hohen Aemter und Staatswürden, auf die Verwaltung des großen Siegels u. ſ. w. verhelfen. Trotz des Widerſtrebens der ſtrengen Kirchenmänner, welche vor Allem auf der Durchführung des Covenants für alle drei Reiche beſtanden, wurde dieſe Uebereinkunft von dem ſchottiſchen Parlamente angenommen und von der ganzen Nation mit Freuden begrüßt. Es war zum erſtenmal, daß die royaliſtiſchen Sympathien über die ſtreng kirchlichen Anſichten den Sieg davon trugen. Man hoffte den Schandfleck auszutilgen, den die ſchmachvolle Auslieferung des angeſtammten Monarchen auf den ſchottiſchen Namen geladen. Die gemäßigt royaliſtiſche Partei der Hamiltons führte die entſcheidende Stimme. Die Leitung des Heeres fiel ihnen zu; Argyle und die alten Generale, wie Lesley, wurden zurückgeſetzt.

Siegeshoffnungen der Königlichgeſinnten. Ende April 1648.

Die Erſcheinung der Schotten in Nordengland gab das Zeichen zur allgemeinen Schilderhebung der Royaliſten und Maleontenten. In Nord- und Südwales, in Angleſey, wo Lord Byron feſten Fuß gefaßt, in Cornwall, Cumberland und Weſtmoreland ſah man die rothe Kriegsfahne wehen: man verlangte, daß der König in Freiheit, Sicherheit und Ehre wieder eingeſetzt, die Armee von Fairfax aufgelöſt werde, denn die Prärogative der Krone und die Freiheit des Landes hingen aufs Innigſte mit einander zuſammen. Lord Holland vermittelte die Verbindung mit der Königin und dem Prinzen von Wales; man ging mit dem Plane um, den gefangenen Monarchen aus ſeinem Küſtenſchloß zu befreien. Flugſchriften, unter der Hand in Umlauf geſetzt, gaben Zeugniß von der ſiegesfrohen Zuverſicht der Cavaliere: „die ſchwarze Wolke, welche bisher über ihnen gehangen, theile ſich, ihr Glück ſteige aus tiefſter Ebbe wieder an“. Alle Männer loyaler Geſinnung ſollten zuſammenſtehen, um die ehrgeizigen Abfalons zu ſtürzen und dem legitimen Fürſten ſeine Ehre zurückzugeben. Man ſuchte die Meinung zu verbreiten, als gingen dieſe Schriften von dem König ſelbſt oder ſeiner Umgebung aus. Das Unterhaus ließ viele Exemplare verbrennen und ſuchte durch eine Declaration, daß es fernerhin die Regierung ohne Rückſicht auf den König führen werde, ſich das Anſehen zu geben, als fühle es ſich vollkommen ſicher; aber man merkte doch das Zagen bei den Volksvertretern. Konnten ſie es ja nicht einmal verhindern, daß die Londoner Lehrburſchen auf einige Zeit ſich Meiſter der Hauptſtadt

machten und dem König ein Lebehoch erschallen ließen. Trotz des früheren Beschlusses, von dem Stuart keine Botschaft mehr anzunehmen, wurden noch einmal Verhandlungen mit dem gefangenen Fürsten angeknüpft. Cromwell aber soll ausgerufen haben, man müsse die Stadt entweder zum Gehorsam zwingen oder in Staub legen.

So mußte denn abermals die Entscheidung der Waffen gesucht werden. Im Sommer 1648 zogen die Independenten wieder ins Feld, um in einem neuen Krieg, den man als zweiten Bürgerkrieg bezeichnet, die Schotten und ihre englischen Verbündeten, Royalisten wie Presbyterianer, mit der Schärfe des Schwerts zu bekämpfen und die Herrschaft der Grandees zu befestigen. Während Fairfax in Kent und Essex den Aufruhr mit blutiger Strenge niederwarf, Maidstone nach tapferster Gegenwehr im heftigen Straßenkampf „mit Hülfe des Herrn" in seine Gewalt brachte, und den Grafen Holland und seine adeligen Verbündeten bei Kingston upon Thames in der Feldschlacht überwand; brach Cromwell die Burgen der Königlichen in Wales, zwang die wichtige Stadt Pembroke zur Capitulation, wobei er die alten Royalisten mit mehr Schonung behandelte als die Presbyterianer, „die sich der Apostasie von dem Lichte Gottes schuldig gemacht", und wandte sich dann im Sturme nach Norden, wo Hamilton, umgeben von einer glänzenden Leibwache und zahlreichem Adel, mit seinen Schotten und ihren englischen Bundesverwandten sich in weiten Zwischenräumen aufgestellt hatte. Die ganze Zukunft Englands, die Existenz des monarchischen Staats hing von dem Ausgang des Kampfes ab, der in den nördlichen Grafschaften zur Entscheidung kommen mußte. An Zahl und Ausrüstung waren die Truppen Hamiltons den Cromwellschen weit überlegen, auch nachdem General Lambert sich mit der Hauptarmee vereinigt hatte, aber diese wurden angefeuert von dem Impulse ihrer religiös-politischen Idee und von der Energie und dem Feldherrngenie ihres Führers. Zwischen Preston und Warrington in einer morastigen Gegend wurden die Schotten und Royalisten an drei auf einander folgenden Tagen nach dem tapfersten Widerstande von den Independenten besiegt. Erschöpft von den langen Märschen, ohne hinreichende Lebensmittel und Kriegsbedarf ergab sich zuerst das gesammte Fußvolk in Kriegsgefangenschaft und einige Tage nachher auch die Reiterei. Es war eine vollständige Niederlage der königlichen und presbyterianischen Sache; fortan war von einer Einwirkung der Schotten auf Kirche und Staatsverfassung in England keine Rede mehr. Cromwell setzte auf eigene Hand über den Tweed und rückte in Schottland ein, nachdem ihm die beiden Festungen Berwick und Carlisle übergeben worden; am 4. Oktober zog er in Edinburg ein, von den Führern der Covenanters, die ihn früher als ihren gefährlichsten Feind behandelt, im Triumph empfangen. Denn sein Erscheinen führte in dem nördlichen Nachbarreich einen raschen Umschwung herbei; Argyle und die strengen Kirchenmänner, welche die Niederlage Hamiltons als eine Entscheidung Gottes ansahen, kamen wieder in die Höhe und schlossen

Der zweite Bürgerkrieg und Cromwells Siege. 1648.

11. Juli 1648.

18—20. August.

ſich an Cromwell an. Sie vereinigten ſich zu einem neuen Bund, Whiggamoore's-Raid genannt, (von dem man den Namen der Whigs herleiten will), trieben den Ausſchuß der Stände, der ſich des Regiments bemächtigt hatte, aus der Hauptſtadt und erklärten Alle, welche die Waffen wider England getragen, ihrer öffentlichen Stellen für verluſtig. Mit einem Dankfeſt feierte man den Umſchwung; die Widerſtrebenden wurden vom Abendmahl und von der kirchlichen Gemeinſchaft ausgeſchloſſen. Die Union zwiſchen beiden Reichen ſollte fortdauern, aber das engliſche Parlament führte nunmehr die entſcheidende Stimme. Auch auf der Flotte trat ein Umſchwung ein; der Prinz von Wales kehrte nach den Niederlanden zurück.

Die Anzeichen der kommenden Dinge.

Mit geheimem Grauen vernahmen in England Royaliſten und Presbyterianer die Siege Cromwells; jene fürchteten, daß die Monarchie zuſammenbrechen und eine Militärherrſchaft errichtet werden würde; dieſe erblickten im Geiſte den Umſturz der ſynodalen Staatskirche, das Aufkommen religiöſer Anarchie. Sie klagten, „daß Gott die gerechte Sache zu Grunde gehen laſſe und die ungerechte beſchütze, Cromwell ſei die Geißel Gottes auf Erden". Die Befürchtungen waren nicht unbegründet. Schon im Lager von Pembroke hatte Cromwell an Fairfax geſchrieben: „Gottes Volk ſoll nicht beſtändig Gegenſtand des Grimmes und Zornes ſein; Gott will nicht, daß wir fort und fort unſere Nacken unter das Joch der Laſt beugen; er wird den Stab des Drängers zerbrechen, wie in den Tagen Midians; der Herr vermehre dazu ſeine Gnade an Dir und halte Dein Herz anfrecht." In dem Schlachtbericht von Preſton machte er dem Parlamente in ſeiner Weiſe dunkle Andeutungen, wie man bei der Armee den Sieg anſehe: „In Allem was geſchehen, ſei die Hand Gottes; was in der Welt hoch iſt oder ſich ſelbſt erhöht, das wolle er niederwerfen; das Volk ſei wie ein Augapfel Gottes, um deſſentwillen verwerfe er ſelbſt Könige; man möge nur Muth haben, das Werk des Herrn zu vollbringen und die, welche nicht in Frieden leben wollten, aus dem Lande vertilgen; dann werde Gott ſeine Glorie und das Land den göttlichen Segen haben."

Letzte Verhandlungen mit dem König auf der Inſel Wight.

Während das Heer in Schottland ſtand, wurde zwiſchen König und Parlament noch einmal über eine Uebereinkunft verhandelt. Zu dem Ende begaben ſich Abgeordnete beider Häuſer, unter ihnen Northumberland, Henry Vane und Hollis nach Newport, wohin auch der König von Carisbrook-Caſtle gebracht wurde. Die Commiſſare erſchracken über das Ausſehen des Fürſten, über ſein vor Kummer grau gewordenes Haar, über ſeinen matten traurigen Blick; nur ſeine innere Haltung fanden ſie unverändert. Da auf beiden Seiten der Wunſch nach einer friedlichen Ausgleichung obwaltete, ſo kam man ſich näher als je zuvor: Man verſtändigte ſich über die Militärgewalt, über die Einrichtung der Kirche, über die Verhältniſſe zwiſchen Krone und Parlament; und wenn gleich Karl in der Scheu vor definitiven Beſchlußfaſſungen den doppelſinnigen Charakter ſeiner Politik auch jetzt noch nicht verleugnete, ſo wurde man doch über einen

Entwurf einig, den das Unterhaus mit einer Majorität von ſechsunddreißig Stimmen für geeignet erklärte als Grundlage eines Friedens zu dienen. Danach hätte das Parlament auf eine Reihe von Jahren das Uebergewicht über die Krone behalten, das Königthum ſelbſt aber wäre beſtehen geblieben und die engliſche Kirche den proteſtantiſchen Formen des Feſtlandes näher getreten. 29. Nov. 1648. 5. Decbr.

Ein ſolcher Ausgang war jedoch nicht im Sinne Cromwells und der militäriſchen Machthaber. Für ſie galt das Prophetenwort: „Bindet ihre Könige in Ketten und ihre Edlen mit Feſſeln von Eiſen.“ Es geſchah nicht ohne ihren Willen und ihr Zuthun, daß die Regimenter die früheren agitatoriſchen Bewegungen wieder aufnahmen. Dringende Adreſſen forderten im Namen des Heeres, daß man vor Allem das Wohl des Volkes ins Auge faſſe, daß man ſtrenge Strafgerechtigkeit übe gegen Alle, Hoch wie Niedrig, die an den letzten Unruhen Theil genommen, daß man den König zur Verantwortung ziehe, weil er unſchuldig Blut vergoſſen. Geſtützt auf dieſe Willensäußerungen der Regimenter richtete der Generalrath der Armee eine „Remonſtranz“ an das Unterhaus, daß keine Abkunft mit dem König getroffen, die Urheber des Kriegs beſtraft und die höchſte Gewalt feſt beſtimmt werden möchte. Das Parlament, worin die Presbyterianer immer noch einen überwiegenden Einfluß beſaßen, hatte ſo viel Selbſtgefühl, daß es ſich durch die Vorſtellung der Hauptleute und Offiziere nicht bewegen ließ, die gerade in vollem Gang befindlichen Verhandlungen in Newport abzubrechen. Allein die militäriſchen Führer erkannten die Abſicht, in dem Bunde des Königs und der Repräſentanten ein Gegengewicht gegen die bewaffnete Macht zu bilden. Cromwell und ſeine Genoſſen beſchloſſen daher, auf dem Wege der Gewalt dieſem Vorhaben entgegenzutreten. Remonſtranz der Armee. 18. Nov.

Wie vor der Hinrichtung Straffords ſuchte man ein ſolches Verfahren durch eine Lücke in den Landesgeſetzen zu rechtfertigen. „Es gebe Fälle, für welche die beſtehende Geſetzgebung nicht hinreichend Vorſehung getroffen habe; in ſolchen Fällen beſitze der höchſte Rath der Nation die Befugniß einzuſchreiten.“ Bei der Armee wurde von Fanatikern wie Ireton, Ludlow u. a. geltend gemacht, daß nach der heil. Schrift das Land, in welchem unſchuldig Blut vergoſſen wäre, nur durch das Blut deſſen, der es vergoſſen, entſühnt werden könne; „da nun der König an dem Blutvergießen in England die größte Schuld trage, ſo würde das Land, wenn es ihn in ſeine Gewalt wieder herſtelle, die Rache Gottes auf ſich herabziehen. Ein ſolches Uebel von der Nation abzuwehren ſei in erſter Linie die Armee, die nicht aus Söldnern ſondern aus freien Bürgern beſtehe, berechtigt und verpflichtet.“ Man hörte ſagen: „Wenn man findet, daß Gott in ſeinem Gericht ein Haus entwurzelt und aus dem Lande geworfen hat aus Gründen, die er am beſten weiß, ſo muß es als eine gerechte Sache angeſehen werden; das Königthum und das Königshaus hat Gott thatſächlich verworfen.“

Zunächſt galt es nun eine Rechtsform für ein ſolches Strafverfahren zu finden. Dazu bedurfte man aber einer Mitwirkung des Parlaments, ſollte das Vorgehen nicht als bloßer Gewaltakt erſcheinen. Es wurde daher zwiſchen einigen Offizieren und independentiſchen Parlamentsräthen eine Zuſammenkunft veranſtaltet, worin Der Gewaltſtreich vorbereitet. Der König nach Hurſtcaſtle gebracht. Nov. 1648.

man den Beſchluß faßte, die Mehrheit des Unterhauſes durch Ausſchließung einer Anzahl presbyterianiſcher Mitglieder zu verändern. Zu dem Behuf wurde von den Anweſenden eine Liſte der Auszuſtoßenden aufgeſtellt und dem Oberſt Pride, dem die Ausführung des Staatsſtreichs übertragen war, eingehändigt. Zugleich hatte man Vorſorge getroffen, den König in ſicheren Gewahrſam zu bringen, damit er nicht entführt werden möchte. Hammond, der Befehlshaber
26. Nov. 1648. der Inſel Wight, war durch den Kriegsrath angewieſen, den Gefangenen wieder in Carisbrook-Caſtle einzuſchließen, oder wenn er Widerſtand fände, „zu verfahren wie Gott es ihm eingeben würde“. Karl nahm von den Commiſſaren des Parlaments rührenden Abſchied; mit Thränen beklagte er das harte Geſchick, das ihm und dem Lande auferlegt ſei. Er ſollte nicht mehr nach Carisbrook zurückkehren. Der Major Rolfe, ein fanatiſcher Republikaner, hatte bereits den Auftrag erhalten, ihn von Newport nach dem Felſenſchloß Hurſtcaſtle an der Küſte von
30. Nov. Hampſhire zu verbringen, „von Fluthen umtoſt, mit engen, dunkeln, gefängnißartigen Räumen“. In dieſem düſtern Orte verblieb er, bis ſich ſein Schickſal erfüllte. In der Nacht vor der Ueberbringung hätte er ſich vielleicht noch durch die Flucht retten können; aber er wollte ſein dem Parlamente gegebenes Wort nicht brechen.

Pride's Reinigungsakt. Unterdeſſen war Cromwell von Schottland zurückgekehrt, und nun wurde
2. Decbr. alsbald der beſchloſſene Gewaltſtreich ins Werk geſetzt. Ein drohendes Manifeſt der Armee bildete die Einleitung. Daſſelbe beſchuldigte die Mehrheit des Parlaments des Abfalls von ihren früheren Grundſätzen und legte, indem es ſich auf das Urtheil Gottes und aller guten Leute berief, den Offizieren, denen der Herr Macht und Sieg verliehen, das Recht und die Pflicht bei, das Reich in beſſere Verfaſſung zu ſetzen und die Schuldigen zu beſtrafen. Das Unterhaus ließ ſich nicht einſchüchtern; es rechnete noch auf das alte Landrecht und ſeine parlamentariſche Autorität. Noch am 5. December beſchloß es, auf Grund der Vereinbarung von Newport mit dem König ein friedliches Abkommen zu treffen. Unterdeſſen hatte Fairfax die Vorſtädte von London mit ſeinen Truppen beſetzt; am Morgen des 6. December wurde auch in Weſtminſter die ſtädtiſche Miliz, die dort bisher den Wachedienſt verſehen, entfernt und das Parlamentshaus von Pride mit ſeinen Soldaten umſtellt, ſelbſt Treppen und Vorſaal beſetzt. Die Mitglieder blieben muthig und ſtandhaft; ſie fragten den Oberſt nach ſeiner Legitimation; dieſer aber wies, wie einſt Joyce in Holmby auf ſeine bewaffnete Umgebung. Darauf wurden die presbyterianiſchen Mitglieder, deren Namen auf der Liſte ſtanden, 52 an Zahl, feſtgenommen und nach verſchiedenen Orten in Haft gebracht. Es waren meiſtens Männer, die bisher an der Spitze der parlamentariſchen Oppoſition geſtanden, unter ihnen Pynne, der im Kampfe gegen Königthum und Hierarchie an Leib, Gut und Ehre geſtraft worden war. Noch immer war jedoch der Muth der Verſammlung nicht gebrochen. Das Haus beſchloß, keine Geſchäfte vorzunehmen, bis ihm ſeine Mitglieder zurückgegeben wären. Erſt als am folgenden

Tag abermals etliche vierzig gefangen weggeführt waren, verſtummte der Widerſtand. Nach dieſem unter dem Namen „Pride's Reinigung“ bekannten Gewaltſtreich war die öffentliche Gewalt bei der Armee und den Independenten. Auch der Gemeinderath und die ſtädtiſchen Behörden von London wurden in den nächſten Tagen in ähnlichem Sinne „gereinigt“.

Die Anklage des Königs beſchloſſen.

Bisher hatte ſich Cromwell im Hintergrund gehalten und die beiden Kriegsräthe, die ſich die Armee geſetzt hatte, handeln laſſen; jetzt trat er in ſeiner ganzen Herrſchſucht auf. Seine Siege in Schottland hatten ihn zum Idol des Volkes gemacht; das Unterhaus ſprach ihm den Dank der Nation aus. Er bezog die königlichen Gemächer in Whitehall; denn nun war er Herr und Gebieter und das aus Independenten beſtehende ſogenannte „Rumpfparlament“ nur ein willenloſes Werkzeug in ſeiner Hand. Doch glaubte er des vollen Sieges nicht ſicher zu ſein, ſo lange der König am Leben wäre, deſſen bloßes Daſein ein fortwährender Proteſt gegen alles Geſchehene war. Während des Kampfes hatte ſich die Idee der Volksſouveränetät ausgebildet; dieſem Prinzip ſollte das erbliche Oberhaupt zum Opfer fallen. Die militäriſche Macht, um die ſich Parlament und König ſo heftig geſtritten, ſollte beiden Gewalten Untergang und Verderben bringen. Es wurde beſchloſſen, gegen „Karl Stuart dermalen König von England“ die Klage auf Hochverrath zu ſtellen, „weil er die alten Freiheiten der Nation und ihre Fundamentalgeſetze umzuſtürzen und ein tyranniſches willkürliches Regiment einzuführen geſucht, vornehmlich aber, weil er Bürgerkrieg erhoben, das Land mit Verwüſtung und Blutvergießen erfüllt habe.“ Zu dem Zweck ſollte ein hoher außerordentlicher Gerichtshof beſtehend aus Generalen und Oberſten der Armee, aus Parlamentsräthen beider Häuſer, aus Rechtsgelehrten, Stadtverordneten und Männern vom Landadel niedergeſetzt werden. Das Unterhaus nahm den Antrag an; nur wenige Mitglieder äußerten Bedenken, mehr 1. Jan. 1649. wegen der Folgen als aus Gründen des Rechts; das Oberhaus aber, wo ſich noch zwölf Lords einfanden, darunter Mancheſter und Northumberland, widerſetzte ſich einmüthig. Da erklärten die Gemeinen, da die Urquelle aller rechtmäßigen Gewalt nach Gott im Volke liege, und ſie allein die gewählten Volksrepräſentanten ſeien, ſo mache ihr Wille ausſchließlich das Geſetz, ob König und Lords beiſtimmten oder nicht. Vergebens wurde im Oberhauſe ein vermittelnder Vorſchlag verſucht, welcher die alte Verfaſſung und das Leben des Königs gerettet hätte, dahin lautend: es ſollte in Zukunft als Hochverrath gelten, wenn ein König gegen das Parlament und das Reich Krieg erhebe; die doctrinären Gewalthaber beſtanden auf der Idee der Volkshoheit, die ſie in ihrer ganzen Folgerichtigkeit in das reale Leben einführen wollten. 4. Jan.

Prozeß und Verurtheilung des Königs. 1649.

Die Richter wurden ernannt, es ſollten etwa 150 ſein; da aber viele die Theilnahme verweigerten, ſo betrug die Zahl kaum mehr als die Hälfte, darunter nur vier Rechtsgelehrte, von denen einer, John Bradſhaw den Vorſitz führte. Bulſtrode Whitelock, ein Mann der parlamentariſch-juridiſchen Schule Cokes,

Freund und Schüler Seldens, und ſein College Widdrington verließen die Stadt, um nicht an dem Prozeſſe Theil zu nehmen. Auch Lord Fairfax, der bisher bei dem Staatsſtreich ſo thätig ſich gezeigt hatte, entzog ſich, von ſeiner Gemahlin beredet, jeder weiteren Mitwirkung. Um ſo eifriger zeigte ſich Cromwell. Am
20. Jan. 1649. 20. Januar wurden die Gerichtsſitzungen in Weſtminſter Hall eröffnet. Man hatte den König einige Tage vorher durch Major Harriſon von Hurſtcaſtle nach Windſor bringen laſſen. Als der ſtrenge Mann mit einigen Reitern über die Zugbrücke einzog, fürchtete Karl, er möchte an dem unheimlichen Orte ermordet werden; aber nicht durch Mörderhand, ſondern durch das Beil des Scharfrichters ſollte er ſein Leben verlieren. Von Natur ſanguiniſch trug ſich Karl in Windſor immer noch mit der Hoffnung, daß man nicht zum Aeußerſten ſchreiten werde. Er glaubte, daß man nicht Hand legen werde an den Geſalbten des Herrn, nicht ein Blutgericht vollziehen, das weder durch das Geſetz Gottes noch durch die Geſetze des Landes gerechtfertigt werden könnte; er ſchmeichelte ſich, daß die auswärtigen Mächte ſich ſeiner annehmen würden, daß es insbeſondere den Bemühungen ſeiner Gemahlin gelingen möchte, den franzöſiſchen Hof zu einer Intervention zu bewegen, daß ſein Eidam, Wilhelm II. von Oranien, in Holland für ihn wirken, der König von Dänemark, ſein Blutsverwandter ſich für ihn verwenden würde. Als man ihn aber von Windſor nach St. James brachte, ihm die königlichen Ehrenbezeugungen verſagte, da ſchwand ſeine Zuverſicht und ſein Vertrauen. Frankreich, durch die Fronde beunruhigt, wagte nicht, das Parlament zu erzürnen, der Brief, worin die Königin um die Erlaubniß bat, ſich mit ihrem Gemahl zu vereinigen, wurde uneröffnet zurückgelegt, die Geſandten der Generalſtaaten, welche Fürbitte einlegen ſollten, erhielten keine Audienz. Am 20. Januar wurde Karl zum erſtenmal vor die Schranken geladen. Er verwarf die Auffaſſung der Anklage, daß ihm die höchſte Gewalt vom Volke anvertraut ſei, mit der Bemerkung, er beſitze ſeine Krone durch das Erbrecht; er wollte die „zum Parlament verſammelten Gemeinen von England“ nicht als ſeine geſetzlichen Ankläger, die Anweſenden nicht als ſeine Richter anerkennen. Ihre Gewalt ſei eine Uſurpation, die alle Grundgeſetze des Reiches aufhebe. „Was ſollte daraus werden, wenn eine Gewalt ohne Ordnung noch Geſetz regiere, welche die alte Form der Verfaſſung, unter der England Jahrhunderte lang geblüht habe, umzuſtürzen ſuche?“ Bei ſo entgegengeſetzten Anſchauungen konnte von einem eigentlichen Rechtsverfahren keine Rede ſein. Beide Theile führten ihre Autorität auf das göttliche Recht zurück und wenn die Communen behaupteten, der König habe die Entſcheidung des Schwertes geſucht, dieſe ſei durch Gottes Fügung zu Gunſten des Volkes ausgefallen, das unſchuldig vergoſſene Blut fordere Vergeltung; ſo entgegnete der Angeklagte, er habe die Waffen zur Aufrechthaltung der Fundamentalgeſetze des Reichs ergriffen. „Die Idee der Souveränetät des Volkes und das göttliche Recht der Könige traten gleichſam Leib an Leib einander entgegen.“ Dreimal erſchien „Karl Stuart“ im Saale von Weſtminſter vor dem Gerichtshofe,

um sich gegen die Anklagen zu vertheidigen, dann wurde er als Tyrann, Verräther, Mörder und öffentlicher Feind des Gemeinwesens von England zum Tode verurtheilt. 25. Jan. 1649.

Drei Tage gestattete man dem König zur Vorbereitung; er verwandte sie zu religiösen Handlungen unter Leitung des Bischofs Juxon und zu Gesprächen und Ermahnungen mit seinen jüngern Kindern, die er zu sich kommen ließ. Dann führte man ihn auf das am Schlosse Whitehall aufgeschlagene mit schwarzen Tüchern bedeckte Schaffot. Nach einer kurzen Ansprache an die Umstehenden, worin er seine Unschuld betheuerte und sich als „Märtyrer des Volks" bezeichnete, der nun aus einem vergänglichen Königreiche zu einem unvergänglichen gehe, wurde er von zwei vermummten Männern in Matrosentracht auf ein von ihm selbst gegebenes Zeichen enthauptet. Schweigend sah die zahllose Volksmenge dem entsetzlichen Schauspiele zu. Erst als der Scharfrichter das bluttriefende Haupt bei den Haaren faßte und ausrief: „Das ist der Kopf eines Verräthers", machte das versammelte Volk dem gepreßten Herzen durch ein dumpfes Stöhnen Luft. Es war wie ein unfreiwilliger Naturlaut, hervorgegangen aus dem gemischten Gefühle der Schuld, der Ohnmacht, des Schreckens, ein Schrei, „dessen grauenhaften Eindruck Die, welche ihn vernahmen, niemals wieder haben verwinden können". Das Blutgericht in Whitehall. 30. Jan 1649.

Der Name eines Märtyrers, den sich Karl selbst gegeben, erhielt sich bei der Nation und verlieh dem zweiten Stuart in den Augen der Nachwelt eine an Heiligkeit grenzende Verehrung. Und in der That, bemerkt Ranke, wenn Der ein Märtyrer genannt werden kann, „der sein persönliches Dasein geringer anschlägt, als die Sache, die er verficht, und indem er untergeht, diese für die Zukunft rettet", so ist die Benennung nicht ganz unrichtig, Karl war ein Märtyrer des Königthums, wie es seiner Seele als Wahrheit vorschwebte. Karl „der Märtyrer".

Die blutige Katastrophe machte in ganz Europa einen mächtigen Eindruck und forderte die Geister für und wider heraus. Es ist bekannt, mit welcher Festigkeit Milton in seiner „Schutzrede für das englische Volk" das Rechtsverfahren wider Salmasius, den Apologeten des Königs vertheidigte. Die öffentliche Stimmung fand ihren pathetischen Ausdruck in einer kleinen Schrift, die bald nach dem Tode Karls unter dem Namen „Bild des Königs" (Ikon basilike) erschien und eine außerordentliche Verbreitung hatte. Sie wurde von den Getreuen als ein Werk des Königs selbst ausgegeben; allein Milton suchte in der feurigen Gegenschrift „Bildnißzerschlager" (Ikonoklastes) darzuthun, daß es ein von einem Royalisten gefälschtes Werk sei, berechnet durch diese Fiction einen größeren Eindruck hervorzubringen, und bekämpfte zugleich die darin aufgestellten Angaben und Behauptungen. Doch mochten immerhin einige Selbstbetrachtungen des Königs in der Schrift mit Fremdem verwoben sein. In der Stille von Carisbrook hatte Karl Muße gehabt, über die Vergangenheit nachzudenken und sein Herz den göttlichen Dingen zuzuwenden. Miltons Schutzrede und Ikonoklastes.

III. Republik und Restauration in England.

1 Das englische Gemeinwesen und Oliver Cromwells Protectorschaft.

a. Cromwells kriegerische Erfolge und Englands politische und maritime Machtstellung.

Die neue Staatsgewalt.

Bisher hatte die Staatsgewalt Englands aus König, Lords und Gemeinen bestanden; jetzt nahmen die letzteren die öffentliche Macht in die Hand. Zuerst
7. Febr. 1649. wurde das Königthum für abgeschafft erklärt. Als Einige meinten, man solle den dritten Sohn Karls, den achtjährigen Herzog von Gloceſter zum König ausrufen und durch Gesetze seine Prärogative in enge Schranken bannen, hörte man unwillig fragen: Sollen wir das Idol, dessen Niederwerfung so viel Gut und Blut gekostet, von Neuem aufrichten? Und wie das „königliche Amt" so wurde auch das Haus der Lords als unnütz und gefährlich beseitigt. Das auf dem Prinzipe der Volkssouveränetät beruhende Unterhaus sollte fortan als Parlament von England (Nationalconvent) mit der höchsten Macht und Staatshoheit bekleidet sein. Von etwa 500 Mitgliedern, die vor neun Jahren in das lange Parlament gewählt worden, waren nur noch 80 vorhanden; doch wurde diese Zahl in der nächsten Zeit durch neue Wahlen und Einberufung ausgestoßener oder ausgetretener Glieder auf 150 gebracht. Sprecher des Hauses war Lenthall. Die ausübende Regierungsgewalt sammt dem Oberbefehl über die Land- und
14. Febr. Seemacht wurde einem Staatsrath von 42 Mitgliedern übertragen, bestehend aus Angehörigen des Unterhauses, fünf Lords, einigen Oberrichtern und Militärbeamten, unter ihnen Cromwell. Den Vorsitz führte Bradshaw, ihm folgte im Rang der Lord-General Fairfax, Präsident des Armeeraths; zu den Secretären gehörte der Dichter Milton, der durch seine schwungvollen Flugschriften gegen Prälatenthum und absolute Königsmacht zum Siege seiner Gesinnungsgenossen so wesentlich beigetragen hatte und der jetzt durch seine freiheitbegeisterten Rechtfertigungsschriften die Sache seiner republikanischen Freunde mit solcher Hingebung verfocht, daß er darüber sein Augenlicht verlor. „Durch seinen Zusammenhang mit dem Parlament und seinen rückwirkenden Einfluß auf dasselbe bekam der Staatsrath das Ansehen einer compakten Autorität, in der die Fülle der Macht ruhte." Kein König hatte jemals eine solche Vereinigung executiver Gewalt besessen. Dieser neuen Regierung „ohne König und Oberhaus" mußte jeder über siebenzehn Jahre zählende Engländer den Eid der Treue leisten. Ein neues Reichssiegel wurde angefertigt mit der Umschrift: „im ersten Jahr der durch die Gnade Gottes hergestellten Freiheit" und drei Staatsräthen, darunter Whitelock in Verwaltung gegeben. Diesem Rechtsgelehrten war es auch zu verdanken, daß die Mehrheit der Oberrichter dem neuen republikanischen Staatswesen ihre Dienste

widmete, nachdem das Parlament ſie ihres früheren Eides entbunden und die Erklärung gegeben hatte, daß die fundamentalen Geſetze des Reichs aufrecht erhalten und nach ihrem Inhalte Recht geſprochen werden ſollte.

Dieſer oberſte Gerichtshof befaßte ſich mit allen Verbrechen und Vergehen gegen den Staat, gleich der früheren Sternkammer, und übte ſtrenge Juſtiz gegen Royaliſten wie gegen Radicale. Zuerſt traf die Rache der neuen Machthaber einige Männer von hohem Range, die auf Seiten des Königs geſtanden und während der Umwälzung der monarchiſchen Ordnung in Haft genommen worden waren. Es waren Hamilton, die Lords Holland, Capel, Goring und John Owen. Die drei erſten waren aus den Reihen der Oppoſition zu den Royaliſten übergegangen. Sie wurden von demſelben Tribunal, das über den König zu Gericht geſeſſen, zum Tode verurtheilt und drei von ihnen, Hamilton, Holland und Capel öffentlich hingerichtet, die erſten Märtyrer des Königthums, Männer von hohen Geiſtesgaben und gemäßigten religiöſen Geſinnungen, aber als Abtrünnige von der Sache der Freiheit den dermaligen Gewalthabern beſonders verhaßt. Die andern verdankten ihr Leben der Verwendung von Hutchinſon und Ireton. Auch die beiden älteſten Söhne des Königs, die nach dem Continent geflohen waren, ſollten, falls ſie die Grenzen des Reichs betreten würden, den Tod erleiden. Mit gleicher Strenge wurden die Gegner des neuen Regiments im andern Heerlager niedergehalten: nicht nur daß man durch Ueberwachung der Preſſe und Beſtrafung der Aufwiegler den agitatoriſchen Umtrieben zu begegnen ſuchte; als ſich bei einem Theile der Armee abermals Spuren von Inſubordination zeigten und die Einſchiffung nach Irland zur Unterdrückung der in der Gegend von Dublin ausgebrochenen reactionären Bewegung wiederum auf Widerſetzlichkeit ſtieß; als jene Levellers, deren ſocial-demokratiſche Tendenzen wir früher kennen gelernt, mit ihren radicalen Forderungen von Neuem hervortraten, da fanden ſie in Cromwell und in der neuen Regierung die ſchärfſte Zurückweiſung. Wie ſehr immer durch die religiöſe Richtung der Zeit die Begriffe von Menſchenrechten, von perſönlicher Freiheit und Selbſtbeſtimmung, von der Gleichheit aller nach Gottes Ebenbild geſchaffenen Creaturen die Geiſter beherrſchten, Cromwell und ſeine Genoſſen ließen nie die realen Verhältniſſe der praktiſchen Welt aus den Augen, verloren ſich nie in die utopiſchen Traumgebilde der Gleichmacher, die da erklärten, „daß das Eigenthum der Urſprung aller Sünde ſei", daß man die „Handſchellen", welche die normänniſchen Eroberer einſt dem angelſächſiſchen Volke angelegt, durch neue Vertheilung von Grund und Boden abſtreifen ſollte, daß man die geſtörte Ordnung Gottes, welcher bei der Schöpfung den Menſchen zum Herrn der Erde und der Thiere des Feldes geſetzt, herſtellen müſſe. Als Kapitän Thomſon die Soldaten, welche ſich dem iriſchen Feldzug widerſetzten, um ſich ſammelte und mit bewaffneten Schaaren das Land durchzog, wurden er und ſeine Anhänger für Verräther erklärt und von parlamentariſchen Truppen verfolgt. Von einem ſtädtiſchen Regimente,

Strafgerichte gegen Royaliſten u. Radicale.

9 März 1649.

Mai 1649.

das mit einem radicalen Manifest sich hervorwagte, wurden fünf Mann zum Tode verurtheilt und wie vor zwei Jahren einer, den das Loos getroffen, auf dem Platze erschossen. Lilburne, der Verfasser des Manifestes, wurde in Haft gesetzt. Viele änderten ihren Sinn und ergaben sich; Thomson selbst aber und einige seiner Genossen wollten lieber im Kampfe für die demokratische Republik ihr Leben lassen als sich unterwerfen. Der klare Wille und energische Arm Cromwells bändigte diese überschäumenden Kräfte, die aus dem revolutionären Boden aufgeschossen, und zwang sie, dem neuen Regimente dienstbar zu sein. Die Armee, wo diese agitatorischen Elemente ihren Sitz hatten, ging in sich; sie erkannte die geniale Kraft des Ueberwinders und fügte sich derselben mit instinctiver Begeisterung. Auf dieser Hingebung des Heeres an die Person des Feldherrn beruhte Cromwells Macht und Stärke.

Katholische Umtriebe in Irland.

Die Herstellung der Eintracht zwischen Parlament und Heer war eine Lebensfrage für die Existenz des englischen Gemeinwesens: denn in Irland und Schottland gab die Hinrichtung des Königs das Zeichen zu Abfall und Bürgerkrieg. — Wir haben die Lage des irischen Inselvolkes in den früheren Blättern kennen gelernt; der größte Theil der Eingebornen trug mit Widerstreben die Herrschaft der Engländer und war stets geneigt, zur Abwerfung derselben das Schwert zu ergreifen. Wie oft war ihr Blick nach dem katholischen Auslande gerichtet, von wo sie Hülfe zur Erreichung dieses Zweckes erwarteten, wie oft hat man von Rom und Madrid die Flamme des Aufruhrs angefacht und das erregbare bewegliche Volk mit der Hoffnung hingehalten, Grün Erin könne die Fesseln, mit denen es an den angelsächsischen Nachbar geknüpft war, zerreißen und ein eigenes katholisches Königthum aufrichten.

König Karl und die Irländer.

Während der Kämpfe zwischen Parlament und Krone in England war diese Hoffnung lebhafter als je geworden; die blutige Gräuelthat vom J. 1641 war nur der vorzeitige Ausbruch der Leidenschaft und des nationalen Hasses, die in jenem hoffnungsreichen Gefühle wurzelten. Seitdem war die alte Feindschaft größer als zuvor und der König schadete seiner Sache gegenüber dem Parlamente nicht wenig durch die geheimen Verbindungen, die er in den Tagen seiner Bedrängniß mit Irland unterhielt. Sein Agent Glamorgan stellte dem katholischen Volke die Rückgabe der seit Heinrich VIII. eingezogenen Klostergüter und Bisthümer in Aussicht; und sein Statthalter James Butler, Graf von Ormond, ein getreuer Anhänger des Stuart, zugleich aber ein vaterländisch gesinnter, der anglicanischen Kirche ergebener Edelmann, suchte durch einen Friedensvertrag die Irländer für die königliche Partei zu gewinnen. Allein schon regten sich andere Kräfte mit weitergehenden Tendenzen. Die zunehmende Zerrüttung in England weckte in den Papisten die alten Unabhängigkeitsideen: unter der Leitung des intriganten, jesuitisch gebildeten Nuntius Giambattista Rinuccini vereinigten sich die eingebornen Katholiken zu einer irischen Conföderation, welche die Herstellung der Zustände wie sie vor der Reformation gewesen, zum Zweck hatte, die Insel von der englischen Krone lösen und unter die Protection des römischen Stuhles oder eines weltlichen Fürsten des katholischen Festlandes zu stellen gedachte. Aber diese verrätherischen Umtriebe der Ultramontanen reizten den Unwillen der Royalisten und Episcopalen im Pale.

Graf Ormond und der päpstliche Nuntius Rinuccini.

der altengliſchen Colonie. Als nun auf Anſtiften des Runcius, welcher die Inſel für die katholiſche Welt zu gewinnen trachtete, die Nativiſten gegen Dublin zogen, um die engliſche Herrſchaft in ihrem Mittelpunkt zu treffen, war in Ormond das Nationalgefühl und das proteſtantiſche Bewußtſein ſtärker als ſein Royalismus: er ſtellte den Pale unter die Autorität des Parlaments und nahm presbyterianiſche Truppen in Dublin auf. Von Rinuccini und den Prieſtern aufgeſtiftet griffen nun die Nativiſten zu den Waffen; aber ſie erlitten eine Niederlage, durch die ihr Muth und ihre Kriegsluſt gebrochen ward: durch die vermittelnde Thätigkeit der in Irland ſeßhaften engliſchen Katholiken wurde nun auf einer Verſammlung zu Kilkenny wieder eine Pacification abgeſchloſſen, in Folge deren das Anſehen des Lord-Statthalters und der engliſchen Regierung von Neuem zur Geltung kam, das Nebeneinanderbeſtehen der beiden Confeſſionen vertragsmäßig geſichert ward. Rinuccini kehrte nach ſeinem Erzbisthum Fermo zurück, ohne für ſeinen allzugroßen Eifer von irgend einer Seite Dank verdient zu haben. 1647. 1648.

Bald nach dieſen Vorgängen drang die Kunde von der blutigen Kataſtrophe von Whitehall nach Irland und regte alle Gemüther mächtig auf. Ormond, ein entſchiedener Royaliſt, wollte von der neuen Regierung „ohne König und Lords“ nichts wiſſen; auf ſein Betreiben wurde der Prinz von Wales auf Grund der Friedensverträge von Kilkenny als Karl II. anerkannt und mit Begeiſterung als König ausgerufen. Der Lord-Statthalter gedachte Irland zur Grundlage einer allgemeinen Reſtauration zu machen. „Es war, als wenn eine günſtige Strömung der Luft die Segel des wiedererwachenden Royalismus anſchwellte.“ Wie ſehr bereute er es nun, daß er parlamentariſche Truppen in die Hauptſtadt gerufen hatte. Die beiden Führer Jones und Monk hielten treu zur Republik; der Statthalter hoffte, ſie mit Gewalt vertreiben zu können und auch dort die königliche Standarte wieder aufzupflanzen; waren doch neun Zehntel der Inſelbewohner royaliſtiſch geſinnt; vor Kinſale lagen Schiffe vor Anker, auf denen Prinz Rupert und viele flüchtige Cavaliere auf den günſtigen Moment einer Landung warteten. Schon hatte Ormond Drogheda und Trim in ſeine Gewalt gebracht; in Connaught, Ulſter und Munſter geboten royaliſtiſche und katholiſche Befehlshaber; ſollte nicht auch bald Dublin den Independenten entriſſen werden? Der Lord-Statthalter rechnete darauf, daß die republikaniſche Regierung im eigenen Land ſo viele Gegner zu bekämpfen haben würde, daß ſie nicht an die Ausſendung neuer Truppen nach Irland denken könne. Der royaliſtiſche Aufſtand in Irland.

Aber Parlament und Staatsrath ſahen ein, daß ſie zu ihrer eigenen Erhaltung die „Conſolidation royaliſtiſcher Streitkräfte“ in der aufgeregten Nachbarinſel aus allen Kräften verhindern müßten. Daher ernannten ſie den energiſchen Cromwell, der das Vertrauen und die Hingebung der Armee beſaß, zum Lordſtatthalter und legten mit Umgehung von Fairfax, der mehr und mehr zurücktrat, den Oberbefehl in ſeine Hand. Nachdem die Fahnen, unter denen das Heer „zum Kampfe Gottes wider die verblendeten Katholiken in Irland“ ausziehen ſollte, von puritaniſchen Geiſtlichen eingeſegnet worden, verließ Cromwell die Hauptſtadt in einer Staatskaroſſe von ſechs flandriſchen Mähren gezogen, Cromwell in Irland.

umgeben von einer ſtattlichen Leibwache aus alten Offizieren, um ſich in Milfordhaven mit 60,000 Mann auserleſenen Fußvolks und 5000 Reitern, meiſtens kriegserfahrene Veteranen nach Dublin einzuſchiffen. Die ſtrengſte Mannszucht wurde eingeſchärft; Andachtsübungen fanden regelmäßig ſtatt; Alles trug einen geiſtlich-militäriſchen Charakter. „Und Oliver fiel auf Irland," heißt es bei Carlyle, „wie der Hammer Thor's und traf es mit einem zerſchmetternden Schlag." Nachdem der neue Lord-Statthalter die Beſatzungsmannſchaft von Dublin an
1649. ſich gezogen, rückte er Anfangs September vor Drogheda, wo die Blüthe des royaliſtiſchen Heeres unter einem entſchloſſenen Führer vereinigt war. Nach drei Stürmen wurde die Feſtung erobert und die ganze Beſatzung bis auf den letzten Mann niedergehauen. Nach einer oft wiederholten Erzählung wäre Allen, welche die Waffen niederlegen würden, Gnade verheißen worden; Cromwell ſelbſt aber meldet in ſeinem Schlachtbericht, daß er im Feuer der Aktion verboten habe, Jemand zu ſchonen. Fünf Tage lang rann das Blut in den Straßen von Drogheda; als die Garniſon erſchlagen war, drangen die Soldaten, von Fanatismus und Rachgier getrieben, in die katholiſche Stadtkirche, wo über tauſend Einwohner Schutz geſucht; ſie alle wurden mit der Schärfe des Schwerts getroffen; was noch athmete, ſtarb in den Flammen des angezündeten Gebäudes. Durch ſolche Gewaltſamkeit wollte der puritaniſche General die Blutthat von 1641 rächen und zugleich von jedem weiteren Widerſtand abſchrecken. Aehnliche Grauſamkeiten wurden in Wexford und andern Orten begangen. Ueber Blut und Leichen ging des Siegers Weg, um das „gerechte Gericht Gottes" zu erfüllen. Der Schrecken, der vor Cromwell herzog, hatte die Wirkung, daß die Vereinigung der Parteien, die Graf Ormond unter dem königlichen Banner zu Stande gebracht, ſich löſte, daß die katholiſchen Eingebornen, von religiöſem und nationalem Haß entflammt, ſich von den Royaliſten engliſcher Abkunft trennten, dieſe dagegen, durch ein „unwillkürliches Naturgefühl" dem gemiſchten Heere Ormonds entfremdet, ſich mehr und mehr an ihre republikaniſchen Landsleute anſchloſſen. Das Stammgefühl zeigte ſich mächtiger als die Anhänglichkeit an das Königthum. Der Krieg nahm dadurch wieder einen national-religiöſen Charakter an und wurde um ſo unverſöhnlicher und leidenſchaftlicher. Aber einen großen Erfolg hatte Cromwell doch erzielt, als er im Mai des nächſten Jahres die Inſel verließ, um ſeine Waffen nach Schottland zu tragen: Er hatte die engliſche und proteſtantiſche Bevölkerung, die durch die Ehrfurcht für den königlichen Namen auf die feindliche Seite getreten war, mit der Republik verſöhnt und die Inſel feſter an das Hauptland geknüpft.

Irland unterworfen u. geknechtet.

Cromwells Schwiegerſohn Ireton, dem der Statthalter bei ſeinem Abgang den Oberbefehl übergab, ſchritt auf derſelben Bahn fort; die Irländer wagten nirgends der in ruhigem Schritte vorrückenden im Handgeſchütz geübten Reiterei zu widerſtehen Waterford, Limerick, Galway fielen in die Hände der Republikaner. Als Ireton durch einen ſchnellen Tod dahingerafft ward, vollendeten Fleetwood, Cromwells anderer

Eidam, und Edmund Ludlow, das begonnene Werk in ähnlichem Geiſte. In drei Jahren war der gefährlichſte Aufſtand erſtickt; aber Irland war ein entvölkertes von rechtloſen Bettlern bewohntes Land. Als das Schwert ruhte, wüthete ein hoher Gerichtshof mit Beil und Verbannung gegen die Volkshäuptlinge; Tauſende verließen das Land ihrer Väter und ſuchten in den katholiſchen Ländern Europa's und in Amerika neue Wohnſitze, alle Kriegsgefangenen und eine große Zahl von Weibern und Kindern wurden nach Weſtindien gebracht und in Jamaica wie Sklaven auf den Zucker- und Tabaksplantagen verwendet. Die Zurückgebliebenen verloren den größten Theil ihrer Habe an engliſche Koloniſten, und die Bevölkerung ganzer Diſtrikte wurde in andere Gebiete verpflanzt; alle katholiſchen Geiſtlichen mußten das Land meiden; der römiſche Cultus wurde verboten und ſeine Anhänger aller Aemter für unwürdig erklärt. Fortan blieb in Irland Alles auf dem Kriegsfuß. Aber trotz aller Härte und Gewaltthat überſtieg die katholiſche Bevölkerung die proteſtantiſche noch um das Siebenfache. In Wäldern und Moräſten verbargen ſich die Verfolgten, horchten mit knirſchendem Ingrimm auf die Worte ihrer Prieſter und fielen raubend und mordend über die Beſitzungen der Anſiedler her. In Irland nannte man ſie Tories.

Die Royaliſten zur See bezwungen.

Auch die royaliſtiſchen Freibeuter, die unter Prinz Rupert und ſeinem Bruder Moriz von den Scilly-Inſeln aus einem Piratenkrieg gegen die engliſche Republik führten und ihren Handel ſchädigten, fühlten den neuen Aufſchwung des Freiſtaats. Robert Blake, aus Somerſetſhire, ein Held zu Land wie zur See verfolgte die feindlichen Schiffe bis an die Küſte von Spanien und Portugal. König Johann IV. mußte den pfälziſchen Prinzen jeden Beiſtand in ſeinem Gebiete verſagen. Im Hafen von Carthagena zerſtörte der engliſche „Flottengeneral" den größten Theil der feindlichen Fahrzeuge. Zum erſtenmale befuhren engliſche Kriegsſchiffe das Mittelmeer, den Anwohnern die aufſtrebende Macht des meerumgürteten Eilandes verkündend. Von den Regierungen des ſüdlichen Europa aufgegeben, wandten ſich die Söhne der Stuartſchen Böhmenkönigin Eliſabeth nach den Azoren, nach den afrikaniſchen und weſtindiſchen Gewäſſern: dort iſt Moriz in einem Schiffbruch umgekommen, Rupert aber ſuchte mit einem einzigen Schiffe eine Zuflucht in Frankreich. Darauf wurden die von Klippen umſtarrten Felſeneilande am atlantiſchen Ocean, die durch ihre Feſtigkeit den engliſchen Royaliſten eine geſicherte Zufluchtsſtätte zu Piratenzügen gegen die Republik boten, von dem engliſchen Seehelden mit ſchwerem Geſchütz angegriffen und zu Falle gebracht: St. Mary, aus dem Prinz Rupert ein neues Venedig zu machen gedacht, vermochte den Feuerſchlünden Blakes nicht zu widerſtehen; auch Carteret, ein energiſcher Royaliſtenführer, der von Jerſey aus mit allerlei Volk einen Freibeuterkrieg unterhielt, ſah ſich endlich zur Capitulation gezwungen. Sommer 1651.

Die Wechſelfälle in Schottland. Graf Montroſe.

Die royaliſtiſche Erhebung in Irland wirkte auf Schottland zurück und erzeugte auch dort einen Umſchwung der Gemüther. Doch dauerte es geraume Zeit, ehe die königliche Partei offen gegen die engliſchen Republikaner auftrat. Die Covenanters unter der Führung von Argyle hielten auch nach der Hinrichtung des Königs an der Staats- und Kirchenordnung feſt, die während Cromwells Anweſenheit in Edinburg aufgerichtet worden war. Als Graf Montroſe, der romantiſche Vorfechter des Royalismus mit einem Anflug von Abenteuerlichkeit, an der Spitze einiger deutſchen und däniſchen Söldnerhaufen an der heimathlichen Küſte landete, um ſeinem König „die Exequien zu halten mit dem Schnettern der Trompeten und die Grabſchrift zu ſchreiben in Blut;" fiel er durch ſchnöden Verrath in die Hände ſeiner presbyterianiſchen Gegner, die ihn wegen Bruchs des

Covenants zu einem ſchmählichen Tod verurtheilten. Der ritterliche Mann, der, wie er ſeinen Richtern ins Angeſicht ſagte, kein anderes Verbrechen begangen, als daß er Gott gefürchtet und den König geehrt, wurde in ſchimpflichem Aufzug durch das Land und die Straßen Edinburgs geführt und dann an einem hohen
April 1650. Galgen aufgeknüpft. Sein Haupt und ſeine Glieder wurden abgehauen und zur abſchreckenden Warnung über den Thoren der vier größten Städte Schottlands befeſtigt. Mit dem ſtolzen Blick eines triumphirenden Helden ſah man ihn auf ſeinem letzten Gange einherſchreiten.

Karl II. nach Schottland berufen.

Und doch war auch in Schottland die royaliſtiſche Geſinnung die vorherrſchende, ſelbſt die Covenanters blickten mit Abſcheu auf die Enthauptung des Königs, der von ihrem Stamm und Blut war; die Idee der Volksſouveränetät als einziger Quelle der Staatshoheit, wie die engliſchen Machthaber ſie zur Rechtfertigung ihres Staatsſtreiches aufgeſtellt, war eben ſo wenig wie die Lehre von unbedingter religiöſer Toleranz nach dem Sinne der Schotten. Dieſe ſuchten vielmehr die Nationalſouveränetät und das göttliche Recht des Königthums zu vereinigen, Kirche und Staat in der innigſten unmittelbaren Verbindung zu halten, die beiden Inſtitute mit der Krone an der Spitze als göttliche Einrichtung, als harmoniſche Weltordnung zu faſſen. Die Männer, welche in Schottland im weltlichen und geiſtlichen Regiment ſaßen, kamen daher wie die iriſchen Royaliſten zu dem Entſchluß, das Königthum wieder aufzurichten, aber mit der Bedingung, daß der Monarch den Covenant annehme und der presbyterianiſchen Kirche beitrete. Abgeordnete beider Stände begaben ſich zu dem Ende nach Breda, wo Karl, der Erſtgeborne des enthaupteten Königs weilte, und luden ihn nach Edinburg ein, um die Krone ſeines Vaters in Empfang zu nehmen und die Prärogative eines Königs von Großbritannien und Irland auf Grund des früher mit dem Parlamente in London vereinbarten „Bunds und Covenants“ auszuüben. Der Fürſt trug Bedenken, Bedingungen einzugehen, die nicht nur ſeiner Ueberzeugung und den Traditionen ſeines Hauſes widerſtrebten, die ihn auch mit den Katholiken und den Bekennern der biſchöflichen Kirche in Gegenſatz zu bringen drohten; erſt das Zureden ſeiner Mutter und ſeines Schwagers bewog ihn, auf die Vorſchläge der Schotten einzugehen. Auf Fahrzeugen, die ihm der
24. Juni (4. Juli) 1650. Statthalter Wilhelm geliehen, ſchiffte er ſich ein. Am 24. Juni betrat er die Küſte am Ausfluß des Spey, nachdem er noch auf dem Schiffe den von den Geiſtlichen ihm vorgelegten Eid auf League und Covenant im ſtrengſten Wortlaut geleiſtet. Darauf durchzog er das Land; wohin er kam mußte er ſtundenlange Predigten anhören über die Sünden und Frevelthaten ſeiner Vorfahren und über ſeine Pflicht als Fürſt, in weltlichen Dingen dem Rathe des Parlaments, in kirchlichen dem des Synodalausſchuſſes zu folgen und den Covenant in den drei Reichen zur Ausführung zu bringen.

Cromwells ſchottiſcher Feldzug 1650.

Die Rückberufung Karls II. nach Schottland war eine Kriegserklärung an Parlament und Staatsrath in England. So faßten dieſe das Ereigniß auf und

zögerten nicht mit ihrem Entſchluß. Cromwell wurde aus Irland abberufen und als Lord-General an die Spitze der Armee geſtellt, nachdem man die zum Presbyterianismus hinneigenden Elemente ausgeſtoßen. Fairfax, deſſen gemäßigte Haltung den kühnvorſtrebenden Republikanern nicht genügte, mußte hinter dem energiſcheren Waffengefährten zurückſtehen. „Er befand ſich in der unſeligen Lage eines Menſchen, der ſich zum Werkzeug hat brauchen laſſen, und die Reſultate ſeiner eigenen Handlung endlich verdammen muß.“ Im Juli überſchritt Cromwell den Tweed mit 16,000 Mann, meiſtens kriegsgeübte Veteranen. Die feindliche Armee viel ſtärker an Zahl hatte unter dem Oberbefehl von David Lesley eine feſte Stellung auf den verſchanzten Höhen zwiſchen Edinburg und Dunbar genommen, wo ihr Cromwell nicht beikommen konnte.

Religiöſe Haltung in beiden Heeren.

Ehe man zu Feindſeligkeiten ſchritt, wurden von beiden Seiten Anſprachen im Namen der Armee verbreitet, worin mit vielen gottſeligen Redensarten geklagt ward, daß der andere Theil durch ſein friedloſes Auftreten den Bruderkrieg herbeigeführt und den alten Bund gebrochen. Das engliſche Heermanifeſt, gerichtet an Alle, „welche den Glauben der Erwählten Gottes theilen“, verſicherte, „daß ſie in der Furcht Gottes und mit einem Herzen voll Liebe und Mitleiden ihren Kriegszug anträten“, zu dem jene durch ihr feindſeliges Beginnen ſie genöthigt; auf ſchottiſcher Seite wurde ſowohl von der Kirchencommiſſion als von den Offizieren die Reinheit ihrer religiöſen Intentionen hervorgehoben: „ſie ſtänden nur inſofern für die Sache des Königs ein, als dieſer die Sache Gottes zu ſeiner eignen mache und der Widerſetzlichkeit ſeines Vaters gegen das Werk Gottes abſage; für das Königthum im Verein mit dem Covenant wollten ſie ihr Leben einſetzen.“

Karl II. im ſchottiſchen Heerlager.

Karl, der ſich bei der Armee eingefunden, war in einer peinlicheren Lage als einſt ſein Vater in Newcaſtle; die zahlreichen Geiſtlichen im Lager nöthigten den jungen Fürſten, deſſen Natur der puritaniſchen Rigoroſität ſo ſehr widerſtrebte, ihren Gebeten und endloſen Predigten anzuwohnen; ſie verlangten von ihm eine ausdrückliche Erklärung, daß er ſich losſage vom ſündigen Thun des Vaters, von dem abgöttiſchen Weſen ſeiner Mutter, wodurch der Zorn Gottes auf ſeine Familie herabgezogen worden. Er weigerte ſich Anfangs; als man ihm aber drohte, daß ihn dann die Kirche aufgeben würde, unterzeichnete er die Erklärung und gab äußerlich ſeine Zuſtimmung zu einem Bekenntniß, das er im Herzen verabſcheute. Die Geiſtlichen führten das große Wort; ſie bewirkten, daß Alle, deren religiöſe Geſinnung nicht ganz zuverläſſig ſchien, aus der Armee ausgeſtoßen wurden, damit Gott ſein Angeſicht nicht von ihnen wende. Dieſelbe Gläubigkeit herrſchte auch im andern Heerlager; an der unmittelbaren Einwirkung Gottes zweifelten die Independenten ſo wenig als die Presbyterianer. Gleich den Kindern Israels hielten beide ſich für die Auserwählten des Herrn und beteten mit gleicher Inbrunſt zu Gott Zebaoth.

Die Schlacht bei Dunbar 3. Sept. 1650.

Uebrigens waren die Schotten Anfangs im Vortheil: Lesley vermied die Feldſchlacht, zu der ihn der Gegner zu bewegen ſuchte, und hielt feſt in ſeinen verſchanzten Poſitionen, während das engliſche Heer durch Mangel an Lebens-

mitteln und durch Krankheit schwer litt und viele tapfere Streiter dahingerafft oder kampfunfähig gemacht wurden. Um nicht von der Verbindung mit England abgeschnitten zu werden, ordnete Cromwell den Rückzug gen Dunbar an. Dank einem dichten Nebel und der einbrechenden Dunkelheit der Nacht entging er dem verfolgenden Feinde. Entmuthigt und in erbärmlichem Zustand bezog seine Armee ein Feldlager vor der Stadt. Die Schotten erwarteten mit Sicherheit einen siegreichen Ausgang. Aber es herrschte Zwiespalt in ihren Reihen. Der bedächtige Lesley wollte in seiner Stellung beharren und den Feind mit Schimpf abziehen lassen, um ihm dann nach England nachzufolgen, „die Sommerquartiere der Engländer in Schottland durch Winterquartiere der Schotten in England zu vergelten;" die andern dagegen, an ihrer Spitze die Geistlichen, waren der Meinung, man müsse ihn noch enger einschließen, damit er nicht entrinne, „denn Gott habe ihn in ihre Hände gegeben wie Agag den Amalekiter in die Hände Sauls". Das Selbstvertrauen der Kriegsleute und die Weltlust des Königs und seiner Umgebung, die durch das Lagerleben genährt wurden, war ihnen anstößig geworden. Ihre Ansicht drang im Kriegsrath durch, die militärischen Gesichtspunkte mußten vor den geistlichen Antrieben zurückweichen. In getrennten Abtheilungen stieg das schottische Heer von den Höhen in die Thalschlucht herab, um den Feind vollends einzuschließen. Als Cromwell die Bewegung im presbyterianischen Heerlager erblickte, soll er ausgerufen haben: „Sie kommen hernieder, der Herr hat sie in unsere Hände gegeben!" Sein Scharfblick erkannte den strategischen Fehler des Gegners; er beschloß zum Angriff vorzuschreiten und wurde durch die Zustimmung von Monk und Lambert in diesem Vorhaben bestärkt. Unter dem Sturm und Wellenandrang des Meeres rief er den Seinen zu: „Betet und haltet
3. Sept. 1650 euer Pulver trocken!" So erfolgte die Schlacht von Dunbar am 3. September, Cromwells Geburtstag. Früh am Morgen setzten sich die Independenten in Bewegung; das Bewußtsein von der Wichtigkeit des Tages erhöhte ihren Muth und ihre Kampfeslust. „Der Herr der Heerschaaren", erschallte es auf der einen Seite, „der Covenant" auf der andern. Als die Sonne emporstieg, rief Cromwell mit den Worten des Psalmisten aus: „Nun mag der Herr sich erheben und seine Feinde zerstreuen!" Mit erneutem Muthe drangen Lanzenträger und Reiter vorwärts; es dauerte nicht lange, so war der rechte Flügel und die Fronte der Schotten im Weichen; der linke Flügel, durch einen weiten Zwischenraum getrennt, konnte nicht rechtzeitig eintreffen. Bald war auch dieser zur Flucht genöthigt. Bei dreitausend tapfere Kriegsmänner lagen erschlagen auf dem Waffenfeld; bei neuntausend wurden als Gefangene weggeführt; Geschütz, Munition, Gepäck fielen in die Hände des Cromwellschen Heeres. Darauf kehrten die Independenten „zu ihren Gezelten" zurück, um Gott für ihre Erlösung zu danken; die schottischen Prediger aber schrieben ihre Niederlage dem Zorn des Herrn über das sündhafte Treiben der Krieger zu.

Die Eiferer fingen an zu bereuen, daß ſie den König herbeigerufen; ſie zweifelten an ſeiner aufrichtigen Hingebung für den Covenant; um ſeiner Heuchelei willen habe Gott das Strafgericht von Dunbar über ſie kommen laſſen; es bildete ſich eine neue Conföderation von ſtrengen Covenanters, welche das demokratiſche Prinzip der „Kirk“ auf die Spitze trieben: ohne dem Grundſatz einer herrſchenden Kirchenform und einer monarchiſch-parlamentariſchen Staatsverfaſſung untreu zu werden, kamen ſie den republikaniſchen Ideen doch ſehr nahe. Es machte Eindruck auf ſie, daß Cromwell, als er im Oktober in die Hauptſtadt einzog, vom Edinburger Schloſſe aus die Aufforderung erließ, ſich der Entſcheidung Gottes zu unterwerfen, die durch die Schlacht von Dunbar offenbar geworden. Die Ultra-covenanters.

Die extreme Richtung der „Remonſtranten“ fand indeſſen nur wenig Anklang; ſowohl die Kircheneommiſſion als der Adel ſprach ſich dagegen aus; der Befehlshaber der Edinburger Felſenburg hatte den zelotiſchen Geiſtlichen vorgeworfen, daß ſie an dem Unglück des Landes die meiſte Schuld trügen, „da ſie ſtatt Helfer des Wortes Herren über Gottes Volk ſein wollten“. Vielmehr erfolgte ein Umſchwung der Geſinnungen zu Gunſten des Königs. Argyle und die gemäßigten Covenanters näherten ſich den Royaliſten, ſo daß Karl, der nach der Schlacht von Dunbar hatte entfliehen wollen, nun mehr Anſehen als je erlangte. Am Neujahrstag wurde er zu Scone nach altherkömmlicher Weiſe gekrönt, wobei er noch einmal die presbyterianiſchen Glaubensſätze beſchwor; die früher wegen ihrer royaliſtiſchen Neigung aus der Armee Geſtoßenen durften wieder eintreten. Bei Stirling ſammelte ſich ein neues kampfbereites Heer unter Karls eigener Führung; auch viele flüchtige Royaliſten aus England fanden ſich ein. Cromwell zog von Edinburg aus gegen ſie; in Perth wurde er von einer Krankheit befallen, die ſeine kriegeriſche Thatkraft lähmte; dennoch behauptete er das Feld. Der Herr der Heerſchaaren, der von Presbyterianern wie von Independenten unter Faſten und Beten und mit inbrünſtigem Lippendienſt angerufen ward, war mit den Kühnen und Starken. Karls II. Krönung. 1. Jan. 1651. Juli — Aug. 1651.

Da ſchritt Karl unerwartet zu einem gewagten Unternehmen: von Royaliſten und Emigranten aufgeſtiftet rückte er mit einer Armee von etwa elftauſend Mann bei Carliſle über die engliſche Grenze und rief die Anhänger des Königthums zu ſeinem Beiſtande auf. Ein Wappenherold proclamirte ihn als Karl II. König von England. Ungehindert kam er bis Worceſter, wo ihm der Magiſtrat die Stadtthore öffnete. Das kühne Unterfangen des jungen Fürſten war geeignet, die Royaliſten des Nordens aufzuregen; mancher folgte dem Ruf und ſtellte ſich mit einigen Getreuen bei ihm ein, ſo Howard von Eskrik und James Stanley Earl of Derby, der auf der Inſel Man eine unabhängige Stellung behauptete. Aber die Zahl war nicht groß: Ueberraſchung, Furcht und Unſchlüſſigkeit hielt die meiſten ab, Gut und Leben aufs Spiel zu ſetzen. Und ſchon war Cromwell hinter ihm her, froh den Gegner im eigenen Lande bekämpfen zu können. Nachdem er ſein Heer mit parlamentariſchen und independentiſchen Truppen, die Karl II. in England.

während des Krieges in allen Grafschaften organisirt worden waren, verstärkt, zog er gegen den Feind und brachte am Jahrestag der Schlacht von Dunbar bei Worcester dem schottisch-royalistischen Heere eine vollständige Niederlage bei. Das Blut von Tausenden floß an den schönen Ufern des Severn; was nicht auf der Wahlstatt blieb, gerieth in Gefangenschaft.

Schlacht bei Worcester. 3. Sept. 1651.

Karl auf der Flucht.

Der Tag bei Worcester machte Karl zu einem heimathlosen Flüchtling, auf dessen Fahndung das Parlament einen hohen Preis setzte. Unter tausend Gefahren, Nöthen und Abenteuern entging er durch die aufopfernde Treue des Volks und die tief wurzelnde Anhänglichkeit an den königlichen Namen den Nachstellungen der feindlichen Reiter, die ihm oft genug auf der Spur waren. Wer hat nicht von der „königlichen Eiche" gehört, in deren dichten Zweigen und Blättern der Flüchtling sich verborgen hielt? Viele Personen wußten um das Geheimniß, und dennoch entkam Karl glücklich und unentdeckt nach der Meeresküste, von wo ihn eine Barke über den Kanal nach der Normandie trug.

Strafgerichte.

Ueber den royalistischen Adel ergingen harte Strafgerichte. Lord Derby mußte mit dem Leben büßen; viele seiner Gesinnungsgenossen verloren ihr Vermögen; die Krongüter wurden zu den Kriegskosten verwendet, die königlichen Schlösser, Gärten und Kunstsammlungen verkauft. Aehnlich wurde in Schottland verfahren; Georg Monk, ein erfahrener Kriegsmann, der einst unter Friedrich Heinrich von Oranien den Waffendienst gelernt, den Cromwell als Befehlshaber zurückgelassen, eroberte Dundee mit stürmender Hand und ließ die Soldaten rauben und morden; die Häupter des Staats- und Kirchenregiments fielen in seine Hände und wurden als Gefangene nach England geschickt; bis in die Hochlande drang er mit seinem siegreichen Heer vor. Durch Spaltung geschwächt, durch die Waffen der Republikaner besiegt, durch Festungswerke und ein strammes Militärregiment eingeschnürt, mußten sich die Schotten der stärkeren Macht beugen und mit der englischen Republik die Vereinigung schließen, welche das Stuart'sche Königthum vergeblich zu begründen gesucht. Von Dalkeithhouse wo der Feldherr mitten im Park seine Wohnung nahm, regierte Monk Schottland. Aber die Einziehung der Krongüter, die umfassenden Confiscationen der royalistischen Besitzungen, die neuen Ansiedelungen in den wenig bevölkerten Landschaften gaben Zeugniß, daß die Union nicht als eine zwischen Gleichberechtigten abgeschlossene Vereinbarung angesehen werden konnte, daß die republikanische Regierung das nördliche Nachbarland nicht minder als eine eroberte und unterworfene Provinz ansah, wie Irland. „Zum ersten Male ward Britannien durch einen einheitlichen Gedanken in dem ganzen Umkreis der alten Grenzen beherrscht." Und seit die pfälzischen Brüder und ihre Genossen von der See verjagt und die Inseln, die den Cavalieren als Schlupfwinkel für ihre Piratenzüge dienten, erobert waren, nahm die Republik auch eine gebietende maritime Stellung ein. Der erfolgreiche Gang des Krieges mit den Niederlanden gab dieser maritimen Machtstellung Sicherheit und Dauer.

Digitized by Google

Mit der Republik der niederländiſchen Generalſtaaten beabſichtigte die Regierung des britiſchen Gemeinweſens Anfangs in ein Bundesverhältniß zu treten. Krieg mit den Niederlanden. Beruhte doch das politiſche und religiöſe Leben beider Staaten auf ähnlichen Grundbedingungen. Eine Conföderation der beiden proteſtantiſchen Republiken hätte eine ſtarke Gegenmacht gebildet gegenüber der katholiſch-monarchiſchen Welt der Romanen. Es war ſogar von einer Vereinigung zu einem einzigen Staatsweſen die Rede, „um gemeinſchaftlich das Reich Gottes auszubreiten und die Völker von ihren Tyrannen zu befreien“. Aber die flüchtigen Royaliſten, die ſich in großer Menge um den Stuartſchen Königsſohn geſammelt hatten und an dem Statthalter Wilhelm II. dem Schwiegerſohn des hingerichteten Stuart einen Gönner und Beſchützer fanden, vereitelten das Vorhaben und ſtreuten die Saat der Feindſchaft. Sie ermordeten den Rechtsgelehrten Dorislaus, einen gebornen Holländer, der bei dem Prozeſſe Karls I. mitgewirkt hatte und von der republikaniſchen Regierung der engliſchen Geſandtſchaft im Haag beigegeben war, wegen „königsmörderiſcher“ Geſinnung in einem Gaſthauſe, ohne daß die Thäter deshalb Mai 1649. beſtraft oder ausgewieſen wurden. Eine ſolche Beleidigung durfte die republikaniſche Regierung nicht hingehen laſſen, zumal da der Statthalter auch zur See den Cavalieren in ihrem freibeuteriſchen Treiben allen Vorſchub leiſtete und die holländiſche Regierung auch nach dem Tode Wilhelms II. in ihrer abweiſenden 6. Nov. 1650. Haltung beharrte. Parlament und Staatsrath ergriffen daher eine Maßregel, die geeignet war ſowohl ihre eigene Handelsmarine in die Höhe zu bringen als die Holländer, die als Frachtfahrer den Weltverkehr beherrſchten und das Uebergewicht in allen Meeren hatten, aus dieſer Stellung zu drängen. Sie ließen die berühmte Navigationsakte vom 9. Oktober ausgehen, wonach fortan die Produkte 9. Okt. 1651. fremder Welttheile nur auf engliſchen Schiffen eingeführt werden durften, Auswärtige keine anderen Waaren als ſelbſterzeugte auf eigenen Fahrzeugen nach England bringen ſollten, bei Strafe der Confiscation von Schiff und Ladung. Als die Bemühungen der Niederländer, um Zurücknahme oder Suſpenſion der Schiffahrtsakte, die ihrem Zwiſchenhandel einen furchtbaren Schlag zu verſetzen drohte, fruchtlos blieben, die Engländer vielmehr auch noch das Recht anſprachen, auf den holländiſchen Fahrzeugen nach dem Gute ihrer Feinde Nachſuchung zu halten; da führten einzelne Feindſeligkeiten im Canal zu einem allgemeinen Krieg, wie ſehr auch die Puritaner der gemäßigten Richtung den Kampf zwiſchen Mai 1652 Confeſſionsverwandten beklagten. Anfangs behaupteten die Holländer ihren alten Ruhm im Seekrieg: mehrere bedeutende Schlachten wurden gewonnen und die holländiſchen Seehelden Tromp und de Ruyter und neben ihnen Evertſen und de Witt befuhren die Themſe und verwüſteten die Geſtade. Auf Tromps Maſt ſah man einen Beſen als Zeichen, daß er das Meer zu fegen gedenke. Aber bald nahm das Seeweſen, das von den Stuarts vernachläſſigt worden, einen mächtigen Aufſchwung, die Tage der Armada kehrten wieder. Der engliſche Admiral Robert Blake, ein Mann von altem Republikanerſinn und rauher

Tugend, der klassische Bildung und puritanischen Religionseifer mit hohem Kriegstalent und unverwüstlicher Thatkraft verband, trug in mehreren Aktionen den Sieg davon. In der großen Seeschlacht auf der Höhe von Scheveningen, die drei Tage dauerte, wurde Martin Tromp, der von Kindesbeinen an auf der Salzfluth gelebt, von einer Flintenkugel ins Herz getroffen. Auch Blake war verwundet und mußte vom Commando abtreten; aber Georg Monk, im Land- und Seekrieg gleich erfahren und gleich glücklich, vermehrte Englands Ruhm und Machtstellung durch neue Siege. Die vereinigten Staaten der Niederlande, die mehr als tausend Schiffe eingebüßt und in ihrem Handel schwere Verluste erlitten, mußten einen nachtheiligen Frieden schließen. Die Stände von Holland, wo die republikanisch-aristokratische Faction unter der Führung von Johann de Witt die Oberhand hatte, verpflichteten sich durch die „Seelusionsakte" den Prinzen von Oranien weder zum Admiral noch zum Statthalter der Provinz zu wählen und auch seine Wahl zum Generalcapitän über die Kriegsmacht der Generalstaaten nach Kräften zu verhindern sowie alle Stuarts aus dem Lande zu weisen. Die Schiffahrtsakte aber blieb bestehen und der niederländische Freistaat mußte die Hoheit der englischen Flagge in den britischen Gewässern anerkennen und seinen Schiffen auferlegen, den englischen den Seegruß zu bieten. Fortan war die englische Flotte mit ihren großen Schiffen und bronzenen Kanonen die Gebieterin der Meere.

8—10. Aug. 1653.

15. Apr. 1654.

Krieg gegen Spanien. Anfang der englischen Seeherrschaft.

Aber noch hatte man mit der ersten Großmacht, mit Spanien abzurechnen. Auch in Madrid war einst ein Agent des Parlaments Anton Ayscam (Asham) von flüchtigen Royalisten in einem Gasthaus ermordet, die Schuldigen von der Kirche vor Bestrafung geschützt worden. Die ganze Nation pries die Thäter glücklich, daß sie solche Rache ausgeführt, und der Minister de Haro beneidete den englischen König, daß er so loyale Unterthanen habe. Diese Beleidigung der republikanischen Regierung vergaß man den Spaniern nicht. Doch dauerte es noch einige Jahre, bis es zum Krieg kam, weil man sich in Brüssel wie in Madrid Mühe gab, den Eindruck zu verwischen und während der kriegerischen Verwickelungen mit Frankreich, die uns aus früheren Blättern bekannt sind, die englische Regierung in günstiger Stimmung zu erhalten. Wir wissen daß die beiden hadernden Mächte um Cromwells Bundesgenossenschaft buhlten. Aber mit der Zeit vereinigten sich mehrere Umstände, welche die in beiden Nationen wurzelnde religiöse und politische Antipathie bis zur kriegerischen Action aufstachelten. Die Londoner Regierung, die mittlerweile gänzlich unter Cromwells Leitung gekommen war, verlangte, daß den Engländern freier Handel in den spanischen Colonien und Sicherheit vor der Inquisition gewährt werde. Davon wollte man in Madrid nichts hören; eben so gut, meinte der spanische Gesandte, könnte man die beiden Augen seines Königs fordern. Zugleich legten die Spanier den englischen Ansiedelungen in Westindien Schwierigkeiten in den Weg; sie hielten immer noch an der päpstlichen Entscheidung fest, welche die neue Welt einst ihnen

und den Portugieſen zum ausſchließlichen Beſitz zugetheilt. Wie wenig Geltung aber hatte dieſer Ausſpruch in den Augen der Independenten! So beſchloß denn Cromwell in die politiſche Bahn einzulenken, welche die Königin Eliſabeth eingeſchlagen. „Es war, als wolle er den Untergang Walter Raleighs zugleich an den Stuarts und den Spaniern rächen, als treibe der ſeemänniſche und religiöſe Geiſt der Nation ihn durch dunkeln Impuls vorwärts.“ Zwei Admirale von Ruf, Blake und William Penn ſegelten in das atlantiſche Meer; beide gehörten Decbr. 1654. nicht zu den unbedingten Anhängern Cromwells, denn die Flottenmannſchaften, aus Leuten verſchiedener Anſichten zuſammengeſetzt, bewahrten eine gewiſſe Selbſtändigkeit, ſie waren, wie Clarendon ſagt, „eine Nation für ſich“. Aber über den großen vaterländiſchen Intereſſen, denen beide mit ganzer Seele ergeben waren, traten die politiſchen Antipathien zurück. Der Anfang war keineswegs ermuthigend; ein Angriff, den Penn in Verbindung mit Robert Venables, dem Apr. 1655. Anführer der Landtruppen auf Santo Domingo unternahm, wurde mit Verluſt zurückgeſchlagen; dagegen bemächtigten ſie ſich der Inſel Jamaica, die fortan inmitten der ſpaniſchen Pflanzungen ein wichtiger Halt- und Mittelpunkt für die engliſchen Anſiedelungen in Weſtindien geblieben iſt. Und auch in den europäiſchen Gewäſſern war die engliſche Marine im Vortheil. Cadix und Malaga fühlten die Kraft der britiſchen Kanonen; im Herbſt 1656 griff Blake an der Mündung des Tajo die aus America heimkehrende Silberflotte der Spanier an und lieferte große Geldſummen in den Tower ab. Von der Allianz mit Mazarin, welche die Erwerbung der wichtigen Seeſtadt Dünkirchen für die Republik zur Folge hatte, iſt früher die Rede geweſen (S. 86). In der entſcheidenden Schlacht auf den Sandhügeln der Dünen erregte die Tapferkeit und der Kriegsmuth der Soldaten Cromwells ſogar die Bewunderung des Herzogs von York, der in den Reihen der Spanier gegen ſie kämpfte. Alle Staaten des Mittelmeers empfanden den mächtigen Arm des republikaniſchen Inſelreichs. Toscana und der Kirchenſtaat, welche einſt den pfälziſchen Prinzen und ihren royaliſtiſchen Genoſſen Vorſchub geleiſtet, wurden von Admiral Blake zur Entrichtung namhafter Entſchädigungsſummen gezwungen. Mit den Malteſerrittern, welche die Grenzlinie Frühjahr 1655. zwiſchen Schiffahrt und Seeraub nicht immer einhielten, ward ein ernſtes Wort geſprochen und ihnen nachdrücklich eingeſchärft, daß ſie in Zukunft die Proteſtanten nicht gleich den Mohammedanern behandelten. Auch die Corſaren in Nordafrica ſollten fühlen, daß eine ſtarke Seemacht über die Gewäſſer dahin fuhr. Als der Dey von Tunis die Auslieferung gefangener Engländer verweigerte, ließ Blake ſeine Ruderboote bis in den Hafen vordringen und die ganze Seeräuberflotte in helle Flammen aufgehen. Erſchreckt durch ſolche Züchtigung boten die Corſarenfürſten von Algier und Tripolis die Hand zu Verträgen. Auch König Johann IV. von Portugal unterzeichnete noch am Ende ſeiner Regierung einen Handelstractat, in welchem den engliſchen Seefahrern und Kaufleuten in dem ſtrengkatholiſchen Königreich Religionsfreiheit zugeſtanden ward. Die glänzendſten Er-

folge jedoch errang die engliſche Flotte durch den Sieg von Sta. Cruz auf Teneriffa,
20. Apr. 1657. wo Blake ſechzehn ſpaniſche Galleonen vernichtete und unermeßliche Beute heimbrachte. Es war der letzte Triumph des Helden. Noch in demſelben Jahr ſtarb er auf der Rückfahrt auf ſeinem Schiff. So wurde die Republik unter Cromwells Führung die Schöpferin der Seeherrſchaft Englands

b. Verfaſſungs- und Parteikämpfe.

Heergemeinde und Parlament in Hader.

Während dieſer kriegeriſchen Vorgänge nach Außen trat auch im Verfaſſungsleben der engliſchen Republik eine merkwürdige Umwandlung ein. Die Staatsgewalt, die unter dem Impulſe religiöſer und politiſcher Tendenzen die Welt ſo mächtig in Bewegung ſetzte, beruhte auf drei Elementen: dem altparlamentariſchen, dem juriſtiſchen und dem militäriſchen. Durch ihr gegenſeitiges Zuſammenwirken wurde die äußere Machtentfaltung und die innere Rechtsordnung begründet. Dieſe republikaniſche Staatsgewalt mußte an Kraft gewinnen, wenn ſie den Charakter eines Parteiregiments ſo viel als möglich von ſich abſtreifte, wenn es ihr gelang, alle Stände und Factionen zu einer nationalen Gemeinſchaft zu vereinigen. Darum wurde, nachdem durch die Schlacht von Worceſter der bewaffnete Widerſtand niedergeſchlagen war, allen Royaliſten, welche ſich in die
Febr. 1652. beſtehende Staatsform „ohne König und Lords“ fügen wollten, Verſöhnung und Amneſtie angeboten und von Vielen angenommen. So lange die Republik um ihre Exiſtenz zu ringen hatte, gingen die verſchiedenen Factionen miteinander, der Kampf ums Daſein machte ein verträgliches Zuſammengehen nothwendig; aber bald trat eine Spaltung ein zwiſchen der militäriſchen Gewalt und den Männern der parlamentariſchen Autorität und des Rechts. War die Armee ſchon während der bürgerlichen Kriege mit Forderungen hervorgetreten, welche auf eine gänzliche Umgeſtaltung der beſtehenden Verhältniſſe in Staat und Kirche hinausliefen; ſo waren dieſe Anſprüche durch das Bewußtſein, daß von dem Heer und ſeinen Führern das Meiſte und Bedeutſamſte vollbracht worden ſei, ſeitdem ſehr gewachſen. Statt des Rumpfparlaments, in dem die bewaffnete Macht nur den Ausdruck einer alten Rechtsinſtitution, keineswegs eine Vertretung des Freiſtaats erblickte, verlangten Offiziere und Gemeine eine nationale Repräſentation, die aus allgemeinen Wahlen nach dem Prinzip der Volksſouveränetät hervorgehen ſollte; ſie forderten ein neues Landrecht, Verbeſſerung des Gerichtsweſens, Entfernung aller laſterhaften und übelgeſinnten Männer aus den einflußreichen Stellungen und ihre Erſetzung durch ſolche, „welche gottesfürchtig und der Geldgier fremd ſeien“; ſie drangen auf Abſchaffung der Acciſe, der Landtaxe und vor Allem des Zehnten, der eine Einrichtung des Papſtthums ſei und jetzt den Presbyterianern zu gute komme; ſie klagten, daß bei Confiscationen und Strafgerichten mit Parteilichkeit und Ungerechtigkeit vorgegangen werde. Von ſolchen Tendenzen waren jedoch die bürgerlichen Mitglieder der republikaniſchen Regie-

rungsgewalt weit entfernt. Der verſtümmelte Rumpf des langen Parlaments war in ihren Augen die einzige legale Autorität, und wenn ſie auch, wie Henry Vane, nach Pym das bedeutendſte revolutionäre Talent dieſer bewegten Zeit, wohl die Nothwendigkeit einer Parlamentsreform zugaben, ſo wollten ſie doch nichts wiſſen von einem allgemeinem Stimmrecht; nach ihrem Sinn ſollte nur eine Wahlreform eintreten, die ein verſtärktes Uebergewicht der Mittelklaſſen herbeiführen würde. Vorerſt waren ſie bedacht, durch Einberufung ausgeſtoßener Presbyterianer oder durch Wahlen in der alten Weiſe die parlamentariſchen Lücken zu ergänzen; und um dem Einfluß des Heeres zu entgehen, drangen ſie, da jetzt die bürgerlichen Kämpfe nahezu beendigt ſeien, auf Verminderung des Landheeres und Verſtärkung der Seemacht. Denn wie erwähnt behauptete die Marine eine unabhängigere Stellung; ſelbſt die angeſehenſten Flottenführer, wie Blake und Penn, waren nicht ſelten in der Oppoſition zu dem herrſchenden Regiment.

Cromwell und der Kriegsrath.

Cromwell erkannte die Abſicht des Parlaments, das immer noch presbyterianiſche Sympathien nährte, und ſtellte ſich auf die Seite ſeiner Kampfgenoſſen. Er verlangte, daß die Mitglieder des Rumpfes einen Termin der Selbſtauflöſung feſtſetzten, eine neue den gegebenen Verhältniſſen entſprechende Wahlart auffiellten und daß ein vom Parlamente und von der Armee gewählter Rath von vierzig Perſonen die höchſte Gewalt in die Hand nehme und die Reformen durchführe. Die Männer des Parlaments verhielten ſich zögernd oder ablehnend gegen alle Reformvorſchläge: ſie wollten ihren Anſpruch auf die höchſte Autorität nicht aufgeben; gleich dem römiſchen Senat, der ihnen vorſchwebte, wollten ſie über das geſammte Gemeinweſen, über Land- und Seemacht gebieten. Immer größer wurde die Spaltung zwiſchen der bürgerlichen und militäriſchen Gewalt; die Führer der Armee, durchdrungen von dem Bewußtſein ihrer Thaten und ihrer Macht, wollten von einer Unterordnung unter eine Verſammlung, der ſie den Charakter einer Nationalvertretung abſprachen, nichts wiſſen; ſie ſuchten Cromwell zu beſtimmen, daß er das Parlament ohne Ende durch einen Gewaltſtreich auflöſe. Zwei hervorragende Generale, Lambert und Harriſon, waren die Hauptagitatoren für dieſen Plan. Jener, der in allen bisherigen Actionen ſich hervorgethan hatte, fühlte ſich perſönlich verletzt, daß ihm nicht nach Iretons Tod die Stelle eines Lord-Statthalters in Irland mit dem ganzen Umfang der Gewalt übertragen worden. Er war eine durch und durch militäriſche Natur, urtheilt Ranke, wenig berührt von den politiſchen, noch weniger von den religiöſen Idealen, aber davon durchdrungen, daß die Armee in dem großen Streite die Entſcheidung herbeigeführt habe und der überwiegende Einfluß ihr von Rechts wegen zukomme. Oberſt Harriſon, ein feuriger Anhänger anabaptiſtiſcher Lehrmeinungen „ſchwärmte für die Durchführung einer Radicalreform nach geiſtlichen Prinzipien". Nach einigem Bedenken ging Cromwell auf den Gedanken ein; in einer Verſammlung von Offizieren wurde der Entſchluß gefaßt, die Reform des

Reiches durchzuführen, ehe das Parlament mit dem Wahlgeſetz, das eben in Berathung war, zu Ende gekommen wäre. Gott, der ihnen den Sieg im Felde verliehen, habe ihnen auch die Pflicht aufgelegt, das Volk von dem ungerechten Regimente zu befreien.

Auflöſung des langen Parlaments

So erfolgte die gewaltſame Auflöſung des langen Parlaments, die in ihrer draſtiſchen Ausführung ſo oft der Gegenſtand hiſtoriſcher Schilderung geworden iſt. Nachdem Cromwell ſeine Truppen in das Haus und die Vorhalle geführt, trat er in gewöhnlicher Puritanertracht, ſchwarz mit grauwollenen Strümpfen in den Sitzungsſaal, gerade als über die entſcheidende Frage des Wahlgeſetzes verhandelt wurde, und nahm ſeinen Sitz ein. Eine Weile hielt er ſich ſtill, bis zur Abſtimmung geſchritten werden ſollte. Da erhob er ſich plötzlich zu einer bitteren Rede, worin er der Verſammlung ihre Ungerechtigkeiten und ihre Selbſtſucht vorhielt, und ſagte, Gott habe ſich würdigere Männer auserſehen, ſein Werk durchzuführen. Als einer der Anweſenden ſein Erſtaunen ausdrückte, daß ein Mann, der dem Parlamente ſo viel zu verdanken habe, in ſolcher Sprache zu ihm rede, gerieth er in die heftigſte Aufwallung. Den Hut auf dem Kopfe ſchritt er durch den Saal, ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden, ließ die Musketiere hereintreten. Darauf rief er: „Ihr ſeid kein Parlament mehr, fort! macht beſſeren Leuten Platz!“ Harriſon nahm den Sprecher Lenthal bei der Hand und führte ihn von ſeinem Sitze weg. Die andern wurden von den Soldaten ausgetrieben, wobei Oliver ſeine alten Freunde mit Schmähungen überſchüttete, indem er dem Einen zurief: „Du biſt ein Trunkenbold!“ dem andern: „Du biſt ein Ehebrecher!“ dem dritten: „Du biſt ein Hurer!“ Auf den goldenen Parlamentskolben des Sprechers hinweiſend ſprach er: „Werft den Narrentand in die Rumpelkammer!“ Nachdem der Saal geräumt war, ſchloß er das Haus zu, ſteckte den Schlüſſel in die Taſche und begab ſich nach Whitehall, wo er ſeine Offiziere noch verſammelt fand. Dieſen ſagte er: „Als ich ins Haus kam, dachte ich nicht ſolches zu thun. Als ich aber ſah, daß das Parlament einen Faden ohne Ende fortſpinnen wollte, ward der Geiſt Gottes ſo ſtark in mir, daß ich nicht länger nach Fleiſch und Blut fragte.“ Nun ſei es nothwendig, daß ſie mit ihm Hand in Hand giengen; das Begonnene müſſe durchgeführt werden. Am Nachmittag begab er ſich mit Lambert und Harriſon in den Staatsrath und kündigte denſelben an, daß er nur noch als eine Privatverſammlung angeſehen werden könne, da das Parlament aufgelöſt ſei. Bradſhaw antwortete ihm: „Ihr irrt Euch, Sir, wenn ihr glaubt, das Parlament ſei aufgelöſt. Keine Macht auf Erden vermag es aufzulöſen, als die Mitglieder ſelbſt.“ Darauf gingen die Räthe auseinander. Nirgends erhob ſich ein Widerſtand; auch die Mannſchaft auf der Flotte fügte ſich und ſetzte den Seekrieg fort. Blake war ein zu aufrichtiger Patriot, als daß er das Wohl und die Größe des Vaterlandes durch perſönliche Empfindungen hätte gefährden wollen.

So waren denn König, Lords und Unterhaus, „weil ſie die Pflichten ihres Amtes nicht erfüllt hatten“, durch die Armee beſeitigt; die in derſelben vorherrſchenden independentiſchen und demokratiſchen Ideen hatten den Sieg erlangt; alle klerikalen, presbyterianiſchen und ariſtokratiſchen Einrichtungen lagen zu Boden: Oliver Cromwell, das Haupt der militäriſchen Macht, der Repräſentant der religiöſen Selbſtbeſtimmung, hatte alle Gewalt in Händen. Nun ſollte ein neues Parlament einberufen werden, das in Wahrheit als der Ausdruck des nationen Willens gelten konnte; bis zur Beendigung der Wahlen führte der Kriegsrath, dem eine Anzahl Rechtsgelehrter beigegeben wurde, unter Cromwells Vorſitz das Regiment. Die Hauptſorge dieſer neuen weſentlich militäriſchen Regierung war die Wiederaufrichtung einer bürgerlichen Autorität, welche die höchſte Gewalt ausüben ſollte. Zu dem Ende wurden nach dem Vorſchlage der ſeparatiſtiſchen Congregationen in den Grafſchaften und Städten Liſten von „Gottſeligen“ (Godly) angefertigt, „fromme Männer, gläubig, allen Lüſten feind und voll hingebenden Muthes für die Sache Gottes“, und aus dieſen die Mitglieder für das neue Parlament ausgewählt, und zwar für England 139 nach Maßgabe der von den verſchiedenen Grafſchaften zu zahlenden Steuern, 6 für Wales, ebenſoviele für Irland, 4 für Schottland, im Ganzen 155. Sie gaben ſich den Namen „Parlament der engliſchen Republik“ und betrachteten ſich als die von Gott beſtimmte Repräſentation der Nation. Royaliſtiſche Schriftſteller haben dieſe Verſammlung der „Heiligen“, die nach dem zum Sprecher erhobenen Londoner Lederhändler Preisgott Barebone (Todtenknochen) als „Barebone-Parlament“ bezeichnet ward, mit einem Uebermaß von Spott und Ironie überſchüttet. Schon die aus der Heil. Schrift entlehnten Vornamen vieler Mitglieder (Heſekiel, Habakuk, Joſua, Zorobabel) wurden zur Charakteriſirung ihrer religiöſen Richtung und puritaniſchen Befangenheit angeführt. Ganze Sprüche ſtellten manche voran, wie „Tödtſünde;“ „Stehfeſtimglauben“ und es iſt eine bekannte Erzählung, daß der lange Vorname, den ſich der erwähnte Barebone beigelegt: „Wenn Chriſtus nicht für uns geſtorben wäre, wir wären ewig verdammt“ von dem Volkswitz dadurch verſpottet ward, daß man den beſten Theil wegſchnitt und nur das „verdammt“ ſtehen ließ. Aber wie ſehr immer dieſe Verſammlung, in der Sectirer aller Art, Independenten, puritaniſche und anabaptiſtiſche Fanatiker und Schwärmer über die Zuſtände des Staats und der Kirche beriethen und beſchloſſen, den Gegnern und den Nachgebornen als lächerlich und verkehrt erſcheinen mochte; die Mitglieder, vorwiegend aus dem wohlhabenden Mittelſtande hervorgegangen, waren der Mehrheit nach Männer von Einſicht und politiſchem Verſtand, denen es mit der Reform des gemeinen Weſens, mit der Beſeitigung ſocialer Mißſtände ernſt war. Sie drangen auf Verbeſſerung der Rechtspflege, indem ſie das weitläufige und koſtſpielige Gerichtsweſen auf einfachere Formen zurückführen und dem verſchleppenden Verfahren am „Billigkeitsgerichtshof“ des Kanzlers durch Abſchaffung des Court of Chancery ſteuern wollten; ſie beabſich-

Das „kleine Parlament“ der Heiligen.

tigten ſtatt des weitläufigen und unverſtändlichen Landrechts ein einfaches Geſetzbuch in engliſcher Sprache aufzuſtellen, das dem göttlichen Geſetz und der Vernunft entſpräche; ſie wollten die kirchlichen Patronatsrechte und die Zehnten abſchaffen, den Gemeinden das Wahlrecht ihrer Geiſtlichen anheimgeben, die Ehe, in der die Congregationaliſten nur einen bürgerlichen Vertrag erkennen wollten, der prieſterlichen Einwirkung entziehen und die Civiltrauung durch den Friedensrichter einführen.

Auflöſung des „kleinen Parlaments".

Wenn ſchon dieſe in das bürgerliche und ſociale Leben tief einſchneidenden Reformpläne eine große Aufregung bei den geiſtlichen und weltlichen Ständen erregten, wenn die Abſchaffung des Zehnten Manchen als ein offener Eingriff in das Recht des Eigenthums erſchien; was konnte erſt erwartet werden, wenn die anabaptiſtiſch-demokratiſche Partei, die in der Verſammlung viele Anhänger hatte, die Majorität erlangte, wenn die „Männer der fünften Monarchie" und die andern anabaptiſtiſchen Sektirer, welche, wie einſt die Wiedertäufer in Münſter, eine Herrſchaft von Auserwählten gründen wollten und alle weltliche Kunſt und Wiſſenſchaft, alle Uebung und Erfahrung der unmittelbaren Erleuchtung durch die Gnade Gottes nachſtellten, ihre Autorität zum Umſturz aller beſtehenden Ordnungen und Inſtitutionen anwendeten, oder gar, wie die Levellers die Idee des Eigenthums antaſteten? Eine unruhige ängſtliche Bewegung bemächtigte ſich der Gemüther. Und wie dann, wenn der Mann, in deſſen Hand das Schickſal alle Gewalt gelegt hatte, ſich mit der fanatiſch-radicalen Faction verband? Hatte er doch ſelbſt, wie ſie, während des Kampfes gegen Episcopale und Presbyterianer der puritaniſchen Oppoſition angehört; und waren ihm doch Männer von excentriſcher Richtung, wie Harriſon bisher nahe geſtanden! Aber vor ſolcher Verirrung bewahrte den General ſein geſunder praktiſcher Sinn. Wie er einſt den agitatoriſchen Umtrieben der Armee und den phantaſtiſchen Beſtrebungen der Levellers ein Ende gemacht hatte, ſo ſetzte er jetzt auch dem „kleinen Parlament" ein Ziel. Als die „Gottſeligen" auch in das Heerweſen eingriffen, behufs einer Steuerreduction den Armeebeſtand und die Marine vermindern wollten, das religiöſe und demokratiſche Intereſſe allem Andern voranſtellten, als in einer Sitzung die Aeußerung fiel: „die Soldaten ſeien die Janitſcharen jenes Babylon, das man zerſtören müſſe, um die Monarchie der Heiligen einzuführen"; da reifte in Cromwell der Gedanke, ſich auch dieſes Parlaments, das alle beſtehenden Verhältniſſe nach radical-puritaniſchen Doctrinen umgeſtalten wollte, das ſich bei der Geiſtlichkeit, den Rechtsgelehrten, dem Militär verhaßt gemacht hatte, zu

12. Decbr. 1653.

entledigen. Der innere Zwieſpalt in der Verſammlung ſelbſt erleichterte die Auflöſung. Als die faſt zur Hälfte angewachſene Minorität ſelbſt ihre Reſignation beſchloſſen und dem Lordgeneral in Whitehall die Urkunde eingehändigt hatte, wurde der Sitzungsſaal in Weſtminſter abermals durch Musketiere geräumt, worauf auch die übrigen Mitglieder ihr Mandat niederlegten. Durch Cromwell und den Kriegsrath hatten ſie ihre Vollmacht erhalten; durch dieſelbe Gewalt

wurde ſie ihnen entzogen. Sie glaubten die Miſſion zu haben, das Reich nach dem Willen Gottes, nach ihren demokratiſchen und religiöſen Ideen neu zu geſtalten; als ſie ſahen, daß ſie dieſe Miſſion nicht erfüllen könnten, traten ſie theils freiwillig theils gezwungen zurück. Das Volk verhielt ſich theilnahmlos und gleichgültig.

Lamberts Regierungsinſtrument.

Schon bei der Auflöſung des langen Parlaments war der Gedanke laut geworden, man müſſe die höchſte Gewalt in Eine Hand legen, eine der Monarchie nahe kommende Ordnung gründen. Es wird berichtet, Cromwell habe wiederholt auf die Nothwendigkeit hingedeutet, wieder einen König einzuſetzen, die Armee aber die Idee einer Herſtellung des Königthums von ſich gewieſen. Als nun auch das „kleine Parlament" vom Schauplatz verſchwunden war, trat General Lambert in dem Kriegsrath, der in den Räumen von Whitehall über die künftige Reichsordnung einen Beſchluß faſſen ſollte, mit dem Vorſchlag hervor, das Staatsregiment in wenige Hände zu concentriren, ein Vorſchlag, den er ſchon früher gemacht, der aber durch den Einfluß des von religiös-ſchwärmeriſchen Vorſtellungen beherrſchten Harriſon vereitelt worden war. Jetzt legte er einen Verfaſſungsentwurf vor, worin der Verſuch gemacht war, die executive und legislative Gewalt zu trennen, die höchſte Staatsautorität zwiſchen der Armee und der Volksvertretung vertragsmäßig zu theilen und an die Spitze des Gemeinweſens einen oberſten Machthaber zu ſtellen. Nach dieſer Verfaſſungsurkunde, „Inſtrument der Regierung" genannt, ſollte einem Parlament von 400 Mitgliedern für die drei vereinigten Reiche die geſetzgebende Macht, die Verwilligung der Steuern und die Zuſtimmung bei Beſetzung der höheren Staatsämter zugetheilt werden; aus allgemeinen Wahlen hervorgehend, nur mit Ausſchluß derjenigen, welche die Waffen gegen die Republik getragen, ſollte das neue Parlament einen volksthümlichen Charakter erhalten und in Wahrheit eine Repräſentation der Nation bilden; ein „Protector" auf Lebenszeit mit dem freien Wahlrecht des Nachfolgers ſollte im Verein mit einem „Staatsrath" die ausübende Gewalt, die Verfügung über die Land- und Seemacht, die Beſtimmung über Krieg und Frieden beſitzen, doch kein Glied des Hauſes Stuart dieſe höchſte Würde bekleiden dürfen.

Oliver Cromwell zum Protector erhoben.

Als die Verſammlung dem von Lambert vorgelegten Entwurfe ihre Zuſtimmung gegeben, wurde Oliver Cromwell erſucht, als Lord-Protector die höchſte Gewalt zu übernehmen. Er ließ ſich leicht dazu beſtimmen; galt es doch die Grundlagen des Staats und der geſellſchaftlichen Ordnung vor einem drohenden Umſturz zu retten. Ganz England athmete auf; die Geiſtlichen, die Rechtsgelehrten, alle Beſitzenden erblickten in Cromwell ihren Schirmherrn, ihren „Protector" in der natürlichen Bedeutung des Wortes. Die feierliche Inſtallation am 16. December des Jahres 1653 in Weſtminſterhall, wo er in Gegenwart der Offiziere, der Stadtbehörden von London, vieler Staatsräthe und Richter das ihm im Namen der Armee und der drei Nationen von Lambert angebotene Herrſcheramt übernahm und den vorgeſchriebenen Eid auf das Verfaſſungsin-

strument leistete, war ein Freudenfest. Als das Ceremoniel vollzogen war, sprach er: „seine Macht möge nicht länger dauern als sie mit dem Worte Gottes in vollkommenem Einklang stehe, zur Förderung des Evangeliums und zur Erhal-
14. April 1654. tung des Volkes bei seinen Rechten und seinem Eigenthum gereiche." Am 14. April des folgenden Jahres bezog er die königlichen Gemächer in Whitehall; und ob er auch nicht den Königstitel führte, er besaß die volle monarchische Gewalt, wie die Stuarts sie bei allen absolutistischen Tendenzen niemals zu erreichen vermocht. Auch die Bezeichnung „Lord Protector" knüpfte an Vorbilder der Vergangenheit an; mehr als einmal hatten eigenmächtige Stellvertreter minderjähriger Fürsten den Titel geführt. Das neue Regiment, wie die Verfassungsurkunde es feststellte, war somit ein der alten Staatsform analoger Organismus, eine monarchische Autorität gestützt auf Rechtsnormen und Landesgesetze und gestärkt durch die Theilnahme volksthümlicher Elemente am öffentlichen Leben. Die Mehrzahl der Nation fügte sich freudig in die neue Staatsordnung und huldigte der von Cromwell selbst ausgesprochenen Theorie, „daß alle Obrigkeit zwar göttlichen Ursprungs und von Gott verordnet, aber die Form derselben Menschenwerk sei und der Veränderung unterworfen." Nur die strengen Royalisten, die Ritter der Legitimität, und die schwärmerischen Sectirer, die „Heiligen und Gottseligen", welche die Welt nach idealistisch-theokratischen Traumbildern und Doctrinen gestalten wollten, hielten sich in malcontenter Verdrossenheit fern.

Protector und Parlament in Hader. 1654.

Bis zum Zusammentritt des neuen Parlaments wurde von Protector und Staatsrath Verwaltung und Gerichtswesen nach den bestehenden Gesetzen gehandhabt. Aber bald sah Cromwell die Nothwendigkeit ein, sich, wie der schwedische Reichskanzler Oxenstierna zu dem Gesandten Whitelock sagte, „mit Stahl zu panzern an Rücken und Brust", das Protectorat durch die Bestätigung der Nation
3. Sept. 1654. in ihren Repräsentanten zu stärken. Als am 3. Sept. die 400 freigewählten Mitglieder, darunter je 30 für Schottland und Irland in einem einzigen Hause vereinigt zur Berathung zusammentraten, eröffnete Cromwell die Sitzungen mit einer Rede, worin er vor den Tendenzen der Levellers wider die bürgerliche Ordnung und vor den Schwärmern der fünften Monarchie warnte, die jedes geistliche Institut niederwerfen wollten, und die Hoffnung aussprach, die Versammlung werde durch Billigung der getroffenen Einrichtung den Schlußstein in den Verfassungsbau fügen. Allein er irrte sich, wenn er auf eine unbedingte Zustimmung rechnete. Auf Grund des Prinzips der Volkssouveränetät sprach das Parlament sich selbst die höchste Gewalt zu; ihm müsse das Protectorat untergeordnet sein, ihm die Entscheidung über die Kriegsmacht, über Kirche und Gewissensfreiheit zustehen. Die Abgeordneten stellten sich somit auf den Standpunkt des langen Parlaments; der alte Conflict schien wieder aufzuleben. Da erklärte Cromwell, daß die Verfassung, wie sie von dem Kriegsrath festgesetzt, von Gott und Menschen gebilligt worden sei, nicht verändert werden dürfe: die oberste Gewalt müsse in Einer Hand bleiben, die Verfügung über die Kriegsmacht zwischen dem

Protector und Parlament getheilt ſein, die Volksrepräſentation dürfe ſich nicht verewigen, die Gewiſſensfreiheit müſſe anerkannt werden. Dies ſeien die Fundamentalartikel, unter denen er das hohe Amt übernommen, und an denen er feſthalten werde. Ehe er davon laſſe, „möge man ihn in ſein Grab ſenken und ihn mit Schimpf unter die Erde bringen.“ Er beſetzte die Thüre mit Soldaten und forderte von der Verſammlung die Unterzeichnung einer ſchriftlichen Anerkennung der erwähnten vier Grundbeſtimmungen. Dreihundert unterſchrieben den Revers, der Sprecher an der Spitze, und verpflichteten ſich zur Treue gegen den Protector; die übrigen traten aus. Sie konnten ſich nicht entſchließen, eine höchſte unverantwortliche Gewalt, die über eine ſtehende Armee gebiete, an die Spitze der Regierung zu ſtellen. Aber auch diejenigen Mitglieder, welche die Fundamentalgeſetze als gültig hinnahmen und dem Protector die Fülle der Autorität und die militäriſche Macht zuerkannten, wollten doch nicht alle übrigen Artikel des „Regierungsinſtruments“ ſo unbedingt gelten laſſen; ſie betrachteten ſich als eine „conſtituirende Verſammlung“, der das Recht einer Reviſion zukomme. Sie fanden, daß die Gewalt des Protectors in manchen Fällen begrenzt werden ſollte; ſie hielten an dem Aufſichtsrecht des Staats über die Religionsgenoſſenſchaften feſt, ſie beſtritten die Erhebung der unbewilligten Steuern, die doch für die Unterhaltung der Kriegsmacht unentbehrlich waren; ſie wollten die Wahl des künftigen Protectors nicht dem Staatsrath überlaſſen, ſondern dem Parlamente zuwenden; von einer Erblichkeit der Würde in der Familie Cromwells wollten ſie nichts wiſſen. Wenn ſie auch die Macht des gegenwärtigen Protectors als eine Nothwendigkeit gelten ließen, ſo hielten ſie doch an dem Prinzip der Volksſouveränetät feſt. Da regte ſich in Cromwell das Selbſtgefühl der Macht, die er als Kriegsherr und Staatsoberhaupt beſaß, und er ſchritt abermals zur Auflöſung. Da die fünf Monate, welche die Verfaſſung für die Sitzungen beſtimmte, noch nicht ganz vorüber waren, wurde diesmal wie bei den Löhnungsterminen der Mannſchaften zu Land und zur See nach Mondumläufen ſtatt nach Kalendermonaten gerechnet. 22. Jan. 1655.

Von der Zeit an regierte Oliver Cromwell als oberſter Kriegsherr mit Glanz und Kraft nach Außen; als Lord-Protector gemäß den Beſtimmungen der Verfaſſungsurkunde mit feſter Hand nach „göttlichem Recht“ im Innern: der „Olevarius Protector“ wie er ſich unterzeichnete, hatte mehr Geltung als einſt der „Carolus Rex“. Nach Schweden ſchickte er den Rechtsgelehrten Whitelock, der einſt dem langen Parlament angehört hatte, an der Spitze einer glänzenden Geſandtſchaft, damit er mit der Königin Chriſtine eine Allianz ſchließe, um die Schifffahrt durch den Sund frei zu machen und Holland und Dänemark aus der Herrſchaft über die nördlichen Meere zu verdrängen. Die Beſorgniß der Generalſtaaten über ein ſolches Bündniß beſchleunigte den Abſchluß der oben erwähnten Uebereinkunft zwiſchen den beiden Republiken; und auch Dänemark ließ ſich zu einem für England vortheilhaften Vertrag herbei. Um dieſelbe Zeit Cromwell als Lord-Protector.

entsagte Christine dem Thron; ihr Nachfolger Karl Gustav war eifrig bemüht mit dem Protector in gutes Einvernehmen zu treten. Dem Bunde, den der Schwedenkönig bei Gelegenheit des polnischen Krieges mit Rakoczy dem Fürsten von Siebenbürgen einging, war Cromwell nicht fremd. So bildeten die vier protestantisch-germanischen Staaten des Nordens eine Macht stark genug, den romanisch-katholischen Nationen des Südens und dem Hause Oesterreich im Osten das Gegengewicht zu halten. Wir wissen, daß Frankreich ein Bündniß mit Cromwell schloß, daß Mazarin die Stuarts und ihr Gefolge aus dem Reiche trieb und gestattete, daß die durch gemeinsame Anstrengungen den Spaniern entrissene Seestadt Dünkirchen den Engländern verblieb. Allenthalben war der Protector bemüht, mit der politischen Machtstellung des englischen Staats auch das Ansehen der Reformation zu heben, mit den maritimen auch die protestantischen Interessen zur Geltung zu bringen. „Er sei gewiß", sagte er im December 1655 zu dem brandenburgischen Gesandten Schlezer, „zugleich mit dem Regimente über die englische Republik von Gott den Beruf empfangen zu haben, unter den protestantischen Fürsten Europa's die Union und Freundschaft herbeizuführen, die des christlichen Namens würdig sei. Niemals sei diese nothwendiger gewesen als jetzt, wo man aus den blutigen Ereignissen in den piemontesischen und helvetischen Thälern erkenne, wessen sich die Evangelischen von dem Fanatismus des Papstthums zu versehen hätten. Ob Lutheraner, ob Reformirte, sie alle hätten jetzt nur Eine gemeinsame Sache." Er trat mit den reformirten Kantonen der Schweiz in Verbindung; der Herzog von Savoyen sah sich gezwungen, die Verfolgung der Waldenser einzustellen und ihnen Religionsfreiheit zu gewähren, als sich Cromwell mit Nachdruck für sie verwendete und den Minister Mazarin bewog, seine Bemühungen zu unterstützen; Holland demüthigte sich; die englische Flotte gelangte im Mittelmeer und auf dem atlantischen Ocean zu Macht und Ansehen und brach die Uebermacht Spaniens, des alten Nationalfeindes; in der Ost- und Nordsee theilten englische Schiffe mit den Niederländern und Hanseaten die Vortheile des Handels.

c. Oliver Cromwells letzte Regierungszeit und Ausgang.

Conspiratorische Umtriebe und Militärgewalt.

Wie sehr auch immer in der auswärtigen Politik die Herrschergröße und die politische Energie des englischen Machthabers hervorleuchtete; die innere Parteiwuth wollte nicht verschwinden. Sowohl die Royalisten und Cavaliere, welche in dem Protector einen Usurpator und gewaltthätigen Emporkömmling erblickten, als die strengen Republikaner, Demokraten und Sectirer, deren doctrinäre Anschauungen in seinem eigenmächtigen Auftreten eine neue Tyrannei sahen, haßten ihn auf den Tod und arbeiteten an seinem Sturz. Die Verschwörungen gegen sein Leben nahmen kein Ende; von der Südküste Englands bis in die schottischen Hochlande war der conspiratorische Geist in Thätigkeit; an mehreren

Orten kam es zu bewaffneten Erhebungen. Cavaliere und Fanatiker standen in geheimem Einverständniß. Diesen verwegenen Nachstellungen der zahlreichen Feinde konnte Cromwell nur mit eiserner Strenge begegnen. Blutige Strafgerichte erwarteten die Schuldigen; wie einst in Irland wurden ganze Haufen nach Westindien geschickt, um auf den Zuckerplantagen von Barbados Sclavendienste zu verrichten gleich den Negern. Ganz England wurde in dreizehn Militärbezirke getheilt und unter den Oberbefehl von eben soviel Generalmajors gestellt, welche mittelst der ihnen untergebenen Miliz eine polizeilich-militärische Gewalt übten, die einem Kriegszustand ähnlich war: Cavaliere und Royalisten, die ihre Abneigung gegen die Republik kund gaben oder im Verdacht feindseliger Gesinnung standen, wurden mit einer Einkommensteuer bis zu zehn Procent belegt. Zugleich wurden die puritanischen Sittengesetze gegen Trunksucht, Fluchen, Schwören und andere Laster strenge gehandhabt; Schauspiele und alle leichtfertigen Lustbarkeiten waren verboten; bei den Soldaten selbst herrschte Zucht, Gottesfurcht und eingezogenes Leben. Das ganze Land hatte ein militärisches Ansehen; aber das Gefühl der Sicherheit zog in die Gemüther ein; die Kriegsleute, welche das Regiment führten, waren zugleich eifrige Knechte Gottes; sie nöthigten die Menschen, dem göttlichen Gesetze zu gehorchen und der Obrigkeit unterthänig zu sein, lebten aber auch selbst diesen Vorschriften gemäß.

Cromwells Haltung gegenüber den Kirchen und Sekten.

Die Mittelklassen und ein großer Theil der Presbyterianer fügten sich in Ergebenheit und in der Furcht des Herrn unter die strenge aber gerechte Zucht Cromwells. Alle protestantischen Confessionen und Congregationen, sofern sie der bürgerlichen Obrigkeit Gehorsam leisteten und die öffentliche Ruhe nicht störten, durften ihres Glaubens leben und den Gottesdienst nach ihrem Gewissen ordnen; nur gegen die Bekenner der römisch-katholischen Religion, in denen er wie Milton eine politische Partei erblickte, „welche unter dem Scheine einer Kirche die priesterliche Tyrannei anstrebt", blieben die alten Strafgesetze in Geltung und die Episcopalen mußten seit einem Aufstand vom J. 1655 sich mit Privatgottesdienst in Kapellen oder Wohnhäusern begnügen. In Schottland wurden die Kirchensessionen und Synoden nicht gehindert; aber die Generalassembly, die an der presbyterianisch-royalistischen Staatsordnung festhielt, wurde durch Militär aufgelöst und jedes eigenmächtige Zusammentreten untersagt. Von den religiösen Sekten, die unter den Impulsen des Zeitgeistes mächtig emportrieben, machten ihm die anabaptistischen Schwärmer und Fanatiker durch ihre excentrischen Ansichten und Doctrinen, die sich nicht alle mit der bürgerlichen Ordnung vertrugen, viel zu schaffen. Obwohl selbst von independentischen Vorstellungen ausgegangen, hielt es Cromwell doch für seine Pflicht, allen überspannten mystisch-spiritualistischen Ausschreitungen, allem enthusiastischen und phantastischen Wesen entgegenzutreten. Auch auf die von Georg Fox gestiftete „Gesellschaft der Freunde", von dem Volke Quäker (Zitterer) genannt, die in dieser aufgeregten Zeit in London ihre ersten religiösen Zusammenkünfte (Meetings) hielten, blickte Cromwell

Anfangs mit Mißtrauen und Abneigung, weil mehrere seiner politischen Gegner, wie Vane, Lilburn, Bradshaw, sich der neuen Sekte näherten und einige aufgeregte Häupter sie in die revolutionäre und fanatische Strömung hineinzureißen suchten. Als er jedoch die tiefe religiöse Innerlichkeit des Stifters erkannte, versöhnte er sich mit demselben. Er fühlte eine gewisse Sympathie mit dem neuen Propheten und hatte manche Unterredung mit ihm. Im Gegensatz zu den Episcopalen und Presbyterianern, welche das exclusive Recht des Staats für eine bestimmte kirchliche Form in Anspruch nahmen, begünstigte Cromwell eine gewisse Mannichfaltigkeit der Lehrmeinungen. „Er hat einmal den Spruch des Jesaias dafür angeführt: ich setze in der Wüste Cedern, Myrrhen und Oelbäume, ich pflanze in der Einöde Cypressen und Platanen. Gleich als wären die verschiedenen Gestaltungen des Glaubens eben so viele Bäume Gottes. Doch sollten sie alle eine höchste Gewalt anerkennen, die über ihnen war." Selbst den Juden gewährte der Protector nach einer Verbannung von vier Jahrhunderten Zulassung und das Recht, eine Synogoge zu bauen. Damals kamen Rabbiner aus dem Morgenlande, um in Huntingdon und Cambridge nach dem Stammbaume des Mannes zu forschen, der seine Sätze aus dem Buche der Richter, der Könige, der Psalmen entnahm, ob er vielleicht jüdischen Ursprungs und der verheißene Messias Israels sei.

Unitarier. Wie aber Cromwell unaufhörlich bemüht war, „den gesammten protestantischen Namen in brüderlicher Eintracht zusammenzuknüpfen", so sorgte er auch dafür, daß in England selbst dem Staat der christliche und protestantische Charakter erhalten blieb. Die Socinianer (XI, 873 f.), deren Religionsschriften damals durch John Biddle in England übersetzt und verbreitet wurden, fanden so wenig Toleranz wie die Papisten. Nach einem wechselvollen Leben, wovon er manches Jahr in Kerkerhaft und Verbannung verbrachte, starb Biddle nach der Restauration im Gefängniß (1662). Erst in der Folge bildete sich auf Grund ihrer antitrinitarischen Lehre die Religionsgenossenschaft der Unitarier aus.

Nachstellungen. Aber weder die äußere Machtstellung, welche Cromwells starker Arm der englischen Nation erwarb, noch die Herrschaft des Gesetzes, die er im Innern begründete, vermochte die Gegner mit seinem Regiment auszusöhnen. Wie sehr man auch seine hohen Herrschergaben gelten ließ und bewunderte; wie sehr man seine einfache bürgerliche Lebensweise und sein ehrsames Hauswesen, das getreue Abbild seines patriarchalisch frommen Geistes anerkannte und achtete, welches gegen Karls II. Ausschweifungen und leichtfertige Hofhaltung in Köln und anderwärts so vortheilhaft abstach; die höchste Magistratur in der Hand eines Einzigen, der nicht legitimer Thronerbe war, erregte Neid, Abneigung und Widerstand. Unaufhörlich war sein Leben durch Nachstellungen bedroht, eine in Holland gedruckte fulminante Schrift mit dem Titel „Tödten kein Mord!" wurde in Umlauf gesetzt und machte durch ihre leidenschaftliche Sprache großen Eindruck. Nur durch die höchste Wachsamkeit und Vorsicht konnte er sich gegen Verschwörer und Meuchel-

mörder ſchützen. Royaliſten und religiöſe Fanatiker trugen ihm gleichen Haß. Wie durch ein Wunder entging er im Januar 1657 der Gefahr, mittelſt einer Pulvererplosion im eigenen Schlafgemach ermordet zu werden. Sexby und ſein verwegener Gefährte Sindercomb büßten für das verbrecheriſche Unternehmen, von dem Karl II. und ſeine Vertrauten Kunde gehabt haben ſollten, mit dem Leben. Man feierte die Rettung des Protectors mit Freudenfeſten, dennoch blieb die Oppoſition in ungeſchwächter Thätigkeit. Selbſt Männer, die mit dem Lord-Protector lange zuſammengewirkt, wie Henry Vane, Bradſhaw, Ludlow, Harriſon bekämpften die einherrliche Gewalt in der Hand eines Heerführers und ſuchten auf Grund der Volksſouveränetät dem Parlament die höchſte Macht und Autorität zu verſchaffen, die Armee in eine untergeordnete Stellung zu bringen, ſo daß Cromwell ſie mit Abſetzung oder vorübergehender Haft beſtrafen mußte.

Neues Parlament 1656.

Als die Ausgaben für den ſpaniſchen Krieg aus den laufenden Einkünften nicht mehr beſtritten werden konnten und die Einberufung eines neuen Parlaments nothwendig erachtet ward, da regten ſich aufs Neue alle zurückgedrängten parlamentariſchen Ideen. Die Wahlen fielen ſo ſehr im Sinne der Oppoſition aus, daß Cromwell ſich bewogen fand, die dem Staatsrath nach der Verfaſſung zuſtehende Befugniß einer Wahlprüfung auch in Bezug auf die Qualification der Gewählten in Anwendung zu bringen und über hundert gegneriſch geſinnte Vertreter durch Soldaten vom Eintritt in den Sitzungsſaal auszuſchließen. So geſchah es, daß die Mehrheit des Hauſes mit der Regierung ging, daß für den ſpaniſchen Krieg eine Subſidie von 400,000 £ St. bewilligt wurde und daß, als im Laufe der Verhandlungen eine Reform der beſtehenden Verfaſſung in Anregung kam, ſich eine günſtige Stimmung für Erhaltung und Befeſtigung der Einzelgewalt in der Hand des hohen Protectors kund gab. In der Rede, womit Cromwell die Sitzungen eröffnete, ermahnte er die Verſammlung zur Eintracht, Friedfertigkeit und Gottesfurcht, damit nicht über kleinlichen und unnöthigen Streitigkeiten die großen Intereſſen überſehen würden. Dieſe Intereſſen ſeien auch ſeine eigenen, denn durch die Stimme des Volks zur oberſten Magiſtratur berufen, habe er nur die Sache Gottes, nicht die ſeinige zu führen. Schwungvoll ſchloß er mit dem 46. Pſalm, den er Luthers Pſalm nannte, aus welchem das Lied „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ gefloſſen. Dieſe Anſicht, daß die höchſte Gewalt in der Hand bleiben müſſe, in die ſie durch Gott und das Volk gelegt worden, drang auch bei der Verſammlung durch, ſo wenig ſie ſonſt mit dem militäriſchen Charakter des Regiments, mit der Soldatenherrſchaft der Generalmayors und der Provinzialmiliz zufrieden war. Die Anſtrengungen Karls II., mit Hülfe der ſpaniſchen Höfe in Brüſſel und Madrid und im Einvernehmen mit den Royaliſten und Katholiken ja ſelbſt mit den Anabaptiſten im Inlande wieder zur Herrſchaft zu gelangen, die beunruhigenden Gerüchte von neuen Verſchwörungen und Attentaten, die damals durch die Luft ſchwirrten, legten den Vertretern der Nation die Frage nahe, welche Wirkungen eine unter-

17. Sept. 1656.

wartete Katastrophe bei der Unsicherheit der Nachfolge in dem höchsten Amte für das Reich haben würde, und machten Jedermann fühlbar, wie viel von dem Leben Cromwells abhänge. Nur Er war im Stande, der Militärherrschaft Schranken zu setzen.

Der Königstitel angeboten und abgelehnt.

So tauchte denn im Schooße der Versammlung der Gedanke auf, man müsse die Regierung auf die „alten erprobten Grundlagen" zurückführen, dem Protektor das Recht beilegen, seinen Nachfolger zu ernennen, die früheren Verfassungsformen mit einem Oberhaus herstellen. Je heftiger Lambert, der Urheber der bestehenden Regierungsform und seine militärischen Genossen gegen ein solches Vorhaben aufstürmten, desto mehr schlug der Gedanke bei den Mittelklassen und bei den Männern des Rechts und des Friedens Wurzel. Man müsse den Titel eines Protectors mit der Königswürde vertauschen, denn nur diese stimme mit den alten Gesetzen des Landes überein, während jener den Beigeschmack einer durch das Schwert erworbenen usurpatorischen Gewalt an sich trage. Die Militärpartei setzte alle Hebel ein, die bestehende Ordnung unverändert zu erhalten; Lambert muthete dem Protector zu, die Versammlung aufzulösen. Allein Cromwell war dem Plane einer zweckmäßigeren Ausgleichung der höchsten Regierungsgewalt mit den Ansprüchen und Rechten des Parlaments nicht abgeneigt, wie sehr er auch mit seinen Gedanken und Wünschen zurückhielt. Als der Beschluß

25. März 1657.

durchging, den Protector zu ersuchen, daß er Titel, Würde und Amt eines Königs von England, Schottland und Irland annehme, und der Sprecher an der Spitze einer Deputation demselben den Beschluß überbrachte, bat er sich einige Tage Bedenkzeit aus, um mit Gott und seinem Herzen zu Rathe zu gehen. Dann gab er eine unbestimmte Antwort, aus welcher das Parlament die Hoffnung schöpfte, er könne noch für die Annahme gewonnen werden. Eine Commission aus Rechtsgelehrten und andern angesehenen Männern stellte die Gründe zusammen, welche den Protector bestimmen möchten, die Krone anzunehmen. Als sie die Resultate ihrer in mehreren Conferenzen gepflogenen Berathung denselben vortrugen und hervorhoben, daß die Gesetze des Landes und alle legitimen Autoritäten an das Königthum geknüpft seien, stiegen in Cromwells Seele mannichfaltige Gefühle und Erwägungen auf. In verschiedenen Unterredungen setzte er den Abgeordneten seine Bedenken gegen die Besitzergreifung auseinander: sein wichtigstes Anliegen sei, der Nation Ordnung und Frieden zu geben, diesem Zweck wolle er nicht als König, sondern als Constabel dienen; wohl sei es Pflicht, dem Parlamente zu gehorchen, aber er wisse auch, daß es viele gute Männer gebe, welche diesen Titel nicht würden ertragen können, auf diese müsse Rücksicht genommen werden. Aus dem ganzen Inhalte der Rede schien hervorzugehen, daß Cromwell in seinem Herzen nicht abgeneigt war, die kostbare Gabe, die man ihm darbot, anzunehmen; daß aber die Einsicht, welche Widerwärtigkeiten und Gefahren entstehen würden, ihn davon abgebracht. Er kannte die Abneigung der Armee und der Republikaner gegen die Wiederbelebung des Königthums,

er hatte vergebens die Parteihäupter in vertraulichen Geſprächen bei der Pfeife von dem Vorurtheile abzubringen geſucht; ſie reichten vielmehr dem Parlamente eine Petition ein, worin ſie ſich mit ſcharfen Worten gegen diejenigen 8. Mai 1657. ausſprachen, welche den General drängten, Titel und Regierung eines Königs anzunehmen, „nur in der Abſicht, ihn zu verderben und die Nation in die alte Knechtſchaft zurückzuführen“. Sollte es nun Cromwell auf einen Bruch mit der Armee ankommen laſſen, ſeine alten Kampfgenoſſen von ſich ſtoßen? Vor einem ſo gefahrvollen Weg bewahrte ihn ſein Verſtand. Er gewann es über ſich, gegen die Stimme ſeines Ehrgeizes, gegen das Drängen ſeiner Familie, den königlichen Rang zurückzuweiſen, ein Gut zu verſchmähen, das allen großen Herrſchernaturen als höchſtes Ziel ihrer Beſtrebungen vorzuſchweben pflegt. „Aus Rückſicht gegen das Gemeinwohl bezwang er ſich und blieb Schirmherr der drei Reiche, wohl in der Hoffnung, daß vor der Macht und dem Ruhme ſeines Regiments die legitime Monarchie einmal in Vergeſſenheit gerathen könne.“

Reviſion der Verfaſſung und neue Inauguration 1657.

Ob die Ablehnung des Königtitels weiſe war oder ein Fehler, iſt ſchwer zu entſcheiden. Macaulay meint, dem großen Königsmörder ſei nichts anderes übrig geblieben, als den engliſchen Thron zu beſteigen und in Uebereinſtimmung mit der alten Staatsverfaſſung zu regieren; dann hätte er hoffen können, daß die Wunden des zerfleiſchten Körpers binnen Kurzem ſich ſchließen würden, und viele geachtete und ruhige Männer würden ſich ſchnell um ihn geſchaart, ſelbſt die Royaliſten und Lords die Hand des „Königs Oliver“ geküßt haben; eine neue Dynaſtie wäre entſtanden und nach dem Ableben des Gründers die königliche Würde mit allgemeiner Zuſtimmung auf ſeine Nachkommen vererbt worden. Cromwell hat den Schritt nicht gewagt; er begnügte ſich mit einer Reviſion der Verfaſſung, kraft deren er als Lord-Protector der Republik das Amt eines oberſten Magiſtrats fortführte und unter dem Beirathe des Parlaments und geſtützt auf das Heer die Gewalt eines Fürſten „von Gottes Gnaden“ übte. Das noch beigefügte Recht, ſeinen Nachfolger ſelber zu wählen, erhob dieſes Herrſcheramt auf eine Höhe, die es der Würde einer erblichen Monarchie nahe rückte. Seine Freunde waren hoch erfreut über den Sieg: „Du Befreier des Vaterlands“, rief Milton aus, „Mehrer ſeiner Freiheit, ſein Hort und ſein Hüter kannſt keinen gewichtigeren noch erhabeneren Titel annehmen, der du in deinen Leiſtungen nicht nur die Thaten unſerer Könige, ſondern die Geſchichten unſerer Sagenhelden überboten haſt.“ Auswärtige Könige behandelten ihn als ihres Gleichen; vornehme Lords, wie der Earl of Warwick und Viscount Faueonberg ſahen es als ein Glück an, mit ſeinem Hauſe in Verwandtſchaft zu treten. Aber der ganze prächtige Herrſcherbau, der durch eine neue feierliche Inauguration in 26. Juni 1657. der Weſtminſterkirche eingeweiht ward, und dem die Nachricht von Blakes Sieg über die ſpaniſche Flotte auf Teneriffa einen erhöhten Glanz verlieh, ruhte auf Einer Perſönlichkeit; wenn ſich zwei Augen ſchloſſen, wankten Fundamente und Pfeiler.

Das neue Oberhaus u. die parlamentarische Opposition.

Aber auch in dieser verstärkten Gestalt hatte das Protectorat Mühe, sich der zahlreichen Feinde zu erwehren: in Brügge setzte Karl II. Himmel und Erde in Bewegung, um im geheimen Bunde mit den royalistischen und anabaptistischen Elementen den väterlichen Thron zu erlangen; als zu Anfang des Jahres 1658 das Parlament wieder einberufen wurde und auch die früher ausgeschlossenen Mitglieder, sofern sie den vorgeschriebenen Eid der Treue für den Protector und die bestehende Verfassung zu leisten bereit waren, Zutritt erlangten, regte sich die republikanisch-parlamentarische Opposition mit neuer Stärke im Geiste des langen Parlaments. Cromwell hatte den Versuch gemacht, durch Einführung eines neuen Oberhauses, wie er durch das „Instrument" berechtigt war, die bestehende Ordnung der alten Verfassung mehr zu nähern. Da aber der stolze Adel sich weigerte, in dieses „andere Haus" einzutreten, so wurden die neuen erblichen Peers aus den Söhnen und Verwandten des Protectors, aus Rechtsgelehrten und Offizieren gebildet. Diese neue Schöpfung stieß nun auf heftigen Widerspruch von Seiten der Gemeinen. Auf parlamentarische Anordnung hätte man früher der Regierung „ohne König und Oberhaus" Treue geschworen, und nun sollten sie ein neues Haus von Lords neben sich als gleichberechtigt anerkennen, das doch an Rang und Vermögen der alten Nobility weit nachstehe. Das Volk habe Gut und Blut dargebracht, um sich selbst seine Gesetze geben zu können, und nun sollten sie ruhig zugestehen, daß ein neuer Stand von Privilegirten ihnen zur Seite, ja sogar über sie gesetzt werde? Haslerigh nahm den ihm angebotenen Sitz unter den „Lords" nicht an, sondern blieb bei den Gemeinen. Umsonst stellte Cromwell dem Hause vor, wie nothwendig die Eintracht sei gegenüber dem äußeren Feinde, der im Falle einer Invasion an der Partei der Bischöfe und Cavaliere, an den religiösen und politischen Radicalen und Fanatikern Verbündete in Menge finden würde, um eine neue Kriegsflamme anzufachen; umsonst suchte er ihnen die Besorgniß vor einem Mißbrauch der Regierungsgewalt zu benehmen, indem er sie an seinen Schwur erinnerte, den er im vorigen Sommer auf die umgebildete Verfassung geleistet; die Opposition wurde nicht zum Schweigen gebracht. Immer wieder regten sich die Tendenzen, dem Parlamente die Staatshoheit im Gegensatz zu der Autorität des Protectors beizulegen. Dieser Geist des Widerspruchs setzte Cromwell in solche Erregung, daß er auch diese Versammlung aufzulösen beschloß. Am 4. Februar sah man ihn mit kleinem Gefolge nach Westminster fahren. Die Gemeinen wurden in das Haus der Lords beschieden. Hier hielt er der Versammlung in einer bitteren vorwurfsvollen Rede vor, daß sie inmitten drohender Gefahren mit kleinlichem Streite sich befasse, und verhängte die Auflösung mit den Worten: „Gott sei Richter zwischen mir und Euch!" Wie mag ihm der Ingrimm am Herzen genagt haben, als er die alten Kameraden im Felde, mit denen er den König bezwungen und die Republik aufgerichtet, sich gegenüber geschaart sah, „als er mit den redlichsten Absichten auf unüberwindliche Gegensätze stieß, als er zum Schutze seiner eigenen Regierung

20. Jan. 1658.

4. Febr. 1658.

und des eigenen Lebens den legitimen und radicalen Fanatikern nochmals den Zaum der Gewaltſamkeit anlegen mußte, als die Zwietracht bis in ſeine Familie eindrang, wo Desborough und Fleetwood, Schwager und Eidam, dem widerſpenſtigen anabaptiſtiſchen Theile des Heeres zuneigten", und ſeine Lieblingstochter Eliſabeth royaliſtiſche Geſinnung in ihrem Buſen hegte!

Cromwells Tod 3. Sept. 1658.

Die Krankheit und der Tod dieſer Tochter, der Lady Claypole, die in düſtern Phantaſien die künftige Rache über das vergoſſene Königsblut vorausſagte, fügte zu den körperlichen Leiden, die den Protector ſchon einige Zeit ergriffen hatten, und zu der Unruhe, Erbitterung und Aufregung, die ihm der Widerſtand der alten Freunde und die Nachſtellungen und Complotte der zahlreichen Feinde und Widerſacher bereiteten, noch den Seelenſchmerz hinzu. Wie eifrig auch der hohe Gerichtshof und die Leibwache für die Sicherheit des gewaltigen Mannes an der Spitze des Gemeinweſens beſorgt waren; wie viele Angeklagte und Verdächtige in den Gefängniſſen ſchmachteten, immer tauchten neue Mordpläne auf und erfüllten ihn mit Unruhe, Sorge und Argwohn. Dazu kam nun noch der Unmuth und Verdruß über das Scheitern ſeiner organiſatoriſchen Pläne, ernſte Scrupel über ſo manche gewaltthätige Handlung. Sein Gemüth war verdüſtert; er fand keinen Schlaf mehr; ſeine reizbare Natur wurde immer aufgeregter. Unter dieſen inneren Empfindungen und Kämpfen ſiechten ſeine Lebensgeiſter dahin; die Fieberanfälle, zu denen ſein Körper von jeher geneigt war, wurden immer ſtärker und häufiger. Man brachte ihn von Hamptoncourt nach Whitehall; dort im Palaſte Karls I. ſtarb Cromwell an ſeinem Geburtstag, der ihm immer ein Tag des Glücks und der Ehre geweſen', mit dem feſten Glauben, daß er in der Gnade Gottes ſtehe. Dieſer Glaube wurde jedoch nicht von Allen getheilt. Das Volk erzählte ſich, unter dem Brauſen eines furchtbaren Sturmes, der in der Sterbeſtunde über die Inſel gefahren, ſei die Seele des ſchrecklichen Mannes von dämoniſchen Mächten in die Hölle entführt worden.

3. Sept. 1658.

Charakter u. geſchichtliche Bedeutung des Protectors.

Eine großartige Leichenfeier mit königlicher Pracht gab Zeugniß, daß die Nation von einem Gefühl der Bewunderung über die Größe und Kraft des Dahingeſchiedenen durchdrungen war, ſelbſt diejenigen, welche mit Grauen auf die Mittel und Wege ſchauten, durch die er zu der höchſten Stufe der Macht und Autorität gelangt war. Wie Cäſar und Napoleon durch militäriſche Talente an der Spitze eines ſiegreichen Heeres emporgeſtiegen, hat er doch nicht wie dieſe die Krone auf ſein Haupt geſetzt; mit der höchſten bürgerlichen Gewalt bekleidet, hat er ſie nicht wie Waſhington wieder aus der Hand geben wollen. Durch die Natur und die mächtige Zeit aus rohem Stoffe zum Herrſcher geſchmiedet, ſuchte Cromwell ſich alle Kräfte des Landes dienſtbar zu machen, nicht um ſeinen perſönlichen Ehrgeiz zu befriedigen, ſondern um als „Zuchtmeiſter zur Freiheit" ein Staatsweſen zu ſchaffen, worin religiöſe Selbſtbeſtimmung nach proteſtantiſcher Auffaſſung mit bürgerlicher Ordnung und nationaler Größe und Unabhängigkeit auf dem Boden geſchichtlicher Ueberlieferung und gewohnter Rechtsformen ver-

bunden sein sollte. Wie er im Anfang seines öffentlichen Lebens diese Ideen gegenüber den absolutistischen Tendenzen des Königthums vertheidigt, so suchte er sie als Lord-Protector gegenüber den destructiven Kräften der Radicalen und Schwärmer zu schirmen: daß er in diesem Streben durch den doctrinären Starrsinn seiner eigenen Genossen gehemmt ward, daß es ihm nie gelang, einen dauernden Verfassungsbau aufzurichten, worin die civilen und militärischen Elemente sich in geordneten Bahnen bewegt hätten, daß er immer wieder zu Maßregeln der Gewalt und Willkür greifen mußte, daß seine Regierung nie einen bürgerlichen Charakter zu erlangen vermochte, hat ihm sein Leben verbittert. Wie ein Held der alten Tragödie hat Cromwell mit dem unerbittlichen Schicksal gerungen, wie ein Fels den anstürmenden Wogen Widerstand geleistet und sie zurückgeworfen: „Eine Kraft von tiefem Antrieb, ureigener Bewegung, breiter Mächtigkeit, — langsam und feurig, beständig und treulos, zerstörend und conservativ, — die den ungebahnten Weg immer gerade aus vor sich hintreibt; alles muß vor ihr weichen, was ihr widerstrebt, oder es muß zu Grunde gehen". Keine geschichtliche Persönlichkeit ist von der nächsten Nachwelt so gehaßt und geschmäht worden wie Oliver Cromwell: er galt als Heuchler, Usurpator, Tyrann, Königsmörder; sein ganzes Leben wurde als eine Kette von Verbrechen und Grausamkeiten dargestellt; er wurde als ein moralisches Ungeheuer verdammt. Dieses Urtheil ist in der Folge in seinen Gegensatz umgeschlagen: die nachgebornen Geschlechter erklärten ihn für einen der größten Männer der Weltgeschichte, der die Keime in die Erde gesenkt habe, aus denen der spätere freie Rechtsstaat Großbritanniens emporgewachsen. Weit entfernt, in seinem religiösen Auftreten Heuchelei und Scheinheiligkeit zu erblicken, hat man darin die Früchte eines gläubigen Gemüthes, einer strengen Gottesfurcht erkannt; gegenüber einer äußerlichen Werkheiligkeit und hierarchisch-priesterlichen Kirchlichkeit, habe er auf die innere Heiligung des Herzens, auf eine Religion des Gewissens, auf die freie Entfaltung der göttlichen Wahrheit gedrungen und stets zu dem Herrn gefleht, daß er ihm Kraft verleihe, immerdar große Werke zu seinem Preise zu vollbringen. Hat er doch selbst von sich gesagt, daß er sich fortgetragen fühle von einer wunderbaren Kraft; daß er nichts thue, ohne den Herrn zu suchen; in ihm lebte die Ueberzeugung, daß sein ganzes Thun und Vollbringen auf einen ewigen Rathschluß und Erwählung Gottes gegründet sei. Man hob mit Recht hervor, daß er, ein zweiter Gustav Adolf, der protestantischen Welt als Schirmherr erschienen zu einer Zeit, da der Katholicismus von den habsburgischen Mächten und selbst von Frankreich zur Alleinherrschaft geführt werden sollte und eine eifrige Propaganda ihre erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Und wenn auch die Errungenschaften der Republik in der reactionären Zeit der Restauration wieder verdunkelt oder unterdrückt wurden; der Samen religiöser Freiheit ist doch nie mehr ausgerottet worden. Und wie Cromwell den katholicirenden Tendenzen auf kirchlichem Gebiete entgegengetreten ist, so hat er mit seinen puritanischen und independentischen

Kriegsſchaaren bewirkt, daß der königlich-hochkirchliche Abſolutismus ſich nicht in England auf die Dauer feſtſetzte; er hat die Vereinigung der drei Reiche zu einem großbritanniſchen Gemeinweſen in einer Weiſe durchgeführt wie ſie die Stuarts niemals zu bewirken vermocht, und iſt dadurch der Bahnbrecher der Zukunft geworden; und indem er eine kräftige Marine ſchuf und die Nation auf ihr naturgemäßes Gebiet hinwies, iſt er der Schöpfer oder Förderer der engliſchen Seemacht und Coloniſation geweſen und hat dem Inſelreiche, das unter den Stuarts auf dem Wege war zum Trabanten von Spanien herabzuſinken, nationale Selbſtändigkeit verliehen.

2. Zwei Jahre ſtaatlicher Zerrüttung.

a. Gährende Elemente im Widerſtreit.

Mit eiſerner Hand hatte Cromwell die Parteien niedergehalten und ſie gezwungen, der beſtehenden Ordnung zu dienen, ſich der obrigkeitlichen Gewalt zu fügen. Auf die Kunde von dem Tode des gewaltigen Mannes athmeten ſie wieder auf; alle gaben ſich der Hoffnung hin, ihre Anſichten und Prinzipien nun doch noch verwirklicht zu ſehen. Anfangs hatte es den Schein, als ob das Protectorat wie in einem monarchiſchen Staat die Krone nach dem Rechte der Erſtgeburt forterben ſollte. Durch ein Manifeſt des Staatsraths wurde die höchſte Würde an Olivers Sohn Richard Cromwell übertragen; denn ſo habe der Lord-Protector kraft des ihm zuſtehenden Rechts der Ernennung ſeines Nachfolgers auf dem Sterbelager beſtimmt. Aber ein in der behaglichen Ruhe des Privatlebens aufgewachſener Herr, der „weder Kriegsmann noch Vater“ war und mehr Sinn für Studien und Bildung als für die großen Anliegen des Staats und des Krieges gezeigt hatte, war dem Heere nicht willkommen; „eher ſchon hätte ihm der zweite Sohn Heinrich zugeſagt, der, wenn auch nicht von der echten Farbe der Heiligen, doch ſein Schwert frühe in Bürgerblut getaucht hatte und dermalen Statthalter in Irland war“. Die Oberſten, an ihrer Spitze Lambert, der in ſeinem Ehrgeiz ſich für eben ſo würdig hielt „den Purpurmantel zu tragen und das Schwert des Staates zu ſchwingen“ wie Oliver, und Richards eigener Schwager Fleetwood, der Repräſentant der ſtreng religiöſen Tendenzen, wollten nicht zugeben, daß ein Rechtsgelehrter, der niemals Waffen getragen und vom Militärweſen nichts verſtand, über das Heer verfüge; ſie beſtanden auf einer Trennung des Protectorats von der Heerführerſchaft. Zugleich verlangten ſie, daß in den Staatsrath nur Männer von „gottſeligen Grundſätzen“ aufgenommen und die geiſtlichen und weltlichen Reformen im Sinne der früheren Forderungen durchgeführt würden. Richard Cromwell erklärte, ohne den Oberbefehl über das Heer ſei das Protectorat ohnmächtig und unhaltbar; auch ſein Bruder Henry ſtimmte ihm bei; Fleetwood dagegen, welcher die oberſte Heerführung für ſich

Richard Cromwell und die Heerführer.

selbst in Anspruch nahm, und Olivers Schwager Desborough bildeten eine scharfe Opposition; sie führten die militärischen und independentischen Kräfte von Neuem gegen das gemäßigte bürgerliche Regiment ins Feld. So wurden die alten Spaltungen und doctrinären Gegensätze in die Familie des verstorbenen Machthabers übergetragen und zur Unterlage ehrgeiziger Bestrebungen gemacht.

Ein neues Parlament einberufen. 1659.

Um sich gegen die Anmaßungen der Armee und die destructiven Tendenzen der Radicalen und Heiligen eine Stütze zu schaffen, beschloß Richard auf das Zureden einiger vertrauten Räthe seines Vaters, eines Thurloe, Whitelocke, St. John, ein neues Parlament einzuberufen und zwar, um der Regierung und dem Adel mehr Einfluß zu geben und die conservativen Elemente zu mehren, nach der alten Wahlordnung, kraft deren die kleinen Burgflecken, die unlängst ihres Wahlrechts beraubt worden waren, dasselbe wieder ausübten. Der Zweck wurde erreicht; als der Staatsrath die Listen prüfte, fand er viele ergebene und zuverlässige Männer; besonders waren die sechzig Abgeordneten, welche Schottland und Irland sandte, jedes Reich dreißig, „so gut wie vom Staatsrath selbst erwählt". Vertrauensvoll eröffnete der Protector die Sitzungen im Hause der Lords mit einer Rede, worin er seine Absicht aussprach, im Geiste seines Vaters „des großen Friedensstifters" zu regieren, und die Hoffnung, dabei von dem Rathe des Parlaments unterstützt zu werden. Aber die alten geübten Streiter der Republik, die Vane, Haslerigh, Bradshaw, Scot, Ludlow erhielten bald das Uebergewicht bei den Verhandlungen und führten die alten Fundamentalsätze von der Volkssouveränetät und von der Hoheit und Gewalt des Parlaments wieder auf den Kampfplatz. Man fragte zuerst nach dem Rechte, kraft dessen das höchste Amt des Staats in die Hände Richards gekommen sei; und wenn auch schließlich durch die Anstrengungen der regierungsgetreuen Majorität der Uebergang der Protectorswürde vom Vater auf den Erstgebornen nach den Bestimmungen vom J. 1657 als eine Thatsache hingenommen, Richard Cromwell als „Lord-Protector und oberster Magistrat der Republik" anerkannt ward; so war man doch keineswegs der Meinung, daß damit auch das ganze Verfassungswerk, wie es durch Olivers dictatorische Autorität eingeführt worden, in Geltung bleiben sollte; vielmehr wollten die Gemeinen dem Princip der Volkssouveränetät und dem Nationalwillen mehr Rechnung getragen wissen. Vor dieser Macht aber war das „andere Haus", das sogenannte „Haus der Lords" kein rechtsgültiger Factor des Gemeinwesens. Schon bei der Eröffnung des Parlaments, die nach alter Gewohnheit im Sitzungssaale der Peers vor sich ging, hatten die republicanischen Mitglieder des Unterhauses „durch ihre Abwesenheit geglänzt". Nach der Anerkennung des Protectorats wurde im Hause der Gemeinen die Ansicht aufgestellt, es vertrage sich nicht mit der Freiheit der Nation, wenn der Protector mit der ihm überlieferten Macht auch noch die des andern Hauses vereinige, dessen Mitglieder er selbst ernenne. Ein Veto gegen die eigenen Beschlüsse wollten sie einer

27. Jan. 1659.

ſolchen Körperſchaft nicht zugeſtehen. Aber noch ehe dieſe Streitfrage ausgetragen war, ſtürzte die ganze parlamentariſche Schöpfung in Trümmer.

Die Armee reißt die Gewalt an ſich.

Während dieſer Verhandlungen nämlich hatten ſich die Truppen eigenmächtig in der Nähe der Hauptſtadt verſammelt. Sie bildeten eine Heergemeinde, die das Bewußtſein ihrer Macht in ſich trug. Als nun die Frage über das Verhältniß des Protectorats zu der Heerführerſchaft feſtgeſtellt werden ſollte, reichten die Offiziere eine „Remonſtration“ gegen die Verbindung der beiden Gewalten ein: Oliver Cromwell ſei zuerſt Befehlshaber der Armee geweſen, ehe er als Protector die bürgerliche Regierung in die Hand genommen; wenn um der perſönlichen Eigenſchaften des großen Mannes willen dieſe Vereinigung zugelaſſen worden, müßte ſie darum auch unter veränderten Verhältniſſen fortbeſtehen? Durch eine ſolche Concentration der höchſten Gewalten in Einer Hand würde die Freiheit der Nation, für die ſie Blut und Leben eingeſetzt, aufs Neue zu Grunde gerichtet. Sie verlangten, daß Richard die oberſte Magiſtratur in den drei Reichen verwalten, die Armee aber ihre Anführer ſelbſt wählen möge. Es ſei genügend, wenn der von der Heergemeinde aufgeſtellte Obergeneral von dem Protector und Parlament ſeine Beſtallung empfinge. Die Oppoſition der Commons gegen das „andere Haus“, in dem viele Oberoffiziere Sitz und Stimme hatten, verſchärfte die Abneigung des Heerkörpers gegen die Volksrepräſentanten. Die Verhandlungen über die „Remonſtration“ waren ſehr erregt; viele die mit den militäriſchen Häuptern dieſelben religiöſen und politiſchen Tendenzen hegten, ſprachen für die Annahme, aber die parlamentariſch-republicaniſche Partei behielt die Majorität: Das Unterhaus erklärte Verſammlungen von Offizieren ohne vorgängige Erlaubniß des Protectors und Parlaments für geſetzwidrig; in dem Zuſammenwirken der drei Factoren ſei die militäriſche Autorität begründet. Noch an demſelben Abend begab ſich Desborough an der Spitze einer Militärdeputation nach Whitehall, um den Protector zur unmittelbaren Auflöſung des Parlaments aufzufordern. Richard zögerte; er machte den Verſuch, dem Truppenkörper andere Bewaffnete entgegenzuſtellen, in der Hoffnung, dadurch eine Spaltung in den gegneriſchen Reihen zu erzielen. Als aber die ganze Armee, Führer wie Gemeine einmüthig zuſammenſtand, und ſelbſt die Leibwache den Protector verließ, unterzeichnete Richard das Auflöſungspatent und legte es in die Hände der Heerführer. Als ſich nun am andern Morgen die Gemeinen wieder verſammeln wollten, wurden ſie an der Thüre von den Soldaten zurückgewieſen. Darauf berieth ſich die Armee, ob die Protectorſchaft als Civilamt fortbeſtehen ſollte. Die Oberſten ſchienen nicht abgeneigt, Richard Cromwell zu dulden, vorausgeſetzt daß er ihren Rathſchlägen folge; aber durch das Uebergewicht der Offiziere unterer Grade und der Gemeinen, denen der Protector in politiſcher und religiöſer Hinſicht zu gemäßigt war, entſchied ſich die Armee für die reine Republik ohne die Herrſchaft eines Einzelnen.

21. Apr. 1659.

Einberufung des langen Parlaments.

Nun lag alle Macht in den Händen der Heerführer. Sie gingen mit ihren Geſinnungsgenoſſen aus dem aufgelöſten Unterhaus zu Rathe, was jetzt zu thun ſei. Man kam überein, das lange Parlament, wie es ſeit dem Reinigungsakt vom J. 1648 bis zur gewaltſamen Auflöſung durch Cromwell am 20. April 1653 beſtanden, wieder einzuberufen. Das Volk verhielt ſich gleichgültig, als

7. Mai 1659.

Anfangs Mai ein halbhundert ehemaliger Parlamentsglieder unter dem Vortritt ihres alten Sprechers Lenthall wieder das Sitzungshaus bezogen. Jedermann wußte, daß das „Rumpfparlament“ nun noch mehr als früher nur ein Werkzeug in der Hand der Militärhäupter ſei, ein Häuflein presbyterianiſcher und independentiſcher Männer, welche ſofort die öffentliche Erklärung ausgehen ließen, daß eine Regierungsform eingeführt werden ſollte ohne die Herrſchaft eines Einzelnen, ohne Königthum und Oberhaus, und die Einrichtung getroffen, „daß nicht allein das Eigenthum, ſondern auch die Freiheit eines Jeden ſowohl als

Der Sicherheitsausſchuß.

Menſch wie als Chriſt geſichert werde.“ Zur Ausübung der exeeutiven Gewalt ſetzten ſie einen „Sicherheitsausſchuß“ ein, beſtehend aus acht Generalen und den drei Wortführern der Republikaner Vane, Haslerigh und Scott, und einen Staatsrath von 31 Mitgliedern, 16 vom Militär und 15 aus dem Parlamente, darunter Bradſhaw und Whitelocke. Statt des großen Siegels des Protectors bediente ſich die neue Obrigkeit des früheren republikaniſchen. Die Heerführer

12. Mai 1659.

gaben ihre Zuſtimmung zu der neuen Ordnung. Sie übertrugen dem General Fleetwood den Oberbefehl über die Landmacht und erließen ein Manifeſt, in welchem alle die Reformen in Ausſicht geſtellt waren, welche von jeher von den agitatoriſchen Offiziervereinen und den Vorfechtern radicaler Religionsfreiheit begehrt worden waren. Die Rathgeber des verſtorbenen Protectors Oliver und die Rechtsgelehrten, die ſich ſeinem Syſtem angeſchloſſen, wurden ihrer Stellen

Richards Abdankung u. Ausgang.

beraubt. Die Söhne Richard und Henry wurden zur Anerkennung der neuen republikaniſchen Verfaſſung aufgefordert. Der Erſtgeborne entſagte willig dem hohen Amte, zu dem ihm die Kräfte und Fähigkeiten fehlten, als ihm von dem Staatsrath ein anſehnlicher Jahrgehalt und andere vortheilhafte Bedingungen angeboten wurden; der jüngere dagegen machte Verſuche, ſich in Irland eine unabhängige Stellung zu ſchaffen; als aber die irländiſche Armee nicht geneigt war, ſich als Werkzeug ſeiner ehrgeizigen Pläne gebrauchen zu laſſen, mußte auch er ſich unterwerfen. Er verlor ſeine Würde und ſtarb im J. 1674 in völliger Dunkelheit auf engliſchem Boden. Auch der ältere Bruder Richard kam zu keiner Bedeutung mehr, obwohl in den Wirren der nächſten Jahre noch einmal von ſeiner Wiedereinſetzung die Rede war. Als ſich in der Folge herausſtellte, daß er, wie auch ſein Bruder Henry, mit der royaliſtiſchen Partei Verbindungen angeknüpft, wurde ihm der zugeſicherte Unterhalt entzogen, ſo daß er in Schulden gerieth und vor ſeinen Gläubigern ins Ausland fliehen mußte.

Heer und Parlament entzweit

Aber wie ſollten zwei Gewalten, von denen jede die höchſte Autorität für ſich in Anſpruch nahm, die ſich ſo oft feindlich gegenübergetreten, auf die Dauer

in friedlicher Uebereinſtimmung das Regiment in dem verwirrten und aufgeregten Staate führen? So ſehr ſich auch Anfangs das Parlament bemühte, durch Geldbewilligungen und Solderhöhung die Gunſt der Armee zu gewinnen, ſo ſehr es befliſſen war, auf dem Wege der Geſetzgebung den Wünſchen der Offiziere und der demokratiſch-republikaniſchen Reformpartei zu entſprechen; dennoch tauchten bald Streitpunkte auf, die nothwendig zur Entzweiung führen mußten. Das Heer verlangte, um bei einem möglichen künftigen Umſchlag vor jeder Strafe geſichert zu ſein, daß durch einen Akt der Geſetzgebung Amneſtie und Indemnität über alles in der Vergangenheit Geſchehene ausgeſprochen werde. Aber konnten Männer des Rechts und des Geſetzes ohne eine vollkommene Militärherrſchaft anzuerkennen alle Gewaltſtreiche, die unter und durch Cromwell verübt worden waren, gutheißen? Hätten ſie damit nicht auch die Rechtmäßigkeit des Protectorats ſelbſt anerkannt, das ſie ſo eben als ungeſetzlich verdammt hatten? Das Parlament zog die Verhandlungen in die Länge oder faßte Beſchlüſſe, die den Herren Juli 1659.
vom Militär nicht genügten. Schon ging aus Lamberts Mund die drohende Rede aus: „Ich ſehe nicht ein, warum die Offiziere von der Gnade des Parlaments abhängen ſollen und dieſes nicht vielmehr von der Gnade der Armee?“ Es wurden allerlei neue Verfaſſungsreformen in Vorſchlag gebracht. Zugleich regten ſich die Presbyterianer, die durch den Staatsſtreich vom J. 1648 aus dem Parlamente ausgeſtoßen worden und auch von der gegenwärtigen Verſammlung fern gehalten waren, und verlangten ihren Antheil am Staatsleben, und warum ſollten die Männer, welche unter dem Protectorat im Parlamente und bei den Staatsgeſchäften thätig geweſen, nicht mehr mitwirken an der Umgeſtaltung des Gemeinweſens? So gab ſich unter den Republikanern eine Mißſtimmung, ein zwieträchtiges factioſes Treiben kund, das den Muth und die Hoffnung der im Lande zerſtreut lebenden Royaliſten aufs Neue belebte. Und bereits waren geheime Kräfte in Bewegung, welche den ganzen republikaniſchen Apparat über den Haufen zu werfen drohten.

Die royaliſtiſche Erhebung unterdrückt.

Bei der Zerfahrenheit der öffentlichen Zuſtände gewann die Anſicht von der Nothwendigkeit einer Reſtauration des Königthums immer mehr Boden in England. Unter den Royaliſten, die unverſöhnt mit der Republik über das Reich zerſtreut lebten, ihre Geſinnung in der Bruſt verbergend, hatten ſich geheime Verbindungen gebildet, um den in den Niederlanden weilenden König Karl II. zurückzurufen. Unternehmende Glieder der alten Ariſtocratie, denen ſich viele Malcontente aller Parteien anſchloſſen, gingen mit dem Plane um, ſich mehrerer wichtigen Städte an der Küſte und im Innern zu bemächtigen und von dort aus eine royaliſtiſche Erhebung im ganzen Lande zu organiſiren, bis Karl, der von dem Anſchlag unterrichtet war, mit ſeinen Getreuen landen und ſich an die Spitze der Aufſtändiſchen ſtellen würde. Die politiſche Lage des Continents, wo der pyrenäiſche Friede dem Abſchluß nahe war und die ſpaniſche Regierung in Brüſſel der Stuartſchen Partei mehr Vorſchub leiſten konnte, ja ſelbſt Mazarin und

Turenne ſich einer Herſtellung der Monarchie in England nicht abgeneigt zeigten, ſchien für das Unternehmen günſtig zu ſein. Man zweifelte nicht, daß die Erſcheinung des legitimen Fürſten und ein Aufruf an alle loyalen Herzen, einen allgemeinen Umſchwung zu ſeinen Gunſten bewirken, und von allen Seiten Bewaffnete unter ſeine Fahne ſtrömen würden. Aber alle dieſe Hoffnungen und Anſchläge wurden vereitelt; die Stunde des royaliſtiſchen Triumphes war noch nicht gekommen. Dunkle Gerüchte, Winke und Andeutungen zweideutiger oder verrätheriſcher Mitwiſſenden ſchärften die Wachſamkeit der Regierung, aufgefangene Briefe verriethen das Complot vor dem zur Erhebung beſtimmten Termin; die Armee ließ ihren Streit mit dem Parlament ruhen; Offiziere und Staatsrath verdoppelten ihre Thätigkeit, um der drohenden Gefahr rechtzeitig zu begegnen. In den Grafſchaften wurde die Miliz aufgeboten und durch regelmäßige Truppen verſtärkt und zuſammengehalten. Die ſeparatiſtiſchen Congregationen, die durch eine royaliſtiſch-episcopale Reaction in ihrer Exiſtenz am meiſten bedroht waren, ergriffen unter der Leitung von Vane und Skippon die Waffen zum Schutze des beſtehenden Regiments. So konnten die Anſchläge der Cavaliere im Keime erdrückt werden, ehe die letzte Verabredung getroffen und der Zeitpunkt für eine planmäßige Schilderhebung an allen Orten eingetreten war. Vereinzelte Aufſtände wurden durch die republikaniſchen Truppen niedergeworfen, ihre Führer in die Flucht getrieben oder als Gefangene weggeführt. Selbſt in Cheſhire und Lancaſhire, wo die Royaliſten mit überlegener Macht ins Feld gerückt waren, trug
9. (19.) Aug. 1659. Lambert mit den republikaniſchen Veteranen einen Sieg davon, wie einſt Cromwell bei Naſeby und Marſtonmoor. Ihr Anführer George Booth wurde, als er in Frauenkleidern entweichen wollte, entdeckt und ins Gefängniß gebracht. Lord Mordaunt, einer der thätigſten und ergebenſten Anhänger Karls, entkam zu ſeinem Herrn, mit dem er einen ununterbrochenen Briefwechſel unterhalten hatte.

Damit zerrannen die Träume einer monarchiſchen Reſtauration: der Admiral Montague, der im Falle eines glücklichen Fortgangs der royaliſtiſchen Erhebung ſich für den König erklärt haben würde, blieb in den Dienſten der Republik. Die franzöſiſchen und ſpaniſchen Staatsmänner, die auf der Bidaſſoainſel den pyrenäiſchen Frieden abſchloſſen, wieſen jede Unterſtützung der Stuartſchen Partei zurück; Condé, der bewaffnete Hülfe leiſten wollte, mußte ſeine Truppen entlaſſen, ehe er nach Frankreich zurückkehren durfte (S. 87.). Noch einmal konnte die republikaniſche Regierung im Bunde mit den Generalſtaaten ihre ſchiedsrichterliche Autorität im däniſch-ſchwediſchen Krieg
3. Sept. 1659. geltend machen, und das Parlament eine neue Eidesformel beſchließen, durch welche Jedermann ſich verpflichten ſollte, weder die königlichen Thronrechte der Stuarts noch das Haus der Lords anzuerkennen.

Neuer Streit zwiſchen Heeresgemeinde und Parlament.

Aber wie bald ſollte dieſe republikaniſche Glorie dahinſchwinden! Kaum war das royaliſtiſche Complot durch die gemeinſamen Anſtrengungen der bürgerlichen und militäriſchen Gewalten unterdrückt, ſo brach der Hader, der während der gemeinſamen Gefahr verſtummt war, im republikaniſchen Heerlager von Neuem aus. Die Offiziere, insbeſondere die oberſten Befehlshaber Lambert und

Fleetwood, deeen Anſprüche und Selbſtgefühl durch die neueſten Erfolge im Feld gewachſen waren, wollten dem Parlamente und Staatsrath keinerlei Autorität über die Heergemeinde zugeſtehen. Die Armee ſollte ihre Führer frei und ſelbſtändig wählen, die ſich dann mit der bürgerlichen Magiſtratur in das Regiment theilen möchten. Dieſer Militärherrſchaft wollte das Parlament, inſonderheit Arthur Haslerigh, „ein herber Republikaner von mürriſcher Außenſeite und rückſichtloſem Verhalten“ ein Ende machen. Das Parlament ſei die Repräſentation aller bürgerlichen Gewalt, ihm müſſe die Armee gehorchen. Eine Petition der vereinigten Offiziere, worin jene Forderungen geſtellt waren, wurde zurückgewieſen, und anſtatt daß die Verſammlung die früher verlangte Indemnität bewilligt hätte, ging der Beſchluß durch, alle ſeit der Auflöſung des langen Parlaments erlaſſenen Akte ſollten nur Gültigkeit haben, wenn ſie von der dermaligen Volksvertretung beſtätigt worden ſeien, ein Beſchluß, der alles, was unter dem Protectorat geſchehen war, in Frage ſtellte, den geſammten Rechtszuſtand unſicher machte. Im Vertrauen auf die Beiſtimmung einiger Oberſten, insbeſondere der Generale Monk in Schottland und Ludlow in Irland, zu dem Grundſatz, daß die höchſte Autorität bei der parlamentariſchen Obrigkeit ſtehe, ging die von Haslerigh geleitete Majorität noch einen Schritt weiter: ſie entſetzte Lambert, Desborough und ſieben andere Anführer wegen Ungehorſams ihrer Stellen, beſchränkte Fleetwoods Oberbefehl durch die Aufſtellung einer dem Oberfeldherrn coordinirten Commiſſion, in welcher dee parlamentariſche Vorkämpfer ſelbſt einen Sitz hatte, und bedrohte durch ein Decret über die Forterhebung der Steuern die Geldbezüge der Armee.

Empört über ſolche Anmaßung einer Körperſchaft, die dem Heere ihre Exiſtenz verdankte, rief Lambert die Truppen zu einer Verſammlung, und als ſich Führer und Gemeine bereit erklärten, für ihren General zu leben und zu ſterben, zog er nach der Hauptſtadt und beſetzte Weſtminſter. Und nun wiederholten ſich die bekannten Scenen. Die ſtädtiſche Miliz wurde am Zuſammentreten verhindert, die Garde des Parlaments ſchloß ſich an die Waffengefährten an; ſelbſt die Oberſten, auf welche Haslerigh und ſeine Genoſſen gerechnet, wurden von dem kameradſchaftlichen Gefühle fortgeriſſen. Als am nächſten Morgen der Sprecher Lenthall und die übrigen Mitglieder ſich an dem Sitzungshaus einfanden, wurden ſie zurückgewieſen. So vollzog ſich ein neuer revolutionärer Staatsſtreich, ohne daß ein Tropfen Bluts vergoſſen ward. Jetzt waren Fleetwood und Lambert Meiſter der Republik, jener ein Mann von untergeordnetem Geiſt und Charakter, nur ſtark durch ſeinen eeligiöſen Fanatismus, der auch im Heer einen weiten Boden hatte, dieſer ein tapferer Kriegsmann im Feld und auch auf politiſchem Gebiet gewandt und erfahren. Ein ſtandhafter Verfechter der Selbſtändigkeit des Militärs, beſaß er mehr als irgend ein anderer General die Gunſt der Soldaten. Fleetwood und Lambert beriefen nun einen Generalrath ein, um eine neue Ordnung feſtzuſetzen. Von dieſem wurden die letzten Parlamentsbeſchlüſſe

Das Parlament zerſprengt. 12. Okt. 1659.

13. Okt. Neue Sicherheitscommiſſion.

für null und nichtig erklärt und ſtatt des aufgelöſten Parlaments und Staatsrathes wieder eine „Sicherheitscommiſſion“ ernannt, welche die ganze bürgerliche und executive Gewalt beſitzen ſollte. Sie beſtand aus den Häuptern der Armee, dreizehn an Zahl, voran Lambert, Fleetwood, Desborough, Ludlow, und zehn Civiliſten, unter ihnen Whitelocke als Siegelbewahrer und Henry Vane. Um dieſe Zeit lag Bradſhaw, der Präſident des Staatsraths im Sterben. Er raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen, um gegen die Gewaltſamkeit des Militärs Proteſt zu erheben. Aus der Sicherheitscommiſſion wurde ein engerer Ausſchuß ernannt, um eine neue republikaniſche Verfaſſung zu entwerfen.

Verfaſſungstheorien.

Bei der Aufregung der Geiſter in dieſer verwirrten herrenloſen Zeit tauchte eine Menge von Entwürfen auf, wie man die Welt ordnen und regieren ſolle. Aus der Geſchichte des griechiſchen und römiſchen Alterthums, aus der Heiligen Schrift, aus den Theorien des Verſtandes und den Gebilden der Phantaſie ſammelte man Elemente zu Staatsformen und Inſtituten, in die man die realen Zuſtände, die Errungenſchaften der religiöſen und politiſchen Kämpfe, die Vorrechte und die Ausſchließung gewiſſer Parteien und Klaſſen einfügen wollte. Bald trat ein engherziger Sektengeiſt zu Tage, welcher den Separatiſten der ſtreng puritaniſchen Richtung, den Independenten, Anabaptiſten, Männern der fünften Monarchie, Quäkern, auch die Herrſchaft dieſer Zeit oder doch einen Vorrang in derſelben beilegen wollte; bald erhob eine freiere an den Studien des Alterthums genährte Richtung die Stimme für Toleranz und Religionsfreiheit in engerer oder weiterer Begränzung. Aber wie ein inſtinctives Gefühl, daß alle dieſe neuen politiſchen und kirchlichen Schöpfungen und Theorien zuſammenſtürzen würden unter den Schlägen des Königthums und der biſchöflichen Hierarchie, ging durch alle Entwürfe und Verfaſſungsvorſchläge eine ſtrenge Antipathie gegen Royalismus und Episcopalſyſtem. Und ſchon waren dieſe beiden Mächte ihrer Auferſtehung nahe, als die Männer des Schwerts und der Rechtsgelehrſamkeit darüber nachſannen, welche Inſtitute man an ihre Stelle ſetzen ſollte. Während man die Rückkehr der Geſpenſter aus der geiſterhaften Verborgenheit in das Licht und Leben der Wirklichkeit durch Bannungsformeln zu verhindern ſuchte, hatten dieſe ſchon Fleiſch und Blut gewonnen und zogen bereits zum Todeskampf heran, Anfangs noch verborgen und unſichtbar.

b. Politiſche Irrgänge.

Lambert und Monk.

Daß ein ſo zerfahrenes, zerrüttetes Regiment keinen Beſtand haben könne, leuchtete allgemein ein. Schon bei der letzten mißlungenen Schilderhebung der Royaliſten war es zu Tage getreten, daß in der Nation ein tiefer Widerwille gegen die militäriſch-parlamentariſchen Machthaber herrſche, daß die Hinneigung zu dem angeſtammten König, von dem man allein die Herſtellung geordneter Zuſtände erwarten könne, unter allen Klaſſen verbreitet ſei. Ranke weiſt nach, daß ſelbſt Lambert, obwohl er ſich jetzt mehr als je den ſeparatiſtiſch-republi-

kaniſchen Eiferern angeſchloſſen, mit dem Gedanken einer Reſtauration der Königsfamilie umgegangen ſei. Es ſei unter der Vermittelung des royaliſtiſchen Flüchtlings Mordaunt von einer Vermählung ſeiner Tochter mit dem Herzog von York die Rede geweſen. Durch ſolche Auszeichnung und durch Zuſicherung perſönlicher Vortheile und Rangerhöhung würde ſich der ehrgeizige General haben bewegen laſſen, ſeine ganze Gewalt für die Herſtellung des Stuartſchen Thrones einzuſetzen. Aber dieſer Umſchwung ſollte von einem andern Manne ausgehen, von Georg Monk, einem Landedelmann aus Devonſhire, der wie wir geſehen im Auftrage Cromwells Schottland vollends unterworfen und es ſeit acht Jahren ruhig regiert hatte, ohne an den Gewaltſchritten und Wechſelfällen, die ſeitdem in England vorgekommen, Theil genommen zu haben. Cromwell hatte volles Vertrauen in ihn geſetzt, und Monk war demſelben auch ſtets treu und ergeben geblieben. Selbſt an dem Sohn Richard hatte er feſtgehalten, „bis dieſer ſich ſelbſt aufgab“. An dem Juliaufſtand der engliſchen Royaliſten hatte er keinen Antheil. Als aber der Zwieſpalt zwiſchen der Armee und dem Parlamente ausbrach, Fleetwood den Oberbefehl über die drei Reiche anſprach, da hielt Monk zu der bürgerlichen Magiſtratur und bekannte ſich zu dem Grundſatz, daß es eine höchſte Gewalt geben müſſe, der die Armee zu gehorchen habe. Durch eiſerne Disciplin hielt er die Truppen an ſeine Perſon gefeſſelt, alle unzuverläſſigen Offiziere, alle Separatiſten und Heiligen, die durch religiöſe Sympathien an Fleetwood und ſeine Genoſſen ſich geknüpft fühlten, wurden aus dem Heere und aus den Garniſonen der Feſtungen entfernt. Ein kluger, im Feld aufgewachſener Mann, ohne religiöſe Begeiſterung und politiſche Ideale, trug Monk kein Bedenken, die Fahne zu wechſeln, wie er ſchon früher mehrmals gethan. Er war entſchloſſen, die Reſtauration des Königthums zu begünſtigen, ſtand auch bereits mit einem Edelmann aus der Umgebung des Königs in Verbindung; aber er hielt mit ſeiner Geſinnung und ſeinen Abſichten ſorgfältig zurück, damit nicht unter den Truppen der republikaniſche Geiſt und die Sympathien mit den engliſchen Kameraden geweckt würden. Lambert faßte Mißtrauen gegen den Befehlshaber im Norden, der ſich für die parlamentariſche Autorität erklärt hatte und zu den Presbyterianern hielt. Um ihn näher zu beobachten, zog er mit einer Abtheilung des Heeres in die nördlichen Grafſchaften, nach York und Newcaſtle. So ſtanden denn unweit der ſchottiſchen Grenze die beiden Heerführer ſich im Felde gegenüber, ohne doch das Schwert wider einander zu zücken, Gegner und Rivalen in politiſchen und religiöſen Anſichten und doch beide insgeheim bereit der königlichen Sache ihren Arm zu leihen. Es war zweifelhaft, welcher von beiden das Feld behaupten würde, der bewegliche, hochſtrebende Lambert oder der ruhige, umſichtige Monk. Jener, eine uneigennützige Natur, erfreute ſich der Zuneigung der Soldaten, dieſer, weniger freigebig, ja nicht ohne einen Anflug von Habſucht, wußte die Truppen durch ſtrenge Mannszucht in Gehorſam zu halten. Aber in

Kurzem verſchwand dieſer Zweifel; die öffentliche Meinung und der Gang der Dinge erklärten ſich zu Gunſten Monks.

Oppoſition gegen die Militärherrſchaft.

Denn während Monk durch ſeine presbyterianiſch-parlamentariſche Geſinnung ſich die Sympathien der Schotten erwarb, ſo daß eine von ihm berufene „Convention“ eine namhafte Geldhülfe zur Erhaltung ſeiner Armee bewilligte, mußte Lambert zu Zwangsauflagen und Einquartierungen ſchreiten, wodurch der Widerwille des Volks gegen die Soldatenherrſchaft gemehrt ward. In Yorkſhire bewaffnete ſich die Gentry, um unter der Führung von Fairfax den Erpreſſungen der Truppen Widerſtand zu leiſten. Aehnliches geſchah in Portsmouth und an andern Orten. Allenthalben wurde der Ruf nach Wiedereinſetzung des Parlaments laut; hie und da verabredete man ſich, keine Abgaben zu entrichten, die von einer andern Staatsgewalt als der Volksvertretung ausgeſchrieben würden. Am 2. December wurde in London ein Buß- und Bettag abgehalten, um die Gnade Gottes anzuflehen, da die Fundamente der Regierung zerſtört ſeien. Selbſt bei der Armee trat ein Umſchwung der Geſinnung ein. In der Hauptſtadt kamen die meiſten Regimenter, Oberſte und Gemeine eigenmächtig zuſammen und faßten den Beſchluß, ſich mit dem Parlamente zu verſöhnen. Darauf zogen ſie vor das Haus des ehemaligen Sprechers Lenthall und richteten das Erſuchen an ihn, er möge das alte Rumpfparlament wieder einberufen. Sofort nahmen die in der Hauptſtadt anweſenden Mitglieder ihre Sitze wieder ein. Bald erſchien auch Haslerigh aus Portsmouth, wo eine ähnliche Bewegung eingetreten war. Er nahm den Vorſitz in dem neuen Staatsrath, den Parlament und Heergemeinde gemeinſchaftlich einſetzten. Der Grundſatz, daß die Armee der bürgerlichen Gewalt zu gehorchen habe, wurde allgemein anerkannt.

24. Decbr. 1659.

26. Decbr.

Lambert in Gefangenſchaft.

Dieſer Umſchwung vollzog ſich ohne alle Mitwirkung von Lambert nnd Fleetwood, die voll Mißtrauen auf einander keine gemeinſchaftlichen Maßregeln verabredet hatten. Der erſtere zählte auf die Anhänglichkeit ſeiner Truppen und gedachte ſich im Commando zu halten, bis ſeine Unterhandlungen mit dem Emigrantenhof in Brüſſel zu einem befriedigenden Abſchluß gekommen wären; als jedoch Abgeordnete von dem neuen Generalrath bei Lamberts Heer eintrafen und daſſelbe aufforderten, das militäriſch-parlamentariſche Regiment, das in London aufgerichtet worden, anzuerkennen, fanden ſie günſtige Aufnahme. Wie hätte die geringe Kriegsmacht, von Norden durch Monk, von Süden durch Fairfax bedroht, dem Willen der Nation widerſtehen ſollen! In Kurzem ſah ſich Lambert von ſeinen Soldaten verlaſſen; nur fünfzig Getreue folgten ihm. Da blieb auch ihm nichts anderes übrig, als ſich der neuen Obrigkeit zu unterwerfen. Er wurde zuerſt nach Durhamſhire verwieſen, dann in den Tower gebracht.

Monk in London. 1660.

Nun verließ Monk die Bauernſtube an der ſchottiſchen Grenzmarke, die ihm bisher als Wohnung gedient, und rückte am Neujahrstag in England ein. Fairfax, mit dem er in York zuſammentraf, wurde bewogen, ſeine Freiwilligen aufzulöſen. Der alte General der Republik, der ſich dem Royalismus zugewendet, war geneigt, ſchon jetzt die königliche Fahne aufzupflanzen; aber Monk hielt ihn von dem Vorhaben ab, ſei es, daß er es noch länger mit dem bisherigen Regimente verſuchen wollte, ſei es, daß er die Sache noch nicht für reif hielt. Das Parlament ſetzte kein Mißtrauen in Monks republikaniſche Geſinnung, die

11. Jan. 1660.

er bei jeder Gelegenheit offen ausſprach. Als er ſich ſchon der Hauptſtadt näherte, gab er einigen Beſchwerdeführern zur Antwort: „die Monarchie mit der alten Uniformität von Kirche und Staat ſei in England nicht mehr möglich.“ Auf den Ruf der parlamentariſchen Obrigkeit zog er in Weſtminſter ein und wurde zum Generallieutenant der Republik und zum Mitglied des Staatsraths ernannt. 3. Febr. 1660.

Nun war das Rumpfparlament wieder in Autorität, die Armee gehorchte ihm, der Sicherheitsausſchuß ſuchte Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten, der Oberfeldherr der bewaffneten Macht ließ es nicht an Zeichen der Hingebung und Ehrfurcht gegen die Stellvertreter der höchſten Gewalt fehlen. Aber die Fundamente wankten, die Rechtsbaſis war zweifelhaft. Trägt denn die kleine Verſammlung, die ſich Parlament nennt, den Charakter einer Nationalrepräſentation? ſo hörte man die Unzufriedenen fragen; ſollen einige Männer, mehrentheils Mitglieder ſectireriſcher Congregationen, das Recht haben, Geſetze zu machen und Steuern aufzulegen? Immer allgemeiner wurde der Ruf nach einem neuen Parlamente, das nach freiem Wahlrecht berufen, von dem keine religiöſe oder politiſche Partei ausgeſchloſſen werden ſollte. Nicht länger könne man dulden, daß bei der Unſicherheit der Regierung die Rechtspflege noth leide, Handel und Gewerbthätigkeit ſtocke, Beſitz und Eigenthum Gefahr laufe. Beſonders ſcharf trat die Oppoſition gegen das militäriſch-parlamentariſche Regiment in der Hauptſtadt zu Tage. Ohne ſich um den Sicherheitsausſchuß und die andern Organe der Regierung zu kümmern, gab ſich die City einen neuen Gemeinderath und rief die ſtädtiſche Miliz wieder ins Leben: die Lehrburſchen und Handwerker, die einſt ſo entſchieden gegen Königthum und Episcopat Partei genommen, ſchritten jetzt zu feindſeligen Demonſtrationen gegen die republikaniſche Obrigkeit. Es kam zum Handgemenge innerhalb der Stadt, die Straßen wurden mit Ketten geſperrt, die Citythore geſchloſſen. Die Altbürger wollten nichts von einem Separatiſten-Parlamente wiſſen, aus dem nicht blos Royaliſten und Episcopale ſondern ſelbſt Presbyterianer ausgeſchloſſen ſeien. Im Stadtrath wurde der Satz aufgeſtellt, die City ſei zu keiner Auflage verpflichtet, bis ihre Deputirte die ihnen gebührenden Sitze im Repräſentantenhaus eingenommen hätten. Rumpfparlament und City.

Dieſe Oppoſition war eine Kundgebung royaliſtiſcher Geſinnung, die allmählich in alle Klaſſen der Einwohner eingedrungen war. Hatte Anfangs die Furcht vor einer politiſchen und religiöſen Reaction, die mit der Herſtellung des Königthums verbunden ſein möchte, viele Bürger, welche früher als eifrige Anhänger des Parlaments ſich gezeigt, bei der Republik feſtgehalten; ſo war jetzt dieſe Furcht verſchwunden, ſeitdem Lord Mordaunt im Namen ſeines Herrn der Stadt die Verſicherung gab, daß die alten Hochverrathsgeſetze weder gegen die Geſammtheit noch gegen Einzelne in Anwendung gebracht werden würden, daß der König, wenn er den Thron ſeiner Väter wieder erlangt hätte, der Hauptſtadt ihre alten Vorrechte beſtätigen und alles, was geſchehen, mit dem Schleier der Vergeſſenheit bedecken würde. Auch das Gerücht, Karl II. ſei im Exil katholiſch Royaliſtiſche Geſinnung bei der Londoner Bürgerſchaft.

geworden, wurde als Lüge und Verleumdung zurückgewiesen; der Fürst halte fest an dem Bekenntniß der englischen Kirche, werde aber dem Gewissen der Andersgläubigen keine Gewalt anthun lassen.

Monk gegen die City.

Sollte das Rumpfparlament die so anmaßend hervortretende Kundgebung oppositioneller Gesinnung von Seiten der Hauptstadt und ihrer Behörden ruhig hinnehmen? Dann war es um seine Autorität geschehen; die benachbarten Grafschaften wären der Steuerverweigerung beigetreten; woher hätte man die Mittel zu den Verwaltungskosten und für den Sold des Heeres hernehmen sollen? Es wurde der Beschluß gefaßt, die Stadt zu züchtigen und das Strafgericht dem General Monk zu übertragen. Durch diesen Auftrag hoffte die parlamentarische Regierung, die gegen Monks Gesinnung bereits Mißtrauen gefaßt, den General fester an ihre Sache zu knüpfen. Die strengrepublikanische Partei hatte Anstoß genommen, daß der Feldherr, bei aller äußerlichen Ehrerbietung doch eine sehr selbständige Haltung zeigte, daß er bei der Aufnahme in den Staatsrath den von dieser Faction vorgeschriebenen Eid, dem König und dem gesammten Hause Stuart abzusagen, mit einigen andern verweigert hatte, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten Milde und Mäßigung gegen Andersgesinnte empfohlen. Jetzt mußte er Farbe bekennen. Uebernahm er den Auftrag, so mußte er mit der Republik auch ferner Hand in Hand gehen; dann war es um seine Popularität bei den Königlichgesinnten in der Londoner Bürgerschaft und im ganzen Lande und damit um seine unabhängige Stellung geschehen. Es war ein Wagstück; aber für den Fall, daß er sich zu den Gegnern schlüge, durfte das Parlament mit Sicherheit erwarten, daß ein Theil des Heeres sich von ihm lossagen würde; denn noch war die republikanisch-sectirerische Gesinnung weit verbreitet unter den Truppen, und mehrere Obersten hatten den Häuptern der strengen Faction den Beistand ihrer Regimenter zugesichert. So erhielt denn Monk den Befehl, in die City einzurücken, alle Befestigungen zu zerstören und die vom Staatsrath bezeichneten Führer der Opposition in Haft zu nehmen. Der General kam dem Befehle nach, so schwer ihm der Auftrag auch fallen mochte; er mußte Herr der Situation zu bleiben suchen, wenn er seinen geheimen Plan durchsetzen wollte. Kaum aber sah das Parlament die Stadt im Besitze der Truppen, so suchte es den Sieg zur Befestigung seiner eigenen Machtstellung zu verwerthen. Der Stadtrath wurde für aufgelöst erklärt und sollte nach einer Wahlform, die alle unzuverlässigen Bürger ausschloß, neu zusammengesetzt werden. Auf Anregung des bekannten Lobegott Barebone faßte das Parlament den Beschluß, die Armee unter eine Commission zu stellen, damit ihm die militärische Gewalt nicht wieder entwunden werden möchte. Man wollte die Früchte des Sieges auf Kosten des Siegers selbst einthun. Die Männer, die ausersehen waren, neben Monk in der Militärcommission zu wirken, Haslerigh, Fleetwood u. a. gaben Zeugniß, daß das Regiment auf immer bei dem Rumpfparlament erhalten werden sollte.

8. Febr. 1660.

Dies war aber nicht die Meinung des Feldherrn; ſo weit wollte er in ſeiner Unterwürfigkeit nicht gehen. Nach einer Beſprechung mit ſeinen Oberſten und einigen andern Vertrauten richtete er ein von den angeſehenſten Offizieren unterzeichnetes Schreiben an das Parlament, worin ausgeführt war, daß die Armee, als ſie die Waffen für die Erhaltung der obrigkeitlichen Autorität ergriffen, zugleich die Freiheit der Nation habe retten wollen; ſie verlange, daß die erledigten Sitze durch Einberufung der früheren Mitglieder ergänzt und dann neue Wahlen zu einer freien Nationalrepräſentation ausgeſchrieben würden; ein permanentes Parlament entſpräche weder dem Rechtsherkommen noch dem Willen des Landes. Binnen acht Tagen ſollten die Ausſchreiben für die vacanten Plätze erlaſſen werden. Die Männer des parlamentariſchen Rumpfes gingen darüber zu Rathe, aber die extreme Faction trug den Sieg davon; man beſtand auf der Militärcommiſſion; Monk ſollte in ſeinem Oberbefehl beſchränkt, ſeine Thätigkeit lahm gelegt werden. Dieſes Vorgehen einer herrſchſüchtigen anmaßenden Partei beſtimmte den Obergeneral ſich von dem Parlamente loszuſagen; die meiſten Offiziere waren mit ihm einverſtanden und verſicherten ihn, daß die Armee zu ihm ſtehen würde; die Undankbarkeit des Rumpfes habe eine Wandlung in der Geſinnung erzeugt. Darauf wurde der Stadtrath, der ſo eben durch Parlamentsbeſchluß aufgelöſt worden, eigenmächtig von dem General zuſammenberufen. Wie erſtaunten die Vertreter der City, als ſie aus dem Munde ihres Ueberwinders vernahmen, daß er dieſelben Forderungen, um derentwillen er ſie am vorhergehenden Tage bekämpft habe, an das Parlament geſtellt, daß er entſchloſſen ſei, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Ein unermeßlicher Jubel brach auf dieſe Kunde in der Stadt aus; die Glocken wurden geläutet, das Volk zündete Freudenfeuer an; mit zweideutigem Witzwort verſpottete man das „Hinter-Parlament“. Man tractirte die Soldaten mit gebratenen Hintervierteln.

Monk ſagt ſich vom Parlament los.

c. Zurückberufung des Königs

Nun war Monk, der Oberbefehlshaber Meiſter der Situation. Aber auch jetzt noch vermied er jede Uebereilung und hielt ſich in den Schranken der Geſetze. Zunächſt wurde das Parlament genöthigt, die vor zwölf Jahren ausgeſchloſſenen Mitglieder wieder in ihre Mitte zu rufen. Die Verpflichtung auf die Republik, welche die am weiteſten vorgeſchrittene Partei als „Qualification“ des Eintritts feſtzuhalten ſuchte, fand keine Geltung. Es waren meiſtens Presbyterianer, die unter dem Schutze der Armee ihre alten Sitze wieder einnahmen und mit den gemäßigten Mitgliedern vereinigt die Mehrheit des Hauſes bildeten. Haslerigh und ſein engerer Anhang ſchieden grollenden Herzens aus. Die kürzlich gefaßten Beſchlüſſe des Rumpfes wurden ſofort für nichtig erklärt, Monk zum oberſten Befehlshaber der geſammten Landmacht in den drei Reichen ernannt und zum Vorſitzenden des neuen Staatsrathes, worin nur wenige der bisherigen Mitglie-

Monk, Herr der Situation. 1660.

21. Febr.

der Aufnahme fanden; der Londoner Stadtrath wurde bestätigt, die Organisation der städtischen Miliz in seine Hand gelegt, die Herstellung der Thore angeordnet.

Selbstauflösung des langen Parlaments 16. März 1660.

Noch war von der Rückberufung des Königs keine Rede: Monk hatte keine Aeußerungen gethan, keine Handlungen vorgenommen, die auf die Absicht einer Restauration hätten hindeuten können; seine Verbindungen mit der Emigration waren nach dem kurzen Versuch in Schottland unterbrochen worden; die Royalisten waren keineswegs sicher, welchen Ausgang die Bewegung nehmen werde. Es schien, als ob Monk keinen andern Zweck habe, als sich den Gegenwirkungen einer ihm feindseligen Partei im Parlamente zu entziehen, und daß er, nachdem dieses Ziel erreicht war, mit den republikanischen Formen wie einst Oliver Cromwell fortzuregieren gedenke. Aber durch die Verbindung mit der Londoner Bürgerschaft, die ihrer Mehrheit nach royalistisch gesinnt war und den Gedanken einer Fortsetzung der republikanischen Regierung mit Abscheu von sich wies, wurde er in eine Bewegung gedrängt, die ihrer eigenen Strömung folgte und auch ihn mit sich fortriß. Den einberufenen Parlamentsgliedern hatte Monk die Zusage abgenommen, daß sie zu einer legalen Hinüberleitung der Staatsverfassung in gesetzlich geordnete Zustände behülflich sein wollten. Dies konnte nur durch die Auflösung des langen Parlaments und die Anordnung neuer Wahlen zu einer freien Nationalrepräsentation ohne alle beschränkende Bedingungen, ohne zum Voraus geforderte Eidesformeln oder Verpflichtungen ins Werk gesetzt werden. Das verstärkte Haus kam nach einigen Versuchen, dem Presbyterianerthum die künftige Herrschaft zu sichern, dem Wunsche des Generals nach: nachdem es den Schwur auf eine Verfassung ohne König und Lords abgeschafft und neue Wahlen ausgeschrieben, wobei weder politische noch religiöse Ansichten als Grund der Ausschließung angeführt waren, löste sich das lange Parlament, das seit zwanzig Jahren die Geschicke des Reichs bestimmt, so viel gethan und gelitten, so oft begraben und wieder ins Leben gerufen worden war, für immer auf. Damit war die republikanische Staatsform aufgegeben: denn bei der vorherrschenden Stimmung des Landes war der Ausfall der neuen Wahlen vorauszusehen.

16. März.

Krisis und Entscheidung.

Daß nun der König zurückgerufen, die monarchische Ordnung wieder hergestellt werden würde, war kaum mehr zweifelhaft; nur über die Art und Weise, wie dies zu geschehen habe und unter welchen Bedingungen, herrschte noch Meinungsverschiedenheit. Die Presbyterianer, von denen einst die parlamentarische Opposition gegen den Absolutismus in Staat und Kirche ausgegangen und die auch jetzt noch eine bedeutende Stimme in den regierenden Gewalten besaßen, suchten ihren politischen Liberalismus und ihre synodale Kircheneinrichtung zur Geltung zu bringen. Sie meinten, man solle den Sohn auf die Bedingungen verpflichten, die einst sein Vater auf der Insel Wight angenommen hatte. Damit wäre die Militärgewalt und die Vergebung der hohen Würden und Aemter von der Zustimmung der Vertreter der Nation abhängig geblieben, die Prärogative

der Krone in ihren wichtigſten Befugniſſen beſchränkt worden. Aber weder im Staatsrath noch bei der City vermochte dieſe Anſchauung durchzudringen. Hier war man der Meinung, man ſolle Karl II. einladen, unverweilt nach England zurückzukehren und ſein königliches Amt anzutreten, ohne ihm die Hände durch Bedingungen zu binden; nur in der Form von Petitionen ſolle man ihn erſuchen, daß er eine allgemeine Amneſtie ertheilen, die Rückſtände der Armee bezahlen und die Verſchiedenheit der religiöſen Anſichten gelten laſſen möge. Dazu ſolle man ſchreiten, ehe das neue Parlament ſeine Sitzungen eröffne. Bei dieſem Zwieſpalt der Meinungen lag die ganze Zukunft in Monks Hand. Die puritaniſch-republikaniſche Faction war nicht abgeneigt, ihm zur Erneuerung des Protectorats, wie es einſt Cromwell beſeſſen, behülflich zu ſein. Bei dem großen Anhang, den dieſe Partei immer noch bei der Armee hatte, wäre der Plan wohl durchführbar geweſen: viele Offiziere ſahen mit einiger Unruhe auf die royaliſtiſche Bewegung; ſie waren in Sorge, daß man ſie wegen ihrer früheren Handlungen zur Rechenſchaft ziehen, ihre Erwerbungen aus den öffentlichen Gütern nicht anerkennen möchte. Allein Monk war von gemeinerem Stoff geſchaffen als der gewaltige Independentenführer, der ohne Gewiſſensbedenken und Loyalitätsgefühl den engliſchen Thron umgeſtoßen und das geweihte Königshaupt gefällt hatte: Monk bedurfte einer höheren Autorität, der er ſich unterordnete; auf dem Gipfel der Macht ſchwindelte ihm. Er hatte bisher willig die bürgerliche Gewalt des Parlaments als die höhere anerkannt und ſich erſt losgeſagt, als ſie in haltloſe Zerfahrenheit gerieth; jetzt beſchloß er, als Ritter des Königthums aufzutreten und die Krone, die er anzubieten hatte, möglichſt unverſehrt und glänzend in die Hände des legitimen Herrſchers zu legen. Um ſo größeren Dank durfte er dann für ſich ſelbſt erwarten. So trat er den royaliſtiſch-abſolutiſtiſchen Tendenzen des Staatsraths und der City bei. Eine agitatoriſche Bewegung, die ſich auf das Gerücht von ſeinen Reſtaurationsgedanken bei einigen Regimentern zeigte, wurde wieder wie einſt in Schottland durch ſeine Entſchloſſenheit und eiſerne Disciplin unterdrückt.

Monk's Botſchaft an König Karl II.

„Selten hat die Vorſehung in eine ſterbliche Hand ſo viele Entſcheidung gelegt als in Monks. Er konnte die Erfahrungen des langen Parlaments benutzen, deſſen verhängnißvolle Irrthümer in Staat und Kirche vermeiden, einen Rath ertheilen, der in ſeinem Munde faſt Vorſchrift war. Allein der General hatte ſich ein gemeines Lebensziel geſteckt.“ Umſonſt warnten wohlgeſinnte Freiheitsfreunde, das Errungene nicht unvorſichtig aufs Spiel zu ſetzen, und der blinde Dichter Milton erhob zum letztenmal als „Prediger in der Wüſte“ ſeine kräftige Stimme zu Gunſten einer republikaniſchen Bundesverfaſſung; der „vollendete proſaiſche Heuchler“, unterſtützt von dem Rufe des nach Ruhe und geſetzlicher Ordnung ſich ſehnenden Volkes, bot die Königskrone ohne Machtverminderung an. Im tiefſten Geheimniß ſchickte Monk ſeinen Landsmann aus Devonſhire Sir John Grenville nach Brüſſel und ließ dem König ſagen, „In ſeinem

Herzen ſei er ihm immer treu geblieben: ihm einen Dienſt zu leiſten biete ſich aber jetzt erſt die Gelegenheit dar; er ſei bereit, nicht allein ſeinen Befehlen zu gehorchen, ſondern ſein Leben in ſeinem Dienſt aufzuopfern". Zugleich gab er dem Vertrauten den mündlichen Auftrag, den König von den Wünſchen der City in Kenntniß zu ſetzen, er möge Amneſtie und Gewiſſensfreiheit gewähren, den Verkauf der eingezogenen Güter genehmigen und die Auszahlung des rückſtändigen Soldes an das Heer zuſichern.

Die Declaration von Breda. Letzte Oppoſition.

Welche Freude erhob ſich im Hoflager des Stuart über die Botſchaft des Generals! Er begab ſich ſofort nach Holland, um der katholiſch-ſpaniſchen Atmoſphäre zu entrinnen. Auf der Reiſe nach Breda wurde die Declaration abgefaßt, in welcher Karl die verlangten Zuſicherungen gewährte. Die Soldrückſtände wurden dadurch gewährleiſtet, daß der König die Armee in ſeine eigenen Dienſte nahm; dagegen wurde auf den Rath von Edward Hyde, in der Folge Herzog von Clarendon, der dem König während des Exils als Kanzler diente und ſein ganzes Vertrauen beſaß, den drei erſten Punkten die Zuſtimmung des künftigen Parlaments als Bedingung beigefügt. Zu dieſem waren bereits die Wahlen im Gang. Presbyterianer und Royaliſten ſtrengten alle Kräfte an, Männer von ihrer Farbe in das Haus zu bringen. In den Ausſchreiben hieß es, Niemand dürfe gewählt werden, der die Waffen gegen die Republik getragen! Aber wie viele Royaliſten, die einſt unter den „Cavalieren" des Königs gedient, erhielten in den Grafſchaften die Stimmenmehrheit! Noch einmal verſuchte die Partei der ſtrengen Republikaner und Sectirer das Glück der Waffen. Lambert wurde aus dem Tower befreit und ſammelte einige Schaaren Gleichgeſinnter unter ſeiner Fahne; er hoffte ſeine Stimme würde auf die Truppen noch die alte Macht ausüben. Als es aber zum Treffen mit dem Monkſchen Oberſt Ingoldsby kam, verließen ihn die Einen, die Andern ſtreckten die Waffen. Lambert mußte ſich ergeben und wanderte in den Tower zurück. Am folgenden Tag verſammelte ſich das Parlament. Nach der Eröffnung traten die Lords nach eigenem Recht zu einem Oberhaus zuſammen, wie in der königlichen Zeit, und Niemand wehrte ihnen. Nun erſchien John Grenville mit den an das Parlament, an Monk, an die Armee und die City gerichteten Handſchreiben des Königs nebſt der Declaration. Als die an die beiden Häuſer gerichteten Schriftſtücke ſammt dem Manifeſt verleſen waren, beſchloſſen dieſe: „da nach den alten Grundgeſetzen von England die Regierung bei dem König, den Lords und den Gemeinen beſtehe, den Landesfürſten einzuladen, daß er komme und die Krone empfange, zu welcher er geboren". Einige Presbyterianer kamen auf die alten Anträge zurück, daß man die Prärogative der Krone mit geſetzlichen Schranken umgeben, zum voraus gewiſſe Garantien gegen Rechtsverletzungen verlangen ſolle. Aber Monk erklärte, wenn die Rückkehr des Königs verzögert würde, könne er für die öffentliche Ruhe nicht einſtehen. Jetzt ſei keine Zeit zu ſolchen Unterſuchungen, welche die Zwietracht der verfloſſenen Jahre zurückführen würden. Der König komme ohne Armee und

21. April 1660.

25. April.

ohne Geld, könne alſo weder Beſtechung üben noch Schrecken einjagen. Man ſolle mit den Verhandlungen bis zu ſeiner Ankunft warten.

Der König zur Rückkehr eingeladen.

Nun verſtummte jeder Widerſpruch. Man überſandte dem König und ſeinen beiden Brüdern York und Gloceſter beträchtliche Geldſummen; man ſtellte das königliche Wappen wieder her, nahm den Namen Karls II. in das Kirchengebet auf und beſtimmte, um jede Erinnerung an das Prinzip der Nationalſouveränetät zu verwiſchen, daß der Anfang ſeiner Regierung von dem Todestage ſeines Vaters gerechnet werden ſolle; denn von dieſem Augenblick an ſei die Krone von Karl I. auf Karl II. nach Geburt- und Erbrecht übergegangen. Von einer glänzenden Deputation der beiden Häuſer zur Rückkehr eingeladen, beſtieg der König mit ſeiner Umgebung die britiſche Flotte, die unter Montagues Oberbefehl bei Scheveningen vor Anker lag, und ſetzte über den Kanal. Bei ſeiner Landung in Dover empfing ihn General Monk an der Spitze ſeiner Offiziere in der demüthigen Haltung eines loyalen Unterthanen. Am 29. Mai ſeinem 30. Geburtstag hielt Karl II. ſeinen Einzug in die glänzend geſchmückte Hauptſtadt, begrüßt von einem jubelnden, jauchzenden Volke. Er empfing in Weſtminſter von dem Parlamente den Eid der Treue und des Supremats und verſprach die Privilegien der beiden Häuſer zu achten und auf das Glück des Volkes zu ſinnen.

25. Mai.

29. Mai 1660.

3. Das erſte Jahr der Reſtauration.

Reactionäre Tendenzen u. Handlungen.

Aber es zeigte ſich bald, wie wenig Karl aus dem Schickſal ſeines Vaters gelernt hatte. Schon auf der Ueberfahrt bemerkte er mit Mißfallen, daß einige Schiffe Namen trugen, die an Siege des parlamentariſchen Heeres erinnerten; er gebot, daß dieſe Bezeichnungen abgeſchafft und durch Namen royaliſtiſchen Klanges erſetzt würden. Dieſelbe Tendenz durchzog ſeine ganze Regierung: das erbliche Königsrecht von Gottes Gnaden ohne alle perſönliche Verantwortlichkeit zur unbedingten Geltung zu erheben, ſich von dem Parlamente möglichſt unabhängig zu machen, die Männer, die bisher das Gemeinweſen geleitet oder unterſtützt hatten, aus den öffentlichen Stellen zu verdrängen und durch royaliſtiſch geſinnte Perſonen zu erſetzen, die ihm während des Exils Treue und Hingebung bewieſen, das waren neben dem Plane, die Einkünfte der Staatskaſſe zu mehren, um ſeinem Hang zu Weltluſt und Verſchwendung fröhnen zu können, die leitenden Gedanken ſeiner reactionären Politik. Nur unvollſtändig kam die verheißene Amneſtie „die Akte der Vergeſſenheit, Indemnität und freien Vergebung“ zur Ausführung. Wenn auch Karl II., mehr leichtſinnig und genußſüchtig als rachgierig, dem übermäßigen Eifer der royaliſtiſchen Lords und Gemeinen, die gerne Alle, welche an dem Umſturz der alten Einrichtungen mitgewirkt oder Waffen gegen das Königthum geführt, dem Arme der Strafgerechtigkeit überliefert und alle während der Herrſchaft des Parlaments und der Republik getroffenen Veränderungen rückgängig gemacht, den ganzen früheren Zuſtand wieder hergeſtellt

hätten, Einhalt gebot und ihre reactionären Vorſchläge, als unausführbar und in neue unabſehbare Verwirrungen ſtürzend, von der Hand wies; wenn er auch ſeinem in der Declaration von Breda gegebenen Verſprechen in ſo weit nachkam, daß er mit Beiſtimmung des Parlaments die Erklärung erließ, „daß alle und jede Verrätherein und Felonien oder Verheimlichungen derſelben, alle Verbrechen und Vergehungen gegen die Ordnung des Staates in der Zeit vom 1. Januar 1637 an bis zum 24. Juni 1660 vergeben und vergeſſen ſein ſollten"; ſo war er doch weit entfernt, die Vorkämpfer der Republikaner und Sectirer vor der Rache der Royaliſten und den Strafbeſtimmungen der Geſetze zu ſchützen. Alle welche an der Verurtheilung und Hinrichtung ſeines Vaters Theil genommen, von ihren Gegnern als Regiciden oder Königsmörder gebrandmarkt, ſollten „wegen ihrer gräßlichen Verrätherei und Mordthat" von der Amneſtie ausgeſchloſſen bleiben. Denn Blut könne nur durch Blut geſühnt werden. Zu dem Zweck wurde unter dem Vorſitz
Okt. 1660. von Sir Orlando Bridgeman ein eigener Gerichtshof aufgeſtellt, an dem neben eifrigen Royaliſten einige presbyterianiſche Lords, wie Mancheſter, und auch ſolche, die wie Monk, Montague, Cooper, zu Olivers Protectorat gehalten hatten, Theil nahmen. Die Angeklagten wurden ſämmtlich zum Tode verurtheilt und zehn von ihnen, darunter Cromwells energiſcher Freund Harriſon, Cook, der Ankläger des Königs, Scot, Carew u. a. auf dem Platze Charingcroß, im Angeſichte von Whitehall, wo einſt das Schaffot des Königs geſtanden, mit dem Richtbeil enthauptet, die übrigen, die ſich meiſtens freiwillig geſtellt, bis auf weitere Entſcheidung als Gefangne in den Tower gebracht. Aber der Triumph der Cavaliere über den Untergang ihrer Feinde wurde ſehr gemindert durch die Standhaftigkeit der Puritaner auf ihrem letzten Gang. Nur Hugh Peters, deſſen feurige Beredſamkeit ſo oft den Eifer der Fanatiker entzündet, hatte wie einſt Thomas Münzer alle Haltung verloren. Von den übrigen republikaniſchen Vorkämpfern entflohen viele nach dem Feſtlande, andere huldigten den neuen Machthabern.

Die Rache an den Leichen und die „Königsmörder".

6. Jan. 1661.

Am 29. Januar des folgenden Jahres, dem Todestag des königlichen Märtyrers wurden Cromwells, Iretons und Bradſhaws Leichen aus der Gruft geriſſen und auf der Richtſtätte des Königs an den Galgen gehängt zum fröhlichen Schauſpiel der Royaliſten. Der bewaffnete Aufſtand einiger überſpannten Fanatiker unter Thomas Venner, die, ſtatt den verlangten Eid der Treue und des Supremats zu leiſten, „das Schwert Gideonis für den König Chriſtus" zu ziehen wagten, hatte die Rache und den religiöſen Haß von Neuem geweckt. Von Monks Reitern und der ſtädtiſchen Miliz in einem verbarricadirten Hauſe nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt, wurden ſie wie einſt die Wiedertäufer in Münſter unter Martern getödtet. Lambert demüthigte ſich und kam mit einer Verbannung nach Guernſey davon, „wo er Blumen zog und Malerei trieb"; Henry Vane dagegen, der eifrigſte Wortführer der fanatiſch-religiöſen Faction, ſtarb noch einer muthvollen Vertheidigung auf dem Blutgerüſte. In Vevey, am lieblichen Ufer des Lemaniſchen Sees, verlebten die „Königsmörder" Ludlow, Broughton und Cawley als unbußfertige Bekämpfer königlicher Willkürherrſchaft den Reſt ihrer Tage, fortwährend

bedroht von den Nachſtellungen royaliſtiſcher Ultras. Ihr Leidensgefährte John Lisle, Mitglied des langen Parlaments wurde in Lauſanne auf dem Gang zur Kirche von einem Irländer ermordet. (11. Aug. 1664).

Monk und das neue Cabinet.

Als Monk mit Royaliſten und Presbyterianern über ſeine ehemaligen Genoſſen und Freunde zu Gericht ſaß, war er der angeſehenſte Mann im Staat. Daß die Krone dem legitimen Erben wieder zugewendet ward, ohne daß ſie mit blutigem Bürgerkrieg oder mit fremder Hülfe errungen werden mußte, war weſentlich das Werk ſeiner Klugheit, Umſicht und Energie. Karl war gegen ſolche Verdienſte nicht undankbar. Er erhob den General zum Herzog von Albemarle und beſchenkte ihn mit Gütern und Würden; er verlieh ihm einen Sitz in dem Oberhauſe, das er durch neue Ernennungen mit Lords und andern Peers bedeutend verſtärkte; bei der Zuſammenſetzung des neuen Staatsraths, worin verſchiedenartige Anſichten und Richtungen vertreten ſein ſollten, folgte Karl hauptſächlich ſeinen Rathſchlägen und Andeutungen und wies ihm ſelbſt darin die erſte Stelle an. Ja ſogar in das „Counceil-board", die engere Vereinigung der Freunde und Vertrauten des Königs, mit denen er alle Staatsgeſchäfte berieth und beſorgte, eine Art Cabinet über und neben dem verſchiedenartig zuſammengeſetzten Staatsrath, wurde Monk herangezogen und ihm noch ſein getreuer Anhänger William Morrice beigegeben. Dadurch trat der General der Republik an die Seite der Männer, die ſchon bei Karl I. in einflußreichen Stellungen geweſen und jetzt für des Königs intimſte Räthe galten, wie Edward Hyde, bald darauf zum Earl von Clarendon und zum Peer des Reichs erhoben, der das Amt eines königlichen Kanzlers, das er ſchon auf dem Continent verſehen, fortführte, und alle Fäden der Politik in Händen hielt, wie Ormond und Southampton, welche die dem Vater bewieſene Hingebung auch auf den Sohn übertrugen, wie Colepepper, der ſtandhafte Vertheidiger der royaliſtiſch-episcopalen Grundſätze in den Tagen des Conflicts Karls I. mit den engliſchen und ſchottiſchen Presbyterianern, wie der einflußreiche Staatsſecretär Nicholas. Dieſe Männer des perſönlichſten Vertrauens dienten dem König als Stützen und Werkzeuge zur Durchführung der reactionären Maßregeln und ſeiner eigenſüchtigen Politik. Lord Clarendon, der heftige Gegner der puritaniſch-liberalen Bewegung und der daraus hervorgegangenen Republik, die er als „Rebellion" aufgefaßt und geſchichtlich dargeſtellt hat, deſſen Tochter, die anmuthige Anna Hyde, von Karls Bruder, dem Herzog von York als Gemahlin heimgeführt ward, war unermüdlich beſtrebt, die vergangenen Zuſtände wieder herzuſtellen und ſeines Königs Intereſſen und Wünſche zu befriedigen.

Reſtitutionen und Entlaſſung des Heers.

Die von Cromwell mit Blut begründete Union der drei Reiche wurde aufgelöſt und Schottland und Irland wieder ihrer eigenen Verwaltung und legislativen Autorität zurückgegeben. Die Güter der Krone und der Kirche, die in der republikaniſchen Zeit eingezogen waren, wurden den früheren Eigenthümern wieder zugeſtellt, die Käufer meiſt ohne Erſatz von den neuerworbenen Beſitzungen getrieben oder höchſtens

als Pächter geduldet. Auch der royaliſtiſche Adel erhielt ſeine Güter, ſofern ſie ihm mit Gewalt entriſſen worden, zurück. Aber Viele hatten ſie in der Noth und um die Zwangsauflagen zu entrichten, freiwillig verkauft. Dieſe konnten nur ungenügend entſchädigt werden. Sie ſprachen laut ihren Groll über die Indemnitätsbill aus: „Wohl mag das ein Geſetz der Vergeſſenheit und Strafloſigkeit heißen; denn vergeſſen wird die Treue und ſtraflos bleibt der Verrath.“ Die Armee, die noch mit vielen republikaniſchen und puritaniſchen Elementen zerſetzt war, und deshalb weder bei dem König noch bei dem Parlament, noch bei der von royaliſtiſcher Geſinnung enthuſiaſtiſch erfüllten Nation in Gunſt ſtond, wurde aufgelöſt, ſobald die zur Bezahlung der Soldrückſtände erforderlichen Geldſummen beſchafft werden konnten. Vergebens hatte der Rath der Offiziere dem Obergeneral Treue und Gehorſam zugeſagt „jeder Gewalt, welche Gott über ſie ſetzen wolle“; eine ſtehende Armee widerſprach den conſtitutionellen Traditionen Englands; das Parlament fürchtete Gefahr für die Freiheiten und Volksrechte, dem König und ſeinem Cabinet war die Zuſammenſetzung des Heeres mit ſeinen vergangenen Erinnerungen nicht nach dem Sinn: es erhalte, meinte Morris, die Nation wie in einer fortwährenden Erderſchütterung. So wurden denn die Soldaten ausbezahlt und die ſtehende Armee entlaſſen. Nur zwei Regimenter, eines zu Pferd, eines zu Fuß, blieben als Garden im Dienſte. Die Entlaſſenen fügten ſich in ihr Schickſal, manche mit Ergebung in den Willen Gottes, andere mit Ingrimm über den Undank Monks und des Königs. Viele kehrten zu den Gewerben zurück, die ſie in ihrer Jugend gelernt und geübt; man ſah manchen Hauptmann wieder in die Werkſtätte einziehen, aus der er einſt hervorgegangen, um unter die Waffen zu treten.

Das Kroneinkommen und Karls II. Politik.

Nun war nur noch eine Angelegenheit von Wichtigkeit zu ordnen: dem König mußte ein beſtimmtes Einkommen feſtgeſetzt werden. Auf Clarendons Antrag bewilligte das Parlament nicht nur das Tonnen- und Pfundgeld für die ganze Regierungszeit, ſondern auch die während der bürgerlichen Unruhen eingeführte Acciſe; die jährliche Einnahme ſollte ſich auf 1,200,000 £ St. belaufen. Aber wie konnte dieſe Summe einem Fürſten genügen, für den eine glänzende Hofhaltung und ein ſinnliches Freudenleben von ſo hohem Werth war, der während ſeines Exils Schulden im Belauf von drei Millionen gegen ſehr hohe Zinſen angehäuft hatte? Darum war es während ſeiner ganzen Regierung Karls wichtigſtes Anliegen, die Einnahmen auf jede Weiſe zu mehren, um in ſeinen Neigungen zu Luſt und Verſchwendung nicht gehindert zu ſein. Die auswärtige Politik, die wir bald kennen lernen werden, diente ihm als Mittel, dieſen Zweck zu erreichen. Nicht die Ehre oder der Vortheil der Nation, ſondern Befriedigung ſeiner Selbſtſucht und das Streben nach abſoluter Königsmacht, nach Unabhängigkeit von dem Parlamente und ſeinen kärglichen Subſidien waren die leitenden Motive in ſeinem Verhalten zu den weſteuropäiſchen Mächten und den politiſchen Verwickelungen der Zeit. „Karl II. trug kein Bedenken, Unterſtützung zur Wiedererhebung der königlichen Macht dem Parlamente gegenüber zum Preiſe ſeiner politiſchen Verbindungen zu machen“. Durch ſeine Vermählung mit der Infantin Katharina, Tochter des erſten Königs von Portugal, die eine große Mitgift einbrachte, wurde er für den Augenblick in ſeinen Geldverhältniſſen günſtiger geſtellt. Monk hatte ſeinen ganzen Einfluß eingeſetzt, um dieſe Ver-

bindung, die eine Entfremdung von dem ſpaniſch-habsburgiſchen Hauſe nothwendig zur Folge hatte und deshalb dem engliſchen Volke angenehm war, gegenüber den Intriguen der Königin Mutter und ihrer katholiſchen Freunde zu Stande zu bringen. Es war der letzte Nachklang der Cromwellſchen Politik.

Karl II. und die engliſchen Kirchenverhältniſſe.

Weniger erfolgreich waren Monks Bemühungen, auch die kirchlichen Irrungen zu einem Ausgleich zu führen, bei dem Billigkeit und Gerechtigkeit obgewaltet hätte. Bei der Reſtauration des Königthums waren Presbyterianer und Episcopale Hand in Hand gegangen. Galt es doch, ihren beiderſeitigen Todfeinden, den Independenten und Seetariern die Macht zu entreißen. Konnten ſich die Biſchöflichen auf ihre Dienſte berufen, daß ſie in den Tagen der Noth und Bedrängniß ihr Hirtenamt in der Stille treu verwaltet und manches gläubige Gemüth in der Hingebung an Thron und Altar feſtgehalten; ſo durften die Presbyterianer, die ihren mächtigſten Halt an den Glaubensverwandten in Schottland hatten, daran erinnern, daß einſt Karl II. League und Covenant beſchworen und daß in der Declaration von Breda Freiheit des Glaubens und Gewiſſens feierlich verheißen war. Aber es trat bald zu Tage, daß die Sympathien der Stuarts für die hochkirchlich-biſchöfliche Verfaſſung und die ihr verwandte katholiſche Kirchenform bei dem neuen König nicht minder lebhaft waren als bei ſeinen Vorgängern, daß auch er zu der Loſung ſeines Hauſes ſtand: „Kein Biſchof, kein König“. Wie ſollte auch die asceticſche Strenge der engliſchen Puritaner in den Augen des genußſüchtigen, leichtfertigen Fürſten Gnade finden; wie ſollte er die herben Jugendeindrücke verwiſchen, welche die rigoroſe Kirchenzucht der presbyterianiſchen Geiſtlichen Schottlands ſeinem Gemüthe eingeprägt! Wie viel mehr entſprach der Katholicismus mit ſeiner kirchlichen Pracht und ſeiner von aller Sünde löſenden Abſolution der Natur des Königs. Zwar wurde das Gerücht, daß er zur Zeit der pyrenäiſchen Friedensverhandlungen von ſeiner katholiſchen Umgebung zum Uebertritt bewogen worden ſei, eben ſo eifrig beſtritten als behauptet; aber an ſeiner Hinneigung zum römiſch-katholiſchen Kirchenweſen konnte kein Zweifel obwalten; dadurch ſah er ſich auf eine Bahn geführt, auf der Heuchelei, Doppelzüngigkeit, Falſchheit, Wortbrüchigkeit nicht zu vermeiden waren. Mehr als bei ſeinem Vater und Großvater laſtet auf ihm der Makel religiöſer Zweideutigkeit und Unlauterkeit.

Unionsverſuche.

Monk hatte einſt die Monarchie mit der alten Uniformität von Kirche und Staat für eine Unmöglichkeit erklärt: wie bald ſollte er des Irrthums überführt werden! Ohne erſt einen Parlamentsbeſchluß abzuwarten, kehrten die in den Stürmen der Revolution entſetzten Biſchöfe, ſo viele ihrer noch am Leben waren, auf ihre ehemaligen Sitze, die biſchöflichen Geiſtlichen zu ihren alten Pfründen zurück. Die Occupanten, Presbyterianer oder Anhänger ſeparatiſtiſcher Secten, mußten ihnen weichen. Der König machte den Verſuch, einen Ausgleich zwiſchen den beiden Hauptparteien herbeizuführen. Mehrere Biſchöfe und einige Häupter der Presbyterianer, unter ihnen Richard Baxter, Paſtor von Kidderminſter, der früher dem Heere Cromwells als Feldprediger gefolgt war, aber ſtets ſeine gemäßigte friedfertige Geſinnung bewahrt hatte, hielten in

23. Okt. 1660. Gegenwart des Königs und seiner vertrautesten Räthe eine Zusammenkunft, worin eine Art Compromiß geschlossen ward, auf Grund dessen beide Religionstheile sich zu einer Lebensgemeinschaft in Friede und Eintracht verpflichten sollten. Den Anglicanern wurde zur Aufgabe gestellt, die Jurisdiction des Episcopats zu beschränken, indem die Bischöfe gehalten sein sollten, ihre Kapitel und den Rath der Kirchenältesten zur Betheiligung herbeizuziehen, die 39 Artikel einer Revision zu unterwerfen, die Presbyterianer von dem Unterzeichnen dieser Glaubensurkunde und von dem Eide des kirchlichen Gehorsams zu entbinden und ihren Predigern einige Ceremonien (wie Kniebeugen, Zeichen des Kreuzes, Chorhemd) zu erlassen. Die Presbyterianer waren geneigt, darauf einzugehen; sie redeten sich ein, der so verbesserte Episcopat sei nicht mehr jener verderbte Prälatismus, gegen welchen sie Blut und Leben eingesetzt hatten. Einer von ihnen, Reynolds nahm ein Bisthum an. Der König wünschte, daß in die Friedensdeclaration der Grundsatz der Toleranz und Gewissensfreiheit Aufnahme fände, freilich nicht um den verhaßten puritanischen Secten diese Wohlthat zu Theil werden zu lassen, sondern um der Katholiken willen, denen er gleichfalls Zusagen gemacht hatte. Aber Baxter, der die Absicht durchschaute, erwiederte mit dem Eifer eines Orthodoxen, es gebe Parteien, die man dulden und andere, die man nicht dulden könne, zu den letzteren gehörten Socinianer und Papisten. Auch die Episcopalen waren gegen den Zusatz. Denn schon erwachte auch bei ihnen wieder die Besorgniß über die katholischen Tendenzen des Hofes. Man fürchtete, die Königin Mutter, deren nahe Rückkehr bevorstand, würde denselben frische Kräfte verleihen. Beide protestantische Parteien schienen geneigt, gegen den neuauflebenden Feind gemeinsame Sache zu machen.

Herstellung der Staatskirche.

Aber die Zeit war für religiöse Compromisse nicht angethan. Eine zweite Unionsconferenz in dem Savoy-Palast blieb resultatlos; und als die königliche Declaration vor das Parlament gebracht wurde, um mit Gesetzeskraft bekleidet zu werden, konnte sie nicht die Mehrheit der Stimmen erlangen. Die strengen Episcopalen meinten, die vorgeschlagenen Zugeständnisse würden die bischöfliche Gewalt schwächen und in ihrer Wirksamkeit lähmen; die Regierung gab sich wenig Mühe, eine kirchliche Formel durchzusetzen, die ohne den Zusatz allgemeiner Toleranz nicht nach dem Sinne des Königs war. So wurde die Declaration verworfen, der Grundsatz der Conformität in der alten Strenge festgehalten. Die Staatskirche wurde allmählig in alle ihre Rechte und Pfründen wieder eingesetzt, Juxon, der den König auf das Schaffot begleitet hatte, erhielt den erzbischöflichen Stuhl in Canterbury und hatte in London den „weltklugen, staatsmännisch-eifrigen" Sheldon zum Nachfolger; bald waltete die Bischofsmacht wieder so unumschränkt wie früher in England. Die Episcopalverfassung wurde in Büchern als die primitive apostolische Kirchenform dargestellt, deren Lehren nicht bestritten werden

Mai 1662. dürften. Zwei Jahre später wurde die Uniformitätsakte eeneuert und damit allen Staats- und Kirchendienern die Verpflichtung auferlegt, das Abendmahl nach englischem Ritus zu nehmen und die 39 Artikel zu beschwören. In Folge dessen verloren gegen zweitausend presbyterianische Geistliche ihre Stellen und sahen sich mit Weib und Kind dem Elend preisgegeben. Unter ihnen war auch Baxter, den man umsonst durch das Angebot eines Bischofsstuhles für die anglicanische Kirche zu gewinnen gesucht hatte, ein wegen seiner segensreichen Pastoralthätigkeit wie wegen seiner aufrichtigen Frömmigkeit verehrter Mann. Seine „Ewige Ruhe des Heiligen", die er einst in den Tagen schwerer Körperleiden verfaßt, und sein „Ruf an die Unbekehrten" waren Zeugnisse echtchristlicher Gesinnung aus dem Schooße des gemäßigten Puritanerthums.

Kirchliche Reaction in Schottland.

Eine ähnliche reactionäre Bewegung brach sich in Schottland Bahn. Auch hier erlangte der Royalismus mit Hülfe des leidenschaftlich erregten Volkes die Oberhand über die strengen Covenanters. Der Herzog von Argyle, vom schottischen Parlament

als Hochverräther erklärt, wurde hingerichtet und sein Kopf an derselben Stelle aufgepflanzt, wo einst das Haupt Montrose's ausgestellt gewesen. League und Covenant wurden aufgelöst, die königliche Prärogative in der ganzen Ausdehnung früherer Zeit hergestellt, die unter dem Einfluß strengpresbyterianischer Kirchenmänner gefaßten Synodalbeschlüsse mit Einem Schlag für null und nichtig erklärt. Damit war auch für die Wiederaufrichtung der bischöflichen Gewalt der Boden geebnet. Auf denselben Kanzeln, wo ehedem so feurige Reden gegen Königthum und Prälatismus gehalten worden, wurde jetzt der Widerstand gegen die Rechte und Prärogative der Krone als Sünde gegen Gott verdammt, die Männer, die in der Vertheidigung derselben ihr Leben eingebüßt hatten, als Märtyrer der guten Sache gepriesen. Mai 1661.

Bald nach der Verwerfung der Eintrachtsformel zwischen Episcopalen und Presbyterianern wurde das „Conventionsparlament" aufgelöst. Seine Aufgabe, England aus der Republik in die Monarchie herüberzuführen, war erfüllt. Für den regelmäßigen Gang des Staatslebens bedurfte es einer legislativen Körperschaft, die nach der altherkömmlichen Form durch königliche Ausschreiben einberufen sein mußte. Noch ehe das neue Parlament, in welchem die große Mehrheit aus Männern von entschieden royalistischer und kirchlich-anglicanischer Gesinnung bestand, eröffnet ward, fand die Krönung des Königs statt in den alterthümlichen Formen und mit der ganzen kirchlichen Prachtentfaltung früherer Tage. Es war der letzte Akt der Restauration, die symbolische Kundgebung, daß König und Nation wieder durch heilige Bande vereinigt seien, daß Adel, Klerus und Volk wieder in alter Treue und Ergebenheit mit dem König sich verbunden hätten. Neue Parlamentswahl u. Krönung. 1661. 29. Decbr. April 1661.

IV. Englische Wissenschaft und Dichtkunst im siebenzehnten Jahrhundert.

In den Jahrzehnten, die wir in den obigen Blättern durchwandert haben, war die englische Nation so sehr von den politischen und kirchlichen Interessen durchdrungen, daß die geistige und künstlerische Thätigkeit sich ihren Einflüssen nicht entziehen konnte, daß selbst in solchen Productionen, die sonst fern vom öffentlichen Leben durch Studien und Nachdenken, durch Speculation oder Phantasiethätigkeit ans Licht gefördert werden, die Ideenkreise, in denen sich jene aufgeregte Zeit bewegte, die Bestrebungen und Versuche jenes ringenden Geschlechtes, neue Gesellschaftsformen und Vorstellungen zu schaffen, hervorleuchten und sich darin abspiegeln. Baeon von Verulam erblickte erst wie von einem hohen Berggipfel aus die heranziehenden Stürme; aber wie sein Leben die Entartung der Stuartschen Zeit und die Nothwendigkeit einer Verjüngung und Sittenreform erkennen läßt, so war auch sein geistiges Schaffen der erfolgreiche Versuch, die abgelebten Gedankenformen umzustoßen und die Welt auf realistischen Grundlagen neu aufzubauen, die von früheren Geschlechtern aufgestellten Gestaltungen inneren und äußeren Lebens als Wahngebilde und Irrlichter darzulegen. Schöpfer und Einfluß der Zeitideen auf das Geistesleben.

Urheber eines auf Wirklichkeit und Erfahrung beruhenden Systems, ist Bacon als der Fahnenträger der negativen und kritischen Geistesrichtung anzusehen, welche die ganze Stuartsche Zeit durchdrang, zersetzte und unterwühlte, um die Schäden und Gebrechen bloszulegen und Raum für neue Lebensbedingungen zu gewinnen. — Bei Thomas Hobbes führte diese kritische und prüfende Verstandesthätigkeit zu dem Resultate, daß bei der Unfähigkeit der Zeitgenossen, neue lebenskräftige Organisationen für Staat und menschliche Gesellschaft zu erzeugen, das Bestehende als das Gute und Wahre gelten müsse, der absolute Staat und die Episcopalkirche die besten Institutionen seien. — Selbst der große mathematische Genius Englands im siebenzehnten Jahrhundert, Isaac Newton vermochte sich den religiösen und politischen Impulsen nicht ganz zu entziehen. Wenn er gleich während Karls II. Regierung sich in die Zeiten schickte, den gesteigerten Royalismus und die hochkirchliche Orthodoxie, wie sie in den ersten Jahrzehnten nach der Restauration der Stuarts die Mehrheit der englischen Nation ergriffen, durch keine Mißtöne störte; wenn er gleich, wie der sinnende Weise bei Schiller, nur im stillen Gemache bedeutende Cirkel entwarf, der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben prüfte, durch die Lüfte dem Klang, durch den Aether dem Strahl folgte und das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht suchte; so hat doch auch er auf dem von Bacon gezeigten Wege der Erfahrung und des Experiments der geistigen Welt Ideen zugeführt, welche in das reale Leben der nächsten Zukunft und in die Vorstellungskreise seiner Zeitgenossen tief eingriffen. Zwar hat er niemals den Kirchenglauben an einen allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden verleugnet und sogar Schriften verfaßt über die Daniel'schen und apokalyptischen Weissagungen; aber durch seine Entdeckung der Gravitation als allwaltenden Prinzips des Universums hat er der englischen Orthodoxie einen mächtigen Stoß versetzt und nicht wenig zu der Entwickelung der freien philosophischen Anschauungen beigetragen, die wir bald im Gegensatz und Kampf gegen die biblischen Lehren kennen lernen werden.

Noch mehr als die Wissenschaft lehnte sich die Poesie an die Gegenwart an: in ihren Hauptträgern spiegelt sich die Zeit und die ganze Parteirichtung von der ernsten wie von der satirischen Seite. Dem republikanischen Idealisten Milton erschien nach dem Untergang seiner politischen und religiösen Ideale die Welt als ein „Verlorenes Paradies". Dämonische Mächte voll Bosheit, Tücke und feindseliger Gesinnung haben ihm das Reich des Schönen, Guten und Wahren durch Verführungskünste und höllische Anschläge zerstört und das Eden in eine Wildniß verwandelt, in welcher alle Erdenleiden, Krankheit und Tod, Arbeit und Noth die Menschheit bedrängen. Der Versuch, die vom göttlichen Fluch getroffene Welt durch die Hoffnung auf ein „Wiedergewonnenes Paradies" zu trösten und zu erhellen, wollte dem blinden Greis nicht mehr gelingen: das wiedergefundene Paradies ist nur ein verblaßter Schatten von den Herrlichkeiten des verlornen,

ohne die Reize einer ursprünglichen Natur und einer Menschheit, in der das Ebenbild Gottes strahlte. In dem Samson Agonistes, dem Jehovahgeweihten, der durch die götzendienerischen Philister seiner Augen und seiner Stärke beraubt in einem großartigen Vernichtungsakt sich und den Feinden den Untergang bereitet, hat Milton sein eigenes Geschick in verhüllter Gestalt der Nachwelt gezeichnet. — Wie dem gewaltigen Republikaner, der die zeitgenössische Geschichte und ihre Träger und Vollbringer mit dem Maßstabe der eigenen Kraft maß und beurtheilte, die politischen und religiösen Kämpfe als ein großartiges Ringen gigantischer und göttlicher Kräfte erschienen; so faßte sie sein Zeitgenosse Samuel Butler, der sein Leben unter den Royalisten verbracht, als das Beginnen und Thun Don Quixotischer Querköpfe auf, die gemein von Gesinnung und thöricht und lächerlich in ihren Handlungen die puritanischen und independentischen Bestrebungen zu egoistischen Zwecken mißbrauchten, und verhöhnte die Zeiterscheinungen und Parteikriege durch Entstellung der Motive und Charaktere. Sein „Hudibras" verhält sich zu der Wirklichkeit wie die Batrachomyomachie zum Trojanerkrieg. Wie sehr man immer der Kunst das Recht einräumen mag, einseitige Geistesrichtungen durch den Gegensatz zu verspotten, extreme Ausschreitungen durch die Kehrseite der Parodie zu mäßigen, auf daß die bewegenden Kräfte der Seele in einem harmonischen Gleichgewicht erhalten werden; wie psychologisch gerechtfertigt immer das Satyrspiel als Correctiv neben dem tragischen Pathos erscheint; so kann doch auch nicht geleugnet werden, daß durch die scurrile Weise und die häßliche oft cynische Form, in welcher im „Hudibras" weltgeschichtliche Ereignisse und großartige Tendenzen in den Rahmen lächerlicher, niedrigkomischer Bilder gefaßt, mächtige Begebenheiten durch Schilderungen und Züge aus dem gemeinen Volksleben zu Caricaturen entstellt werden, das ästhetische Gefühl häufig verletzt wird: an die Stelle des Gefallens, das durch Witz, Humor und Ironie erzielt werden soll, tritt nicht selten Unwille und Mißbilligung über die Maßlosigkeiten der Komik. Nur eine so tiefe Abneigung gegen das puritanische Wesen und Treiben, und den frömmelnden Jargon (Cant), wie sie der Geschichtschreiber Hume in sich trug, konnte zur Bewunderung des Hudibras führen.

1. Bacon, Hobbes, Newton.

Francis Bacon, der Sohn von Sir Nicolaus Bacon, den Camden und Buchanan als „die zweite Zier des hohen Rathes im britischen Reiche" bezeichnen, ragte schon in jungen Jahren durch Talent, Wißbegierde und schnelle Auffassungsgabe hervor, so daß man die größten Erwartungen von ihm hegte. Elisabeth nannte ihn ihren jungen „Lordsiegelbewahrer". Doch machte er, als der Tod seines Vaters ihn von Paris in die Heimath rief (1580), im Staatsdienste keine raschen Fortschritte, weil die beiden Burleigh, Vater wie Sohn, obwohl seine Verwandten, aus Eifersucht auf seine geistige Ueberlegenheit, wie er wohl mit Unrecht argwohnte, ihn von einem Staats- oder Hofamt ferne zu halten bemüht waren. Er widmete sich dem Studium des Rechts und wurde

Francis Bacon 1560—1626. 1. Sein Leben.

Advocat (Barriſter) in Gray's Inn, mußte aber manche ſpöttiſche Bemerkung hören über „Theoretiker, die ſich in philoſophiſche Träume verſenkten und vor lauter Weisheit kein praktiſches Geſchäft zu erledigen im Stande wären". Nach einigen Jahren wurde Bacon in das Parlament gewählt und hier entfaltete er bald dieſelbe klare und mächtige Beredſamkeit, die er bereits in den Gerichten gezeigt hatte. In den wichtigſten Fragen gab ſeine Stimme häufig den Ausſchlag. So im J. 1593 als es ſich um Bewilligung von Subſidien behufs des ſpaniſchen Krieges handelte. Bacon machte in ſeiner parlamentariſchen und politiſchen Laufbahn den ſchweren Verſuch, die Gunſt des Volkes zu erwerben, ohne der Regierung Anſtoß zu geben. „Wenn ein ſolches Unterfangen Jemanden gelingen konnte," bemerkt Macaulay, „ſo mußte es ihm glücken, dem Manne mit den ſeltenen Talenten, mit dem frühzeitig gereiften Urtheile, dem ruhigen Temperamente, den einſchmeichelnden Manieren." Bacon erreichte ſeinen Zweck, aber ſein Charakter litt bei dem gefährlichen Spiel Schaden. Wenn er als Mann der Oppoſition Mißfallen erregt hätte, ſo ſuchte er durch demüthige Abbitten und Unterwürfigkeit den ungünſtigen Eindruck bei Hof wieder zu verwiſchen. So lud er den Schein zweideutiger Doppelzüngigkeit auf ſich. Innere Antipathie gegen die Cecils, die ſein Emporkommen zu hindern ſuchten, führte den ehrſüchtigen Advocaten auf die Seite des Grafen Eſſex, und dieſer ſchloß den talentvollen Mann in ſeine Freundſchaft ein. Der glühende, empfängliche, zur Bewunderung alles Großen und Schönen geneigte Geiſt des Grafen wurde von dem Genie und den Kenntniſſen Bacons angezogen. Eſſex bemühte ſich, ihm die Stelle eines oberſten Kronanwalts und Generalfiscal zu verſchaffen; aber Eliſabeth, die ihm ſeine Oppoſition in der Subſidienfrage nicht vergeſſen hatte und von Burleigh
1594. gegen ihn eingenommen war, ernannte Edward Coke, den erſten Rechtsgelehrten zu dem hohen Amte. Auch in ſeiner Bewerbung um die Hand der Eliſabeth Hatton, einer reichen, jungen, ſchönen Wittwe, Burleighs Enkelin, gewann ihm Coke den Rang ab, und doch hätte Bacon, ohne eigenes Vermögen, ohne Amt und von Schulden gedrückt damals mehr als je einer kräftigen Hülfe bedurft. Ein Goldſchmied, dem er 300 £ St. ſchuldete, ließ ihn auf der Straße verhaften und in den Schuldthurm führen. Auch das Amt eines Staatsprocurators, um das er ſich bewarb, wurde einem andern verliehen. Um ihn zu tröſten ſchenkte Eſſex dem Bekümmerten, der gerade damals (1597) ſeine erſte Schrift, die mit ſo großem Beifall aufgenommenen „Eſſays" oder geſammelte Aufſätze veröffentlichte, ein kleines Landgut in der Nähe von Twickenham in einer ſo freundlichen und edlen Weiſe, „daß die Art wie er ſchenkte, werthvoller war, als die Gabe ſelbſt". Damals war Eſſex der gefeierte Kriegsmann, der Günſtling der Königin, und Bacon ſein Freund und Vertrauter. Wenige Jahre nachher erbleichte der Glücksſtern des Grafen in Irland. Es heißt, Bacon habe ihn gewarnt: „Kriegsruhm und Volksgunſt ſeien wie die Schwingen des Ikarus mit Wachs befeſtigt, leicht zu löſen, dann folge der jähe Sturz"; und als der ritterliche Mann bei Eliſabeth in Ungnade gefallen, habe er ſich Mühe gegeben, ihm die Verzeihung der Fürſtin zu erwirken. Dieſe Angabe ſoll nicht bezweifelt werden; dennoch muß man in ſeiner Haltung gegen den Freund und Gönner, als demſelben die Sonne des Glücks nicht mehr lächelte, einen Verrath an der Freundſchaft, an der Pietät, an allen edlen menſchlichen Gefühlen erkennen. Er ließ ſich als Ankläger des gefangenen Grafen vor dem Peersgerichte gebrauchen, er führte ſeine Anklage in einer ſo gehäſſigen Weiſe, indem er den des Hochverraths Beſchuldigten mit Piſiſtratus und Heinrich von Guiſe zuſammenſtellte, daß jede Milderung des Urtheils, jede Begnadigung von Seiten des Thrones unmöglich ward; und als die Hinrichtung des volksbeliebten Edelmannes Mißſtimmung unter der Londoner Bürgerſchaft und in der ganzen Nation hervorrief, gab ſich Bacon dazu her, durch ſeine „geſchickte Feder" eine Rechtfertigungsſchrift zu verfaſſen, wie ſie die Königin

wünſchte. Er ſchrieb: „eine Darlegung der Ränke und Verräthereien, verſucht und begangen durch Robert weiland Graf Eſſex und ſeine Mitſchuldigen“. Keine Apologie ſeiner Verehrer hat dieſen Makel von Bacons Namen verwiſchen können. Er war der Königin zu keinem Dank verpflichtet und die Loyalität legte ihm keinen Dienſt auf, der ſeinen Charakter herabſetzte. Es war der Ehrgeiz, der Durſt nach Hofgunſt und Einfluß, nach einträglichen Aemtern und glänzender Weltſtellung, was ihn zu dem Verfahren angeſpornt hat. Macaulay's ſcharfes Urtheil: „Bacon war ein ſerviler Advocat, um ein beſtechlicher Richter zu werden“ kommt der Wahrheit nahe. Er war ohne Wärme des Herzens und ohne Adel der Geſinnung. — Nach dem Tode Eliſabeths drängte er ſich mit großem Eifer an den Nachfolger. Er ſcheute ſich nicht, die Verwendung des Grafen von Southampton, eines Freundes und Mitangeklagten von Eſſex anzuſprechen und dem eiteln Stuart ſich durch Schmeicheleien zu empfehlen. Seine Mühe war nicht umſonſt. Bei der Krönung empfing Bacon mit dreihundert andern den Ritterſchlag und wurde im Laufe der Regierung dieſes Königs zu hohen Aemtern und Ehrenſtellen befördert. Wir wiſſen, daß er zuletzt zum Mitglied des geheimen Raths, zum Lordſiegelbewahrer und zum Großkanzler emporſtieg. Er hatte erreicht, wonach ſeine ehrgeizige Seele von Jugend auf dürſtete; auch durch ſeine Heirath mit der Tochter eines angeſehenen Stadtraths kam er in wohlhabende Verhältniſſe, wenn ſchon die kinderloſe Ehe ſich nicht als eine glückliche erwieſen hat. Jacob erhob ihn zum Baron von Verulam, zum Grafen von St. Albans. Bacon war für die Gnadenerweiſungen des Königs nicht undankbar. Es iſt uns bekannt, wie eifrig er im Parlament ſtets die königlichen Intereſſen verfochten hat: Er ſuchte die Kroneinkünfte zu ordnen und zu mehren; er ſprach für die Realunion von Schottland und England; in der großen Streitfrage über die Rechte des Parlaments und die Prärogative der Krone trat er für die letztere ein, die Subſidienforderungen Jacobs fanden in ihm ſtets einen Fürſprecher; er empfahl die „freiwillige Beiſteuer“, zu welcher der König in ſeiner Geldnoth ſeine Zuflucht nahm (1614). Dem König zu Gefallen billigte er die Verfolgung puritaniſcher Geiſtlichen, in dem Hochverrathsprozeß gegen Edmund Peacham ſtimmte er für die Verurtheilung. Bei dieſer Gelegenheit trug er den verhängnißvollen Sieg über ſeinen Rivalen Coke davon, deſſen Feindſchaft ihm ſo gefährlich werden ſollte. Und wie Bacon in dem „großen Ausgleich“ zwiſchen Krone und Parlament über Rechtsanſprüche und Subſidienbewilligung auf Seiten des Königs ſtand, ſo in den politiſchen Fragen auf Seiten Buckinghams, deſſen Thun und Laſſen er mit den Waffen ſeiner Jurisprudenz und Beredſamkeit zu rechtfertigen ſuchte. Der Haß des Volks gegen den königlichen Günſtling ging auch auf den Lordkanzler über und ſchärfte die Wachſamkeit ſeiner Gegner. Wir haben oben ſeiner Anklage wegen Beſtechung und Amtsmißbrauchs gedacht. Er geſtand ſeine Schuld ein. Vom Krankenlager aus richtete er an die Lords des Oberhauſes, die über den Collegen die Unterſuchung zu führen hatten, die ſchriftliche Bitte, „Barmherzigkeit zu haben mit einem gebrochenen Rohr.“ Seine Strafe und ſein Ausgang ſind uns bekannt (S. 109.). Ohne ſich zu vertheidigen hat er ſich dem Strafurtheil unterworfen, im Vertrauen auf die Gnade des Königs. Dieſe wurde ihm auch, wie wir geſehen haben, zu Theil, doch kehrte er nicht wieder in das öffentliche Leben zurück. Er widmete die letzten Jahre den wiſſenſchaftlichen Studien. Ueber ſeine Schuld iſt das Urtheil der Welt verſchieden: Er ſelbſt hat wohl zugegeben, daß er während ſeines richterlichen Amtes Geſchenke angenommen, aber in Abrede geſtellt, daß er je für Geld Urtheile gefällt, Documente ausgeliefert, geiſtliche Aemter verkauft habe. Bacon war mehr ein ſchwacher als ein ſchlechter Mann, es fehlte ihm an edler Geſinnung und an moraliſchem Muth. „Zu ſeiner Charakterſchwäche,“ bemerkt Kuno Fiſcher, „kam die Verſchwendung, die Neigung zur Pracht, die Freigebigkeit aus Prunkſucht, lauter

Fehler seiner Natur, denen er aus Liebe zum Schein, um ihrer glänzenden Außenseite willen, unbekümmert nachgab. Er lebte großartig in Yorkhouse, umgab sich in seinem Landhause in Gorhambury mit einer förmlichen Hofhaltung, baute mit einem Aufwande von 10,000 Pf. Verulamhouse; seine Diener hatten die kostbarsten Livreen und besaßen Wagen und Pferde." Ohne seine Schuld und Amtsvergehen in Abrede zu stellen, die übrigens zu jener Zeit allgemein waren, ist Kuno Fischer der Ansicht, daß der Lordkanzler das Opfer eines politischen Tendenzprozesses gewesen sei. „Er war in die Mitte gedrängt zwischen zwei einander entgegengesetzte Mächte, die ihn aufrieben: König und Hofpartei auf der einen, Parlament und Volkspartei auf der anderen Seite; von dieser wurde er gestürzt, von jener geopfert."

2. Bacons Lehrsystem und Werke.

Wenn gleich, wie Dahlmann sagt, „Bacons europäischer Ruhm in den schmutzigen Gewässern Buckinghams scheiterte", so strahlt sein Name um so glänzender in den Annalen der Wissenschaft. Sein Ruhm als Schriftsteller und philosophischer Forscher „war in sich selbst so wohl begründet, daß er keinen Schaden litt, als Bacons bürgerlicher Ruf zu Grunde ging." Wenn man bei jedem Schriftsteller eine gewisse Uebereinstimmung zwischen seiner wissenschaftlichen Geistesrichtung und seiner persönlichen Gemüthsart voraussetzen darf, so wird man leicht begreifen, daß Bacons wissenschaftliche Denkweise, wie wir sie aus seinen zahlreichen Schriften erkennen, von den erwähnten, im Laufe der Zeit vielfach vermehrten „Essays" bis zu seinen letzten Hauptwerken, dem „Novum Organon" oder Methodik (1620) und den neun Büchern „über den Werth und die Vermehrung der Wissenschaften" (1623), die Verwerthung der geistigen Produkte für das praktische und reale Leben zum Ziel haben mußte, daß das Nützlichkeitsprincip den Leitstern seiner Forschungen gebildet, daß die „große Erneuerung der Wissenschaft" (Instauratio magna) wie er seine Gesammtwerke zusammenfassend bezeichnete, eine gänzliche Reform der geistigen Richtungen und Thätigkeiten sowohl dem Inhalte als der Form und Methode nach zum Zweck gehabt haben wird. Und so ist es auch. Bacon brach die Bahn und zeigte den Weg, wie die Wissenschaft aus der Unfruchtbarkeit und Nichtigkeit der bisherigen Systeme zu einem gesunden, für das menschliche Dasein nutzbringenden Realismus geführt werden müsse. Mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet und den klaren Forscherblick auf das Reale und Praktische gerichtet, suchte er die Wissenschaft nicht in den engen Zellen des menschlichen Geistes, sondern in dem weiten Reiche der Welt. Im Gegensatz zu den scholastischen Speculationen des Mittelalters richtete Bacon sein Denken auf große praktische Zwecke, er fand die Wissenschaft losgetrennt von dem Weltleben und will sie mit diesem in eine neue und fruchtbare Verbindung setzen. Sein Grundsatz war, daß der Mensch nur so viel vermöge als er wisse, daß Können und Wissen, Wissenschaft und Macht zusammenfallen; sein Zweck, die Wissenschaft mit nützlichen, anwendbaren Kenntnissen zu bereichern, durch welche der Mensch die Herrschaft über die Dinge erlange; seine Methode, an der Hand der Erfahrung, durch Induction vermittelst künstlich und methodisch angestellter Experimente, durch analytische Zersetzung der einzelnen Glieder und Bestandtheile der Erscheinungswelt die Wahrheit zu erforschen, eine „Methode der Interpretation" im Gegensatz zu der alten synthetischen „Methode der Antieipationen." Von dem Satze ausgehend: „die Wahrheit ist die Tochter der Zeit" will Bacon auf Grund der neuern Erfindungen ein weiteres Reich der Erfindung aufschließen, wie Columbus einen neuen Erdtheil. Das Mittel und den einzig richtigen Weg dazu sieht er, wie er in seinem zweiten Hauptwerk, dem „Novum Organon" ausführt, in der reinen Erfahrung vermöge der experimentirenden Naturbeobachtung, nach Abstreifung aller „Idole", aller Trugbilder, Täuschungen, Vorurtheile, die wie Irrlichter von der wahren Bahn ablenken. „Von den Sinneswahrnehmungen beginnt der Weg der Induction, der durch

Beobachtungen und Versuche zur Erkenntniß der Gesetze und durch deren Anwendung zu den Erfindungen führen soll, die das Reich und die Herrschaft des Menschen erweitern." Im Gegensatz zu der formalen Philosophie, die an Aristoteles angelehnt bisher das Denken beherrschte, geht Bacon von der Erkenntniß der Natur aus, die er „die Mutter aller Wissenschaften" nennt. Nach dieser inductiven und analytischen Methode unterwirft er alle Seiten des geistigen Lebens dem kritischen und prüfenden Verstand. In dem encyclopädischen Grundriß, dem er den Titel: „vom Werth und von der Vermehrung der Wissenschaften" gab, vertheidigt er zuerst die Wissenschaft gegen ihre Verdächtiger und Gegner, besonders die Theologen und Staatsmänner, und sucht dann die menschlichen Kenntnisse nach den verschiedenen Geisteskräften, die dabei thätig sind, Gedächtniß, Phantasie, Vernunft, zu ordnen und so eine encyclopädische Tafel, oder einen allgemeinen Stammbaum aller Wissenschaften herzustellen. „Das ganze Gebiet der Wissenschaft wird ausgemessen, in seine verschiedenen Reiche getheilt, die Gegenden gezeigt und bezeichnet, die noch brach liegen und angebaut werden sollen." Die in dieser Encyclopädie in allgemeinen Grundrissen übersichtlich behandelten Wissenszweige: 1. Kosmologie als Naturphilosophie und Anthropologie gefaßt, 2. Weltbeschreibung in ihrer geschichtlichen und literargeschichtlichen Erscheinung, 3. Die logischen Künste mit ihren Unterabtheilungen, 4. Sittliche Geistescultur oder Ethik in ausgedehntem Sinne; wurden durch einzelne monographische Schriften ergänzt und ausgeführt. So hat er in der Abhandlung: Von der Weisheit der Alten, die Mythen allegorisch zu deuten gesucht als Parabeln und Gleichnisse, ohne Sinn für die geschichtliche und religiöse Grundlage. In der „Geschichte Heinrichs VII.", dem Anfang eines umfassenderen aber nicht zur Ausführung gekommenen Geschichtswerks über das Zeitalter der Tudors, suchte er einer nationalen Historiographie den Weg zu bahnen. Nach seinem Tode erschienen die Schriften „Silva Silvarum", naturgeschichtlichen Inhalts und „Nova Atlantis", eine Allegorie von poetischem Schwung, und andere philosophische Abhandlungen. Wie die beiden großen Werke, die Encyclopädie und das Organon, dem König Jacob I. gewidmet waren, so diese dem Nachfolger Karl I. — In allen diesen Schriften, die meistens in lateinischer Sprache verfaßt oder, wo die Landessprache angewendet ward, ins Lateinische übersetzt sind, gibt sich ein fruchtbarer, durch Kühnheit der Gedanken, durch Ideenreichthum, durch seltene Combinationsgabe, logische Klarheit und Verstandesschärfe hervorragender Geist kund. Hat Bacon auch nicht überall durchschlagende Wahrheiten aufgestellt, ließ ihn auch der Mangel des sittlichen Geistes nicht zur Erkenntniß und rechten Würdigung der idealen Gebiete und Güter gelangen; hat er in seiner „Poetik" einen niedrigen Standpunkt eingenommen, indem er für die aus der Tiefe des Gemüthslebens hervorströmende lyrische Dichtung kein Verständniß zeigt, die Poesie „nur als Spiegel der Welt, nicht als Spiegel der menschlichen Seele, nur als Abbild der Geschichte, nicht als Abbild des eigenen Gemüthes" auffaßt; ist er auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, obwohl er dieselbe allem andern Wissen voranstellte, selbst unfruchtbar geblieben, indem keine Entdeckung von Wichtigkeit sich an seinen Namen knüpft, so hat er doch zuerst versucht „das Gewirre auf dem Gebiete der Wissenschaft mit selbständiger Kraft zu durchbrechen" und die gesammte Erkenntniß mit gesetzgeberischer Strenge in eine systematische Einheit und logische Ordnung zu bringen; so hat er doch zuerst den richtigen Weg gezeigt, auf dem allein eine Naturphilosophie zu wahren und praktischen Resultaten gelangen kann, und ist dadurch der Tonangeber und Urheber der ganzen neuern Erfahrungsphilosophie geworden. Wenn ein Naturforscher unserer Zeit (Liebig), von dem Vorurtheile ausgehend, daß aus dem völlig sittlichen Unwerth von Bacons Charakter auf den eben so großen Unwerth seiner Leistungen geschlossen werden müsse, vom Standpunkte der empirischen Naturforschung aus Bacons

Verdienſte um die Naturwiſſenſchaft herabgeſetzt, ſeine Methode als unfruchtbar, als die Verſuche eines Dilettanten bezeichnet hat; ſo iſt dieſer Angriff durch ſachliche Gründe von K. Fiſcher zurückgewieſen worden. „Bacon hat die Natur und den Werth der auf Beobachtung und Experiment gegründeten Erfahrung, der auf ſolche Erfahrung gegründeten Erfindung ſo hell und nachhaltig erleuchtet, er hat dieſe Aufgaben dergeſtalt in den Mittelpunkt der Philoſophie gerückt, daß die Nachwelt bei allen großen in dieſer Richtung fortwirkenden Impulſen ſich nach ihm umſieht.“ Durch den Grundſatz, daß alle Erkenntniß von der Erfahrung ausgehe, dieſe auf den ſinnlichen Wahrnehmungen, der Senſualität, beruhe, iſt Bacon der Vater der ſenſualiſtiſchen und empiriſchen Philoſophie geworden, die über ein Jahrhundert in England und Frankreich die Herrſchaft hatte.

Hobbes 1588—1679.

Von Bacons Erfahrungswiſſenſchaft angeregt, wendete ſein Landsmann und jüngerer Zeitgenoſſe Thomas Hobbes, der während der Bürgerkriege und der Republik einen großen Theil ſeines Lebens in Frankreich zubrachte, vielfach im Verkehr mit dem Hofe Karls II., ſeinen forſchenden Geiſt den großen politiſchen und religiöſen Zeitfragen zu und ſuchte in einer Reihe von Schriften, unter denen der „Leviathan oder über die Materie, Form und Gewalt des kirchlichen und bürgerlichen Staates“ die bedeutendſte war, das Weſen und die Beſchaffenheit der Staatsgeſellſchaft und die Stellung des Menſchen zu den öffentlichen Gewalten zu ergründen. Als die Levellers das Eigenthum für den Urſprung alles Uebels erklärten, fand Hobbes, daß die Gemeinſchaft der Güter eine Auflöſung hervorbringen würde, welche das größte Unglück wäre, das die natürlichen Dinge treffen könnte. Von dieſer Annahme gelangte er zu der Anſicht, „daß die Sicherheit des Eigenthums und die Ausübung der Gerechtigkeit, welche ſich über Mein und Dein erſtreckt, eine feſte Herrſchaft, die Vereinigung der Gewalt in Einer Hand nothwendig mache“. Er warf ſich die Frage auf: „wie muß der Staat beſchaffen ſein, um dem Ungeheuer der Rebellion, das ihn verſchlingt, den Fuß dergeſtalt auf den Nacken zu ſetzen, daß es ſich nicht mehr rührt? Ungeheuer will durch Ungeheuer vertilgt oder beherrſcht ſein, der Drache durch den Leviathan. Daher ſoll nach ihm der Staat und ſein Oberhaupt alle Macht haben; er ſoll in ſeinem Gebiet allmächtig ſein, ein „ſterblicher Gott“, er ſoll es ſein nicht im Widerſtreit, ſondern im Einklang mit dem Naturgeſetz“. So läßt Hobbes, nach Rouſſeau's ſarkaſtiſcher Bemerkung, die Menſchen aus dem Naturzuſtand in den Staat fliehen „wie die griechiſchen Helden in die Höhle des Cyklopen“. Dieſe Auffaſſung von dem monarchiſchen Staat ſagte den Männern der Reaction ſehr zu, daher auch Hobbes nach der Reſtauration ein Jahrgehalt vom Hofe erhielt. Dennoch war ſein philoſophiſcher Standpunkt keineswegs nach dem Sinne der royaliſtiſch-epiſcopalen Theoretiker. Wie Bacon ſetzte auch Hobbes die Natur und die ſinnliche Körperwelt als das Urſprüngliche; da aber der daraus entſpringende Naturzuſtand einen Krieg Aller gegen Alle bedinge, ſo ſei es nothwendig, mit Hülfe der Vernunft zur Sicherheit des Lebens und zur Erhaltung des Eigenthums jenem Elende des Naturzuſtandes Schranken zu ſetzen und durch Vertrag und Uebereinkunft die Staatsgeſellſchaft zu gründen, in Uebereinſtimmung mit den Naturrechten und dem Sittengeſetz. Die gegenſeitige Furcht der Menſchen und der Selbſterhaltungstrieb, „der Kampf ums Daſein“ wie man heut zu Tage ſagen würde, ſind ihm ſomit die Grundbedingungen des Staats. Von dem göttlichen Heiligenſchein, womit die hochkirchlichen und ariſtokratiſchen Ultra in ihren theokratiſchen Vorſtellungen das Königthum zu umgeben trachteten, iſt in ſeiner Argumentation keine Spur. Soll der durch Rechtsübertragung geſchaffene Zuſtand des Friedens und der Ordnung unerſchütterlich feſtſtehen, wird dann weiter bewieſen, „ſo muß in Folge des Vertrags eine Gewalt errichtet werden, die alle Macht und alles Recht in ſich vereinigt, die unbedingt herrſcht, der die Einzelnen

unbedingt gehorchen. Dieſe Gewalt iſt der Herrſcher, der Souverän, der Staat, in dem Alle vereinigt ſind, wie vorher im Naturzuſtand Alle getrennt waren; dieſe Vereinigung Aller iſt die Geſellſchaft, das Gemeinweſen, das Volk. Staat, Souverän, Volk ſind daher nach Hobbes identiſche Begriffe. Dem Staat gegenüber gibt es nur Unterthanen, er allein herrſcht, er allein iſt frei, die andern gehorchen, ſie müſſen thun was die Geſetze befehlen, ihre Freiheit beſteht nur in dem, was die Geſetze nicht verbieten. Die Staatsgewalt iſt abſolut, ſie theilen oder beſchränken heißt ſie in Frage ſtellen oder die Gefahr des Naturzuſtandes erneuern. Nur die abſolut-monarchiſche Staatsgewalt iſt die richtige, weil ſie allein die Selbſterhaltung des Staats verbürgt und ſichert. So kommt Hobbes dazu, aus dem Naturgeſetz das abſolute Königthum zu begründen". Nach ihm hat in dem normalen Staat der Ausſpruch Ludwigs XIV. „der Staat bin ich" vollkommene Berechtigung. Von ſeinem naturaliſtiſchen Standpunkt aus kämpft er mit demſelben Eifer wie Bacon gegen Ariſtoteles und die Staatslehrer des Alterthums, welche im Staat einen ſittlichen Organismus erkennen wollten, der unabhängig von der Form ſeine Berechtigung und Autonomie in ſich ſelbſt trage, gegen die hierarchiſchen und feudalen Ordnungen des Mittelalters, welche auf einer Trennung von Staat und Kirche und auf einer Theilung der Staatsgewalten ſelbſt beruhten, gegen den Repräſentativſtaat der neuen Zeit. Das Naturgeſetz, das zum abſolut-monarchiſchen Staat führt, iſt nach Hobbes gleichbedeutend mit dem „Willen Gottes" der religiöſen Vorſtellungsweiſe; beide gipfeln in der Doctrin von einem „abſoluten Königthum von Gottes Gnaden". Aber auch hier bewährte ſich der Satz: wenn Zwei daſſelbe thun, iſt es nicht daſſelbe. Dieſes Aufgehen der kirchlichen und geiſtlichen Gewalt in der Allmacht des weltlichen Herrſchers, dieſe Unterordnung des religiöſen Prinzips unter das Naturgeſetz, das Ignoriren der Offenbarung in der Heil. Schrift als Urgrund eines „Reiches Gottes" war keineswegs nach dem Sinne der anglicaniſchen Hierarchie: daß Hobbes die Religion von derſelben Furcht vor dem Elende des Naturzuſtandes oder dem natürlichen Erkenntnißtrieb herleitete, ſie für eine Staatseinrichtung, für ein wirkſames Mittel der bürgerlichen Ordnung in der Hand des Herrſchers ausgab, die Kirche mit ihren Cultus- und Glaubensformen als Menſchenwerk, als bloße Dienerin des Staats und Gehülfin des weltlichen Oberhauptes anerkannt wiſſen wollte, die Gottheit als die uns verborgene erſte Urſache der Bewegung erklärte, die Begriffe von Gut und Böſe nicht auf das menſchliche Gewiſſen, ſondern auf das bürgerliche Geſetz zurückführte, das ſtimmte nicht zu dem orthodoxen Lehrſyſtem der engliſchen Kirche. Seine Anſichten wurden als irreligiös und dem chriſtlichen Gottesglauben widerſtrebend angegriffen; ſein „Leviathan" wurde vom Parlamente verdammt; er ſelbſt ſah ſich genöthigt in einer eigenen Vertheidigungsſchrift den Antrag ſeiner Gegner, ihn als Atheiſten zu beſtrafen, zu bekämpfen.

Isaac Newton 1642—1727.

Kaum ein Jahr war ſeit dem Tode Galileis verfloſſen, als in England, in dem Dorfe Woolthorpe in Lincolnſhire, der Erbe ſeiner großen Ideen, Iſaac Newton geboren wurde (25. Decbr. 1642). In der That ſind es die grundlegenden Gedanken Galilei's, die Hülfsmittel einer vorurtheilsfreien Forſchung in den Naturerſcheinungen, auf welchen mit Zuziehung des reichen Materials, das Kepler geſchaffen hatte, Newton ſeinen Ruhm auferbaute. — Galilei hatte gelehrt, Forderungen des rechnenden Verſtandes mit ſorgfältig beobachteten Thatſachen in Einklang zu ſetzen, ja durch Galilei war erſt der Forſchung dieſe Aufgabe geſtellt worden, die von den wenigſten ſeiner Zeitgenoſſen begriffen wurde. Kepler hatte die Geſetze der Planetenbewegung kennen gelehrt, und ſo erwuchs dem forſchenden Geiſte die große Aufgabe, dieſe Bewegungen der Himmelskörper mit den allgemeinen Geſetzen jeder Bewegung zu verknüpfen, die verborgenen Urſachen dieſer Vorgänge aufzudecken nnd die Nothwendigkeit der Erſcheinungen aus

den Urſachen zu erkennen. Kepler erfaßte dieſe Aufgabe als eine der Anſtrengung des menſchlichen Geiſtes würdige. Der größten Zahl der Zeitgenoſſen ging das Verſtändniß für die Frage ab; ſie begnügten ſich theils mit religiöſen, theils mit philoſophiſchen Speculationen allgemeiner Natur, ohne die Prüfung der Richtigkeit an der Erfahrung anzuſtellen oder die Uebereinſtimmung mit den Thatſachen nur zu verlangen. Newton ſtellte ſich die Frage und löſte ſie mit dem glänzendſten Erfolg.

Newtons Leben. Iſaak Newton war der nachgeborene Sohn eines kleinen Gutsbeſitzers, und erhielt von ſeiner Mutter, die in beſcheidenen, wenn auch nicht gerade dürftigen Umſtänden lebte, eine verhältnißmäßig gute Jugenderziehung. Da er zu praktiſcher Beſchäftigung wenig Geſchick, dagegen einen unwiderſtehlichen Hang zum Studium und ſtillem Nachſinnen zeigte, wurde er in ſeinem 18. Jahr auf die Univerſität Cambridge geſchickt, wo er ſich während ſechs Jahre mit dem größten Eifer dem Studium der Mathematik hingab und bald bis in die tiefſten Tiefen der damals bekannten Theile dieſer Wiſſenſchaft vordrang. In ſeinen 26. Jahre erhielt er die beſcheidene Stelle eines Profeſſors der Mathematik in Cambridge, die er während 27 Jahre verſah. In dieſe Zeit fällt der größte Theil ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungen. Im Jahre 1689 war er Mitglied des Parlaments, welches der Herrſchaft der Stuarts ein Ende machte, und erhielt ſpäter die Stelle eines Vorſtehers der Münze in London. Dort verlebte er noch 32 Jahre unter günſtigen Umſtänden, in engem wiſſenſchaftlichen und geſelligen Verkehr mit den bedeutendſten Männern, hochgeehrt von ſeinen Zeitgenoſſen, umgeben von einem feingebildeten, wiſſenſchaftlich angeregten Kreis von Freunden und Bekannten, in Geſellſchaft ſeiner ſchönen und geiſtreichen Nichte, Miß Barton, ſpäter Madame Conduet, Voltaires Freundin. Als hochbetagter Greis ſtarb er am 20. März 1727.

Fluxionskalkul. Schon bei Beginn ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten hatte ſich Newton ein Hülfsmittel der Rechnung geſchaffen, das er Fluxionskalkul nannte, und das im Weſentlichen mit Leibnitzens Infinitesimalrechnung übereinſtimmte. Lange hat Newton dieſes Hülfsmittel zur Löſung neuer und ſchwieriger Probleme nicht bekannt gemacht. Er wandte es bei ſeinen Entdeckungen an, und ſuchte dann die gefundenen Reſultate, wenn auch oft mühſelig durch die alten Hülfsmittel zu beweiſen. Erſt als Leibnitzens verwandte Entdeckung bekannt geworden und mit deren Hülfe in Deutſchland Errungenſchaften gewonnen worden waren, deren wir noch an einem andern Orte gedenken werden, ſah ſich auch Newton veranlaßt, ſeine Methode zu veröffentlichen. Daraus iſt ein Zankapfel zwiſchen deutſchen und engliſchen Gelehrten erwachſen, der eine lange nachwirkende Mißſtimmung erzeugte.

Optik. Die große Aufgabe Newtons war, die mannigfaltigen Vorgänge der Natur aus ihren Urſachen, aus dem Zuſammenwirken der Naturkräfte als nothwendig zu erkennen. Das Mittel zur Löſung dieſer Aufgabe konnte kein anderes ſein, als eine ausgedehnte Anwendung mathematiſcher Schlußfolgerungen. Dieſe waren mit den alten Hülfsmitteln in dem erſtrebten Maße nicht möglich, und ſo führten Newton die Forderungen der Naturforſchung zu der großartigen Erweiterung der Mathematik. Er machte zuerſt den kühnen Verſuch einer mechaniſchen Naturerklärung auf einem Gebiete, welches die feinſten und verborgenſten Hülfsmittel zu erfordern ſchien, in der Optik. Alle die mannigfaltigen Lichterſcheinungen, deren Kenntniß durch Newtons Beobachtungen und Verſuche vielfach erweitert wurde, ſollten erklärt werden aus einem einheitlichen einfachen Prinzip, durch Anwendung der Grundſätze der Mechanik. Newton betrachtete das Licht als einen äußerſt feinen Stoff, deſſen Bewegung den Geſetzen der Mechanik unterworfen ſein ſollte. Mit bewunderungswürdigem Scharfſinn hat er in ſeiner Optik ein Gebäude aufgeführt, eine Theorie der Lichterſcheinungen entwickelt, die lange Zeit die herrſchende und allgemein anerkannte war. In neuerer Zeit freilich hat man er-

kannt, daß nicht alle Erſcheinungen auf dieſem Wege ihre befriedigende Erklärung finden, und ſo kehrte man mit gutem Erfolge zurück zu der ſchon von Huyghens ausgeſprochenen Anſicht, daß die Lichterſcheinungen durch wellenartige Bewegungen hervorgebracht würden. Es iſt bekannt, mit welcher Erbitterung Göthe gegen Newtons Anſicht auftrat, eine Erbitterung, die indeſſen kaum gerechtfertigt erſcheint, wenn man den mehr äſthetiſchen, dichteriſchen Standpunkt Göthes mit der nüchternen objectiven Naturforſchung Newtons vergleicht.

Gravitationstheorie.

Ungleich folgenſchwerer iſt die andere Entdeckung Newtons geweſen, die ſich auf die Urſache der Planetenbewegung bezieht. Wir haben erwähnt, daß bereits Kepler in der Sonne nicht nur den geometriſchen Mittelpunkt, um den die Planeten kreiſen, ſondern die wirkende Urſache, das treibende Agens erblickte. Newton hat, um ſeinem Drang nach einer mechaniſchen Erklärung der Erſcheinungen zu genügen, auf dieſen Gedanken zurückgegriffen. Er machte den Verſuch, die durch genaue Beobachtungen über jeden Zweifel erhobenen Keplerſchen Geſetze aus der Vorausſetzung einer anziehenden Kraft als nothwendig herzuleiten, und ſo die Geſetze des deutſchen Gelehrten aus bloßen Erfahrungsthatſachen zu nothwendigen Forderungen der menſchlichen Vernunft zu erheben, die überall ihre Gültigkeit behaupten müſſen, wo Maſſen aufeinander wirken. Und dieſer Verſuch gelang vollſtändig. Newton erkannte das Geſetz, welchem die Wirkungen aller Maſſen gehorchen und aus dem alle beobachteten Thatſachen als nothwendige Folgerungen fließen. Aber noch mehr: er erkannte, daß dieſe Wirkung keine andere ſei, als die längſtbekannte Schwere, welche den fallenden Stein der Erde zuführt. Und ſo hat er die ſo geheimnißvoll erſcheinende Urſache der Planetenbewegung zurückgeleitet auf die freilich nicht minder räthſelhafte, aber durch die alltägliche Beobachtung bekannte und vertraute Schwerkraft. Newton wies die gegenſeitige Anziehung als eine allgemeine Eigenſchaft aller Maſſen nach, und aus dieſem einfachen Grundſatz folgen durch logiſche Schlüſſe die vielverſchlungenen Vorgänge der Natur bis in ihre kleinſten Einzelheiten mit Nothwendigkeit. Newton blieb nicht dabei ſtehen, dieſen Gedanken als Vermuthung auszuſprechen. Sein erſtes Geſchäft war, nachdem er einmal den großen Gedanken gefaßt hatte, denſelben auf das Schärfſte zu prüfen. Der erſte Verſuch dieſer Prüfung, der an der Bewegung des Mondes angeſtellt war, mißlang; die thatſächliche Bewegung des Mondes war eine andere als ſie nach den Rechnungen Newtons hätte ſein müſſen, wenn ſeine Vorausſetzungen die richtigen geweſen wären; und Newton glaubte, darin eine Widerlegung ſeines großens Gedankens von der Gravitation zu ſehen. Da ward ihm die Kunde von einer neuen in Frankreich angeſtellten Gradmeſſung, welche gelehrt hatte, daß der Durchmeſſer der Erde erheblich größer ſei, als man bis dahin allgemein angenommen hatte; nun erneuerte Newton ſeinen Verſuch und es zeigte ſich, daß nicht die Unrichtigkeit des Grundgedankens, ſondern nur die falſche Annahme über die Größe der Erde die Urſache war, daß die Rechnung ein anderes Reſultat ergeben hatte als die Beobachtung. Damit war nun die Richtigkeit ſeiner Entdeckung der allgemeinen Schwere bewieſen; es war das allgemeine Naturgeſetz gefunden, welches in den entfernteſten Räumen des Weltalls die Bewegung der Himmelskörper beherrſcht, ebenſo wie es das Fallen des Steines an der Oberfläche der Erde bedingt.

Reſultate.

Es iſt hier nicht der Ort, zu ſchildern, wie es ſeit Newtons Zeit die faſt ausſchließliche Aufgabe der Aſtronomie geweſen iſt, das allgemeine Geſetz zu bewahrheiten bis in die kleinſten Einzelheiten, bis zu den geringſten Unregelmäßigkeiten, von denen uns das durch die trefflichſten Inſtrumente geſchärfte Auge Rechenſchaft gibt. Ueberall löſten ſich die verworrenſten und ſcheinbar regelloſeſten Bewegungserſcheinungen in nothwendige Folgerungen des Grundgeſetzes auf. So beherrſcht der Geiſt Newtons nicht blos die

Astronomie, sondern die Naturwissenschaft der Folgezeit überhaupt. Seine Entdeckungen haben die Naturforschung hingewiesen auf ihre eigentliche Aufgabe, auf das Ziel, welches die Wissenschaft ohne einen schweren Rückschritt nie wieder aus dem Auge verlieren kann. Es ist seitdem als die Aufgabe der Naturforschung erkannt worden, die mannigfaltigen dunkeln Vorgänge der Natur zu begreifen als nothwendige Folgen einfacher Ursachen. In einem der wichtigsten Zweige ist dieses Ziel durch Newtons große Schöpfung erreicht. Und wie weit auch die Naturforschung noch von der Erfüllung ihrer Aufgabe entfernt sein mag, die Aufgabe ist gestellt, und das Ziel klar und bestimmt ins Auge gefaßt. Ist es ja doch, nach Lessings Ausspruch nicht sowohl der volle Besitz der Wahrheit, der dem Menschen nie zu Theil wird, als vielmehr das Bewußtsein eines treuen und redlichen Strebens nach derselben, was Glück und Befriedigung gewährt.

2. John Milton und Samuel Butler.

Milton 1608—1674.

„Wie Hobbes den Geist der Restauration repräsentirt", urtheilt Weingartn, „so Milton den Genius der Cromwellschen Republik. Kaum können die Gegensätze der Zeiten schärfer hervortreten, als es in diesen beiden Männern geschah. Milton der Prophet des Idealismus, der Zukunft und der Ewigkeit zugewendet, Hobbes in seinem Materialismus der pessimistische Apologet einer jeden Gegenwart. Nach Milton der Mensch ein Organ des heil. Geistes, nach Hobbes nur das vornehmste unter den Thieren, eine Maschine und ein Automat, der durch Sprungfedern und Räder in Bewegung gesetzt wird. Nach Milton nichts Edleres als der Geist; Hobbes läugnet den Geist und die Geister; er glaubt nur was er mit den fünf Sinnen wahrnimmt; der Geist ist ihm nur ein Körper oder ein Phantasma, wie die Engel Wolken. In die sittliche Freiheit setzt Milton die Würde des Menschen, Hobbes läugnet die Freiheit und unterwirft den Menschen der unbedingten Gewalt des Fatums uud des Staates. Nach Milton ist die Wahrheit eins mit der Gemeinschaft mit Gott und Christus, nach Hobbes das größtmögliche Wohlbefinden eines jeden Einzelnen der höchste Weltzweck".

1. Miltons Leben und Jugendgedichte.

Wir sind dem muthigen Manne, dem begeisterten Herolde der politischen und religiösen Freiheit, dem Verfechter der Volkssouveränetät und der Menschenrechte in den obigen Blättern öfters begegnet. Geboren in London am 9. December 1608 von ehrbaren bürgerlichen Eltern — der Vater war Notar, die Mutter soll eine nahe Verwandte des Staatsraths Bradshaw gewesen sein — erhielt John Milton eine gute Erziehung, die, unterstützt durch eigenen Fleiß, Talent und Wißbegierde, ihn so rasch in den Sprachen und in der Weisheit des Alterthums förderte, daß er schon als sechzehnjähriger Jüngling die Universität Cambridge besuchen konnte (1624). Hier widmete er sich sieben Jahre lang mit eifrigem Streben den verschiedenartigsten Studien und that schon während dieser Zeit seine lyrisch-musikalische Begabung kund in einer „Ode auf die Geburt Christi", einem Hymnus in englischer Sprache von pindarischem Schwung, der die religiöse Innigkeit eines von puritanischer Frömmigkeit erfüllten Gemüthes erkennen läßt. Von ernster Natur und Sitte hielt er sich fern von jeder Sinnenlust; für die heitere Seite des Lebens zeigte er schon in der Jugend wenig Sinn und Empfänglichkeit. Von dem Vorhaben, in die Dienste der Kirche zu treten, stand Milton bald ab; er konnte sich nicht entschließen den vorgeschriebenen Religionseid zu leisten. Als er im Jahre 1632 die Universitätstadt verließ, um auf dem schönen Landsitz seines Vaters nicht fern von Windsor einige Jahre in wissenschaftlicher Muße zu verbringen, war er den Besten seiner Zeitgenossen an Kenntnissen ebenbürtig. In dieser glücklichen

Lebensperiode wandte er ſeinen dichteriſchen Genius, den er bisher meiſtens auf lyriſche Erzeugniſſe im Geiſte und in der Sprache des römiſchen Alterthums gerichtet, der heimiſchen Poeſie zu. Die beſchreibenden Gedichte „l'Allegro" und „il Penſeroſo" legen Zeugniß ab von der heiteren Stimmung, welche die ihn umgebende Natur in ihm erweckte, wie von den ernſten Betrachtungen und Gedanken, zu denen er über die Freuden und Genüſſe der Welt hinweg emporſtieg. Immer mehr trägt die chriſtlich-puritaniſche Denk- und Empfindungsweiſe in ſeiner Seele den Sieg davon über die reiche Welt der Schönheit des Alterthums, „die lockenden Geſänge der Nymphen müſſen verſtummen vor den feierlichen Harfen Chören der Seraphim." In die Elegie „Lycidas", ein Klagelied auf einen im Schiffbruch umgekommenen Univerſitätsfreund, das er einem doriſchen Schäfer in den Mund legt, flicht er Zornreden ein „wider die ungetreuen Hirten, welche Gottes Heerde verwahrloſen". Wir wiſſen, wie ſehr damals der Hof und die vornehme Welt an Maskenſpielen, an dramatiſchen Vorſtellungen, an den Erzeugniſſen lüſterner und unzüchtiger Bühnendichtung Gefallen fand. Dieſer Richtung trat Milton entgegen mit einem Maskenſpiel „Comus", worin der puritaniſche Poet in einem phantaſtiſchen Nachtſtück den Sieg der Keuſchheit über die Verſuchung, der jungfräulichen Sittſamkeit über die zu ſündiger Weltluſt verlockenden Geiſter vorführt. Schon war Miltons Dichterruhm über den Kanal gedrungen, als er im J. 1638 nach dem Tode ſeiner Mutter eine Reiſe nach Italien antrat. Er eilte über Paris, wo er mit Hugo Grotius (XI, 682 f.) verkehrte, dem gelehrten Polyhiſtor, deſſen religiöſe Tragödie „Adamus exul" ihm in der Folge manches brauchbare Element für ſein „Veriornes Paradies" geliefert hat, nach dem geprieſenen Lande der Kunſt, wohin ihn Sehnſucht und Wißbegierde zogen, deſſen Sprache er ſich bereits ſo ſehr zu eigen gemacht, daß er ſogar italieniſche Sonette und Canzonen dichtete. Ein Jahr und drei Monate verweilte Milton in den kunſtreichen Städten der apenniniſchen Halbinſel, am meiſten in Florenz, gefeiert von den Dichtern und Gelehrten, welche noch an dem literariſchen Ruhm vergangener Tage zehrten und den Spuren Taſſo's nachgingen. Auch mit Galilei, dem Märtyrer der Wahrheit, kam Milton in Verbindung, nicht ahnend, daß das Loos des blinden Greiſes auch ihm einſt zu Theil werden würde. Zweimal beſuchte er Rom, die Stadt des „dreifachen Tyrannen" und machte kein Hehl aus ſeinem Abſcheu gegen Papſtthum und Jeſuiten.

2. Miltons politiſch-publiciſtiſche Thätigkeit.

Er wollte auch Athen beſuchen, aber die Nachricht von den religiös-politiſchen Kämpfen in ſeiner Heimath bewog ihn zur Umkehr, „denn er hielt es für unwürdig, zum Vergnügen im Auslande umherzureiſen, während ſeine Mitbürger zu Hauſe für die Freiheit kämpften." Er kehrte über Venedig und Genf nach London zurück, wo er bald in den Strudel des kämpfenden Lebens ſich ſtürzte. Wir haben Miltons Stellung zu den großen Zeitfragen und Ereigniſſen, welche während der zwei Jahrzehnte nach ſeiner Ankunft in England das hiſtoriſche Leben durchdrangen und geſtalteten, in früheren Blättern kennen gelernt: In einer Reihe von Flugſchriften hat er alle Erſcheinungen des Tages, alle in die Oeffentlichkeit eintretenden Prinzipienkämpfe mit hiſtoriſchen, natur- und rechtsphiloſophiſchen Gründen im Lichte der religiöſen und politiſchen Freiheit dargeſtellt. Zuerſt richtete er ſeine kirchliche Polemik gegen das Episcopalſyſtem und ſuchte zu beweiſen, daß die einſt vom Throne aus vollzogene Reformation einer Fortbildung im Sinne individueller Freiheit bedürfe, eine Anſicht, der die ganze puritaniſche Partei huldigte. Die Wirkung dieſer Streitſchriften wurde durch die Schmähungen und Zoenausbrüche der Prälaten, die mit leidenſchaftlicher Wuth über ihn herfielen, nicht entkräftet. Eine zweite Gruppe handelt über Ehe und Erziehung. Gereizt durch die unglückliche Erfahrung im eigenen Hauſe, als ihn ſeine Gattin wegen politiſcher Meinungsverſchiedenheit auf längere Zeit verlaſſen hatte, griff der puritaniſche

Denker, „deſſen ſtolze Tugend ſehr ſtreng und vornehm dachte von dem Weſen der Ehe“ die kanoniſchen Geſetze über Eheſcheidung an und ſuchte durch eine idealere Auffaſſung der ehelichen Gemeinſchaft und ihrer Zwecke die Nothwendigkeit einer Erleichterung der Scheidungen zu beweiſen. Er entwirft von dem Ehebündniß, wie es aus den Einſetzungsworten der Geneſis hervorgehe, das reinſte ideale Bild, gegründet in erſter Linie auf echte Liebe und harmoniſches Ineinanderleben zweier Naturen zu einem einzigen Weſen und erſt in zweiter Linie auf die fleiſchliche Gemeinſchaft. Geht jene Grundbedingung nicht in Erfüllung, iſt ein ſolcher Seelenbund in Liebe und harmoniſchem Zuſammenleben nicht möglich, ſo ſoll es dem Ehemanne geſtattet ſein, die Ehe, die nach Miltons Anſicht nur ein bürgerlicher Familienakt ohne Mitwirkung der Kirche ſein müſſe, freiwillig zu löſen mit gerechter und billiger Auseinanderſetzung der äußerlichen Verhältniſſe. In der Schrift über Erziehung ſind faſt alle pädagogiſchen Syſteme der ſpäteren Zeit im Keime enthalten und insbeſondere der realiſtiſche Unterricht im Gegenſatz zu dem herrſchenden Formalismus der Sprachſtudien befürwortet. „Auch dieſe Arbeit iſt der Idee entſprungen, daß der Staat in der Familie wurzele, und daß daher das Saatkorn der wahren inneren Freiheit nicht früh genug in die Gemüther der Jugend geſenkt werden könne.“ Die dritte und ſtärkſte Gruppe der Milton'ſchen Proſawerke umfaßt die Staatsſchriften, unter denen die lateiniſche „Schutzrede für das engliſche Volk“ gegen Salmaſius am bekannteſten aber keineswegs am bedeutendſten iſt, eine Schrift, die mehr als jede andere den leidenſchaftlichen, heftigen, derben Geiſt der Zeit athmet und wie ein Wetterſtrahl wirkte. Der Unwille über die Schmähungen und Verleumdungen, die deshalb von den Gegnern über ihn ausgegoſſen wurden, gab ihm die Feder zu der zweiten Vertheidigungsſchrift in die Hand, obwohl ihm die Aerzte vorausſagten, wenn er ſich nicht ſchone, werde er ſeine ſchon lange durch die Anſtrengungen der Nachtarbeit geſchwächten Augen vollends zu Grunde richten. Er brachte dem Vaterlande ſein Augenlicht zum Opfer; er erblindete für immer. In der Abhandlung „über die Stellung der Könige und Obrigkeiten“ rechtfertigt er die über Karl I. ausgeſprochene und vollzogene Todesſtrafe aus Gründen des Naturrechts und der Volksſouveränetät. Der „Iconoclaſt“ oder die zermalmende Gegenſchrift wider das bekannte, angeblich von Karl I. ſelbſt herrührende Buch „Eikon baſilike“ iſt ein Muſter kräftiger und edler Polemik und das goldene Schriftchen „Areopagitica“ verficht mit poetiſchem Schwung und mit hinreißender Beredſamkeit die edelſten Güter des Menſchen, Denk-, Lehr- und Preßfreiheit und zwar gegen ſeine bisherigen Geſinnungsgenoſſen, die Presbyterianer im Parlament, als ſie ihren jüngſt errungenen Sieg nunmehr zu Zwangsmaßregeln mißbrauchen, den freien Flug des Geiſtes durch eine Cenſur hemmen wollten. In der republikaniſchen Zeit war Milton, wie erwähnt, als Secretär des Staatsraths für die auswärtigen Angelegenheiten in Cromwells Cabinet thätig, verfaßte die bedeutendſten diplomatiſchen Aktenſtücke und Regierungsſchreiben in klaſſiſchem Latein und fuhr fort als Verfechter der Volksſouveränetät und der nationalen Rechte gegenüber der Fürſtentyrannei in die Schranken zu treten. Auch an eine Geſchichte Englands in der angelſächſiſchen Periode legte er Hand. Es iſt uns bekannt, daß nach puritaniſch-republikaniſcher Auffaſſung alles Unheil in Staat, Kirche und Geſellſchaft von der normanniſchen Eroberung ausgegangen iſt. Selbſt noch unter Richard Cromwell hat Milton ſein wichtiges Staatsamt verwaltet. Und mit welcher Charakterfeſtigkeit der blinde Seher ſeinen Grundſätzen treu blieb, erſieht man noch aus der kurz vor der Reſtauration verfaßten Schrift: „der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinweſen herzuſtellen“, und aus einem Schreiben an Monk, worin er dieſen „glatten Heuchler“ zu beſtimmen ſuchte, durch das neu einzuberufende Parlament der engliſchen Nation

eine ähnliche republikaniſche Bundes-Verfaſſung geben zu laſſen, wie ſie in den niederländiſchen Vereinsſtaaten beſtand.

3. Miltons letzte Lebensjahre und Dichtungen.

Nach der Rückkehr des Königs war auch Milton in Gefahr; ſeine „Schutzrede“ wurde vom Henker verbrannt; er ſelbſt ſaß eine Zeitlang in der Haft des Hauſes der Gemeinen; nur der Verwendung einflußreicher Freunde hatte er es zu verdanken, daß er den Schergenhänden der Verfolger und der reactionären Wuth der „Cavaliere“ entging. Karl II. ſoll geſagt haben, „ich höre, er iſt alt, arm und blind, dann iſt er genugſam geſtraft.“ Und ſo war es in der That. Sein Vermögen war verloren gegangen; er lebte mit einer dritten Frau in einer liebeleeren Ehe; ſeine Häuslichkeit war ohne Freude und Freunde; ſeine zwei Töchter lebten mit der Stiefmutter in Unfrieden und waren ſelbſt gegen den Vater ohne Hingebung. In dieſen Jahren der Trübſal ſuchte Milton wieder Troſt und Erhebung in der Dichtkunſt, für die er während der republikaniſchen Zeit wenig Muße hatte. Nur einige Sonette gaben der inneren Stimmung Ausdruck; eines der ſchönſten iſt ſein Klagelied auf ſeine Blindheit. Jetzt entſchloß er ſich, das „kalte Element der Proſa abzuſtreifen“ und zur Poeſie zurückzukehren. Ein junger Freund, der Quäker Ellwood, las ihm vor; ſeine jüngere Tochter Deborah ſchrieb auf, was ihr der Vater diktirte. Schon in der Jugend hatte ſich Milton mit dem Gedanken eines größeren epiſchen Gedichtes getragen: aber dem gereiften Republikaner ſtand es nun nicht mehr an, den britiſchen Fabelkönig Arthur mit ſeiner Tafelrunde, den er ſich damals als Helden auserſehen, zum Gegenſtand ſeines poetiſchen Schaffens zu wählen: er griff zu einem Stoff, der ſeiner proteſtantiſch-puritaniſchen Geſinnung, ſeiner Bibelgläubigkeit und dem ganzen religiöſen Charakter der durchlebten Zeit entſprach. Wie einſt Dante, der Vertheidiger der kaiſerlichen Monarchie, nachdem er die beſte Kraft ſeiner Mannesjahre an die politiſchen Kämpfe einer tiefbewegten Zeit gewendet und ſein Lebensglück in dem Schiffbruch ſeiner vaterländiſchen Hoffnungen verſunken ſah, in einem religiös-allegoriſchen Gedichte ſeine kirchlichen und politiſchen Grundſätze und Anſichten niederlegte; ſo beſchloß auch Milton, der Verfechter der religiöſen und bürgerlichen Freiheit, der Anwalt der Volksſouveränetät und des Königsmords, nachdem ſeine Ideale an der harten Wirklichkeit zerſchellt, in einem inhaltſchweren tiefſinnigen Werk anzuwenden „was ihm in dieſem Leben noch an Gabe verblieben,“ gleich dem Florentiner in der „Hinaufläuterung des Sinnlichen zum Himmliſchen“ die Aufgabe des künſtleriſchen Schaffens erblickend. Die bei Mit- und Nachwelt bewunderte epiſch-allegoriſche Dichtung „das Verlorne Paradies“ war die Frucht dieſer geiſtigen Arbeit. Obgleich erſt unter der Reſtauration (im J. 1667) vollendet, athmet ſie doch durchaus den Geiſt des Puritanismus, wie die „Woche der Schöpfung“ von Du Bartas den des Hugenottenthums (X, 709). Was konnte einem ſo ernſt geſtimmten Geſchlechte, das geſehen hatte, wie die Nation zu Gerichte ſaß über den König, wie nach himmliſchem Rathſchluß die Sünden der Väter heimgeſucht wurden am ſpätgebornen Enkel, näher liegen als die Erzählung vom Sündenfall, der die göttliche Strafgerechtigkeit über die Menſchheit herabzog, ſie aus dem Paradieſe verjagte und den Leiden im Leben und den Schmerzen des Todes hingab? Wie die Dichter des Alterthums die Mythengötter in die Menſchenwelt eingreifen laſſen, ſo benutzt Milton die aus dem altperſiſchen Glaubenskreis entſprungenen bibliſchen Traditionen von guten und böſen Engeln, von Mächten und Heerſchaaren des Himmels und der Hölle, um die chriſtlichen Vorſtellungen und Doctrinen anſchaulicher zu machen, um Theologie und Poeſie, Dogma und Mythenbildung zu einer dichteriſchen Schöpfung mit ſymboliſch-didaktiſcher Tendenz zu verſchmelzen, die Schätze fremden Wiſſens mit der eigenen Erfindung verbindend. Von dem anfänglichen Plane einer dramatiſchen Behandlung iſt er abgegangen. Doch enthält die erzählende Form im reimloſen Blancvers viele dramatiſche Elemente.

Das Verlorne Paradies

Nachdem der Dichter die himmliſche Muſe angerufen, und den heiligen Geiſt, der in reinen Herzen wohnt, damit er beſingen möge „des Menſchen erſten Ungehorſam", der alles Weh über die Erde gebracht, betritt ee den finſteen Höllenraum, wo Satan und die geſtürzten Dämonen weilen, ſeitdem ihr Verſuch, ſich der Herrſchaft zu bemächtigen, geſcheitert war. Der Fürſt der Finſterniß hat erfahren, daß Gott eine neue Schöpfung ins Leben gerufen und ein Geſchlecht erzeugt habe, das nach ſeinem Bilde geſchaffen ihm ähnlich ſein und an die Stelle der verdammten Geiſter treten ſolle. Dieſen Plan will er vereiteln. In dem auf ſeinen Befehl raſch erbauten „Pandämonium" verſammelt er ſeinen Senat, um die Mittel und Wege zu berathen. Moloch iſt für Erneuerung des Krieges, Mammon für Erhaltung des Friedens, Beelzebub für Zerſtörung der neuen Schöpfung. Satan ſelbſt übernimmt es, den göttlichen Rathſchluß zu erforſchen. Die Wächter des Zugangs zum Höllenreich, Sünde und Tod öffnen ihm die Thore; mühſam durchſchreitet er den von gährenden Elementen durchtoſten Raum des Chaos und der alten Nacht. Der dritte Geſang führt uns dann in das Reich des Lichtes ein, wo Gott ſelber wohnt. Mit Entzücken preiſt der Dichter das Licht „des Himmels Erſtgebornen" und klagt wehmüthig, daß die Strahlen deſſelben nicht mehr in ſeine Augen dringen. Gott der Herr ſieht von ſeinem Himmelsthrone den Satan nach der neugeſchaffenen Welt fliegen; er zeigt ihn dem zu ſeiner Rechten ſitzenden Sohne und ſagt den Fall des Menſchengeſchlechts voraus; er könne ihn nicht verhindern, da er daſſelde mit freiem Willen ausgerüſtet und mit der Kraft dem Verſucher zu widerſtehen. Der ewige Sohn Gottes legt Fürditte ein und bietet ſich zum Sühnopfer für die Verführten dae. Mit Jubelchören preiſen darauf die Kinder des Lichts Vater und Sohn. Unterdeſſen ſchwebt Satan durch den Himmelsraum und erfährt unerkannt von Uriel den Wohnſitz Adams und Evas. Die Zweifel in ſeine Kraft werden durch die Gluth ſeiner Leidenſchaft zerſtreut. Im Gegenſatz zum Mittelalter, wo der dumme, betrogene Teufel Gegenſtand des Spottes war, tritt bei Milton der Satan zum erſtenmal als willenskräftiger, verſchlagener, boshafter Verführer auf, der zünend über den Verluſt der ehemaligen Herrlichkeit dem Ueberwinder ſein Werk zu verkümmern und zu zerſtören ſucht, der in wildem Trotze verharrend unaufhörlich auf Rache und Uebelthaten ſinnt, der lieber in der Hölle herrſchen als im Himmel dienen will. Seldſt der Arges ſinnende Dämon wird von Bewunderung ergriffen übee die Pracht des irdiſchen Paradieſes, das ſich vor ſeinen Blicken eröffnet, über die Schönheit und Seligkeit des in ungetrübtee Freude, Unſchuld und Liebe dahin lebenden Menſchenpaares. Ein idylliſches Bild von hoher Schönheit mit dem vollen poetiſchen Farbenreichthum einer fruchtbaren Einbildungskraft breitet ſich unter der ſchaffenden Geiſtesthätigkeit des Dichters aus; die Herrlichkeit eines jungen, friſchen Naturlebens und das Glück und der Frohgenuß eines ungetrübten Ehe- und Liebesbundes mochten ſein Inneres um ſo tiefer ergriffen haben, als er zu jenem die Züge nur aus Erinnerungen, zu dieſem nur aus der eigenen unerfüllten Sehnſucht ſchöpfen konnte. Voll Neid und Groll ſchaut Satan auf die neue Herrlichkeit und ſein Vorſatz, die ſchöne Menſchenwelt zu verderben, erwacht mit neuer Stärke in ſeiner finſtern Seele. Er hat das Geſpräch Adams und Evas belauſcht und vernommen, daß ihnen verboten ſei vom Baume der Erkenntniß zu eſſen. Darauf gründet er ſeinen Plan. Zwar wied er bei einbrechender Nacht von dem Engel Gabriel, dem Wächter Edens vertrieben, aber in Nebel gehüllt weiß er ſich während des Dunkels wiedee einzuſchleichen und ſich unter der Geſtalt der Schlange zu verbergen. Um die Abſichten des Verderbers zu vereiteln, ſendet der Herr ſeinen Engel Raſael nach dem Paradieſe, damit er das junge Paar waene. Wie der Maja Sohn durchfliegt der göttliche Botſchafter den Himmelsraum. Adam führt ihn in die von Wohlgerüchen duftrnde Laube und bereitet ihm ein Mahl von ſüßen Früchten. Hier läßt nun der Dichter, geſtützt auf die Andeutungen in der Offenbarung des Johannes (12, 7 ff.) Raſael den vorweltlichen „Streit im Himmel" erzählen. Die furchtbare dreitägige Geiſterſchlacht der vormenſchlichen Geſchöpfe, von denen die Einen um Gott und ſeinen eingebornen Sohn, die Andern um Satan, das Haupt der Empörer geſchaart ſind, um die Weltherrſchaft, gleicht dem Kampfe der Titanen und

Giganten der griechiſchen Götterſage und ſpiegelt zugleich die Schlachten ab, welche die Cavaliere und Rundköpfe kurz zuvor einander geliefert. Mit Hülfe der hölliſchen Kriegsmittel, der Kanonen und des Pulvers, welche die Dämonen in der Nacht erfunden haben, geſtaltet ſich der großartige Kampf am zweiten Tag ſo gewaltig, daß der Ausgang zweifelhaft wird, bis der Gottesſohn, der künftige Meſſias ſelbſt den Streitwagen beſteigt, den Sieg erringt und die Ueberwundenen in die Tiefe der Hölle hinabſtürzt. Aber aus dem finſtern Abgrunde hervorbrechend, beſchließt der Engel ſeine Erzählung, ſind ſie noch immerfort bedacht, Böſes zu ſtiften, darum ſollten Adam und Eva auf ihrer Huth ſein. Nachdem Raſael ſeinen durch das fünfte und ſechſte Buch ſich hinziehenden Bericht von dem über alle Vorſtellung großartigen und gewaltigen Geiſterkampf geendigt, im ſiebenten Geſang dem wißbegierigen Adam noch die Schöpfungsgeſchichte (nach der Geneſis) nebſt dem Rathſchluſſe Gottes in Betreff des Menſchengeſchlechts enthüllt, im achten Adam ſelbſt aus ſeiner Erinnerung ihm ſeine eigene Erſchaffung mitgetheilt und wie auf ſein Verlangen nach einem Weſen das ſeine „vernünftigen Freuden“ mitgenöſſe, Gott ihm das Weib gegeben; verläßt der Engel das Paradies wieder, den liebeglühenden Mann weiſe ermahnend, ſich nicht der Leidenſchaft hinzugeben. Im neunten Buch erfolgt die Kataſtrophe. Gegen die Warnungen Adams ſetzt Eva ihren Willen durch, für ſich allein ihren Geſchäften in Pflege des Gartens nachzugehen. Da naht ihr Satan in Geſtalt der Schlange und weiß durch wohlberechnete Beredſamkeit voll Schmeichelworten und liſtigen Trugſchlüſſen ihr unbewehrtes Herz ſo zu umgarnen, daß ſie die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntniß genießt und den Eheherrn beredet, daſſelbe zu thun. Von Liebe überfließend will er lieber mit ihr ſterben als ohne ſie leben. So wird die erſte Sünde begangen; die Unſchuld iſt dahin; wie berauſcht ergeben ſich beide der Sinnenluſt; nach ihrem Erwachen werden ſie ihre Blöße gewahr und ihre Schuld erkennend machen ſie ſich gegenſeitig Vorwürfe. Die frühere Innigkeit der Liebe weicht der Zwietracht und dem Hader. Auf die Kunde von des Menſchen Vergehen verlaſſen die Schutzengel das Paradies. Der Gottesſohn, dem der Vater das Richteramt überläßt, ſteigt hernieder und ſpricht das Urtheil. Satan aber eilt frohlockend nach dem Pandämonium und verkündet ſeinen Sieg. Um den Zugang von der Hölle zur Menſchenwelt und von dieſer zu jener zu erleichtern, bauen Sünde und Tod eine Brücke über das Chaos, wie einſt Xerxes über den Helleſpont, als er zur Unterjochung Griechenlands auszog. Auf Gottes Befehl wandelt nun die Erde Geſtalt und Beſchaffenheit; Wechſel und Vergänglichkeit ziehen ein; Thiere und Geſchöpfe, ſonſt friedlich lebend, wenden ſich in Feindſchaft wider einander. Die Harmonie des Menſchendaſeins mit dem Naturleben hört auf, wie das ungetrübte kindliche Verhältniß des Menſchen zu Gott und die Eintracht unter einander. Adam iſt im Gefühl ſeiner Schuld von Gram und Reue niedergebeugt; auf kalter Erde hingeſtreckt wünſcht er wieder in Staub verwandelt zu werden. Mit zürnenden Worten weiſt er Eva's Troſtverſuche zurück. In Adams unwilliger Strafrede ſchüttet Milton ſein eigenes Herz aus; in der Schilderung: „mit ungehemmter Thränenflut und aufgelöſtem Haare fiel Eva ihm demüthig zu Füßen und dieſe umfaſſend bat ſie um Verzeihung“ wird man an eine Scene in des Dichters eigenem Eheleben erinnert. Die Reuevollen finden endlich Troſt und Beruhigung in der Verheißung, daß die Schlange von ihrem Samen zertreten werden ſolle. Sie finden ſich in das Unabänderliche und ſuchen durch Arbeit und Gebet ihr Schickſal zu erleichtern. Der Erzengel Michael empfängt den Auftrag, die Gefallenen aus dem Paradieſe zu verjagen. Der Bote Gottes führt Adam auf den höchſten Berg im Paradies und läßt ihn in einer Viſion erſchauen, was bis zur großen Fluth geſchehen wird, die Wirkungen des Todes, der Krankheit, der Sünde, die Rettung der Gerechten in der Arche Noahs. Dann erzählt der Engel im zwölften, letzten Geſang die Schickſale der Nachkommen Abrahams, das Erſcheinen des Gottesſohnes auf Erden und die Sühnung des Sündenfalles durch deſſen Opfertod und Auferſtehung. Nachdem er noch die Entartung der päpſtlichen Kirche geſchildert, die ſich unfehlbar nennend durch Verfolgung die Menſchen zwingen will „wider Glauben und Gewiſſen“ ſich zu ihr zu bekennen, verkündet er die endliche Wieder-

kunft des Heilands in der Herrlichkeit des Himmels und gibt bei ſeinem Scheiden dem Adam die Belehrung: „Füge zur Erkenntniß der Wahrheit Selbſtverleugnung und die rechte Liebe im Thun, dann haſt du ein Paradies in dir, glücklicher als das, welches du jetzt verlaſſen mußt". — Unterdeſſen hat Eva im Schlummer gelegen, aber günſtige Träume haben ihr Gemüth beruhigt. Sie iſt bereit, dem Manne zu folgen, denn: „Mit dir gehen heißt im Paradieſe bleiben". Darauf nimmt der Engel beide an der Hand und führt ſie hinaus; ein Cherub mit flammendem Schwert wird zum Hüter der Pforte beſtellt. „So gehn ſie, Hand in Hand, langſamen Schrittes durch Eden den einſamen Pfad dahin."

Das wiedergewonnene Paradies.

Dieſer Ausgang der erſten Menſchen konnte dem gläubigen Zeitalter nicht genügen: der alte angelſächſiſche Dichter Caedmon, deſſen Bibel-Paraphraſe Milton vielfach benutzt haben ſoll, ließ doch wenigſtens auf ihrer Wanderung die ewigen Sterne als Troſt der Hoffnung über ihnen leuchten. Man hatte ein Gefühl, daß das Gedicht damit nicht ſchließen könne, daß die wiederholte Hinweiſung auf einen künftigen Erretter, den Meſſias, in einem ergänzenden zweiten Theil ausgeführt werden ſollte. Es wird erzählt, Ellwood habe den Dichter gefragt: Soll es denn bei dem Verluſte des Paradieſes bleiben? wann zeigſt Du uns das wiedergewonnene? Milton erkannte die Richtigkeit der Bemerkung: drei Jahre ſpäter erfolgte die Ergänzung in vier Geſängen, das Paradise regained, ein epiſch-didaktiſches Gedicht, auf das er ſelbſt den größten Werth legte, das aber die Nachwelt minder hoch anſchlug. Wie das verlorne Paradies den Fall in der Verſuchung und den Ungehorſam der erſten Menſchen mit ſeinen Folgen zeigte, ſo ſollte das „Wiedergefundene" in Chriſtus, dem zweiten Adam, den völligen Gehorſam und die unverletzte Treue in der Verſuchung darſtellen; und wie in jenem das Alte Teſtament zur Grundlage und Quelle des Inhalts gemacht wird, ſo in dieſem die Evangelien des neuen, mit einer noch größeren Anwendung gelehrten Wiſſens. Auch in Form und Versmaaß, dem reimloſen Jambus, wie in Entwurf und Anlage bilden beide Gedichte ein zuſammenhängendes Ganze, nur daß bei dem zweiten eine Abnahme der poetiſchen Kraft ſich kund gibt und die düſtere Lebensanſchauung in noch ſtärkerer Färbung vorgetragen wird. „Die Befreiung des Menſchengeſchlechts aus göttlicher Liebe tritt ganz zurück vor dem einzigen Zweck, das Böſe in der Welt, ja dieſe ſelber mit aller ihrer Sinnenluſt als heillos zu verwerfen."

Satan, der im erſten Gedichte als Sieger hervorging, erleidet im zweiten eine ſchmähliche Niederlage. Als Jeſus von Johannes im Jordan getauft wird, erkennt der Fürſt der Finſterniß in ihm den verheißenen Samen des Weibes, beſtimmt die Macht der Hölle zu brechen. Er verkündet ſeinen dämoniſchen Gefährten, die er zu einer Verſammlung beruft, ſeine Abſicht auch gegen dieſen ſeine Verführungskunſt zu erproben. Als Jeſus in der Wüſte weilt, in Selbſtgeſprächen ſein vergangenes Leben und ſeinen Erlöſungsplan überdenkend, nähert ſich Satan in Geſtalt eines alten Landmannes und richtet ſeine argliſtigen Angriffe gegen ihn, wobei die in den evangeliſchen Geſchichten enthaltenen Erzählungen in kunſtreiche Geſprächsform gebracht ſind. Bei den weiteren Verſuchungen, die alle an dem feſten Sinne des Meſſias ſcheitern, wird eine große Gelehrſamkeit und Beleſenheit entfaltet, um den Verſucher aus den Beiſpielen der alten Geſchichte und Sage zu belehren, wie nichtig und ſchaal die Güter der Erde, Reichthum, Ruhm, Macht und Ehre und alle Größe und Herrlichkeit der Welt ſeien, im Vergleich zu der frommen und religiöſen Ergebenheit eines Hiob. Es ſind rhetoriſche Disputationen, in welchen das Für und Wider in weitläufigen Ausführungen verhandelt wird. Im vierten Geſang zeigt Satan dem Heiland Rom, als Inbegriff aller Reiche der Welt; zu dem walle er ihm verhelfen, wenn er vor ihm niederfalle und ihn anbete; Jeſus aber weiſt auf die Laſterhaftigkeit und Verderbniß der Weltſtadt hin und gibt ihm zu verſtehen, daß ſein Reich von ganz anderer Art ſei. Nicht

glücklicher läuft der Versuch ab, den Sohn der Maria, der schon als zwölfjähriger Knabe im Tempel Zeichen von großer Einsicht und Wißbegierde gegeben, durch den Hinweis auf Athen, auf griechische Weisheit und Kunst zu verlocken. Jesus weist die Kehrseite nach: die Hohlheit der vermeintlichen Erkenntniß, die Dünkelhaftigkeit und Selbstvergötterung der Philosophen, neben der großen Unwissenheit mit Allem was zu Gott und zur Seligkeit führt. Wie leer, eitel, weltlich sei doch die griechische Poesie und Beredsamkeit gegenüber den heiligen Gesängen Davids und den Verkündigungen der Propheten! Eben so fruchtlos ist der Versuch, Jesum durch die empörten Naturkräfte zu schrecken und die letzte Versuchung auf der Zinne des Tempels. Zurückgewiesen in allen seinen Listen und Tücken, überwunden von dem Messias, wie Antäus von Jovis Sohn, stürmte Satan der Hölle zu, wie sich die Sphinx von Theben, nachdem ihr Räthsel gelöst war, in den Abgrund stürzte. Engelschaaren erscheinen, tragen auf ihren Schwingen den Gottessohn in ein blumiges Thal und dienen ihm; sie feiern seinen Triumph mit einem Siegeslied und rufen ihm zu: „Beginne nun dein großes Werk, des Menschengeschlechts Erlösung"; er aber kehrt heim in seiner Mutter Haus.

Damit endigt das Paradise regained; daß es in seiner dermaligen Gestalt nur ein Bruchstück sei, dessen Vollendung der Dichter beabsichtigte aber nicht ausführte, ist behauptet worden, kann jedoch nicht bewiesen werden. In dem rednerischen Wettkampfe mit gelehrtem Apparate, wie er hier dargeboten wird, ist die Erfüllung des im Verlornen Paradiese in Aussicht gestellten Gedankens der Erlösung nimmermehr zu erkennen. Milton hat die eigentliche Aufgabe des wiedergewonnenen Paradieses, den Sieg des auferstandenen Heilandes und die Gründung des Reiches Gottes nicht gelöst. Dies blieb einem deutschen Dichter vorbehalten. In einem milder gestimmten, für Humanität und Weltbürgerthum begeisterten Zeitalter hat Klopstock die Versöhnung Gottes durch den Opfertod des Messias besungen. An die Stelle des zürnenden Jehova war mittlerweile die Vorstellung eines Gottes der Gnade getreten.

Samson Agonistes.

Auch die letzte poetische Arbeit Miltons „Samson Agonistes", mehr ein Hymnus in dialogischer Form als ein dramatisches Gedicht, hat einen biblischen Stoff mit Beziehungen auf das eigene Schicksal des Dichters zur Grundlage. Wehrlos und seiner Augen beraubt beklagt Simson vor den Landsleuten sein unglückliches Dasein. Von den Philistern zu ihrem Opferfest gezogen, führt er die Katastrophe herbei, die ihm nebst den götzendienerischen Feinden den Untergang bereitet. Wer kann sich der Ansicht verschließen, daß Milton bei dem auserwählten Gottesstreiter und seinem tragischen Geschick an sich selbst gedacht habe? Im bittern Gefühl über das entartete Geschlecht, über das erloschene Augenlicht, über die Falschheit der Weiber, sieht der Dichter nur einen Ausgang in dem allgemeinen Einsturz und in der Rache Gottes. Die Tragödie, in antiker Form mit Chorgesängen, wurde in der Folge von dem deutschen Tonkünstler Händel zu seinem unsterblichen Oratorium verwendet. — Bis an sein Lebensende bewahrte Milton die geistige Kraft und Thätigkeit. Daß er für sein Verlornes Paradies nur zweimal fünf Pfund von dem Buchhändler erhielt, daß die reactionäre Censur dem republikanischen Dichter scharf zu Leibe ging, hat ihn vom Schaffen nicht zurückzuhalten vermocht. In seinem Lehnstuhle sitzend ließ er lesen und schreiben; das Orgelspiel, das er von jeher geliebt, ward auch jetzt noch fortgesetzt; am Abend empfing er den Besuch der wenigen Freunde, die ihm treu geblieben, bei der Pfeife und einem Glase Wasser. Auch von dem schönen, zarten Antlitz, das ihm einst bei den Jugendfreunden den Beinamen „Lady" eingetragen, waren noch nicht alle Spuren verschwunden und die hohe aufrechte Gestalt mit dem langen hellen Lockenhaar trotzte lange den Wirkungen des Alters. Schmerzlos und ruhig ist er am 8. November 1674 entschlafen. „Was Milton im dreiundzwanzigsten Jahre gelobt, in den Augen seines „großen Werkmeisters"

treu befunden zu werden, das blieb ſein Vorſatz bis zum letzten Athemzug. Er allein hat das Puritanerthum auf alle Zeiten geadelt. Die Freiheit, die doch zwiſchen den Klippen königlichen und kirchlichen Zwanges wie des rohen Fanatismus demagogiſcher Schwarmgeiſter das Ziel der ungeheuren Bewegung war, hat er wie ein Herold hinausgerufen; und ſie klingt wiedee in den Stimmen allee Völker, welche die dem Gewiſſen und der Geſellſchaft angelegten Feſſeln abſtreifen."

Puritanismus und Satire.

Es liegt in der menſchlichen Natur, daß jede Einſeitigkeit, wenn auch großartig und gewaltig in ihrem Auftreten, Widerſpruch und Oppoſition hervorruft, daß dem feierlichen Ernſt die Kehrſeite, Ironie und Verſpottung gegenübertritt, daß das tragiſche Pathos in der Komik und Satire eine Abſchwächung erleidet. Das wirkliche Leben findet nur Beſtand und Dauer in einem Gleichgewicht der Kräfte, jedes Extrem erzeugt den Gegenſatz als Correctiv. Wir haben in der obigen Darſtellung geſehen, wie viele ſchwache und angreifbare Seiten das puritaniſche Sektenweſen dem nüchternen Beſchauer darbot. So hoch man auch den ſtandhaften Muth in Bekämpfung des royaliſtiſchen Abſolutismus und des biſchöflichen Hochkiechenthums anerkennen mochte, ſo barg doch der geſteigerte Puritanismus ſo viele ungeſunde, ſtarre und verkehrte Elemente in ſeinem Schooß, ſo war doch das ganze Auftreten dee „Heiligen", der „Cant" mit bibliſchen Redensarten in der Predigt wie im Geſpräch, die zur Schau getragene Gottſeligkeit, die Wiederbelebung altteſtamentlicher Vorſtellungen, Gleichniſſe, Gebräuche, die fremdartige religiöſe Uebertreibung in Reden und Thun ſo auffallend, ſo barock und abſonderlich, daß ſie zum Spott, zur Ironie, zur Perſiflage herausfordern mußten.

Sam. Butler 1612—1680.

So faßte denn im Gegenſatz zu dee düſtern puritaniſchen Weltanſchauung, die in Milton's Dichtungen den Grundton bildet, ſein Zeitgenoſſe Samuel Butler die lächerlichen Seiten ins Auge, indem er in Form einee komiſchen Epopoe unter dem puritaniſchen Ritter „Hudibras" dem Titelhelden ſeines Gedichts das Thun und Treiben der Rundköpfe ſatiriſch darſtellte und verſpottete. Die Hauptzüge ſcheint er einem presbyterianiſchen Squire oder Landedelmann aus Cromwell's Reiterſchaar entnommen zu haben, in deſſen Haus dee Dichter mehrere Jahre ais Erzieher gelebt hatte. In drei Bücher getheilt, jedes zu drei Geſängen, ſchildert das Gedicht in leichten trochäiſchen Verſen mit Reim und in volksthümlicher Sprache eine Reihe von Scenen voll derber Witze, komiſchee Situationen, gemeiner oft cyniſcher Ausdrücke und Anſpielungen, worin die Kämpfe der Parlamentarier gegen die Cavaliere in einem karikaturartigen Zerrbild dargeſtellt ſind. Mit dem neunten Geſange bricht das Gedicht, bei dem die ſatiriſche Tendenz den epiſchen Plan und die künſtleriſche Anlage weit übeewiegt, unvollendet ab. Vielleicht hat dee Undank dee Cavaliere und Biſchöflichen, die zwar das Gedicht mit großem Beifall begrüßten, abee den Dichtee ſehr mäßig lohnten, dieſem die Arbeit verleidet. Selbſt König Karl II., dem die Parodie ſo wohl gefiel, daß er ganze Verſe aus dem Gedächtniß herzuſagen vermochte, hat ſich in ſeiner Erkenntlichkeit nicht höher als zu einem Geſchenk von 300 Pfund verſtiegen, daher Butler in drückender Noth aus dem Leben geſchieden iſt. Unverkennbae ſchwebte dem Dichter des Hudibras dee Don Quixote von Cervantes vor Augen; abee er wußte ſich weder zu der tiefſinnigen Idee noch zu der kunſtreichen Ausführung des ſpaniſchen Meiſters zu erheben. Er hat von jenem unſterblichen Weeke (XI, 265 ff.) nur die äußere Anordnung ſich angeeignet. Wie der Junkee von La Mancha und ſein Stallknecht Sancho Panſa auf Abenteuer ins Feld ziehen, ſo zieht auch Ritter Hudibras, „der ſein ſteifes Knie noch nie gebeugt", in Wehr und Kleidung wunderlich ausſtaffirt, in geiſtlichem Wiſſen und in der theologiſchen Phraſeologie der Zeit wohl geübt, auf einem blinden odee halbblinden Roß zum heiligen Kampfe aus widee Prälatenthum und Royalismus, begleitet von ſeinem Knappen Ralf, einem Indepenbenten, der ſeinem Herrn in dee äußern Erſcheinung wie

an Gottesgelehrtheit und religiöser Erkenntniß gleich ist, ja denselben noch übertrifft, erleuchtet durch sein „inwendig Licht". „Ihr Anzug, Waffen, Witz und Muth paßt alles unter einen Hut." Herr wie Knecht sind gemeine, feige, eigensüchtige und heuchlerische Figuren, denen der Dichter alle Laster, Thorheiten, Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten beilegt, welche die Kavaliere den Rundköpfen schuldgaben. In allen Kämpfen mit Hieben und Schlägen reichlich bedeckt, mit Hohn und Schmach heimgeschickt, brüsten sie sich dennoch mit ihren Heldenthaten. Mit der Selbstgefälligkeit eines orthodoxen Presbyterianers führt Hudibras alles was ihm widerfährt auf die Vorsehung Gottes zurück; alle gemeinen Zwecke und Absichten weiß er mit sophistischer Apologetik in einen Heiligenschein zu hüllen und mit den Schlagwörtern und Argumenten der „Gottseligen" zu rechtfertigen. Nicht ohne Witz und kunstvolle Behandlung in einzelnen Schilderungen, erregt das Gedicht doch häufig ein widriges Gefühl durch das Gefallen am Niedrigen und Gemeinen. Man wandelt über Sumpfpflanzen ohne Sonnenlicht und blauen Himmel. Die Figuren sind aller Idealität entkleidet. Man wird durch die Höhle des Lasters und der Cynik in das offene Feld von Prügeln und Hieben geführt.

Der Hudibras.

Hudibras will eine Volksbelustigung, eine Bärenhetze, nicht dulden, weil sie ein Spiel des Antichrists sei und in der Heil. Schrift nicht erwähnt. Ralf ist damit einverstanden, meint aber, die Synoden und Presbyterien seien nicht minder schriftwidrig und antichristlich als der Bären- und Hundekampf. Ehe der Kampf mit dem Bärenführer und seinen Genossen, dem Metzger und Fiedler beginnt, hält Hudibras eine Mahn- und Strafrede an die zum Zuschauen herbeigelaufenen Volkshaufen: Wie kann da die Reformation gedeihen, wenn man Bärenhetzen duldet? Hat man darum die Nation aufgeboten, Kirche und Staat zu reformiren, also daß die Klempner nicht mehr ausrufen: „Kesselflicker", sondern: „Verbessert die Kirche!" daß die Händler nicht mehr schreien: „Besen und alte Schuh", sondern: „Fegt's Parlament und schafft uns Ruh!" die Verkäufer, statt nach alten Kleidern zu fragen, die Worte hören lassen: „Weg mit Chorhemd und Liturgie!" daß der Mausfallkrämer auf den „bösen Rath" schmäht, das Volk drohend fordert: „den Covenant beschworen"! Hat man darum für die „große Sache" in patriotischer Begeisterung Krug, Nachttopf und Pokal, darum Becher, Flasche und Teller oder Haarnadel, Löffel und Fingerhut dargebracht, daß ihr dem Bären und Hund nachzieht, wie einst Juda vor dem goldenen Kalbe niederfiel? Bei der Schilderung des Kampfes, in welchem Hudibras von der Keule des Schlächters Talgol getroffen, von seinem sich bäumenden Roß auf den Bären fällt, der lahme Fiedler von Ralf zum Gefangenen gemacht und in den hölzernen Dorfthurm geführt wird, verfällt der Dichter in seiner Komik nicht selten ins Unfläthige, Cynische und Groteske. Die Geige des übermannten Fiedlers wird confiscirt; denn den Gottseligen gebührt alles Eigenthum, das ihnen mit Unrecht die Weltleute vorenthalten. Während Hudibras sich der frohen Betrachtung hingibt, wie man ihn ob seines Sieges in der Synode und auf der Kanzel feiern werde; sammeln sich die Feinde wieder zur Rache. Und nun geht es wie es im Volkslied heißt: „was ein Tag oder Monat oder Jahr an Freuden gebracht, kann eine Stunde zerstören". Trulla, eine zweite Jeanne d'Arc, verbindet sich mit dem Schuhflicker Cerdon und dem Bauernknecht Kolon und beginnt, nachdem sie den flüchtigen Bär vor den Prügeln des Pöbels gerettet und „auf einer schattigen Wiese am kühlen murmelnden Bache" geborgen, den Kampf aufs Neue. Und nun wird Hudibras, als er in süßen Träumen sich vormalt, welche Huld und Gunst ihm seine Thaten bei der fernen Dame seines Herzens einbringen werden, von der trutzigen Maid überwunden und muß, seines Wams und Panzerrocks beraubt und mit einem Weiberrock angethan, in denselben Thurm wandern, wo er vorher den Fiedler eingeschlossen, während dieser im Triumph befreit wird. Dorthin wird auch Ralf geführt, den der Bärenhüter zu Fall gebracht. Der Ritter vertreibt sich die Melancholie mit philosophischen Betrachtungen: er findet, daß die passive Tugend höher anzuschlagen sei als die aktive. Als aber der Stall-

knecht wieder auf ſeinen Satz zurückkommt, daß Synoden und Presbyterien mit Bärenhetzen in eine Klaſſe zu ſetzen ſeien, als er behauptet, die Synode ſei die Baſtardtochter der Inquiſition, am Klang von Naſe und Mund höre ſie, ob einer innerlich geſund ſei und ohne Sünde, als er Presbyterei eine republikaniſche Päpſtelei nennt, da entbrennt des Ritters orthodoxer Zoen: er beweiſt dem Knecht nach den Regeln der Logik, daß Synoden keine Bärenhetzen ſeien, daß das innere Licht jenen nicht recht erleuchte. Als die geflügelte Fama die Kunde von dem Schickſale des Hudibras in das Schloß der geſtrengen Wittwe trug, welcher der Ritter ſein Herz zugewendet hatte, machte ſie ſich ſofort auf, um den Gefangenen zu befreien. Seine Liebesbetheuerungen vermögen ihr keine Gegenliebe einzuflößen; ſie verlangt eine ſchwerere Probe; er ſoll ſich ſtäupen laſſen; der Stäupenſchlag ſei der einzige Weg zum Tempel der Ehre, der Tugend Lehrmeiſter. Wie ſollte nicht das Auspeitſchen, wenn es mit Takt und Grazie geſchieht, das Herz eines Weibes rühren? Iſt ja doch vor Kurzem ein Lord von ſeiner eigenen Gemahlin am Bettgeſtell nackt mit Ruthen gezüchtigt worden, weil er zu der königlichen Partei neigte, worauf das Parlament der Dame wegen ihres patriotiſchen Heroismus einen öffentlichen Dank votirte! Hudibras verſpricht mit Wort und Eidſchwur, ſich dem Verlangen der Wittwe zu fügen. Aber am nächſten Morgen kommen ihm Bedenken. Er überlegt den Fall mit Ralf und dieſer beweiſt ihm, daß Eidbruch eine viel geringere Sünde ſei, als ſich zur Buße und Beſſerung den Leib mit Ruthen zu ſtreichen. Letzteres ſtehe nur dem ſündigen Menſchen zu; die Frommen und Heiligen aber, wozu ſie beide gehörten, dürften ſich ſo heidniſchem Gebrauche und Kaſteien nicht unterwerfen. Wortbruch dagegen ſei ſo gewöhnlich geworden, daß er für erlaubt und geboten anzuſehen ſei. Hat denn nicht „die Sache“ mit Meineid angefangen? Hat nicht das Parlament zuerſt den Eid, dann den Frieden gebrochen? Haben nicht die Offiziere ihr Patent im Namen des Königs erhalten und doch wider ihn gekämpft? Iſt nicht League und Covenant zuerſt beſchworen, dann widerrufen worden? Hat nicht Cromwell bewieſen, daß Wort und Schwur nur Wind und Lippenbewegung ſei. Eid und Geſetze, beweiſt Ralf ſeener, ſind nicht erfunden, Fromme und Heilige zu binden, ſondeen nur arge Sünder. Der Fromme ſei als ein Peer des Himmelreichs zu betrachten, zu deſſen Privilegien es gehöre, nur bei ſeiner Ehre zu ſchwören. Die Quäker, die wie die Lateenen ihr Licht inwendig tragen, verwerfen den Eid, weil ſie nicht begreifen, was einem freigeboenen Gewiſſen zuſteht. Jede Sünde rühre vom Teufel her, der die Menſchen in Verſuchung führe; auch die Wittwe möge wohl zu den böſen Geiſtern gerechnet werden. Dem Ritter Hudibras leuchtet das Raiſonnement ſeines Stallknechts ein; er meint auch, wer einen Eid auferlegt, der keinen Nutzen ſchafft, ſei ſchlimmer als wer ihn bricht; auch er iſt der Anſicht, daß das Gewiſſen wie jeder andere Richter zuweilen Ferien habe. Nur über einen Punkt kommt er nicht hinaus: er fürchtet ſeine Ritterehre möchte darunter leiden. Er fragt Ralf, ob er nicht einen andern an ſeiner Stelle ſtäupen laſſen könne? Der Stallknecht bejaht dies, es laſſe ſich beweiſen, daß ein Sündee des Frommen Platz im Leiden vertreten könne, und nichts wirke ſo ſympathiſch wie das Stäupen. Nun muthet Hudibras ſeinem Knappen zu, er möge ſich von ihm ſelbſt auspeitſchen laſſen; dieſer beweiſt, daß bei ſolchen Prinzipienfragen Niemand ſich ſelbſt im Auge habe; hat doch nicht einmal bei der Selbſtverleugnungsakte der Antragſteller an ſich gedacht! Auch der Beweggrund: Ralf würde, wenn er ſeinem Herrn durch einige Peitſchenhiebe zu einer reichen Heirath verhelfe, der großen Sache dienen, indem Hudibras das Vermögen zum Nutzen der Kirche verwenden würde, macht auf dieſen keinen Eindruck. Beide gerathen in heftigen Wortſtreit, wobei der Independent dem Presbyterianer höhnend vorhält, daß ſeine Glaubensverwandten die Synodrabbinen mit langen Bärten und weiſen Mienen gebraucht und dann im Stich gelaſſen hätten. Schon wollen ſie einander thätlich angreifen, als ein großer Lärm und Volksaufzug mit Pfeifen und Dudelſäcken ihre Aufmerkſamkeit auf andere Dinge lenkt. Wiederum iſt es ein alter Volksbrauch, der den Eifer der Puritaner reizt: Eine wunderliche Cavalcade, wobei eine Amazone einen überwundenen Krieger, der im Unterrock mit Spindel und Rocken verſehen hinter ihr reitet, mit Schlägen

zur Arbeit antreibt, eine Parodie der Weiberherrſchaft über die Männer. Auch dieſem heidniſchen Gebrauch will Hudibras ein Ende machen; aber von dem Volkshaufen mit faulen Eiern angefallen, zieht er ſich mit Ralf vor den „giftigen Geſchaffen“ zurück. — Nun möchte gern Hudibras wiſſen, ob ihm trotz ſeines Wortbruchs das Glück günſtig ſei und er die Wittwe mit ihrem Landgut erwerben werde. Er wendet ſich daher an einen Aſtrologen und Schwarzkünſtler, der aus den Sternen die kommenden Dinge vorausſagt. Dieſer gehört zu der Sekte der Roſenkreuzer, die den nahen Untergang der Welt und das Jüngſte Gericht berechnen und verkünden. Sie unterhalten ſich ſo eifrig über die Kunſt der Aſtrologie, daß ſie zuletzt in Streit gerathen und Hudibras den Roſenkreuzer niederſchlägt und ausplündert. Nun fürchtet der Ritter, von dem „Fürſten der Finſterniß auf Erden“, dem Polizeihauptmann gefaßt zu werden, und entflieht, ſeinen Knappen als Bürgen zurücklaſſend und ſich dabei an der Ausſicht erfreuend, daß der independentiſche Diener, der ſo oft auf Synoden, Covenant und Zehnten geſchmäht und ſich nicht für ihn habe ſtäupen laſſen wollen, nun durch die Gerichte ſeinen Lohn erhalten werde. Er beſchließt, ſich nun zu der Wittwe zu begeben, ihr ſeinen neuen Sieg zu verkünden und ihr vorzulügen, daß er ſich der auferlegten Liebesprobe der Geißelung unterzogen. Dann müſſe ſie ihm Hand und Gut reichen. Aber Ralf, der gleichfalls auf den Gedanken gekommen war, ſich durch die Flucht ſeinem Herrn und dem Gericht zu entziehen, war bereits bei der Wittwe angelangt und hatte ihr von Allem Kunde gegeben, zugleich ſelbſt als Freier auftretend. Das lange Zwiegeſpräch zwiſchen dem prahleriſchen wortbrüchigen Hudibras und der weltklugen Wittwe über Freien, Heirathen und Eheſtand endigt mit einem tumultuariſchen Ueberfall. Der feige Ritter, in der Meinung, der Zauberer ſei mit böſen Geiſtern und Furien eingebrochen, um ihn zu züchtigen, ergreift in der Todesangſt die Flucht, wird aber in der Dunkelheit erwiſcht und mit Stößen und Prügeln ſo in Schrecken geſetzt, daß er ein volles Sündenbekenntniß ſeiner Partei ablegt: er und ſeine Genoſſen ſeien Egoiſten, Heuchler, Pfründen- und Stellenjäger; das Verderbniß der Zeit rühre von der Lehre her, daß Heilige, die im Gnadenſtand wären, ſich um Tugend, Sittlichkeit und Gewiſſen nicht zu kümmern brauchten. — Im vorletzten Geſang unterbricht der Dichter den Gang der Erzählung, um eine Epiſode über die Sekten und ihre Führer einzuſchalten. Nach Art einer Genealogie ſtellt er dar, wie aus der Ehe des Covenants und der „guten alten Sache“ allmählich ein Schwarm von „Wiedergeboenen“ hervorgegangen wie Inſekten aus dem Aas. Gleich Hunden, die um ein Bein ſich herumbeißen, hätte jede Partei das Kirchen- und Krongut als eine Gabe der Vorſehung an ſich geriſſen und bei den Streitigkeiten über den Raub den Schutz der Geſetze angerufen, die ſie doch vorher geſchändet, behauptend die andern ſeien aus der Gnade gefallen und hätten das Recht der Heiligen auf die Güter der Erde verwirkt. Wie beim Babyloniſchen Thurmbau hätten ſie ſich mit Zungendreſchen wider einander verſucht, bis Geſetz und Recht zu Boden gelegen, Kirche und Staat zu Grunde gegangen. Den Königlichen, deren Treue nie wankend geworden, die weder Ketten noch Verbannung, weder Aechtung noch Confiscation vom Rechte abzuwenden vermocht, ſei endlich der Sieg gelungen, nachdem Cromwell im Sturmwind dahingefahren, und das Regiment der Heiligen, wie einſt die Münſterſche Schwärmerei in eine allgemeine Confuſion, in einen Hexenſabbat gerathen. In einer Reihe von Reden, worin die „Quackſalber des Staats“ angeben, durch welche Mittel ſie ſich der Herrſchaft bemächtigt und auf welche Weiſe ſie ſich in derſelben zu behaupten gedächten, wird das ganze egoiſtiſche, heuchleriſche, unſittliche Treiben der Presbyterianer und Independenten, der Schwärmer und Fanatiker vorgeführt, unter der Form ironiſcher Selbſtverherrlichung und Selbſtbekenntniſſe, ein carikirtes Laſterbild von ihren unheiligen Zwecken und Thaten bei äußerer Scheinheiligkeit entworfen. Schonungslos wird in dieſen Reden voll perſönlicher Satire die Maske von den Heiligen-Angeſichtern herabgeriſſen und die häßlichen Züge der Mißgeſtalt, verzerrt durch royaliſtiſche Galle, in der ganzen Blöße dargeſtellt. Das Gezänk wird durch Lärm in der Ferne unterbrochen. Ein College ſtürzt in die Verſammlung und erzählt ganz außer Athem, daß der Pöbel bei Temple-Bar die Mitglieder des Rumpfparlaments im Bilde als Hintertheile von

Ferkeln und Gänſen verbrenne. Einer der Anweſenden verſucht es, den allegoriſchen Sinn dieſes hieroglyphiſchen Spiels, das Papiſten und Jeſuiten ins Werk geſetzt hätten, zu deuten: als der tumultuirende Volkshaufen eindringt und die Verſammelten zu wilder verwirrter Flucht treibt. Im neunten Geſang beweiſt Ralf ſeinem ſcheltenden und polternden Herrn, daß es vortheilhaft und recht ſei, vor dem Feind die Flucht zu ergreifen und dann doch mit ſeinen Siegen zu pochen, und gibt ihm den Rath, ſeine Dame, deren Liebe er umſonſt durch ſeine Heldenthaten zu gewinnen geſucht, vor Gericht zu verklagen. Die Juriſten wie die Schweizer dieneten Jedem, der ſie bezahle. Dem Ritter leuchtet der Rath ein, denn Tapferkeit und Heldenthat beſtehe jetzt in Kriegsliſt und Verrath. Er wendet ſich an einen alten „Rabuliſten und Friedensrichter", der unter jedem Regiment das Recht nach ſeinem Vortheil gehandhabt. Der feine Biedermann ermuntert ihn in dem Vorhaben: durch Meineid, falſche Zeugen, Schriftverfälſchung ſei es leicht die Dame zu zwingen, ihm Hand und Gütchen zu geben oder ſie an den Galgen zu bringen. Hudibras will jedoch zuerſt noch einen Verſuch machen, ihr Herz durch Liebesbriefe zu erweichen. Mit den beiden Schreiben, dem Liebes- und Freiersbrief des Ritters und dem Abſagebrief der Dame, den gelungenſten Partien des Gedichts, ſchließt das komiſch-ſatiriſche Epos „Hudibras" dem man, wie einſt Goethe dem erſten Theil des Fauſt, hätte beifügen können: Iſt fortzuſetzen.

C. Die pyrenäiſche und die apenniniſche Halbinſel.

Geſchichts-Literatur. Die in Bd. XI, p. 82 f. enthaltenen bibliographiſchen Angaben umfaſſen auch zum Theil die folgende Periode. Beizufügen ſind noch: Zanetornato (Venet. Geſandter bei Phil. IV) Relatione succinta de Governo della Corte di Spagna 1672. — Assarino delle revolutioni di Catalogna. Genov. 1644. — Mignet, négotiations et mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne (in collection des documents inédits sur l'hist. de Fr.) Par. 1835 ff. — M. Ch. Weiss, L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avénement des Bourbons. Bruxelles 1845. 2 voll. 8. und das ſchon angeführte deutſche Buch von Havemann über denſelben Zeitraum. — G. Hippeau, Avénement des Bourbons an trône d'Espagne, corresp. inéd. du marquis d'Harcourt cet. Paris 1875. 2 voll. — Auch konnte Einſicht genommen werden von einer hiſtoriſchen Arbeit über die letzte Zeit der Habsburger Herrſchaft in Spanien, die demnächſt im Druck erſcheinen wird, nämlich von der Vorgeſchichte des ſpan. Erbfolgekriegs durch Dr. Gaedeke an der Heidelb. Univerſität. — Ueber Portugal, außer dem IX, 411 angeführten Werk v. H. Schäfer: J. B. Birago, Istoria della disunione de Reyno di Portogallo e della Corona di Castiglia Lugd. 1644 und Amst. 1647. — L. de Menezes, historia de Portugal restaurado Lisb. 1751—59. 4. Voll. 4. — Passarelli, bellum Lusitanum Lugd. 1684. fol. — hist. du détrônement d'Alphonse VI. roi de Port. contenue dans les lettres de Rob. Southwel etc. Par. 1742. — Relation de la Cour de Port. sous D. Pedro II. cet. Amst. 1702. und die Manographie von René Auber de Vertot, histoire des révolutions de Portugal. Par. 1806. — Zu der Angabe Bd. VIII, 318 f. über die Geſchichte von Italien, wovon hauptſächlich die Annalen von Muratori und das Werk von Giannone auch für die gegenwärtige Periode in Betracht kommen, iſt noch beizufügen: über die Revolution in Neapel: die Schriften von Liponari (Relations delle rivolutioni popolari in Napoli. (Pad. 1648.), von Giraffi (1648) von Agost. Nicolai (Amst. 1660.) — Gir. Brussoni, della historia d'Italia libri 46. Tor.

1680. 4. — A. v. Reumont, Geſch. Toscanas ſeit dem Ende des Florent. Freiſtaats. 1. Bd.: die Medici von 1530—1737. Gotha 1876. — Ueber das Osmaniſche Reich: die Bd. VIII, p. 620 aufgeführten Hauptwerke von Hammer und Zinkeiſen; und zum Krieg von Candia das 33. Buch in der histoire de la république de Venise par P. Daru (VIII. 319)

I. Spanien und Portugal im ſiebenzehnten Jahrhundert.

1. Das ſpaniſche Reich unter König Philipp IV.

Zuſtände Spaniens unter Philipp IV. und Olivarez

Wir haben die Zuſtände Spaniens unter König Philipp III. im vorigen Bande kennen gelernt (XI, 246 ff.): Von dem glänzenden Reiche, in welchem die Sonnr nie unterging, waren nur die morſchen Formen geblieben, der Lebensquell war vertrocknet. Ein in Armuth, Schmutz und Trägheit verſunkenes Volk, das Handel, Induſtrie und Verkehr Fremdlingen überläßt und ſeine geiſtige Bildung dem ſtets zunehmenden Beichter- und Mönchſtand anheimgibt; ein fanatiſcher Klerus, der an dee verfolgungsſüchtigen Inquiſition und den erbarmungsloſen Ketzergerichten feſthält, und ſoeben die Vertreibung der Moriſkos erwirkt hat; ein hochmüthiger Adel und ein unter dem Banne einer ſtarren und ſteifen Etikette ſich mühſam fortbewegender Hof, das ſind die Erſcheinungen, die uns bei dem Tode des dritten Philipp entgegentreten und die mit neuen Uebeln vermehrt unter ſeinem Sohn und Nachfolger gleichen Namens unverändert fortbeſtehen. Es iſt bereits erwähnt worden, daß der Thronwechſel zugleich einen andern Günſtling an die Spitze des öffentlichen Lebens brachte: wie Richelieu unter Ludwig XIII., wie Buckingham unter den beiden Stuartſchen Königen der äußern und inneren Regierung ihre Richtung gaben, ſo lag in Spanien unter dem genußſüchtigen arbeitſcheuen Philipp IV. Alles in der Hand des Grafen von Olivarez. Don Gasparo de Guzman, der Sproſſe einer alten aber herabgekommenen Adelsfamilie, war am 6. Jan. 1587 in Rom geboren, wo ſein Vater als ſpaniſcher Geſandter bei dem päpſtlichen Stuhle ſich aufhielt. Mit Kenntniſſen wohl ausgerüſtet und im Verkehr mit der vornehmen Welt in den geſellſchaftlichen Umgangsformen der Zeit herangebildet, gewann ſich der ehrgeizige Edelmann die Gunſt des jungen Monarchen, der bei ſeiner Thronbeſteigung erſt ſechzehn Jahre zählte, in ſolchem Grade, daß er zum Herzog von San-Lucar und zum Vorſitzenden des Miniſterraths emporſtieg und zweiundzwanzig Jahre lang König und Reich unumſchränkt beherrſchte. Der junge Fürſt, deſſen Neigung für Liebſchaften und ſinnliche Genüſſe, für glänzendes Hofleben, für Theater und Unterhaltungskünſte der gewandte Höfling zu befriedigen verſtand, überließ demſelben gerne die Laſt der Staatsgeſchäfte, um deſto ungeſtörter ſich den geſellſchaftlichen Freuden und Genüſſen und ſeiner Leidenſchaft für Pracht und Hofceremoniel hingeben zu können. Olivarez beſaß nicht die Leichtfertigkeit, Eitelkeit und Frivolität Buckinghams, deſſen ganzes Thun und Streben nur von ſelbſtſüchtigen, egoiſtiſchen Motiven geleitet war, aber auch nicht die Geiſteskraft und Energie

Richelieu's, der ſeinen König faſt wider deſſen Willen zu abſoluter Macht emporhob; wir wiſſen, daß der Graf-Herzog von der guten Abſicht durchdrungen war, die Mißbräuche und Schäden, die durch Lerma und ſeine Creaturen in das Staats- und Hofleben eingedrungen, durch zweckmäßige Reformen und durch Entfernung ungetreuer und gewiſſenloſer Beamten und Rathgeber zu beſeitigen; allein zur gründlichen Heilung der tiefwurzelnden Uebel gebrach es ihm an höherem politiſchen Verſtand, an Willenskraft und Charakterſtärke und vor Allem an Ausdauer und folgerichtigem Handeln. Ein harter, herrſchſüchtiger, eigenwilliger Mann, regellos in ſeinem ganzen Weſen und von eitler Verblendung befangen, hat Olivarez bei all ſeiner Thätigkeit und Arbeitskraft das ſpaniſche Reich auf der abſchüſſigen Bahn des Verfalls weitergeführt. Anſtatt daß er bedacht geweſen wäre, die an ſo vielen Wunden leidende ſpaniſche Nation und Monarchie durch wirthſchaftliche und adminiſtrative Reformen aus dem Zuſtande der Schwäche, des Sinkens und Verfalles emporzuheben, ſtellte er bei ſeiner auswärtigen Politik die Intereſſen der habsburgiſchen Dynaſtie, bei ſeiner inneren die Erhaltung und Befeſtigung des monarchiſchen Anſehens und Glanzes des Madrider Hofes in die erſte Linie. Wir haben in den früheren Blättern geſehen, welche Anſtrengungen dem ſpaniſchen Volke zugemuthet wurden, um durch Betheiligung an dem dreißigjährigen Kriege, durch die Feldzüge in Italien und in den Niederlanden, die Präponderanz und Machtſtellung des Habsburger Herrſcherhauſes beider Linien zu begründen oder zu bewahren. Wie in den Tagen Philipps II. ſollte die europäiſche Welt ſich eine ſpaniſch-öſterreichiſche Hegemonie gefallen laſſen, ſich vor den katholiſchen Majeſtäten in Madrid und Wien beugen. Um ſolcher Zwecke willen, um dem monarchiſchen Herrſcherbau den äußeren Schein zu erhalten, um die Welt glauben zu machen, der Flitter und das Schaumgold, womit der ſpaniſch-habsburgiſche Thron überdeckt war, ſei echtes, ſolides Metall, wurden Verwaltungskünſte und Experimente in Anwendung gebracht, welche die letzten Lebenskräfte des Staats aufzehren und verbrauchen mußten. Wir haben früher erfahren, wie ſehr das blutſaugende Syſtem drückender Abgaben und Beſteuerung den Wohlſtand, die Arbeitskraft, die Erwerbluſt der ſpaniſchen Völker knickte und lähmte; nun wurden, um die Koſten der endloſen Kriege wider die akatholiſche Welt zu beſtreiten, die meiſtens ſtatt Lorbern oder fruchtbarer Ernten nur verdorrte Kränze oder dürftige Stoppeln einbrachten, um den täuſchenden Schimmer und die Schein-Autorität einer monarchiſchen Großmacht zu retten, für die Prachtliebe und Verſchwendung des Hofes, für die Ballette, Schauſpiele und Feſtlichkeiten die nöthigen Geldmittel zu ſchaffen, neue Zölle und Auflagen eingeführt und Monopole erfunden, welche Handel und Induſtrie noch mehr belaſteten und gefährdeten, wurden Anleihen zu übermäßigen Zinsverpflichtungen abgeſchloſſen, wurden Krongüter veräußert, hohe Aemter an ſolche vergeben, die dafür reiche Geſchenke boten, wurden die Colonien ausgebeutet und das Recht der Pfründenverleihung und der Vergebung geiſtlicher Würden von

der Krone in einer Weise in Anspruch genommen und ausgeübt, daß von Seiten des päpstlichen Stuhles Einsprache erhoben ward. Aber alle diese Mittel waren unzureichend für die Bedürfnisse der Gegenwart und schädlich für die Zukunft. Es ist uns bekannt, wie wenig die Kriege wider Frankreich, wider die Niederländer und England der spanischen Nation Gewinn eintrugen, wie wenig die kleinen politischen Künste, die Intriguen und Verführungsmittel in den bürgerlichen Parteikriegen Frankreichs der Madrider Regierung Vortheil brachten; und doch glaubte Olivarez, daß der Habsburgische Name, daß die Ehre und die Rangstellung des Madrider Hofes, das dynastische Gesammtinteresse des Herrscherhauses solche Opfer rechtfertigten. Und wie erfolglos waren diese Opfer! Fast überall waren die spanischen Waffen im Nachtheil; in Italien, am Niederrhein, in den nördlichen und südlichen Grenzgebieten überwand die Politik Richelieu's die seines spanischen Zeitgenossen. Die Friedensschlüsse brachten meistens Verluste und waren nur Stillstandsverträge; zu einer aufrichtigen Pacification vermochte sich Olivarez so wenig aufzuschwingen als zu eingreifenden Reformen, welche den hereinbrechenden Ruin des Staatswesens aufgehalten hätten. „Alles ist so versunken", ruft ein Zeitgenosse aus, „daß nur die Hülfe Gottes uns erretten kann."

Absolutistische Tendenzen.

Die Früchte dieser unheilvollen Staatskunst sollte Graf Olivarez selbst noch in reichlicher Fülle einthun, ehe er vom Schauplatz seiner politischen Thätigkeit abtrat. Wir wissen, daß die Provinz Castilien als das Haupt- und Kernland der spanischen Monarchie galt, auf welchem die Lasten des Staates vorzugsweise ruhten. Castilier dienten in den Heeren und fochten die Kriege aus; die castilischen Cortes mußten die Steuern und Finanzmaßregeln bewilligen, durch welche der Aufwand für die Staats- und Hofhaltung bestritten ward. Die übrigen Königreiche und Landschaften, die im Laufe der Jahre mit dem Stammlande der Mitte zu einem Gesammtreiche vereinigt worden waren, erfreuten sich einer bessern Lage in Folge eigener Gesetze und Privilegien, die ihnen durch Staatsverträge gewährleistet waren und trotz mancher Eingriffe von Seiten früherer Gewaltherrscher in ihren Fundamentalrechten noch fortbestanden. Selbst in Aragonien wurde die alte freie Verfassung und Autonomie nur in einigen Punkten durch Philipp II. verändert und geschwächt (XI, 93); Navarra und Catalonien hatten ihre alten Landrechte, ihre Verfassung und politische Sonderstellung aus den Tagen der Väter bewahrt; und wie tiefe Schläge auch Ackerbau und Viehzucht, Industrie und Handel gerade in dem östlichen Theile der Halbinsel, in Catalonien und Valencia durch die Vertreibung der Moriskos erlitten hatten (XI, 252 ff.), immer noch konnten die Einwohner von Barcelona für die wohlhabendsten und fleißigsten Unterthanen des Königs gelten und die aus Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft zusammengesetzte Ständeversammlung Cataloniens wachte eifersüchtig über Recht und Herkommen des Landes, über Geldbewilligung und Gnadensachen, über Gerechtigkeitspflege und Gerichtswesen. Ein ständiger Ausschuß von Abgeordneten hatte dafür zu sorgen, daß auch in der Zeit, da die Cortes

nicht verſammelt waren, der Regierungsrath in Barcelona ſich in den durch Verfaſſung und Herkommen geſetzten Schranken hielt. Dieſe Sonderſtellung der öſtlichen und nördlichen Landſchaften, auf welche die Caſtilier ſchon lange mit Neid geblickt hatten, ſollte nun beſeitigt werden. Es lag im Geiſte der Zeit, daß mit allen Privilegien und Ausnahmsgeſetzen zu Gunſten monarchiſcher Einheit und Machtfülle aufgeräumt würde. Was König Karl I. und Lord Strafford in England verſuchten, was Cardinal Richelieu in Frankreich mit ſo glänzendem Erfolge durchführte, ſollte das nicht der ſpaniſche Staatsmann, der allmächtige Miniſter des größten europäiſchen Reiches, in dem Pyrenäenlande durchſetzen können? Der Nothſtand des Staates, die Unmöglichkeit dem Königreich Caſtilien noch weitere Laſten aufzubürden, die der abſoluten Königsgewalt zuſteuernde Zeitrichtung, das Beiſpiel anderer Länder, dies alles mußte den Gedanken, alle Theile des Reichs den gleichen Geſetzen und Pflichten zu unterwerfen, dem monarchiſchen Abſolutismus durch eine allgemeine Uniformität ſein volles Gepräge zu geben, rechtfertigen und begünſtigen. Richelieu's Lorbeeren raubten ſeinem ſpaniſchen Rivalen den Schlaf: Olivarez überſah die Ungleichheit der Lage. Während der franzöſiſche Staatsmann ſeine Angriffe gegen aufrühreriſche Prinzen, gegen unbotmäßige Edelleute, gegen eine politiſche Religionspartei richtete; wollte der ſpaniſche Miniſter die urkundlichen und verbrieften Rechte einiger Landſchaften, die den Zwecken und der Idee eines abſoluten monarchiſchen Staats nicht entſprachen, aus dem Wege räumen, Verwaltung, Wehrpflicht, Beſteuerung mit dem caſtiliſchen Staatsorganismus in Uebereinſtimmung ſetzen. Auf Anregung des Grafen, der von Natur barſch und zu Gewaltthätigkeiten hinneigend den Cataloniern noch aus perſönlichen Gründen ſchon ſeit Jahren
1638. grollte, legte der König ohne die Einwilligung der Stände einzuholen, eine neue Abgabe auf alle eingehenden Waaren und gebot, daß 6000 Catalonier für die Armee ausgehoben und nach Italien geſchickt würden. Vergebens ſandten die Stände eine Deputation nach Madrid, um in Erinnerung zu bringen, daß ſie nur zu Kriegsdienſten innerhalb ihrer Heimath verpflichtet ſeien und nur zu Steuern, die ſie ſelbſt ſich auferlegten, und um nachdrückliche Vorſtellungen gegen die Eingriffe in ihre Fueros zu machen: der König, dem ſeine geiſtlichen Gewiſſensräthe die beruhigende Verſicherung gaben, daß er kraft ſeines göttlichen Rechtes zu den Anordnungen befugt ſei, wies ihre Beſchwerden als unbegründet zurück. „Wer ſich", ſchrieb Olivarez an den Vicekönig in Barcelona, „durch Berufung auf die Privilegien des Landes den allgemeinen Laſten zu entziehen wagt, muß als Verräther gegen Gott, gegen König und Vaterland gezüchtigt werden". Auf ſeinen Befehl wurden die Abgeordneten gefangen gehalten.

Olivarez gegen Catalonien. 1639.

Um dieſelbe Zeit waren die Franzoſen in Rouſſillon eingerückt und hatten ſich der kleinen Feſtung Salſes bemächtigt. Einem caſtiliſchen Heere gelang es jedoch, den Feind zurückzuſchlagen und die verlornen Poſitionen wieder zu erobern. Es war aber vorauszuſehen, daß Richelieu bald einen neuen Angriff unternehmen

würde. Olivarez beſchloß daher, da die einheimiſche Miliz nicht ſtark genug für einen erfolgreichen Widerſtand ſchien, caſtilianiſche und andere ſpaniſche und fremde Truppen in die Provinz zu ſenden, welche über die Städte und Dörfer vertheilt von den Einwohnern unterhalten und verpflegt werden ſollten. Die Vertheidigung des Landes diente nur zum Vorwand, der eigentliche Zweck der Regierung war, den ſtarren unbotmäßigen Geiſt der Bevölkerung zu bändigen und mit Hülfe der Waffenmannſchaften die Anordnungen durchzuſetzen. Warum hätte man ſonſt die eingebornen Soldaten nach Italien ſenden wollen und fremdes Kriegsvolk eingelagert? Die Abſicht des Grafen blieb kein Geheimniß; die einquartierten Truppen erlaubten ſich daher Gewaltthätigkeiten aller Art gegen Bürger und Landvolk; ſie wußten, daß die Klagen und Beſchwerden bei dem Vicekönig Santa Coloma und bei den Regierungsbehörden kein Gehör finden würden. Und ſo war es auch. Als die vom Lande aufgeſtellten Amtleute und der ſtändiſche Ausſchuß Proteſt erhoben gegen die Verletzung der Rechte und in ſcharfen Worten die Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten der Truppen rügten, ließ Santa Coloma die Häupter der Unzufriedenen, darunter den Canonicus Paul Claris von Urgel, den Landtagsabgeordneten Franz Tamarit und den Rathsherrn Franz Vargas in Haft bringen.

Eine dumpfe Gährung bemächtigte ſich der Gemüther. Als im Frühjahr nach herkömmlicher Sitte viele Bauern aus dem Gebirge in die Nähe der Hauptſtadt kamen, um ſich bei den in der Umgegend wohnenden großen Gutsbeſitzern zu Feldarbeiten zu verdingen, entſtanden Raufhändel mit der Beſatzungsmannſchaft von Barcelona, welche durch die Einmiſchung von Stadtbürgern geſteigert zuletzt in einen Aufruhr übergingen. Die Gefängniſſe wurden erbrochen, die Verhafteten in Freiheit geſetzt. Einige Wochen nachher, als bei Gelegenheit des Fronleichnamsfeſtes eine zahlloſe Menge Volks aus den Dörfern nach der Stadt ſtrömte, wiederholten ſich die Auftritte in größerem Umfang. Unter wildem Geſchrei: „Es lebe der König und Catalonien, Tod der ſchlechten Regierung!“ durchzogen Haufen rauher und abgehärteter Gebirgsbewohner die Straßen von Barcelona, ermordeten mehrere caſtiliſche Offiziere und Beamten und begingen arge Frevelthaten. Weder die Vorſtellungen der Stadträthe und Landtagsabgeordneten, noch die Ermahnungen der Franciscaner, die mit Monſtranz und Kreuzbild herbeikamen, vermochten den Wüthenden Einhalt zu thun; ſie plünderten das Zeughaus und die Wohnungen einiger Beamten und bedrohten den Palaſt des Vicekönigs. Santa Coloma fürchtete für ſein Leben; mit Hülfe eines treuen Dieners erreichte er eine Barke, auf der er ſich zu retten gedachte; aber von den erbitterten Bürgern eingeholt, wurde er ermordet und ſein Leichnam geſchändet. Auch die nächſten Tage vergingen unter Gräuel und Verwüſtung; nur mit Mühe konnte die raſende Landbevölkerung zum Abzug gebracht werden.

Aufſtände 1640.

12 Mai 1640.

7. Juni.

War Olivarez ſchon vorher den Cataloniern feindſelig geſinnt, wie mußten ihn erſt dieſe Vorgänge in Harniſch bringen! An Nachgiebigkeit und Zugeſtänd-

Patriotiſche Erhebung in Barcelona.

niſſe war nun nicht mehr zu denken; die Provinz mußte entweder Buße thun und ſich unter die ſtrafende Hand des zürnenden Gewaltherrſchers beugen, oder ſie mußte das Schwert der Selbſtvertheidigung ergreifen, ſogar auf die Gefahr hin, von Caſtilien getrennt zu werden. Die Catalonier entſchloſſen ſich zum Letzteren. In Barcelona wurde ein Landesausſchuß gewählt und demſelben die höchſte Regierungsgewalt in die Hand gegeben; laut wurde erklärt, daß man die alten Grundrechte ſchirmen wolle und ſei es mit den Waffen. Dem Beiſpiele der Hauptſtadt folgten alle Landſchaften und Städte mit Ausnahme von Tortoſa und einigen feſten Orten, wo caſtilianiſche Beſatzung lag. Von den Pyrenäen bis zur Mündung des Ebro ſah man die altcataloniſchen Landesfarben prangen; man träumte von republikaniſcher Unabhängigkeit.

Anſchluß an Frankreich 1640—42.

Wie tief auch immer der Haß gegen die caſtiliſche Zwingherrſchaft und den Deſpotismus des Grafen Olivarez in den Herzen der Catalonier wurzeln mochte; ſo hätten ſich die Führer der nationalen Partei doch nicht zu einer Auflehnung gegen die Madrider Regierung, zu einer Empörung gegen die Majeſtät des Königs fortreißen laſſen, wären ſie nicht von Frankreich aufgereizt und durch die Zuſage von Hülfe angetrieben worden. Denn wie erbarmungslos immer Richelieu jeden Ungehorſam, jeden Aufſtand im eigenen Lande niederwarf, ſo trug er doch kein Bedenken, in andern Staaten Empörungen zu begünſtigen, ſobald dieſe ſeinen politiſchen Plänen nützlich und förderlich waren. Schon vor einiger Zeit hatten die Häupter der Unzufriedenen mit dem Herzog von Epernon, dem franzöſiſchen Befehlshaber in Leucate, Unterhandlungen angeknüpft, von denen der franzöſiſche Miniſterpräſident genau unterrichtet ward. Als nun die ſpaniſche Regierung eine Armee unter dem zum Unterkönig ernannten Marcheſe de los Velos abſchickte, um die Inſurgenten zur Unterwerfung zu zwingen, ſchloſſen dieſe mit Frankreich

16. Decbr. 1640.

ein Bündniß, in Folge deſſen Richelieu den General Epernon mit einigen tauſend Mann nach Barcelona ſandte und zugleich die Küſte durch ein Geſchwader bewachen ließ, die Catalonier dagegen den König Ludwig XIII. als Oberherrn ihres Landes unter dem alten Titel eines „Grafen von Barcelona“ anerkannten, jedoch mit Sicherſtellung aller Rechte und Freiheiten, die ſie von ihren Vätern überkommen. Epernon, der ſich mit ſeiner geringen Truppenzahl bis nach Tortoſa vorwagte, konnte ſich zwar nicht gegen die ſpaniſche Uebermacht behaupten und kehrte nach Frankreich zurück; allein die cataloniſche Miliz, durch franzöſiſche Offiziere in militäriſche Zucht und Uebung genommen, und die ſtädtiſche Bürgerwehr leiſteten ſo tapfern und entſchloſſenen Widerſtand, daß der General-Capitain de los Velos, nach mehreren vergeblichen Angriffen auf die feſte Hauptſtadt, ſich

1641.

über den Ebro zurückziehen mußte. Nun war ganz Catalonien befreit, ſelbſt die Städte, die bisher an der caſtiliſchen Herrſchaft feſtgehalten, ſchloſſen ſich der Geſammtheit an. Das Beiſpiel der Portugieſen, die gleichzeitig die Fahne der Unabhängigkeit aufpflanzten und von Frankreich unterſtützt einen erfolgreichen Kampf gegen Spanien führten, wirkte auf die Catalonier zurück. König Lud-

wig XIII. und ſein Miniſter zogen ſelbſt nach Rouſſillon, um den Aufſtand zu fördern. Während unter des Königs Augen die Küſtenſtädte Collioure und Perpignan erobert wurden und die ganze Landſchaft an den Pyrenäen in die Gewalt der Franzoſen fiel; führte der Marſchall Brezé eine Beſatzungsmannſchaft nach Barcelona, um den tapfern Baron de la Mothe-Houdancourt, den Ludwig XIII. kraft des mit den Inſurgenten erneuten Vertrags zum Vicekönig von Catalonien ernannt hatte, in ſeinen Kriegsunternehmungen zu unterſtützen. Nach dem Siege Houdancourts über die Spanier bei Lerida, trug ſich Richelieu mit der ſtolzen Hoffnung, daß alles Land bis zum Ebro unter die Herrſchaft Frankreichs gelangen möchte. Wie mußte es ihn erzürnen, daß gerade damals der Madrider Hof an Cinquars und ſeinen Genoſſen Verbündete in Frankreich ſelbſt, in der Umgebung des Königs fand, die dieſen Plänen entgegenwirkten! 1642.

Richelieu und Ludwig XIII. gingen bald nachher aus der Welt; die Regentin Anna, eine ſpaniſche Infantin und ihr Miniſter Mazarin konnten, durch nähere Anliegen beſchäftigt, der ſpaniſchen Inſurrection nicht den Beiſtand leiſten, der zur Behauptung der Provinz nöthig geweſen wäre. Zugleich gelang es den Intriguen einer Camarilla am Madrider Hof, an deren Spitze die Königin Iſabella, eine Tochter Heinrichs IV. von Frankreich ſtand, den Sturz des übermüthigen Günſtlings Olivarez zu erwirken. An ſeiner Stelle übernahm ſein Neffe, Don Luis de Haro die Leitung der Staatsgeſchäfte, ein Mann von milderem Charakter, weniger hochfahrend und anmaßend, aber auch weniger energiſch und unternehmend als der Oheim. Alle dieſe Umſtände wirkten zuſammen, daß die Dinge in Catalonien eine für Caſtilien günſtigere Wendung nahmen als in Portugal. König Philipp IV. ſelbſt, aus ſeiner phlegmatiſchen Ruhe aufgeweckt, zog an der Spitze eines Heeres wider die Inſurgenten und ihre franzöſiſchen Schützlinge ins Feld. Er brachte Lerida und Balaguer wieder in ſeine Gewalt und zwang die Franzoſen, die Belagerung von Tarragona aufzuheben, während ſein Feldherr Philipp de Silva dem Marſchall de la Mothe-Houdancourt eine Niederlage beibrachte. Mazarin faßte darüber ſolchen Unwillen, daß er den geſchlagenen Feldherrn mit mehrjähriger Gefangenſchaft beſtrafte. Unter dem Nachfolger in dem vicekönigiſchen Amte, dem Grafen von Harcourt, errangen die Franzoſen wieder einige Vortheile in Catalonien. Roſas, die feſte Hafenſtadt an der Oſtküſte wurde nach zweimonatlicher Belagerung von dem General Du Pleſſis erobert, und der Vicekönig ſelbſt brachte nach einer ſiegreichen Feldſchlacht über die Caſtilianer die Stadt Balaguer wieder in franzöſiſchen Beſitz. Aber bei der Geringfügigkeit der militäriſchen Kräfte, welche Mazarin in der tiefbewegten Zeit vor Beendigung des dreißigjährigen Krieges über die Pyrenäen entſenden konnte, waren dieſe Erfolge ohne nachhaltige Wirkung; die kleinen Waffengänge, Gefechte und Belagerungen führten zu keiner Entſcheidung; das Land wurde von Kriegsleiden ſchwer heimgeſucht; alle Geſchäfte ſtockten, der Feldbau lag darnieder, Noth und Verarmung lagerte ſich über Städte und Dörfer. Was war natürlicher als daß der Wunſch nach friedlichen geordneten Zuſtänden ſich immer lebhafter regte, daß die caſtilianiſche Partei die Wiedervereinigung der Provinz mit dem ſpaniſchen Mutterlande zu bewirken ſuchte? Im J. 1646 bildete ſich in Barcelona eine Verſchwörung, deren Fäden die reiche, vornehme und intrigante Baronin von Albi in Händen hatte: die Abſicht war, im Einverſtändniß mit dem Befehlshaber von Tarragona die Hauptſtadt durch Verrath den Spaniern auszuliefern, die Franzoſen aus der Provinz zu entfernen und die caſtiliſche Herrſchaft wieder herzuſtellen. Das Complot wurde jedoch

Schwierige Lage. 1643—45.

Jan. 1643.

Juli 1643.

31. Mai 1645.

23. Juni.

Caſtilianiſche Reaction in Barcelona. 1646.

entdeckt, die Theilnehmer theils hingerichtet theils als Gefangene nach Frankreich abgeführt. So dauerte die franzöſiſche Occupation und der wechſelvolle Kleinkrieg fort. Harcourt, obwohl ein tüchtiger Feldherr, wurde durch den ſpaniſchen General Erganez gezwungen, die Monate lang mit großer Anſtrengung betriebene Belagerung von Lerida aufzugeben. Vergebens hoffte Mazarin, der „große Condé", der im folgenden Jahr an Harcourts Stelle den Oberbefehl übernahm, würde auch in Catalonien, wie früher in den Niederlanden das Uebergewicht der franzöſiſchen Waffen herſtellen; er mußte wie ſein Vorgänger die ſchon zur Zeit der Römer berühmte Felſenfeſtung nach unſäglichen Anſtrengungen in der Gewalt der Spanier laſſen.

Fortdauer der franz. Occupation 1646—48. Nov. 1646 1647. Juni.

Der weſtfäliſche Frieden, der im folgenden Jahr zum Abſchluß kam, führte zwiſchen den beiden Reichen ſüdwärts und nordwärts der Pyrenäen keinen Ausgleich herbei: nach wie vor hielten die Franzoſen Catalonien mit Barcelona beſetzt und ſuchten es gegen die caſtiliſchen Waffen zu behaupten. Aber der Krieg bot ſeitdem noch weniger Abwechſelung und Intereſſe dar als im Anfang der Inſurrection. Der Kampf beſchränkte ſich auf Angriff und Abwehr von Seiten der ſpaniſchen und franzöſiſchen Feldherren; das cataloniſche Volk blieb ohne fernere Theilnahme und erwartete den Ausgang mit thatloſer Reſignation. Mazarins Hoffnung, das Küſtenland im Süden der Pyrenäen bei Frankreich zu erhalten, ſchwand mehr und mehr dahin; wie konnte er während der bürgerlichen Unruhen im eigenen Lande, als die Häupter ſeiner Gegner mit dem Madrider Hof conſpiratoriſche Umtriebe unterhielten und Condé ſelbſt viele Jahre lang unter ſpaniſcher Fahne diente, ſich der Erwartung hingeben, daß ſich das durch Natur und Geſchichte ſo feſt geſchlungene Band zwiſchen den ſpaniſchen Provinzen zerreißen laſſe, daß eine zweihundertjährige Union durch fremde Militärgewalt gelöſt werden könne? Wenn der Kriegszuſtand auch nach dem weſtfäliſchen Frieden noch vier Jahre fortdauerte, ſo geſchah es nur, weil Mazarin die Occupation des Landes für anderweitige politiſche Zwecke zu verwerthen bedacht war. Als aber der jüngere Don Juan d'Auſtria, der natürliche Sohn Philipps IV., an jugendlichem Muth und ritterlichem Charakter dem ältern Infanten dieſes Namens nicht unähnlich, die Stadt Barcelona zu Waſſer und zu Land mit einer engen Blokade bedrängte, ſah ſich der franzöſiſche Commandant, Marſchall La Motte, nachdem er über ein Jahr alle Leiden und Beſchwerden des Belagerungszuſtandes muthig und ſtandhaft ertragen, zu einer Capitulation genöthigt, kraft deren die Seeſtadt den Spaniern gegen Gewährung einer Amneſtie für die Bürger und freien Abzugs für die Beſatzung überlaſſen ward. Nun konnten ſich auch die übrigen Feſtungen, wie Girona, Palamos, Puy de Quiers, Balaguer und einige kleinere Orte, wo noch franzöſiſche Mannſchaften lagen, nicht mehr länger halten. Nach ihrer Uebergabe verließen die Franzoſen das cataloniſche Land, das dann wieder mit der ſpaniſchen Krone vereinigt wurde, nachdem es dreizehn Jahre lang unter der Oberhoheit Frankreichs geſtanden. Philipp IV. gab die Uniformitätspolitik ſeines ehemaligen Miniſter Olivarez auf und beſtätigte den Cataloniern großmüthig die alten Rechte und Privilegien.

Ausgang.

12. Okt. 1652.

2. Portugals Losreißung von Spanien.

Während im Osten die Gefahr einer Zerstückelung der spanischen Monarchie, einer Trennung der historisch zusammengewachsenen Königreiche und Provinzen glücklich abgewendet ward, vollzog sich im Westen der Halbinsel ein ähnlicher Scheidungsproceß in entgegengesetzter Weise: das Königreich Portugal, das im Widerspruch mit seiner geschichtlichen Entwickelung durch Philipp II. an das größere Nachbarreich gekettet und zu einem Aufgeben seines selbständigen nationalen Lebens bestimmt war, zerriß die Bande, die ihm in schicksalschwerer Zeit durch Gewalt und List angelegt worden, und stellte seine alte nationale Unabhängigkeit wieder her. Wir haben die Wirkungen der spanischen Herrschaft in Portugal bereits kennen gelernt (XI, 241 ff). Mit der Freiheit und Selbständigkeit ging auch die Größe und das Glück der Nation verloren. Es ist uns bekannt, wie erfolgreich die regsamen Niederländer in die spanisch-portugiesische Colonialwelt eindrangen: in Ost- und Westindien, in Japan und Brasilien drängten sie die alten Gebieter zurück, gründeten an allen günstig gelegenen Orten Niederlassungen und Factoreien und machten sich zu Herren des überseeischen Welthandels (XI, 245, 679). Alle Unfälle, welche die spanischen Völker und Staaten im siebenzehnten Jahrhunder' durch die Tyrannei und Unfähigkeit der Habsburgischen Herrscher zu erleiden hatten, fielen auch auf Portugal zurück: an die Stelle der alten Unternehmungskraft und Ausdauer trat Schlaffheit und Entmuthigung; mit dem Verluste der Colonien versiegten die Quellen des Wohlstandes; die Märkte von Lissabon und Oporto standen leer, während sich die Güter und Schätze aller Welttheile in Amsterdam und Rotterdam ansammelten; der Adel, der einst zu Entdeckungen und Eroberungen die Meere durchfahren, das Vaterland mit irdischen Schätzen, den portugiesischen Namen mit Ruhm und Ehre erfüllt hatte, verlag jetzt seine Zeit in Unthätigkeit oder diente widerwillig der fremden Herrschaft; Handel und Verkehr geriethen in Verfall durch das Uebermaß der Zölle und Abgaben, womit die Ein- und Ausfuhr der Waaren und Produkte belegt wurde; das Land verarmte unter der Last der direkten und indirekten Besteuerung, welche die spanische Finanzkunst mit erfinderischem Scharfsinn ins Leben rief; Staats- und Gemeindeämter, Bischofstühle und Pfründen konnten nur um hohe Geldsummen an die königlichen Kassen erlangt werden; Adel und Geistlichkeit wurden zu „freiwilligen" Subsidien angehalten; jede Gnade war feil, für jede nachlässige oder gewissenlose Amtsführung konnte man um Geld Verzeihung erhalten; wehe dagegen einem überseeischen Vogt oder Verwaltungsbeamten, welcher im Vertrauen auf sein gutes Bewußtsein den goldenen Schlüssel anzuwenden vergaß! Selbst die für „fromme Zwecke" bestimmten Gelder waren vor den räuberischen Händen der königlichen Behörden nicht sicher. Daß die Veräußerung der Domänen und Regalien aus politischer Berechnung, aus Eifersucht

Portugal unter spanischer Administration.

und Mißtrauen ſyſtematiſch betrieben ward, iſt ſchon früher angedeutet worden (XI, 243). Der Mangel aller öffentlichen Einkünfte ſollte die Herſtellung eines unabhängigen Thrones unmöglich machen und in den Käufern oder Beſitzern gedachte man eine ſpaniſche Partei zu gewinnen; denn Eigennutz und Habſucht ſind mächtige Triebfedern.

Der Herzog von Braganza.

Grollenden Herzens ertrugen die Portugieſen die Gewaltherrſchaft des verhaßten Nachbars, den Uebermuth der Beamten, die Ungerechtigkeiten und Mißſtände in der Verwaltung, den Raub ihres Staatsvermögens und ihrer Wehrkräfte und Vertheidigungsmittel. Mit dem Ingrimm und der Wuth der Verzweiflung ſahen ſie ihre nationale Exiſtenz, ihren geſchichtlichen Lebensſtrom mehr und mehr dahinſchwinden; ihre glorreiche Vergangenheit ſchien in ein weit geöffnetes Grab zu ſinken, der portugieſiſche Name bei den nachgebornen Geſchlechtern in Vergeſſenheit zu gerathen. Das Gefühl dieſes tragiſchen Geſchickes laſtete ſo ſchwer auf dem Herzog Theodoſio von Braganza, dem Sohne jener Katharina, die einſt die Rechte des Hauſes ſtandhaft gegen Philipp II. vertheidigt hatte (XI, 239), daß er in Gram und Tiefſinn verſank und geſtörten Geiſtes in die Grube hinabfuhr, ſeinen Dienern auftragend, ihn in der Stille mit königlichen Ehren zu beſtatten. Sein Sohn João war der Erbe ſeiner Anſprüche und ſeiner Reichthümer, ein vorſichtiger, ruhiger Herr, ohne glühende Leidenſchaften, mehr den Genüſſen und Freuden des Lebens, der Jagd, der Muſik und den geſellſchaftlichen Unterhaltungen zugethan als von aktivem Ehrgeize geſpornt oder von Herrſchbegierde erfüllt, nur im Haſſe gegen die ſpaniſche Zwingherrſchaft dem Vater gleichend. Auf der herzoglichen Familie von Braganza ruhten die Hoffnungen aller portugieſiſchen Patrioten; in ihren Adern rollte das Blut der alten Dynaſtie, ihre Güter, die den dritten Theil des Reichs umfaßt haben ſollen, waren ſo beträchtlich, daß ſie den Grundſtock eines neuen Kronvermögens bilden konnten. Es war begreiflich, daß man in Madrid mit Argwohn auf das Haupt dieſes reichen und mächtigen Geſchlechtes blickte und es mit Argusaugen überwachte. Allein João gab durch ſeine Lebensweiſe ſo wenig Anſtoß, ſchien ſo ausſchließlich auf ſeine Vergnügungen und Zerſtreuungen zu denken, daß man ihm nichts anhaben konnte.

Druck und Widerſtand.

Unter dem Regimente des Herzogs von Olivarez wurde die Lage Portugals immer unerträglicher, der nationale Grimm des Volkes immer allgemeiner. Die abſolutiſtiſchen Neigungen des Günſtlings vertrugen ſich nicht mit der durch die Conſtitution von Thomar (XI, 238) feſtgeſetzten Rechtsordnung; ſein ſtolzes, hochfahrendes Weſen verletzte das Nationalgefühl; nur ſervile Männer, die als Renegaten bei ihren Landsleuten verhaßt waren, genoſſen ſein Vertrauen, wie der Staatsſeeretär Diogo Soarez, „der ſchlau war im Betrügen, unterwürfig im Gehorchen und boshaft im Aufſinden von Gewaltthätigkeiten gegen ſein Vaterland“ und deſſen Blutsverwandter Miguel de Vaſconcellos, ein übermüthiger Emporkömmling, habſüchtig, grauſam und treulos, ergrimmt gegen

den portugiesischen Adel, durch dessen Rache sein gleichgesinnter Vater sein Leben eingebüßt hatte. Die Würde einer Regentin wurde einer Enkelin Philipps II., der verwittweten Herzogin Margaretha von Mantua übertragen, einer Frau von weiblicher Tugend und Sitte, die aber nicht Kraft und Charakterstärke genug besaß, um gegenüber dem gewaltthätigen Minister und seinen Creaturen ihre Autorität geltend zu machen. Nun geschah es, daß die spanische Regierung ohne 1638.
Mitwirkung der portugiesischen Reichsstände eine neue Umlage ausschrieb, welche durch eigene Steuerbeamten von allen Städten und Dörfern erhoben werden sollte. Diese ungerechte Forderung und die rücksichtslose Härte, mit der die Beiträge eingetrieben wurden, steigerte die Erbitterung des Volkes: in Evora entstand ein Aufruhr, der sich bald über die meisten Ortschaften von Alemtejo erstreckte. Aber das planlose Beginnen nahm einen ungünstigen Ausgang. Der Aufstand wurde durch Waffengewalt unterdrückt; die Urheber und Rädelsführer starben auf dem Schaffot, minder Schuldige mußten auf den Galeeren dienen. Der Regierung in Madrid gab dieser Vorfall die willkommene Veranlassung, durch Strafgerichte und Gewalt den Geist der nationalen und patriotischen Opposition zu unterdrücken und das portugiesische Land der castilischen Herrschaft vollends zu unterwerfen. Zwei besondere Gerichtscommissionen (Juntas), die eine in Badajoz, die andere in Ayamonte auf der Grenze von Alemtejo und Algarve, sollten die Untersuchung und Bestrafung der an der Insurrection Betheiligten zugleich zu Zwangsmaßregeln benutzen, ohne Beachtung der Verfassung und Landesrechte. Zugleich berief der König einige angesehene Männer aus dem Adel und Klerus nach Madrid, um sich, wie er sagte, bei den beabsichtigten Reformen ihres Rathes zu bedienen, eigentlich aber um sie als Geißeln unter Aufsicht zu stellen, und ertheilte dem Marques von Portoseguro den Auftrag, im ganzen Lande Mannschaften auszuheben, Reiterei und Fußvolk, welche unter castilischer Fahne gegen die Franzosen fechten und zur Unterwerfung der catalonischen Insurgenten behülflich sein sollten. Dem Herzog von Braganza wurde aufgegeben, einen Heerhaufen von tausend Mann aus seinen Ortschaften zu stellen und aus eigenen Mitteln auszurüsten.

Olivarez und Braganza.

Mit banger Besorgniß blickte man in Portugal auf diese Anzeichen und Vorboten weiterer Gewaltschritte; bei Adel und Volk waren Aller Augen auf den Herzog Johann gerichtet. Dieser beobachtete aber die strengste Zurückhaltung. Dennoch entging er nicht dem Argwohn des Castilianers. Unter dem Scheine von Vertrauen und Auszeichnung suchte Olivarez den Verdächtigen in seine Gewalt zu bringen: Er ertheilte ihm den Auftrag, die Häfen und Seeplätze zu 1639.
besichtigen und in guten Stand zu setzen, damit die französische Flotte, die in jenen Gewässern kreuzte, keine Landung versuchen möchte, und stellte zu dem Zweck 40,000 Goldstücke zur Verfügung; ließ aber zugleich heimlich an die Befehlshaber der Schiffe und Festungen Weisungen ergehen, sich der Person des Herzogs zu bemächtigen und ihn unter sicherem Gewahrsam nach Madrid zu schaffen.

Johann entging jedoch den Schlingen, indem er ſtets mit ſo großem bewaffneten Gefolge auftrat, daß Niemand ſich an ihn wagte; und das hohe Amt eines Oberbefehlshabers der Land- und Seemacht in Portugal, welches Olivarez ihm in des Königs Namen übertragen, mehrte ſein Anſehen bei den Landsleuten und gab ihm Gelegenheit, die Zahl ſeiner Anhänger zu verſtärken. Aber behutſam und vorſichtig hütete er ſich durch Kundgebungen irgend einer Art ſeine Geſinnungen und Pläne vorzeitig zu verrathen. Er erwies bei einem Beſuche am Hof der Regentin die tiefſte Ehrerbietung und kehrte dann nach Villa-Viçoſa, ſeinem Stammſitz zurück. Manche Genoſſen der vaterländiſchen Partei wurden irre an ihm, ob er die Königskrone, wenn man ſie ihm darböte, auch annehmen, dem Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit ſeinen Arm leihen würde. Selbſt als die Häupter der Patrioten, Franciſco und Jorge de Mello, Marquez von Fereira, Graf von Vimioſo, Don Miguel und Don Antão de Almeida u. a. deshalb eine offene Anfrage an ihn ſtellten, zögerte er ihnen eine beſtimmte Antwort zu geben. Nun lief aber von Madrid ein Schreiben ein, er möchte ſich bereit halten, den König auf einem Feldzug nach Catalonien zu begleiten. Auch an andere portugieſiſche Fidalgos ergingen ähnliche Aufforderungen. Herzog Johann argwohnte in der Einladung einen neuen Verſuch, ſich ſeiner Perſon zu verſichern, er entſchuldigte ſich mit allerlei Vorwänden und entzog ſich dann der Verpflichtung durch die Ausrede, er ſei nicht in der Lage, an der Spitze des portugieſiſchen Adels den königlichen Feldzug mitzumachen, ein ſolcher Aufwand gehe über ſeine Kräfte. Die übrigen Großen folgten ſeinem Beiſpiel und dachten zugleich auf Mittel, ſich der Rache des caſtiliſchen Hofes, die nicht ausbleiben konnte, zu entziehen.

Die patriotiſche Adelspartei und der Herzog.

Damals ging eine revolutionäre Luft durch die Welt, welche die Phantaſie der Menſchen aufregte und die Gemüther der unter dem Druck des Despotismus ſeufzenden Völker mit Freiheitshoffnungen erfüllte. Die Catalonier hatten die Waffen zur Vertheidigung ihrer alten Gerechtſame ergriffen; in Schottland war das Volk aufgeſtanden, um ſich der Stuart'ſchen Gewaltherrſchaft zu erwehren; da und dort hatte Richelieu ſeine Hände im Spiel. Sollte die portugieſiſche Nation, die tiefer als jede andere ins Herz getroffen war, ſich nicht ermannen, um das Joch der Knechtſchaft abzuwerfen, das fremde Tyrannei ihr auferlegt hatte und das der Uebermuth und die Gewaltthätigkeiten eines rechtsverletzenden Miniſters immer ſchwerer machten? Und ſollte nicht derſelbe kluge Staatsmann, der, während er die conſpiratoriſchen Neigungen im eigenen Land mit ſtarkem Arm niederwarf, jedem Feinde des Habsburger Herrſcherhauſes die Bundeshand bot, auch für Portugal zu militäriſcher Hülfeleiſtung ſich bereit finden laſſen? Dieſe Fragen erwog eine Adelspartei, die ſich am 12. Oktober 1640 heimlich im Hauſe des Antão de Almeida verſammelt hatte, um ſich über die Zukunft des Vaterlandes zu berathen. Es waren dieſelben Patrioten, denen wir ſchon oben begegnet ſind, und außerdem noch Pedro de Mendonça, Antonio de Sal-

danha und João Pinto Ribeiro, Geschäftsführer des Hauses Braganza. Wieder wurde die Klage laut, daß der Herzog mit seiner Gesinnung so zurückhalte; manche der Anwesenden meinten, man solle es mit einer Republik versuchen, ein Gedanke, der damals auch anderwärts erwogen ward. Da sagte Pinto, ein Mann von großer Klugheit und Fähigkeit, man solle den hohen Herrn zum König ausrufen, ohne sich vorher seiner Zustimmung zu vergewissern, die geschehene Thatsache würde ihn dann schon fortreißen. Der Vorschlag fand den Beifall der Versammlung; man beschloß, in diesem Sinne vorzugehen, zugleich aber den Herzog durch Pedro de Mendonça, seinen Gutsnachbar von dem Vorhaben in Kenntniß zu setzen. Als Johann auf der Jagd im Park aus dem Munde des befreundeten Mannes von der Sache unterrichtet ward, gerieth er in große Aufregung und Sorge. Er ging mit seiner Gemahlin, Luiza de Guzman aus dem angesehenen castilischen Geschlechte der Medina Sidonia, einer Dame von hohem Sinn und männlichem Charakter, und mit seinem Geheimschreiber Antonio Paez Viegas zu Rathe, und erst als diese ihm zuredeten, die angebotene Krone nicht zurückzuweisen, da er der Rache des Madrider Hofes doch nicht entgehen werde und es ehrenvoller sei, im rühmlichen Kampfe seinen Untergang zu finden, als einem tückischen Feinde zu erliegen, beschloß er dem Rufe des Schicksals zu folgen. „Dir bleibt nur die Wahl, sagte die muthige Herzogin, in Lissabon als König oder in Madrid als Verbrecher zu sterben". Die Nachricht von dieser Wendung wurde von den Verschwornen mit großer Freude aufgenommen, „es war die erste Acclamation".

Der Herzog zum König ausgerufen 1. Decbr. 1640.

Einen Monat später, am 26. November, schlichen sich in dunkler Nacht dieselben Edelleute und einige andere Gesinnungsgenossen, nachdem sie an verschiedenen Orten die Wagen verlassen, in den Palast der Braganza in Lissabon, um mit Pinto Ribeiro, der dort seine Wohnung hatte, den Plan der Ausführung zu berathen. Die Diener waren entfernt, die inneren Räume nur spärlich beleuchtet. Denn es waren bereits dem Grafen Olivarez und der Regentin Margaretha Winke und Andeutungen über bevorstehende wichtige Ereignisse zugegangen. Hier wurde der Beschluß gefaßt, daß die versammelten Parteihäupter mit einigen zuverlässigen Verbündeten, die noch ins Geheimniß zu ziehen seien, am 1. December in den Palast der Regentin dringen, die Wächter entwaffnen, den Staatssecretär Miguel de Vasconcellos ermorden und vom Balcon herab den Herzog von Braganza als König João IV. ausrufen sollten. Mittlerweile sollte man sich der Beistimmung der Stadtverordneten und der Zunftvorsteher versichern und den Erzbischof von Lissabon, dessen vaterländische Sympathien bekannt waren, für das Unternehmen zu gewinnen suchen. Der Plan wurde zur bestimmten Stunde mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt; keiner der verbündeten Edlen fehlte an seinem Posten, keiner zeigte sich lässig in dem ihm zugewiesenen Geschäfte. Nachdem man sich der Zugänge mit Gewalt bemächtigt, einige Leibwächter und Palastbeamte, die Widerstand leisten wollten, aus dem Wege ge-

räumt, wurde Vasconcellos aus ſeinem Verſteck gezogen und mit Wunden bedeckt zum Fenſter hinab in den Schloßhof geſtürzt, wo der Volkshaufe ſeine Wuth an dem Sterbenden ausließ. Ein Schwert ſchwingend rief Miguel de Almeida vom Balcon herab mit lauter Stimme: „Freiheit den Portugieſen! Es lebe König Dom João IV.!“ ein Ruf, der mit Jubel vernommen und durch die Stadt verbreitet wurde. Die Herzogin-Regentin, der ſich die Häupter der Verſchwörung ehrfurchtsvoll nahten und ſie zur Anerkennung der neuen Ordnung aufforderten, verſuchte zu vermitteln, indem ſie Verzeihung und Abſtellung der Beſchwerden von Seiten des Königs Philipp IV. in Ausſicht ſtellte; als ſie aber die Fruchtloſigkeit ihrer Bemühungen erkannte, gab ſie alle weiteren Verſuche eines Widerſtandes auf und ertheilte dem Commandanten der Citadelle den Befehl, keinen Gebrauch von ſeinem Geſchütze zu machen. Dadurch wurde die Hauptſtadt vor unberechenbarem Schaden bewahrt. Eine Ehrenwache unter Antão de Almeida ſorgte für die Sicherheit der Regentin, während die Fidalgos weitere Vorkehrungen zur Durchführung der Revolution trafen. Die ſtädtiſchen Behörden fügten ſich ohne Widerſtand in das Geſchehene, das vom Adel vollbracht, von der Geiſtlichkeit geſegnet worden. Hatte ſich doch „der Prieſter von Azambuja“ bei dem Schloßüberfall ſo ſehr durch Muth und Tapferkeit hervorgethan, daß ſein Name noch lange im Munde des Volkes fortlebte. An der Spitze der Governadores, die bis zur Ankunft des neuen Königs die Regierung übernahmen und die nöthige Anordnung für deſſen Anerkennung durch die Gemeindevorſteher der Städte und des ganzen Landes trafen, ſtand der Erzbiſchof von Liſſabon. Die Spanier in der Stadt und auf den Schiffen wurden ſo ſehr von den ungeahnten Ereigniſſen überraſcht, daß ſie keinen Widerſtand verſuchten. Der Burgvogt Luiz del Campo übergab das Caſtell vertragsweiſe der proviſoriſchen Regierung und zog mit ſeiner Beſatzungsmannſchaft nach Spanien ab. Er wurde bei ſeiner Ankunft in Madrid verhaftet und durch ein kriegsgerichtliches Urtheil für ehrlos erklärt, ein Schickſal, das ſo ſehr ſeinen Geiſt erſchütterte, daß er in Wahnſinn verfiel.

Der Abfall vollzogen.

Das Beiſpiel der Hauptſtadt wurde raſch im ganzen Lande nachgeahmt. In Santarem, in Coimbra, in Oporto, in Braga wurde der Herzog als König ausgerufen; wo die geringen Beſatzungen der Caſtilianer mit der Uebergabe einzelner Burgen zögerten, wurde der Widerſtand mit Gewalt gebrochen. Als der König in Begleitung des Marques von Ferreira, des Grafen von Vimioſo, des Pedro de Menezes und des Jorge de Mello von Villa-Viçoſa in die Hauptſtadt einzog, war die Anerkennung in allen Provinzen und Städten vollbracht. Mit Jubel und rauſchenden Freudenbezeigungen feierten die Portugieſen den Umſchwung der Dinge und die wiedergewonnene Freiheit. Als auch noch das feſte Caſtell San Julião, die Vormauer und der Schlüſſel von Liſſabon durch Verrath in die Hände der Portugieſen gefallen war, ſtand der Krönungs- und Huldi-

15. Decbr. 1640.

gungsfeier nichts mehr im Wege. Sie wurde am 15. December mit den her-

kömmlichen Formen und Ceremonien in aller Pracht vollzogen. Mit der gegenseitigen Eidesleiſtung des Volkes und des Königs und mit der Weihe in der Kathedrale endete die merkwürdige Revolution, die ohne gewaltſame Erſchütterung und mit wenig Blut die Krone von Portugal vom Haupte des caſtiliſchen Herrſchers riß und ſie wieder einem Sprößling der angeſtammten Dynaſtie verlieh. Die Herzogin-Regentin Margaretha, die das Kloſter Santos zum Aufenthalt für ſich und ihre Dienerſchaft gewählt, kehrte in der Folge nach Madrid zurück. Mit dem Beginne des neuen Jahres wurden nach langer Unterbrechung die Cortes wieder in Liſſabon verſammelt. Die drei Stände des Reiches beſtätigten die Umgeſtaltung der Dinge und leiſteten dem König João IV. als ihrem rechtmäßigen Herrn den Eid der Treue, zugleich in einem Manifeſt die Gründe und die Berechtigung des Abfalls von Spanien darlegend.

3. Portugal unter Johann IV. und Alfonſo VI.

König João IV. 1640—56.

Der neue Monarch, mit dem das Haus Braganza den Thron von Portugal gewann, theils in Folge ſeiner Abſtammung theils durch einen Willensakt der Nation, war kein Mann von hervorragenden Herrſchergaben; hatte er doch nur zögernd und faſt widerwillig die große Miſſion der Befreiung übernommen! Allein er beſaß manche Eigenſchaften, die ihn zur Durchführung des begonnenen Werkes fähig machten, und war guten Rathſchlägen zugänglich. Er ſuchte nicht den Urſprung ſeines hohen Amtes zu verleugnen, ſondern war bemüht, mit den Vertretern des Volkes Hand in Hand die zur Behauptung der nationalen Unabhängigkeit zweckmäßigen Mittel zu finden und zu ergreifen. Denn es war vorauszuſehen, daß die caſtilianiſche Regierung den durch einen Akt der Ueberraſchung vollbrachten Abfall des portugieſiſchen Königreichs, das ſechzig Jahre lang der ſpaniſchen Krone gehorcht hatte, nicht ſo ruhig hinnehmen, daß ſie vielmehr alle Kräfte anſtrengen würde, das verlorne Kleinod zurückzugewinnen. Darum mußte es die erſte Sorge des Königs und der Stände ſein, die zur Vertheidigung des Landes erforderliche Militärmacht zu ſchaffen. Begeiſtert durch die Großmuth und Uneigennützigkeit des neuen Herrſchers, der die von den ſpaniſchen Königen eingeführten Abgaben als ungeſetzlich abſchaffte und ſein eigenes Vermögen, mit Ausnahme eines kleinen Aufwandes zum Unterhalt des königlichen Hauſes, für Staatseigenthum erklärte, trafen die Cortes über Beſteuerung und Kriegsweſen tiefgreifende Beſtimmungen. Durch den Zehnten vom Einkommen, durch Zölle, durch eine Acciſe auf Lebensmittel in den größeren Städten, durch Selbſtbeſteuerung des Klerus hofften ſie die zur Unterhaltung einer anſehnlichen Militärmacht und zur Beſtreitung der Koſten des Kriegs und der Verwaltung nöthigen Geldſummen zu erzielen. Die raſche Anerkennung, welche der König in den auswärtigen Beſitzungen fand, ſowohl auf Madeira und den übrigen Inſeln des atlantiſchen Meeres, als in Amerika und Aſien, erhöhte das Vertrauen des Reichstags

und ließ eine Vermehrung der Einkünfte durch neuen Aufſchwung des Handels erwarten.

Schwierige Lage. Conſpiratoriſche Umtriebe.

„Ich habe Ew. Majeſtät eine frohe Botſchaft zu bringen“, ſoll Olivarez zu König Philipp geſagt haben, als er ihm die Vorgänge in Liſſabon meldete; „der Herzog von Braganza hat ſich empört und dadurch ſeine Güter verwirkt; Ew. Majeſtät iſt um ein Herzogthum reicher geworden“. Und allerdings zeigten ſich, nachdem die Tage der Freude über die gelungene Befreiung vorüber waren, in Kurzem ſo viele Schwierigkeiten und Gefahren, daß man in Madrid einen baldigen Umſchwung erwarten durfte. Unter dem hohen Adel zählte die ſpaniſche Herrſchaft viele Anhänger: manche davon flohen nach Madrid und boten der Regierung ihren Rath und ihre Dienſte an; andere blieben zurück, um in Portugal ſelbſt eine Gegenrevolution zu bewirken. Es dauerte nicht lange, ſo wurde dem König hinterbracht, daß eine weitverzweigte Verſchwörung unter der Leitung des Erzbiſchofs von Braga beſtehe, in welche der Großinquiſitor und mehrere Adelige erſten Ranges verflochten ſeien und die ein „neuer Chriſt“ Pedro Baeça, ein reicher Handelsmann nebſt zwei andern Juden mit Geldſummen förderten. Durch gerichtliche Unterſuchung wurde das Complot klar gelegt, worauf die Hauptſchuldigen, unter ihnen der Marquez von Villa-Real, ſein Sohn der Herzog von Caminha und der jugendliche Graf von Armamar auf dem Blutgerüſte ſtarben, der Erzbiſchof bis an ſeinen Tod im Gefängniß gehalten wurde. Auch der Großinquiſitor büßte für ſeine conſpiratoriſchen Umtriebe mit mehrjähriger Haft. So wurde die Gefahr einer Gegenrevolution in Portugal ſelbſt abgewendet und des Königs Anſehen befeſtigt. Nichtsdeſtoweniger war die Zukunft des neuen Königreiches von dunkeln Wolken bedroht. Wird es im Stande ſein, mit ſeinen geringen Streitkräften, mit ſeiner ſchwachen Marine, mit ſeinen erſchöpften Finanzen den Angriffen des großen, von Haß und Rachſucht angeſpornten Nachbars zu widerſtehen, die caſtiliſchen Sympathien bei den höheren Ständen im Lande ſelbſt niederzuhalten? Da war es denn ein Glück, daß das ſpaniſch-öſterreichiſche Herrſcherhaus in den vierziger Jahren an ſo vielen Orten zugleich beſchäftigt war, mithin nur mit getheilten Kräften den zahlreichen Feinden zu widerſtehen vermochte und daß Frankreich, die Niederlande, ja ſelbſt England ſtets bereit waren, jedem Gegner der Habsburger die Hand zu reichen.

August 1641.

Allianzen.

Richelieu trug kein Bedenken, mit dem neuen König von Portugal einen Bundesvertrag abzuſchließen, in den dann ſein Nachfolger Mazarin eintrat; aber die verſprochene Hülfeleiſtung beſtand größtentheils in ſchönen Verheißungen; die Vertheidigung mußten die Portugieſen ſelbſt führen. Auch die Niederländer traten mit Portugal in ein Bündniß und verſprachen Kriegsſchiffe nach Liſſabon zu ſchicken, um die caſtiliſche Flotte von Feindſeligkeiten abzuhalten: aber die Colonien, die ſie während der ſpaniſchen Herrſchaft in ihre Gewalt gebracht, behielten ſie im Beſitz und trotz des zwanzigjährigen Waffenſtillſtandes, den ſie mit der portugieſiſchen Regierung vereinbarten, nahmen ſie doch keinen Anſtand, in Braſilien ihre Eroberungen auszudehnen. Wie der Bund mit Frankreich brachte ſomit auch der Vertrag mit dem niederländiſchen

Freistaat keine direkte Hülfe, nicht einmal eine aufrichtige Freundschaft; es war nur ein Abkommen zur Bekämpfung eines gemeinschaftlichen Feindes im eigenen Vortheil. Auch mit England wurde ein Freundschaftsvertrag geschlossen, kraft dessen zwischen beiden Staaten ein friedlicher Handelsverkehr bestehen und die auf portugiesischem Gebiete sich aufhaltenden Engländer Religionsfreiheit und Rechtssicherheit genießen und der Inquisition nicht unterworfen sein sollten. Wie wenig unmittelbaren praktischen Nutzen auch diese Schutzbündnisse und ein ähnlicher Vertrag mit Schweden dem jungen Königreich bringen mochten, so hatten sie doch eine moralische und politische Bedeutung, die nicht gering anzuschlagen war: Portugal wurde von den meisten europäischen Mächten als selbständiger Staat anerkannt. Und wenn gleich die Habsburger Höfe beider Linien Einfluß genug besaßen, die portugiesischen Bevollmächtigten gegen den Antrag von Frankreich von den Friedensverhandlungen in Münster auszuschließen, so bewirkte doch ihre bloße Anwesenheit an dem damaligen Mittelpunkt der diplomatischen Thätigkeit, daß sich Europa wieder an das Dasein eines unabhängigen Königreichs Portugal gewöhnte.

Rom verweigert die Anerkennung.

Nur in Rom setzte es der spanische Botschafter durch, daß der portugiesische Gesandte, der dem heiligen Vater die Ehrfurcht und Obedienz seines Herrn darbringen sollte, im Vatican keine Audienz erlangte, wie sehr sich auch der Vertreter Frankreichs zu seinen Gunsten verwendete. Es kam in den Straßen der ewigen Stadt unter den Augen des Papstes zu feindseligen und blutigen Auftritten zwischen beiden Gesandten und ihrem aus gedungenen Banditen gebildeten bewaffneten Gefolge. So groß war die Rücksicht des kirchlichen Oberhaupts auf das katholische Herrscherhaus und die Furcht und Scheu, dasselbe durch die Anerkennung eines Fürsten, den man am castilischen Hof als „Räuber" und „Meineidigen" bezeichnete, zu beleidigen, daß João IV., trotz seiner Devotion und Hingebung für Kirche und Klerus, es nie dahin bringen konnte, das Königreich Portugal als selbständigen Staat bei dem römischen Stuhl Geltung finden zu sehen. Mittlerweile verödeten die Bischofsitze, da der heilige Vater keine Präsentationen von dem „Herzog von Braganza" entgegennehmen und bestätigen wollte. König und Stände wagten nicht, dem kirchlichen Oberhirten anders als mit demüthigen Bitten zu nahen. Viermal wechselte der römische Stuhl den Inhaber, aber gegenüber Portugal blieb die Politik stets dieselbe. Erst als Johann und sein Sohn gestorben waren, erlangte der dritte König auf dem „restaurirten Thron" die Anerkennung Roms.

Patriotischer Aufschwung

Portugals Zukunft beruhte somit auf der Thatkraft des eigenen Volkes; und diese bewährte sich auf das Glänzendste. Die Portugiesen zeigten eben so viel Ausdauer und Opferfähigkeit in der Behauptung ihrer Freiheit, als sie Muth und Geschick bei der Erkämpfung gezeigt hatten. Das Beispiel des Königs, der sein Vermögen einsetzte, seine Kleinodien verkaufte, wirkte auf alle Stände zurück. Nicht nur der Reichstag bewilligte die erforderlichen Steuern und Auflagen, das ganze Land nahm einen patriotischen Aufschwung. In großer Eile wurde eine Kriegsflotte geschaffen und der erfahrene Antonio Telles de Menezes zum Oberbefehlshaber ernannt; durch Aushebung junger Mannschaft in allen Provinzen bildete man ein Heer von „Lohnsoldaten" zu Roß und zu Fuß, während eine Landwehr die Grenzgebiete hütete.

Kriege mit Spanien. 1644—46.

Bei diesen Vorbereitungen kam es den Portugiesen zu Statten, daß die Castilianer den Kern ihrer heimischen Kriegsmacht gegen die Catalonier und ihre

franzöſiſchen Bundesgenoſſen verwenden mußten und daß ſie lange zögerten, ehe ſie gegen die weſtlichen Inſurgenten ins Feld zogen, in der Hoffnung, die ſpaniſch geſinnte Partei würde ſtark genug ſein, eine Umwälzung im Lande ſelbſt herbeizuführen und das frühere Verhältniß herzuſtellen. Olivarez wurde aus ſeiner Stellung gedrängt, ehe noch der Krieg gegen Portugal ernſtlich begonnen hatte. Die Regentin Margaretha von Mantua trug während ihres Aufenthaltes in Madrid nicht wenig zu dem Sturz des Günſtlings bei. Erſt im Frühjahr 1644 rückte ein ſpaniſches Heer unter dem Marques de Torrecuſa von Badajoz aus über die Guadiana, erlitt aber durch den portugieſiſchen Feldherrn Mathias de
26. Mai 1644. Albuquerque nach einem hitzigen blutigen Zuſammentreffen eine Niederlage und mußte über den Grenzfluß zurückkehren. Das junge portugieſiſche Heer beſtand ſeine erſte Feuerprobe mit Ruhm; es war ein Vortheil, daß auch von ſpaniſcher Seite neugeworbene Truppen im Felde ſtanden, daß ſomit „Unerfahrenheit mit Unerfahrenheit kämpfte“. Albuquerque wurde zum Grafen von Alegrete erhoben. Ein zweiter Feldzug, den im nächſten Jahr der erprobte General de Lagañes gegen Elvas unternahm, fiel glücklicher für die Caſtilianer aus; ſie hatten den
25 Okt. 1645. Triumph, Villa-Viçoſa, den Stammſitz der Herzoge von Braganza zu erobern und in Aſche zu legen. Auch der nächſte Feldzug war zum Vortheil der Spanier. Die Portugieſen, welche die Guadiana überſchritten und das Fort Telena eingenommen hatten, wurden von dem überlegenen Feind unter Lagañes unerwartet
Herbſt 1646 angegriffen und mit großem Verluſte über den Grenzfluß bis in die Feſtung Elvas zurückgeſchlagen. Im Kummer über die Niederlage ging Graf Alegrete aus dem Leben.

João's Herrſchaft befeſtigt ſich. Die ſpaniſche Regierung war jedoch nicht im Stande, von dieſem Siege Vortheil zu ziehen: Die Nothſtände im Innern, die gleichzeitigen Kriege in Catalonien und in den Niederlanden, der Volksaufſtand in Neapel nahmen ſo ſehr alle Kräfte in Anſpruch, daß man Portugal ſich ſelbſt überlaſſen mußte. Der Krieg im Weſten der Halbinſel erlitt eine thatſächliche Unterbrechung, ohne daß es zu einem Friedensſchluß gekommen wäre. Nur kleine Ein- und Ueberfälle, räuberiſche Streifzüge und Verheerung der Grenzlandſchaften lieferten von Zeit zu Zeit den Beweis, daß man in Caſtilien die Rachegedanken und Umſturzpläne nicht aufgegeben habe. Mittlerweile befeſtigte ſich die Regierung João's IV. mehr und mehr. In Uebereinſtimmung mit den Cortes, die er von Zeit zu Zeit in Liſſabon verſammelte, traf er Vorkehrungen zum Schutze der Grenzen und zur Verbeſſerung des inneren Staatslebens durch Geſetze und Reformen auf allen Gebieten der Verwaltung, der Rechtspflege, der Finanz- und Steuerordnung. Zugleich unterhielt er in Madrid Verbindungen mit hochgeſtellten Perſonen, die ihn von allen wichtigen Rathſchlägen unterrichteten und ihn dadurch in Stand ſetzten, feindſeligen Plänen rechtzeitig zu begegnen.

Schickſal des Infanten Eduard. Einen tiefen Schmerz bereitete dem König die habsburgiſche Rachſucht durch ihr treuloſes, grauſames Verfahren gegen ſeinen Bruder Duarte. Der portugieſiſche Infant

ſtand in kaiſerlichen Dienſten und hatte ſich ſtets treu und rühmlich gehalten. Als nun die Nachricht von der Revolution in Liſſabon nach Wien gelangte, bewirkte die ſpaniſch geſinnte Camarilla, daß Kaiſer Ferdinand III. den Befehl zur Verhaftung des Prinzen gab. Wie ſehr auch die öffentliche Meinung ihren Unwillen ausſprach über einen ſo ſchnöden Verrath des Gaſtrechts, über den Undank des Hauſes Oeſterreich gegen einen Fürſtenſohn, der ſeit Jahren ſeinen Degen für die kaiſerliche Sache geführt hatte, und dem Unternehmen ſeines Bruders vollkommen fremd geblieben war; wie eifrig ſich immer João für die Freilaſſung des Prinzen verwendete; die Rachſucht und Treuloſigkeit der ſpaniſch-öſterreichiſchen Familienpolitik beſtand auf der Gefangenhaltung des unſchuldigen Infanten. Eduard wurde von Feſtung zu Feſtung geſchleppt und ſtarb endlich nach achtjährigen Kerkerleiden im neununddreißigſten Lebensjahr in der Citadelle von Mailand, ein fürſtlicher Mann von ſchöner einnehmender Geſtalt, voll Wohlwollen, Herzensgüte und edler Bildung. Sept. 1649.

Die Unabhängigkeit geſichert.

Dank den politiſchen und kriegeriſchen Verwickelungen, welche Spaniens Aufmerkſamkeit fortwährend an vielen Orten zugleich beſchäftigten, konnte König João IV. die Unabhängigkeit Portugals feſt begründen und auch manche verlorne Beſitzung in andern Welttheilen wieder zurückgewinnen; und wenn ſchon die habsburgiſche Politik den Triumph hatte, daß im weſtfäliſchen Frieden das Königreich im Weſten der pyrenäiſchen Halbinſel nicht unter den Theilnehmern an dem großen Pacificationswerk genannt ward, ſo war doch um die Mitte des Jahrhunderts kaum mehr ein Zweifel vorhanden, daß das neue Reich einer geſicherten Zukunft entgegengehe.

Die auswärtigen Beſitzungen.

Auch in der auswärtigen Colonialwelt machte ſich der ermuthigende Rückſchlag bemerklich, den die Befreiung des Mutterlandes auf die ehemaligen portugieſiſchen Beſitzungen ausübte. In Oſtindien konnte zwar das frühere Uebergewicht nicht wieder hergeſtellt werden, vielmehr gewannen die Holländer, ſeit die Portugieſen die unter dem greiſen Antonio de Souſa Coutinho mit altem Heldenmuth vertheidigte Feſtung Columbo auf Ceylon übergeben mußten, auf der Zimmetinſel, auf der Küſte Coromandel und in der ganzen oſtindiſchen Inſelwelt immer mehr Boden. Der König ſelbſt hätte den „Koloß, der ihm keinen Nutzen gewährte", gerne ganz aufgegeben, hätte er nicht in ſeinem Gewiſſen Bedenken getragen, die „Ketzer" Meiſter werden zu laſſen über katholiſche Länder. — Auch in Abeſſinien wurden die Portugieſen ſammt den Jeſuiten vertrieben. Statt in dem Lande, wo von Alters her noch einige Spuren chriſtlicher Cultur vorhanden waren, dieſe zu neuem Leben zu erwecken, hatten die Väter der Geſellſchaft Jeſu durch ihre dogmatiſche und kirchliche Engherzigkeit den Samen religiöſer Zwietracht ausgeſtreut und ſich dadurch den Haß der Eingebornen zugezogen. Seitdem gewann der Mohammedanismus, dem das in kraſſen Aberglauben und Ceremoniendienſt verſunkene Chriſtenthum keinen nachdrücklichen Widerſtand zu leiſten vermochte, immer mehr Boden in dem abeſſiniſchen Gebirgs- und Küſtenland. — Dagegen wurde in Braſilien die Herrſchaft Portugals wieder aufgerichtet und auch in Weſtafrika die frühere Stellung behauptet. Schon in den vierziger Jahren hatte Fernandez Vieira und ſein Schwiegervater Berenguer, einem edlen Geſchlechte auf Madeira entſtammt, in Pernambuco die Fahne des Unabhängigkeitskampfes gegen die Holländer entfaltet und einen Krieg erhoben, der durch Handelsintereſſen wie durch den Gegenſatz der Religion und der Race zur leidenſchaftlichen Gluth entflammt mit jedem Jahre an Heftigkeit und Ausdehnung gewann, beſonders ſeitdem die Gründung einer portugieſiſchen Handels-

Oſtindien.

12. Mai 1656.

Abeſſinien. 1654.

Braſilien.

geſellſchaft mit großen Rechten den überſeeiſchen Unternehmungen einen neuen Impuls gegeben. Der Seekrieg zwiſchen England und den Niederlanden zur Zeit Cromwells war für Portugal von Vortheil. Nachdem König Johann den Zorn des mächtigen Protectors über die den pfälziſchen Prinzen gewährte Hülfe und Gaſtfreundſchaft beſänftigt (S. 221) und den alten Handels- und Schifffahrtsvertrag erneuert hatte, errangen die portugieſiſchen Waffen unter Francisco Barreto glänzende Erfolge, ſo daß in den fünfziger Jahren das ganze Küſtenland im Norden und Süden von Pernambuco mit den ſtarken Forts in die Hände der Portugieſen fiel und die Holländer, nach der
Jan. 1654 Uebergabe der Hauptfeſtung Recife, das braſiliſche Küſtenland, das ſie ſeit dreißig Jahren mit ſo großen Anſtrengungen gewonnen und behauptet, aufgeben mußten.

Johanns IV Ausgang. Mit Recht erblickte der König in dem Beſitze des reichen braſiliſchen Landes, das er ſeine „Milchkuh“ nannte, den höchſten Gewinn für die Zukunft des Königreichs. Vorſichtig und behutſam in ſeinem ganzen Weſen war er auch ſparſam und zurückhaltend in Ausgaben. Er kannte den Werth eines geregelten Staatsſchatzes und vermied darum gern jedes kriegeriſche Unternehmen oder Wagniß. Am 6. November 1656 ſtarb João IV., der erſte König aus dem Hauſe Braganza, nachdem er das „reſtaurirte Portugal“ unter den Schutz der Madonna „von der unbefleckten Empfängniß“ geſtellt, deren Bildniß ſeit undenklichen Zeiten in Villa Viçoſa aufbewahrt geweſen und der Familie ſtets Glück gebracht. Drei Jahre vor ſeinen Tode hatte er noch den Kummer, ſeinen Erſtgebornen Theodoſio, einen Jüngling von feurigem Streben, edler Bildung und ritterlichem Sinne, deſſen Anlagen und Charakter zu den glänzendſten Hoffnungen berechtigten, ins Grab ſinken zu ſehen, ein ſchweres Geſchick für die Nation, da die beiden jüngern Söhne Joãos, Affonſo und Pedro dem älteren Bruder weit nachſtanden. Seine Tochter Katharina wurde in der Folge die Gemahlin Karls II. von England; eine natürliche Tochter wurde von der Königin Wittwe gegen die Beſtimmung ihres Gemahls einem Kloſter übergeben.

Affonſo VI. 1656—67. † 1683. Die Gemahlin Joãos, welche für die Erhebung des Hauſes ſo erfolgreich gewirkt hatte, führte auch dem Willen des Verſtorbenen gemäß über den Thronfolger Affonſo VI., der erſt im vierzehnten Jahre ſtand, die vormundſchaftliche Regierung; und ſelbſt als dieſer das Alter der Mündigkeit erreichte, behielt die Königin Mutter Luiza die Zügel der Regentſchaft in Händen, da der Sohn zur Selbſtregierung unfähig ſchien. Affonſo war von Kindheit an allen ernſten Dingen abgeneigt: er trieb ſich am liebſten mit Gaſſenjungen herum und ergötzte ſich an ihren rohen Spielen, die Ermahnungen der Lehrer verachtend. Als er noch kaum den Knabenjahren entwachſen zum Throne berufen ward, ſetzte er die niedrigen Vergnügungen fort: in Geſellſchaft von Raufbolden und Wüſtlingen durchzog er die Straßen, beſuchte verrufene Orte und ſchändete Stand und Geſchlecht durch gemeine Sitten. Antonio Conti, ein Italiener von Geburt, der in der Nähe des Schloſſes einen Laden hielt, wußte ſich die ausſchweifenden Neigungen des fürſtlichen Jünglings zu Nutze zu machen, ſo daß er deſſen ganzes Vertrauen gewann und bald die Stellung, den Einfluß und die Anmaßung eines

begünſtigten Höflings ſich erwarb. Er ward das Haupt und die Seele einer Partei von „Affonſiſten“, welche der Regentin entgegenwirkte und ſie vom Hofe und von den Staatsgeſchäften zu verdrängen ſuchte. Dieſe richtete dagegen ihre Blicke auf den jüngeren Sohn Pedro, der bei des Vaters Tod erſt acht Jahre zählte, ließ ihm eine prächtige Wohnung herſtellen, wo eine angeſehene und gebildete Geſellſchaft ſich um denſelben ſammelte, gab ihm einen Lehrer und Führer aus königlichem Blut und ſann auf Mittel, den Infanten mit Hülfe einiger Reichsbeamten und der Cortes auf den Thron zu heben. Als ſie mit Affonſo einer Staatsrathsſitzung beiwohnte, wurde Conti durch den Herzog von Cadaval in den königlichen Gemächern verhaftet, während ſich andere der einflußreichſten Häupter der Affonſiſten-Partei bemächtigten. Die Gefangenen ſollten zu Schiffe gebracht und nach Braſilien geſchafft werden. Zugleich wurde in der Staatsrathsſitzung eine Beſchwerdeſchrift verleſen, worin die Lebensweiſe des Königs und der verderbliche Einfluß ſeiner Umgebung auf die Regierung in den ſchärfſten Worten gerügt waren. Wüthend vor Zorn entfernte ſich Affonſo nach Alcantara und faßte dort auf den Rath ſeines Kammerherrn, des Grafen von Caſtello-Melhor, eines eben ſo fähigen und gewandten, als intriganten und ehrſüchtigen Edelmannes den Plan, ſeine Mutter aus der Regentſchaft, die ſie trotz der Volljährigkeit des Sohnes immer noch fortführte, zu verdrängen und die Zügel der Herrſchaft in die eigene Hand zu nehmen. Dank der Klugheit des Rathgebers gelang der Plan: Affonſo wurde als Herr und König anerkannt; Caſtello-Melhor trat an die Spitze der Staatsgeſchäfte, die Königin Mutter wurde nach einigen vergeblichen Verſuchen, den Staatsſtreich durch Gegenanſtalten zu vereiteln, genöthigt den Hof zu verlaſſen und ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, wo ſie drei Jahre nachher ſtarb. Ihre Anhänger wurden aus Liſſabon verwieſen, der Hofhalt des Infanten Pedro aus Affonſiſten gebildet, die Staatsämter zuverläſſigen Anhängern des neuen Regiments übertragen.

Die Regentin und Dom Pedro. 1662. Die Regentin entfernt. 1663.

Nun war Graf Caſtello-Melhor unbeſchränkter Gebieter des Miniſterraths und beherrſchte Reich und Hof wie einſt Lerma und Olivarez in Madrid. Und wie wenig er auch bei dem Volke beliebt war, ſeine Umſicht und Geſchicklichkeit in der Verwaltung fand große Anerkennung. Allein den König vermochte er nicht zu einer Veränderung ſeiner Lebensweiſe zu bewegen. Nach wie vor überließ ſich Affonſo den Ausbrüchen ſeiner rohen verwilderten Natur und ergab ſich den größten Ausſchweifungen. Vergebens hoffte Caſtello-Melhor ſeinen Herrn durch eine Vermählung mit einer franzöſiſchen Dame aus königlichem Blut, Marie Françoiſe Eliſabeth von Savoyen-Nemours, einer Enkelin des Herzogs von Vendome, auf beſſere Wege zu bringen; Affonſo zeigte ſeiner Gemahlin keine Zuneigung; und als die Königin ſich mit leidenſchaftlichem Ehrgeiz in die Regierungsgeſchäfte miſchte, als ihre franzöſiſchen Begleiter eine Camarilla am Hofe bildeten, welche die Angelegenheiten in Liſſabon ganz im Sinne und Intereſſe der Pariſer Regierung zu leiten ſuchte, als Dom Pedro und die Partei der

Der König und die Hofintriguen. Juni 1666.

alten Königin am Hofe wieder zu Gunſt und Anſehen gelangten; wurde die Entzweiung und Entfremdung der beiden Ehegatten immer größer. Auch der Einfluß des Grafen ſchwand dahin: der König gab ihm Schuld, daß er ihn zu der ſo widerwärtigen Heirath beredet; die Königin ſuchte ihn aus ſeiner Stellung zu drängen, um die Leitung der öffentlichen Dinge ſelbſt in die Hand zu bekommen. Der Infant entfernte ſich zeitweiſe aus Liſſabon, aber ſeine Beziehungen zu der Schwägerin dauerten ungeſchwächt fort. Affonſo gerieth darüber in Unruhe und Eiferſucht, welche die Mißhelligkeiten in der Familie immer mehr ſteigerten und zu Kabalen und boshaften Zuträgereien Veranlaſſung genug boten. Als der Infant um die Stelle eines Connetable, eines Oberbefehlshabers der geſammten Heeresmacht nachſuchte, wurde Affonſo von dem tödtlichen Argwohn erfaßt, der Bruder und die Gemahlin wollten ihn vom Throne ſtoßen. Daß dieſer Argwohn nicht unbegründet war, trat bald genug zu Tage. Während die Königin auf den Sturz des Günſtlings und des ihm ergebenen Staatsſecretärs Souſa de Maeedo, eines klugen geſchäftsgewandten und patriotiſchen Mannes, hinarbeitete und ſich dazu der Mitwirkung des franzöſiſchen Marſchalls Schomberg, des Befehlshabers der in Liſſabon anweſenden fremden Hülfsarmee verſicherte, ſuchte der Infant bei dem Adel und den Offizieren Parteigenoſſen zu werben. Die Unfähigkeit des Königs für das hohe Herrſcheramt und die Unzufriedenheit über die Mißſtände in dem geſammten Staatskörper führten ihm viele Anhänger zu. Reich und Hof waren durch Factionen geſpalten, durch Intriguen und Verführungskünſte verwirrt; die Spanier, welche die Feindſeligkeiten von Neuem begonnen hatten, rechneten auf den nahen Ausbruch eines Bürgerkriegs in Portugal, der ihnen die Wiedereroberung des Nachbarlandes erleichtern würde; alle Gemüther waren in Aufregung, düſtere Wahrſagungen liefen im Volke umher und mehrten die innere Unruhe.

Die Palaſtrevolution. 1667.

Eine Palaſtrevolution, deren Fäden die Königin und der Infant in Händen hatten, war in Vorbereitung. Der Graf ſuchte den König zu bereden, ſich an die Spitze der ihm ergebenen Regimenter zu ſtellen und den beabſichtigten Staatsſtreich, den der Miniſter vorausſah, durch entſchloſſenes Handeln zu vereiteln; aber Affonſo zeigte weder Muth noch Verſtändniß der Gefahr; er nahm die Worte des Günſtlings ſo gleichgültig hin, daß dieſer ihn ſeinem Schickſal zu überlaſſen beſchloß. Noch in derſelben Nacht ritt Caſtello-Melhor aus Liſſabon weg und entfloh dann, durch Verkleidung ſich unkenntlich machend, in das Ausland. Nun war Antonio de Souſa das Haupt des Miniſteriums und der Affonſiſtenpartei. Allein trotz aller Verdienſte, welche dieſer Staatsmann ſich früher als Geſandter und als Großbeamter erworben, hatte er nie bei dem Volke in Gunſt geſtanden: ſein rauhes, unfreundliches, mürriſches Benehmen entfremdete ihm die Herzen. Als nun das Gerücht ſich verbreitete, Antonio de Souſa ſuche den König zu bereden, ſich ſeines Bruders zu bemächtigen und ihn ins Gefängniß zu werfen, entſtand unter Adel und Volk eine große Aufregung. Man liebte

den Infanten als den Retter und Schirmer der Freiheit, als den einzigen Sprößling, durch den die Dynastie erhalten und fortgepflanzt werden könne. Als nun am Morgen des ersten Oktobers Dom Pedro sich aufmachte, um die Verhaftung des ihm verhaßten Ministers bei dem König durchzusetzen und die Schlingen, die man ihm legen wolle, zu zerreißen, folgte ihm eine Menge Volks aller Stände nach dem Schloß und füllte die Zugänge, die Hofräume und die Corridore. Der König, in seinem eigenen Schlafgemach überrascht und wie ein Gefangener behandelt, fügte sich willenlos der Gewalt: er entließ Antonio de Sousa und Manuel Antunes, einen andern Vertrauten aus seinen Diensten: beide entzogen sich durch nächtliche Flucht dem Volkshaß und hielten sich in der tiefsten Verborgenheit. 1. Okt. 1667.

Nun stand Affonso einsam da, „jung, unkundig der ersten Elemente des menschlichen Wissens, des Lesens und Schreibens, wenig erfahren in den Geschäften, ohne inneren Halt und Stützpunkt, der Spielball ungezügelter Laune und verwilderter Leidenschaft". Daß ein solcher Mann nicht regieren könne, leuchtete Jedem ein; es handelte sich nur darum, eine Form zu finden, wie er ohne ein Verbrechen beseitigt werden könne. Die Cortes wollte er nicht einberufen, aus Furcht, sie möchten seine Absetzung aussprechen; der Vorschlag des Staatsraths, Affonso gleichsam unter Vormundschaft zu setzen, ihm den Titel und die Insignien eines Königs zu lassen, die Regierung selbst aber der Königin und dem Infanten zu übertragen, beleidigte seinen Solz und Herrscherdünkel. Als jedoch die Königin in das Kloster Esperança flüchtete und die Absicht zu erkennen gab, mit ihrem Heirathsgut in ihr Vaterland zurückzukehren, da die Ehe mit Affonso nie vollzogen worden sei, so kam der Staatsstreich zur Ausführung. Am 23. November 1667 begab sich der Infant begleitet von dem Staatsrathe, den Stadtbehörden und einer großen Volksmenge nach dem Palaste und nöthigte den Bruder die mitgebrachte Abdicationsurkunde zu unterzeichnen. Die Cortes, die zu Anfang des neuen Jahres sich versammelten, gaben ihre Zustimmung zu dem Regierungswechsel; doch sollte Pedro bis zum Tode Affonso's nur den Titel „Prinz und Governador" führen. Zugleich wurde die Königin von dem bischöflichen Kapitel in Lissabon und von ihrem Oheim, dem päpstlichen Legaten in Paris von der Ehe mit Affonso, die nach der Versicherung beider Ehegatten niemals vollzogen worden, dispensirt und zur Eingehung einer andern Heirath für berechtigt erklärt. Und nun wurde das von langer Hand angelegte Truggewebe zu Ende geführt. Als die Königin auf die Auslieferung ihres Heirathsgutes drang, um in ihr Vaterland zurückzukehren, begaben sich die Reichsstände und der Stadtvorstand von Lissabon in das Kloster, wo sie noch weilte, um sie zu bitten, daß sie zu des Landes Wohl und des Reiches Erhaltung ihre Hand dem Infanten Pedro reichen möchte. Sie willigte ein und wenige Tage nach Ausfertigung der Scheidungsurkunde wurde die neue Vermählung in der Schloßkapelle und darauf das Beilager in Alcantara gefeiert. Ein päpstliches Breve bestätigte das Geschehene und erklärte die neue Ehe für gültig. König

Affonso's Ausgang. 1667.

23. Nov. 1667.

März 1668.

24—30. März 1668.

Affonſo, der während dieſer Vorgänge im Palaſt gefangen gehalten war, wurde nach der Inſel Terceira geführt; von dort nach mehrjährigem Aufenthalte nach Portugal zurückgebracht, verlebte er die letzten Jahre in ſtumpfſinniger Muße zu Cintra im alten Königsſchloß, bis am 12. Sept. 1683 der Tod ſeinem elenden Daſein ein Ende machte. Von dieſer Zeit an vertauſchte Pedro den Titel eines Regenten mit dem eines Königs von Portugal.

4. Ausbau des Königthums unter Pedro II.

Erneuerung der ſpaniſch-portugieſiſchen Kriege.

Die zerrüttete Lage Portugals erfüllte die Caſtilianer mit neuen Hoffnungen, ſich des abgefallenen Landes wieder zu bemächtigen. Sollte eine weibliche Regentſchaft, ſollte ein faſt blödſinniger König im Stande ſein, den erneuerten Angriffen der ſpaniſchen Heere kräftige Gegenwehr zu leiſten? Sollte das von Parteien zerriſſene Königreich, eine in ſich zerfallene Regierung die unter günſtigen Umſtänden erkämpfte Unabhängigkeit behaupten können? Es war natürlich, daß gleich nach dem Tode Joãos IV. von Spanien aus kräftige Verſuche gemacht wurden, die Herrſchaft wieder zu erlangen. Namhafte Streitkräfte wurden um

April 1657.

Badajoz und Olivenza verſammelt, die Ebenen von Alemtejo als Kriegsſchauplatz auserſehen. Schon im Mai wurde Olivenza von dem unfähigen General Saldanha dem ſpaniſchen Befehlshaber S. German übergeben, ein Verluſt, für den der portugieſiſche Feldherr mit Verbannung nach Indien beſtraft wurde. Im folgenden Jahr zog ſich der Krieg um die Feſtung Elvas zuſammen. Eine dreimonatliche Belagerung in der Winterzeit war für beide Theile verderblich. Hunger und Seuchen geſellten ſich zu den Gefahren der Kämpfe und minderten die Reihen der Waffenträger innen und außen. Mit der bedrängten Stadt war das Schickſal des Reiches verbunden; daher ermannten ſich die Portugieſen zu großen Anſtrengungen. Die Blüthe der Jugend aus dem ganzen Reiche, die Studirenden von Coimbra und Evora, ſtellten ſich unter das nationale Banner.

Schlacht bei Elvas. 14. Jan. 1659.

Dieſer Aufſchwung trug ſeine Früchte. In einer blutigen Schlacht im Angeſicht von Elvas trugen die Portugieſen unter Antonio Luiz de Menezes einen glänzenden Sieg davon. Zweitauſend Spanier lagen todt auf dem Waffenfelde; noch größer war die Zahl der Gefangenen; wie Flüchtlinge zogen die Geſchlagenen nach Badajoz zurück. Aber auch die Portugieſen hatten manchen tapfern Kriegsmann zu betrauern. Es war ein nationaler Kampf ohne fremde Hülfsmannſchaften; daher fiel die Waffenehre allein den Portugieſen zu; ſelbſt die Spanier bewunderten die Ausdauer und den Heldenmuth, womit zu gleicher Zeit vor Elvas und in der nördlichen Grenzfeſtung Monção die feindlichen Krieger für Vaterland und Freiheit ſtritten.

Portugal und der pyrenäiſche Friede.

Und dennoch war die Unabhängigkeit Portugals gerade damals in der größten Gefahr. Wie viele Mühe ſich der portugieſiſche Geſandte in Paris, Graf de Soure gab, durch Denkſchriften und mündliche Beſprechungen den Car-

dinal Mazarin zu bewegen, daß Frankreich bei den Friedensunterhandlungen mit Spanien auf der Selbständigkeit des befreundeten Königreichs bestehen möchte; er machte mit seinen Vorstellungen auf den Cardinal geringen Eindruck: der Pyrenäische Friede wurde abgeschlossen, ohne daß Portugal in den Vertrag aufgenommen worden; Frankreich entzog der Regierung in Lissabon jede weitere Kriegshülfe und Unterstützung und erkannte die volle Souveränetät Philipps IV. in dem gesammten Umfange der spanischen Monarchie an, wie sie vor dem Jahr 1641 bestanden; es schien als ob man in Paris wie in Madrid vergessen habe, daß seit bald zwanzig Jahren ein unabhängiges Königreich Portugal bestand. Nur aus besonderer Rücksicht für den nunmehr befreundeten und verbündeten französischen Hof versprach die spanische Regierung, sich mit der Herstellung der ehemaligen Zustände zufrieden zu geben und alles, was seit 1640 in Portugal geschehen sei, mit dem Schleier des Vergebens und Vergessens zu bedecken. 7. Nov. 1659.

So schlimm war jedoch die Sache nicht gemeint. Mazarin's Hauptanliegen bei Abschluß des Pyrenäischen Friedens war die spanische Heirath zu Stande zu bringen; als er dieses Ziel erreicht hatte, drückte er in Bezug auf die portugiesischen Angelegenheiten ein Auge zu. Allerdings wurden von der französischen Regierung alle Werbungen für Lissabon untersagt und die in portugiesischen Diensten stehenden französischen Soldaten zur Rückkehr aufgefordert: aber konnte man denn verhüten, daß Türenne, daß Schomberg, daß Guise und andere Magnaten mit der portugiesischen Gesandschaft freundlichen Verkehr unterhielten, daß gegen sechshundert Offiziere und Edelleute sich zu dem Grafen von Soure nach Havre de Grace begaben, dort zu portugiesischen Kriegsdiensten sich verpflichteten und von freiwilligen Soldaten begleitet unter dem Oberbefehl des Grafen von Schomberg auf portugiesischen und englischen Schiffen nach Lissabon abfuhren! Wir können doch nicht verhindern, sagte Mazarin zu dem sich über Vertragsbruch beklagenden spanischen Gesandten, daß der Marschall von Türenne sich des portugiesischen Hofes annimmt; und was den General Schomberg betrifft, so ist dieser ein Fremdling, der auf eigene Hand in Kampf und Krieg zieht. Hat es nicht von jeher Condottieri gegeben, die als Feldhauptleute bald da bald dort Waffenthaten ausführten? Unter der Hand begünstigte der Pariser Hof den Heirathsplan Karls II. von England mit der portugiesischen Infantin Katharina, um dem Lissaboner Königthum englische Hülfe zu verschaffen. Haltung des Pariser Hofes. Okt. 1660.

So hatte denn der Waffengang zwischen Spanien und Portugal seinen Fortgang. Philipp IV. schickte seinen natürlichen Sohn, den kriegskundigen Don Juan d'Austria mit einer Armee von 20,000 Mann Kerntruppen nach Badajoz, um von dort aus Portugal zu erobern. Es gelang dem jungen Kriegshelden sich in den Grenzlandschaften festzusetzen, die Städte, Felder und Ortschaften von Alemtejo wurden mit grausamer Verwüstung heimgesucht, die weiten Ebenen in Wüsteneien verwandelt. Aber er durfte es nicht wagen, nach der Hauptstadt vorzudringen, weil der zum Oberfeldherrn ernannte Schomberg ver- Fortgang des Kriegs 1661. 1662.

ſchanzte Lager bezogen hatte, um die einheimiſchen Truppen abzuhärten und ihre Zahl zu mehren. Erſt im dritten Jahr des Feldzuges, nachdem das ſpaniſche Heer mit friſchen Zuzügen verſtärkt worden, beſchloß Don Juan d'Auſtria einen entſcheidenden Plan zu unternehmen. Die wichtige Stadt Evora wurde zu einer
Mai 1663. wenig ehrenhaften Capitulation gezwungen; ſeine Vorhut bedrohte ſchon die Hauptſtadt, wo die Unruhe und Aufregung ſich in Volkstumulten Luft machte. Aber auch dieſer Gefahr entging das Königreich. Mit Hülfe des damals allmächtigen Miniſters Caſtello-Melhor brachte Schomberg ein namhaftes Heer zuſammen, dem der engliſche König, um der bei ſeiner Vermählung mit der Infantin Katharina eingegangenen Verpflichtung zu genügen, zweitauſend Fußgänger und tauſend Reiter nebſt zehn Kriegsſchiffen beifügte. Da die parlamentariſchen Bewilligungen nicht hinreichend waren, gewährte Ludwig XIV. heimlich zwei Millionen Livres.

Schlacht bei Amexial. 8. Juni 1663. Von dieſem Heer wurden unter Schombergs Oberbefehl die Spanier bei Amexial angegriffen und vollſtändig aufs Haupt geſchlagen. 4000 Todte deckten das Waffenfeld, darunter viele Offiziere, noch größer war die Zahl der Gefangenen; Geſchütz, Waffen, Kriegskaſſe und zahlreiche Fahnen und Standarten fielen in die Hände der Sieger, unter denen die Engländer, lauter Veteranen aus ſchottiſchen Garniſonen, ſich beſonders hervorthaten. Nur entmuthigte Ueberreſte konnte der zürnende Feldherr nach Badajoz zurückführen. Evora und alle Eroberungen des Jahres gingen wieder verloren. „Durch dieſe Schlacht wurde dem Braganza das bisher noch wankende Reichsdiadem befeſtigt." Kein Wunder daß die Kunde davon in der Hauptſtadt mit unermeßlichem Jubel vernommen ward. Von der Zeit an war der Stern der Unabhängigkeit Portugals im Aufgehen. Als Schomberg und der Marquez von Marialva kurz vor dem Tode des caſti-
17. Juni 1665 liſchen Königs Philipp IV. dem ſpaniſchen Heere bei Montes elaros in der Nähe von Villa-Viçoſa, dem Stammſitze der Familie Braganza eine neue große Niederlage beibrachten, war an der dauernden Exiſtenz des Königreichs Portugal nicht mehr zu zweifeln.

Unterhandlungen und Friedensſchluſſe. 1667—69. Der Sieg bei Montes Claros förderte die Friedensverhandlungen, die bereits in die verſchlungene „Irrgänge der Diplomatie" eingelaufen waren. Seitdem eine franzöſiſche Edeldame im Schloſſe zu Liſſabon Hof hielt und die ſchlummernden Sympathien für ihr Heimathland neubelebte, zeigte auch Ludwig XIV. mehr Eifer, von den Banden des Pyrenäiſchen Friedens ſich zu befreien. Sein Geſandter Saint-Romain gab ſich alle Mühe, mit Hülfe der Königin das alte Bundesverhältniß zwiſchen Portugal und Frankreich wieder herzuſtellen. Es gelang dem gewandten Diplomaten, die gereizte Stimmung, die ſeit dem genannten Frieden in Liſſabon gegen die franzöſiſche Regierung obwaltete, zu zer-
31 März 1667. ſtreuen und ein Bündniß zu Schutz und Trutz zum Abſchluß zu bringen, das beiden Staaten zum Vortheil gereichte. Denn wir werden bald erfahren, daß nach dem Tode Philipps IV. der König von Frankreich mit Forderungen hervor-

trat, die zu einem neuen Krieg mit Spanien führten. Da war es denn der Pariſer Regierung ſehr erwünſcht, daß ſich der Hof von Liſſabon bereit finden ließ, mit ihr Hand in Hand zu gehen, daß Portugal ſich im Gegenſatz zu den Friedensbemühungen des engliſchen Geſandten Southwell zur Fortſetzung des Krieges gegen Caſtilien verpflichtete unter der Bedingung franzöſiſcher Hülfeleiſtung durch Geld und Truppen. Um die Zeit, da der Prinz-Regent Pedro nach dem Wunſche der Nation die Zügel der Herrſchaft ergriff, war Liſſabon der Schauplatz aufgeregter diplomatiſcher Thätigkeit. Während die Königin und Saint-Romain für eine wirkſame Unterſtützung Frankreichs durch kriegeriſches Vorgehen gegen Caſtilien arbeiteten, ſuchte der engliſche Geſandte einen raſchen direkten Frieden zwiſchen den Nachbarſtaaten herbeizuführen, damit die herrſchſüchtigen Pläne des franzöſiſchen Machthabers durchkreuzt würden. In Madrid, wo jetzt gleichfalls eine weibliche Regentſchaft an der Spitze der Staatsgeſchäfte ſtand, zeigte man ſich den engliſchen Friedensvorſchlägen ſehr entgegenkommend, um mit ungetheilten Kräften ſich gegen Frankreich wenden zu können. Auch wirkten mehrere ſpaniſche Granden, die bei Montes Claros in portugieſiſche Gefangenſchaft gerathen waren, für das Gelingen von Southwells Bemühungen. Dennoch wäre wohl der Hof von Liſſabon in Anbetracht der früheren Dienſte franzöſiſcher Offiziere, insbeſondere des Grafen Schomberg während des Unabhängigkeitskrieges, bei dem ſo eben abgeſchloſſenen Bündniß mit Ludwig XIV. beharrt und hätte die Geſchicke des eigenen Landes an die mächtige franzöſiſche Monarchie geknüpft; hätte nicht die Nation ſelbſt ſich in energiſchen Kundgebungen für den Frieden ausgeſprochen. Die Stadtbehörden von Liſſabon, die Cortes, die Geiſtlichkeit, die geſammte öffentliche Meinung drangen darauf, daß man die günſtigen Umſtände zum Abſchluß eines dauernden Abkommens benutze, welches der Kriegsnoth ein Ende machen und die Unabhängigkeit des Reiches ſicher ſtellen würde. Auch der Staatsrath trat dieſer Anſicht bei und erſuchte den Prinz-Regenten, Bevollmächtigte zur Aufrichtung des Friedens mit Spanien zu ernennen. So wurde am 13. Februar 1668 der Vertrag von Liſſabon abgeſchloſſen, durch welchen Portugal als unabhängiges ſouveränes Königreich von Spanien anerkannt ward. Zwiſchen beiden Staaten ſollte Frieden und Freundſchaft beſtehen, die Grenzen und auswärtigen Beſitzungen ſollten nach dem thatſächlichen Beſtand feſtgeſetzt werden und der König von England als Vermittler und Friedensſtifter den Vollzug der Artikel gewährleiſten. Nur Ceuta blieb im Beſitz von Spanien und Tanger war ſchon in dem Ehecontrakt mit König Karl II. an England überlaſſen worden. Im folgenden Jahr wurde auch nach langen Unterhandlungen und vielen Streitigkeiten zwiſchen Portugal und den niederländiſchen Generalſtaaten eine Vereinbarung getroffen, kraft deren die Republik gegen Entſchädigung und mancherlei Handelsvortheile und Gegengewährungen den Portugieſen den vollen Beſitz von Braſilien und den Reſt der oſtindiſchen Colonien zuſicherte.

13. Febr. 1668.

31. Juli 1669.

Pedro als Prinz-Regent 1667–83

So war denn die Exiſtenz des Königreichs Portugal für Gegenwart und Zukunft ſicher geſtellt. Die Errungenſchaft der Selbſtändigkeit war das Reſultat der Anſtrengungen und der Willenskraft der geſammten Nation in allen ihren Ständen und Wortführern. Nur dem patriotiſchen Aufſchwung und dem Zuſammenwirken aller Kräfte im Felde wie im inneren Staatsleben war der große Erfolg, war die Gründung eines freien unabhängigen Staats zu danken, nicht der genialen Kraft oder dem energiſchen Ehrgeize eines Einzelnen. Dadurch wurde die ganze Nation, insbeſondere die leitenden Organe von einem Selbſtgefühl, von einem Bewußtſein der eigenen Bedeutung erfüllt, daß der Staat mehr einem Gemeinweſen mit einer ſelbſtgeſchaffenen Regierung als einer Monarchie glich. Wie ſollte auch bei der Entzweiung und Parteiung in der königlichen Familie und unter den herrſchenden Perſönlichkeiten eine ſtarke Autorität ſich ausbilden können? Der engliſche Geſandte, Sir Robert Southwell drückt in einem Briefe an den Staatsſecretär Lord Harlington ſeine Verwunderung aus, daß das portugieſiſche Volk ſo wenig Gehorſam und Unterwürfigkeit gegen Geſetz und Obrigkeit zeige, und die Königin entſchuldigt den Prinz-Regenten Pedro bei Ludwig XIV. wegen Abſchließung des ſpaniſchen Friedens mit der Bemerkung, derſelbe habe nicht anders handeln können, weil ſeine Macht zu ſchwach ſei und die Stände alle Gewalt an ſich geriſſen hätten. Auch nach Herſtellung des Friedens konnte der Regent wenig für die Stärkung der monarchiſchen Autorität thun; denn war nicht der legitime König Affonſo noch am Leben und konnte ihm als Schreckbild entgegengehalten werden? Die Volksgunſt iſt ein wandelbares Weſen, um ſo unzuverläſſiger, je mehr ſie durch Nachgiebigkeit und Schmeichelei gewonnen und erhalten werden muß. So ſtand die Staatsgewalt wie ein ſchwankendes Rohr den Launen und Leidenſchaften des Volkes, den Anmaßungen und Uebergriffen der Geiſtlichkeit und der Stände, den Intriguen des Auslandes machtlos gegenüber.

Regierung und Geiſtlichkeit.

Zwiſchen dem Jeſuitenorden und der Inquiſition brach ein heftiger Streit aus. Durch die geſchäftige Thätigkeit des klugen und gewandten Paters Antonio Vieira, der ſich einer Anklage des heil. Officiums in Liſſabon durch die Flucht nach Rom entzog, wurde der päpſtliche Stuhl bewogen, für die Väter der Geſellſchaft Jeſu Partei zu nehmen: er ſanktionirte ein auf Anregung des Beichtvaters Dom Pedros und eines Jeſuiten-Provinzials erlaſſenes Edikt der Regentſchaft, kraft deſſen die „Neuchriſten" oder heimlichen Juden nicht ferner durch die Inquiſition bedrängt oder verfolgt werden ſollten. Es war kein Geheimniß, daß ſowohl das Edikt als die Beſtätigung durch namhafte Geldſummen von Seiten der portugieſiſchen Judenſchaft erzielt worden war. Die Inquiſition wollte ſich dieſe Beſchränkung ihrer bisherigen Gewalt nicht gefallen laſſen; und da das portugieſiſche Volk theils aus alter Gewohnheit theils aus Haß gegen die Juden auf Seiten des heiligen Gerichtshofes ſtand, der päpſtliche Stuhl ohnedies wegen ſeiner Parteilichkeit für den caſtiliſchen Hof und ſeiner eigenmächtigen Eingriffe in die nationalen Rechte bei den geiſtlichen und den weltlichen Ständen unbeliebt geworden
1674. war, ſo fand die neue Verordnung heftigen Widerſtand. Tumultuariſche Auftritte unterſtützten die Oppoſition der Biſchöfe und der Cortes. Volkshaufen durchzogen die

Stadt mit dem Ruf: „Es lebe König Affonso! Tod den Juden und Verräthern!“ Anonyme Schmähschriften mehrten die Aufregung, bis das Toleranzedikt widerrufen und durch ein päpstliches Breve die Wirksamkeit der Inquisitionsgerichte hergestellt ward.

Portugals Stellung gegenüber Frankreich u. Spanien.

In der bewegten Zeit der siebenziger Jahre, als durch den Herrscherstolz Ludwigs XIV. ganz Europa unter die Waffen gerufen wurde, war Lissabon ein Hauptheerd politischer Intriguen und diplomatischer Thätigkeit. Spanien, Frankreich, England bemühten sich um die Wette, die portugiesische Regierung zu Bündnissen zu bewegen. Ludwig XIV. hatte einflußreiche Alliirte an den Jesuiten und an den zahlreichen französischen Damen, welche in die Familien des höchsten Adels verheirathet waren; und auch die Königin Marie Francisca und ihr Gemahl Pedro neigten zu Frankreich; aber die Furcht vor den Intriguen des spanischen Hofes, der sich auf die klerikalen und popularen Sympathien stützen und leicht eine Gegenrevolution zu Gunsten Affonso's hervorrufen konnte, nöthigte ihn, mit seinen Neigungen zurückzuhalten und vor Allem die Wünsche der Nation und der Cortes zu beachten. Diese waren aber auf Neutralität und Frieden gerichtet: Nur durch eine parteilose Haltung in dem Weltkampfe könne Portugal Zeit und Muße gewinnen, sein Staatsleben zu ordnen und auszubauen, die Wunden, die der Krieg geschlagen, zu heilen, die Autorität der Krone und die Herrschaft der Gesetze zu kräftigen. Der Königin, die mit ihrem Herzen stets an Frankreich hing und auf ihren Gemahl und die Regierung immer einen entscheidenden Einfluß übte, war diese zurückhaltende Politik keineswegs nach dem Sinne; allein durch ein gewagtes Eingreifen gegen die Stimme des Landes hätte sie leicht die portugiesische Krone ihrer Dynastie aufs Neue gefährden können. Sie begnügte sich daher, in Briefen ihre Ehrfurcht und Neigung für Ludwig XIV. auszusprechen und dem französischen Gesandten Saint-Romain bei jeder Gelegenheit ihre Gunst zu erweisen. Erst bei ihrem Tode, der drei Monate nach dem 27. Decbr. 1683. des gefangenen Affonso eintrat, verschwand das Uebergewicht Frankreichs in Lissabon. Der neue König Pedro II., nicht länger durch die Furcht vor dem königlichen Bruder beunruhigt, näherte sich wieder dem spanisch-österreichischen Herrscherhause. Er zerriß die Bande, die man ihm durch einen neuen französischen Ehebund anlegen wollte, und vermählte sich, nachdem er über drei Jahre die heimgegangene Gattin betrauert hatte, mit der Prinzessin Maria Sophie von Pfalz-Neuburg, aus einem der habsburgischen Dynastie befreundeten Hause. Als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, war die Allianz von Portugal von großer Bedeutung, daher war die Residenz in Lissabon der Schauplatz eifriger Bewerbungen und heftiger Intriguen. König Pedro suchte lange seine neutrale Stellung zu behaupten; erst nach vielen diplomatischen Gängen trat er auf die Seite der Gegner Frankreichs. Seit dem Tode Affonso's konnte Pedro II. mit mehr Muth und Erfolg an die Kräftigung des Thrones Hand anlegen. Die Zeit neigte dem Absolutismus zu; sollte das monarchische Prinzip nicht auch in Portugal schärfer ausgeprägt werden? Die Cortes, die während der Revolution und der darauf

Pedro II. als König 1683—1705.

folgenden Kämpfe und Stürme große Macht erlangt und häufig genug der Politik und Verwaltung die entſcheidende Richtung gegeben, wurden nun bald dem Fürſtenhaus Braganza beſchwerlich. Ihre Einberufung unterblieb allmählich, João V. 1705—1750. und Pedro's Nachfolger João V. regierte wie ein Herr, „der von Gott und Rechtswegen König iſt".

5. Spanien unter König Karl II.

Die Regentſchaft. 1665—1675. Am 15. September 1665 ging König Philipp IV. von Spanien aus der Welt. Seine zweite Gemahlin Maria Anna von Oeſterreich, Schweſter des 6. Nov. 1661. Kaiſers Leopold, hatte ihm nach langer unfruchtbarer Ehe einen Infanten geboren, der bei dem Tode des Vaters erſt im vierten Jahre ſtand, und körperlich Karl II. 1665—1700. wie geiſtig ganz unentwickelt war. Der neue König Karl II., das ſchwächſte Reis des Habsburger Stammes auf dem Herrſcherthron in Madrid, ſollte nach Philipps IV. Anordnung bis zu ſeiner Volljährigkeit unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter ſtehen und dieſer ein Regentſchaftsrath von ſechs Mitgliedern beigeordnet ſein, die der verſtorbene König ſelbſt in ſeinem Teſtamente ernannt hatte. Als aber Maria Anna ihrem Beichtvater, einem Jeſuiten aus Oeſterreich, Johann Eberhard Neidhard, der ſie bei ihrer Vermählung nach Spanien begleitet hatte, ihr ganzes Vertrauen zuwandte, ihm die Stelle eines Großinquiſitors ertheilte und in den wichtigſten Staatsgeſchäften ſich gänzlich von ihm leiten ließ, ohne die übrigen Regentſchaftsräthe beizuziehen oder auf ihre Anſichten und Gutachten Rückſicht zu nehmen; da regte ſich in der Bruſt der ſpaniſchen Granden der Nationalſtolz und das Gefühl ungerechter Zurückſetzung. Es bildete ſich eine patriotiſche Partei, an ihrer Spitze der als Feldherr und Staatsmann gefeierte Infant Don Juan d'Auſtria, der anerkannte und begünſtigte Nebenſohn Philipps IV. und der ſchönen Schauſpielerin Maria Calderon, eine Partei, welche dem Frauen- und Jeſuitenregiment ſcharfe Oppoſition machte. Die kriegeriſchen Verwickelungen mit Frankreich, die wir im nächſten Abſchnitt werden kennen lernen, die neuen Waffengänge in Portugal, die ſchwierige Lage des ſpaniſchen Reiches gegenüber dem eigenmächtigen ehrſüchtigen Monarchen in Paris mußten, da ſie dem ſpaniſchen Staate nur Unfälle und Laſten eintrugen, den Unwillen Neidhard entfernt. des eingebornen Adels gegen den Günſtling vermehren. Don Juan, der auf das Gerücht, daß man ihn in Segovia in Gewahrſam bringen wolle, nach Catalonien entfloh, ſtellte endlich der Königin-Regentin die allgemeine Unzufriedenheit der Nation und die drohende Stimmung ſo nachdrücklich vor Augen, daß ſich Maria Anna genöthigt ſah, den geiſtlichen Rathgeber zu entlaſſen. Neidhard begab ſich nach Rom, wo er durch den Einfluß ſeiner Gebieterin zum Cardinal erhoben, Schriften zu Gunſten des Dogma von der unbefleckten Empfängniß der Gottesmutter verfaßte, von Papſt Clemens X. und Innocenz XI. begünſtigt, aber von dem ſpaniſchen Haß bis zu ſeinem Tod (1680) verfolgt.

Und allerdings war dazu Veranlaſſung vorhanden. Denn wie einſt Mazarin von Köln aus Frankreich fortregierte, ſo übte auch Neidhard nach wie vor auf die Königin Mutter den größten Einfluß; ſie unterhielt durch den Geheimſchreiber Valenzuela, dem ſie jetzt zum neuen Verdruß der ſpaniſchen Edlen die Leitung der Staatsgeſchäfte in die Hand gab, mit dem abweſenden Cardinal eine lebhafte Correſpondenz. Don Juan vermochte weder bei der Regierung noch im Felde eine Verwendung zu erlangen, die ſeinen Anſprüchen und ſeinem Ehrgeize genügt hätte. Seine Ernennung zum Vicekönig von Aragonien konnte eher als eine ehrenvolle Verbannung, denn als eine Auszeichnung betrachtet werden. So verzehrte der Mann, der wenn auch ohne hervorragende Talente doch die Wünſche und Hoffnungen der Nation in ſich vereinigte und ſchon als eingeborner Grande der Liebling des ſpaniſchen Adels und Volkes war, ſeine beſten Kräfte in untergeordneten Stellungen, während die Königin Mutter, auch nachdem Karl II. die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, den höchſten Einfluß auf die Staatsgeſchäfte und die Politik übte. Denn der junge König, unter weiblicher Umgebung herangewachſen, von Natur kränklich, durch mangelhafte Erziehung verzärtelt und auch geiſtig verwahrloſt, zeigte wenig Kraft und Fähigkeit für das hohe Herrſcheramt, zu dem ihn die Geburt berufen. Seine Geſundheit war ſo wechſelnd, daß man ſich zuletzt ganz daran gewöhnte, ihn bald am Rande des Grabes, bald kurz nachher eifrig der Jagd und den anſtrengendſten Prozeſſionen obliegen zu ſehen. Der melancholiſche Ausdruck ſeines Angeſichtes verrieth die leidensvolle Conſtitution ſeines Körpers, die Stumpfheit und Leere ſeines Geiſtes. Ohne alle Lebensfriſche und höhere Intereſſen verbrachte er ſeine Tage in dem tödtenden Einerlei der Hofetikette und unter ſtrenger Beobachtung der Religionsvorſchriften. Gutmüthig, leutſelig und freundlich gegen Jedermann war er bei dem ſpaniſchen Volke ſehr beliebt; aber unfähig zur Arbeit und ohne Urtheil in den Angelegenheiten des Staats, war er gänzlich von fremder Leitung abhängig. Einmal gelang es der vaterländiſchen Partei, dem König die Augen zu öffnen über die unwürdige Stellung, die er unter dem weiblichen Regimente einnahm. Durch eine Art Palaſtrevolution wurde die Königin Mutter und ihr Günſtling Valenzuela vom Hofe entfernt und Don Juan d'Auſtria von ſeinem königlichen Halbbruder an die Spitze des Miniſterrathes geſtellt. Aber nun zeigte es ſich, daß die Gaben des Infanten nicht ſo bedeutend waren, wie ſeine Verehrer ſie geſchätzt hatten, oder daß ſeine Lebenskraft frühe abgenommen hatte; er war der Laſt der Geſchäfte nicht mehr gewachſen und ſank nach einigen Jahren ins Grab. Triumphirend kehrte nun die Königin Mutter aus dem Kloſter von Toledo, wohin ſie durch Juan verwieſen worden, wieder an den Hof zurück, um ihr Intriguenſpiel im Intereſſe Oeſterreichs von Neuem zu beginnen. Der Infant erlebte nicht einmal mehr die Ankunft der franzöſiſchen Braut des Königs, der jugendlich ſchönen Marie Louiſe von Orleans, der Nichte Ludwigs XIV., durch

Die Königin-Mutter und Don Juan d'Auſtria.

17. Sept. 1679.

welche er ſeinen Halbbruder von dem öſterreichiſchen Einfluß zu befreien gehofft hatte.

Königreich u. Hof unter Karl II.

Don Juans Nachfolger im Miniſterium war der Herzog von Medina Celi. Und faſt war es gleichgültig, wer an das Staatsruder kam, denn an eine eingreifende Reformthätigkeit war nicht zu denken. „Das allgemeine Elend in Caſtilien war zu groß, das Regierungs-Syſtem zu zerrüttet, als daß irgend Ein Mann hätte helfen können“. Bei jeder Veränderung handelte es ſich nur um einen Wechſel der Hofparteien; die Regierung hatte kein anderes Ziel, keine andere Aufgabe, als das morſche Reich vor gänzlichem Zuſammenbrechen zu bewahren. Der ſpaniſche Staat krankte an tiefwurzelnden unheilbaren Uebeln. Der Geldmangel war aufs Höchſte geſtiegen; die Regierung im Innern wie in den Kolonien ohne Kraft und Anſehen, und dabei ein eroberungsſüchtiger Monarch auf Frankreichs Thron, der in den drei Kriegen, die wir bald näher kennen lernen werden, eine Strecke Landes nach der andern von dem ſpaniſchen Reiche losriß, und ſchon während der Regierungszeit des ſchwachen Karl II., deſſen frühzeitigen Hingang man mit Sicherheit erwarten konnte, Vorbereitungen traf, den Thron in Madrid dereinſt an ſein eigenes Haus zu bringen. Als ſich das ſpaniſche Cabinet zur Theilnahme an dem zweiten Krieg der europäiſchen Mächte gegen Ludwig XIV. genöthigt ſah, war der Staatshaushalt in der größten Zerrüttung. „Man konnte die laufenden Bedürfniſſe ohne Geldanleihen nicht beſtreiten, und Geld erhielt die Regierung kaum zu fünfzehn Procent“. Die Armee war in dem elendeſten Zuſtande. In Banden vereinigt, ſchreibt ein franzöſiſcher Augenzeuge, durchziehen die Soldaten die Provinzen und fordern auf den Landſtraßen Almoſen von den Vorübergehenden oder ſuchen die Klöſter heim; die Feſtungen ſind ohne hinreichende Garniſonen und Vertheidigungsmittel. — In Weſtindien und Amerika vereinigten ſich die Buccaniers, Flüchtlinge und Auswanderer aller Nationen, zu einer Piratengenoſſenſchaft, welche Städte wie Portobello und Panama in Beſitz nahm und zu einem ſelbſtändigen wehrhaften Gemeinweſen ſich ausbildete. Wie ſehr immer der einſichtsvolle und thatkräftige Graf von Oropeza, der nach Medina Celi den Vorſitz im Miniſterium führte, bemüht war, die verzweifelte Finanzlage zu beſſern, indem er einen fortdauernden Münzfuß einführte, eine Menge nutzloſer und überflüſſiger Stellen aufhob, in dem öffentlichen Haushalt einige Ordnung herzuſtellen ſuchte; dem ſpaniſchen Staat war nicht mehr zu helfen; die Weltherrſchaft der Habsburger in dem Pyrenäenreich ging dem Ende entgegen, Spaniens Rolle in dem Drama der Weltgeſchichte war ausgeſpielt. Die feurige und frohſinnige junge Königin verlebte, trotz der großen Zuneigung ihres Gemahls, trübe Tage an dem langweiligen einförmigen Hofe, von den öſterreichiſchen Parteigenoſſen gehaßt und geläſtert, von boshaften Intriguen umſtrickt. Mit höchſter Spannung erwartete das Land einen Thronerben; denn wenn die ſpaniſch-habsburgiſche Dynaſtie ausſtarb, ſo war die Succeſſion in Frage geſtellt und große Verwirrungen ſtanden in Aus-

ſicht. Eine Theilung des Reichs zwiſchen Frankreich und Oeſterreich war der Nation ein unerträglicher Gedanke. Hatten doch ſchon die alten caſtiliſchen Geſetze Alfonſo's X, die in der Folge auf die ganze Monarchie ausgedehnt wurden, die Untheilbarkeit des Reiches feſtgeſtellt und deshalb in Ermangelung männlicher Erben das Succeſſionsrecht der Töchter eingeräumt. Aber Maria Louiſe, deren Ankunft man mit dem Volksfeſte einer Judenverbrennung gefeiert, ging kinderlos aus der Welt, zum großen Schmerz des Volkes. Man trug ſich 1689.
mit finſtern Gerüchten, ihre Unfruchtbarkeit ſei durch künſtliche Mittel herbeigeführt worden, die eine treuloſe, von der Gegenpartei erkaufte Hofdienerin der Königin beigebracht. Im nächſten Jahre ſchloß Karl eine zweite Ehe mit Maria 1690.
Anna von Pfalz-Neuburg, Schweſter der dritten Gemahlin Kaiſer Leopolds und der Königin von Portugal, einer ſtolzen ſelbſtbewußten Frau von Verſtand, Bildung und leidenſchaftlichem Weſen. Nun traten die franzöſiſchen Sympathien, die eine Zeitlang vorgewaltet hatten, wieder mehr zurück und die Hinneigungen zu dem verwandten Hofe in Wien und zu dem Kurfürſten Max Emanuel von Bayern erlangten das Uebergewicht. Doch auch die zweite Gemahlin gebar dem Schwächling keine Kinder. Je mehr aber die Hoffnung auf Nachkommenſchaft dahinſchwand, deſto brennender wurde die Frage über die künftige Succeſſion in Spanien. Jahrelang beſchäftigte man ſich an den Höfen und in der Diplomatie aufs Angelegentlichſte mit der in Ausſicht ſtehenden Erledigung des Thrones in Madrid; und noch bei Lebzeiten Karls II. wurden die Verhandlungen, Intriguen und Allianzen eingeleitet, die nach ſeinem Tod den ſpaniſchen Erbfolgekrieg und die dynaſtiſche Veränderung in der Halbinſel herbeiführten. Ohne alle Rückſicht auf den Willen der Nation und auf die alten Reichsgeſetze, ja ſelbſt ohne Wiſſen und Mitwirkung des Königs ſchloſſen die Cabinete Erbſchafts- und Theilungsverträge über die ſpaniſche Thronfolge. Die ganze europäiſche Politik bewegte ſich um den hochwichtigen „großen Fall", der endlich mit dem neuen Jahrhundert eintrat. Das Habsburgiſche Haus ging in Spanien wie ein Schatten vorüber. „Träge und kraftlos, unfähig ſich zu geiſtiger Thätigkeit wie zu geiſtigen Genüſſen zu erheben, ſaß Karl II. auf dem Throne von Madrid, der umleuchtet von den Flammen des letzten Auto da Fé unter ihm zuſammenbrach." Die ſpaniſch-habsburgiſche Weltmonarchie hatte fortan nur noch in der geſchichtlichen Vergangenheit eine Stelle.

II. Italien und Sicilien.

1. Die Großmächte und der Kirchenſtaat.

Politiſche Stellungen.

Wenn das Stamm- und Hauptland der ſpaniſch-habsburgiſchen Monarchie unter dem vierten Philipp immer mehr in Verfall gerieth, wie mußten erſt die italieniſchen Nebenländer herunterkommen, welche der König nie beſuchte, die nur

beſtimmt waren, dem ſpaniſchen Adel Aemter und Einkünfte zu liefern und die leeren Kaſſen in Madrid zu füllen? Wenn ſich dennoch in Mailand, in Neapel, auf Sicilien und Sardinien das ganze Jahrhundert hindurch die ſpaniſche Herrſchaft erhielt, ja noch immer eine dominirende Stellung in dem Apenninenlande behauptete, ſo lag die Urſache davon weniger in der eigenen Kraft als in der ſtaatlichen Zerriſſenheit und den verlotterten Zuſtänden des öffentlichen Lebens in Italien. Wir haben im vorigen Bande an verſchiedenen Orten die politiſche und ſociale Lage der Halbinſel im Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts kennen gelernt, des Kirchenſtaats (S. 79—83), des Königreichs Neapel und Sicilien und des Herzogthums Mailand (S. 97—104), ſowie der übrigen Staaten und Dynaſtien in den oberen und mittleren Landſchaften (S. 305—331). Dieſe Zerbröckelung des öffentlichen Lebens, die vielgetheilten Intereſſen, die durch Traditionen, durch perſönliche und verwandtſchaftliche Bande genährten Sympathien und Antipathien der fürſtlichen Familien gaben dem ſpaniſch-öſterreichiſchen Hauſe die Möglichkeit an die Hand, in allen Landestheilen einflußreiche Verbindungen zu knüpfen und zu erhalten, bei allen politiſchen Verwickelungen Coalitionen zu ſeinen Gunſten zu Stande zu bringen. Die Beziehungen zum Kirchenſtaat Rom waren freilich nicht immer gleich freundſchaftlich und gleich günſtig für das Habsburger Herrſcherhaus, da bei dem häufigen Wechſel des Pontificats und dem damit verbundenen Emporkommen neuer Nepotenfamilien auch die politiſchen Syſteme im Vatican durch perſönliche Neigungen und Einflüſſe bald nach dieſer bald nach jener Seite gelenkt wurden. Wir wiſſen, wie ſchroff der willenskräftige Papſt Urban VIII. Partei nahm gegen die öſterreichiſch-ſpaniſche Politik in dem Augenblick, da Kaiſer Ferdinand II. Alles einſetzte, dem Katholicismus die Alleinherrſchaft in Europa zu verſchaffen, und das Madrider Cabinet dem Verwandten in Wien eifrig zur Seite ſtand (XI, 81 f.); wie dagegen der päpſtliche Stuhl unter ihm und ſeinen drei nächſten Nachfolgern (Innocenz X; Alexander VII. (Chigi), Clemens IX. (Roſpigliosi)) bei der Losreißung Portugals von der ſpaniſchen Monarchie ſich für das legitime Recht Philipps IV. ausſprach (S. 301). Seit der Errichtung eines Staatsraths (Congregatione di Stato), worin die Häupter und Glieder der fürſtlichen Nepotenfamilien die entſcheidende Stimme führten, wurden die politiſchen Angelegenheiten aus einem von den kirchlichen Intereſſen mehr unabhängigen Geſichtspunkte behandelt. Eben ſo werden wir im folgenden Abſchnitt erfahren, wie wenig das Pontificat ſich durch ſeine Sympathien für Frankreich abhalten ließ, gegen die Uebergriffe Ludwigs XIV. energiſche Einſprache zu erheben, daß ſowohl Clemens X. als der ſtrenge Innocenz XI. gegen den Gewaltherrſcher und den geſammten franzöſiſchen Klerus einen Kampf eingingen, der die gallicaniſche Kirche an den Rand eines Schisma führte und zwar zu einer Zeit, da dieſer Monarch wegen Widerrufung des Edikts von Nantes von der ganzen katholiſchen Welt als Bezwinger der Ketzerei gefeiert ward. Erſt dem Venetianer Ottoboni, der als Alexander VIII.

Urban VIII. 1623—1644.

Innocenz X. 1644—55. Alexander VII. 1655—1667. Clemens IX. 1667—1669.

Clemens X. 1670—76. Innocenz XI. 1676—89

Alexander VIII. 1689—91.

den päpſtlichen Stuhl beſtieg, und mehr noch dem wohlgeſinnten friedfertigen Neapolitaner Antonio Pignatelli, bekannt unter dem Papſtnamen Innocenz XII. gelang es, die Zwiſtigkeiten mit Frankreich durch einen Ausgleich zu beendigen. Innocenz XII. 1691—1700.

Und in demſelben Verhältniß wie die politiſche Machtſtellung des Papſtthums unter den veränderten Zeitrichtungen im Niedergang war, der vaticaniſche Hof auf gleiche Linie mit den weltlichen Fürſtenhöfen Europa's ſich geſtellt ſah, gerieth auch das römiſche Staatsweſen und die um das Pontificat geſchaarte ariſtokratiſche Geſellſchaft auf Abwege, die dem Verfall entgegenführten. Der Kirchenſtaat krankte an unheilbaren Wunden, die das geiſtliche Regiment dem Wohlſtand, der Freiheit und der Thätigkeit der Einwohner ſchlug. In der Regel beſtiegen nur Cardinäle den römiſchen Stuhl, die den großen Familien Italiens angehörten und kein eifrigeres Anliegen hatten, als durch parteiiſche Begünſtigung ihrer Verwandten, durch Nepotismus, wie man dieſe krankhafte Erſcheinung nannte, einzelne Glieder und Zweige dieſer Familien im Kirchenſtaat zu Macht, Einfluß und Reichthum zu erheben. In den Staatsgeſchäften der römiſchen Prälatur ergraut, vermochten die geiſtlichen Herrſcher nicht in der Beurtheilung der Zeitereigniſſe ſich auf einen höheren Standpunkt empor zu ſchwingen. Das päpſtliche Gebiet mit ſeinen kirchlichen Aſylen war die Zufluchtsſtätte aller Banditen und Meuchelmörder; die Nepoten ſelbſt, insbeſondere die Barberini bedienten ſich ihrer in ihren Familienfehden. Eine heimtückiſche treuloſe Politik, deren Werkzeug Gift und Dolch war, hatte in Rom ihren Sitz. Nepotismus in Rom.

Am grellſten traten dieſe Mißſtände in dem erwähnten „Krieg von Caſtro" hervor (XI, 82), durch welchen die Barberini und ihr päpſtlicher Gönner dem Herzog Odoardo von Parma die Herrſchaft Caſtro entreißen wollten. Nach einem zweijährigen verheerenden und wechſelvollen Krieg, der vorzugsweiſe von Banditenſchaaren unter verwilderten, grauſamen Häuptlingen geführt ward und nur Gräuel und Verwüſtung, keine einzige That des Ruhmes und der Ehre zu Tage förderte, wurde durch die Einmiſchung und Vermittelung von Venedig, Toscana, Modena ein Abkommen getroffen, durch welches Odoardo im Beſitz ſeines ganzen Territoriums verblieb und von dem Banne befreit ward. Alle italieniſchen Staaten hatten ein Intereſſe, daß in jener vielbewegten Zeit nicht auch die Halbinſel wieder von Waffengeräuſch erfüllt, daß durch energiſche Zurückweiſung der römiſchen Anmaßungen der unſelige Krieg beendigt würde, ehe die Großmächte durch lebhaftere Betheiligung demſelben eine weitere Bedeutung und Ausdehnung zu geben vermöchten. Die Verwendung Frankreichs und Mazarin's Gunſt für die Barberini konnte nicht verhindern, daß Antonio, der Hauptanſtifter der kriegeriſchen Unruhen, nach dem Tode Urbans VIII. gerichtlich verfolgt ward. Nach Odoardo's Tod folgte ſein Sohn Ranuccio . in der Regierung von Parma. Unter ihm wurde die Herrſchaft Caſtro zuerſt verpfändet, dann an den Kirchenſtaat abgetreten. Sie ſollte römiſches Kammergut bleiben, das niemals veräußert werden dürfte. Als Ranuccio im J. 1694 ſtarb, ging das Haus Farneſe dem Ausſterben entgegen. Sein Enkel Antonio war der letzte männliche Sproſſe. Dann kam das Herzogthum, wie uns ſpäter bekannt werden wird, durch Antonio's Tante Eliſabeth von Spanien an die Bourboniſche Dynaſtie. — Der Krieg von Caſtro u. die Farneſ. von Parma. Mai 1644. 12. Sept. 1646. 1694.

Wirthſchaftlicher Verfall des Kirchenſtaats.

Die Päpſte des ſiebzehnten Jahrhunderts hielten ſich wohl frei von den Laſtern und Fehlern, die ſo manchem ihrer Vorgänger anhafteten, aber ſie waren auch nicht groß im Guten. Der Staatshaushalt wurde immer verwirrter, die Gier nach Geld und Reichthum ward zur Leidenſchaft; der Sinn der höheren Geſellſchaft war nur auf Genuß, auf Prachtentfaltung, auf Verſchwendung gerichtet. Um dieſe Triebe zu befriedigen wurden alle jene bedenklichen Mittel in Anwendung gebracht, die jedes Gemeinweſen dem unfehlbaren Verfall entgegentreiben: Anleihen zu Wucherzinſen; Stellen- und Pfründenhandel; Monopole; Auflagen auf die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, auf Getreide, Oel, Fleiſch u. A. Die Mißbräuche mit den Luoghi di Monte, ſchon lange der Krebsſchaden der Finanzverwaltung, dauerten fort und erreichten immer größere Dimenſionen; die Vermögensſchaft der vornehmen Familien wurde unſolid und wandelbar; der Bauernſtand verarmte; der Anbau der Felder nahm ab, die Bäume und Waldungen in der Umgebung der Stadt wurden gefällt, wodurch die Campagna verödete ohne daß der Zweck, den Banditen die Schlupfwinkel zu entziehen, erzielt worden wäre; die ſchlechte Luft ſtürzte ganze Generationen ins Grab. Die Bedrückung und Uebervortheilung der Armen und Geringen durch gewinnſüchtige und beſtechliche Beamten und Richter, durch Pfändungen und Executionen, durch Auflagen und wucheriſche Marktpreiſe ging ſo weit, daß Cardinal Sacchetti in einer an den Papſt gerichteten Denkſchrift die Leiden des römiſchen Volks mit den Qualen der Hebräer in Aegypten vergleicht: Unterthanen des päpſtlichen Stuhles würden unmenſchlicher behandelt als die Sclaven in Syrien oder in Afrika. Wer könnte es ohne Thränen vernehmen!

Die päpſtliche Autorität im Abnehmen.

Auch das kirchliche Anſehen der Curie und des Pontificats war im Abnehmen, wenn gleich hie und da der Bekehrungseifer und die Ueberredungskünſte einer thätigen Propaganda, oder der Fanatismus eines deſpotiſchen Machthabers dem Romanismus einige abgefallene Glieder wieder zuführte. Der Nachfolger des zehnten Innocenz, welcher den weſtfäliſchen Frieden verdammte (XI, 1014), Alexander VII. hatte den Triumph, die geiſtreiche Tochter Guſtav Adolfs von Schweden auf dem Capitol zu empfangen; aber die Ideen der religiöſen Toleranz ſchlugen dennoch feſte Wurzeln in dem europäiſchen Boden; ſogar der Kirchenſtaat erzitterte vor den Galeeren, die in Cromwells Dienſt vor Civita vecchia kreuzten. Die mittelalterigen Vorſtellungen, auf denen das Pontificat aufgebaut war, wichen mehr und mehr zurück vor den Strahlen moderner Aufklärung: ſelbſt in Italien und in andern katholiſchen Ländern verödete das Kloſterleben und die Scholaſtik mußte der freien philoſophiſchen Speculation und dem Humanismus den Platz räumen. „Die Summe iſt: Jener innere Antrieb, der früher Hof und Staat und Kirche beherrſcht und ihnen ihre ſtreng religiöſe Haltung gegeben hat, iſt erloſchen: mit den Tendenzen der Reſtauration und Eroberung iſt es vorbei: jetzt machen ſich andere Triebe in den Dingen geltend, die doch

zuletzt nur auf Macht und Genuß hinauslaufen und das Geiſtliche aufs Neue verweltlichen."

2. Das Großherzogthum Toscana.

Wenn der Kirchenſtaat vermöge der Autorität, die dem wenn auch im Sinken begriffenen Pontificat in den Augen der katholiſchen Welt beiwohnte, zwiſchen der ſpaniſch-öſterreichiſchen und der franzöſiſchen Hegemonie noch immer eine gewiſſe ſelbſtändige Stellung zu behaupten vermochte; ſo wurden dagegen alle weltlichen Staaten Italiens in eine mehr oder minder ſcharf ausgeprägte Abhängigkeit zu der einen oder andern dieſer Großmächte gebracht. In Toscana, wo die erſten Großherzoge aus dem Mediceiſchen Hauſe gleichfalls die Familienpolitik ausgebildet und mit Geſchick geübt hatten, zwiſchen der ſpaniſchen und der franzöſiſchen Partei ſich in der Schwebe zu halten und dadurch dem florentiniſchen Staat Unabhängigkeit und Freiheit des Handelns, der geſammten Halbinſel ein gewiſſes politiſches Gleichgewicht zu bewahren, wich Ferdinand II., nachdem er der vormundſchaftlichen Regierung entwachſen war (XI, 331), von der traditionellen Staatskunſt ſeiner Vorfahren ab, indem er auf Anregung ſeiner Mutter, der Erzherzogin Maria Magdalena und gewonnen durch ſchmeichelhafte Ehrenzugeſtändniſſe ſich entſchieden auf die ſpaniſch-öſterreichiſche Seite ſtellte und den Geldbedürfniſſen des habsburgiſchen Hauſes mit ſeinen Schätzen zu Hülfe kam. Dadurch hatte er die Genugthuung, daß die ſpaniſche Großmacht bei jeder Gelegenheit ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte, ihn mit dem Selbſtgefühl erfüllte, als ob er in der italieniſchen Politik eine hervorragende Rolle ſpiele, und ihn gegen den Ehrgeiz und die Annexionsgelüſte der Barberini in Schutz nahm. Dennoch wurden die Anſprüche, die er im Namen ſeiner Gemahlin Vittoria della Rovere von Urbino auf dirſe Herrſchaft machte, durch den päpſtlichen Stuhl vereitelt, der Urbino als Kirchenlehen einzog und ſich nur zu einer knappen Entſchädigung verſtand. So kam es, daß unter dem milden und friedliebenden Ferdinand II. das Mediceiſche Haus und das Großherzogthum Toscana von der früheren Höhe herab ſtiegen. Der geſammelte Schatz ging großentheils verloren, als Ferdinand ſich ganz an die Habsburger anſchloß und die leeren Hände der Spanier und Oeſterreicher mit den erſparten und erworbenen Summen ſeiner Vorgänger füllte. Die Prieſterſchaft, die ſchon unter der vorhergehenden Regierung das geiſtige und geſellſchaftliche Leben in Zucht genommen, erlangte immer mehr Macht und politiſchen Einfluß, die mittelalterigen Agrarverhältniſſe mit Steuerfreiheit der adeligen Gutsbeſitzer und die verkehrten Maßregeln der Regierung in Beziehung auf Kornhandel und Getreideſteuer, verbunden mit Peſt und Mißwachs ſchlugen dem Lande tiefe Wunden, die auch der äußere Glanz nicht zu verhüllen vermochte. Die Uebertragung der Herrſchaft Pontremoli, eines alten Reichslehens von Spanien-Oeſterreich an den Großherzog um den Preis einer halben Million

Mediceiſche Politik.

Ferdinand II. 1621—1670.

1650.

Scudi war ein zweifelhafter Gewinn. Toscana ging ſeit der Mitte des Jahrhunderts denſelben Verfall entgegen, in den ſchon die meiſten übrigen Staaten Italiens gerathen waren. Wie im Kirchenſtaat und in Unteritalien trieben auch im Florentiner Großherzogthum Banditenſchaaren ungeſtört ihr Unweſen und ſpotteten aller Geſetze und Obrigkeit. Die Anſtalten zur Entwäſſerung und Cultivirung der Maremmen wurden fortgeſetzt, aber die Erfolge ſtanden mit den darauf verwendeten Koſten in keinem Verhältniß. — Einen Mißton in die Hofſtimmung brachte die Gemahlin des Erbgroßherzogs Coſimo, Margaretha Louiſe von Orleans. Gegen ihren Willen in das italieniſche Fürſtenhaus verheirathet (1661), hat die lebhafte, ehrgeizige, zu excentriſchem Weſen hinneigende Prinzeſſin nie aufgehört, durch Ränke und Intriguen den Familienfrieden zu ſtören. Von ihrem Gemahle lieblos behandelt und hinter Mutter und Großmutter zurückgeſetzt, fühlte ſie ſich in ihrem Stolze verletzt und ließ ihrem Unmuth und Verdruß freien Lauf. Aus Abneigung gegen die Dynaſtie wollte ſie keinen Erben zur Welt bringen und ſuchte daher während ihrer Schwangerſchaft durch Reiten und heftige Bewegungen ihre Leibesfrucht zu vernichten. Doch vergebens. Sie gebar zwei Söhne und eine Tochter, aber nach vierzehnjährigem Zuſammenleben, nachdem ihr Gemahl bereits den florentiniſchen Thron beſtiegen hatte, entfernte ſie ſich aus Florenz, um nie mehr dahin zurückzukehren. Sie nahm ihren Aufenthalt in dem Kloſter Montmartre bei Paris, wo ſie ein Leben in niedriger Sinnenluſt führte und durch Kabalen, Schuldenmachen und Verſchwendung dem großherzoglichen Hof viel Verdruß bereitete. Unter Coſimo III. wurde das Großherzogthum Toscana und das Mediceiſche Herrſcherhaus auf der abſchüſſigen Bahn raſch weiter getrieben. Von Mönchen und Geiſtlichen erzogen hielt der neue Fürſt die Verherrlichung der Kirche, die Bekehrung der Ketzer und die Bereicherung des Klerus für ſeine erſte und höchſte Regentenpflicht, neben welcher nur noch die Fürſorge für den Glanz des Hofes, für den Prunk der Mediceiſchen Familie, für Feſtlichkeiten, Gepränge und Theater Intereſſe zu erregen vermochte. Seine lange Regierung war das Grab des florentiniſchen Wohlſtandes. „Man erhob das Geld, das auf unnütze Pracht, auf Stiftung neuer Klöſter und Penſionirung von Proſelyten verwandt wurde, durch unerträgliche Abgaben von den Unterthanen, und je weniger bei der abnehmenden Wohlhabenheit des Landes die alten Steuern abwarfen, deſto härter trieb man ihre letzten Reſte ein und deſto gieriger erfand man neue. Alles Gott und der Kirche zu vermeinten Ehren, wie ſich auch der Großherzog aus gleicher Abſicht in die heiligſten Familienverhältniſſe aller ſeiner Unterthanen miſchte! Der Staat ſeufzte unter einer drückenden Laſt von Schulden und aller Wohlſtand war vertrocknet. Auch kamen jetzt zu allen alten ſchweren Ausgaben noch große Reichsſteuern und Kriegsbeiträge hinzu, die der Großherzog als Vaſall des Reichs entrichten ſollte, ſo ſehr er auch gegen dieſes Verhältniß proteſtirte.“ Graf Antonio Caraffa erhob im J. 1691 eine Contribution von 103,000 Scudi. Man ſah wieder bewaffnete Banden

Ausgang des Mediceiſchen Hauſes. Coſimo III. 1670—1723.

das Land durchstreifen, heißt es bei Reumont: „Es war hungerndes Bauernvolk, das den Acker brach liegen ließ, weil Mißwachs, Steuern, Verkaufsverbote, Krankheiten die Arbeit als vergebliche Mühe erscheinen ließen. In Florenz selbst rotteten sich Volkshaufen vor dem Palast Pitti zusammen; tumultuirend verlangten sie Arbeit und Brod.“ Noch schlimmer sah es in der Herrscherfamilie aus. Nicht nur, daß die französische Gemahlin in Paris durch ihre sittenlose Lebensweise ihren Stand und ihr Geschlecht schändete, auch der Erbprinz Ferdinand, ohne Neigung für seine Gemahlin, Violanta Beatrix aus Bayern, die nicht nur ohne körperliche und geistige Anmuth und ohne Sinn und Verständniß für die feinere florentinische Bildung und Gesellschaft war, sondern auch ohne Kinder blieb, ergab sich einem ausschweifenden Leben und starb beim Carneval 30. Okt. 1713. in Venedig von einer ansteckenden Krankheit ergriffen noch vor dem Vater „an einer verunglückten Mercurial-Cur“. Mit dem zweiten Sohne Giovan Gaston, der nach Cosimos III. Tod den großherzoglichen Thron bestieg und mit Anna Giovan Gaston 1723 Maria Francisca von Sachsen-Lauenburg, Wittwe des Pfalzgrafen Philipp von —37. Neuburg, in einer liebeleeren und kinderlosen Ehe lebte, erlosch das Medicäische Haus, dessen letzte Sprößlinge sich ihrer großen Ahnen unwürdig gemacht. Das Geschlecht, das einst eine so ruhmvolle und glänzende Stelle in der Geschichte behauptet, in Kunst und Wissenschaft so große Schöpfungen ins Leben gerufen, verschwand wie ein trübes Schattenbild. Wir werden den Ausgang des Hauses und die dadurch hervorgerufenen politischen und dynastischen Veränderungen in einem andern Zusammenhange erfahren.

3. Ober-Italien.

In Oberitalien war zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts der spanische Mailand Einfluß noch immer vorherrschend. Das Herzogthum Mailand bildete ein Gebiet, das durch seine günstige Lage wie durch den Rückhalt, den ihm die Habsburgische Großmacht darbot, auf die benachbarten Staaten und Fürstenthümer eine starke Anziehungskraft übte. Nicht bloß die Dynasten von Parma und Modena, die Handelsrepublik Lucca u. a., auch Savoyen und Genua neigten sich zu Spanien. Darum war man in Madrid bemüht, die Statthalterschaft von Mailand meistens solchen Männern zu übertragen, die politisch und militärisch dem wichtigen Posten gewachsen waren. So kam der alte Fuentes, welcher erklärte, er wünsche sein Leben in Kriegsthaten zu endigen, mit unbeschränkter Autorität nach der Lombardei. Wenn man ihn anwies, einen Theil seiner Truppen zu entlassen oder nach Flandern zu entsenden, antwortete er hochmüthig, „er wolle auf seine Weise verfahren, wem eine andere beliebe, der möge das Amt selbst übernehmen und ihm die Rückkehr gestatten“. Auch der Herzog von Feria, der zu der Zeit als die österreichisch-spanischen Waffen im dreißigjährigen Kriege das Uebergewicht hatten, das Herzogthum Mailand verwaltete, war ein erfahrener Kriegsmann. Wäre

es damals den Habsburgern gelungen, im Veltlin feſten Fuß zu faſſen und i
Mantua ihre Schutzherrſchaft aufzurichten; ſo würden die italieniſchen und d
öſterreichiſchen Beſitzungen in unmittelbare Verbindung geſetzt und die Uebermac
des ſpaniſch-öſterreichiſchen Hauſes auf beiden Seiten der Alpen für lange Zeit b
feſtigt worden ſein. Darum war es von ſo großer Bedeutung, daß ſich Richelieu
ohne Rückſicht auf Religion der proteſtantiſchen Veltliner annahm (S. 28) un
in dem „Mantuaniſchen Erbfolgekrieg“ die Anſprüche des Herzogs von Gonzaga
Nevers zur Geltung brachte (XI, 311, 927, XII, 39). Seitdem gewan
Frankreich, auch ohne unmittelbaren Landbeſitz, auf die italieniſche Politik eine
entſcheidenden Einfluß, zumal da auch die Republik Venedig, ſo weit die orien
taliſchen Anliegen ihr freie Hand ließen, ſich zu der weſtlichen Großmacht hin
neigte. Die kleineren Dynaſten, wie die Herzoge von Parma, von Modena u. a
ſtanden je nach den perſönlichen Intereſſen und den wechſelnden politiſchen Zeit
lagen bald auf der einen, bald auf der andern Seite.

Savoyen-Piemont und Genua.

Von der größten Wichtigkeit für die Verdrängung des ſpaniſchen Dominat
durch den franzöſiſchen war der Anſchluß des Herzogthums Savoyen-Piemon
an den Pariſer Hof. Victor Amadeus, der aus dem Mantuaniſchen Erbfolge
ſtreit den größten Theil von Monferrat heimtrug (XI, 311) und ſich den Tit
„Königliche Hoheit“ beilegte, war mit einer Tochter Heinrichs IV., Chriſtine,
vermählt. Bei ſeinem Hinſcheiden und dem baldigen Tod ſeines ſchwächlichen
Erſtgebornen Franz Hyacinth ſuchten die Brüder des Herzogs mit Hülfe de
ſpaniſchen Governatore von Mailand die vormundſchaftliche Regierung über den
unmündigen Thronfolger Karl Emanuel II. an ſich zu bringen; aber mit Hülf
des verwandten Hofes behielt Chriſtine die Oberhand. Damit wurde der Grund
zu der Präponderanz Frankreichs in dem wichtigen Alpenlande gelegt, und wenn
auch der Verſuch Mazarins, das Herzogthum in größere Abhängigkeit von dem
Pariſer Cabinet zu bringen, an der feſten männlichen Haltung der entſchloſſenen
Fürſtin ſcheiterte; ſo blieb doch bis gegen Ende des Jahrhunderts Savoyen-
Piemont ein treuer Alliirter Frankreichs. Im Pyrenäiſchen Frieden erhielt es
die feſten Plätze, die Spanien noch im Beſitz hatte, zurück. Nunmehr ging drei
Jahrzehnte lang der Herzog Hand in Hand mit Ludwig XIV. Durch den Beſitz
von Caſale und Pinerolo hatte der franzöſiſche Monarch die Alpenpäſſe in ſeiner
Gewalt und konnte leicht ſeinen Machtſprüchen jenſeits der Berge mit den Waffen
Nachdruck verleihen. Unter dieſem Freundſchaftsbunde hatte die Republik Genua
ſchwer zu leiden. Als ſie dem Vergrößerungsgeiſt des ſavoyiſchen Herzogs
widerſtrebte, der ſchon zur Zeit Richelieus mit franzöſiſcher Hülfe die Markgraf-
ſchaft Zuccherello an ſich reißen wollte und darum die Genueſen mehrere Jahre
lang bekriegte, ſuchte Karl Emanuel durch Aufſtachelung der inneren Zwietracht
und Verſchwörungsneigungen die Bürgerſchaft zu beunruhigen und zugleich die
Regierung mit Frankreich zu verfeinden. Der Hochmuth, mit welchem die alte
Nobilität auf den bürgerlichen Kaufmannsſtand herabſah, gab Veranlaſſung

Victor Amadeus I. 1630—1637.

Karl Emanuel II. 1638—1675.

1624—1631.

genug zu Zwiſt und conſpiratoriſchen Umtrieben. Vergebens errichtete man, als ein reicher Bürger Giulio Ceſare Vachero von ſavoyiſchen Intriguen aufgeſtiftet, 1628.
das Ariſtokratenregiment durch ein Complot zu ſtürzen unternahm, nach dem Vorbilde von Venedig das Tribunal der Staatsinquiſition; weder die Hinrichtung Vacheros und einiger ſeiner Mitſchuldigen, noch die Wachſamkeit der Inquiſitoren vermochte die Neigungen zu Verſchwörungen, die von jeher in der liguriſchen Seerepublik ihren Sitz hatten, gänzlich zu unterdrücken. Drei Jahre vor Karl Emanuels Tod, als ein neuer Kampf über die ſtreitige Markgrafſchaft ausge- 1672.
brochen war, wurde die genueſiſche Dogenregierung abermals durch ein Complot des Rafaelo Torre erſchreckt, wobei der Herzog die Hand im Spiele hatte. Auch dieſer äußeren und inneren Gefahr entging der kräftige Seeſtaat ohne Nachtheile. Und als der kriegeriſche Herzog aus dem Leben ſchied und ſeinen neunjährigen Sohn Victor Amadeus II. Anfangs unter Vormundſchaft der Mutter Maria Victor Amadeus II. 1675
Johanna zum Nachfolger hatte, glaubten die Kaufherren von Genua einer ge- —1730.
ſicherteren Zukunft entgegenzugehen. Sie ſollten jedoch bitter getäuſcht werden. Noch war kein Jahrzehnt ſeit dem Tode des alten Herzogs verfloſſen, als die Seeſtadt durch den franzöſiſchen Gewaltherrn einen Schlag erlitt, wie ſie noch 1684.
von keinem ähnlichen betroffen worden. Ludwig XIV., damals auf dem Höhepunkt ſeiner Macht, konnte es der Seerepublik nicht verzeihen, daß ſie für Spanien noch alte Sympathien hegte und dem befreundeten Lande, mit dem ſie von jeher gewinnreichen Handel getrieben, manchen Vorſchub mit ihren Galeeren leiſtete. Wir werden bald erfahren, wie die regierenden Herren, von den europäiſchen Mächten verlaſſen, von einem ſchrecklichen elftägigen Bombardement heimgeſucht, 17—28. Mai.
ſich zu dem ſchweren Schritt entſchloſſen, eine Deputation aus den Häuptern der Stadt nach Verſailles zu ſchicken, daß ſie vor dem Gewaltherrn die Knie beugen und um gnädige Abwendung eines zweiten drohenden Ungewitters flehen ſollten. Victor Amadeus, durch ſeine Vermählung mit Anna, Tochter des Herzogs Philipp von Orleans dem franzöſiſchen Herrſcherhaus verwandt, hielt, der Politik des Vaters folgend, treu zu Frankreich, daher auch ſein Herzogthum durch die Vergrößerungsſucht des mächtigen Nachbarn keinen Schaden nahm; und ſelbſt als er, durch äußere Nothwendigkeit gedrängt und der politiſchen Abhängigkeit von Frankreich müde, in den neunziger Jahren, wie wir ſeiner Zeit ſehen werden, ſich dem ſpaniſch-öſterreichiſchen Hauſe näherte und dem großen Bunde gegen Ludwig XIV. anſchloß, ging er ohne Landverluſt aus dem Conflicte der Großmächte hervor. Vielmehr erwarb er durch ſeine Wiedervereinigung mit Frankreich noch vor beendigtem Kriege die Feſtungen Caſale und Pinerolo und befreite ſein Herzogthum von den beiden „Handfeſſeln“, die ihn lange bedrückt hatten. Erſt das neue Jahrhundert brachte ſchwere Heimſuchungen über die Länder am Fuße der Berge. Auch in dem katholiſchen Zelotismus, der in der Unterdrückung der Ketzerei und in der Begründung kirchlicher Einheit Ruhm und Ehre ſuchte, nahm ſich der Turiner Hof die franzöſiſche Regierung zum Vorbild.

Wir wiſſen, daß ſchon Karl Emanuel das Schwert der Verfolgung gegen die Waldenſer-Gemeinden in den Alpenthälern ſchwang, bis Cromwells mächtige Einſprache dem fanatiſchen Gebahren Halt gebot; und als Ludwig XIV. die Hugenotten aus ſeinem Lande trieb, verhängte auch Victor Amadeus II., wie wir ſpäter erfahren werden, neue Drangſale über die calviniſchen Bergbewohner, die nur vorübergehend während des Krieges wider Frankreich zurückgenommen wurden.

4. Neapel und Sicilien unter ſpaniſcher Herrſchaft.

Drückende Verwaltung

Um die Zeit, da Catalonien mit franzöſiſcher Hülfe die caſtiliſche Gewaltherrſchaft abwarf und in Portugal der Herzog von Braganza die Krone auf ſein eigenes Haupt ſetzte, traten auch in Sicilien und Unteritalien Erſcheinungen zu Tage, welche einen ähnlichen Ausgang zu nehmen ſchienen. Wir haben früher die Zuſtände der italieniſchen Länder auf beiden Seiten des Faro unter den ſpaniſchen Vicekönigen in Palermo und Neapel kennen gelernt (XI, 97—101). Sowohl auf der Inſel wie auf dem Feſtlande herrſchte eine Ungleichheit der Stände, welche alle öffentlichen Laſten den Bürgern und Bauern aufbürdete, während Adel, Klerus und Beamten von den Steuern und Abgaben wenig betroffen wurden. Beſonders waren die indirekten Steuern, welche in Caſtilien die Verödung und Verarmung herbeiführten, auch in den italieniſchen Nebenländern der ſpaniſchen Monarchie eine Quelle der ſchwerſten Bedrückung, der unerträglichſten Quälerei. Der Preis der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe wurde durch hohe Auflagen dergeſtalt geſteigert, daß der arme und geringe Mann darüber in Verzweiflung gerieth.

Aufruhr in Palermo 1647.

Nun war im Frühling 1647 in Folge eines Mißjahrs auf Sicilien Noth und Theurung entſtanden. Eine große Unzufriedenheit erfaßte die Gemüther und machte ſich in Palermo in einem Aufſtand gegen den Pretore, den oberſten

20. Mai 1647.

Verwaltungs- und Gerichtsbeamten der Hauptſtadt Luft. Der Vicekönig der Inſel, Don Pedro Fajardo, Marques de los Velos beſaß weder Schiffe noch Militär in genügender Menge, da die Streitkräfte des Mutterlandes anderweitig beſchäftigt waren. Er ſuchte die aufgeregten Volkshaufen, welche bereits mit der zur Wahrung der Sicherheit und Ordnung aufgeſtellten Mannſchaft des Pretore handgemein geworden waren, durch Zureden und Verſprechungen zu beruhigen: aber ſeine Verheißung, der Noth abzuhelfen, fand kein Vertrauen; die Tumultuanten glaubten durch Schrecken und Gewalt mehr zu erzielen, als durch die beſchwichtigenden Worte und Vertröſtungen des Vicekönigs. Sie ſtürmten die Steuerämter und vernichteten die Rollen und Bücher. Der Aufruhr wuchs mit jedem Tag und verbreitete ſich auch über andere Städte. Der Marcheſe von Geraee, ein bei dem Volke beliebter Edelmann, wurde zum Führer gewählt; als er aber für Frieden und Verſöhnung ſprach, war es mit ſeiner Popularität bald

vorüber. Schon war es da und dort zu Gewaltthätigkeiten und Excessen gekommen; es war Gefahr vorhanden, daß sich die unteren Volksklassen in Stadt und Land des Regiments bemächtigen, daß sich die Scenen der Sclavenaufstände des Alterthums wiederholen möchten. Adel und Geistlichkeit waren ohnmächtig und in ihren Besitzungen nicht minder bedroht als der Beamtenstand. Bald wurden auch die bürgerlichen Elemente in Bewegung gesetzt; die Zünfte der Handwerker schlossen sich der aufständischen Menge an, theils fortgerissen von der revolutionären Sturmfluth, theils in der Absicht, die aufgeregten Kräfte vor Ueberschreitungen zu bewahren, die gährenden Massen zu zügeln, die Leidenschaften und gemeinen Triebe auf höhere Ziele zu lenken. Mit den unteren Volksklassen verbunden wollten die Bürger und Gewerbtreibenden eine Reform in der Verwaltung durchsetzen, in Folge deren auch die popularen Stände einen Antheil am Regimente erhalten sollten. So griff der revolutionäre Zustand immer weiter um sich und dauerte den ganzen Sommer fort. Unter der Leitung eines entschlossenen Demagogen, des Golddrathziehers Giuseppe da Lesi machten sich die Insurgenten zu Herren der Stadt. Die höheren Stände geriethen in Schrecken; sie bewogen den Statthalter zwei Zunftmeister in das Regierungsgebäude zu berufen, um mit ihnen die zu treffenden Maßregeln zu überlegen. Unterdessen blieben die Aufständischen auf den Straßen und Plätzen versammelt. Als nun die Abgeordneten lange nicht zum Vorschein kamen, argwohnte die aufgeregte Menge Verrätherei: sie erstürmte und plünderte das Zeughaus, richtete Kanonen gegen den königlichen Palast und rief Giuseppe zum Befehlshaber aus. Erschreckt durch die drohende Gefahr flüchtete sich der Vicekönig mit seiner Gemahlin zu Schiffe nach Castelamare und überließ die Stadt ihrem Schicksale. Dieses wäre unter den Händen der Räuber und Banditen, die einen wesentlichen Theil der Insurgenten bildeten, schlimm genug ausgefallen, hätte nicht Giuseppe da Lesi selbst den Ausschweifungen Schranken gesetzt und die wilden Gesellen durch die gemäßigtere Partei der Bürgerwehr von Gewaltthaten abgehalten. Darüber gewann der Adel und die Ritterschaft Zeit, zum Schutze ihres Lebens und Eigenthums und zur Erhaltung der öffentlichen Autorität zu den Waffen zu greifen und militärisch geordnet wider die aufrührerischen Schaaren auszuziehen. Sie sprengten zu Pferde in die dichtgedrängten Haufen und trieben sie auseinander: Viele erlagen ihren Schwertern und Carabinern, unter ihnen Giuseppe da Lesi und sein Bruder; andere wurden gefangen genommen und dreizehn davon hingerichtet. Nun suchte der Vicekönig, seiner milden Natur folgend, durch Amnestie und Steuernachlaß der revolutionären Erhebung vollends Meister zu werden. Dieses Verfahren wurde jedoch in Madrid nicht gutgeheißen, daher das aufrührerische Treiben seinen Fortgang hatte. Dem Marques de los Velos ging dies so zu Herzen, daß er vor Kummer starb. Sein Nachfolger war der Cardinal Theodoro de' Triulzi, ein eben so kluger als entschlossener Staatsmann. Diesem gelang es, indem er durch sein unerschrockenes Auftreten in Palermo selbst den

15. August 1647.

22. Aug.

13. Nov. 1647.

Einwohnern Achtung einflößte und zugleich den Reumüthigen Verzeihung und ernſte Berückſichtigung ihrer Beſchwerden in Ausſicht ſtellte, die noch vorhandenen Reſte der Inſurrection zu unterdrücken. Die obrigkeitliche Autorität wurde wieder aufgerichtet, Geſetz und Gericht von Neuem zur Geltung gebracht, den ſchreiendſten Mißſtänden abgeholfen. So konnte der Cardinal dem neuen Vicekönig Don
1648. Juan d'Auſtria, der ſo eben bei der Unterdrückung des Aufſtandes in Neapel mitgewirkt hatte und nun mit Flotte und Heer in Meſſina landete, die Inſel beruhigt übergeben.

Abfall von Meſſina. 1675.

Von dem Aufruhr und Abfall Meſſina's in den ſiebenziger Jahren, der theils durch die deſpotiſchen Eingriffe der vicekönigliſchen Regierung in das Verfaſſungs- und Parteileben der Stadt theils durch die Intriguen und Verhetzungen des Verſailler Hofes herbeigeführt wurde und die vorübergehende Beſitzergreifung der Feſtung und ihrer Umgebung durch Frankreich zur Folge hatte, werden wir im nächſten Abſchnitt das Weitere hören. Als nach Abſchluß des Nymweger Friedens die Franzoſen Meſſina räumten, verließen gegen 7000 Einwohner die Stadt und ſchifften ſich nach Frankreich ein. Der Madrider Hof ertheilte darauf dem Vicekönig Vincenzo da Gonzaga den Befehl, die Güter der Ausgewanderten einzuziehen und über alle Betheiligten ſtrenge Strafgerichte zu verhängen, ohne die verſprochene Amneſtie zu beachten. Tauſende kamen dadurch an den Bettelſtab; die Verzweiflung machte viele zu Straßenräubern. Auch von den Ausgewanderten, die von Ludwig XIV. ohne Unterſtützung gelaſſen, ſich wieder nach der Heimath wagten, wurden Fünfhundert zum Galgen oder zu den Galeeren verurtheilt. Gegen Fünfzehnhundert entflohen nach der Türkei, wo ſie meiſtens zum Islam übertraten und im Leichtſinn zu Grunde gingen.

Steuerdruck in Neapel.

Die Natur hat das untere Italien wie eine Braut mit allen Reizen und Gaben ausgeſtattet, und doch iſt daſſelbe unter der ſpaniſchen Herrſchaft mehr und mehr zur Wohnſtätte von Bettlern und Banditen geworden. Die politiſchen und ſocialen Zuſtände, die zur Verarmung des Volkes führten, ſind uns bereits bekannt (XI, 100): die vicekönigliche Regierung mußte alle Mittel aufbieten, den Forderungen des Madrider Hofes zu genügen; die öffentlichen Einkünfte waren meiſtens an genueſiſche Wechsler oder Handelsgeſellſchaften verpachtet oder gegen Vorſchüſſe in Pfandſchaft gegeben, welche die Steuern und Auflagen mit unerbittlicher Strenge eintrieben, unterſtützt durch obrigkeitliche Edikte gegen den in Neapel heimiſchen Schleichhandel. Dennoch reichten die Erträge nicht hin, den wachſenden Bedarf der erſchöpften Staatskaſſe zu befriedigen; die Regierung mußte fort und fort auf Mittel ſinnen, die Einnahmen zu mehren. Nun wiſſen wir, wie ſehr in den vierziger Jahren das ſpaniſche Reich von allen Seiten im Gedränge war; es mußten alle Hebel eingeſetzt werden, für Heer und Flotte Geldmittel beizuſchaffen. Auch an den Vicekönig von Neapel, Don Rodrigo Ponce de Leon, Herzog von Areos wurden höhere Anforderungen geſtellt; auf jenes Königreich glaubte man in Madrid am wenigſten Rückſicht nehmen zu müſſen. Bei den ſervilen ariſtokratiſchen Ständen fand der Herzog keinen Wider-
Jan. 1647. ſtand; ſie bewilligten ein Donativ von einer Million Ducaten für die vermehrten

Kriegsausgaben, und ſtimmten dem Vorſchlage der Regierung bei, daß dieſe Summe durch Umlagen auf die nothwendigſten Lebensmittel aufgebracht werden ſollte; denn auf dieſe Weiſe traf die Belaſtung hauptſächlich die unteren Volksklaſſen. Als das neue Steueredikt, das die geſuchteſten Artikel des Marktes einer Abgabe unterwarf und jeden Schmuggel mit ſchwerer Beſtrafung bedrohte, bekannt gemacht wurde, erzeugte es Murren und Unzufriedenheit. Wo ſich der Vicekönig ſehen ließ, ward er mit lauten Bitten, wohl auch mit Drohungen um Abſchaffung der neuen Auflagen beſtürmt: er vertröſtete die ſchreienden und murrenden Haufen mit Zuſagen, die er jedoch nicht zu halten vermochte. Denn weder ſeine Räthe noch die Stände wußten oder wollten ein anderes Mittel, die Summe aufzubringen. Die Unzufriedenheit über die Conſumtionsſteuer wuchs mit jedem Tag; eine dumpfe Gährung machte ſich bemerklich. Zur ſelben Zeit, da in Palermo der Aufſtand losbrach, wurde auch in Neapel auf dem Marktplatze das behufs der Steuererhebung errichtete Gebäude in der Nacht abgebrannt. Die Nachrichten von der fortſchreitenden Bewegung auf der Nachbarinſel mehrten auch auf dem Feſtlande die Volksaufregung; aber das Beiſpiel des Vicekönigs von Palermo konnte nur abmahnen, einen ähnlichen Weg zu betreten: Nachgiebigkeit, ſtellte man dem Herzog von Arcos vor, würde jetzt nur als Schwäche erſcheinen und die revolutionären Elemente ermuthigen. 20. Mai 1647.

Da erhob ſich eines Tages, als bei Gelegenheit eines Marienfeſtes viel Volk in der Hauptſtadt verſammelt war, auf dem Markte ein Streit zwiſchen den Fruchthändlern von Puzzuoli und den Steuererhebern. Von dem Lärmen und Schreien angelockt drängte ſich eine Menge Volks und barfüßiger Burſche heran, als gerade ein Feigenverkäufer, empört daß ihm nach Entrichtung der Abgabe kaum ein kleiner Gewinn übrig blieb, ſeinen Korb umſtieß und die ſüße Frucht den Umſtehenden preisgab. Auch ein Verwandter des Feigenhändlers, ein armer Fiſcher von Amalfi, Tomaſo Aniello oder wie das Volk ihn nannte Masaniello, war zugegen, ein beweglicher Mann, redegewandt und bei dem Volke beliebt wegen ſeines Muthes und ſeiner uneigennützigen hülfreichen Natur. Das Polizeigericht hatte ſeine Frau wegen heimlicher Umgehung der Abgabepflicht beſtraft, deshalb trug er der Regierung Groll und Rache. Dieſer Masaniello rief der Menge zu, mit ihm die Abſchaffung der Steuer zu bewirken. Die Natur des neapolitaniſchen Lazzaroni iſt ſtets zum Widerſtand gegen Geſetze und obrigkeitliche Verordnungen geneigt; die Polizei zu hintergehen und zu betrügen gilt als ein Zeichen von geiſtiger Ueberlegenheit, als ein Triumph der Liſt und Klugheit; das Streben nach verbotenen Früchten iſt ein tiefwurzelnder Zug des Volkscharakters. Sofort ging es an die Plünderung der Marktwaren, dann als die Zahl durch Zulauf bis zu 4000 Köpfen anwuchs, an die Zerſtörung der Steuerhäuſer in der ganzen Stadt. Mit einem Hoch auf den König war der Ruf verbunden: „Tod der ſchlechten Regierung!“ Bald erſchien der tobende Haufen vor dem Regierungspalaſt und forderte drohend die Aufhebung der Mahl- Volksaufſtand unter Masaniello 7. Juli 1647.

und Schlachtſteuer und anderer die Nahrungsmittel vertheuernden Auflagen: der Vicekönig, ohne zureichende militäriſche Schutzmannſchaft, gerieth in Unruhe und verſprach Abſtellung ihrer Beſchwerden; allein Masaniello beredete das Volk, ſich Garantien zu verſchaffen, daß die Zuſagen auch wirklich erfüllt würden. Bald erſchienen neue Volkshaufen vor dem Palaſte; der Statthalter wollte nach einem der Caſtelle entfliehen; aber er wurde erkannt, aus der Kutſche geriſſen und nach der nahen Kirche des Francesco von Paula geſchleppt, wo er die Privilegien, die einſt Karl V. der Stadt verliehen, feierlich beſchwören und alle ſeitdem auferlegten Steuern für abgeſchafft erklären ſollte. Als der Herzog den geweihten Raum betreten hatte, gab er den Wächtern Befehl, die Thüren zu ſchließen und Niemand weiter einzulaſſen. Nun tobte die Menge und drohte die Kirche zu ſtürmen. In dieſem Augenblick kam der Kardinalerzbiſchof Aſcanio Filomarino herzu und ſeiner Vermittelung gelang es, den Vicekönig aus der verzweifelten Lage zu retten. Er wiederholte feierlich das Verſprechen, die drückenden Auflagen abzuſchaffen, und ſtellte eine ſchriftliche Erklärung auf Pergament darüber aus.

Masaniello die neapolitaniſche Volksgemeine.

Die kurze Ruhepauſe, die auf dieſe ſtürmiſchen Scenen folgte, benutzte der Herzog, um ſich in das Caſtel nuovo zu werfen, wo er durch die Feſtungswerke geſchützt war; dahin flüchteten ſich dann auch die Spitzen des Adels und der Beamtenſchaft. Nun war die Stadt gänzlich in der Gewalt der unteren Volksklaſſen und des Demagogen Masaniello; wie ein Dictator gebot der Fiſcher und Schleichhändler von Amalfi über die bewegliche Maſſe, die durch Zuzüge von Außen mit jedem Tage anwuchs. Auf einer hölzernen Tribüne, die neben der Kirche del Carmine errichtet war, hielt der zungenfertige Lazzaroniheld feurige Reden an die verſammelte Menge im neapolitaniſchen Volksdialekt, begleitet von einem lebendigen Geberdenſpiel nach der Landesſitte, ein zweiter Cola Rienzo nur von gemeinerem Schlag, ohne höhere politiſche Ziele, ohne Schwärmerei für Menſchenrechte und Freiheit. Bereits hatten die Stürmenden das Zeughaus erbrochen und ſich mit Waffen und Geſchütz verſehen: nun wurden die Wehrhaften militäriſch geordnet, einzelne Abtheilungen und Stadtquartiere beſtimmten Hauptleuten unterſtellt, Masaniello ſelbſt zum Oberbefehlshaber erhoben mit dem Titel „Generalcapitän des Volkes“. In eine Rüſtung von Silberblech gekleidet, einen Federhut auf dem Kopfe ſtolzirte er ſelbſtgefällig durch die Straßen; über 50,000 Bewaffnete waren ſeines Winkes gewärtig, um ſeine Befehle auszuführen. Wie in Palermo ſo ſchloſſen ſich auch in Neapel einige angeſehenere Bürger den Aufſtändiſchen an, in der Hoffnung, durch die revolutionäre Bewegung zu einer freieren Verfaſſung und Rechtsordnung zu gelangen. Dadurch ſah ſich Masaniello gleich dem ſicilianiſchen Anführer in die Lage verſetzt, die Inſurgenten von Ausſchreitungen und Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Wenn auch die Gefängniſſe erbrochen und die Sträflinge befreit wurden, wenn auch einzelne Amtsgebäude und Adelspaläſte erſtürmt und ausgeplündert, verhaßte Steuererheber

oder Polizeimänner mißhandelt, manche Stadtbewohner wider ihren Willen zum Anſchluß an die Erhebung gezwungen wurden; grobe Exceſſe oder Mordthaten kamen nicht vor. Masaniello gefiel ſich in der Rolle eines demagogiſchen Dictators, eines Hauptes der Lazzaronigemeinde; er wollte kein Banditenhauptmann ſein, ſeine Hände ſollten rein bleiben von Blut und Raub. Der Schiffer von Amalfi, der Tage und Wochen die ſouveräne Macht in Neapel beſaß und ausübte, iſt eine Lieblingsgeſtalt für Kunſt und Romantik geworden; aber es fehlte ihm die ideale Anlage, der Aufſchwung der Seele, die höhere Natur und Geiſtesrichtung. Nicht ohne Gutmüthigkeit und edle großmüthige Regungen, wie ſie in ſüdländiſchen Herzen oft neben heftigen Leidenſchaften und ungeſtümen Trieben wohnen, war Masaniello doch im Ganzen aus gemeinem Stoff geſchaffen; er ſpiegelte ſich ſelbſtgefällig in einer Herrſcherrolle, welche weit über ſeine Kräfte ging, und trieb in phantaſtiſcher Einbildung und Eitelkeit planlos der Zukunft entgegen.

Masaniello und der Vicekönig. 10. Juli 1647.

Masaniello ließ im Namen des Volkes von Neapel Edikte ausgehen, worin unter Androhung der Todesſtrafe gegen Zuwiderhandelnde die Lebensmittelſteuer aufgehoben, zugleich aber auch alles tumultuirende Herumſtreifen verboten und der pünktlichſte Gehorſam gegen die Hauptleute zur Pflicht gemacht wurde. Aufs ſtrengſte handhabte der „Generalcapitano des Volks" die Sicherheitsgeſetze und ſtrafte die Uebelthäter; befahl aber auch mitunter gewaltthätige und grauſame Handlungen. Sein von Natur ſchwacher Kopf gerieth unter den aufregenden Eindrücken allmählich in Verwirrung. Ein Mordanfall durch gedungene Banditen, in deſſen Folge der verdächtige Anſtifter Giuſeppe Caraffa und einige der Frevler erſchoſſen wurden, erhöhte das Anſehen des Demagogen, ſo daß der Vicekönig ſich bewogen fand, in der Kirche del Carmine einen förmlichen Staatsvertrag mit demſelben abzuſchließen, Er im Namen des Königs, Masaniello als „Haupt des getreueſten Volkes von Neapel". Darin war beſtimmt, daß alle Steuern und Auflagen, welche ſeit Ertheilung des Freibriefes Karls V. eingeführt worden, abgeſchafft und keine neuen angeordnet werden ſollten. Zugleich übergab der Vicekönig die Urkunde im Originale dem Volksführer, gewährte vollkommene Amneſtie und verſprach eine Verfaſſungsreform, kraft deren das Volk gleiche Rechte mit dem Adel haben ſollte. Bis die Beſtätigung dieſes Vertrags von Seiten des Königs eingetroffen ſein würde, ſollte keine Entwaffnung vorgenommen werden. Verſöhnt und einträchtig ſah man den Herzog und den Demagogen in derſelben Kutſche fahren. Ja ſeine Frau wurde ſogar im Schloſſe ehrenvoll empfangen und von der Herzogin ausgezeichnet. 13. Juli.

Masaniellos Ausgang.

Jetzt ſtand Masaniello auf dem Höhepunkt des Glücks; aber wie bald ſollte es zu Ende gehen! Seit dem Augenblick, da er in Silberſtoff gekleidet im Palaſt auftrat und dem Vicekönig zu Füßen ſank, war er ein verlorner Mann. Das Volk mißtraute ihm und wandte ihm den Rücken. Was ſollte man von dem Manne denken, der vor Kurzem gegen die ſpaniſche Regierung und die Tyrannei der Beamten geeifert hatte und jetzt zur Treue gegen den König aufforderte? Er ſelbſt verlor allen Halt, ergab ſich dem Trunke und handelte ohne Bedacht und Ueberlegung. Dieſen Moment hatte man am Hofe vorausgeſehen und beſchloß nun ihn zu benutzen. Masaniello war wenige Tage nach der

Audienz eine gefallene Größe, um die ſich Niemand mehr bekümmerte. Der Vicekönig wagte es daher, den Volksmann durch vier Schützen, die ſich in der-
16. Juli 1647. ſelben Carmeliterkirche verſteckt hatten, erſchießen zu laſſen. Sein Haupt wurde abgeſchlagen und in den Schloßgraben geworfen, der Rumpf durch die Straßen geſchleift.

Hof und Ariſtokratie hofften, nach der blutigen Rachethat würde der revolutionäre Tumult ſich verlaufen und Alles wieder in den früheren Zuſtand zurückkehren. Sie ſollten jedoch bald ihres Irrthums gewahr werden. Schon am folgenden Tag erwachte das Volk aus ſeiner Betäubung; die verſtümmelte Leiche wurde aufgeſucht und mit königlicher Pracht, einen Lorbeerkranz um das Haupt geflochten, in der Kirche, wo der Volksheld den Tod gefunden, feierlich beigeſetzt. Man verehrte ihn als Märtyrer und Wunderthäter; Legenden knüpften ſich an ſeinen Namen. So iſt ſein Bild auf die Nachwelt gekommen. „Die Romantik webte um ihn den träumeriſchen Schleier der Verklärung; unter dem tönenden Schalle üppiger Opernmuſik ſchreitet er prahleriſch über die Scene; eine ideale Geſtalt mit wallenden Locken, gehüllt in des antiken Amalfiſiſchers farbenprächtiges Coſtüm ſtellt ihn der Maler dar".

Neue Volksbewegungen.

Und bald genug trat es zu Tage, daß der Vicekönig den in der Noth beſchworenen Vertrag nicht zu halten geſonnen ſei: die Steuererleichterung wurde zurückgenommen, von Reformen war keine Rede. Da erhob ſich die noch immer bewaffnete Lazzaronigemeinde zu neuen Aufſtänden: mancher Spanier mußte für die Treuloſigkeit der Regierung mit dem Leben büßen; der Hof ſah ſich abermals genöthigt, in dem neuen Caſtel Zuflucht zu ſuchen. Obrigkeit und Geſetz waren ohnmächtig; die Anarchie verbreitete ſich über Stadt und Land, wilde Frevel und Exceſſe wurden verübt. Masaniello vermochte in den Tagen ſeines Glanzes die tumultuirenden Haufen mit ſeiner ſchönen lauten Stimme und ſeiner Geberdenſprache zu bändigen; wenn er die zwei vordern Finger auf den Mund legte, brachte er viele Tauſende zum Schweigen. Dieſer Zauber war jetzt dahin. Der ſpaniſche Edelmann von altem Geſchlecht, Don Franceſco Toralto, Fürſt von Maſſa, der ſich den Inſurgenten als Führer anbot, erregte bald den Argwohn, daß er es insgeheim mit der Regierung halte und die Aufſtändiſchen mit zweckloſen Unternehmungen ſo lange hinzuziehen gedächte, bis die aus Spanien erwartete Hülfe angekommen ſein würde. Die revolutionäre Bewegung hatte daher durch den ganzen Auguſt ihren Fortgang; alle Stände und Berufsklaſſen traten mit Forderungen hervor; die Landſtädte ahmten das Beiſpiel der Hauptſtadt nach, die Bauern weigerten den Baronen Dienſte und Abgaben; bewaffnete Kriegshaufen belagerten die Caſtelle, wo ſpaniſche Beſatzungen
2. Sept. 1647. lagen; am 2. September ſah ſich der Herzog von Arcos abermals zu einer Capitulation gezwungen, in welcher er die früheren Zugeſtändniſſe von Neuem beſchwor.

Verrath und Rache.

Aber ſchon war eine Flotte von zweiundzwanzig Kriegsſchiffen von Spanien ausgelaufen, um den Infanten Don Juan d'Auſtria mit caſtiliſchen Truppen

nach dem Lande der Rebellion zu tragen. Mit weitgehenden Vollmachten versehen, fuhr der Königsohn in den Hafen von Neapel ein; anstatt aber mit den Insurgenten sofort in Unterhandlungen zu treten, stellte er auf Anregung des Vicekönigs die Forderung, daß alle Neapolitaner die Waffen niederlegen und das Weitere der Gnade des Königs anheimstellen sollten. Unter der Hand wurde dabei die Versicherung gegeben, daß alle mit Masaniello abgeschlossenen Vereinbarungen gehalten würden. Der Fürst von Massa, der, während er an der Spitze der Volkswehr stand, zugleich insgeheim mit der Regierung conspirirte, suchte die Aufständischen zu bewegen, Vertrauen zu dem Prinzen zu fassen und zur Versöhnung die Hand zu bieten. Manche gaben nach; man sah weiße Fahnen wehen, Männer ohne Waffen einherziehen. Da wurde plötzlich den spanischen Soldaten der Befehl ertheilt, die Straßen und Plätze zu besetzen; man glaubte, daß die unter dem Eindruck der Friedenshoffnungen von einem Gefühle der Sicherheit ergriffene Einwohnerschaft von Neapel leicht übermannt werden könne; zugleich wurden von der Flotte und den drei Castellen aus (St. Elmo, Nuovo, Nuovo) Geschütze gegen die Stadt gerichtet und abgefeuert. Dieses verrätherische Vorgehen setzte die ganze Bevölkerung in Wuth: die Männer griffen von Neuem zu den Waffen, die sie so eben niederzulegen im Begriff waren, und fielen über die spanischen Soldaten her, die in den Straßen vertheilt und abgeschnitten bald in großes Gedränge kamen. Nach einem zweitägigen heftigen Straßenkampf, an dem selbst Frauen und Kinder durch Auswerfen von Steinen, von siedendem Wasser und Oel aus den Häusern sich betheiligten, mußten die spanischen Truppen, so viele der Volksrache entgangen waren, die Stadt räumen und in den Castellen oder auf den Schiffen Sicherheit suchen. Der Fürst von Massa, des treulosen Spiels bezichtigt, wurde einige Zeit nachher durch ein Volksgericht zum Tode verurtheilt und enthauptet; seinen Rumpf knüpften die Rasenden an einen Galgen auf. Nun errichteten die Insurgenten eine demokratische Republik und stellten einen Waffenschmied Gennaro Anneſe als Generalcapitän an die Spitze der Volkswehr; die ungerechten Steuern wurden abgeschafft und den Baronen ihre Vorrechte entrissen, manches feindlich gesinnte Adelshaupt ward verfehmt.

1. Okt. 1647.

5. Okt.

22. Okt.

Trennung von Spanien war jetzt die Losung in Neapel. Um dieses Ziel zu erreichen, sahen sich die Häupter des Volksstaats nach auswärtiger Hülfe um. Da Papst Innocenz X., obwohl Oberlehnsherr des unteritalienischen Königreichs, jede Einmischung von der Hand wies, so wandten sie sich an den französischen Gesandten, den Marquis von Fontenai, um von Mazarin Unterstützung zu erlangen. Von diesem Vorhaben erhielt Heinrich von Guise aus dem Hause Lothringen Kunde, der sich gerade damals wegen einer Scheidung und Wiedervermählung in Rom aufhielt. Von mittelalteriger Romantik angeweht, wie sie ehedem der fahrenden Ritterschaft beiwohnte, faßte der Prinz den Entschluß, sich den Neapolitanern als Führer anzubieten. Konnte er doch vermöge seiner Ab-

Die Volksgemeinde und der Prinz von Guise.

ſtammung alte Erbanſprüche auf die Krone des ſchönen Reiches erheben, und durfte er nicht bei glücklichem Fortgang der Sache Hülfe von Rom und von Frankreich erwarten? Er erkannte ohne Bedenken die junge Republik an, ſeine königlichen Hintergedanken ſorgfältig verbergend, und ſchiffte ſich mit den Geld-
15. Nov. 1647. ſummen, die er zuſammengeliehen, auf einigen Fahrzeugen ein. Am 15. November hielt er unter dem Jubel des Volkes ſeinen Einzug in Neapel und wurde von dem „Generaleapitän" Gennaro Anneſe nach ſeiner eigenen Wohnung im Karmeliterkloſter geführt. Nun herrſchte eine Zeitlang große Freude in Neapel, die nur durch die wachſende Hungersnoth getrübt ward. Die Häupter des demokratiſchen Gemeinweſens richteten im Namen des „allergetreueſten Volkes von Neapel und ſeiner Obrigkeit" ein flehendes Bittgeſuch an den König von Frankreich, daß er ſie unter ſeinen Schutz nehme; und in der That wurde auch eine franzöſiſche
18. Decbr. 1647. Flotte abgeſandt, welche nach heftigen Stürmen bei Iſchia anlegte. Der eitle Herzog von Guiſe ſtimmte zwar nicht aus vollem Herzen in den Jubel ein; er gedachte vorerſt in Neapel eine Rolle zu ſpielen, wie ehedem Wilhelm von Oranien in Holland, bis die Zeit zur Ergreifung der Königskrone reif ſein würde, ſeine Geliebte, Fräulein von Pons, ſpielte in Paris die Königin zum großen Aerger der Anna von Oeſterreich. Das ganze Auftreten des Mannes, der ohne Geld und Heer einen Thron erwerben wollte, erinnerte an den edlen Ritter Don Quixote. Wirklich kam es auch zu einem Seetreffen zwiſchen der franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte im Angeſicht von Neapel; aber ein Sturm trieb die Schiffe auseinander und verhinderte eine Entſcheidung. Ohne irgend eine Aenderung in der Lage der Dinge bewirkt zu haben, ſegelte das franzöſiſche Geſchwader nach der heimathlichen Küſte zurück.

Ausgang der Revolution. 1648. Nun ging es mit dem demokratiſchen Volksſtaat in Neapel raſch abwärts. Noth von Außen, Zwietracht und Hader im Innern, Mangel an einer Perſönlichkeit von durchgreifender Autorität, Spaltung in der franzöſiſchen Partei, wie ſollte da nicht Zerfahrenheit und Wirrſal einreißen? Der Herzog ſah mit Eiferſucht auf Cerisantes, der als franzöſiſcher Geſchäftsführer im Intereſſe Mazarins wirkte; er hielt ihn ſogar eine Zeitlang in Haft und gab ihm dann den Oberbefehl über eine Bande Calabreſer, die ihm wenig Gehorſam zeigte. Auch mit Gennaro Anneſe gerieth Guiſe in Streit, als der Demagog ſich dem eiteln Franzoſen, der durch ſein leichtfertiges Weſen und ſeinen anſtößigen Verkehr mit vornehmen Damen Spott und Verachtung auf ſich lud, nicht unterordnen wollte, ſogar in Paris gegen ihn Intriguen ſpann. Es kam ſo weit, daß Anneſe in Verbindung mit dem Volkstribun Antonio Mazzela eine Schaar bewaffneter Lazzaroni gegen das Haus des Herzogs führte, die dieſer jedoch mit leichter Mühe in die Flucht ſchlug. Mazzela wurde als Verräther hingerichtet, Gennaro Anneſe aber trat nunmehr mit den Spaniern in Verbindung, um der Herrſchaft des franzöſiſchen Abenteurers ein Ende zu machen. Da war es denn ein glückliches Ereigniß für den Demagogen, daß der bisherige Vicekönig, Herzog von Arcos, der den Nea-

politanern als Mörder Masaniellos und als unzuverläſſiger wortbrüchiger Mann beſonders verhaßt war, nach Neujahr ſein Amt in die Hände des Infanten niederlegte und nach Spanien ſich einſchiffte. Ehe ſein Nachfolger, Inigo Velez de Guevara Graf von Ognate, bisher Geſandter in Rom, eintraf, vereinigte Don Juan d'Auſtria die Statthalterſchaft mit der Würde eines militäriſchen Befehlshabers. Dieſe Zeit benutzte der nach dem Ruhm eines Friedensſtifters und Unterdrückers der Rebellion begierige Infant, um mit den Inſurgenten Unterhandlungen anzuknüpfen und als Preis ihrer Unterwerfung Verzeihung und Steuernachlaß zu verſprechen. Allein der Haß und das Mißtrauen gegen die Spanier waren noch zu lebendig im Volke, als daß der Gedanke einer Verſöhnung hätte ſo ſchnell Wurzel faſſen können. Der neue Statthalter trat im März ſein Amt an und noch gehorchte Neapel den republikaniſchen Volkshäuptern und dem franzöſiſchen Herzog; ja durch die Thätigkeit und Tapferkeit des letztern waren die Zugänge nach der See frei gemacht und Lebensmittel eingebracht worden. Erſt als Guiſe und Anneſe in tödtlichem Haß ſich entzweiten und der rachſüchtige Demagog verrätheriſche Verbindungen mit den Befehlshabern in den Caſtellen anknüpfte, wurden die Spanier Meiſter über die Inſurrection. Um den Herzog aus der Stadt zu locken, ließ der Vicekönig die kleine gartenartig angebaute Inſel Niſida angreifen. Guiſe, der bei aller Geckenhaftigkeit immer noch ritterlichen Muth beſaß, zog mit der bewaffneten Mannſchaft gegen den Feind ins Feld, um das bedrängte Eiland zu retten. Da rückten in der Nacht vom 5. auf den 6. April die Beſatzungstruppen vor die Mauern; Anneſe öffnete ihnen ein Thor und nahm ſie in das Kloſtergebäude del Carmine, die feſte Burg der Volkspartei auf. Als der Tag anbrach, waren die Spanier im Beſitz der Thore und Hauptplätze. Niemand verſuchte einen Widerſtand; bald erſcholl der Ruf: „Es lebe König Philipp!“ Ohne Blutvergießen war das republikaniſche Neapel erobert. Einige zerſprengte Flüchtlinge trugen die Botſchaft in das Lager; der Herzog wollte zurückkehren, um ſich der Stadt wieder zu bemächtigen; aber ſeine Leute liefen davon. Mit einem kleinen Häuflein ſchlug er den Weg gen Rom ein; doch ſchon in Capua fiel er in die Hände der Kriegsknechte des Adels und wurde als Gefangener in Gaëta feſtgehalten, bis franzöſiſche Verwendung ihm nach einigen Jahren die Freiheit verſchaffte. Ein ſpäterer Verſuch, durch eine abenteuerliche Landung in Caſtellamare noch einmal feſten Fuß in Unteritalien zu faſſen, blieb ohne jeglichen Erfolg. — Am 8. April hielt der Vicekönig an der Seite des Infanten ſeinen Einzug in Neapel. Sie wurden mit Jubel und Feſtgeläute empfangen und wiederholten die Verſicherung, daß die Steuerlaſt gemindert werden ſollte. Man konnte ſogar auf einige Zeit Wort halten und die indirekten Auflagen abſchaffen oder herabſetzen, ohne daß die Staatskaſſe darunter gelitten hätte. Denn die Strafgerichte, die man anſtellte, gaben Mittel genug an die Hand, viele wohlhabende Bürger in Anklageſtand zu verſetzen und ihr Vermögen einzuziehen. Manche büßten auch mit dem Leben, unter ihnen Gennaro Anneſe,

Jan. 1648.

3. Apr. 1648

der treuloſe Volkshauptmann. Fürſten lieben manchmal den Verrath, aber nicht den Verräther. So ging das revolutionäre Schauſpiel in Neapel nach einer neunmonatlichen Dauer zu Ende, trotz vieler komiſchen Scenen und gemeinen Züge eines rohen Volkslebens doch wie eine Tragödie ſchließend. Es war das letzte Aufflackern eines nationalen Selbſtgefühls, der letzte Glockenklang bei der Grablegung des geſammten Staats und öffentlichen Lebens in dem ſpaniſchen Königreich.

5. Die Republik Venedig und die Türkenkriege.

Hinneigung der Republik zu Frankreich.

Schon ſeit der Regierung Heinrichs IV. hatte die Republik Venedig Hinneigungen zu Frankreich gezeigt. Das aufſtrebende Reich im Weſten der Alpen ſchien den gebietenden Herren an der Adria weniger gefahrdrohend als das ſpaniſch-öſterreichiſche Haus, deſſen Beſitzungen auf mehreren Seiten das venetianiſche Feſtland berührten, deſſen Flotten von Neapel und Sicilien aus den Kriegs- und Handelsſchiffen von San Marco den Seeweg verlegen konnten, deſſen Statthalter in Mailand und Unteritalien noch im J. 1618 das republicaniſche Regiment zu ſtürzen ſuchten (XI, 318). Dieſe Sympathien für Frankreich dauerten auch unter Ludwig XIII. fort; wir wiſſen, welche Vortheile Richelieu im Veltliner und Mantuaniſchen Krieg aus dem Bunde mit der kriegsmuthigen Republick zog: konnte doch der reiche Staat ſich leicht ein Söldnerheer aus den Alpenſöhnen verſchaffen.

Venedig und die Türkei.

Der Einfluß der regierenden Herren von San Marco auf den Gang der italieniſchen Politik wäre noch viel durchgreifender und entſcheidender geworden, hätten ſie nicht fortwährend gegen die Osmanen auf der Hut ſein müſſen. Wir haben in den früheren Blättern oft genug von den großen Kriegen gehandelt, welche die Venetianer mit den Türken in den Gewäſſern der Levante zu führen hatten. Dieſe Türkenkriege waren nicht ruhmlos für die Republik: ihre Seemacht blieb in Anſehen, ihre Söldner waren tapfer und rüſtig zum Kampf; die Kaufherren und Nobili auf den Inſeln und Küſten des Archipelagus behaupteten lange den Ruf von klugen, erfahrenen und thatkräftigen Männern in der Politik und Verwaltung wie in militäriſchen Dingen. Dennoch kamen allmählich ſämmtliche Beſitzungen in den öſtlichen Theilen des Mittelmeers in die Gewalt der Türken. Wir wiſſen welche Verluſte die Seerepublik bereits unter Suleiman erlitten (XI, 338, 355); unter ſeinem Nachfolger Selim II. mußte auch Cypern abgetreten werden (XI, 360); nur der Entartung der Janitſcharen und dem Verfall der kriegeriſchen Energie im Osmanenreich, wie wir ſie gleichfalls in den früheren Blättern kennen gelernt (XI, 366 ff.), war es zu danken, daß die Venetianer noch Candia behielten. Die Signorie ſuchte Alles ſorgfältig zu vermeiden, was zu einem Friedensbruch mit der Pforte führen konnte. Wie oft auch die Corſaren der nordafricaniſchen Küſte durch ihre ſchnellſegelnden

Fahrzeuge den Handelsverkehr ſtörten oder die Hafenorte auf beiden Seiten der Adria oder auf Corfu beunruhigten und beſchädigten: ſie begnügte ſich in Conſtantinopel Klage zu führen gegen die Raubfahrten der türkiſchen Clientelfürſten und durch Wacht- und Begleitſchiffe ihre Kauffahrer und ihre Beſitzungen möglichſt zu decken. Es machte in Venedig einen ſorglichen Eindruck, als noch unter der Regierung Murads IV. (XI, 372 f.) der Admiral Marino Capello ein Seeräubergeſchwader, das ſich allzu frech und übermüthig in das adriatiſche Meer gewagt, im Hafen von Aulona überfiel und nach ſeiner Vaterſtadt entführte. Doch ge- 1639.
lang es der Regierung mittelſt einer Entſchädigungsſumme von 250,000 Zechinen den Zorn des Großfürſten zu beſänftigen. Im folgenden Jahr ſtarb Sultan Murad und ſein Bruder Ibrahim folgte ihm auf dem Throne. Dieſem ſetzte Ibrahim 1640—1648.
der Kapudan-Paſcha Juſſuf, ein Renegat aus Dalmatien, der von einem Holz- und Waſſerträger zum erſten Miniſter emporgeſtiegen war und den Venetianern tödtlichen Haß trug, in den Kopf, daß er die erlittene Schmach rächen müſſe. Der ſchwache Großherr, ohne eigenen Willen und von fremden Rathſchlägen abhängig, wurde mehr und mehr mit kriegeriſchen Gedanken erfüllt. Die Vorſtellungen des Mufti gegen einen Friedensbruch fanden wenig Gehör.

Da ereignete ſich ein Vorfall, der den ſo lange vermiedenen Krieg zwiſchen Ein neuer Krieg im Anzug. 1644.
Venedig und der Pforte zum Ausbruch kommen ließ. Die Johanniter von Malta, die im Piratenweſen mit den Barbaresken wetteiferten, überfielen auf der Höhe von Karpathos ein türkiſches Geſchwader von zehn Segeln, das reich mit Schätzen beladen aber ſchwach bemannt, auf einer Wallfahrt nach Mecca begriffen war, 28. Septbr.
und bemächtigten ſich der Schiffe ſammt der koſtbaren Beute, die man auf drei Millionen Ducaten berechnete. Unter den Gefangenen waren Moſlemen von vornehmer Herkunft, auch mehrere Frauen und Mädchen von ſeltener Schönheit. Freudig fuhren die Sieger nach der Inſel Creta, wo ſie auf der Rhede von Kaliſmene Erfriſchungen einluden und bei den venetianiſchen Bewohnern freundſchaftliche Aufnahme fanden. Dieſe Vorgänge kamen der Kriegspartei in Conſtantinopel ſehr zu ſtatten: mit Beſorgniß meldete der venetianiſche Bailo bei der Pforte ſeiner Regierung, welch ungeheure Kriegsrüſtungen im ganzen Reiche gemacht würden: auf den Schiffwerften, in den Waffenſchmieden, in allen Werkſtätten herrſche die größte Thätigkeit. Auf die Frage nach der Urſache wurde ein Kriegszug gegen Malta angegeben. Dies war nur eine Täuſchung: man erinnerte ſich noch zu gut, welch' ſchlimmen Ausgang einſt der Angriffs- und Belagerungskrieg gegen die Felſeninſel genommen. Gegen die Venetianer auf Candia.
Candia ſollte ein Schlag geführt werden. Man machte im Serail geltend, daß die Marcusrepublik den Malteſern immer Vorſchub leiſte und Schutz gewähre; daß Candia als Zufluchtsſtätte für alle chriſtlichen Auswanderer diene, die ſich in Griechenland, auf Morea, auf den Inſeln des Archipel der türkiſchen Herrſchaft zu entziehen ſuchten; daß ein chriſtlicher Staat in der unmittelbaren Nähe des Osmanenreiches eine Schmach und Herausforderung für die hohe Pforte ſei.

Ja es konnte ſogar nicht mit Unrecht behauptet werden, daß die Inſulaner lieber unter der Hoheit des Sultans ſtehen würden als noch länger die Zwingherrſchaft der ſelbſtſüchtigen und hartherzigen Kaufherren tragen. Denn die Venetianer hatten in den vierhundert und vierzig Jahren, während welcher ſie Herren der fruchtbaren günſtig gelegenen Inſel waren, wenig gethan, die griechiſche Bevölkerung, insbeſondere die Sphakioten, die kräftigen und ſtreitbaren Urbewohner in den „weißen Bergen“ für ſich zu gewinnen. Wie vieler Handlungen herzloſer Intoleranz hatten ſich die Lehnsritter von St. Marcus ſchuldig gemacht! Wie oft hatten die lateiniſchen Coloniſten in den Kämpfen gegen die ihre Freiheit und ihr Eigenthum vertheidigenden Candioten zu den Waffen Liſt und Verrath gefügt! Wie manche blutige Unthat, oft mit lüſterner Frauenſchändung verbunden, war im frevelhaften Uebermuth von den abendländiſchen Herren verübt worden!

Vor ſiebenzig Jahren, als bereits die Angriffe der Osmanen und der Corſaren die Sicherheit der Inſel bedrohten, hatte die venetianiſche Regierung ſelbſt die Nothwendigkeit erkannt, durch eingreifende Reformen des ſtaatlichen und ſocialen Lebens in den Inſulanern eine günſtigere Stimmung zu erwecken und den Ausſchreitungen deſpotiſcher Grundherren und Beamten zu wehren. Zu dem Behuf hatte ſie den ſtaatsklugen Giacomo Foscarini als Statthalter mit den ausgedehnteſten Vollmachten nach Candia geſchickt (1574). Während einer vierjährigen dictatoriſchen Verwaltung traf der eben ſo verſtändige als gerechte Mann mit ſicherer Hand Einrichtungen und Reformen, welche geeignet ſchienen, ein beſſeres Verhältniß zwiſchen dem herrſchenden Stamm und der griechiſchen Bevölkerung herzuſtellen. Aber das Syſtem der Gewalt und Bedrückung war zu tief gewurzelt; die alten Schäden und Gebrechen konnten nur nothdürftig geheilt werden; ein auf Wohlwollen und gemeinſame Intereſſen gegründetes friedliches Zuſammenleben wurde nicht erzielt.

Der Candiotiſche Krieg. Erſte Periode 1614—46.

Der Signorie blieb es nicht lange verborgen, daß die Pforte die Abſicht habe, der Republik die letzte ihrer Beſitzungen in den öſtlichen Gewäſſern, die ſchönſte Perle aus dem einſt ſo herrlichen Inſelkranz zu entreißen: ſie ſah ſich nach fremder Hülfe um; aber wer ſollte Beiſtand leiſten? Spanien und Frankreich hielten einander gegenſeitig in Schach; der Papſt und die italieniſchen Fürſten waren freigebig mit Verſprechungen aber karg in Thaten. Was vor der Schlacht von Lepanto noch möglich geweſen, ein Bund der abendländiſchen Chriſtenheit unter der Aegide des Papſtes, kannte bei den damaligen Verhältniſſen nicht mehr erzielt werden. Und hat es denn die Marcus-Republik verdient, ſo fragte man nicht ganz mit Unrecht, daß ſich die chriſtlichen Staaten ſo eifrig ihrer annehmen ſollen? Hat ſie nicht ſelbſt in allen Kriegen zunächſt ihren eigenen Vortheil im Auge gehabt? Hat ſie je aus Chriſtenliebe, aus Humanität, aus Intereſſe für die abendländiſche Geſammtheit an den Kämpfen gegen die Ungläubigen Theil genommen? So ſah ſich denn die venetianiſche Regierung auf ihre eigene Kraft angewieſen. Und dieſe gab ſie auch mit gewohnter Energie kund. Konnte ſie auch der türkiſchen Armada, welche 73 Segel ſtark unter dem

Oberbefehl des allmächtigen Juſſuf-Paſcha im Frühjahr 1645 das griechiſche Inſelmeer durchſchnitt, ohne daß eine Friedenskündigung vorausgegangen, nur etwa die halbe Kriegsſtärke entgegenſtellen, ſo waren dagegen ihre Galeeren beſſer ausgerüſtet und bemannt und die Flottenführer Gironimo Moroſini und Marino Capello waren erfahrene Seemänner. Um ſo mangelhafter ſtand es mit den Vertheidigungsanſtalten auf der Inſel ſelbſt: die Lehnsritterſchaft und die Landmiliz waren weder zureichend noch kampfbereit. Als die türkiſche Flotte, welche die Südküſte von Morea umfuhr, um die Meinung zu beſtärken, es ſei auf Malta abgeſehen, und erſt vor Navarino die Richtung änderte, am 24. Juni in der Bai von Gogna, 18 Miglien weſtlich von der Hafenſtadt Canea landete, wurde die venetianiſche Bevölkerung der Inſel von Schrecken und Beſtürzung ergriffen. Von der See- und Landſeite belagert und von ſchwerem Geſchütz bedrängt, mußte ſich Canea, die ſtärkſte Feſtung der Küſte, trotz der umſichtigen und tapfern Haltung des Provveditore Antonio Navigiero dem Kapudanpaſcha vertragsweiſe auf freien Abzug der Beſatzung ergeben. Der Sieger ließ die drei Hauptkirchen in Moſcheen umwandeln und ſandte die ſchönſten Knaben und Mädchen köſtlich gekleidet dem Sultan als Beute zu. Dennoch ſchien der Erfolg allzu gering im Vergleich mit den aufgewandten Koſten und den großen Opfern, welche der Belagerungskrieg gefordert, und es gelang der Gegenpartei, den Großweſir Sultanſade-Mohammed an der Spitze, den Kapudanpaſcha zu verdächtigen. Wenige Wochen nach ſeiner Ankunft in der Hauptſtadt wurde Juſſuf-Paſcha enthauptet. Aber ein Umſchwung in der Kriegspolitik erfolgte darum doch nicht: weder die Thätigkeit der Friedenspartei noch die Vermittlungsverſuche des franzöſiſchen Geſandten Varennes waren von Erfolg gekrönt; Ibrahim war zu ſehr über die Grauſamkeiten ergrimmt, welche während der Zeit die Venetianer in Patras und auf den Inſeln an den gefangenen Saracenen verübt. So hatte denn der Krieg auf der Inſel und zur See ſeinen Fortgang. Die Verluſte wurden auf beiden Seiten durch neue Anſtrengungen erſetzt. Um die Einnahmen zu mehren griff die Signorie zu manchen bedenklichen Mitteln: Staatsgüter wurden veräußert, freiwillige Beiträge geſammelt, die Kirchengüter beſteuert, Adel, Aemter und Ehrenſtellen verkauft; um beſtimmte Geldſummen konnten neue Familien die Eintragung in das goldene Buch erlangen, junge Nobili vor dem geſetzmäßigen Alter in den Rath eintreten, Verbannte die Rückkehr in die Vaterſtadt erwerben.

April 1645.

17. Aug. 1645.

Jan. 1646.

Es würde dem Zweck des Buches wenig entſprechen, wollten wir den Krieg, der mit einigen Unterbrechungen vierundzwanzig Jahre dauerte und nicht nur in Candia und in dem Archipel, ſondern auch in Dalmatien und anderwärts geführt ward, in ſeinen Einzelheiten verfolgen; es kann uns nur obliegen, den allgemeinen Gang und die Reſultate zu verzeichnen und die Folgen anzudeuten, welche derſelbe für die Marcusrepublik gehabt hat. Der Obervogt (General-Proveditore) der Inſel, Andrea Cornaro war bei aller Umſicht und Tapferkeit

Die Revolution im Serail.

nicht im Stande, den Siegeslauf der Türken zu hemmen: nicht nur, daß ſie im Beſitz von Canea blieben, im November nahmen ſie unter der Führung des
23. Nov. 1646. energiſchen Huſſein-Paſcha auch das feſte Rettimo mit Sturm und ſchlugen dann ihre Zelte in der Nähe der Hauptſtadt Candia auf. Um die Zeit, da die venetianiſche Flotte im Archipel durch einen Sturm großen Schaden nahm und der tapfere und geſchickte Admiral Battiſta Grimani dabei ſeinen Tod fand,
Juli 1648. ſchritt Huſſein-Paſcha zur Belagerung von Candia. Einige Wochen nachher drang die Kunde ins Lager, daß der Großweſir Ahmed-Paſcha von den Janitſcharen und Sipahi ermordet, der Sultan ſelbſt zuerſt entthront und dann im
Auguſt 1648. Mohammed IV. 1648—1687. düſtern Kerkerraum erdroſſelt und ſein ſiebenjähriger Sohn als Mohammed IV. zur Würde eines Padiſcha erhoben worden ſei. Der Mufti und die Ulema ſelbſt ſetzten den Staatsſtreich ins Werk, durch welchen der unfähige wollüſtige Schwächling, der ſich von Weibern und Günſtlingen in der unwürdigſten Weiſe beherrſchen ließ, durch die drückendſten Steuererhebungen die Geldſummen für ſeine ſinnloſe Verſchwendung beitrieb und durch grauſame Deſpotenlaunen und Willkürhandlungen die Sicherheit des Reichs gefährdete, mittelſt gewaltſamer Abſetzung vom Regiment entfernt und aus der Welt geſchafft ward. Die Werkzeuge der Revolution geriethen darauf über das Blutgeld, das ihnen als Preis gereicht werden mußte, unter ſich in Streit, ſo daß über tauſend Sipahi und Pagen von den Janitſcharen niedergehauen wurden.

Zweite Periode des Kriegs. Anarchie und Nothſtände. 1650—56. In Venedig hoffte man, die Thronveränderung würde dem Krieg ein Ende machen. Die Signorie gab ſich daher alle Mühe, theils durch direkte Verhandlungen in Conſtantinopel ſelbſt, theils durch die Vermittelung der europäiſchen Mächte zu einem friedlichen Abkommen mit der Pforte zu gelangen. Allein die neuen Machthaber waren der Anſicht, daß kriegeriſche Erfolge gegen die Chriſten das beſte Mittel ſeien, die gährende Hauptſtadt zu beruhigen, das mohammedaniſche Volk mit der neuen politiſchen Lage zu verſöhnen und ihr eigenes Regiment zu befeſtigen. Ohne die Abtretung von Candia wollten ſie nichts von Frieden hören; als dieſe Bedingung in dem von der Signorie dargebotenen Friedensantrag nicht enthalten war, gerieth der Großweſir Mohammed-Paſcha in ſolchen Zorn, daß er den venetianiſchen Bailo in den Kerker werfen und den
1649. erſten Dragoman Grillo hinrichten ließ. Zu einem ſolchen Opfer konnte man ſich aber in Venedig nicht entſchließen, daher wurde der Krieg mit neuem Eifer
1650. fortgeführt. Aber dank der feſten Lage der Stadt Candia und dem heldenmüthigen Widerſtande der Beſatzungstruppen hatte die Belagerung keinen Fortgang. Das türkiſche Heer wurde durch Ausfälle, Strapazen und Entbehrungen hart mitgenommen. Zugleich gewann die venetianiſche Flotte unter Mocenigo, dem Generalcapitän des Meeres, zwiſchen Paros und Naxos einen glänzenden
Juni 1651. Seeſieg, ein Ereigniß, das den Umtrieben und Parteikämpfen, von welchen die türkiſche Hauptſtadt in fieberhafter Aufregung gehalten ward, neue Nahrung gab. Ein Aufſtand drängte den andern; bis in das Serail, bis in das Frauen-

gemach des Padischah drang der Mordstahl; auf Markt und Straße herrschte Unsicherheit des Lebens und Eigenthums; Münzverschlechterung, Steuerdruck, Finanzverwirrung führten anarchische Zustände herbei. Die Regierung war ohne Kraft und Autorität. Man hätte denken sollen, daß bei solcher Lage der Dinge die Venetianer entschieden die Oberhand hätten erlangen müssen; allein die Republik war bereits zu sehr erschöpft, die Aufgabe, an verschiedenen Orten zugleich gegen eine militärische Großmacht anzukämpfen, zu schwierig, als daß man aus der Verwirrung des feindlichen Reiches große Vortheile hätte ziehen können. So geschah es, daß der Krieg von Jahr zu Jahr fortdauerte, nur mit geringerem Kraftaufwand und ohne namhafte Vorfälle. Hussein-Pascha errichtete in der Nähe von Candia mehrere Forts, von wo aus er die Stadt bedrängte, denn an ein Aufgeben der Insel von Seiten der Türken war nicht zu denken. Als der Bailo Giovanni Capello eine solche Forderung stellte, wurde 1653.
er ausgewiesen und in Adrianopel ins Gefängniß geworfen. An den Dardanellen und im ägäischen Meer wurden Jahr aus Jahr ein Seetreffen geliefert, welche die Nothstände in beiden Reichen mehrten ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Ein rühmlicher Sieg, den die Venetianer im Juni 1656 über die osmanische Flotte am Ausgang der Dardanellen davontrugen, brachte dem tapfern Generalcapitän Lorenzo Marcello den Tod. 26. Juni 1656.

Das türkische Reich war in der äußersten Bedrängniß, als Mohammed IV. zur Volljährigkeit kam und auf Anregung seiner Mutter, der klugen und kraftvollen Sultanin Valide, den Albaneser Mohammed Köprili zum Großwesir mit fast unbeschränkter Gewalt ernannte. Wir werden diesem bedeutenden Manne und seinem noch größeren Sohne Achmed Köprili auf einem andern Kampfplatz begegnen; denn neben den Kämpfen zur See und auf Candia war auch in den Donauländern und in Dalmatien ein wechselvolles Kriegsdrama im Gang und in Asien konnte eine Empörung nur durch die blutigsten Mittel unterdrückt werden. Die neuen Wesire wußten den altväterischen Geist zu entzünden, Kriegsmuth, Nationalgefühl und Fanatismus zu wecken und durch Reformen in der Verwaltung und im Heer- und Seewesen innere Ordnung, äußere Kriegstüchtigkeit und eine höhere Seelenstimmung zu schaffen. Nun nahmen die Osmanischen Dinge einen neuen Aufschwung; in einer großen dreitägigen Seeschlacht bei den Juli 1657.
Dardanellen gerieth das venetianische Admiralschiff durch einen Schuß in die Pulverkammer in Flammen, wobei der Generalcapitän Mocenigo und sein Bruder Francesco den Tod fanden; die Inseln Tenedos und Lemnos wurden der Republik entrissen und vor Candia erschien Mustafa-Pascha mit neuen Streitkräften und übernahm den Oberbefehl über das Belagerungsheer an der Stelle von Hussein-Pascha, der bei den neuen Machthabern nicht in Gunst stand. Eine französische Hülfsmannschaft, die auf venetianischen Galeeren nach der Insel segelte, erntete 1660.
wenig Ruhm: die Unfähigkeit oder Treulosigkeit der Führer und die Insubordination der Soldaten wirkten so lähmend und entmuthigend, daß ihre Abführung

Dritte Periode des Kriegs. Die Köprili. 1656—1668.

den Venetianern als eine Erleichterung erſchien. Es zeugt von der ungemeinen Lebenskraft und den reichen Hülfsquellen des republikaniſchen Staates, daß er unter ſolchen Umſtänden dennoch den Kampf ohne Unterbrechung fortzuſetzen vermochte, wenn auch mit ſchwindender Energie und unter gleichzeitigen Bemühungen, Frieden zu erlangen. Der Krieg gegen Ungarn und Oeſterreich, der, wie wir ſpäter erfahren werden, die türkiſchen Streitkräfte nach den Donauländern zog, bewirkte, daß in den ſechziger Jahren die Waffengänge auf Candia nur mit geſchwächten Anſtrengungen weiter geführt wurden: die Venetianer hofften aus den Ungarnkriegen auch einige Vortheile für ſich zu erlangen und ſetzten daher ihre letzten Kräfte ein, ſich auf der Inſel ſo lange als möglich zu behaupten.

1664. Wirklich ſchien es auch, als die Schlacht von St. Gotthard die chriſtliche Welt mit neuen Hoffnungen, die Oſmanen mit Beſorgniß erfüllte, daß es zu einer Verſtändigung zwiſchen den kriegführenden Staaten auf Grund einer Theilung der Herrſchaft über das Inſelreich kommen ſollte; allein ſowohl im Rathe der Pregadi als bei der Pforte behielt die Kriegspartei die Oberhand: dort verließ man ſich auf auswärtige Hülfe, hier betonte man, daß die Ehre und Majeſtät des Großherrn und die Würde und der alte Ruhm des Oſmaniſchen Reiches die Fortſetzung des Krieges verlangten, bis der letzte Steinhaufen auf Candia den chriſtlichen Feinden entriſſen wäre.

Kriegeriſche Anſtrengungen im Abendlande.

Der Waffenſtillſtand mit Oeſterreich geſtattete den Türken, ihre Streitkräfte ungetheilt gegen die ihnen vor allen andern Feinden verhaßte Republik zu kehren. Achmed Köprili ſelbſt übernahm die Führung des Feldzugs und ſchiffte mit neuen

1666. Truppen von Isdin (Zeituni) nach der Inſel hinüber. Aber auch im Abendland wurden neue Anſtrengungen gemacht: Papſt Clemens IX. ſah die Rettung der chriſtlichen Inſel inmitten der Ungläubigen für die Hauptaufgabe ſeines Pontificats an; er unterſtützte die erſchöpfte Republik mit Geld, mit Schiffen und Pulver und mit päpſtlichen Truppen unter dem Oberbefehl ſeines Neffen Vincenzo Roſpigliosi und geſtattete der Signorie die Einziehung und Veräußerung eines Theils der geiſtlichen Güter; Ludwig XIV., wenn er ſich gleich hütete durch thätige Theilnahme die Pforte zu reizen und die alte ihm in ſeiner feindſeligen Stellung zu Oeſterreich-Spanien damals mehr als je vortheilhafte Allianz mit den Oſmanen zu gefährden, geſtattete doch, daß einige kriegsluſtige Edelleute, wie die Marquis de Ville und de St. André Montbrun und der Duc de la Feuillade im Geiſte der Kreuzfahrer mit ihren Waffenknechten den bedrängten Chriſten im Morgenlande auf eigene Hand zu Hülfe eilten, und zahlte die Subſidiengelder fort, welche ſchon ſeit Mazarin die franzöſiſche Regierung der Marcusrepublik gewährt hatte. Bei Kaiſer und Reich in Regensburg hatten die Bitten der Signorie und die Verwendung des Papſtes wenig Erfolg: es dauerte lange bis ſich Kaiſer Leopold entſchloß, ein Hülfscorps von 3000 Mann abzuſchicken, und von den deutſchen Reichsfürſten zeigten ſich nur die Herzöge von Braunſchweig und Lauenburg bereit, drei Regimenter unter dem bewährten

Feldherrn Josias von Waldeck der Republik zukommen zu lassen. Sie hatten den traurigen Ruhm, an den letzten Heldenkämpfen in Candia Theil zu nehmen.

Ausgang des Candiotischen Kriegs 1667—69.

Die Ankunft Achmed Köprili's mit beträchtlichen Verstärkungen gab dem insulanischen Krieg neues Leben. Die Venetianer erkannten die ernste Absicht der Osmanen, in dem schon so lange dauernden Kampf eine endgültige Entscheidung herbeizuführen. Diesem Vorhaben beschloß die Regierung von San Marco auch ihrerseits mit allen Kräften, die sie aufbringen konnte, zu begegnen. Und so sehen wir noch einmal Morgenland und Abendland, Christenheit und Islam sich zu einem Riesenkampfe waffnen, wie er in früheren Jahrhunderten zeitweise zu Tage getreten ist. Fast die ganze Insel war bereits in der Gewalt der Türken; die alten Einwohner, vor Allem die waffenkundigen Sphakioten trugen den Venetianern, welche ihre Herrschaft so oft zu Gewaltthaten gegen die griechischen Candioten mißbraucht hatten, so heftigen Haß, daß sie den Mohammedanern auf alle Weise Vorschub leisteten. So zog sich in den zwei letzten Jahren der Krieg gänzlich um die Hauptstadt Candia mit ihrem Kranz von Bastionen, Bollwerken und Befestigungen aller Art zusammen, welche die Türken durch ihre weiten Belagerungsanstalten, durch Geschütz und Minenwerke eben so scharf bedrängten und bedrohten wie das vereinigte Christenheer, das sich fort und fort durch Zuzüge von Freiwilligen aus allen Ländern verstärkte, dieselben zu vertheidigen suchte. Seit dem Belagerungskrieg auf Malta hat die Geschichte kaum eine andere Waffenthat zu verzeichnen, welche an Heldenmuth und großartigem Ringen, an Anstrengungen und Ausdauer den Kämpfen vor und in der Stadt Candia zu vergleichen wäre. Den Oberbefehl über die Landmacht hatte die Signorie dem Marquis Giron François de Ville anvertraut, einem französischen General, der seine Herkunft von dem Kreuzzugsritter Villehardouin herleitete und dessen Ahnherr bei Lepanto gefochten hatte, während die Flotte unter dem Oberbefehl des Generalcapitano Francesco Morosini stand. Als de Ville, der sich mit dem General-Proveditore Antonio Barbaro nicht vertragen konnte, im Frühjahr zu seinem Kriegsherrn dem Herzog von Savoyen zurückkehrte, konnte er im Rathe der Pregadi noch die Hoffnung auf einen siegreichen Ausgang des Kampfes aussprechen; denn wie vielen Schaden auch bereits die Batterien Köprili's und Kara Mustafa's den Forts und Mauern zugefügt hatten, so war doch weder der Muth der Truppen, über welche jetzt der greise General St. André de Montbrun, ein Hugenotte den Oberbefehl führte, noch die Widerstandskraft der Festung gebrochen. Und als im Juni des folgenden Jahres der Due de Navailles und der Großadmiral François de Vendôme Herzog von Beaufort, mit neuer Mannschaft, darunter manche Glieder der ersten französischen Adelsgeschlechter, maltesische Ritter und mancherlei Kriegsvolk aus Italien und Deutschland sich nach Candia einschifften, stieg die Zuversicht in Venedig auf solche Höhe, daß die nach schwebenden Friedensverhandlungen in Constantinopel abgebrochen wurden. Doch wie bald sollten diese Hoffnungen zerrinnen! In

Mai 1668.

6. Juni 1669.

Venedig hatte man keine Ahnung von der verzweifelten Lage der Inſelſtadt! Auf die Kunde von dem Nahen der neuen Hülfsmannſchaften hatte der Weſir alle Kräfte eingeſetzt, die Belagerung zu Ende zu führen. Als das franzöſiſche Geſchwader in den Hafen einlief, war Candia faſt nur noch ein großer Stein- und Trümmerhaufen. Es hielt ſchwer auf dem mit Ruinen bedeckten, von Minen unterwühlten Boden feſten Fuß zu faſſen. Faſt alle Gebäude waren beſchädigt, die Kirche des heil. Titus, des Schutzpatrons der Stadt zuſammengeſtürzt, die Straßen mit Geſchoſſen und Granatſplittern überſäet; überall Leichen, Verwundete, Verſtümmelte! Schon im Mai war der Befehlshaber Catterino Cornaro durch eine Bombe dahingerafft worden. Dennoch wagten die Belagerten ermuthigt durch die neuen Verſtärkungen einen Ausfall, der Anfangs guten Fortgang hatte, dann aber in Folge einer Pulverexploſion zur Niederlage ſich geſtaltete. Unter den
25. Juni 1669. Getödteten war auch der Herzog von Beaufort, von deſſen Leichnam keine Spur
24. Juli. mehr entdeckt ward. Ein Seetreffen im Hafen führte neue Verluſte an Mannſchaft und Schiffen herbei. Im nächſten Monat fand auch Waldeck, der mit den deutſchen Reichstruppen ſtets die gefährlichſten Stellen der Bollwerke vertheidigt
8. Auguſt. und bereits mehrere Wunden empfangen hatte, mit vielen braven Waffengefährten den Tod. An dem Ausgang verzweifelnd und mit Moroſini und Montbrun in fortwährendem Hader ſchiffte ſich Navailles mit dem größten Theil der franzö-
20. Auguſt. ſiſchen Armee nach Frankreich ein; die päpſtlichen und malteſiſchen Galeeren folgten dem Beiſpiel. Als der Herzog Aleſſandro Pico della Mirandola noch mit etwa 600 Mann, dem Reſte einer durch Krankheit aufgeriebenen Hülfsmannſchaft, in die bedrängte Feſtung einzog, betrug die Beſatzung kaum mehr
24. Auguſt. als viertauſend kampffähige Männer. Wenige Tage nach der Abfahrt der franzöſiſchen Offiziere unternahm Köprili einen Sturm. Durch die Gewalt der Minen wurde er glücklich und mit großem Verluſte für die Türken zurückgeſchlagen. Aber zugleich waren die wichtigſten Baſtionen St. Andrea und Sabioniera ſo beſchädigt, daß die Feſtung keinen neuen Angriff mehr aushalten konnte. Da ver-
27. Auguſt. ſammelte Moroſini einen Kriegsrath, um die Uebergabe in Vorſchlag zu bringen. Der Provveditore Bartolomeo Grimaldi und der Marquis von Montbrun meinten, man ſolle die Stadt in die Luft ſprengen und ſich unter ihren Ruinen begraben; ein ſolcher Ausgang ſei allein eines ſolchen Belagerungskrieges würdig. Die übrigen ſtimmten jedoch dieſem heroiſchen Vorſchlag nicht bei. Vielmehr wurden
6. Sept. mit dem Großweſir Unterhandlungen eingeleitet, welche zum Abſchluß eines Vertrags führten, kraft deſſen die Venetianer innerhalb drei Wochen die Inſel verlaſſen und Candia bis auf das Fort Suda und zwei andere Werke fortan den Oſmanen überliefern ſollten. Nachdem ſich die Beſatzung und faſt die ganze Ein-
27. Sept. 1669. wohnerſchaft eingeſchifft hatte, empfing Achmed Köprili auf dem durchbrochenen Wall von St. Andrea in einem ſilbernen Becken die 83 Schlüſſel der Stadt, der
1670. Feſtungswerke und der öffentlichen Gebäude. Die Signorie beſtätigte nach einigen Bedenken den Capitulationsvertrag und ſchloß im nächſten Jahr mit der Pforte

den Frieden von Salona, welcher der Republik der Besitz von Dalmatien mit der vielumstrittenen Stadt Cliſſa (Klis) unweit Spalatro ſicherte. 24. Okt. 1671.

So endete der denkwürdige Krieg auf Candia, welcher die Marcusrepublik nicht weniger als 126 Millionen Ducaten gekoſtet hat, mit dem Verluſte der letzten namhaften Beſitzung der Venetianer in der Levante. Moroſini hatte nach ſeiner Rückkehr heftige Angriffe von Seiten einer Gegenpartei zu erleiden; aber er wurde von der Anklage losgeſprochen und von dem Volke als „der letzte Venetianer" verehrt. Dem Papſt Clemens IX. ging der Fall von Candia ſo zu Herzen, daß er noch vor Ende des Jahres kummervoll in das Grab ſank.

Die Marcusrepublik konnte die Verluſte nicht verſchmerzen; ſie betheiligte ſich daher in den achtziger Jahren an dem großen Kriege gegen die Türken, den wir ſpäter kennen lernen werden. Während die Oſmaniſchen Waffen in den Donaugegenden beſchäftigt waren, ſuchten ſich die Venetianer unter Moroſini und die deutſchen Söldnertruppen, die der Graf von Königsmark für die Republik ins Feld führte, wieder in Morea feſtzuſetzen. Im Bunde mit den Mainotten und andern griechiſchen Völkerſchaften ließen ſie ſich in Navarino, in Nauplia und an andern Orten der Halbinſel nieder. Bis nach Athen und Theben drangen die italieniſchen und deutſchen Truppen vor; eine Bombe ſchlug in das türkiſche Pulvermagazin im Parthenon, wodurch die ganze Akropolis, das großartige Kunſtdenkmal des Alterthums in Trümmer ſank; die marmornen Löwen wanderten aus dem Piräeus vor die Thore des Arſenals von Venedig; man ernannte Verwaltungsbeamte, die dem Provveditore von Corfu untergeordnet ſein ſollten; man traf Anſtalten zur Eroberung von Negroponte. So dauerte der Krieg in den griechiſchen Gewäſſern, auf den Inſeln und in Hellas und Dalmatien mit großen Anſtrengungen und abwechſelnden Erfolgen fort bis zu Ende des Jahrhunderts. Königsmark fand vor Negroponte ſeinen Tod. Girolamo Cornaro der Generalcapitän des Meers eroberte das feſte Malvaſia, ſtarb aber bald darauf an einer Krankheit in Aulona; auch Moroſini erlebte den Ausgang des Krieges nicht; im Januar 1694 ging der Held zu Nauplia aus der Welt. Sein Nachfolger auf der Flotte war Antonio Zeno; er erlitt durch die Türken eine Niederlage bei Chios, die man ſeinem ungeſchickten Verhalten zuſchrieb. Er wurde daher in Ketten nach ſeiner Vaterſtadt gebracht, wo er während der kriegsgerichtlichen Unterſuchung ſtarb. Der Friede von Carlowiez, der im letzten Jahr des Jahrhunderts zum Abſchluß kam, gewährleiſtete der Republik den Beſitz von Morea und einigen umliegenden Inſeln, wie Santa Maura, Aegina, Zante, wogegen die übrigen Eroberungen im Archipel und in Griechenland zurückgegeben werden mußten. Auch in Dalmatien wurde eine Grenzlinie beſtimmt, welche die Küſte mit ihren Städten und Caſtellen den Venetianern zuſicherte. Nur Raguſa ſollte ein unabhängiges Gemeinweſen bilden. So ging die Signorie von San Marco noch einmal mit Ruhm geſchmückt und hochgeehrt von den europäiſchen Mächten aus dem gewaltigen Kampfe wider die oſmaniſche Großmacht hervor. Es waren die letzten Trophäen.

Die letzten Türkenkriege der Venetianer.

1686.

1688.

Sept. 1687.

1690.

6. Jan. 1694.

26. Jan. 1699.

6. Italieniſches Culturleben im 17. Jahrhundert.

Literatur und Kunſt im Niedergang.

Das politiſche Kleinleben der früheren Zeit war der geiſtigen Productionskraft förderlich geweſen: das Talent konnte ſich naturgemäß und ſelbſtändig entwickeln und die Liberalität und der Reichthum der fürſtlichen Häuſer gewährte Mittel und Gelegenheit daſſelbe werkthätig zu äußern. Im zehnten Bande (S. 299 ff.) iſt die Blüthezeit der italieniſchen Kunſtthätigkeit eingehend beſprochen und auch die Periode des Verfalls, die ſich in das ſiebzehnte Jahrhundert hereinzieht, in ihren hervortretenden Richtungen und Abwegen angedeutet worden. Die ſchöpferiſche Kraft, die wir in den großen Werken der „Cinquecentiſten“ bewundern, ging mehr und mehr zu Grabe. Der geiſtige Druck, der von der Kirche wie von den kleinen Deſpoten ausgeübt wurde, hemmte die frühere Regſamkeit auf den Gebieten der freien Kunſt und Literatur; an die Stelle des freudigen Hervortretens des inneren urſprünglichen Genius und der idealen Geſtaltungen trat Reflexion, Regelzwang, Künſtelei; Schlaffheit, Verweichlichung, Sinnengenüſſe beherrſchten das geſellſchaftliche Leben; das Wohlgefallen an äußerer todter Prachtentfaltung erdrückte und erſtickte das Feuer der Seele, das in eigenthümlichen, mannichfaltigen Erzeugniſſen und Formen ſich kundzugeben pflegt. Man zehrte von der großen Vergangenheit und ahmte die Werke der Vorfahren nach. In der Lyrik lehnte man ſich an die klangvollen, aber gedankenarmen Sonette und Canzonen Petrarca's an oder folgte den griechiſchen und römiſchen Odendichtern; im Heldengedicht blieb Lodovico Arioſto das unerſchöpfliche Vorbild für die ganze Folgezeit.

Epos.

Unter Arioſts Nachahmern erlangten den größten Ruhm: Gabriello Chiabrera, Chiabrera 1552—1637. den wir bereits als fruchtbaren Lieder- und Odendichter kennen gelernt haben (X, 355), Verfaſſer von mehreren epiſchen Gedichten („das befreite Italien“; „Amadeida“; „Florenz“; Forteguerra 1674—1735. „Roger“) und Niccolo Forteguerra von Piſtoja durch ſein großes romantiſch-humoriſtiſches Heldengedicht „Richardett“ in 20 Geſängen aus dem karolingiſchen Sagenkreis mit manchen ſatiriſchen Anſpielungen auf die Gegenwart. Das Epos Forteguerra's, das man trotz mancher Abweichungen in den geſchichtlichen Angaben eine Fortſetzung des „Raſenden Roland“ nennen könnte, iſt nicht ohne Witz und Phantaſie; doch trägt der Dichter die komiſchen und ſatiriſchen Farben ſtärker auf als Arioſt. Selbſt die einzige Gattung, die im ſiebenzehnten Jahrhundert mit Glück behandelt wurde, das eigentliche komiſche Epos, lehnte ſich, wie wir aus X, 354 f. wiſſen, an Arioſt an, mag Taſſoni 1565—1635. nun Aleſſandro Taſſoni von Modena durch ſeinen „Geraubten Eimer“ oder ſein Zeit- Bracciolini 1566—1645. genoſſe Francesco Bracciolini durch ſeine „Verſpottung der Götter“ der erſte Begründer geweſen ſein, ein Prioritätsſtreit, der einſt in Italien mit großer Heftigkeit durchgefochten ward. Der Uebergang von Arioſto's heiterer Ironie zu Taſſoni's und Bracciolini's komiſchem Scherz und Spott war nur ein kleiner Schritt.

Drama und Oper.

Einer größeren Pflege erfreute ſich die italieniſche Bühnendichtung und zwar zunächſt in der melodramatiſchen Gattung und der Oper, deren Entſtehung wir früher (X, 353) kennen gelernt haben. Hatte die Muſik von jeher in dem italieniſchen Schauſpiel und insbeſondere in den Schäferſtücken eine bedeutende Stellung behauptet, ſo wurde ſie jetzt in den Bühnenſtücken des auch in der hiſtoriſch-kritiſchen Literatur thätigen

Venetianers Apostolo Zeno und des Pietro Antonio Metastasio aus Assisi, die beide das Amt eines kaiserlichen Hofdichters unter Karl VI. in Wien bekleideten, so sehr zur Hauptsache, daß allmählich die Dichtung hinter die Musik zurücktrat. Die Anlage und Neigung der Italiener zur Tonkunst und vor Allem die Zeitrichtung, die an Schaugepränge und Festlichkeiten, an allen auf Sinnenreiz berechneten Darstellungen Wohlgefallen fand, begünstigten die Verbindung verschiedener Künste zu großen Effektstücken, das Ueberwuchern des Gesangs und der Musik über Dialog und dramatische Entwickelung. Es wurde bereits erwähnt (XI, 775 f.), daß die Oper hauptsächlich zur Verherrlichung der großen Hoffeste diente: je mehr nun solche Festlichkeiten und Schaustücke dem Geschmack der Zeit und der vornehmen Gesellschaft entsprachen, desto mehr Pflege und Sorgfalt fand auch die Oper, so daß das italienische Theater vorzugsweise zu musikalisch-dramatischen Aufführungen und Schauspielen gebraucht ward. Die fürstlichen Höfe in Modena, Mantua, Florenz wetteiferten mit einander in leidenschaftlicher Begünstigung solcher Prunkvorstellungen; die beste Oper, die geschicktesten Sänger und Schauspieler zu besitzen war der Ruhm, nach dem man in allen Hauptstädten dürstete. Am florentinischen Hof war die Liebhaberei des Erbprinzen Ferdinand für das üppige, zucht- und sittenlose Schauspielerwesen die Hauptursache großer Zerwürfnisse zwischen Vater und Sohn. Und mit welcher Prachtentfaltung wurden die fürstlichen Hochzeiten gefeiert, besonders wenn es galt auswärtigen Bräuten den Glanz und die Herrlichkeit italienischer Lebensformen und Kunstbildung zu zeigen! Als der Erbgroßherzog seine bayerische Braut, die ihm dann in der Ehe so wenig Freude bereitete, in die Arnostadt heimführte, als der Kurfürst von der Pfalz Johann Wilhelm die Tochter Cosimo's III. Anna Luigia nach Heidelberg abholte, als eine zweite bayerische Prinzessin, Dorothea Sophia von Pfalz-Neuburg sich mit Odoardo von Parma vermählte und die Wittwe ihres Schwagers, Anna Maria Franziska von Sachsen-Lauenburg, die bedeutende Besitzungen in Böhmen hatte, mit dem zweiten Sohne Giovan Gaston einen Ehebund schloß: welche Festlichkeiten und Volksbelustigungen wurden da nicht veranstaltet! Und doch entsprach auch diese Ehe keineswegs den Erwartungen.

Zeno 1669—1750. Metastasio 1698—1782.

Hoffeste und Prunkvorstellungen.

Nicht viel fruchtbarer war die Lyrik, wenn auch noch etliche Odendichter, die sich Horaz oder Pindar zu Vorbildern wählten, mit einigem Talent und Erfolg die poetische Leier anschlugen. Von dem Grafen Fulvio Testi, der in Folge einer Hofkabale als Staatsverbrecher in einem Kerker zu Modena sein Leben schloß, ist früher die Rede gewesen (X, 355). Auch die beiden lyrischen Dichter Alessandro Guidi aus Pavia und Benedikt Menzini von Florenz, welche sich in Rom der Gunst und Unterstützung der Königin Christine von Schweden zu erfreuen hatten, gingen von der schwülstigen Manier, der sie Anfangs gehuldigt, auf die Alten zurück. Ueberhaupt übte die nordische Königin während ihres langen Aufenthalts in der päpstlichen Stadt einen wohlthätigen Einfluß auf die italienische Poesie und Redekunst. Das Ueberladene, Gesuchte, Erkünstelte, an dem die Zeit Gefallen fand, war ihrem klaren verständigen Geist zuwider. Sie gründete eine Gesellschaft für poetische und literarische Uebungen in ihrem Hause, unter deren Statuten das vornehmste war, „daß man sich der schwülstigen, mit Metaphern überhäuften modernen Manier enthalten und nur der gesunden Vernunft und den Mustern des Augusteischen und Medicäischen Zeitalters folgen wolle". Es macht einen sonderbaren Eindruck, bemerkt Ranke, wenn man in der Bibliothek Albani zu Rom auf die Arbeiten dieser Academie stößt, Uebungen italienischer Abbaten, verbessert von der Hand einer nordischen Königin. Aus diesem Verein entwickelte sich die Arcadia, eine Academie, welche wie die Crusca oder „Kleiengesellschaft" in Florenz (X, 352) in die literarische Oede und Verirrung dieses manierirten Zeitalters noch einige gesunde Lebensluft einführte. Christinens Beispiel, Rath und Urtheil trug nicht wenig zu der

Lyrik.

Testi 1593—1646.

Guidi 1650—1712. Menzini 1646—1704.

Königin Christine von Schweden.

Bewegung der Geiſter bei, die gegen das Ende des Jahrhunderts einen Umſchwung in allen Zweigen geiſtiger und künſtleriſcher Thätigkeit erzeugte. Die neue ediere und freiere Richtung der Poeſie kündigte ſich an in dem von der nordiſchen Königin gleichfalls begünſtigten Florentiner Vincenzo da Filicaja, der ſich eben ſo fern hielt von dem geiſt- und gemüthloſen Getändel der Petrarchiſten, wie von der froſtigen Nachahmung der Alten. Von kühnerem Freimuth durchdeungen als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, wagte er es in kräftigen ſchwungvollen Canzonen und Oden ſeine Anſichten, Eindrücke und Empfindungen über die ernſten Zeiteceigniſſe auszuſprechen, ſeine Landsleute aufzurütteln aus dem Rauſche der Sinne und der Sünde, der ſie erfaßt hatte, und ihnen vaterländiſche Begeiſteeung und politiſches Intereſſe einzuflößen. Unter ſeinen „Toscanlſchen Poeſien", die eben ſo ſehr durch den Wohllaut und die Harmonie der Speache und des Versbaues wie durch die Gedlegenheit des Inhalts hervorragen, ſind die Oden auf die Befreiung Wiens von den Türken am berühmteſten geworden. In dem unübertrefflichen Sonette „Italia! Italia!" gab er zuerſt den wehmüthigen Gefühien der italienlſchen Patrioten über die traurige Lage des Vaterlandes Ausdruck, indem er den Wunſch ausſpricht, daß es gegen die Fremden weniger Reize oder mehr Kraft beſitzen möge, Gefühle, dle mit der Zeit immer ſtärker und allgemeiner wurden.

Filicaja 1642—1707.

Geſchichtſchreibung.

Auch die geſchichtlichen Werke, welche troß der Ungunſt der Verhältniſſe und der Gefahren die einem wahrheitsgetreuen und vaterländiſch geſinnten Hiſtoriker drohten, gegen das Ende des ſiebenzehnten und in den erſten Decennien des achtzehnten Jahehunderts zwei Gelehrte Muratori und Giannone zu Tage förderten, dienten dazu den Italienern anſchaulich zu machen, wie groß ihr Vaterland ehedem geweſen und wie tief es in der Gegenwart ſei. Lodovico Antonio Muratori aus dem Modeneſiſchen legte durch ſeine fleißige und gewiſſenhafte Sammlung der mittelalterigen Chroniſten und Hiſtoriker den Geund zu einer umfaſſenden Geſammtgeſchichte Italiens und trat in ſeinen „Annalen von Italien" in Guiecialdini's Fußtapfen (X, 349). Sein Zeitgenoſſe der Neapolitaner Pietro Giannone zog ſich duech ſeine „büegerliche Geſchichte des Königreichs Neapel", worin er mit männlichem Freimuth das lichtſcheue Treiben der Prieſterſchaft und den von Rom ausgehenden Gelſtesdruck in lebendigen Zügen daeſtellte, ſo ſehr den Haß und die Verfolgung des päpſtlichen Stuhles und der geſammten Hierarchie zu, daß er ſich nur durch die Flucht nach dem Auslande retten konnte, und als er nach langen Jahren von Genf aus den vaterländiſchen Boden wieder zu betreten wagte, fiel er in dle Hände der wachſamen Inquiſition und wurde von Kerker zu Kerker geſchleppt, bis er in der Citadelle von Turin ſein vielbewegtes Leben ſchloß.

Muratori 1672—1750.

Giannone 1676—1748.

Bildende Kunſt.

Die bildende Kunſt feierte nur noch eine Nachblüthe, die ſich an die großen Vorbilder des ſechzehnten Jahrhunderts anlehnte oder, wo ſie eigene Bahnen ſuchte, in eine künſtliche auf Effeet berechnete Manierirtheit oder in einen grellen Naturalismus verfiel. Wir haben dieſe Kunſtrichtungen, die ſich in das ſiebenzehnte Jahehundert hereinziehen, früher kennen gelernt (X, 383—388), die Bologneſer Malerſchule der Caraeci, die Eklektiker Domenichino, Guido Reni, Guercino u. a., die Naturaliſten Caravaggio, Spagnoletto und ihre Kunſtgenoſſen, ſo wie den Barockſtil in der Baukunſt und Bildnerei, der durch Bernini und Borromini ſeine vollendetſte Ausbildung eehalten hat. Wle ſehr übrigens dieſe Nachblüthe der künſtleriſchen Productionen den Schöpfungen der großen Vergangenheit an Idealität und geiſtigem Inhalt nachſteht, ſo liefert ſie doch den Beweis, daß der Kunſtſinn des italieniſchen Volkes auch noch im ſiebenzehnten Jahehundert fortdauerte.

Noch immer lebte die Luſt zum Bauen, das Beſtreben, Kirchen und Paläſte, Anlagen und Brücken mit Statuen zu ſchmücken, in Rom, in Florenz, in den

fürſtlichen Reſidenzſtädten fort und gewährte der Kunſtthätigkeit Beſchäftigung und Verdienſt; aber wie ſehr auch dieſe angeborne Neigung für künſtleriſche Werke, für monumentale Schöpfungen der Architectur und Sculptur dazu beitrug, den italieniſchen Städten ſelbſt in den trüben Tagen des Verfalls ein vornehmes Ausſehen zu verleihen, über das ganze äußerliche Leben einen Anſtrich von Eleganz und Bildung zu verbreiten, der die Fremden mit Bewunderung erfüllte; der tiefer Blickende erkannte bald, daß auch in dem künſtleriſchen Schaffen der Genius verſchwunden war, daß glatte Form und techniſche Fertigkeit, daß Uebung und Tradition die Erſchöpfung der geiſtigen Kraft, den Mangel urſprünglicher Intuition und begeiſterter Hingebung an die in der Seele lebenden Ideen und Geſtaltungen nicht zu verhüllen vermochten. Man lebte fort in den Gewohnheiten und Ueberlieferungen, die man aus einer großen, ſchönen Vergangenheit überkommen hatte, aber die innere Energie, der friſche Lebensmuth, der Impuls der Jugend waren dahin. Das Daſein verlief in den alten Formen und Zuſtänden wie ein Bach in ſumpfiger Niederung; zu einer geiſtigen und ſittlichen Erhebung, zu einer geſunden Reformthätigkeit vermochte ſich die Seele nicht aufzuſchwingen.

D. Das Zeitalter Ludwigs XIV.

Geſchichts-Literatur. Die franzöſiſche Geſchichtsliteratur des Zeitalters Ludwigs XIV. verbreitet ſich über alle Länder Europa's; die meiſten Denkwürdigkeiten, Lebensbeſchreibungen, politiſche und publiciſtiſche Monographien haben daher auch für andere Länder Bedeutung. Namentlich gilt dies für die ſpaniſchen Niederlande, für die holländiſchen Generalſtaaten, für Spanien und Portugal wie wir bereits geſehen haben und zum Theil für England. — Ueber das Zeitalter Ludwigs XIV. im Allgemeinen handeln, außer den größeren ſchon öfters angeführten Geſchichtswerken von Martin, Sismondi, Michelet, Dareſte, Schmidt, Ranke u. a. folgende Schriften: histoire de France sous le regne de L. XIV. par M. de Larrey Amst. 1718. 3 voll. 4. — hist. de la vie et du regne de L. XIV. par Bruzen de la Martinière, à la Haye 1741. 5 voll. 4. — Le siècle de L. XIV. par M. de Voltaire, in der Collect. des Oeuvres de V. Genève 1756 und ſonſt mehrfach. — Lemontey, essai sur l'établissement monarchique de L. XIV. Par. 1818. — Limiers, hist. du règne de L. XIV. Amst. 1717. — Pellisson, hist. de L. XIV. Par. 1749. 3 voll. — Cosnac, souvenirs du règne de L. XIV. P. 1866 ff. — Für die ſpätere Zeit: K. v. Noorden, Europäiſche Geſch. im 18. Jahrh. 1. Abth. der ſpan. Erbfolgekrieg. Düſſeld. 1870. 2. Abth. 1874. u. a. W. Von beſonderer Wichtigkeit für die Erkenntniß der tiefbewegten Zeit ſind die Memoiren, Briefſammlungen und Aktenſtücke von oder über hervorragende Perſönlichkeiten und Weltbegebenheiten. Faſt von allen Miniſtern, Feldherren, Geſandten, Staatsmännern, Hofleuten, deren Namen wir im Laufe der Geſchichte begegnen werden, ſind Aufzeichnungen, Monographien, Correſpondenzen, Denkwürdigkeiten vorhanden: Beſitzt man doch von dem König ſelbſt eine Reihe von Bänden, die als Oeuvres und Mémoires de Louis XIV. gelten (Paris 1806), mögen ſie auch zum Theil von Andern verfaßt ſein, in ſeinem Geiſte und Sinne oder durch Rückſchlüſſe aus ſeinen Handlungen. Hervorragend nach Inhalt und Darſtellung ſind die Mémoires complets et authentiques du duc de St. Simon. Par. 1829.

und neue Ausg. Par. 1856—58. 20 voll. über die spätere Regierungszeit Ludw. XIV. (vgl. Ranke V, 443 ff). — Verschiedene Seiten des geschichtlichen Lebens findet man mit mehr oder minder Wahrhaftigkeit und Verständniß dargestellt in den Memoiren von Gourville (1642—1698), Torry, Brienne, Vater und Sohn, Dangeau, Comtesse de Lafayette (über Henriette v. Orleans); der Marschölle Catinat, Villars, Luxembourg, des Admirals Tourville, des Ministers Louvois, des Abbé de Choisy, des Marquis de la Fare, des Duc de Berwick, des General Feuquières, u. a. m. Die meisten der Memoiren sind in den großen Sammlungen von Petitot und Michaud abgedruckt. — Charakteristisch für das Hof- und Gesellschaftsleben in Versailles und Paris sind auch die Briefe der Pfalzgräfin Elisabethe Charlotte, Herzogin von Orleans, in der Bibliothek des literar.-histor. Vereins. Stuttgart 1844. Auszüge bei Ranke V, 280 ff. Ueberhaupt ist das Leben und Treiben am Hof in vielen monographischen Schriften dargestellt, so in: Houssaye, mademoiselle de Vallière et mad. de Montespan. Paris 1860. 3. éd., in P. Clement, mad. de Montespan et L. XIV. 1868. 2. éd., in zahlreichen Partikularschriften über Mad. de Maintenan: Lettres et mémoires de mad. de Maint. Paris 1806. und als Ergänzung der ältern Werke: Bonhomme, Mad. de Maint. et sa famille; lett. et docum. inédits. Par. 1863. Th. Lavallée, corresp. gén. de Mad. de Maint. Paris 1865. 4 voll. — Noailles, hist. de mad. de M. Par. 1848—58. 4 voll.; über Père de la Chaise (Cologne 1693. 94.) u. a. — Ueber die diplomatischen Verhältnisse und die internationale Politik wird man unterrichtet durch die histoire générale de la diplomatie franç. par Flassan Paris 1808 und 1811. 7 Bde. und durch die Instruktionen, Aktenstücke, Correspondenzen, Gesandtschaftsberichte, die abgedruckt sind in den Werken von William Temple (Lond. 1750), von den Grafen d'Estrades (lettres, mém. et negociat. Lond. 1743) und d'Avaux (négociations 1679—1688. Par. 1753.), in der histoire du traité de paix de Nimwegue (Amst. 1754), in den Berichten des kurpfälz. dann kurbrand. Gesandten Gz. Spanheim (relation de la cour de Fr. in Dohm's Materialien für die Statistik und neuere Staatengeschichte. Lemgo 1775—85. 5 voll. I), in den Publikationen von Mignet (négociat. relatives à la succession d'Esp. sous L. XIV.) u. a., in der Collection de documents inédits sur l'hist. de Fr. 1835 ff. und für die spätere Zeit in: Schoell, hist. des traités de paix Par. 1817. 18. 15 Bde. — Für die Verwaltung sind besonders die Schriften über Colbert lehrreich: Necker, Eloge de J. B. Colb. Par. 1773; P. Clement, hist. de la vie et de l'admin. de Colb. Par. 1846 und lettres, instruct. et mémoires de Colb. Par. 1861—74. 7 voll. — ferner: Forbonnais, recherches sur les finances und Prousset, hist. de Louvois et son adm. pol. et mil. P. 1862 f. 4 voll. — Ueber die kirchlichen Vorgänge: Reuchlin, Gesch. von Port Royal. Der Kampf des ref. und des jesuit. Katholicismus unter Louis XIII. und L. XIV. 2 Bde. Hamb. und Gotha 1839—44. Zu der Hugenottenliteratur in Bd. XI, 374 und XII, 1 beizufügen: Weiss, hist. des réfugiés protest. Par. 1833. — de la Baume, hist. de la revolte des Camisards 1709. und für die spätere Zeit: Ch. Coquerel, hist. des églises du désert chez les protestants en Fr. Par. 1841. 2 voll. — Court de Gebelin hist. des troubles des Cevennes ou de la guerre des Camisards. 3 voll. Villefranche 1760 und 1820. — Hofmann, Gesch. des Aufruhrs in den Cev. Nördl. 1837. — Die Cultur- und Literaturgesch. dieser Blüthezeit des Classicismus hat viele Bearbeiter gefunden: Außer den IX. p. 307 angeführten Werken von Nisard, Villemain, Bouterwek u. a. das große Werk von Laharpe: Lycée ou cours de la litérature. Par. 1800. 18 voll. — Ed. Arnd, Gesch. der franz. Nationalliteratur v. d. Renaissance bis zur Revolut. 2 Bde. Berl. 1856. — Alex. Büchner, franz. Literaturbilder seit der Renaissance. Frankf. 1858. — Demogeot, tableau de la lit. fr. au 17. siècle. 2 voll. Paris 1859. — Kuno Fischer, Vorlesungen über Geschichte der neueren Philosophie 1. 2. Stuttg. 1852. Mannheim 1854. u. a. W. Außerdem viele

Monographien über hervorragende Schriftſteller der Zeit, Cardinal Boſſuet (histoire de Bossuet und de Fénélon) C. Laur, (Boſſuet und die Unfehlbarkeit. Mannh. 1875 und Mich. Montaigne, Im neuen Reich 1876), wie die Schriften über Blaiſe Pascal von Vinet (études sur B. P. Par. 1848), von Weingarten (P. als Apologet des Chriſtenth. Leipz. 1853), von Dreydorff, (Pasc. Leben und Kämpfe und P. Gedanken Leipz. 1875), von Cantor (Preuß. Jahrb. 1873) u. a. W. — Zu den XI, 130 f. aufgeführten Geſchichtswerken über die Niederlande, von denen einige, wie Wagenaar, Kampen auch für das 17. Jahrh. gelten, ſind beizufügen: Basnage, Annales des provinces unies. Haye 1726. 2 voll. fol. — Wiquefort, l'hist. des provinces unies des Pays-bas cet. à la Haye 1719. 43. 2 voll. fol. Lond. 1749. 3 voll. fol. und ſonſt. — Aitzema, in Saken van Staat de Vereenigde Nederlanden mit ſeinen Fortſetzungen, wiederholt gedruckt. — De la Neuville, hist. de Hollande. Par. 1693. Außerdem die monographiſchen Werke von und über de Witt (Brieven, Haag 1723 ff.; mémoires de J. de Witt Ratisb. 1709.) Hoeven, leeven en dood der Gebroeders Corn. en Joh. de Witt. Amst. 1708 und franzöſiſch Utrecht 1709.), über Tromp (la vie de Corn. Tromp. à la Haye 1694), de Ruyter (la vie de Mich. de R. trad. du Hollandais de Ger. Brandt. Amst. 1698. fol.) die Staatsſchriften von Eſtrades (ſ. oben) und Guiche (Mémoires concernant les provinces unies cet. Lond. 1744.) Wilhelm III. von Oranien (hist. de Guill. III. Amst. 1703. 3 voll. 8.) u. a.

I. Die erſten Jahre der Selbſtherrſchaft.

1. Der König und ſeine Miniſter. Colberts volkswirthſchaftliche Thätigkeit.

Das perſönliche Regiment

Seit einem halben Jahrhundert war in Frankreich die Leitung der Staatsangelegenheiten in den Händen von Günſtlingen oder Miniſtern gelegen, der König weniger mit ſeiner Perſönlichkeit als mit ſeinem Namen und ſeiner geſetzlichen Autorität hervorgetreten. Jedermann erwartete, daß dieſes Syſtem fortdauern, daß der König und der Leiter der Regierung auch ferner zwei Perſonen ſein würden. Hatte doch der junge Monarch bisher wenig Sinn für geiſtige Dinge, für ernſte Beſchäftigungen gezeigt, ſich faſt ausſchließlich den Vergnügungen des Hofes und der Geſellſchaft hingegeben, an Jagen, Reiten und Luſtbarkeiten und daneben nur noch an militäriſchen Uebungen Gefallen gefunden. Aber wie bald zerrann dieſe Illuſion! Der jugendlich ſchöne lebensfrohe Fürſt entfaltete eine Einſicht, eine Willenskraft und eine Arbeitsluſt, die ſeine Umgebung in Erſtaunen ſetzte. Auf die Kunde von dem Tode Mazarins verſammelte er ſofort das Conſeil und ſprach: Gott habe ihn eines Miniſters beraubt, der während ſeiner eigenen Jugend und Unerfahrenheit die Geſchäfte mit Umſicht und Glück geführt habe; jetzt ſei er entſchloſſen, ſein Reich ſelbſt zu regieren; er werde keinen Miniſterpräſidenten ernennen, ſondern die Staatsräthe und Kronbeamten ſollten unmittelbar unter ihm die ihnen zuſtehenden Angelegenheiten beſorgen und ihm Bericht erſtatten ſo oft er ſie zu ſich entbiete. Zu dem Behuf führte er bei ſich ſelbſt eine ſtrenge Geſchäftsordnung ein; er widmete die meiſte Zeit den Arbeiten und Pflichten ſeines Berufs, ſeinem „Königshandwerk“; nur wenige Stunden gönnte er ſeiner Erholung und ſeinem Vergnügen. Damit begann eine neue

Aera in der französischen Regierungsgeschichte: die ministerielle Allgewalt vereinigte sich mit der Majestät des Königthums; was die beiden Cardinäle gegründet, trat jetzt Ludwig XIV. als Erbschaft der Krone an; Richelieu hatte mit eisernem Willen den Absolutismus aufgerichtet, Mazarin denselben mit Klugheit, Consequenz und Glück bewahrt und gefestigt; nun gab ihm der König die praktische Anwendung und den majestätischen Ausdruck. Als der Erzbischof von Rouen nach Mazarins Tod die Frage an Ludwig stellte, an wen er sich jetzt in Sachen der Kirche zu wenden habe, erhielt er zur Antwort: An mich! Bald hatte der junge Monarch die Genugthuung, die Menge der Bittenden und Ehrgeizigen, die bisher die Vorzimmer des Cardinals gefüllt hatten, nach seiner eigenen Hofhaltung hinüberströmen zu sehen. Indem er aber auf solche Weise die unumschränkte Staatsgewalt seiner Person beilegte, war er auch zugleich entschlossen, sie als Selbstherrscher auszuüben; bis an sein Ende hat er den Staatsgeschäften eine anhaltende unmittelbare Thätigkeit gewidmet.

Wirkungen. In Ludwig XIV. erreichte die königliche Allgewalt den höchsten Gipfel, so daß alle Selbstherrscher der folgenden Zeit ihn zum Vorbild nahmen. Das ganze öffentliche Leben drehte sich um den Hof und die Person des Monarchen; in ihm war die Macht, Hoheit und Majestät der Nation concentrirt. Die an Anbetung grenzende Verehrung, die ihm gezollt ward, erfüllte ihn mit einem Selbstgefühl, das nicht den leisesten Schatten auf der spiegelhellen Fläche seines Glanzes dulden wollte; von seinen Unterthanen erhielt nur der Bedeutung, auf dem die Gnade des Gebieters ruhte. Unbedingter Gehorsam war in seinen Augen das höchste Verdienst; jedes Widerstreben ein strafwürdiges Verbrechen. Aber er besaß auch die Gabe, sich Gehorsam zu verschaffen; er hatte eine Art von Schwung in seinem persönlichen Stolz; doch war er der Schmeichelei mehr zugänglich, als sich mit der wahren Größe vertrug. Ludwig XIV. hatte nur immer vor Augen, was die Geschichte von ihm sagen würde, heißt es bei einem neueren französischen Historiker, und niemals hat ein Fürst seinen Zweck besser erreicht. Sein Ansehen von Größe hat nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch die Nachwelt bezaubert. Dies hatte für den König die Folge, daß Befriedigung seiner Eigenliebe, seines Herrscherstolzes und seiner Despotenlaune der Hauptzweck seines Strebens wurde, für die Untergebenen, daß sie durch Schmeichelei, Servilismus und Kriecherei die Hofgunst zu erlangen suchten, die allein zu Glück und Ehre und zu allen Erdengütern zu führen versprach. Das Gefühl des eigenen Werthes trat zurück, die Geltung und Selbstschätzung richtete sich nach dem Verhältniß, in dem jeder Einzelne zu dem König stand; es war als ob die Nation es aufgäbe etwas für sich selbst zu sein, als ob sie nur der Abglanz des Monarchen sein wollte; jedes Zeichen der Gnade machte glücklich, die mindeste Ungunst elend. Daher lagerten sich allmählich alle bösen Geister eines entarteten Hofes, Charakterlosigkeit, Verleumdung, Ränkesucht und Neid um den Thron und verschlossen der Tugend, Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit den Weg. Vieles traf zusammen, um diese königliche Allgewalt und die

freiwillige Knechtſchaft der Nation herbeizuführen. Denn „ſo ſtark auch im Innern die Hand empfunden wurde, welche die Zügel ergriffen hatte, ſo wird man doch nicht etwa die Hingebung der Großen wie des Adels, die faſt ununterbrochene Ruhe der Provinzen, die Anhänglichkeit des Bürgerſtandes der rohen Gewalt zuſchreiben wollen: der allgemeine Gehorſam beruhte noch auf einem andern tiefern Grunde. Es waren die großen Ideen der Einheit der Nation, einer durchgreifenden geſetzlichen Ordnung und einer ruhmvollen Stellung in der Welt, die dem Königthum, welches ſie repräſentirte, Dienſtwilligkeit und ſelbſt freudiges Anſchließen verſchafften.“

Ludw. XIV. Miniſter.

Mazarin hatte fähige und geſchickte Männer zur Leitung der Geſchäfte berufen: Ludwig XIV. war einſichtsvoll und gerecht genug, dieſelben in ihren Aemtern zu laſſen. Sie bildeten den engeren Staatsrath oder Miniſterrath, den er von Zeit zu Zeit unter ſeinem eigenen Vorſitz verſammelte, während das größere Conſeil, zu dem die Prinzen, die Kronbeamten und andere hochgeſtellte Herren beigezogen zu werden pflegten, ſelten einberufen ward und mit der Zeit gänzlich in Abgang kam. Unter dieſen Staatsmännern, denen der König ſein ganzes Vertrauen zuwendete, ſtanden in erſter Linie der rechtſchaffene, umſichtige und wohlwollende Michel Le Tellier, der die Kriegsangelegenheiten und der feine, gewandte, an Auskunftsmitteln fruchtbare Lionne, der das Auswärtige verwaltete, zwei Beamten von großen Kenntniſſen und Erfahrungen und geſchmeidig genug, alle gelungenen Entwürfe und zweckmäßigen Unternehmungen dem König ſelbſt zuzuſchreiben, das eigene Verdienſt der höheren Einſicht des Herrſchers unterzuordnen.

Le Tellier und Lionne.

Der Oberintendant Fouquet.

Dagegen fand ein anderer, der bisher als Lenker des Finanzweſens das größte Anſehen beſeſſen, des Cardinals rechter Arm geweſen war, Nicolaus Fouquet bei Ludwig nicht dieſelbe Gunſt, deren er ſich unter Mazarin erfreut hatte. Fouquet hatte ſein Amt in großartigem Maßſtab verwaltet; er war nicht blos Oberintendant des geſammten Finanzweſens, er war auch der Bankhalter des Staats, der durch ſeinen Credit die Geldbeſitzer und Steuerpächter in ſeine Dienſte zog und ſie zu Vorſchüſſen und Darlehen brachte; er hatte durch Finanzkünſte aller Art dem Miniſterpräſidenten die Geldmittel verſchafft, die dieſem für den Krieg und für die Durchführung ſeiner Politik nothwendig waren; er rühmte ſich ſeiner Verdienſte, daß er auch in den bedrängteſten Momenten für die Bedürfniſſe zu ſorgen gewußt. Dabei hatte er aber manche zweideutige Mittel angewendet, manche Unregelmäßigkeiten und Unordnungen zugelaſſen und ſtets den Vortheil ſeines Gebieters und ſein eigenes Intereſſe ſelbſt auf Koſten des Landes zu fördern verſtanden. Sein Vermögen wurde auf viele Millionen Livres geſchätzt; ſeine Paläſte und Landhäuſer waren mit koſtbaren Büchern, Kunſtwerken und Antiken geſchmückt, für ſeine prachtvollen Gärten ließ er aus fernen Gegenden ſeltene Gewächſe herbeiſchaffen, Dichter und Künſtler ſtanden in ſeinem Solde und erfreuten ſich ſeiner Gunſt und Freigebigkeit; ſein Landſitz

in Vaux, wo er einen fürſtlichen Aufwand machte, wurde von Lafontaine beſungen, von Lebrun ausgemalt. Durch ſeine Talente, ſeine Gewandtheit und Großmuth gewann Fouquet das Vertrauen und die Zuneigung einflußreicher Männer in der Finanzwelt und in der Regierung; ſelbſt zu La Valière, der erſten Geliebten des Königs verſchaffte er ſich Zugang; mit den Partiſans unterhielt er gute Beziehungen und theilte manchen Gewinn mit ihnen; ſein Amt als Generalprocurator bei dem Pariſer Parlament ſchützte ihn vor gerichtlichen Unterſuchungen; durch Jahrgelder und Geſchenke verſchaffte er ſich Freunde und Gönner. Fouquet hatte Vieles auf dem Gewiſſen; allein er hoffte ſich durch ſeine Dienſte dem König, deſſen Ruhmbegierde und Neigung für Glanz, prachtvolle Feſte und großartige Unternehmungen reicher Geldmittel bedurfte, eben ſo unentbehrlich zu machen, wie dem bisherigen Premierminiſter; er verſchmähte die Warnungen zu größerer Vorſicht, die ihm Mazarin gegeben. Ludwig XIV. hegte jedoch tiefen Groll gegen den Oberintendanten, von deſſen ſelbſtſüchtiger eigenmächtiger Finanzverwaltung ihn ein untergeordneter Beamter, Jean Baptiſt Colbert, überzeugt hatte. Das Auftreten des Mannes war dem König zu anſpruchsvoll, er erblickte in ihm einen Rivalen, in welchem der Geiſt der Fronde noch verborgen ſei; zwei feſte Plätze, die Fouquet in der Bretagne beſaß, konnten leicht als Rückhalt bei einem Aufſtand dienen. Es war bekannt, daß er mit dem Cardinal von Retz Verbindungen unterhielt. Der König beſchloß ſeinen Untergang; doch ging er behutſam zu Werke. Zuerſt wurde Fouquet bewogen, das Amt eines Generalprocurators zu verkaufen; man wollte mit dem Pariſer Parlament, wo viele Freunde und Collegen in ſeinem Intereſſe wirken konnten, jede Colliſion vermeiden. Dann erhielt er die Aufforderung, den König nach Nantes zu einer Verſammlung der Bretagner Stände zu begleiten. Ohne Arg folgte der Oberintendant dem Hof; er hatte keine Ahnung von dem was ihm bevorſtand. Hier in der Hauptſtadt der Provinz Bretagne, wo er einen feſten Rückhalt zu
5. Sept. 1661. haben glaubte, wurde er plötzlich verhaftet und nachdem man ſich ſeiner Schriftſtücke bemächtigt, vor einem eigens zuſammengeſetzten Gerichtshofe der Veruntreuung von Staatsgeldern angeklagt. Bei der großartigen Genialität der Fouquetſchen Finanzverwaltung mochten Unordnungen im Staatshaushalt oft genug vorgekommen ſein. Wer wollte in die verwickelten Verhältniſſe des beſtehenden Steuer- und Darlehenſyſtems eindringen, wobei die Capitaliſten für ihre Vorſchüſſe und Zinſen unmittelbar auf die Bezüge und Einnahmen des Staats gewieſen waren, die Verrechnung mit den Staatsgläubigern und die oberſte Verwaltung der Staatseinkünfte in einer und derſelben Hand lag, manche Abmachungen nur auf mündlichen oder perſönlichen Uebereinkommen beruhten? Der Miniſter wurde beſchuldigt, die Schatzbillets einer Staatsſchuld auch nach Löſchung des Contraktes nicht vernichtet, ſondern den Betrag aus den öffentlichen Kaſſen für ſich bezogen zu haben. Er ſollte falſche Anſätze über Einnahmen und Ausgaben aufgeſtellt, mit den Steuerpächtern Scheinverträge geſchloſſen, die königlichen Gelder mit ſeinen eigenen

vermiſcht haben. Fouquet vertheidigte ſich mit Geſchick, und es hat damals und ſpäter nicht an Stimmen gefehlt, die ſeine Schuld leugneten oder zu vermindern ſuchten. Aber ſein Verderben war beſchloſſen. Die mit der gerichtlichen Unterſuchung beauftragte Commiſſion verurtheilte den ungetreuen Haushalter zur Verbannung auf Lebenszeit und zum Verluſt ſeines Vermögens. Dem König erſchien dieſes Urtheil zu milde; er fürchtete, der gewandte, geiſtvolle Mann, der unter allen Ständen ſo viele Anhänger zählte, könnte auch als Verbannter dem Staate noch Unruhen bereiten. Daher verwandelte er die Verbannung in Gefängniß und ließ den Verurtheilten nach der Feſtung Pignerol bringen, wo er bis zu ſeinem Tode (1680), neunzehn lange Jahre eingeſchloſſen blieb und mit großer Härte behandelt ward.

Und wie nach Mazarins Tod die Stelle eines Premierminiſters wegfiel, ſo jetzt die Stelle eines Oberintendanten der Finanzen. Seitdem verwaltete Fouquet's Gegner, J. Bapt. Colbert ein einfacher, anſpruchsloſer Mann, dem die Arbeit Lebenszweck war, mit dem beſcheidenen Titel eines General-Controleur die Finanzen des Reichs unter des Königs unmittelbarer Aufſicht und umgeben von einigen Räthen. Mit Colbert, der aus bürgerlichen kaufmänniſchen Kreiſen in Rheims hervorgegangen, von Jugend auf an Thätigkeit und geordnete Beſchäftigung gewöhnt, allmählig zu den wichtigſten Aemtern und zum Range eines Marquis von Seignelai emporſtieg, begann eine neue Aera in dem volkswirthſchaftlichen Leben von Frankreich, ja von ganz Europa. Colbert leitete das geſammte Finanz- und Steuerweſen mit ſolcher Umſicht, Weisheit und Ordnung, daß er nicht allein das Geld zu den koſtſpieligen Kriegen, zu den glänzenden Feſten, Einrichtungen und Bauten, zu den Jahrgeldern und Subſidien, womit auswärtige Fürſten und Staatsmänner in das franzöſiſche Intereſſe gezogen wurden, ohne allzu drückende Maßregeln herbeiſchaffte, ſondern daß er auch der Betriebſamkeit Frankreichs einen neuen Aufſchwung gab, Fabriken und Manufacturen, Handel und Seeweſen begründete, eine glänzende Marine ſchuf und Künſte und Wiſſenſchaften unterſtützte. Von einer Feſtigkeit und Energie des Willens, welche jedes Hinderniß überwältigte, war er allen äußern Einflüſſen unzugänglich; er folgte nur der eigenen Einſicht und wies oft eigenſinnig jeden Rath, jede andere Meinung von der Hand. Der König, deſſen Ruhm und Verherrlichung ihm über Alles ging, deſſen unbeſchränkte Allgewalt er aus allen Kräften beförderte, erkannte die Treue und Hingebung ſeines Dieners und lohnte ſie mit vollem Vertrauen. Und wie ſehr war Colbert in ſeinem geſellſchaftlichen Auftreten von einem Mazarin und Fouquet verſchieden! Selbſt als ihn der König in das Conſeil aufgenommen, „erſchien er wie ein unbedeutender Schreiber des Parlaments mit ſeinem ſammtnen Beutel voll Schriften und Papiere".

Colbert.

Mit dieſen drei Männern ſpeciellſter Befähigung Lionne, Letellier und Colbert verwaltete nun Ludwig XIV. das Reich. Sie bildeten den geheimen Rath des Königs. „Der Eine war der geübteſte und ſcharfſinnigſte Diplomat, den es vielleicht in der Welt

gab, der Zweite der in den inneren Geschäften des Reichs erfahrenste Staatsmann von erprobter Zuverlässigkeit, der Dritte ein Mann von schöpferischen Ideen für allgemeine Reformen und einer nie zu ermüdenden Arbeitskraft. Sie hatten alle unter Mazarin die zweite Rolle gespielt und waren zufrieden, eben so dem König zur Seite zu stehen, ohne Anspruch darauf, etwas für sich selber zu sein". Die Größe Frankreich und der Ruhm des Monarchen war die Aufgabe ihres Strebens und Wirkens. Mit der Zeit erlangten auch Colberts Brüder Colbert-Croissy und sein Sohn, der Marquis von Seignelai einflußreiche Stellen bei der Regierung.

Louvois. Letelliers Mitarbeiter und bald sein Nachfolger im Amte eines Staatssecretärs für die Kriegsverwaltung war sein Sohn Louvois, der nach einer in Lust und Vergnügungen verbrachten Jugend mit unermüdlicher Thätigkeit sich den Regierungsgeschäften widmete und an Einfluß bei dem um zwei Jahre älteren König alle andern überflügelte. Er vereinigte einen beweglichen durchdringenden Verstand und eine ungewöhnliche Organisationsgabe mit großer Willenskraft und Energie und mit einer Arbeitsfähigkeit, die keine Ermüdung kannte. Durch seine Hingebung an den König, dessen geheimste Gedanken und Wünsche er verstand, an das Licht des Tages hervorrief und verwirklichte, erwarb er sich dessen ganzes Vertrauen, Gunst und Gnade. Von unvortheilhaftem abstoßenden Aeußern und heftig und rücksichtslos in seinem Benehmen, beherrschte er seine Umgebung nur durch seinen unermüdlichen Diensteifer und durch seinen überlegenen, vor keinen Bedenken und Schwierigkeiten zurückweichenden Geist. Dem Willen des Monarchen im Innern wie nach Außen unbedingt Geltung zu verschaffen, war das Ziel seines Ehrgeizes und seines staatsmännischen Wirkens. Zwischen diesen beiden Familien theilte der König die Geschäfte der Regierung; „ihre Anhänger, denen nach und nach alle wichtigen Stellen des Staats zufielen, bildeten gleichsam zwei Parteien, die in unaufhörlicher Eifersucht dem allgemeinen Zweck der Herrschaft wetteifernd dienten."

Umgestaltung des Staatshaushaltes. Wie einst Sully unter Heinrich IV. die Zerrüttungen des Reiches während der Ligue durch großartige Finanzreformen zu heilen gesucht, so nahm jetzt auch Colbert mit seines Königs Zustimmung eine gänzliche Umgestaltung des Staatshaushalts vor. Mit dem bisherigen Creditsystem und der Steuererhebung durch die „Partisans", einem Verfahren, das durch Fouquet auf die Spitze getrieben worden war und so große Unordnungen und Bedrückung im Gefolge gehabt hatte, sollte gründlich aufgeräumt werden. Dafür war Colbert, der ohne links oder rechts zu schauen consequent seine Pläne verfolgte, unbekümmert um Lob oder Tadel, der rechte Mann. Wie hart immer die Maßregeln in die Kreise der Geldmänner und Beamten einschlagen mochten; ein unerbittliches Strafgericht erging über Alle, welche die bisherigen Mißbräuche des Steuerwesens zur Beeinträchtigung des Staats, zur Bedrückung des Volkes, zur eigenen Bereicherung ausgebeutet hatten. Ein Gerichtshof wurde niedergesetzt, welcher alle Unterschleife und Veruntreuungen der Steuererheber untersuchen und bestrafen sollte. Die „Partisans" und ihre Unterbeamten mußten über ihren Vermögensstand und über die Art wie sie dazu gekommen Nachweis liefern; es wurde zu Anzeigen der Schuldigen aufgefordert, selbst von der Kanzel herab und mit Verheißung eines Theils der Strafgelder für die Angeber. Ein gewaltiger Schrecken durchfuhr die Finanzwelt und die Steuererheber. Auf mehr als hundert Millionen belief sich die Summe der Confiscationen; manche

Die Untersuchungs-Commission.

Familien kamen an den Bettelſtab; manche entflohen ins Ausland oder vergruben ihre Koſtbarkeiten; viele mußten ins Gefängniß wandern, die Schuldigſten büßten mit dem Strange. Auch vor willkürlichen und ungerechten Maßregeln ſchrak man nicht zurück; Colbert ging von dem Grundſatze aus, daß Privatrechte, welche mit dem Intereſſe des Staats oder des Königs im Widerſpruch ſtänden, dem letzteren weichen müßten. Nicht minder hart war das Verfahren bei der Abfindung der Staatsgläubiger und der Reduction der Renten. Die Vernichtung oder ungenügende Einlöſung der Scheine war einem Staatsbankerott nicht unähnlich. Die Verluſte trafen Schuldige wie Unſchuldige. Es wurde in Verſammlungen ausgeſprochen, der König wolle die Nation arm machen, um künftigen Aufſtänden vorzubeugen. — Eine Menge überflüſſiger Aemter waren creirt und den Käufern das Gehalt aus Staatsmitteln zugeſichert worden; ſie wurden größtentheils aufgehoben und die Beſitzer konnten zufrieden ſein, wenn ihnen der Kaufſchilling oder ein Theil deſſelben zurückgegeben wurde. Die Erblichkeit aller Finanzämter ſo wie die darauf ertheilten Anwartſchaften wurden abgeſchafft und alle Steuereinnehmer einer ſcharfen Controle unterworfen, zu Cautionen und genauen Rechnungsſtellungen angehalten. Am einſchneidendſten in die Vermögensverhältniſſe, beſonders des Adels wirkte die Verordnung, daß die in Privatbeſitz gekommenen Domänen der Krone zurückerworben werden ſollten, da die Rechte des Staats oder des Königs unveräußerlich ſeien. Auch hier mußten die Inhaber durch Vorlegung von Urkunden, Kaufcontrakten und Quittungen den Nachweis liefern, ob ſie auf rechtliche Weiſe und um welchen Preis ſie die Güter oder Rechte erworben hätten. Aber wie ſelten konnte ein genügender Beweis erbracht werden; wie viele Unregelmäßigkeiten waren bei dem Erwerb vorgekommen, wie ſchwierig ja unmöglich waren die Documente zu beſchaffen, wo es ſich um Beſitzungen handelte, die ſeit einem Jahrhundert und länger in Privathänden ſich befanden! Ging man doch auf Veräußerungen durch die alten Grafen von Provence zurück! So wurden um geringe Summen, die man auf Loskauf rechtlich erworbener Anſprüche verwendete, eine Menge Güter und Einkünfte der Krone zurückgegeben und durch Verpachtung für die Staatskaſſe nutzbringend gemacht. Aber freilich gingen Tauſende der Beſitzungen verluſtig, die ſeit Generationen der Familie angehört, durch mehrere Geſchlechter ſich fortgeerbt hatten. Auch die Adelsbriefe, die in der Zeit der bürgerlichen Unruhen um geringe Summen erworben werden konnten, wurden geprüft und ein großer Theil davon caſſirt. Dies war um ſo nothwendiger und gerechter, als der Adelstitel eine Befreiung von der Taille mit ſich führte, die daher für den Landmann und den gewerbtreibenden Bürger um ſo ſchwerer ward. Und gerade dieſen Stand wollte Colbert erleichtern. Daher wurde die Taille nach und nach herabgeſetzt, die Exemtionen beſchränkt und ein ſchonenderes Verfahren gegen den geringen Mann bei der Eintreibung den Erhebern eingeſchärft. Auch bei der Salzſteuer (Gabelle) wurden die in manchen Provinzen beſtehenden Vergünſtigungen und Ausnahmszuſtände aufgehoben. Die auf dem Verkauf des Getreides und der Lebensmittel laſtenden Auflagen, die Aides wurden vereinfacht und ihres drückenden Charakters entbunden; und wenn auch die auf Ein- und Ausfuhr gelegten Zölle im Innern des Reiches nicht gänzlich beſeitigt und auf die Grenzen gegen das Ausland beſchränkt werden konnten; ſo war es doch ſchon ein großer Schritt zur Belebung des Handels und der Induſtrie, daß Colbert wenigſtens eine Anzahl von Provinzen im nördlichen und mittleren Frankreich zu einem gemeinſchaftlichen Zollſyſtem vereinigte.

Staatsgläubiger u. Rentenreduction.

Abſchaffung von Aemtern.

Rückforderung von Domänen.

Adelsbriefe caſſirt.

Die Taille vermindert.

Aides und Zölle.

Und wunderbar, welchen Aufſchwung das kunſtgewerbliche und mercantile Leben der Nation in wenigen Jahrzehnten nahm, ſeitdem der Staat wieder ſeiner pecuniären Kräfte mächtig war! Colbert hat die Wege gezeigt und angebahnt,

Induſtrieller und mercantiler Aufſchwung.

auf denen die Franzoſen fortgeſchritten und zu großartigen Ergebniſſen gelangt ſind. Die volkswirthſchaftlichen Prinzipien, die er zuerſt folgerichtig in Anwendung brachte: Fernhaltung der auswärtigen Manufacturerzeugniſſe und Hebung und Belebung der einheimiſchen Induſtrie mit Benutzung fremder Errungenſchaften und Technik ſind faſt zwei Jahrhunderte in Geltung geblieben. Was in andern Induſtrieländern, in Italien, in den Niederlanden, in England erfunden worden, wurde durch die geſchickte Hand der Franzoſen nachgebildet und durch den Kunſtſinn und Kunſtfleiß des Volkes zur Vollendung geführt. Die Spiegel- und Spitzenverfertigung, die man den Venetianern ablernte, die Strumpfwirkerei, worin die Engländer, die Tuchbereitung, worin die Niederländer Meiſter waren, wurden durch Aufmunterung und Unterſtützung des Hofes und der Regierung eingebürgert und raſch gefördert. Bald nahmen die Gobelinsteppiche in der Kunſt der Weberei und Färberei den erſten Rang ein. Die Unſicherheit und die bürgerlichen Unruhen, die mit Ausnahme der kurzen Unterbrechung unter Heinrich IV. ein Jahrhundert lang das ſtaatliche und geſellſchaftliche Leben Frankreichs niedergehalten und gelähmt hatten, auch den Unternehmungsgeiſt des Volkes geknickt und das Verkehrsleben gehemmt und abgelenkt. Darum mußte die Regierung ſelbſt überall eingreifen und aufmuntern, ſollte das Verſäumte nachgeholt, das Volk zur Selbſtthätigkeit angeregt werden. Es entſprach dem autokratiſchen Charakter des Königs und der ganzen Geiſtesrichtung der Zeit, wenn der Staat auch in das Handels- und Induſtrieleben eingriff, durch Monopole und Belohnungen zur Thätigkeit, zu neuen Unternehmungen anſpornte, der franzöſiſchen Nation auch auf dem Gebiete des Weltverkehrs die ihrer Macht und Größe entſprechende Stellung zu verſchaffen ſuchte. Nach allen Seiten richtete der unermüdliche Colbert ſeine Augen: Handelsgeſellſchaften mit Aktienbeiträgen, wobei die Regierung ſelbſt den größten Antheil hatte, ſollten in Nordamerika die Koloniepflanzungen am Lorenzſtrom, die altfranzöſiſchen Anſiedelungen von Quebeck und Montreal, die während der Fronde faſt gänzlich in Privathände gekommen waren, wieder an den Staat bringen; eine oſtindiſche Geſellſchaft ſollte in der Oſtwelt dem franzöſiſchen Namen eine würdige Stelle bereiten neben den Portugieſen, Holländern und Engländern; Marſeille ſollte den Fahrten nach der Levante als Mittelpunkt dienen und wurde daher zum Freihafen erhoben, es ſollte der Weltmarkt ſein für alle Waaren der mediterraneiſchen Nationen; darum wurde auch der Plan Riquet's, eines Beamten italieniſcher Geburt, den atlantiſchen Ocean und das Mittelländiſche Meer durch einen Kanal zu verbinden, eifrig begünſtigt und unterſtützt. Viele Jahre wurde an der Ausführung gearbeitet, bis das Werk zu Stande kam; und wenn dasſelbe auch nicht alle Erwartungen, die man daran knüpfte, erfüllt hat, ſo war es doch für die Languedoc ſelbſt von ſehr großen Vortheilen. Sogar nach der Oſtſee war der Blick Colberts gewendet: mit dem verbündeten Schweden vereinigt gedachte er Gothland zu einem Handels- und Stapelplatz für franzöſiſche Waaren zu machen. Ueberall ging

ſein Streben dahin, Frankreich jeder fremden Vermittelung zu entheben, die Nation zum Bewußtſein und Gebrauch der eigenen Kräfte zu bringen, dieſe Kräfte dem König zur Verfügung zu ſtellen, auf daß er ihnen die Leitung gebe und den Ruhm und die Ehre davontrage.

2. Die neue Aera in Vorbereitung.

Reform der Rechtspflege und Verwaltung.

Aber nicht blos das finanzielle und wirthſchaftliche Leben bedurfte einer durchgreifenden Reform; auch das Rechtsleben litt an großen Gebrechen. Wir wiſſen, daß ſchon Richelieu dem Mißbrauche der Privatrache und des Zweikampfes mit energiſcher Strenge zu ſteuern geſucht. Während der Fronde war die Selbſthülfe und die Unſicherheit mit neuer Stärke hervorgetreten. Nach des Königs eigener Verſicherung gab es Bezirke, wo Geſetz und Gerechtigkeit verachtet wurde, der Schwache keinen Schutz mehr gegen den Mächtigen fand, das Verbrechen nicht geſtraft werden konnte. Die große Mannichfaltigkeit der in Frankreich geltenden Rechte und die Verſchiedenheit der Richterſprüche, je nachdem das römiſche Recht oder die provinziellen oder localen Gewohnheitsrechte in Anwendung kamen, vermehrten die Verwirrung und die Unwirkſamkeit der Strafgeſetze. Beſonders ſtark war die Rechtsunſicherheit und die Gewaltthätigkeit der Großen in Auvergne hervorgetreten. Hier ſchien es daher nothwendig, durch ein impoſantes Gerichtsverfahren an den Ernſt der Geſetze zu mahnen. Zu dem Zweck hielt der König ſelbſt in Clermont einen „großen Gerichtstag", vor welchem der Vicomte de la Mothe de Canillac, einer der angeſehenſten und mächtigſten Edelleute des Landes, der ſich während des Kriegs der Fronde als Anhänger Condé's beſonders hervorgethan hatte, zum Tode verurtheilt wurde. Durch dieſes 1665.
Strafgericht, das an die Hinrichtungen von Biron und Montmorency erinnerte, wurde in den Reihen der Großen Schrecken verbreitet, unter den Bürgern und Bauern dagegen Vertrauen zu den Geſetzen geweckt und das Bewußtſein, daß ſie unter des Königs Schutz ſtänden. Nun konnte Colbert es unternehmen, durch Verordnungen (Ordonnanzen) über das Gerichtsweſen in bürgerlichen und peinlichen Sachen und durch Beſtimmungen über den Rechtsgang, über Rechtsſtudien und richterliche Praxis eine Reform der Rechtspflege und eine gleichförmige Gerichtsordnung zu begründen. Dadurch wurde „das Anſehen der Geſetze in die Regionen der Berge getragen, wo man ſeit Jahrhunderten nichts davon wußte" und Jedermann das Gefühl eingeflößt, „daß ein Richter über ihm ſei." Gerichtsboten und berittene Scharwächter hielten fortan die Autorität der Obrigkeit und die öffentliche Sicherheit in Stadt und Land aufrecht. Das von Richelieu begründete, von Ludwig XIV. vollſtändig ausgebildete Syſtem der Intendanturen war ein treffliches Mittel, die abſolute Regierungsmacht in der Adminiſtration und im Verwaltungsrecht durchzuführen. Auf dieſe Weiſe wurde das Anſehen der Magiſtratur und der Juſtiz geſtärkt und erhöht. Um ſo feſter beſtand Colbert auf dem Rechte der königlichen Regierung, durch Evocation politiſche Prozeſſe den

Parlamenten zu entziehen und durch außerordentliche Gerichte entscheiden zu lassen. Der Machtvollkommenheit der Krone und dem absoluten Königsrecht wollte er so wenig Schranken gesetzt wissen wie Richelieu. Der König sollte als die Quelle und der Repräsentant des Rechts und der Gerechtigkeit erscheinen. Die Parlamente wurden zwar rücksichtsvoll behandelt und auch die Paulette blieb fortbestehen, aber die souveräne Gewalt, von der sie gern sprachen, war nur ein Schein und eine Formel; sie fühlten, daß eine mächtige Herrscherhand über ihnen schwebte, und wagten nicht mit ihren Einsprüchen und Verwahrungen zu laut hervorzutreten. Auch die Gouverneurstellen in den Provinzen verloren an Macht und Bedeutung. Gegenüber der umfassenden Amtsgewalt der königlichen Intendanten sanken sie zu bloßen Würden und Ehrenämtern für die hohe Aristokratie herab.

Das Militärwesen.

Den Haupthebel der königlichen Macht bildete das Militär. An Waffenlust, an kriegerischem Muthe, an ritterlicher Tapferkeit ragte der französische Adel zu allen Zeiten hervor; aber der Geist des Feudalismus, der noch immer in der Armee vorherrschte und den Untergebenen an den Führer band, in dessen Dienst er getreten, schwächte die Idee einer militärischen Obergewalt in der Hand des königlichen Kriegsherrn: die Gouverneurs in den Provinzen, die Befehlshaber der Grenzfestungen besaßen eine fast unabhängige Stellung. Aus den Contributionen der ihrem Oberbefehl unterstellten Bezirke zahlten sie den Soldaten und Offizieren die Löhnung; natürlich fühlten sich diese dadurch ganz an ihre Obercommandeure gebunden. Diesem System war schon durch Mazarin erfolgreich entgegengearbeitet worden; die klägliche Niederlage der Fronde war wesentlich die Wirkung des in der Armee zunehmenden Royalismus. Aber erst seit dem pyrenäischen Frieden wurde die Idee allgemein herrschend, daß der König der höchste Kriegsherr sei, daß die Commandirenden aller Grade ihre Bestallung aus seiner Hand erhielten, daß alle Waffenführenden in seinem Dienst und Sold ständen, somit nur ihm Gehorsam zu leisten hätten. Diese Umwandlung rührte hauptsächlich von den durch Letellier und seinen Sohn Louvois begründeten militärischen Organisationen her: Die Offiziere der nach dem Frieden entlassenen Truppenabtheilungen wurden großentheils in die königliche Garde eingestellt, die dadurch eine Musterschule militärischer Zucht und Ordnung ward. Das Contributionssystem wurde aufgehoben und dafür feste Gehalte und Soldzahlung aus der Kriegskasse eingeführt. War es früher häufig vorgekommen, daß die Hauptleute in ihren Listen eine größere Zahl von Soldaten aufführten als wirklich in ihren Diensten standen und den Mehrbetrag für Sold, Ausrüstung und Unterhalt sich selbst zueigneten oder mit den Kriegscommissären und Zahlmeistern theilten; so wurde jetzt diesem Mißbrauch durch strenge Ueberwachung und Controlirung gründlich gesteuert. Die Stelle eines Generaloberſten der Infanterie, von dem die Anstellung eines großen Theils der Offiziere abhängig war, wurde nach dem Tode des letzten Inhabers, des Herzogs von Epernon aufgehoben. Die

Ernennungen ſollten in Zukunft nur vom König ausgehen. Die Organiſation des franzöſiſchen Heerweſens, deſſen Einrichtungen bald von allen europäiſchen Fürſten nachgeahmt wurden, war hauptſächlich Louvois' Werk. Das Ausland und die geſammte Menſchheit hat in der Folge den Namen dieſes Mannes mit einem Fluche belegt, weil er durch ſeinen grauſamen Militärdespotismus und durch ſeine barbariſche, verwüſtende Kriegsweiſe zur Völkergeißel ward; aber zu der Macht Frankreichs und zu dem Kriegsruhm Ludwigs XIV. hat er weſentlich beigetragen. Er führte eine zweckmäßigere Bewaffnung und Bekleidung ein; er war der Schöpfer der überlegenen franzöſiſchen Artillerie; er rief Kriegsſchulen zur Ausbildung des jungen Adels in's Leben; er brachte den König auf den Gedanken, durch Erbauung des großartigen Invalidenhauſes am Ende der Vorſtadt St. Germain den hinfälligen und verſtümmelten Offizieren und Soldaten, die bisher nothdürftig in Klöſtern untergebracht oder dem Elend überlaſſen wurden, ein Aſyl für ihr Alter zu ſchaffen. Unter den Männern, die dem Miniſter bei ſeinen militäriſchen Organiſationen hülfreich zur Seite ſtanden, nahm Turenne den erſten Rang ein. Herangebildet in der Schule ſeines Oheims, des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, und von Jugend auf an Waffendienſt und Kriegsübungen gewöhnt, hatte er alles gründlich gelernt, was zur Heerführung gehörte, Lagerleben, Schlachtordnung und Märſche, Organiſation und Disciplin der Truppen. Wir haben erwähnt, daß Condé's Feldherrntalent hauptſächlich auf dem kriegeriſchen Elan, auf ſeiner perſönlichen Tapferkeit, auf ſeinem raſchen kühnen Angreifen beruhte; Turenne verſtand es auch, einen Feldzugsplan zu entwerfen und durchzuführen, durch umſichtige Benutzung des Terrains dem Feinde einen Vortheil abzugewinnen, durch ſchnelle Entſchloſſenheit und durch Scharfblick in mißlichen Lagen eine glückliche Wendung zu erzielen. Neben Turenne und Condé hat Vauban, der große Meiſter der Befeſtigungskunſt dem König die weſentlichſten Dienſte geleiſtet. Gleich den beiden andern war auch er in die bürgerlichen Kämpfe verflochten geweſen, bis ihn Mazarin für die monarchiſche Sache gewann. Eine ſeiner erſten Handlungen war die Erweiterung des Hafens von Dünkirchen, den er zur Aufnahme von Kriegsſchiffen geeignet machte. Keinen geſchickteren Mann hätte der König zur Durchführung ſeines Planes, Frankreich auf allen Seiten durch eine Reihe von Feſtungen zu ſchützen, finden können als den umſichtigen, beſcheidenen und verſtändigen Sebaſtian de Vauban. Unter ſolchen Händen erfuhr das franzöſiſche Heerweſen in dem erſten Jahrzehnt Ludwigs XIV. einen vollſtändigen Umſchwung. Wie verſchieden war ſeine Armee von dem freiwilligen, auf eine gemeſſene Zeit beſchränkten Dienſt des Militäradels, mit welchem Heinrich IV. ſeine Feldzüge hatte führen müſſen, und von der zweifelhaften Ergebenheit ausländiſcher Söldner und ihrer Führer, auf welche Richelieu noch angewieſen war! Die Edelleute, welche die Offizierſtellen inne hatten, wetteiferten in Treue und Hingebung für den Monarchen, deſſen Gnadenzeichen, der neugegründete militäriſche Orden, ihnen als höchſte Ehre galt.

Die französische Monarchie im Aufsteigen.

Die Welt sollte bald erfahren, daß ein neuer Geist über Frankreich gekommen, daß ein Selbstherrscher die Krone trage, der nach dem ersten Range in Europa strebte. „Ludwig XIV. besaß von Natur die zum Geschäft der Regierung erwünschtesten Eigenschaften“: sagt Ranke, „richtigen Verstand, gutes Gedächtniß, festen Willen. Er wollte nicht allein ein weiser oder ein gerechter oder ein tapferer Fürst sein; nicht allein vollkommen frei von fremdem Einfluß, unabhängig im Innern, gefürchtet von seinen Nachbarn, sondern alle diese Vorzüge wollte er zugleich besitzen. Er wollte nicht allein sein, noch viel weniger blos scheinen, er wollte beides: sein und dafür gelten was er war. Er war verführerisch, hinreißend, wenn er es sein wollte, in demselben Grade aber schrecklich, wenn er zürnte. Denn auch zu zürnen hielt er für königlich. Seine Stirne war, wie man sich ausdrückte, mit dem Blitz bewaffnet.“ Alle diese Eigenschaften und Ziele ließen sich schon in den ersten Jahren von Ludwigs Selbstregierung wahrnehmen: die Nation sollte in der Majestät des Königs und seiner Umgebung den Abglanz aller Herrlichkeit erblicken und das Ausland die Rangstellung der Monarchie anerkennen. Der Hof, der sich Anfangs meistens in Fontainebleau aufhielt, sollte Alles vereinigen, was das Reich an Glanz und Ehre besaß. Den Mittelpunkt bildete Ludwig XIV. selbst: die Schönheit seiner Gestalt, der Adel seiner Gesichtszüge und der in seinem Gange und in seiner Haltung liegende Ausdruck von Würde und Vornehmheit ließen auf den ersten Blick den Herrscher erkennen; die durch die Königinnen eingeführte spanische Etikette gab der Gesellschaft eine gemessene Haltung, einen Anstrich von Gesetzmäßigkeit und eleganter Ordnung. Es war ein Despotismus, sagt ein neuerer Schriftsteller, gemäßigt durch Höflichkeit. Noch einige Jahre nahm die Königin Mutter Anna von Oesterreich den ersten Rang ein, da Maria Theresia, Ludwigs spanische Gemahlin, bei aller Liebe und Hingebung für den königlichen Eheherrn mehr Hinneigung zu einem geistlich klösterlichen Leben als Wohlgefallen an weltlicher Prachtentfaltung zeigte. Ludwig erwies der Mutter bis zu ihrem Tode Ehrerbietung und Pietät, ohne ihr jedoch Einfluß auf die Regierung zu gestatten; hier hielt er jede fremde Einwirkung eifersüchtig fern. Auch den Frauen, die durch ihre Reize seine sinnlichen Neigungen fesselten, gestattete er keinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte. Der glänzendste Stern am Hofe war Henriette von England, die zur katholischen Kirche übergetretene Tochter des unglücklichen Karl I., welche an Ludwigs Bruder, Philipp von Orleans vermählt war, eine Dame, die Grazie und Anmuth mit Geist und feiner Bildung verband und durch ihre geselligen Gaben Alle, die in ihre Nähe kamen, entzückte. Die Gunst und Aufmerksamkeiten, die ihr der König zollte, erregten nicht selten die Eifersucht ihres Gemahls. In ihrer Umgebung befand sich die Hofdame Louise de la Valliere, welcher Ludwig XIV. zuerst seine Neigung und Gunst zuwandte. Die feingebildete, warm fühlende Dame erwiederte die Liebe des Monarchen. Sie gebar ihm eine Tochter und einen Sohn; als sich aber mit der Zeit das Herz des Königs andern

Hof und Aristokratie.

Frauen zuwandte, ging ſie von Schmerz und Reue ergriffen in ein Kloſter. Als die Pforte ſich hinter ihr ſchloß, ſagte ſie der Oberin, „ſie lege die Freiheit, von der ſie immer einen ſchlechten Gebrauch gemacht habe, in ihre Hände". Oft hatte Ludwig mit ihr in dem kleinen Jagdſchloß geweilt, das ſein Vater in Verſailles erbaut hatte. Dieſes ließ er dann in einer Weiſe vergrößern und verſchönern, daß es der neuen glänzenden Hofhaltung würdig war. Auch die Prinzen des königlichen Hauſes und die Häupter der hohen Adelsfamilien zog der Monarch an den Hof und verſicherte ſich ihrer Treue und Ergebenheit durch Jahrgelder und Ehrenämter. Während früher die Großen im Kampf gegen Thron und Königthum ihren Ruhm geſucht, bewarben ſie ſich jetzt wetteifernd um die Huld und Gnade des Gebieters. Mit welcher Ehrfurcht und Devotion verſah der einſt ſo ſtolze Condé die Dienſte eines Oberhofmeiſters! Doch hütete ſich der König, ſie in eine Lage zu bringen, durch welche ſie in Verſuchung kommen konnten, die Pflicht des Gehorſams zu vergeſſen. Als nach dem Tode des Prinzen von Conti 1668.
Philipp von Orleans Anſpruch auf das Gouvernement von Languedoc machte, weil einſt Gaſton daſſelbe inne gehabt, wurde er abgewieſen. Sie ſollten ſtets das Gefühl haben, daß ihr Glanz nur von der Sonne des Königthums herfließe. Dieſer Idee gab das allegoriſche Ritterſpiel Ausdruck, von welchem der 1662.
Carouſſel-Platz den Namen erhielt, eine zeitgemäße Umbildung der alten Turniere.

Und nicht blos bei der Nation ſollte der König als der Inbegriff aller Macht Stellung zu den auswärtigen Höfen.
und Herrlichkeit gelten, Ludwig XIV. verlangte auch, daß ganz Europa dem franzöſiſchen Monarchen den Vorrang unter allen Königen einräume, der Vertreter Frankreichs allen andern vorangehe. Darüber gerieth er bei Gelegenheit eines Rangſtreits ſeines Geſandten in London, des Grafen von Eſtrades, mit Spanien.
dem ſpaniſchen Botſchafter, Baron von Vatteville in ſo heftige Zerwürfniſſe mit ſeinem Schwiegervater, daß eine Erneuerung des Krieges befürchtet wurde. Nur die Nachgiebigkeit Philipps IV., der Vatteville von London abberief und dem Pariſer Hof eine entſchuldigende Erklärung machen ließ, ſtellte das gute Einvernehmen wieder her. Dieſe Nachgiebigkeit legte Ludwig ſo aus, als ob der ſpaniſche Monarch der franzöſiſchen Krone den Vorrang überhaupt eingeräumt habe, und ließ die übrigen Höfe davon in Kenntniß ſetzen. Auch den König Karl II., der für die engliſchen Schiffe den Seegruß verlangte, nöthigte Ludwig England.
von dieſem Vorrecht abzuſtehen. Und bald darauf machte er noch eine viel wichtigere Errungenſchaft. Der engliſche König, der ſtets mehr Geld brauchte, als das Parlament zu bewilligen geneigt war, und der Kanzler Clarendon, der für Gaben und Geſchenke ſehr empfänglich war, ließen ſich bereitwillig finden, die Seeſtadt Dünkirchen, die Cromwell erworben, um die Summe von fünf Millionen Livres an Frankreich abzutreten, zum großen Triumph des katholiſchen Klerus.
In Deutſchland wurden die durch die „rheiniſche Allianz" (S. 85) geknüpften Deutſchland und Oeſterreich.
Verbindungen mit den geiſtlichen Kurfürſten von Mainz, Trier und Köln ſorgfältig gepflegt und weiter ausgedehnt. In den ſüdweſtlichen Territorien des

deutſchen Reiches überwog bald der franzöſiſche Einfluß den des Kaiſers; bis nach Thüringen und Sachſen machte ſich das wachſende Anſehen Ludwigs geltend. Gern ſandte er dem deutſchen Kaiſer Leopold eine franzöſiſche Hülfsarmee nach Ungarn, welche zu dem Siegé der Kaiſerlichen über die Osmanen bei St. Gotthard weſentlich beitrug. Wurde doch dadurch ſelbſt im fernen Oſten Frankreichs Waffenruhm gemehrt. Und als ob der franzöſiſche Gebieter zeigen wollte, daß wo es ſich um die Präponderanz Frankreichs handle er vor keiner Autorität zurückweiche, trat der ſonſt ſo gut katholiſche König ſelbſt gegen das Pontificat in die Schranken. Zwiſchen dem Herzog von Crequi, dem franzöſiſchen Geſandten in Rom, und den Verwandten des Papſtes Alexander VII. beſtand eine gereizte Stimmung, die bald auch in die Kreiſe der Dienerſchaften eindrang. Die aus Korſen beſtehende päpſtliche Garde, die in der Nähe des Geſandtſchaftshôtel ihr Quartier hatte, gerieth mit dem Gefolge des Herzogs in ernſte Streitigkeiten; Crequi ſelbſt, der ſich durch ſein ſtolzes anmaßendes Betragen verhaßt gemacht hatte, wurde, als er vom Balcon herab den Tumult beruhigen wollte, mit Flintenſchüſſen bedroht. Als auf ſeine Klage die päpſtliche Regierung die Unterſuchung läſſig betrieb, den Governatore von Rom, der ſeiner Stelle freiwillig entſagte, zu einem höheren Amte beförderte und wenig Geneigtheit zeigte, die dem franzöſiſchen Namen zugefügte Beleidigung zu beſtrafen; verließ Crequi den Kirchenſtaat. Der König nahm ſich ſeines Geſandten energiſch an: er ließ den Nuntius über die ſavoyiſche Grenze bringen, ſetzte Truppen in Bereitſchaft, welche die Herzöge von Parma und Modena in ihren Streitigkeiten mit dem päpſtlichen Stuhl über gewiſſe Territorien unterſtützen ſollten, und veranlaßte das Parlament von Aix zu dem Ausſpruch, daß die Grafſchaft Venaiſſin und die Stadt Avignon zu den Domänen der Krone gehörten, die niemals von der Provence hätten getrennt werden dürfen. In Rom erſchrak man über die drohende Haltung des mächtigen Monarchen und entſchloß ſich zu einer Genugthuung, wie ſie in Paris begehrt ward. Der Cardinalnepot Fabio Chigi, Bruder des Papſtes, begab ſich nach Fontainebleau und unterzeichnete einen Vertrag, in welchem der päpſtliche Stuhl wegen der dem franzöſiſchen Namen widerfahrenen Beleidigung um Entſchuldigung bat, die korſiſche Garde auflöſte und ihr Vergehen durch ein Denkmal vor ihrer Kaſerne kund machte, die Herzoge von Parma und Modena zu entſchädigen verſprach. Dafür wurde Avignon zurückgegeben. Die Ehrenbezeugungen, welche dem Legaten vom Hof und von der geſammten Geiſtlichkeit erwieſen wurden, ſollten andeuten, daß man mit dieſem Vorgehen die Autorität des kirchlichen Oberhauptes nicht zu ſchädigen beabſichtigt habe. Denn in ſeinem ganzen Verhalten gegen den Klerus und die Curie beobachtete Ludwig XIV. ſtets alle Rückſichten. Bei der Anſtellung der Biſchöfe, die nach dem Concordat der Krone zuſtand (X, 92), befragte er einen geiſtlichen Gewiſſensrath, in welchem ſein ehemaliger Lehrer Pereſix Sitz und Stimme hatte. Wenn auch die höheren Kirchenämter in der Regel den Gliedern vornehmer Familien verliehen

Der päpſtliche Stuhl.

Febr. 1664.

Benehmen gegen den Klerus.

wurden, ſo daß die hierarchiſchen Würdenträger einen geiſtlichen Adel bildeten; ſo legte der König doch auch Werth auf geiſtige Bildung, auf Tugend und Verdienſt.

Neben dieſen mehr diplomatiſchen Händeln wurden auch Pläne verfolgt, welche auf eine territoriale Vergrößerung Frankreichs abzielten. Schon ſeit Richelieu waren die Blicke der franzöſiſchen Regierung auf die Erwerbung des Herzogthums Lothringen gerichtet. Es iſt uns hinlänglich bekannt, wie tief der bewegliche, wandelbare Herzog Karl IV. in die Kriege zwiſchen Frankreich und Habsburg verflochten war. Er trug wenig Lohn davon; der pyrenäiſche Friede gab ihm das Land zurück, aber unter ſolchen Beſchränkungen, daß deſſen Erwerbung für Frankreich nur als eine Frage der Zeit erſcheinen konnte. Der Herzog ſelbſt ließ ſich aus Abneigung gegen ſeine Blutsverwandten insbeſondere ſeinen Bruder Franz und deſſen Sohn Karl, den nächſten Erben, zu weiteren Verträgen herbei, welche das Land in noch größere Abhängigkeit von dem mächtigen Nachbarreich bringen mußten. Nicht genug, daß er den Franzoſen eine breite Militärſtraße von Verdun nach Metz und nach dem Elſaß mit vollem Eigenthumsrecht einräumte; er ſchloß auch einen Vertrag, kraft deſſen Lothringen und Bar nach ſeinem Tode an Frankreich fallen und die noch einzige Feſtung des Landes Marſal ſofort einer franzöſiſchen Beſatzung eingeräumt werden ſollte, mit der Bedingung, daß die Glieder des Hauſes Lothringen den Rang und die Rechte franzöſiſcher Prinzen von Geblüt erhielten und ſucceſſionsfähig würden. Allein dieſer Vertrag fand auf der einen wie auf der andern Seite heftigen Widerſpruch. Die Bourboniſchen Prinzen und das Parlament erhoben Einſprache gegen eine Uebereinkunft, in welcher ſie die alten ehrgeizigen Beſtrebungen der Guiſen wieder zu erkennen glaubten, und im Lande ſelbſt gab ſich ein ſo großer Widerwille unter allen Ständen, insbeſondere unter den Gliedern des herzoglichen Hauſes kund, daß Karl IV., ſeiner wandelbaren Natur folgend, von dem Vertrag zurücktrat und ſich wieder dem Reiche und den Habsburgern zuwandte. Allein ſo leichten Kaufes ſollte er nicht davon kommen. Ludwig XIV. beſtand darauf, daß wenigſtens die eine Bedingung des Vertrags, die Einräumung von Marſal erfüllt werde, und drohte mit Waffengewalt. So blieb denn dem Herzog nichts übrig als franzöſiſche Beſatzungsmannſchaft in die Feſtung einzulaſſen. Von da an hing die politiſche und militäriſche Selbſtändigkeit Lothringens von dem Willen des Königs von Frankreich ab. Für dieſen aber war der Beſitz des Landes für ſeine weiteren Pläne von der größten Wichtigkeit; es konnte ihm als Brücke und Operationsbaſis bei einem Angriff auf die ſpaniſchen Niederlande dienen, auf die er bereits ſeine gierigen Blicke gerichtet hatte.

Verhältniß zu Lothringen.

6. Febr. 1662.

Auguſt 1663.

II. Frankreich, die ſpaniſchen Niederlande und die Generalſtaaten von Holland.

1. Die Seemächte und die franzöſiſche Politik.

Die europäiſchen Staaten hatten viele Uebergriffe und Einſchreitungen Frankreichs ruhig hingehen laſſen, obwohl ſie einzelnen Beſtimmungen des weſtfäliſchen und pyrenäiſchen Friedens entgegen waren. War es daher zu verwundern, daß Ludwig XIV. zu weiteren Plänen fortſchritt, daß er dem Gedanken Raum gab, auf Koſten der immer mehr dem Verfalle zueilenden ſpaniſchen Monarchie ſeine

Die politiſche Zeitlage.

Herrſchaft zu vergrößern, Frankreich auf die erſte Stelle in der europäiſchen Völkerfamilie zu heben? Die Verhältniſſe der benachbarten Staaten waren in den ſechziger Jahren verwickelt und verwirrt genug, um einen ehrgeizigen und ruhmſüchtigen Herrſcher, der in ſeinen Mitteln nicht wähleriſch war und den diplomatiſchen Trugkünſten mit den Waffen Nachdruck zu geben bereit ſtand, zu den verwegenſten Combinationen und rückſichtloſeſten Entwürfen zu ermuthigen.

Die niederländiſchen Unions-Staaten.

In den vereinigten Provinzen der Niederlande war im Nov. 1650 der Statthalter Wilhelm II. von Oranien geſtorben, ein thatkräftiger, ſtaatskluger und edler Fürſt, wie ſeine Vorgänger, aber nicht ohne Neigungen, die ſtatthalterliche Gewalt in monarchiſchem Sinne zu ſteigern. Acht Tage nach ſeinem Tode hatte ſeine Gemahlin, eine Tochter Karls I. von England einen Sohn geboren, der in der Folge als Wilhelm III. ſich einen unſterblichen Namen in der Weltgeſchichte erwerben ſollte. Während ſeiner Kindheit erwachte der alte Kampf zwiſchen der ariſtokratiſch-republikaniſchen Staatenpartei, der die großen Handels- und Kaufherren angehörten, und der demokratiſch-oraniſchen, welche den größten Theil des Volkes in ſich faßte. Unter der Führung des unternehmenden ſtaatsklugen Rathspenſionarius Johann de Witt, eines würdigen Nachfolgers Oldenbarneveldts, erlangte die erſtere die Oberhand und bemächtigte ſich der öffentlichen Gewalt. Das Recht, die obrigkeitlichen Aemter und die ſtädtiſchen Magiſtraturen zu beſetzen, wurde der Staatenverſammlung überwieſen und die republikaniſche Regierungsform ohne Statthalter in den meiſten Provinzen durchgeführt. Das Militär wurde theils den Generalſtaaten, theils den Landſtänden der Provinzen in der Art unterſtellt, daß in Friedenszeiten kein Generalcapitän nöthig zu ſein ſchien. Wir wiſſen, welche Kämpfe der holländiſche Freiſtaat mit der engliſchen Republik zu beſtehen hatte. Der Preis des Friedens war die Navigationsakte und die Ausſchließung des Hauſes Oranien von der Statthalterſchaft in Holland und Weſtfriesland und von der oberſten Befehlshaberſtelle in der Land- und Seemacht. Seitdem lag die Leitung der öffentlichen Dinge ganz in der Hand der Republikaner, die von Freiheitsgefühl und Patriotismus erfüllt dem Gemeinweſen einen kräftigen Aufſchwung gaben. Der blühende Handel und der treffliche Zuſtand der Seemacht zeugten von der Thätigkeit und dem vaterländiſchen Sinne dieſer ariſtokratiſchen Männer, welche die bürgerlichen Zerrüttungen der übrigen Staaten zur Erhöhung des eigenen Anſehens, zur Ausdehnung ihres Colonialweſens, zur Mehrung und Hebung ihrer Marine zu benutzen verſtanden. In dem däniſch-ſchwediſchen Krieg traten die Generalſtaaten mit ſchiedsrichterlicher Autorität auf. Johann de Witt, deſſen Vater, Bürgermeiſter von Dordrecht, einſt von Wilhelm II. als Staatsgefangener mit fünf andern Deputirten nach Schloß Loevestein geſchickt worden, war ein ſcharfer Gegner der Monarchie, aber ein Mann von ſeltener Einſicht in ſtaatswirthſchaftlichen, finanziellen und politiſchen Dingen, rechtſchaffen im Leben, duldſam in der Religion und von einer unermüdlichen Arbeitskraft. Als aber Karl II., der Oheim des jungen Oranien von mütterlicher Seite und der Feind der

patrieiſchen Faction, die ihn einſt aus ihrem Lande gewieſen, den engliſchen Thron erlangte, ſtiegen bald düſtere Wolken auf. Die öffentliche Meinung in Europa wendete ſich gegen die republikaniſchen Prinzipien; in England, in Frankreich, in Dänemark erhielten die monarchiſchen Ideen die Oberhand. Es war zu fürchten, daß ſich der Stuart'ſche König ſeines Neffen annehmen, die Wiedereinſetzung desſelben mit den Waffen in der Hand verlangen werde. Schon ſeit Jahren hatte die Rivalität der beiden Völker zur See und in den Colonialgebieten einen Zündſtoff gehäuft, der bald in Flammen ausbrechen mußte. In England, wo in den erſten Jahren der Reſtauration der Royalismus und die Sympathien für das Stuart'ſche Königshaus hohe Wogen trieben, ſtimmte die Nation mit ihrem Monarchen in der Feindſchaft gegen die republikaniſchen Generalſtaaten überein. Auch im eigenen Lande, in Seeland, in Ober-Yſſel, in Groningen hob die oraniſche Partei wieder ihr Haupt kühner empor. Wir wiſſen ja, wie wenig die ſtolzen und eigenmächtigen Kaufherren von Amſterdam, deren tolerante arminianiſche Religionsrichtung den ſtreng-calviniſchen Predigern ein Aergerniß war, ſich die Gunſt und Zuneigung der Volkspartei zu erwerben verſtanden. Unter dieſen Umſtänden näherten ſich die Häupter der niederländiſchen Regierung dem franzöſiſchen Machthaber. Hatte ja doch in den Zeiten des großen Kampfes gegen Spanien ſtets ein gutes Verhältniß mit dem Pariſer Hofe obgewaltet. Ludwig XIV. kam den Staaten freundlich entgegen. Schon im Frühjahr 1662 wurde ein Handels- und Schifffahrtsvertrag und ein Bündniß zu gegenſeitigem Beiſtand für den Fall eines Krieges vereinbart. Seitdem war das Haus des franzöſiſchen Geſandten im Haag, des Grafen von Eſtrades, der Mittelpunkt wichtiger Staatsverhandlungen, wo die Fäden der europäiſchen Diplomatie zuſammenliefen. 27. Apr. 1662.

Die ſpaniſche Erbfolgefrage.

Bei dieſer Verbindung handelte es ſich in erſter Linie um die Frage über das künftige Schickſal der ſpaniſchen Niederlande. Ludwig XIV. war ſchon längſt entſchloſſen, die Entſagung ſeiner Gemahlin auf jede Erbberechtigung in dem väterlichen Reiche nicht als verpflichtend anzuerkennen. Es ſtand gar nicht in der Befugniß der Infantin, ſo wurde argumentirt, für ſich und ihre Nachkommen einem Rechte zu entſagen, das in Geſetz und Herkommen begründet ſei. Hatte doch König Ferdinand einmal ſelbſt erklärt, eine Verzichtleiſtung auf ein Majorat ſei ungültig; und war denn die Krone nicht auch ein Majorat? Es wurde ferner darauf hingewieſen, daß die Renunciationsakte, zu der man die Infantin gezwungen, niemals von dem franzöſiſchen König ratificirt worden und daß der Brautſchatz, von deſſen Entrichtung die Gültigkeit derſelben abhängig ſein ſollte, niemals ausbezahlt ward. Auch zugegeben, daß für Spanien ſelbſt die männliche Thronfolge rechtsbeſtändig ſei, daß nach dem Tode Philipps IV. ſein noch unmündiger Sohn zweiter Ehe, Karl das väterliche Reich kraft ſeines Geburtsrechts antrete: ſollte dieſer Fall auch für die übrigen Theile der Monarchie maßgebend ſein? ſollten insbeſondere die niederländiſchen Provinzen, die ſich noch

immer einer gewissen Selbständigkeit in der Verfassung, in der Rechtspflege, in der Gesetzgebung und in dem ganzen öffentlichen Leben erfreuten, willkürlich von dem Madrider Königshof fort und fort regiert werden? Es ging das Gerücht, Philipp IV. habe die Absicht, die flandrischen und brabantischen Provinzen seiner jüngeren Tochter Margaretha als Mitgift zu ihrer Vermählung mit Kaiser Leopold zu übergeben und dadurch die Solidarität der Habsburgischen Hausinteressen aufs Neue zu befestigen. Dieses Vorhaben, das in den Niederlanden selbst viele Gegner hatte, wollte man in Frankreich auf alle Weise verhindern. Es war daher das eifrigste Anliegen Ludwigs XIV. alle Vorbereitungen zu treffen, um bei dem Hingang seines Schwiegervaters im Namen seiner Gemahlin, der Infantin aus erster Ehe, Ansprüche auf die spanischen Besitzungen an der Schelde und am Jura zu erheben. Schon damals hörte man in Paris die Bemerkung, Frankreich sei gegen Norden und Osten in zu enge Grenzen eingeschlossen. Die Juristen wiesen nach, daß in Brabant, Namur und andern niederländischen Orten ein „Devolutionsrecht" bestehe, kraft dessen bei dem Tode eines Ehegatten und der Wiederverheirathung des überlebenden die Kinder erster Ehe ohne Rücksicht des Geschlechts denen der zweiten in der Erbschaft vorangingen, dem Vater nur bis zu seinem Tode die Nutznießung der Güter und Lehen zustehe. Warum sollte es nicht zulässig sein, dieses für das Civilerbrecht gültige Gesetz und Herkommen, das selbst bei Vererbung großer Lehen schon zur Anwendung gekommen, auch auf das Staats- und Königsrecht überzutragen?

Ludwig XIV. u. der Rathspensionarius de Witt.

Die Patrizier, die unter de Witts Führung die Generalstaaten regierten, befanden sich in einer kritischen Lage. Trotz eines Friedensvertrags, zu dem sich Karl II. im J. 1662 herbeiließ, stand doch der Ausbruch eines neuen Krieges zwischen den beiden Seemächten in naher Aussicht. Zwar hatte der Rathspensionarius, um den englischen König versöhnlicher zu stimmen, die Ausschließungsakte aufheben und die Erziehung des Prinzen unter die Aufsicht der Regierung stellen lassen, „damit derselbe zur Verwaltung der hohen Aemter seiner Vorfahren geschickt gemacht würde;" nichts desto weniger dauerte die feindselige Stimmung fort. Die englische Nation war voll Neid und Eifersucht auf die holländischen Handelsherren, die ihrer Marine und ihren Colonien eine so erfolgreiche Concurrenz machten, die auf allen Märkten Europa's die britischen Kaufleute überflügelten, die in Vließingen und Amsterdam die Waaren von Ost- und Westindien aufstapelten. Wie oft lagen auf der Westküste von Afrika, in Guinea, am Hudson in Nordamerica, auf den Inseln der indischen Ostwelt holländische und englische Seeleute mit einander in erbittertem Kampfe! Wie oft geriethen beim Wallfisch- und Häringfang Angehörige beider Völker in blutige Raufhändel! Manche Beschwerden und Entschädigungsforderungen waren noch nicht ausgeglichen. König Karl II., dessen Gemahlin dem Hause Braganza angehörte, zürnte den Staaten wegen ihrer Feindseligkeiten gegen die Portugiesen. Dazu die immer schärfer hervortretende Opposition der oranischen Partei in den Pro-

vinzen der Union. In dieſer ſchwierigen Lage glaubte Johann de Witt das Bündniß, das ihm Ludwig XIV. durch Eſtrades anbieten ließ, nicht von der Hand weiſen zu dürfen, obwohl dem ſcharfblickenden Manne keineswegs die ſelbſtſüchtigen Abſichten des franzöſiſchen Machthabers verborgen bleiben konnten. „Die regierenden patriziſchen Sippen der Provinz Holland, welche das Statthalterthum beſeitigt und darauf die andern Provinzen der Union ihrer Führung unterworfen hatten, glaubten den Ehrgeiz Ludwigs XIV. am leichteſten durch Liebkoſungen zügeln zu können.“ Wenn der franzöſiſche Geſandte auch noch ſeine Beſtechungskünſte anzuwenden verſuchte, ſo verfehlte er ſeinen Zweck bei dem uneigennützigen Staatsmann, „der ſich in ſeine Tugend hüllte“. De Witt erklärte, durch die Freundſchaft des Königs ſei er ſchon weit über den Werth ſeiner Dienſte belohnt. Es wurde über eine Erneuerung des Theilungstractates vom J. 1635 verhandelt: Frankreich ſollte ſeine Grenzen gegen Norden, Holland gegen Süden ausdehnen, die mittleren Provinzen ſich zu einem unabhängigen katholiſchen Freiſtaat vereinigen. Zu einem völligen Abſchluß kam es jedoch nicht. Die Generalſtaaten konnten kein rechtes Vertrauen faſſen, und Ludwig XIV. wollte ſich nur der guten Dienſte des Freiſtaats verſichern und ihn von einem Anſchluß an Spanien abhalten, ohne ſich jedoch die Hände zu binden. In dem engliſch-holländiſchen Krieg, der bald nachher ausbrach, nahm er eine Haltung, durch die er ſich nach keiner Seite bloßſtellte und die ihm doch Gelegenheit gab, ſeine Rüſtungen zu vervollſtändigen, ohne Argwohn zu erregen. Nur in ſo weit leiſtete er den Generalſtaaten Hülfe, daß er den Biſchof von Münſter Bernhard von Galen, der als Verbündeter Karls II. in Zütphen und Ober-Yſſel einfiel, durch kriegeriſche Drohungen von weiteren Feindſeligkeiten abhielt. Es war ihm ganz recht, wenn ſich die beiden Seemächte gegenſeitig ſchwächten. Dann hatte er um ſo weniger für ſeine Pläne auf die ſpaniſchen Niederlande von ihnen zu fürchten.

Marſchall Schomberg in Portugal.

Mit derſelben Zweideutigkeit und politiſchen Argliſt benahm ſich der König in den Angelegenheiten Portugals. Wir wiſſen, wie wenig ſich die franzöſiſche Regierung durch den pyrenäiſchen Frieden abhalten ließ, den Portugieſen in ihrem Unabhängigkeitskampf gegen Spanien bald offen bald heimlich Hülfe zu leiſten. Karl II. wurde vom Pariſer Hof aufgemuntert, ſeinen Verwandten in Liſſabon beizuſtehen, und der Marſchall Schomberg, aus der rheinländiſch-pfälziſchen Familie der Schönberge, durfte mit einem franzöſiſchen Freicorps den Portugieſen zu Hülfe ziehen. Zugleich aber bot Ludwigs Geſandter in Madrid, George d'Aubuſſon de la Feuillade, Erzbiſchof von Embrün dem ſpaniſchen König die Unterſtützung Frankreichs gegen Portugal an, wenn die Richtigkeit der Renunciation der Königin ausgeſprochen würde. Denn in dieſem Falle halte ſich der franzöſiſche Machthaber für verpflichtet, die Monarchie, die ja möglicher Weiſe ſeinen eigenen Nachkommen zufallen konnte, in ihrer Integrität zu erhalten. Der zarte ſchwächliche Infant Karl ließ kein langes Leben erwarten. Erſt als Philipp IV. in Uebereinſtimmung mit dem ſpaniſchen Staatsrath an der Gültigkeit der Entſagungsakte feſthielt, wurde auch die Unterſtützung Portugals ernſtlicher betrieben. Schomberg erhielt regelmäßige Beihülfe.

Seekrieg zwischen Holland und England. 1665. 66.

Der versteckte Krieg, den die englischen und holländischen Handelsgesellschaften, insbesondere die westindischen Compagnien mit einander führten, ging endlich in einen offenen über. Das Parlament selbst forderte den König dazu auf und bewilligte zu den Bedürfnissen und Ausrüstungen eine Geldsumme, wie sie noch niemals von dem Hause votirt worden war. Die niederländische Regierung antwortete mit einem Einfuhrverbot englischer Fabricate. Bald folgte die Kriegserklärung von Seiten des englischen Königs und sofort wurden auch die Feindseligkeiten in den europäischen und amerikanischen Gewässern eröffnet. In einem schlachtenreichen Krieg mit großen Thaten und Wechselfällen maßen nun abermals die um die Herrschaft des Meeres streitenden Nationen ihre Kräfte; Ehrgefühl, Nationalstolz und Ruhmbegierde verbunden mit Eroberungslust, Gewinnsucht und Handelsinteressen trieben auf beiden Seiten zu kühnen Unternehmungen und muthigen Angriffen. Durch eine Art von Naturnothwendigkeit wurden die beiden Seemächte noch einmal in den Kampf gezogen. „Es war wie eine Ehrensache zwischen zwei Fechtern, die durch eine lange zurückgehaltene Feindseligkeit angefeuert sind, und von denen jeder der stärkere zu sein glaubt." An der Spitze der englischen Armada stand der Herzog von York, des Königs Bruder und Thronfolger als Großadmiral; ihm zur Seite der zum Herzog von Albemarle erhobene Stuart'sche Parteigänger Monk und einige Seecapitäne aus Cromwells Zeit, wie Penn und Lawson. Die niederländische Flotte befehligte der Admiral Opdam-Wassenaar, ein hervorragendes Haupt der patrizischen Partei; unter ihm die erprobten Seehelden de Ruyter, Evertsen und der jüngere Tromp.

Nov. 1664. Jan. 1665.

Juni 1665.

Die Engländer waren Anfangs im Vortheil: Auf der Höhe von Harwich wurde das Admiralschiff, von dessen Verdeck herab Opdam die Schlacht leitete, durch den „Royal-Charles" des Herzogs von York in die Luft gesprengt; nur der Geschicklichkeit Tromps war es zu danken, daß die holländische Flotte, wenn auch mit großen Verlusten nach der heimathlichen Küste gerettet ward. Bald darauf kehrte de Ruyter aus den afrikanischen und westindischen Gewässern nach dem Texel zurück und übernahm den Oberbefehl. Er hatte dort manches glückliche Gefecht bestanden und manches Verlorene zurückgewonnen: nur die Colonie Neu-Niederland in Nordamerica hatte der Westindienfahrer Holmes für die englische Handelsgesellschaft erobert und der Stadt Neu-Amsterdam den Namen Neu-York gegeben. Durch die Ankunft de Ruyters und die energische Thätigkeit de Witts, der selbst nach dem Texel geeilt war, wurden die Verluste wieder ausgeglichen, die Bemühungen der oranischen Parteigenossen, dem Prinzen den Oberbefehl zu verschaffen, zurückgewiesen. Es gelang dem neuen Befehlshaber, die ostindischen Schiffe, die mit einer Ladung von sechs Millionen Goldes auf weiten Umfahrten nach Europa gesegelt waren und bei Bergen in Norwegen vor Anker lagen, glücklich nach der Heimath zu führen, ohne daß die englische Flotte unter Montague Sandwich ihn daran zu hindern vermochte. Der dänische König Friedrich III. hatte sich mit dem englischen Admiral über die Theilung der Beute geeinigt; aber

1664.

August 1665.

der Commandant des Platzes konnte davon nicht zeitig genug benachrichtigt werden und war den Holländern behülflich. Der König verbarg ſeinen Verdruß und erneuerte mit den Generalſtaaten, die ihm einſt das Reich gerettet, das frühere Bündniß. Der Admiral Sandwich, eines der Häupter der Reſtaurationsbewegung, mußte den Oberbefehl über die Flotte abgeben.

Fortführung des Kriegs. Ludwigs Haltung dabei.

Als im Oktober das Parlament wieder zuſammentrat, diesmal in Oxford weil in London die Peſt herrſchte, ſtellte ſich heraus, daß die Subſidien, die für drei Jahre reichen ſollten, ſchon im erſten erſchöpft waren, weniger durch den Krieg ſelbſt als durch Unterſchleif und Verſchwendung. „Die Schmeichler des Hofes hatten ſich ſchnell bereichert, während die Matroſen durch Hunger zur Meuterei gebracht wurden, die Schiffswerften ohne Schutz, die Schiffe leck und ohne Takelage waren.“ Es erhob ſich daher die Frage, ob man den Krieg weiter führen oder die von Ludwig XIV. angebotene Friedensvermittelung annehmen ſollte. Der Royalismus hatte zwar bereits von ſeiner Gluthitze nachgelaſſen; dennoch war der Haß und Neid gegen den Rivalen auf der See und im Marktverkehr noch wirkſam genug, zur Fortſetzung des Krieges anzutreiben, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Frankreich von der Vermittlerrolle zu einer aktiven Einmiſchung übergehen ſollte. Die franzöſiſchen Vorſchläge zur Ausgleichung der oſtindiſchen und afrikaniſchen Streitobjekte ſchienen dem Parlamente zu ungünſtig. Der Verdruß über die Einmiſchung trug zur Schärfung des Kriegseifers bei. Selbſt die Diſſenters, die man im Verdacht geheimer Sympathien für die calviniſche Republik hatte, erfuhren die Rückwirkung des neuen kriegeriſchen Aufſchwungs. Es wurde erwähnt, daß Ludwig nicht allzuſtark für ſeine holländiſchen Freunde Partei nahm; dennoch war ſeine Haltung dieſen von Vortheil: er bewirkte, daß Dänemark und Schweden eine der Republik günſtige Neutralität beobachteten und nöthigte England ſeine Flotte zu theilen, um nicht unverſehens und ungedeckt von Frankreich angegriffen zu werden. So konnte es geſchehen, daß bei der Erneuerung des Krieges die Engländer in der großen Seeſchlacht der vier Tage ſchließlich im Nachtheil blieben, daß der Admiral Monk und Prinz Ruprecht, der ſich am dritten Tag mit ihm vereinigt hatte, die Reſte der ſehr beſchädigten und verminderten Flotte die Themſe hinaufführen mußten. 23 engliſche Schiffe waren verbrannt, verſenkt, weggeführt, die Zahl der Todten ward auf 6000, die der Gefangenen auf 3000 Mann gerechnet; unter den 2000 Todten der Holländer war der tapfere Admiral Cornelius Evertſen. Seine Stelle nahm ſein Bruder Johann ein; auch er wolle, erklärte er den Staaten, gleich ſeinem Vater, ſeinen vier Brüdern und einem ſeiner Söhne auf dem Felde der Ehre für ſein Vaterland fallen. Sein Wille ſollte bald erfüllt werden. In ſechs Wochen hatten die Engländer ihre Flotte wieder in ſolchen Stand gebracht, daß ſie ſich mit dem Feinde in eine neue Schlacht einlaſſen konnten. Diesmal blieben ſie im Vortheil; der alte Evertſen verlor ſein Leben; Tromp und de Ruyter entzweiten ſich; dieſer beſchuldigte den erſteren, er habe durch voreilige Verfolgung einiger

11—15. Juni 1666.

4. Aug.

feindlichen Schiffe das Unglück verſchuldet; Tromp, als Anhänger der oraniſchen Faction bei der herrſchenden Ariſtocratie mißliebig, wurde von de Witt ſeines Amtes entſetzt.

Die Themſefahrt und der Friede von Breda. 1667.

Der Rathspenſionär beſchuldigte die Oranier, daß ſie die Regierung durch Intriguen mit England zum Frieden zwingen wollten; er verfolgte ſie daher mit der rückſichtsloſen Energie eines republikaniſchen Parteihauptes; de Buat, ein früherer Edelknabe des Prinzen mußte mit dem Leben büßen. Es war ein wunderbarer Mann, dieſer Johann de Witt; Nichts vermochte ihn von ſeinen Entwürfen abzubringen. Mit derſelben Energie, wie er die Feinde niederwarf, verwaltete er die Angelegenheiten des Staats. Zum drittenmal konnte eine neue große Flotte unter dem Oberbefehl de Ruyters und ſeines eigenen Bruders Cornelius de Witt in See ſtechen; zugleich brachte er Frankreich und die beiden ſkandinaviſchen Staaten dahin, daß ſie entſchiedener für die Republik eintraten. Dadurch ſah ſich Karl II. bewogen, auf Frieden zu denken. Schon waren die Bevollmächtigten der kriegführenden und vermittelnden Staaten in Breda zu dem Friedenscongreß verſammelt, als Johann de Witt, da ſich die Verhandlungen hinauszogen und mittlerweile der Kriegszuſtand fortdauerte, einen kühnen Entſchluß faßte. Der König von England ſollte zum Frieden gezwungen werden, ehe er Zeit hätte, mit Frankreich das bereits eingeleitete Bündniß abzuſchließen. Zu dem Zweck mußte der Admiral de Ruyter, den der Ruwaard Cornelius de Witt als Commiſſar der Stände begleitete, einen direkten Angriff auf das Inſelreich machen. In die Themſe einfahrend zerſprengten ſie die oberhalb Sheerneß über den Strom

Juni 1667.

gezogene Kette, nahmen oder verbrannten bei Chatam fünf große Kriegsſchiffe, darunter den Royal Charles, auf dem einſt der König zurückgekehrt war, vernichteten weiter aufwärts bei Rocheſter drei große Schiffe und mehrere kleine Fahrzeuge und kehrten dann nach Margate und North Foreland zurück, die Mündung des Fluſſes mit einer Blokade bedrohend. In London, wo man ſich noch nicht von der gewaltigen Feuersbrunſt erholt hatte, lebte man in großer Be-

31. Juli 1667.

ſorgniß. De Witt erreichte ſeinen Zweck. England willigte in den Frieden von Breda, in welchem die Navigationsakte zu Gunſten Hollands gemildert und die Beſtimmung getroffen ward, daß jeder Theil im Beſitz der Länder und Ortſchaften, ſo wie der Schiffe und Güter bleiben ſollte, die er vor und in dem letzten Kriege an ſich gebracht habe. Damit war auch die Verbindung von Neu-Niederland (New-York) mit den übrigen engliſchen Beſitzungen in Nordamerica ausgeſprochen. So war denn in dem Augenblick, da ſich in den ſpaniſchen Niederlanden wichtige Ereigniſſe vorbereiteten, der Friede zwiſchen England und den Generalſtaaten äußerlich hergeſtellt; allein die maritime Eiferſucht der Engländer, die eigentliche Quelle der Feindſeligkeiten, war durch die Themſefahrt noch geſchärft worden. „Einen Angriff, der die Sicherheit von London gefährdete, konnte weder die Regierung noch ſelbſt die Nation den Holländern vergeben.“

2. Der franzöſiſch-ſpaniſche Krieg und der Dreiſtaatenbund.

In Frankreich war die dienſtbefliſſene Rechtsgelehrſamkeit den Wünſchen des Königs zu Hülfe gekommen: juriſtiſche Deductionen hatten darzuthun geſucht, daß der königlichen Gemahlin, als der älteren Schweſter ein näheres Recht auf die Erbfolge in den Niederlanden zuſtehe, als dem jüngeren Bruder. Wenn es gelang, den König und den Staatsrath von Madrid von der Richtigkeit dieſer Auffaſſung zu überzeugen, ſo konnten die ſpaniſch-niederländiſchen Provinzen ohne Schwertſtreich für Frankreich gewonnen werden. Die beiden Königinnen, die Schweſter und die Tochter Philipps IV. ſollten in Madrid in dieſem Sinne wirken. Aber ehe noch der Vorſchlag an den ſpaniſchen Monarchen gelangen konnte, ſchied dieſer aus der Welt. Ueber ſeinen unmündigen Sohn Karl II. führte die Königin-Mutter, Maria Anna, Tochter des Kaiſers Ferdinand III. die vormundſchaftliche Regierung. An dieſe richtete nun die Schwägerin Anna von Oeſterreich das Erſuchen, zur Erhaltung des Friedens zwiſchen beiden Nachbarreichen in die Abtretung zu willigen. Maria Anna aber erwiederte: „durch die teſtamentariſche Anordnung ihres verſtorbenen Gemahls ſei ſie verpflichtet, die Provinzen der Monarchie ungeſchmälert beiſammen zu halten, nicht ein Dorf könne und werde ſie abtreten“. Dies war die Meinung der ganzen Nation; ſelbſt in den Niederlanden wurde dem unmündigen König unverzüglich der Treueid geleiſtet. Unter dieſen Vorgängen ſchied auch Anna von Oeſterreich aus der Welt, die, wie ſehr ſie ſich immer als franzöſiſche Königin gefühlt, doch ſtets bemüht geweſen war, die Union zwiſchen beiden Reichen zu erhalten. Jetzt war Ludwig XIV. von allen Rückſichten entbunden und beſchloß, ſein längſt gehegtes Vorhaben auszuführen. Noch waren zwei Kriege im Gange: der engliſch-holländiſche und der portugieſiſch-ſpaniſche. Karl II. von England war in beide verflochten. Mit machiavelliſtiſcher Staatskunſt bot nunmehr Ludwig XIV. allen kriegführenden Theilen ſeine vermittelnden Dienſte an: bei dem ſpaniſchen Hofe, wo die religiöſen Intereſſen beſonders ins Gewicht fielen, betonte er den katholiſchen Charakter Frankreichs, ſuchte aber zugleich den portugieſiſchen Fürſten zum Ausharren zu beſtimmen und brachte die Vermählung Affonſo's mit der Tochter des Herzogs von Nemours zu Stande (S. 305.); mit den Generalſtaaten und ihrem Haupte Johann de Witt beſtand ja noch ohnehin die Bundesgenoſſenſchaft vom J. 1662; dem engliſchen König ſtellte er ein freundſchaftliches oder neutrales Verhalten während des Krieges in Ausſicht, wenn derſelbe den Unternehmungen Frankreichs keine Hinderniſſe in den Weg legen würde. Die Verhandlungen gingen durch die Hand der Mutter des Königs, Henriette von England, die damals in Chaillot wohnte, und blieben ein vollſtändiges Geheimniß. Die deutſchen Fürſten am Rhein brachte er durch Einzelverträge zu dem Verſprechen, daß ſie den kaiſerlichen Truppen, falls ſie den Flanderern zu Hülfe ziehen wollten, den Uebergang über den Strom wehren würden. Schon bei

Thronwechſel in Spanien. Franzöſiſche Staatskunſt.

17. Sept. 1665.

Jan. 1666.

dieſer Gelegenheit leiſtete ihm Wilhelm von Fürſtenberg, geheimer Rath des Kurfürſten von Köln weſentliche Dienſte. Er wie ſeine beiden Brüder, Franz Biſchof von Straßburg und Hermann, Oberhofmeiſter des Kurfürſten von Bayern handelten ganz im franzöſiſchen Intereſſe.

Geheimer Vertrag zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer.

Ja noch mit viel weitergehenden Allianzgedanken trug ſich der König in dem jugendlichen Aufſchwung ſeines Herrſchergeiſtes, mit Plänen, die man für abenteuerlich halten möchte, wären ſie nicht in der Folge in anderer Form dennoch zur Wirklichkeit geworden. Die archivaliſche Geſchichtsforſchung ſpäterer Jahre hat Beweisſtücke zu Tage gefördert, aus denen hervorgeht, daß um dieſe Zeit zwiſchen Paris und Wien ein Theilungsvertrag über die ſpaniſche Monarchie verabredet ward für den Fall, daß der junge König, an deſſen Lebensfähigkeit man vielfach zweifelte, ohne Leibeserben aus der Welt gehen ſollte. Zuerſt forſchte der Kölniſche Fürſtenberg in Wien, wie man eine ſolche Eröffnung aufnehmen würde; die Fürſten Auersperg und Lobkowitz, die einflußreichſten Miniſter waren dem Gedanken nicht abgeneigt: jener hoffte dabei durch Ludwigs Verwendung den Cardinalshut zu erlangen, den letzteren lockte die Ausſicht auf franzöſiſches Geld. Die Sache wurde jedoch nicht geheim genug gehalten; der ſpaniſche Geſandte beklagte ſich über ein ſo treuloſes und ungerechtes Vorhaben, und
März 1667. der Kaiſer wollte nichts davon wiſſen. Ein halbes Jahr ſpäter, als der Feldzug gegen die Niederlande ſchon im Gange war, tauchte der Vorſchlag von Neuem auf. In der
31. Decbr. 1667. Neujahrsnacht ſchlich ſich der franzöſiſche Geſandte, Ritter von Gremonville, in einen dichten Mantel gehüllt zu dem Fürſten von Auersperg und ſetzte ihm in vertraulichen Geſprächen auseinander, wie zweckmäßig es wäre, wenn die zwei mit den beiden Infantinnen verheiratheten Herrſcher über eine Theilung des ſpaniſchen Reiches für den Fall des kinderloſen Ablebens des dermaligen Königs ſich rechtzeitig verſtändigten. Dadurch würden alle anderweitigen Anſprüche und Einreden, die etwa erhoben werden möchten, im Keime niedergeſchlagen werden. Auch die gemeinſchaftlichen religiöſen Intereſſen wurden betont; wenn die zwei größten katholiſchen Mächte durch einen Freundſchaftsbund vereinigt wären, mit welchem Nachdruck könnte man dann den ketzeriſchen Regierungen und Völkern begegnen! Kaiſer Leopold ging auf die Vorſchläge
19. Jan. 1668. ein: am 19. Januar wurde ein Freundſchafts- und Allianzvertrag unterzeichnet, in welchem eine Theilung der ſpaniſchen Monarchie zwiſchen den beiden verwandten Höfen in Ausſicht genommen war. Dem Kaiſer ſollten die Hauptländer zufallen: Spanien ſelbſt, die Staaten in America, auch Mailand und Sardinien; dagegen ſollte König Ludwig Beſitz ergreifen von den ſpaniſchen Niederlanden, der Franche-Comté, dem Königreich Neapel und Sicilien und Navarra, dem Stammlande ſeiner Ahnen; ſelbſt die Philippinen und die afrikaniſchen Küſtenorte ſollten zu ſeinem Antheil gehören, denn zu der weltbeherrſchenden Großmacht, zu welcher er Frankreich zu erheben gedachte, waren auch auswärtige Beſitzungen, war auch eine imponirende Marine nothwendig. Dieſer eventuelle Theilungsvertrag, der ohne Rückſicht auf die Völker und ihre Rechte im Sinne des härteſten Abſolutismus über das Schickſal ganzer Reiche wie über einen Privatbeſitz verfügte, blieb dem übrigen Europa ein vollſtändiges Geheimniß. Selbſt Karl II. hat nie davon Kunde erhalten. Die Grundbedingung, der baldige Tod des ſpaniſchen Königs ging nicht in Erfüllung, und der Gang der Ereigniſſe führte zu andern Beſchlüſſen und Coalitionen. Die Anſicht, die wahre Politik Oeſterreichs müſſe dahin trachten, daß die Reiche der beiden Habsburger Linien wieder vereinigt würden, gewann in Wien die Oberhand. Selbſt Auersperg, verſtimmt, daß ihm der verſprochene Kardinalshut doch nicht zu Theil ward, gab den Theilungsplan auf. Aber die Sue-

ceſſionsrechte, die Ludwig durch ſeine Gemahlin erlangt zu haben glaubte, verſchwanden nicht aus ſeinem Geiſte.

Einfall in Flandern.

Durch ſolche Künſte und Unterhandlungen gelang es dem franzöſiſchen König die Niederlande zu iſoliren, Spanien durch täuſchende Vorſpiegelungen von Frieden und Vermittelung in Sicherheit zu wiegen und die eigenen Rüſtungen zu vervollſtändigen, ohne Verdacht zu erregen. In Amiens ſammelte ſich unter Turenne die Hauptarmee; zu dieſer begab ſich im Mai der König ſelbſt, „um unter dieſem Meiſter das Kriegshandwerk zu lernen". Der Königin-Regentin in Madrid hatte er zuvor ein Schreiben mit der Darlegung ſeiner Anſprüche auf Brabant und die übrigen niederländiſchen Provinzen einreichen und die Erklärung abgeben laſſen, daß er genöthigt ſei, das Recht, das man ihm verweigere, mit den Waffen ſich zu verſchaffen. Eine Gegenſchrift, welche von dem kaiſerlichen Geſandten in London, Franceſco dell' Iſola, „der den Nutzen des Hauſes Oeſterreich mit allen Kräften ſuchte", unter dem Titel „Schild von Staat und Recht" bekannt gemacht wurde und die Ungerechtigkeit der Anſprüche und das perfide Vorgehen des franzöſiſchen Hofes in ſeiner ganzen Gefährlichkeit darſtellte, vermochte den Gang der Ereigniſſe nicht aufzuhalten. In den letzten Tagen des Mai rückte das Heer gegen die Lys vor, am 2. Juni zog Turenne in Charleroi ein. Der König wäre gerne ſogleich nach Brabant, in das Herz des Landes vorgedrungen; allein der Marſchall hielt zurück, er wollte ſeine noch junge Infanterie nicht ſogleich auf einen Kriegsſchauplatz ſtellen, wo vorausſichtlich der größte Widerſtand zu erwarten war. Er eroberte Tournay, Douay, Oudenarde und ſchritt dann, nachdem er die andern Truppenabtheilungen unter d'Aumont und Crequi, der an der Moſel aufgeſtellt war, an ſich gezogen, zur Belagerung von Lille. Dieſe Zeit hatte der Gouverneur der Niederlande, Marquis von Caſtelrodrigo benutzt, um die Hauptfeſtungen in guten Vertheidigungszuſtand zu ſetzen und die unhaltbaren niederzureißen. Das königliche Heer fand daher überall ſtarken Widerſtand: Lille konnte erſt nach längerer Belagerung bei einem dritten Sturm erobert werden. Graf Marſin, ein alter Anhänger Condé's, der im ſpaniſchen Heer diente, hat ſich bei dieſem Vertheidigungskrieg gegen ſeine Landsleute beſonders hervorgethan; doch erlitt er auf dem Rückzug bei Brügge eine Niederlage. Als die Witterung ungünſtig zu werden anfing, kehrte Ludwig zu den Hoffeſten nach Verſailles zurück und die Marſchälle bezogen die Winterquartiere.

Mai 1667.

2. Juni 1667.

Juni und Juli.

29. Aug.

Ludwig begrenzt ſeine Forderungen.

Dieſes feindſelige Auftreten Frankreichs gegen eine befreundete Macht, ein wie aus einem Hinterhalt unternommener Ueberfall erregte in ganz Europa das größte Aufſehen: es war der Anfang einer Eroberungspolitik, die aus der Schwäche und Uneinigkeit der Nachbarn Vortheil zu ziehen ſuchte; einer Politik der Selbſtſucht und Gewalt, deren Grenzen nicht abzuſehen waren. Die Engländer und Holländer eilten daher, durch den Abſchluß des Friedens von Breda Zeit zu weiteren Entſchlüſſen zu erlangen; in Madrid konnte man die Beſtürzung und Entrüſtung kaum verbergen. Selbſt in Wien war man betroffen über das eigen-

mächtige Vorgehen. König Ludwig hielt es für angemeſſen, die öffentliche Meinung durch genauere Begrenzung ſeiner Anſprüche zu beruhigen. Wenn ihm Spanien die Franche-Comté, Luxemburg, Cambray und einige niederländiſche Grenzplätze abtrete, erklärte er, wolle er die ſeiner Gemahlin durch den Tod ihres Vaters zugefallenen Rechte aufgeben.

De Witts pacificatoriſche Thätigkeit.

Ganz beſonders fühlte de Witt patriotiſche Beklemmungen. Er war in ſeinen Verbindungen mit Frankreich weiter gegangen, als die Generalſtände gebilligt hatten. Jetzt erſchien er als Mitſchuldiger an dem franzöſiſchen Ueberfall. Und konnte die holländiſche Republik ruhig zuſehen, daß anſtatt der ſchwachen ſpaniſchen Regierung ein eroberungsſüchtiger Großſtaat die flandriſchen und brabantiſchen Provinzen in ſeine Gewalt bringe? Nicht einmal die geſammte patriziſche Faction, die das Regiment führte, war mit de Witts Politik einverſtanden, viel weniger die Oranier, welche Frankreich haßten. Der Rathspenſionär erkannte das Gefährliche ſeiner Lage und war daher ſeit dem Frieden mit England bedacht, dem weiteren Vorgehen des mächtigen Nachbars Einhalt zu thun. Er konnte ſich nicht entſchließen, mit Spanien in ein Bündniß einzutreten, wie günſtige Bedingungen auch immer der Generalgouverneur in Brüſſel für eine Unterſtützung an Geld und Hülfstruppen anbot. Dagegen glaubte er im allſeitigen Intereſſe zu handeln, wenn er einen Ausgleich zu Stande brächte. Dies könne geſchehen, wenn die beiden Seemächte, die noch vor Kurzem die Waffen gegen einander getragen, ſich die Hände zur Durchführung pacificatoriſcher Abſichten reichten. Und da fand er einen gleichgeſinnten Förderer ſeiner Pläne in einem Staatsmann, deſſen Fähigkeiten und Anſichten er auf dem Friedenscongreß in Breda kennen gelernt hatte. Es war Sir William Temple, engliſcher Reſident in Brüſſel. Auf einer perſönlichen Zuſammenkunft im Haag tauſchten beide ihre Gedanken aus. Spanien ſollte zur Abtretung der von Frankreich gemachten Eroberungen gebracht werden oder ſich zu einem Erſatz verſtehen. Auf Grund dieſer „Alternative“ ſollte der Friede hergeſtellt werden. Es war keine leichte Sache, das zwiſchen England und Holland obſchwebende Mißtrauen zu verſcheuchen. In London traute man dem Rathspenſionär die Abſicht zu, die belgiſchen Provinzen mit Frankreich zu theilen; im Haag und in Amſterdam kannte man die Sympathien Karls II. für den Hof in Verſailles. Und in der That neigte der König mehr zu einem Bündniß mit Frankreich als mit der Republik. Gegen dieſe hatte er ſeine Abneigung noch keineswegs verwunden; und gerade damals hatten die Ariſtokraten den für das oraniſche Haus ſo kränkenden Beſchluß gefaßt, daß in Zukunft die Statthalterſchaft von dem Oberbefehl zu Land und Meer auf immer getrennt werden ſolle. Eine Allianz mit Ludwig XIV. gegen Spanien und je nach Umſtänden auch gegen Holland konnte dem Inſelreiche große Vortheile bringen. Ja ſelbſt mit dem Hof von Madrid ſtand der wandelbare ſelbſtſüchtige Stuart in Unterhandlungen. Er ſchien geneigt, ſich dahin zu wenden, wo man ſeinen Anſchluß am reichlichſten lohnen würde. Erſt als Ludwig XIV.

welcher der Verbindung mit Holland nicht voreilig entſagen mochte, ſich zurückhaltend benahm und Spanien auf die hohen Forderungen Karls nicht eingehen wollte, erhielt Temple den Auftrag, mit dem Rathspenſionar einen Vertrag abzuſchließen, kraft deſſen die beiden Mächte ſich verpflichteten, auf den von Ludwig XIV. ſelbſt geſtellten Bedingungen den Frieden zu bewirken. Demnach ſollte die ſpaniſche Herrſchaft in den Niederlanden aufrecht erhalten und Frankreich mit einigen Abtretungen entſchädigt werden. Von dem Plane einer Aufrechthaltung des pyrenäiſchen Friedens ſtand man ab. Nur für den Fall, daß der König nicht zu ſeiner Zuſage ſtehen und die Bedingungen nicht annehmen würde, ſollte mit gemeinſamen Anſtrengungen und im Bunde mit Spanien der in jener Pacification geſchaffene Zuſtand zurückgeführt werden. Damals war gerade der für London beſtimmte ſchwediſche Geſandte Graf Dohna im Haag anweſend. Dieſem theilte Sir William Temple den Vertrag mit und lud ihn zum Beitritt ein. Graf Dohna, der die Geſinnung des regierenden Reichsraths kannte und durch einen Artikel ſeiner Inſtructionen ſich zu einem ſolchen Schritt ermächtigt glaubte, ging ohne Bedenken auf den Vorſchlag der beiden Staatsmänner ein. So entſtand die Convention, die unter dem Namen der Tripleallianz oder des Dreiſtaatenbündniſſes eine europäiſche Bedeutung erlangt hat, das erſte Beiſpiel einer Vereinigung zur Erhaltung des Friedens im Intereſſe der allgemeinen europäiſchen Gemeinſchaft. Nach der holländiſchen Verfaſſung hätte der Tractat den einzelnen Provinzialverſammlungen zur Beſtätigung vorgelegt werden ſollen. Um dieſe Verzögerung zu vermeiden, holte de Witt nur die Genehmigung der gemeinſamen aus acht Räthen beſtehenden Commiſſion ein, die während des Krieges, um mehr Einheit und Energie in die Geſchäftsführung zu bringen, aus den verſchiedenen Provinzen eingeſetzt worden war und ganz von dem Rathpenſionar abhing. Durch dieſe Uebereinkunft gewann de Witt „eine der großartigſten Stellungen, die je ein republikaniſches Oberhaupt in Europa eingenommen hat“. Jan. 1668.

Es handelte ſich nun darum, die beiden kriegführenden Mächte, die außerhalb dieſer Abmachungen ſtanden, zur Annahme zu bewegen. Beide ſchienen zur Fortſetzung des Kampfes bereit. Spanien ſchloß Frieden mit Portugal und erkannte die Unabhängigkeit des Nachbarlandes an, um ſeine ganze Streitmacht gegen Frankreich kehren zu können, und Ludwig XIV. ſandte im Februar den Prinzen von Condé und den Grafen von Boutteville-Luxemburg mit einem Heer in die Franche Comté, um dieſe Provinz in Beſitz zu nehmen. Schon war der größte Theil des Landes mit Beſançon in der Gewalt der Franzoſen, als Ludwig XIV. ſelbſt bei dem Heer erſchien und an der Eroberung von Dôle Theil nahm. Unter dieſen Umſtänden war es zweifelhaft, ob die pacificatoriſchen Abſichten der drei Mächte durchgeführt werden könnten. Schon ſah ſich der franzöſiſche König nach neuen Verbündeten in Italien und Deutſchland um; Caſtelrodrigo ſuchte im Haag um Hülfe nach. Endlich erhielten doch die Friedens- Der Friede von Aachen. Febr. 1668.

gedanken das Uebergewicht: dem Statthalter in Brüſſel wurde geantwortet, daß er nur auf Hülfe rechnen könne, wenn Spanien darauf eingehe, entweder die Franche Comté oder die von den Franzoſen eroberten Städte und Gebiete an der niederländiſchen Südgrenze abzutreten; in Paris waren die meiſten Miniſter dem Frieden geneigt. Bei einer längeren Dauer des Krieges mußten ſie befürchten von Turenne und Condé überflügelt zu werden. Sie führten dem König zu Gemüthe, daß in den Bedingungen der Verbündeten die Hauptfrage von der Gültigkeit der Renunciationsakte nicht berührt ſei, ſomit für künftige Erneuerung der Anſprüche das Feld offen ſtehe. Ehe der Monarch ſich in einen weitausſehenden Weltkrieg einlaſſe, ſei es zweckmäßig, zuvor die innere Lage des Reichs noch mehr zu befeſtigen, die Finanz- und Steuerverhältniſſe mehr zu conſolidiren. Er ſelbſt habe ja erklärt, daß er ſich mit einigen Abtretungen zufrieden geben wolle. Würde er nun, wenn er ſeinem Manifeſte zuwider handelte, nicht den Schein der Unzuverläſſigkeit und Eroberungsgier auf ſich laden? So wurden
April 1668. denn in St. Germain zwiſchen den Bevollmächtigten von Holland und England einerſeits und franzöſiſchen Miniſtern andererſeits die Präliminarien vereinbart, auf Grund deren der Aachener Frieden abgeſchloſſen ward, nachdem man Spanien durch drohende Mahnungen zur Annahme gebracht. Kraft dieſes auf dem Con-
2. Mai 1668. greß von Aachen abgeſchloſſenen Friedens blieb Frankreich in Beſitz von Flandern mit den eroberten Städten Charleroi, Douay, Tournay, Courtray, Lille und Oudenarde; dagegen wurde die Freigrafſchaft an Spanien zurückgegeben. Ludwig XIV. konnte mit dem Erfolg ſeines erſten Waffenganges zufrieden ſein. Waren auch ſeine Forderungen nicht in ihrem ganzen Umfang gewährt worden, ſo waren dafür auch die Anſprüche ſeiner Gemahlin auf die ſpaniſche Erbfolge unerſchüttert geblieben. Und wie bald konnten bei der ſchwächlichen Conſtitution des jungen Königs in Madrid unvorhergeſehene Eventualitäten eintreten! Die erworbenen flandriſchen Städte aber erhielten dadurch noch eine beſondere Wichtigkeit, daß Ludwig XIV. dieſelben durch Vauban, das größte Fortificationsgenie der Zeit, in unüberwindliche Feſtungen umſchaffen ließ und damit die Nordgrenze von Frankreich durch einen armirten Gürtel ſchützte.

3. Ludwigs Kriegspolitik gegen Holland.

Das holländiſche Gemeinweſen unter Johann de Witt.

Die Aachener Pacification war das Werk des Großpenſionärs Jan de Witt. Kein Wunder, daß ſein Stolz und Selbſtgefühl wuchs und er in der holländiſchen Staatenverſammlung eine dictatoriſche Autorität erlangte. Sein eifrigſtes Beſtreben war nun darauf gerichtet, die republikaniſch-ariſtokratiſche Verfaſſung immer mehr auszubilden und zu befeſtigen, die Zwitterſtellung zwiſchen Monarchie und Republik, welche die Generalſtaaten ſeit der Utrechter Union einnahmen, zu vernichten, ein föderatives Gemeinweſen unter der Hegemonie der Provinz Holland für alle Zukunft zu ſichern. Wilhelm von Oranien war ſtets der Gegen-

ſtand ſeines Mißtrauens und ſeiner Befürchtung. Je mehr der Prinz, der jetzt in ſein achtzehntes Jahr, in das Alter der Mündigkeit eingetreten war, ſich der Verwendung und Fürſprache ſeiner beiden Oheime, des Königs von England und des Kurfürſten von Brandenburg erfreute, je mehr in Seeland, in Friesland, in andern Provinzen die Volksgunſt auf dem jungen Fürſten ruhte, der an natürlichen Anlagen wie an Bildung und Kenntniſſen ſich ganz ſeiner erlauchten Ahnen würdig zeigte; deſto eifriger war der Rathspenſionarius bemüht, denſelben den Weg zu den hohen Aemtern zu verſchließen. Bei den Hochmögenden Herren von Holland hatte er, wie erwähnt, ſchon während des franzöſiſch-ſpaniſchen Krieges den Beſchluß durchgeſetzt, daß die Statthalterſchaft von der Würde eines Oberbefehlshabers (General-Kapitän) getrennt werde. Jetzt gab er ſich alle Mühe, auch die übrigen Provinzen der Union zur Annahme dieſes Beſchluſſes zu bewegen. Durch ſein Anſehen und ſeine ſtaatsmänniſche Gewandtheit brachte er es auch wirklich dahin, daß ſämmtliche vereinigte Staaten durch die „Harmonieakte“ ihre Zuſtimmung zu dem „Ewigen Edikt“ gaben, wodurch die beiden hohen Aemter auf immer getrennt ſein ſollten und nur mit dieſer Beſchränkung die Statthalterwürde wieder ins Leben treten dürfe. So ſchien das Ariſtokratenregiment für alle Zeiten geſichert. Aus dem Kirchengebet verſchwand der Name des Statthalters; ſelbſt die Würde des erſten Edlen von Seeland, welche die Prinzen von Oranien beſaßen, wurde abgeſchafft; die arminianiſchen Prediger, an ihrer Spitze Coceejus, Profeſſor der Theologie in Leyden, wirkten für die herrſchende Oligarchie; mehr und mehr nahm die Niederländiſche Union die Geſtalt eines republikaniſchen Gemeinweſens an. Die Landmacht wurde vermindert, damit kein oberſter Kriegsherr in die Höhe kommen könne; alle Aufmerkſamkeit wandte ſich der Marine zu. In den Häfen lagen ſchwerarmirte Kriegsſchiffe; in allen Meeren fuhren Kauffahrer und Fiſcherfahrzeuge; auf den Werften von Holland wurden Schiffe für alle Völker gebaut. De Witt wollte der Republik die Seeherrſchaft erringen, ſie zum Mittelpunkt des Welthandels erheben, die holländiſchen Städte zum Sitz des Reichthums, zum Markt der Nationen machen. Kein Staat hatte ſolchen Credit in der Finanzwelt wie Holland.

Frankreichs Groll und Eiferſucht auf Holland.

Die Macht des holländiſchen Staatsmannes wurde jedoch durch die diplomatiſchen Intriguen und die zerſetzende Politik des franzöſiſchen Hofes in ihren Grundfeſten untergraben. Er galt als der Schöpfer der Triple-Allianz, die es gewagt hatte, den Siegeslauf des großen Königs zu hemmen; dieſes vermeſſene Unternehmen eines Mannes, an deſſen Ergebenheit man in Paris geglaubt hatte, verzieh Ludwig niemals. Sein ganzes Trachten war forthin darauf gerichtet, an der Republik und an ihrem Haupte Rache zu nehmen. Zu dem perſönlichen Groll geſellten ſich politiſche und religiöſe Motive, um die Verbitterung zu ſteigern. Mit Eiferſucht ſchaute das monarchiſche und katholiſche Frankreich, wo die ganze öffentliche Gewalt in den Händen eines Einzigen vereinigt war, auf das pro-

teſtantiſche republikaniſche Gemeinweſen, in welchem eine Anzahl ariſtokratiſcher Männer unter der Leitung eines eigenmächtigen dictatoriſchen Patriziers Alles abzuſchaffen bemüht war, was noch aus alten Zeiten an die Monarchie erinnerte, wo Allen, die aus politiſchen und religiöſen Gründen in Frankreich verfolgt oder bedrängt wurden, eine Freiſtätte gewährt ward zu literariſcher Thätigkeit und eine freie Preſſe für ihre kühne Polemik. Der ſtolze Freiſtaat, wo unter dem Schutze der Geſetze und der öffentlichen Inſtitutionen die reformirten Doctrinen fortlebten, die Wiſſenſchaft, die Forſchung und Kritik ſich frei bewegten, eine philoſophiſche Speculation ihre Schwingen entfaltete und den Autoritätsglauben, den der franzöſiſche Clerus mit ſo unduldſamer Strenge zu begründen ſuchte, anfocht und erſchütterte, erſchien dem König und ſeinen gereizten Staatsräthen wie ein feindlicher Gegenſatz gegen das monarchiſche und katholiſche Frankreich, wie eine Verhöhnung der Richtungen und Anſchauungen, die dort mehr und mehr die Herrſchaft erlangten, als die allein wahren bekannt werden ſollten. Ehre und Ueberzeugung forderten die Zertrümmerung eines Gemeinweſens, das ſo verhaßten Beſtrebungen Leben und Entfaltung gab, wo die religiöſe und politiſche Oppoſition ihr Waffenfeld hatte, die antimonarchiſche Denkweiſe wie eine drohende Demonſtration gegen die Nachbarſtaaten ſich frei und ungehemmt äußern durfte. Der Staatsrath hatte nach dem Aachener Frieden eine Schaumünze prägen laſſen, wie die niederländiſche Republik, den Freiheitshut auf einem Speere führend und auf eine Trophäe geſtützt, die Ketten zerriß. In Frankreich wollte man von einer andern Denkmünze Kunde haben, auf welcher der holländiſche Staatsmann als Joſua dargeſtellt war, wie er der Sonne, dem Sinnbilde des Königs Stillſtand gebot. Die Höflinge und die Kriegspartei in Frankreich ſchürten das glimmende Feuer: ſelbſt Colbert, der früher ſo ſehr für den Frieden geſprochen, ging jetzt auf die kriegeriſche Strömung in den tonangebenden Kreiſen ein, um nicht von Louvois überflügelt zu werden, der, wie er mit Neid und Aerger wahrnahm, immer mehr die Gunſt und das Vertrauen des Königs gewann. Die Staatsmänner machten geltend, welcher Zuwachs an Kraft für Frankreich entſtehen würde, wenn es gelänge, die reiche Republik mit ihrer Seemacht, ihren Colonien, ihrem Handel dem franzöſiſchen Scepter zu unterwerfen oder doch in ein Schutzverhältniß zu zwingen. Würden dann nicht die ſpaniſchen Niederlande von ſelbſt dem franzöſiſchen Reiche zufallen? und wer wollte den großen Ludwig hindern, den Rhein zur Grenze ſeiner Herrſchaft zu machen? Hatte doch die franzöſiſche Politik auf beiden Ufern des Stromes ſchon ſo manche Fäden angeknüpft! Wir wiſſen ja wie eifrig die drei Brüder Fürſtenberg, die „Egoiſten“ im Dienſte Frankreichs wirkten. Schon aus katholiſchem Religionseifer förderten dieſe entarteten deutſchen Fürſtenſöhne die Machterhöhung des großen Ludwig, des Schirmherrn des Glaubens und der Kirche.

Auswärtige Allianzen.

Wie bei dem erſten Krieg ging man auch diesmal wieder in Paris mit großer Vorſicht zu Werke; die Minen wurden in weitem Umfang und mit feſter

Hand gelegt. Durch äußere Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gegen de Witt und den holländiſchen Staatsrath ſuchte man alles Mißtrauen zu verſcheuchen: der gewandte Diplomat Pomponne, dem Ludwig den Geſandtſchaftspoſten im Haag übertrug, wurde nicht müde, den Rathspenſionär der wohlwollenden Geſinnung ſeines Herrn zu verſichern und des alten Bundesverhältniſſes zu gedenken. Zugleich ſuchte derſelbe aber den Dreiſtaatenbund zu ſprengen, durch welchen die Republik im Frieden von Aachen ihre ſchiedsrichterliche Autorität errungen hatte. Noch im Mai 1669 war Spanien nach längerer Weigerung vermocht worden, Mai 1669. an Schweden die Subſidien zu zahlen, welche die Verbündeten demſelben als Preis ſeines Beitritts zugeſichert hatten; de Witt konnte alſo glauben, daß das Bündniß der drei Mächte auf längere Zeit fortbeſtehen werde. Und doch war bereits ein mächtiger Keil eingetrieben. Die ſelbſtſüchtige Ariſtocratie in Stockholm, die während Karls XI. Minderjährigkeit das Regiment führte, widerſtand nicht lange den Lockungen, die ihr Frankreich darbot. Als Pomponne vom Haag nach Stockholm verſetzt ward, um dort ſeine diplomatiſche Kunſt zu entfalten, meldete ihm der franzöſiſch geſinnte Reichskanzler Magnus de la Gardie mit freudeſtrahlenden Augen, daß es ihm gelungen ſei, den Reichsrath zu be- Nov. 1671. wegen, die alte Allianz mit Frankreich zu erneuern. Die anſehnlichen Hülfsgelder, die man in Paris in Ausſicht ſtellte, verfehlten nicht ihre Wirkung auf die habgierigen Seelen der Großen. Auch verlangte man vor der Hand keine thatſächliche Mitwirkung. Schweden ſollte ſich nur jeder Einmiſchung und Hülfeleiſtung enthalten, wenn der König von Frankreich die Republik mit Krieg überziehe, und falls man etwa von Deutſchland aus den Generalſtaaten bewaffneten Beiſtand gewähren würde, den Zuzug von Truppen verhindern. Der geheime Theilungsvertrag mit dem Kaiſer, die franzöſiſchen Sympathien des von Ludwig durch Jahrgelder gewonnenen öſterreichiſchen Miniſters Lobkowitz, die Verbindungen und Intriguen, welche man von Verſailles aus mit den meiſten deutſchen Fürſtenhöfen angeknüpft hatte, und die Thätigkeit vaterlandsloſer Satelliten an ſo vielen Orten, das Alles ließ kein energiſches Eingreifen von Seiten des Reichs befürchten. Zudem war Kaiſer Leopold, deſſen Blicke nur auf das Nächſtliegende gerichtet waren, zu ſehr mit den Angelegenheiten in Ungarn beſchäftigt, als daß er den kriegeriſchen Unternehmungen des Schwagers in Weſten Einhalt hätte gebieten ſollen. Der kluge Geſandte Gremonville und ſeine erkauften Parteigänger wußten den beſchränkten Kaiſer zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Ehre und das Intereſſe des Habsburger Hauſes ihm gebiete, auf die Seite Frankreichs gegen die abtrünnigen Niederlande zu treten; oder ſollte er etwa für ein ketzeriſches Volk gegen den Schirmherrn der katholiſchen Kirche ins Feld ziehen? Es fiel dem gewandten Diplomaten nicht gar ſchwer, den Kaiſer zu dem Verſprechen zu bewegen, daß er ſich in einen Krieg, zu dem ſich der König von Frankreich gegen Holland veranlaßt finden ſollte, nicht einmiſchen werde. Und was war von dem zwieträchtigen in kleinlichen Streithändeln und eiferſüchtigen Rivalitäten begriffenen

Regensburger Reichstag zu fürchten, von dem so manches Glied bereits in französischem Sold und Dienst stand?

Karl II. von England.

Einen noch glänzenderen Sieg gewann Ludwig XIV. in England. Wir werden den leichtfertigen, charakterlosen König Karl II. und die Verhältnisse des englischen Staats nach dem Aachener Frieden bald näher kennen lernen. Es war keine schwere Arbeit, den Stuart, welcher die Holländer aus religiösen und persönlichen Motiven von Grund des Herzens haßte, in die Netze des französischen Königs zu ziehen. Hatte jener sich doch gerade damals mit einem Ministerium umgeben, das in der Geschichte als „Cabal-Ministerium" bezeichnet wird. Nachdem Colbert von Croissy, Bruder des Ministers, der an Ruvigny's Stelle als Ge-
Aug. 1668. sandter nach London geschickt ward, die Einleitung zu einer Allianz zwischen beiden Monarchen getroffen und die politische Lage des Inselandes erforscht; reiste die Schwester Karls, Henriette von Orleans, in Begleitung einer schönen Hofdame, Mademoiselle de Querouaille aus der Bretagne, in das Land ihrer Geburt, um ihren königlichen Bruder für Frankreich und für den Katholicismus, zu dem sie sich selbst bekehrt hatte, zu gewinnen. Während ihrer Anwesenheit
1. Juni 1670. und unter ihrer Mitwirkung kam in Dover ein geheimer Vertrag zum Abschluß, in welchem sich die beiden Könige zur Bekriegung der Vereinigten Staaten der Niederlande verpflichteten. Frankreich sollte zu Lande, England zur See den Oberbefehl führen. Ludwig versprach dem verbündeten Monarchen zwei Millionen Livres zu entrichten, damit er dem Parlamente gegenüber freiere Hand hätte, und während der Dauer des Krieges jährlich drei Millionen Subsidiengelder zu zahlen. Zugleich gab Karl II. die Zusicherung, sobald es geschehen könne, seinen Uebertritt zur katholischen Kirche zu erklären, wie kurz vorher sein Bruder, der Herzog von York gethan. Durch gemeinschaftliche Action sollten die zwei mächtigsten Potentaten des Westens den übermüthigen Freistaat, der sich das Schiedsrichteramt über andere Mächte angemaßt und gegen die beiden Nationen, denen er sein Dasein verdanke, den schwärzesten Undank gezeigt habe, zu Wasser und zu Land bekämpfen, seinen Stolz demüthigen, seine Präponderanz in der Colonie- und Handelswelt brechen. Auch über die Abtretungen, die nach siegreicher Beendigung des Krieges an England fallen sollten, waren Verabredungen getroffen. Nach Abschluß dieses Vertrags kehrte Henriette von Orleans nach Frankreich
30. Juni 1670. zurück; einige Wochen nachher starb sie plötzlich in St. Cloud. Die französische Hofdame aber, welche das Wohlgefallen des englischen Königs in hohem Grade erregt hatte, blieb auf den Wunsch Ludwigs XIV. in London, wo sie, zur Herzogin von Portsmouth erhoben, bald den größten Einfluß erlangte und im Interesse Frankreichs und der katholischen Religion thätig wirkte. Aber war nicht zu befürchten, daß das englische Ministerium diesem zwischen beiden Monarchen abgeschlossenen Vertrag sich widersetzen würde? Nach der Verfassung hatte doch auch das Parlament ein Wort mitzureden. Allein so sehr stand damals noch die Nation unter dem Bann der politischen und religiösen Reaction, daß selbst

die Räthe der Krone, theils aus katholiſchen Sympathien wie Clifford und Arlington theils aus ſelbſtſüchtigen und eigennützigen Motiven oder aus Servilität ſich zur Unterzeichnung des Tractats bereitwillig finden ließen. Nur der Artikel über den Religionswechſel des Königs wurde geheim gehalten, damit Volk und Parlament nicht vor der Zeit beunruhigt würden. In dieſer Form wurde dann der Allianzvertrag zwiſchen Frankreich und England bekannt gemacht. 31. Dezbr. 1670. Febr. 1672.

Wie hatte ſich in wenigen Jahren die politiſche Lage geändert! Noch unlängſt konnten de Witt und William Temple den ſtolzen Gedanken hegen, die Tripleallianz zu einem europäiſchen Bunde für die Erhaltung der ſpaniſchen Monarchie und des Gleichgewichts der Mächte auszubilden; und nun ſtand die Republik Holland einſam und allein einem übermächtigen Feinde gegenüber, zur See den Angriffen der engliſchen Marine, zu Land den franzöſiſchen Heeren und ihren Verbündeten bloßgeſtellt. Ihr nächſter Nachbar, Maximilian Heinrich, Kurfürſt von Köln und Biſchof von Lüttich, hatte ſich ſchon oft über die ketzeriſche Republik geärgert, welche die Feſte Rheinberg beſetzt hielt und allen Mißvergnügten ſeines Kurfürſtenthums einen Rückhalt gewährte. Jetzt bot ſich ihm eine Gelegenheit, ſeinen Nachbarhaß und Religionseifer zu befriedigen und zugleich ein ſchönes Stück Geld für ſich und ſeinen Fürſtenberg zu gewinnen. Der Kurfürſt hatte ſchon früher die rheiniſche Allianz erneuert; nun ſchloß er ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem König und verpfändete ihm die Feſtung Neuß. Dahin legte alsbald Ludwig eine franzöſiſch-ſchweizeriſche Beſatzungsarmee und machte die Stadt zu einem Kriegsmagazin. Zugleich verſprach der geiſtliche Herr gegen Zuſicherung namhafter Subſidien und der Einräumung von Rheinberg und Maſtricht, wenn ſie erobert ſein würden, Hülfstruppen zu dem königlichen Heer zu ſtellen. Einen ähnlichen Vertrag ſchloß auch der Biſchof von Münſter, Chriſtoph Bernhard von Galen, „der es liebte, den Kriegsmantel um das geiſtliche Gewand zu ſchlagen“, mit Frankreich ab. Seine Mannſchaften ſollten mit den Kölniſchen vereinigt werden, dafür wurden ihm Subſidien zugeſagt, die ihm monatlich „in blanken Thalern“ zu Metz ausgezahlt werden ſollten. „Wenigſtens ſo weit gedachten die Biſchöfe ihres Verhältniſſes zum deutſchen Reich, daß ſie ſich von dem König zuſagen ließen, das Reich ſelbſt nicht zu bekriegen und keine Eroberung an dem rechten Ufer des Rheins und der Maas für ſich zu behalten.“ Der Herzog von Hannover und ſein Bruder, der Biſchof von Osnabrück, ließen ſich zu einem Vertrag herbei, durch den ſie ſich gegen eine beſtimmte Geldſumme verpflichteten, den franzöſiſchen Truppen Durchzug, Kauf von Lebensmitteln und Errichtung von Magazinen zu geſtatten und keine Werbungen für andere zuzulaſſen. Des Kurfürſten Karl Ludwig von der Pfalz glaubte man in Paris ſicher zu ſein, ſeitdem deſſen Tochter Eliſabeth Charlotte die zweite Gemahlin des Herzogs von Orleans geworden. Selbſt bei dem Kurfürſten von Brandenburg verſuchte der geſchäftige Wilhelm von Fürſtenberg ſeine Verführungskünſte. Durch einen Bund mit Frankreich, ſtellte er dem Oheim des Oraniers vor, könne

Köln und Münſter im Bund mit Frankreich.

16. Nov. 1671.

er die Festungen wieder erlangen, welche die Holländer während des jülich-cleveschen Erbfolgestreits an sich gebracht, und zugleich die Interessen seines Neffen wahren. Aber bei Friedrich Wilhelm überwog das religiöse und vaterländische Gefühl alle andern Rücksichten, die französischen Anerbietungen wurden zurückgewiesen.

4. Der holländische Krieg und die Gräuelscene im Haag.

Lothringen besetzt. So war es dem König von Frankreich gelungen, die Generalstaaten Hollands völlig zu isoliren. Haß, Neid und Religionswuth wirkten zusammen, um die Nachbarstaaten unter die Waffen gegen die Republik zu führen, die den monarchischen Zeitideen Opposition zu machen wagte. Selbst die Schweizer Eidgenossenschaft ließ sich durch französische Jahrgelder bewegen, ihre streitbaren Alpensöhne zu Schergendiensten wider den calviniischen Freistaat herzugeben. Nur der Herzog Karl von Lothringen, der so viel Ungemach von dem mächtigen Nachbar erfahren und so oft in den spanischen und kaiserlichen Heeren wider denselben gestritten, neigte sich auch jetzt zu Holland. Aber er beschleunigte dadurch nur seinen eigenen Fall. Ludwig XIV. wollte bei seinem bevorstehenden Krieg keinen unzuverlässigen Fürsten in seiner Nachbarschaft dulden, dessen Land zu feindlichen Operationen dienen konnte. Ehe noch die Rüstungen beendigt, die Unterhandlungen mit England und den deutschen Fürsten zum Abschluß geführt waren, Sept. 1670. erhielt der Marschall Crequi Befehl, das Herzogthum zu besetzen. Und so schnell wurde das Unternehmen ausgeführt, daß Karl IV. sich nur mit Mühe durch die Flucht rettete. Auf Kaiser und Reich, unter dessen Schutz das Land und sein Beherrscher noch immer stand, wurde bei dem Gewaltakt keine Rücksicht genommen. Es war dies ein Vorspiel und Vorbild des ganzen Krieges.

Die Franzosen in Geldern und Holland. 1672. Den Generalstaaten konnte es nicht verborgen bleiben, daß Frankreich auf einen neuen Waffengang sinne. Die unermeßlichen Kriegs- und Mundvorräthe, die in den rheinischen Städten und an andern Grenzorten angehäuft wurden, die Mehrung der Armeen durch Werbungen, die Verstärkung der Festungen, die Thätigkeit in den Waffenschmieden deuteten auf ein großes Unternehmen. Dennoch traf der Rathspensionär nicht die zur Vertheidigung erforderlichen Kriegsanstalten. Die gleißnerische Freundlichkeit, womit der französische Gesandte ihn fortwährend begegnete, scheint den sonst so klugen Mann so umgarnt zu haben, daß er an keine Kriegsgefahr glaubte. Wohl war die Staatskasse gefüllt, das Finanzwesen in guter Ordnung, der Credit unerschüttert, die Kriegsmarine in vortrefflichem Zustande; aber die Festungen waren zum Theil mangelhaft armirt, die Landarmee bestand meistens aus geworbenen Truppen unter ungeübten Führern aus den städtischen Patriziergeschlechtern. Vergebens sprach sich die Mehrzahl der Provinzen für die Uebertragung der Oberbefehlshaberschaft an den Prinzen von Oranien aus; noch hielten de Witt und die holländischen Hoch-

mögenden an den republikaniſchen Prinzipien feſt; nur das Commando über ein fliegendes Lager wurde ihm übergeben, mit dem Auftrage, die Uebergänge der Yſſel zu bewachen. Die oberſte Leitung lag in den Händen der Kriegscommiſſare. Anfangs April erfolgte die Kriegserklärung faſt gleichzeitig von England und Frankreich. In der letzteren hieß es, der König könne ohne Schädigung ſeiner Ehre die Undankbarkeit der Generalſtaaten für die von ihm und ſeinen Vorfahren empfangenen Wohlthaten nicht länger ertragen. Im Mai wurde der Feldzug eröffnet, nachdem Ludwig ſich im Hauptquartier zu Charleroi eingefunden hatte. 5. Mai 1672.
An der Seite von Turenne zog er ſelbſt ins Feld, umgeben von einer auserwählten Ritterſchaft aus den erſten Adelsfamilien; eine zweite Armee, die ſich bei Sedan geſammelt, ſtand unter dem Oberbefehl des großen Condé, während der Herzog von Luxemburg in das Kurfürſtenthum Köln einrückte und dort die Hülfstruppen der beiden geiſtlichen Fürſten an ſich zog. In den Generalſtaaten war man der Meinung, der Feind würde zuerſt Maſtricht angreifen und mit der Belagerung dieſer gut armirten Feſtung Zeit und Kräfte aufbrauchen; aber das Heer des Königs war ſo ſtark, daß man ohne Gefahr eine Abtheilung zur Einſchließung dieſer Maasſtadt von der Hauptarmee abtrennen konnte, während die übrigen Mannſchaften ihren Marſch durch das cleve-kölniſche Gebiet nach dem Rhein richteten. Es war eine Streitmacht von mindeſtens 120,000 Mann, trefflich gerüſtet und unter Führern, die an kriegeriſchem Ruhme alle andern überſtrahlten. Gar mancher hatte ſchon im dreißigjährigen Krieg gedient und ſich Erfahrungen geſammelt. Alle waren beſeelt von Muth und Ehrbegierde; ſie fühlten, daß eine neue Aera des Ruhmes für Frankreich im Anbruch ſei, und wollten als ſtrebſame Mitarbeiter dabei erfunden werden. Dieſer Aufſchwung der Seele wurde durch die raſchen Erfolge geſteigert. Hatten früher die holländiſchen Armeen bei den kriegeriſchen Ereigniſſen, die ſich im nordweſtlichen Europa abſpielten, den Ausſchlag gegeben und in den Nachbarländern manche feſte Poſition behauptet; ſo mußten jetzt die ariſtokratiſchen Regenten im Haag erleben, daß nicht nur die kleinern befeſtigten Orte wie Büderich und Orſoy von den Feinden mit leichter Mühe eingenommen wurden, ſondern daß ſelbſt die ſtarken Feſtungen Rheinberg und Weſel in ihre Gewalt geriethen. Auch Rees und Emmerich vermochten ſich nicht zu halten; ſchon in den erſten Tagen des Juni näherten ſich die Franzoſen der Provinz Geldern. Die Holländer ſetzten ihr Vertrauen auf die ſchwierige Bodenbeſchaffenheit, auf das von Flußarmen durchſchnittene von Feſtungen bewachte Land; aber wie erſchraken ſie, als die franzöſiſchen Heere, nach dem in Geſchichte und Poeſie ſo viel gefeierten Rheinübergang des Königs an dem Zollhauſe (Tolhuis) bei der Schenkenſchanz in das 12. Juni.
Herz der Generalſtaaten vordrangen! Mittelſt einer Untiefe, die ein ortskundiger katholiſcher Bauer dem in Holland bekannten Grafen von Guiche zeigte, ſetzten die Franzoſen, voran die adelige Ritterſchaft, die ſich Lorbeeren und des Königs Gunſt zu erwerben trachtete, im Angeſicht des Feindes über den durch eine an-

haltende Trockenheit ſeicht gewordenen Strom. Dieſes Unternehmen, wobei freilich mancher tapfere Mann, darunter der junge Longueville, einer der Mitbewerber um die polniſche Krone, den Tod fand, entſchied über das Schickſal des Feldzugs. Der Prinz von Oranien, der die Uebergänge über die Yſſel bewacht hatte, zog ſich nach Utrecht und überließ das nördliche Land den geiſtlichen Herren von Köln und Münſter und ihren rohen Soldknechten. Unaufhaltſam drangen die Feinde vorwärts: in Kurzem war ganz Gelderland mit den Städten Arnheim und Nymwegen und die Betuve, das alte Bataverland, in den Händen der Franzoſen; auch Utrecht, das die von dem Prinzen geforderte Zerſtörung der Vorſtädte nicht zulaſſen wollte, mußte ſich ergeben; ſchon wurde die Provinz Holland bedroht, wohin ſich Wilhelm mit ſeinen geringen Mannſchaften gezogen; franzöſiſche Dragoner ſtreiften bis nach Muyden, bis in die Nähe von Amſterdam. Da war Holland in Noth. Schrecken und Beſtürzung bemächtigten ſich aller Gemüther; viele flohen nach Seeland, nach Hamburg, nach Dänemark. „Ueber dem ganzen Lande lag jenes betäubende Gefühl, wo ein Jeder, an den öffentlichen Dingen verzweifelnd, nur ſein perſönliches Daſein zu retten ſucht.“ Zur See hoffte der Herzog von York, trotz der unentſchiedenen Seeſchlacht bei Southwoldsbay die Landung an der holländiſchen Küſte zu erzwingen. Hätte der König den Vorſchlag des bei dem Rheinübergang verwundeten Condé angenommen, ſogleich auf die Hauptſtadt loszugehen, ſo wäre die Republik verloren geweſen; Louvois' und Turennes Rath, zuvor die Feſtungen einzunehmen und durch Beſatzungen zu ſichern, gab den Holländern Zeit, ſich zu faſſen und in der Natur und Bodenbeſchaffenheit des Landes Hülfe zu ſuchen.

Friedensverſuche.

Ehe ſie aber zu dieſem verzweifelten Mittel griffen, machten die hochmögenden Herren in Amſterdam bei dem König ſelbſt Friedensverſuche. Demüthig

26. Juni 1672.

nahete ſich Peter de Groot, gleich ſeinem Vater Hugo am franzöſiſchen Hofe gerne geſehen, dem königlichen Lager und richtete im Auftrage der Generalſtaaten an den Monarchen die Bitte, „er möge doch die Bedingungen bezeichnen, unter denen er ihnen ſein früheres, von den Vorfahren ererbtes Wohlwollen wieder ſchenken wolle.“ Der Geſandte war zu weitgehenden Zugeſtändniſſen ermächtigt: die ariſtokratiſchen Häupter wären bereit geweſen ihre wankende Autorität durch große Opfer zu erkaufen. Blieben nur die alten Provinzen in ihrer Integrität, ihrer Verfaſſung und Unabhängigkeit erhalten, ſo waren ſie erbötig, dem König eine Entſchädigung von 12 Millionen Livres und die Abtretung der ſogenannten „Generalitätslande“ zu gewähren, alſo ihm alle die Landſchaften und Städte zu überlaſſen, die allmählich durch den Krieg den Vereinigten Staaten zugewandt worden waren. Dazu gehörten die wichtigen Städte Maſtricht und Venloo, Herzogenbuſch und Breda. Ludwig hätte dadurch in der Mitte der beiden niederländiſchen Staaten eine ſchiedsrichterliche Stellung gewonnen, die früher oder ſpäter zu einer Herrſchaft oder zu einem Protectorat über beide hätte führen müſſen. Aber ſei es aus Uebermuth, ſei es aus Rückſicht für den engliſchen

Bundesgenoſſen, Ludwig wies die Anerbietungen von der Hand. Er ſtellte Forderungen, welche ſo tief in das Staats- und Verfaſſungsleben der Republik eingriffen, daß die regierenden Herren unmöglich darauf eingehen konnten. Nicht nur daß er auch noch den auf dem linken Waalufer gelegenen Theil von Geldern mit Nymwegen und eine höhere Entſchädigungsſumme verlangte; die Staaten ſollten die Eingangszölle für franzöſiſche Produkte und Waaren abſchaffen, ſollten den Katholiken freie Religionsübung und Zutritt zu allen Aemtern geſtatten und durch ein Denkzeichen kund thun, daß die Republik ihre Erhaltung der Gnade Frankreichs verdanke. So entehrend dieſe Bedingungen waren, ſo wurden doch die Unterhandlungen nicht abgebrochen, bis eine unerwartete Kataſtrophe eintrat, welche die ganze Sachlage änderte. Kaum nämlich war Ludwig XIV., der nur nach dem Ruhme des Siegers, nicht nach den Beſchwerden des Feldzugs Verlangen trug, nach Verſailles zu ſeinen Hoffeſten, Schmeichlern und Buhlerinnen zurückgekehrt; als die oraniſche Volkspartei, nachdem ſie auf blutigen Wegen zur Herrſchaft gelangt war, mit Energie zur Rettung des Vaterlandes aus Schmach und Verderben ſchritt.

Ermordung der Brüder de Witt. 1672.

Die Anhänger des Prinzen und alle dem herrſchenden Ariſtokratenregiment feindſeligen Elemente ſchoben die ganze Schuld des Unglücks auf die Republikaner, die das Land in unzureichenden Vertheidigungsſtand geſetzt hätten; ſie klagten den Großpenſionär de Witt des Landesverraths und des Einverſtändniſſes mit Frankreich an, die franzöſiſche Herrſchaft ſei ihm und ſeinen Genoſſen lieber als die des Oraniers. Bei einem Mordanfalle wurde de Witt verwundet; der Hauptthäter ward ergriffen und hingerichtet, aber ſo hoch ging bereits die populare 29. Juni.
Bewegung, daß der Schuldige als patriotiſcher Märtyrer verherrlicht wurde. In Holland und Seeland forderte das Volk mit Ungeſtüm die Aufhebung des Ewigen Ediktes und die Einſetzung des Prinzen von Oranien zum Statthalter und Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht. Die Herren des Raths gehorchten, ſie legten das Schickſal der Republik in die Hände des zweiundzwanzigjährigen Fürſten. Aber die Volksrache verlangte ihr Opfer. Der Rathspenſionär und ſein Bruder Cornelius, Kriegscommiſſar und Ruward, galten für die unerbittlichſten Gegner des Oraniers; wider ſie richtete ſich die Wuth der von Demagogen und geiſtlichen Zeloten aufgeregten unteren Volksklaſſen. Cornelius de Witt lag als Angeklagter im Haager Gefängniß; ſein Bruder der Rathspenſionar beſuchte ihn. In dieſem Augenblick brach ein Volkshaufen durch die Thüren, riß die 20. Aug. 1672.
beiden Brüder unter Verwünſchungen und Mißhandlungen auf die Straße, um ſie zum Hochgericht zu führen. Dort traten ihnen neue Pöbelmaſſen in den Weg, und nun ereignete ſich eine jener Gräuelſcenen, wie die Geſchichte revolutionärer Volksaufſtände, wenn Haß und Parteiwuth die populären Elemente in Gährung ſetzt, ſo manche zu berichten hat. Die beiden hochherzigen und vaterländiſchen Männer, Johann und Cornelius de Witt wurden auf gräßliche Weiſe ermordet und ihre Leichname von der entmenſchten Rotte verſtümmelt, beſchimpft

und gehöhnt. Und die That blieb ungestraft, ja der Haupträdelsführer erhielt ein kleines Amt. De Witts Nachfolger als Großpensionar des Rathes wurde Kaspar Fagel, der jetzt ganz in das Oranische Heerlager überging.

Hollands Rettung. So entehrend und schmachvoll immer die barbarische Begebenheit in den Straßen des Haag für das holländische Volk war, die durch die blutige Action eingeleitete Veränderung in dem Regimente gab dem Staat Einheit und Kraft. Der gährende Volksgeist hatte mit fürchterlichem Instinkte den Weg der Rettung erkannt und betreten. Wilhelm III. von Oranien, der Urenkel des Schweigers, auf den sowohl die kluge Besonnenheit und Charakterstärke als das Feldherrntalent und die unermüdliche Thätigkeit seiner Vorfahren übergegangen war, weckte kriegerischen Sinn und patriotische Begeisterung in den Bürgern und Soldaten. Er war entschlossen, die Republik, deren Leitung ihm jetzt zugefallen, in ihrer ganzen Macht und in ihrer politischen und religiösen Unabhängigkeit zu behaupten. „Das Vaterland rechnet auf mich" gab er den zu Frieden und Unterwerfung Rathenden zur Antwort; „ich werde es nie unwürdigen Rücksichten opfern, sondern, wenn es sein muß, mit ihm in der letzten Schanze untergehen." Und als ob der Himmel selbst den patriotischen Aufschwung begünstige, nahm jetzt die Trockenheit, welche bisher die Unternehmungen der Franzosen und insbesondere den Rheinübergang bei Tolhuis so wunderbar begünstigt hatte, ein Ende. Schon früher hatten die Einwohner Hollands die Dämme durchstochen und die Schleußen geöffnet, um dem Feinde die Annäherung unmöglich zu machen; jetzt füllten sich die Canäle und es traten jene Ueberfluthungen ein, denen in früheren Zeiten Holland so oft seine Rettung verdankte, die aber auch freilich die Ernte auf Jahre zerstörten und den Boden beschädigten. In den östlichen Theilen leisteten die Bürger und Besatzungsmannschaften von Gröningen und Coeverden den kölnisch-münsterischen Truppen unter Führung eines deutschen Veteranen aus dem dreißigjährigen Krieg so erfolgreichen Widerstand, daß die feindlichen Heere nach
August 1672. großen Verlusten zum Abzug sich gezwungen sahen. Die englisch-französische Flotte, die vom Texel aus eine Landung unternehmen wollte, wurde durch eine Ebbe von ungewöhnlicher Dauer und durch ungünstigen Wind so lange zurückgehalten, bis de Ruyters Geschwader herbeikam und das Unternehmen verhinderte. Und als der Marschall von Luxemburg zu Anfang des Winters, da der Frost die überschwemmten Felder in Eisflächen verwandelte, von Utrecht aus einen Feldzug in das Innere von Holland unternahm, wurde sein Vorhaben durch plötzlich eintretendes Thauwetter vereitelt. Noch lange erzählte man sich von den Gräuelthaten, welche die über die getäuschten Erwartungen wüthende französische Soldateska in den Orten Bodegrave und Swammerdam verübte. So unterstützten die Elemente und die Natur des Landes die patriotischen Anstrengungen der Holländer. Auf den Knien flehte das Volk um den Beistand des Himmels. „Und so innig sie beteten, so tapfer stritten sie." Während des folgenden Sommers lieferte die holländische Flotte unter de Ruyter und Tromp der englisch-französischen

Seemacht unter Vork und Prinz Ruprecht drei Seeſchlachten, die, wenn ſie auch keine vollſtändigen Siege brachten, doch die Feinde von jeder Landung abhielten. „In Kurzem konnten die Faſttage in Dankfeſte verwandelt werden.“

5. Erweiterung des Kriegs. Der erſte Coalitionskrieg gegen Ludwig XIV.

Die Feldzüge von 1673.

Auch zu Lande nahmen die Dinge bald eine für die Niederlande günſtigere Wendung, indem der Krieg ſich zu einem europäiſchen erweiterte und die Nachbarſtaaten zur Theilnahme gezwungen wurden. Wir wiſſen, wie hochſinnig Friedrich Wilhelm von Brandenburg die franzöſiſchen Verführungskünſte von ſich wies; nun ſchloß er mit den vereinigten Provinzen einen Bund und unterſtützte ſeinen Neffen mit einem Hülfsheer. Aus politiſchen, religiöſen und perſönlichen Motiven konnte er nicht zugeben, daß der calviniſch-oraniſche Freiſtaat der abſolutiſtiſch-katholiſchen Gewaltherrſchaft erliege. Seine Vorſtellungen, welche Gefahren dem deutſchen Reich von der Uebermacht Frankreichs drohten, machten auch in Wien ſolchen Eindruck, daß ſich der Kaiſer mit ihm zur Aufrechthaltung des Aachener Friedens verband und ein Heer unter Montecuccoli an den Rhein ſandte, welches mit den Brandenburgern vereinigt die Franzoſen vom Ueberſchreiten dieſes Fluſſes abhalten ſollte. Die Erſcheinung dieſer Truppen an dem deutſchen Strom nöthigte den König, ſeine Armeen zu theilen, doch waren ſie auch jetzt noch ſtark genug, gegenüber einem unſchlüſſigen Feinde das Feld zu behaupten.

Während Turenne und Condé mit getrennten Heerabtheilungen nach den Rheingegenden zogen, um mit den deutſchen Verbündeten vereinigt, den kaiſerlich-brandenburgiſchen Truppen zu widerſtehen, und das Kurfürſtenthum Trier beſetzten, weil in den Feſtungen Coblenz und Ehrenbreitſtein kaiſerliche Beſatzung aufgenommen worden war; bedrängte eine andere Abtheilung die Stadt Maſtricht mit ſo ſcharfer Belagerung, daß die wichtige Feſtung den Franzoſen übergeben werden mußte. In Wien war man keineswegs ernſtlich entſchloſſen, dem Reichsfeind mit aller Macht entgegenzutreten. Was lag dem öſterreichiſchen Cabinet an Holland und Brandenburg, zwei ketzeriſchen Staaten! Der einflußreichſte Miniſter Lobkowitz ſtand im Solde des franzöſiſchen Königs und ſuchte den unſelbſtändigen, hin und her ſchwankenden Kaiſer Leopold auf Frankreichs Seite zu ziehen. Beſtand ja doch noch immer der geheime Theilungstraetat! So ſicher fühlte ſich der öſterreichiſche Miniſter ſeiner Sache, daß er einſt zu dem franzöſiſchen Geſandten ſagte: „Der Kaiſer iſt nicht wie Euer König, der Alles ſieht und thut, er iſt wie eine Statue, die man trägt wohin man will und ihr Stellungen nach Belieben gibt.“ So weit reichte der Einfluß des Miniſters allerdings nicht, daß er ein Bündniß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich hätte zu Stande bringen können; dagegen erhielt der kaiſerliche Heerführer Montecuccoli von ſeinem Hofe die Weiſung, ſich in keine Gefechte einzulaſſen. In Folge deſſen nahm der kaiſerliche Feldherr eine ſo unſichere Haltung, daß die militäriſchen Pläne des Kurfürſten und des Prinzen von Oranien nicht ausgeführt werden konnten, weil Montecuccoli ſeine Mitwirkung verſagte. Wußte man doch kaum, ob die öſterreichiſchen Heere die Verbündeten unterſtützen oder zügeln ſollten. Es hieß ſogar, im franzöſiſchen Heere habe man die von dem Wiener Kriegsrath vorgeſchriebenen Feldzugspläne früher gekannt als im öſterreichiſchen Hauptquartier; ſo daß Montecuccoli mit bitterſter Ironie ſich äußern konnte, „es ſei einerlei, ob man die

29. Juni 1673.

Depeſchen an ihn oder gleich nach Paris ſchicke". Im Regensburger Reichstag aber wußte der franzöſiſche Bevollmächtigte mit Hülfe der von dem König gewonnenen Regierungen den Beſchluß einer Mobilmachung des Reichsheeres zu verhindern. Kein Wunder, daß die Anſprüche Ludwigs XIV. immer höher ſtiegen, die Rückſichtsloſigkeiten der franzöſiſchen Heerführer immer greller hervortraten. Der Friedenscongreß zu
25. Juni 1673. Köln unter Schwedens Vermittelung brachte keinen Ausgleich zu Stande, da die Generalſtaaten auf die von Ludwig erhobenen Forderungen nicht eingehen konnten, und ſelbſt der Kurfürſt Friedrich Wilhelm ſah ſich genöthigt, um ſeine Cleveſchen Beſitzungen
16. Juni 1673. zurück zu erhalten, zu Voſſem bei Löwen mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag zu ſchließen und vom Kampfplatz abzutreten. Doch behielt er ſich freie Hand vor für den Fall, daß das Reich in den Krieg verwickelt würde. Dagegen erlangten die Vereinigten Staaten einen Verbündeten an Spanien. Auch in dem Madrider Cabinet beſtand wie in dem Wiener ein Zwieſpalt der Meinungen; aber durch den Marquis de Caſtelrodrigo, einen Mann von Geiſt und Redegabe, erhielt die antifranzöſiſche Partei das Uebergewicht. Man gab endlich den ererbten Haß gegen den „Ketzer- und Rebellenſtaat" auf. Im Haag wurde ein Vertrag zu gegenſeitiger Hülfe geſchloſſen und der Graf von Monterey, damals Gouverneur in Brüſſel leiſtete dem Prinzen von Oranien Beiſtand auf einem Feldzug gegen Charlerot. Darin erkannte Ludwig einen Bruch des Aachener Friedens und erklärte nun ſeinerſeits an Spanien den Krieg. Jetzt kam auch für den Kaiſer Leopold die Zeit, eine entſchiedene Stellung zu nehmen. Die franzöſiſchen Heere hatten wiederholt das Reichsgebiet betreten; Turenne hatte mehrere Rheinübergänge in ſeiner Gewalt, im Elſaß, in Lothringen, in den drei Bisthümern waren die alten Gerechtſame nicht beachtet worden; ſollten alle dieſe Rechtsverletzungen ruhig geduldet werden? Dann war es um die Ehre des Kaiſers und um die Sicherheit des Reichs geſchehen. Wir wiſſen ja, wie viele Federn ſchon zur Zeit des weſtfäliſchen Friedens im Solde Frankreichs thätig waren, um die unerhörteſten Anſprüche des Königs zu rechtfertigen (XI, 1019). Auch war es für Leopold ein unerträglicher Gedanke, daß die beiden Linien des Habsburger Hauſes in der Politik verſchiedene Wege gehen ſollten. Gerade auf dieſer Vereinigung waren früher ſo große Reſultate erzielt worden. So entſchloß ſich denn der Kaiſer nach langem innerem Kampfe, dem Kriegsbund gegen Frankreich
28. Aug. 1673. beizutreten. An heiliger Stätte, vor einem Gnadenbilde in einer Jeſuitenkirche faßte er den Entſchluß. Montecuccoli erhielt den Befehl über den Rhein zu ſetzen; die Rück-
Decbr. 1673. eroberung von Bonn, welches Turenne beſetzt hatte, bezeichnete die neue Wendung des Krieges.

Der neue Kriegsbund gegen Frankreich.

Noch waren die Geſandten in Köln verſammelt, unter ihnen Wilhelm von Fürſtenberg. Da wurde der verrätheriſche Prälat von kaiſerlichen Soldaten auf
14. Febr. 1674. der Straße überfallen und nach Oeſterreich in ſicheres Gewahrſam gebracht. Dies gab den übrigen das Zeichen, daß nun die Zeit für die Friedensunterhandlungen vorüber ſei. Nun konnte auch das Reich nicht mehr zurück bleiben. Die geiſtlichen Herren von Köln und Münſter ſahen ſich genöthigt, ihrem Bündniß mit Ludwig XIV. zu entſagen und mit Holland Frieden zu machen. Der Pfalzgraf Karl Ludwig, der bisher aus perſönlichen, dynaſtiſchen und politiſchen Rückſichten ſich vom Krieg wider Frankreich fern gehalten, ſchloß ſich der Allianz an; auch der Kurfürſt von Brandenburg war froh, von der läſtigen Neutralität befreit zu ſein. Sein wohlgerüſtetes ſchlagfertiges Heer bildete den
Mai 1674. beſten Beſtandtheil der Reichsarmee. Endlich erklärte ſich auch der Regensburger

Reichstag für den Anſchluß. Die gemeinſame Gefahr ließ alle confeſſionellen Bedenken und kleinen Nebenrückſichten vergeſſen. Mit Freuden trat der verjagte Herzog von Lothringen der neuen Kriegsgenoſſenſchaft bei. Durch ſie hoffte er wieder in ſein Land eingeſetzt zu werden. Auch in England war die öffentliche Meinung ſtark genug, die Regierung zu einem Friedensſchluß mit den vereinigten Staaten zu nöthigen; allein wir werden ſehen, daß König Karl II. andere Wege ging. Die engliſchen Landtruppen blieben unter der Führung des Herzogs von Monmouth, eines natürlichen Sohnes des Königs bei Frankreichs Fahnen.

Der Krieg vom Jahr 1674.

Wie hatte ſich die Lage in zwei Jahren verändert! Zu Anfang des Krieges zog Ludwig an der Spitze einer ſtarken Bundesgenoſſenſchaft gegen die iſolirten Generalſtaaten, jetzt ſtand er einer europäiſchen Coalition gegenüber. Aber mit der Zahl der Feinde wuchs auch Frankreichs kriegeriſche Kraft. Wenn der König, um den erſten Kriegsſtürmen auszuweichen, die holländiſchen Feſtungen räumte und ſeine Armeen vom Rheine zurückzog, ſo geſchah es in der Abſicht jetzt, nach dem Bruch des Aachener Friedens den Krieg auf einer weiteren Operationsbaſis von Neuem in Angriff zu nehmen. Beſonders ſollte Spanien, dem man nun keinerlei Rückſicht mehr ſchuldig zu ſein glaubte, und das deutſche Reich, das ſo viele ſchwache Seiten darbot und wo ſo leichte günſtig gelegene Eroberungen winkten, den ſtarken Arm des franzöſiſchen Gewaltherrſchers empfinden. Und bald genug entbrannte aufs neue die Kriegsflamme im Oſten und im Norden. Ludwig XIV. hatte in Wien und an den deutſchen Fürſtenhöfen noch Freunde und Söldlinge genug, die ihm die Pläne ſeiner Feinde verriethen. Da vernahm er denn, daß man kaiſerlicher Seits zuerſt dem Herzog von Lothringen ſein Land zurückgeben und es zum Mittelpunkt einer großen ſtrategiſchen Angriffslinie machen wolle, die ſich einerſeits nach den Niederlanden, andererſeits nach der Franche-Comté ausdehnen ſollte. Dieſem Vorhaben begegnete Ludwig durch einen wohlüberlegten Vertheidigungsplan. Während er ſelbſt wieder nach der Freigrafſchaft vordrang, in der Abſicht das günſtig gelegene Land zum zweitenmal zu erobern und auf alle Fälle zu behaupten, ſollte Turenne den Herzog von Lothringen beſchäftigen und Condé die niederländiſchen Grenzlande gegen die ſpaniſch-holländiſche Kriegsmacht unter Wilhelm von Oranien bewachen und ausdehnen. Die Franche-Comté fiel in wenigen Wochen in die Hände des Königs; die drei befeſtigten Städte Beſançon, Dôle und Salins wurden von Ludwig zur Unterwerfung gebracht, während Turenne den Lothringer abhielt, der Provinz zur Hülfe zu kommen.

Franche-Comté erobert.

Mai und Juni 1674.

Schlacht von Seneff.

Zu derſelben Zeit rückte ein holländiſch-ſpaniſches Heer unter Oranien und Montecuculi, dem ein kaiſerliches Armeecorps unter de Souches beigegeben war, nach dem Hennegau vor, wo Condé und Luxemburg in der Gegend von Charleroi eine feſte Poſition eingenommen hatten. Oranien war für einen ſofortigen Angriff; aber auf den Vorſchlag des kaiſerlichen Feldherrn, der den raſchen Unternehmungsmuth des Prinzen zügeln zu müſſen glaubte, wurde beſchloſſen,

das feindliche Lager zu umgehen, um die französische Grenze zu gewinnen. Da wurde aber das verbündete Heer plötzlich von Condé im Rücken angegriffen und es ereignete sich bei dem Dorfe Senef eine der blutigsten Schlachten des ganzen
11. Aug. 1674. Krieges. Schon war der spanische Theil gänzlich aufgerieben; schon hatte auch der niederländische, da de Souches mit seiner Hülfe zögerte, großen Schaden genommen, als bei einer Erneuerung des Kampfes durch die vereinigten kaiserlich-oranischen Truppen, der noch in die monderleuchtete Nacht hinein fortgesetzt ward, sich das Schicksal wendete und die Verbündeten im Vortheil blieben. Doch war die Schlacht unentschieden; beide Theile behaupteten ihre Stellungen auf dem Waffenfelde und jeder schrieb sich den Sieg zu. Aber die Verluste waren für die Einen wie für die Andern so groß, daß man auf keiner Seite mehr etwas Entscheidendes zu unternehmen wagte. Die Verbündeten gaben den Plan, über die französische Grenze zu rücken auf. Im nächsten Jahr bemächtigte sich Ludwig der ganzen Maaslinie, indem er die Festungen Huy, Lüttich und Limburg theils durch Waffen theils durch Geld in seine Gewalt brachte. Die öden Mauern des Limburger Schlosses sind noch jetzt ein stummer Zeuge der barbarischen Kriegsweise jener Tage. Seitdem konnte von einem Vordringen nach Frankreich von Norden her keine Rede mehr sein.

Die Franzosen im Elsaß und in der Pfalz.

Um so eifriger trachteten die Verbündeten sich von Osten her den Weg offen zu halten und insbesondere dem Reiche die Stellung im Elsaß zu bewahren, die ihm in dem westfälischen Frieden gesichert worden. Schon im Anfang des Krieges hatte Condé die Rheinbrücke bei Straßburg in Brand gesetzt; nun wurden Anstalten getroffen, das ganze Land unmittelbar an die Krone Frankreich zu bringen. Die zehn kleinen Reichsstädte, deren Reichszugehörigkeit bei der Ueberlassung des Landes an Frankreich vorbehalten worden war, bewahrten noch immer mit der deutschen Art, Sitte und Sprache auch die Anhänglichkeit an Kaiser und Reich. Die städtischen Beamten, Magistrate und Zunftmeister leisteten noch immer den Eid der Treue wie auf der rechten Seite des Stromes. Diese getheilte Herrschaft wollte Ludwig XIV. nicht länger dulden. In Hagenau, Colmar, Schlettstatt u. a. O. wurden die Bande, die an Kaiser und Reich knüpften, allmählich zerschnitten, die Sonderrechte, Eidesleistungen, Befreiungen und Ausnahmen, die noch eine gewisse Autonomie verriethen, wurden abgeschafft, die Bürger entwaffnet, die Festungswerke abgetragen. Damit diese Vergewaltigung durchgeführt werden konnte, mußte das Reichsheer fern gehalten werden. Und
Turenne. dazu war Niemand geeigneter als Turenne, der große Feldherr, der seit einem Menschenalter mehr als irgend ein Mann für die Macht und Herrlichkeit des französischen Königthums eifrig und erfolgreich gewirkt hatte, dem nichts höher stand als der Ruhm des Monarchen und die Größe der Nation und der über sein Heer fast mit souveräner Gewalt gebot. Denn er besaß in gleichem Maße das Vertrauen des Königs, in dessen politische und militärische Pläne er eingeweiht war, wie die Ergebenheit und treue Anhänglichkeit des Heeres, das er durch

feſte Ordnung und Disciplin an ſeine Fahne feſſelte. Die einheitliche Macht verſchaffte dem franzöſiſchen Feldherrn das Uebergewicht über die Feinde, denen dieſer Vorzug ganz und gar abging. Jeder Reichsfürſt und Reichsfeldherr wollte ſeinen Willen durchſetzen und oft genug erregte die Haltung der kaiſerlichen Befehlshaber den Verdacht, daß man in Wien auch jetzt noch nicht aufrichtig den Krieg gegen Frankreich wünſche. Noch war in der Hofburg der Lobkowitziſche Geiſt nicht verſchwunden. Als der Lothringer durch Turenne über den Rhein ge- Juni 1674.
jagt ward, zögerte der kaiſerliche General Bournonville ſo lange ſich mit dem Bundesgenoſſen zu verbinden, daß der franzöſiſche Feldherr Zeit fand auf Eilmärſchen den Herzog über den deutſchen Strom zu verfolgen und, nachdem er ihm bei Sinzheim eine Niederlage beigebracht, den Feind nach dem Main zu drängen und ſich der Unterpfalz zu bemächtigen. Schon bei dieſer Gelegenheit wurde die verwüſtende Kriegsweiſe, die dann Louvois methodiſch ausbildete, in Anwendung gebracht. Um nämlich dem Reichsheer, das ſich nach dem Mittelrhein und Elſaß in Bewegung geſetzt, durch Vernichtung der Lebensmittel den Einmarſch zu erſchweren, wurden auf der linken Seite des Fluſſes die Dörfer und Meierhöfe in Brand geſetzt, die Fruchtfelder und Obſtbäume verwüſtet. Als der Kurfürſt von der Pfalz von der Altane des Heidelberger Schloſſes in dem überrheiniſchen Theile ſeines Landes die Flamme emporlodern ſah, wurde er ſo ſehr von Unwillen und Mitleid ergriffen, daß er dem franzöſiſchen Herzog, deſſen Vater in der Pfalz einſt eine Zuflucht gefunden, ein Schreiben zuſandte, das eine Herausforderung enthielt. Turenne lehnte den Zweikampf ab, weil der Dienſt des Königs dies nicht geſtatte. Und in der That war es nicht perſönlicher Haß oder Gefallen an Gewaltſamkeit, was den Feldherrn zu dieſem Verfahren bewog, ſondern nur die eiſerne und barbariſche Kriegsweiſe, die man in Paris für nothwendig erachtete. Anwandlungen von Grauſamkeit waren ſeiner Seele fremd. In Wien gelang es endlich den Vorſtellungen der Feldherrn, bei dem Kaiſer die Entfernung des im franzöſiſchen Intereſſe wirkenden Miniſters Lobkowitz zu erwirken, und eine ernſt- Okt. 1674.
liche Kriegsführung ins Leben zu rufen. Demzufolge überſchritten im Spätherbſt die Kaiſerlichen und die Reichsarmee in getrennten Abtheilungen den Rhein, um ſich im Elſaß feſtzuſetzen. Aber durch eine Reihe vereinzelter Angriffe und Ueberfälle mitten im Winter brachte Turenne den weitauseinander liegenden deutſchen Truppen ſo viele Verluſte bei, daß ſie ſich wieder über den Rhein zurückziehen Jan. 1675.
mußten. Selbſt Kurfürſt Friedrich Wilhelm und ſein Feldherr Derflinger waren nicht vermögend, die zerſtreuten und uneinigen Heerkörper zu einer gemeinſamen Action gegen den Meiſter der ſtrategiſchen Kunſt zu vereinigen. Nach dem ſcharfen Treffen bei Türkheim mußten auch die Brandenburger das linke Stromufer 5. Jan.
aufgeben. Turenne wurde wegen dieſes Winterfeldzugs im Elſaß gegen einen an Streitkräften ihm überlegenen Feind mit Recht gefeiert; er hatte eben den Vortheil einer einheitlichen planmäßigen Führung gegenüber einem geſpaltenen Heerkörper.

6. Fehrbellin. Saßbach. Nymweger Frieden.

Diplomatische Künste u. Allianzen.

Während Ludwigs Heere und Feldherren mit den Waffen die Feinde bekämpften, waren seine Diplomaten und Agenten thätig, denselben Gegner im eigenen Hause oder bei den Nachbarn zu erwecken. Mit der Kriegführung ging eine großartige Politik Hand in Hand. Verwandtschaftliche Beziehungen und religiöse Sympathien waren an manchen Höfen wirksame Hebel des französischen Interesses; und wo diese nicht eingesetzt werden konnten, da halfen Subsidien und Jahrgelder. Denn Niemand verstand die Kunst „Thore der Städte mit Gold zu öffnen" besser anzuwenden als Ludwig XIV. In Ungarn und Siebenbürgen, in Polen und in der Türkei war die französische Diplomatie thätig, der österreichischen Herrschaft Feindschaften zu bereiten, welche den Kaiser nöthigten, seine Aufmerksamkeit mehr dem Osten zuzuwenden und seine Streitkräfte zu theilen; in Sicilien erhob die Stadt Messina, erbittert über die Verletzung ihrer Vorrechte durch eine neue Auflage, die Fahne der Empörung gegen Spanien und stellte sich unter Frankreichs Schutzherrschaft; eine Kriegsflotte unter Admiral Du Quesne kämpfte mit Glück gegen die spanischen Galeeren in den sicilischen Gewässern, so daß die Regierung in Madrid neue Streitkräfte nach der Insel senden mußte und dadurch verhindert ward, die Franzosen in den Niederlanden und an den Pyrenäen mit dem rechten Nachdruck zu bekämpfen; in Schweden brachte eine Vermehrung der Subsidien neues Leben unter die verbündete Aristokratie und machte die Stockholmer Regierung zu Waffendiensten bereit, wie sie Frankreich bedurfte.

Die Schweden in der Mark Brandenburg.

Diese Künste verfehlten ihre Wirkung nicht. Wie wir später genauer erfahren werden, fiel von Pommern aus ein schwedisches Heer unter General Wrangel in Brandenburg ein und wiederholte dort die Bedrückungen, Mißhandlungen und Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges. Auf die Kunde von diesen Vorgängen sah sich der Kurfürst genöthigt, die Rheinarmee zu verlassen. Nach einem meisterhaften Marsche durch Franken erschien er mit seinem tapfern Feldherrn Derflinger in der Mark, ohne daß die Feinde die geringste Ahnung davon hatten, nahm die schwedische Besatzung in Rathenow durch einen Ueberfall gefangen, und gewann drei Tage später den glänzenden Sieg bei Fehrbellin über den viel stärkeren Feind. Noch nie war ein Brandenburger Fürst mit solcher strategischen Kunst und mit solcher entschlossenen Tapferkeit in die Schlacht gezogen, wie Friedrich Wilhelm am 28. Juni. In fluchtähnlicher Eile verließen die Schweden die Mark und waren nicht im Stande, Pommern gegen den verfolgenden Feind zu behaupten. Die Schlacht von Fehrbellin war die erste große Waffenthat, die den Brandenburger Namen verherrlicht hat; Geschichte, Tradition und Sage haben die Erinnerung daran von Geschlecht zu Geschlecht lebendig erhalten. In dem Gemüthe des Volkes befestigte sich der Glaube, daß an diesem Tage das Haus Hohenzollern in die Bahn eines weltgeschichtlichen Berufes ein-

25. Juni. Schlacht bei Fehrbellin. 28. Juni 1675.

getreten ſei. Wie ſein franzöſiſcher Zeitgenoſſe in der Geſchichte als der „große Condé“ bezeichnet wird, ſo erhielt ſeitdem Friedrich Wilhelm den Beinamen der „große Kurfürſt“.

Treffen bei Saßbach. 27. Juli 1675.

Der Abzug des Brandenburger Heeres machte ſich am Rhein bald fühlbar. Wie tapfer immer der kaiſerliche Feldmarſchall Montecuccoli, der ſeit der Verweiſung des Fürſten Lobkowitz auf ſeine böhmiſchen Beſitzungen freiere Hand und mehr Autorität über die geſammte Reichsarmee hatte, dem franzöſiſchen Gegner widerſtand; er konnte nicht verhindern, daß Turenne abermals den Strom überſchritt und das deutſche Ufer vom Breisgau bis zum Neckar furchtbar verheerte. Aber dieſe Erfolge wurden ausgeglichen durch das Treffen bei Saßbach, wo Turenne beim Recognosciren durch eine Kanonenkugel getödtet ward, ein Verluſt, der für die Franzoſen empfindlicher war als die erlittene Niederlage.

Turenne und Condé.

Die ganze Nation betrauerte den Fall des großen Mannes, des Meiſters der damaligen Strategik. Turenne galt für den eigentlichen Begründer der neueren auf umfaſſenden Combinationen und Plänen und auf wohl berechneten Märſchen und Stellungen beruhenden Kriegskunſt. Mit dieſen Feldherrngaben verband er politiſchen Scharfblick und eine begeiſterte Hingebung an das unbeſchränkte Königthum, an deſſen Begründung er ſelbſt ſo thätig mitgewirkt, und an Frankreichs nationale Ehre und Größe. „Er war einer von den Menſchen“, ſagt Ranke, „die in der Mitte einer großen und weltumfaſſenden Thätigkeit, in der Anſchauung großer Ziele ſich ſelbſt verſchwinden. Eben mit dieſer Monarchie aber und ihrem Emporſtreben hatte er ſein ganzes Leben und Sein identificirt.“ Selbſt ſein Uebertritt zum Katholicismus mag aus der Gewohnheit entſprungen ſein, ſich dem Ganzen unterzuordnen. Beſcheiden und von angeborner Humanität und Milde, kannte er doch, wo der Vortheil des Staats oder der Zweck des Krieges harte Maßregeln zu fordern ſchien, ſo wenig Erbarmen wie Louvois. Es wurde erwähnt, welche Verwüſtungen er über die Rheinpfalz verhängte. An Turennes Stelle übernahm Condé den Oberbefehl über die Rheinarmee. Doch konnte er nicht verhindern, daß die Deutſchen wieder auf das linke Ufer überſetzten, ſich in Lauterburg behaupteten und Philippsburg eroberten. Von Gichtleiden geplagt nahm der Prinz bald darauf ſeinen Abſchied und ſtarb zehn Jahre ſpäter auf ſeinem Landgut Chantilly.

Karl von Lothringen. 11. Aug. 1675.

Zugleich gewann auch Karl von Lothringen einige Vortheile im Felde. Nach dem ſiegreichen Treffen bei Konz, am Einfluß der Saar in die Moſel, über Crequi brachte er Trier zur Uebergabe und führte den Marſchall ſelbſt in Kriegsgefangenſchaft. Mit dieſer rühmlichen Waffenthat ſchied der alte Haudegen, der ſo oft bald als regierender Fürſt, bald als Flüchtling unter der Fahne des Reichs oder in den ſpaniſch-öſterreichiſchen Heeren gedient, vom Schauplatz. Seines Bruders Sohn Karl V., der ſich in der Folge mit des Kaiſers Schweſter Leonore vermählte, war der Erbe ſeines Namens, ſeiner Anſprüche und ſeines Haſſes gegen Ludwig XIV., der ihm nicht blos ſein Land vorenthielt, ſondern ihm auch bei der Bewerbung um die Krone von Polen entgegengetreten war.

Wie ſein Oheim richtete auch Karl V. ſeinen Sinn auf die Wiedereroberung ſeines Herzogthums, aber mit eben ſo wenig Erfolg. Der aus der Gefangenſchaft befreite Crequi ſchlug unter furchtbarer Verheerung der Landſchaften an der Moſel und Saar,

den Angriff des Lothringers erfolgreich zurück und hielt die Herrschaft Frankreichs aufrecht. Ja es gelang ihm sogar, die österreichische Stadt Freiburg im Breisgau, das
Nov. 1677. wohlgefüllte Kriegsmagazin des kaiserlichen Heeres in seine Gewalt zu bringen.

Die letzten Kriegsjahre. Der holländische Krieg war ein europäischer geworden, wobei Frankreich fast allein den übrigen Mächten gegenüberstand. Und doch hat es sich an allen Orten zu behaupten gewußt und zu Wasser und zu Land manche Lorbeeren davongetragen. In den sicilischen Gewässern hat Du Quesne der vereinigten holländisch-spanischen Flotte unter dem größten Seehelden der Zeit de Ruyter in
Jan. und April 1676. zwei Seeschlachten, bei den Liparischen Inseln und bei Catana im Angesicht des Aetna, rühmlichen Widerstand geleistet, und dann, nachdem in der letzteren der holländische Admiral gefallen war, im Hafen von Palermo einen Theil der feindlichen Schiffe in Brand gesetzt. Messina und mehrere namhafte Orte fielen mit Hülfe der Aufständischen in die Gewalt der Franzosen, die sogar in Calabrien Einfälle machten. In Flandern, wo der König selbst wieder im Felde erschien,
Apr. 1677. wurden Valenciennes, Cambrai und St. Omer erobert und vor der letzten Stadt die niederländische Armee unter Oranien aufs Haupt geschlagen. Im folgenden
März 1678. Frühjahr zwang der Marschall von Humières sogar die wichtigen Städte Gent und Ypern zur Ergebung. Damit standen die Franzosen im Herzen der spanischen Niederlande; man sprach sogar davon, sie trachteten nach dem Besitz von Antwerpen. Auch am Rhein behaupteten sie ihre vortheilhaften Stellungen. Allein durch diese kriegerischen Anstrengungen waren die Kräfte des eigenen Reiches so sehr in Anspruch genommen worden, daß man auch in Paris auf eine Beendigung des Krieges denken mußte. Besonders drang Colbert auf Abschluß eines Friedens. Schon seit längerer Zeit waren Bevollmächtigte der kriegführenden Staaten in Nymwegen zu einem Friedenscongreß zusammengetreten; aber da die Einen das Eroberte behalten, die Andern das Verlorne wieder erlangen wollten; so hatten die Verhandlungen wenig Fortgang. Nun sprach sich aber in England die öffentliche Meinung so stark gegen die französische Vergrößerungssucht aus, daß König Karl II. unmöglich bei seiner bisherigen zweideutigen Politik länger beharren konnte. Die großen Jahrgelder, die Ludwig XIV. dem ergebenen Verbündeten reichte, hatten es demselben möglich gemacht, die Bitten des Parlaments um ein Bündniß mit den Vereinigten Provinzen unerfüllt zu lassen; da er der Geldbewilligungen nicht sehr bedürftig war, so konnte er durch Vertagungen und unbestimmte Bescheide Jahr aus Jahr ein die Versammlung hinhalten. Die Eroberung von Gent und Ypern aber, welche den Argwohn weckte, der ländergierige Nachbar habe es auf die Einverleibung der spanischen Niederlande abgesehen, erzeugte in England eine solche Aufregung, daß der König dem Verlangen der Nation nicht länger zu widerstehen wagte, zumal seitdem sich
15. Nov. 1677. Wilhelm von Oranien mit Maria, der Tochter des Herzogs von York vermählt hatte. Wir werden später die politischen Künste und Intriguen kennen lernen, welche damals in London ins Werk gesetzt wurden. Sie vermochten jedoch der

öffentlichen Meinung keine andere Richtung zu geben. Noch vor der Eröffnung eines neuen Parlaments ließ Karl II. durch ſeinen Geſandten im Haag ein Bündniß mit den Generalſtaaten unterzeichnen, durch welches ſich die Betheiligten verpflichteten, mit aller Macht einen allgemeinen Frieden zu erwirken, und ſchickte engliſche Beſatzungsmannſchaften nach Oſtende und Brügge. 10. Jan. 1678.

Abkommen mit Holland.

Nun glaubte man auch in Paris dem von allen Seiten geforderten Frieden nicht länger widerſtehen zu dürfen. Klug wußte aber die franzöſiſche Staatskunſt die Gegner zu trennen, damit König Ludwig als Gebieter auftreten könne. Es entging ihrem Scharfblick nicht, daß die Generalſtände in Holland und der Prinz von Oranien nicht mehr ſo einig ſeien, wie vor etlichen Jahren, daß die Republicaner die Beſorgniß hegten, der ehrgeizige Statthalter möchte ſeine durch den Krieg und durch die engliſche Heirath erlangte Stellung zur Erweiterung ſeiner Amtsgewalt, zur Erwerbung monarchiſcher Autorität benutzen. In dieſe Spalte ſetzte die franzöſiſche Diplomatie ihre Hebel ein. Die Hochmögenden Herren von Amſterdam, in denen man die Beſorgniß erregte, die dynaſtiſche Verbindung würde dazu führen, dem Hauſe Oranien die Souveränetät in den niederländiſchen Unionsſtaaten zu verſchaffen, wurden bewogen, einen aus ihrer Mitte behufs einer Uebereinkunft in das königliche Hoflager zu Wettern bei Gent zu ſchicken. Sie wählten zu dieſer Miſſion Beverningk, einen eifrigen Verfechter der Friedenspolitik; und dieſem verſprach Ludwig in perſönlicher Zuſammenkunft vortheilhafte Handelsverträge und die Zurückgabe von Maſtricht an die Republik und des Fürſtenthums Orange an den Prinzen, wenn die Generalſtaaten die Waffen niederlegen und von der Coalition gegen Frankreich ſich losſagen würden. Er gewährte ihnen eine Bedenkzeit bis zum 12. Auguſt, während welcher Friſt die Waffen ruhen ſollten. Um Mitternacht vor dem abgelaufenen Termin wurde der Friedens- und Handelsvertrag in Amſterdam unterzeichnet. Und drei Tage nachher fand noch einmal ein blutiges Zuſammentreffen zwiſchen Oranien und dem Marſchall von Luxemburg ſtatt. Hatte der Prinz dabei die Abſicht, das ihm widerwärtige Abkommen zu vereiteln oder hatte er, wie er den Rathspenſionär Fagel verſicherte, von der Ratification keine Kenntniß? Doch wurde der Friedenstractat durch dieſen Zwiſchenfall nicht geſtört. Nachdem die Generalſtaaten ſich vom Kriege gegen Frankreich losgeſagt und ihre Verbündeten preisgegeben hatten, ſahen ſich auch die übrigen Mächte genöthigt, die von Ludwig geſtellten Bedingungen anzunehmen. So kam denn der allgemeine Nymweger Frieden zum Abſchluß, der eben ſo vortheilhaft für Frankreich und Holland als ſchmachvoll für den Kaiſer, das Reich und die anderen kriegführenden Theile war. Der König gab den vereinigten Provinzen alle Eroberungen zurück, erhielt dagegen von Spanien die oft gewonnene und oft wieder zurückerſtattete burgundiſche Freigrafſchaft und alle in der Linie von Valenciennes, Condé, Maubeuge liegenden feſten Orte nebſt Ypern und St. Omer. Damit erlangten die franzöſiſchen Grenzen ihre militäriſche Feſtigkeit, während die ſpaniſchen Niederlande

10. Juni 1678.

Friede von Nymwegen 1679.

5. Febr. 1679.

ohne allen Schutz dem feindlichen Nachbar offen ſtanden. Am ſchlimmſten kamen die Deutſchen weg. Nicht nur, daß Frankreich für das zurückgegebene Beſatzungsrecht von Philippsburg die wichtige Stadt Freiburg im Breisgau nebſt Umgegend behielt: der Kaiſer und die Reichsfürſten mußten ſich die größten Demüthigungen, Zurückſetzungen und Uebervortheilungen gefallen laſſen. Um zu den Verhandlungen zugelaſſen zu werden, mußte Leopold, der um dieſelbe Zeit durch den gefährlichen ungariſch-türkiſchen Krieg bedroht war, den verätheriſchen Wilhelm von Fürſtenberg (S. 390.) auf freien Fuß ſetzen; dem Herzog Karl V. von Lothringen, dem nahen Verwandten des Kaiſerhauſes, der in Oeſterreichs Kriegsdienſten ſtand, wurde ſein Land unter ſo entehrenden Bedingungen zurückgeſtellt, daß er vorzog, es noch länger in den Händen der Franzoſen zu laſſen. Denn wenn die während der franzöſiſchen Herrſchaft ſtark befeſtigte Hauptſtadt Nancy nebſt Longwy dem König verbleiben und eine breite Heerſtraße durch das ganze Land den Heeren Frankreichs jederzeit offen ſtehen ſollte, wer war dann der eigentliche Herr und Gebieter? Das ärgſte Unrecht und die bitterſte Kränkung unter Allen aber erfuhr der Kurfürſt von Brandenburg, der größte Feldherr im Heere der Verbündeten, deshalb aber auch von Frankreich vor Allen gehaßt. Der Miniſter Pomponne erklärte dem brandenburgiſchen Geſandten in St. Germain en Laye, es ſei des Königs beſtimmter Wille, daß die eroberten Landſchaften und Städte in Pommern den Schweden zurückgegeben werden müßten. Lange weigerte ſich Friedrich Wilhelm auf die ſo ungerechte Forderung einzugehen: aber verlaſſen von dem Kaiſer, der ſeine Waffen gegen Ungarn kehren wollte und mit Eiferſucht auf die wachſende Macht des nördlichen Staats blickte, und bedroht von einem franzöſiſchen Heere, das unter dem Marſchall Crequi kampfbereit in Weſtfalen ſtand und ohne Zweifel bald Verbündete in Deutſchland ſelbſt gefunden haben würde, was blieb ihm da anderes übrig, als die mit ſo vieler Anſtrengung erworbenen pommerſchen Beſitzungen den Schweden wieder einzuräumen? Zürnend fügte ſich der hochherzige Fürſt in die Nothwendigkeit. Am 29. Mai unterzeichnete ſein Geſandter in St. Germain den Nymweger Friedenstractat. Die Worte Virgils, die er bei der Ratification ausſprach: „Möge aus meinen Gebeinen ein Rächer entſtehen,“ blieben nicht unerfüllt.

29. Mai 1679.

III. Frankreich im Innern.

1. Die monarchiſche Selbſtherrlichkeit Ludwigs XIV. und der Hof von Verſailles.

Induſtrie u. Colonien.

Seit dem Frieden von Nymwegen bis zum Ende des Jahrhunderts ſtand Frankreich auf dem Höhenpunkt ſeiner Macht nach Außen und ſeiner Blüthe nach Innen, ſo daß das Jahrhundert Ludwigs XIV. als das goldene Zeitalter der franzöſiſchen Nation in den Annalen der ſchmeichelnden Geſchichte jener Tage geprieſen wird. „Man ſah überall im allgemeinen Wohlſtand des Reichs die herr-

lichsten Früchte dessen was Colbert gethan. Fabriken und Manufacturen waren innerhalb zwanzig Jahren zum Erstaunen emporgekommen, und mit ihnen der große auswärtige Handel, dem auch die außerordentliche Autorität des Königs in Europa den ausgezeichnetsten Vortheil verschaffte. Frankreich war Seemacht geworden, es besaß hundert Linienschiffe, während England nur sechzig hatte; die Hafen von Brest und Toulon wurden in Stand gesetzt, die Marine mit 60,000 Seeleuten vermehrt. Alles schien zu gedeihen, was Ludwig unternehmen ließ." Der „königliche Canal" von Languedoc, dessen wir bereits Erwähnung gethan, (S. 358.) wurde um diese Zeit zum erstenmal beschifft, ein wunderbares Denkmal von Colbert's großartigem Sinn. Nun konnte die schmeichelnde Dichtkunst den König als den Herrn von Land und Meer preisen und ausrufen: „die Berge wichen wenn er sprach". Marseille und Toulon wurden Hauptstapelplätze des levantischen Handels; zu Pondichéry entstand die erste französische Niederlassung in Ostindien; die schöne und fruchtbare Insel Mascarenhas kam in den Besitz der Franzosen und erhielt den Namen Bourbon, auf Madagascar wurde eine Niederlassung gegründet; durch die westindische Compagnie wurden Cayenne und unter den kleinen Antillen die Eilande Martinique, Guadeloupe, S. Barthelemi für Frankreich erworben und auf S. Domingo Fuß gefaßt; Handelsgesellschaften, mit großen Rechten und Vortheilen ausgestattet, begünstigten die Ansiedelungen; Canada erhob sich durch königliche Unterstützung aus dem Zustande der Schwäche und Gefährdung, seitdem Colbert die Auswanderungen in jenes altfranzösische Colonialgebiet der Cartier und Champlain (XI, 494) als eine Sache der nationalen Ehre förderte und das öffentliche Leben wie die kriegerischen Unternehmungen gegen Irokesen und Huronen unter die centrale Leitung der Versailler Regierung stellte. Das neue Frankreich an den Seen Nordamerikas und im Stromgebiet des oberen Mississippi wurde nun das Abbild des alten: ritterliche Abenteurer und jesuitische Missionare arbeiteten im Dienste des Royalismus und der katholischen Rechtgläubigkeit; aber die Selbstthätigkeit und das verständige freie Wirken des Einzelnen, worauf das Gedeihen der Pflanzungswelt vorzugsweise beruht, litt unter der fürstlichen Leitung Schaden: die royalistisch-klerikale Romantik, die an dem Golf und Stromgebiet des heil. Laurentius ihren Sitz aufschlug, konnte in dem Lande der Wilden keine lebenskräftigen Schöpfungen erzeugen. Während eifrige Missionare bemüht waren, den Glauben an den wahren Gott und zugleich den Ruhm des „großen Capitäns der Franzosen" in die unbekannten Länder zu tragen, wurde zugleich jede reformirte Auffassung des Christenthums mit blutiger Strenge niedergehalten oder ausgerottet. Man hielt die Buchdruckerkunst fern, man theilte den Boden nach altfranzösischem Vorbild in Seigneurien mit feudalen Herrenrechten, man bedeckte das Land mit Klöstern, man erhob Zehnten und Herrengeld.

Canada.

Bisher hatte Frankreich das Meer und die überseeische Welt den Bewohnern der beiden südeuropäischen Halbinseln und den Holländern überlassen; jetzt

Die Marine. Admiral Du Quesne.

erblickte Europa mit Erſtaunen franzöſiſche Galeeren und Handelsſchiffe auf allen Meeren, in allen Welttheilen; und nicht genug, daß die Feldherren der Landarmeen in ſtrategiſcher Kunſt die erſte Stelle behaupteten, auch die Admiräle Du Quesne und Tourville wetteiferten mit einem Tromp und de Ruyter und machten auch in der beweglichen Seewelt den franzöſiſchen Namen geachtet und gefürchtet. Von Du Quesne ſagte man, er freue ſich des aufgeregten Meeres und ſchreite auf ihm daher wie auf dem feſten Lande. Zu ſeinen rühmlichſten Thaten gehörte ſein Kampf gegen die Berbereſken. Wie einſt Karl V. ſo ſuchte auch Ludwig XIV. das Mittelmeer von den Corſaren der nordafrikaniſchen
1681. Küſte zu ſäubern. Zu dem Zweck verfolgte der Admiral flüchtige Tripolitaner bis in den Hafen von Chios, verſenkte einen Theil der Raubſchiffe und ließ auf die Stadt feuern, ohne ſich durch den herbeieilenden Capudan-Paſcha Einhalt gebieten zu laſſen. Alle gefangenen Chriſtenſclaven mußten in Freiheit geſetzt werden. Den Unwillen der Pforte ſuchte Ludwig durch Geldgeſchenke zu beſchwichtigen. Die Regierung in Konſtantinopel unterdrückte ihren Unwillen, damit nicht Frankreich gemeine Sache mit Oeſterreich und den andern gegen die Osmanen verbün-
1682. 83. deten Mächten mache. In den beiden folgenden Jahren, während die Türken ihren ungariſchen Feldzug bis nach Wien ausdehnten, belagerte Du Quesne die alte Seeräuberburg Algier, eröffnete ein wirkſames Feuer gegen die Stadt und die Magazine und zwang den Dey zu einem für die franzöſiſche Flagge ehrenvollen Vertrag. Auch der Beherrſcher von Tunis mußte demſelben beitreten. Einige Jahre nachher genügte das Erſcheinen einer franzöſiſchen Flotte vor Cadix, um die ſpaniſche Regierung zur Milderung ihrer Zollgeſetze zu bewegen. Durch die Verbindung mit der Pforte ſuchte Frankreich den Venetianern und Holländern den Levantiſchen Handel zu entziehen.

Der Hof von Verſailles Mittelpunkt des politiſchen Lebens und Muſter der höheren Bildung.

Alles vereinigte ſich, um das monarchiſche Frankreich an die Spitze der europäiſchen Staatenfamilie zu erheben, den Franzoſen das Selbſtgefühl der „großen Nation“ zu verleihen. Wie Ludwig XIV. an Herrſchergaben, gebieteriſchem Weſen und königlichem Anſtand vor allen Fürſten ſeiner Zeit hervorragte, ſo waren ſeine Feldherren und Staatsmänner allen andern überlegen. In den Künſten der Diplomatie nahmen die franzöſiſchen Geſandten und Unterhändler den erſten Rang ein; und wenn auch Turenne und Condé vom Schauplatz abgetreten waren, ſo ſtanden noch immer Führer wie Crequi, Luxemburg, Catinat, Schomberg, Vauban an der Spitze der Heere, und Louvois war auf militäriſchem Gebiet ein eben ſo fruchtbares Genie, wie Colbert auf adminiſtrativem. Freilich fiel es dem letzteren mit jedem Jahr ſchwerer, den Staatshaushalt in Ordnung zu halten, die Mittel zu beſchaffen, welche Luxus und Verſchwendung im Innern, verbunden mit der Unterhaltung der Heere und den Subſidien und Jahrgeldern im Auslande in Anſpruch nahmen. Denn Ludwig XIV. liebte es, ſich überall als König zu zeigen, mit freigebiger Hand Huldigungen und Dienſte zu belohnen. Der Hof in Verſailles entfaltete eine bis dahin noch nie geſehene

Pracht: der hohe Adel drängte ſich um den Monarchen und in die Säle des Schloſſes und beugte ſich unter die ſtrengen Regeln der Etikette, womit das Hofleben umgrenzt und abgemeſſen war; die einfachen militäriſch-ritterlichen Sitten von ehedem verſchwanden unter den glatten Formen eines verfeinerten geſellſchaftlichen Verkehrs. Feſte aller Art, Feuerwerke, Opern und Theater, wozu die erſten Geiſter Frankreichs ihre Talente in Bewegung ſetzten, folgten in reizendem Wechſel auf einander; Dichter, Künſtler und Gelehrte wetteiferten in Verherrlichung eines Fürſten, der alle Kräfte und Erzeugniſſe, die zu ſeinem Ruhme oder zu ſeinem Vergnügen beitrugen, mit freigebiger Hand belohnte und zu deſſen Ehrgeiz es gehörte, als Beförderer der Wiſſenſchaften und Künſte, als Freund der Muſen zu gelten. Einheimiſche und fremde Gelehrte und Dichter bezogen Jahrgelder; ſtolze Bauwerke, wie das Invalidenhaus, koſtbare Bibliotheken, herrliche Druckwerke, großartige Anſtalten für naturwiſſenſchaftliche Zwecke, die Academie für Inſchriften und ſchöne Literatur, gelehrte Vereine und Geſellſchaften für alle Zweige der Kunſt erhöhten den Glanz und Ruhm des großen Monarchen und förderten zugleich das geiſtige Leben, die wiſſenſchaftlichen Studien und die geſammte nationale Bildung. An die Gründung des Obſervatoriums knüpften ſich die Fortſchritte der Aſtronomie und Geographie, an die Einrichtung des botaniſchen Gartens die Entwickelung der Naturgeſchichte, ſelbſt der Phyſiologie. Eine auf königliche Koſten unternommene Forſchungsreiſe nach Cayenne, wozu Caſſini, der Entdecker der Rotation der Planeten den Anlaß gab, förderte die Kenntniß der Polarabplattung der Erde und ihrer ſphäroidiſchen Geſtalt; der Niederländer Chr. Huyghens, der im Geiſte Galilei's die Forſchungen über Mechanik und Optik weiter führte, mit Hülfe verbeſſerter Fernröhre die Lichterſcheinungen genauer beobachtete und, indem er auf die Bedeutung der Bewegung und der Luftſchwingungen aufmerkſam machte, den Grund zu einer mathematiſchen Auffaſſung der Naturgeſetze legte, wurde an die Pariſer Academie berufen. Die Malerei, die Architectur, die Bildnerei und alle zeichnenden Künſte nahmen durch die freigebige Unterſtützung der Regierung einen mächtigen Aufſchwung. Wir werden ſpäter die Sterne kennen lernen, die den Kunſthimmel im Zeitalter Ludwigs XIV. zierten. Die Koryphäen der Literatur ſchloſſen ſich perſönlich an den König an, „in dem ſie das Ideal eines Mannes und Fürſten zu ſehen meinten“. Er ſelbſt hatte für Stil und correcten Ausdruck einen angebornen Sinn und ſein Intereſſe für die Erzeugniſſe der Kunſt und Literatur trug weſentlich zu der hohen Blüthe bei. Nach dem Tode des Kanzlers Seguier übernahm Ludwig ſelbſt das Protectorat über die Academie, räumte ihr einen Platz im Louvre ein und gab ihr mancherlei Vorrechte. Alle Kräfte und Talente beeiferten ſich in ſeinen Dienſt zu treten; des Königs Aufmerkſamkeit, Beifall oder Gunſt war das allgemeine Ziel aller Beſtrebungen. „Die Weltgeſchichte hat nur wenige Epochen, die ſich in intellectueller und literariſcher Cultur mit dem Glanze der Zeiten Ludwigs XIV. vergleichen ließen: nie hatte es in dem neueren Europa

eine Entwickelung der militärischen Macht zu Land und zur See, zu Angriff und Vertheidigung gegeben, wie die, welche dort im Kriege zu Stande gebracht, im Frieden erhalten wurde; noch niemals hatte ein einziger Wille über so ausgebildete und zugleich so dienstbare Kräfte in ähnlichem Umfang geboten." Aber indem dieser einzige Wille zur Richtschnur alles Handelns erhoben wurde, ging der allgemeine Rechtsbegriff, ging die Achtung vor den Rechten Anderer verloren. Diese Hingebung und Huldigung der Nation mußte denn auch in dem Monarchen Selbstgefühl, Eigenliebe und Stolz immer mehr steigern; es galt ihm als selbstverständlich, daß alle Geister ihm dienten, daß sein Willen seinen Unterthanen als Gesetz galt, daß seine Person die Spitze und der Mittelpunkt des monarchischen Staats sei. Wer hätte jetzt an die Beziehung der Generalstände zu den öffentlichen Angelegenheiten denken wollen? Sollte man die einheitliche Ordnung und Harmonie durch die Mißtöne streitender Abgeordneten stören? Die Provinzialstände und die Parlamente, die sich in bestimmten Wirkungskreisen bewegten, schienen vollständig zu genügen, den Beschlüssen des Königs und seines Rathes, welche die allgemeinen Interesse des Staats darstellten, die rechtlichen Formen zu geben. Kein Wunder, daß der Egoismus bei Ludwig XIV. auf den Gipfel getrieben ward, daß er alle Genüsse des Lebens, deren sein gesunder kräftiger Körper fähig war, im reichsten Maße einsog, ja daß er zugleich Vorbild und Gesetz für die gesammte gebildete und vornehme Welt, für ein gehobenes Dasein in den höheren Gesellschaftskreisen aufstellen wollte. Und so sehr war nicht blos Frankreich sondern auch das Ausland geblendet durch die Majestät und Herrlichkeit des Monarchen und seiner Schöpfungen, daß man das französische Wesen in allen Erscheinungen bewunderte und nachahmte. Das Schloß und die mit Statuen, Fontänen, Baumalleen geschmückten Gärten von Versailles galten als Muster des Geschmacks für ganz Europa. Die feine Geselligkeit und Urbanität, der gebildete Ton, die leichten gefälligen Manieren des Adels und der Hofleute besiegten die Länder und Völker Europas weiter und dauernder als die Armeen. Französische Moden, auf der glanzvollen Osterpromenade nach dem Kloster Longchamps zur Schau gestellt, französische Sprache und Literatur wurden von nun an das Gemeingut der höheren Stände; im diplomatischen Verkehr wie bei den Höfen und in der vornehmen Gesellschaft kam die französische Sprache mehr und mehr in Gebrauch. Und nicht nur die Bildung und die äußere Glätte des conventionellen Verkehrs drangen in die höheren Kreise Europas ein, sondern auch die französische Leichtfertigkeit, Unsittlichkeit und Buhlerei. Zwar verlor Ludwig XIV. bei seinen zahlreichen Liebschaften und Mätressen nie den Anstand aus dem Auge, die an seinem Hofe herrschende Galanterie bewahrte noch immer einen Anstrich von ritterlichem Wesen und romantischem Sinn, und er hatte noch Verständniß genug für Wahrheit und Natur, daß er in dem naiven deutsch-derben Wesen seiner Schwägerin, der „Liselotte" von der Pfalz, die echt weibliche Tugend und Sittlichkeit erkannte und achtete; aber bald lockerten sich die

Bande der Zucht und Ehrbarkeit, und Buhlerinnen, wie die reizende Kokette Ninon de l'Enclos, die bis in ihr hohes Alter durch Geist, Anmuth und Schönheit die Männerwelt bezauberte, bereiteten das sittenlose Zeitalter Ludwigs XV. vor.

Die Damen am Hof. Lavalière.

Als die sanfte Lavalière gegen die Vorwürfe ihres Gewissens und gegen den Stachel der Eifersucht Ruhe und Frieden bei den Carmeliterinnen suchte (S. 362), hatte eine bereits verheirathete Hofdame, Frau von Montespan, die Liebe des Königs gewonnen, die sie, eben so schön als geistreich und anregend, viele Jahre zu erhalten verstand. Den Liebeswerbungen Ludwigs Anfangs nur mit innerem Widerstreben nachgebend, setzte sie sich dann mit kühner Rücksichtslosigkeit über das Urtheil der Welt weg, trug das Verhältniß zu dem König, dem sie mehrere Kinder gebar, offen zur Schau und zeigte sich gerne in Glanz und Herrlichkeit. Doch war sie nicht so tief in Sinnlichkeit und Weltlust verstrickt, daß nicht bisweilen Regungen von Reue in ihrem Herzen erwacht wären. Auch Ludwig war nicht frei von solchen Anwandlungen, die während der Jansenistischen Bewegungen, wie wir bald erfahren werden, zeitweise die ganze vornehme Welt erfaßten. Dann folgte eine Trennung, die aber nicht von Dauer war. Mit der Zeit erkaltete jedoch die Liebe des Königs für die Mätresse, wenn auch ihre gesellschaftliche Stellung dadurch noch nicht erschüttert wurde. Selbst das neue Verhältniß zu der schönen lebenslustigen Duchesse de Fontanges, vermochte den Einfluß der Frau von Montespan nicht ganz zu brechen, da die nur auf die Freuden der Welt bedachte neue Geliebte nach kurzem Glanze plötzlich vom Tode weggerissen ward. Dagegen gewann um dieselbe Zeit eine andere Dame von ganz andern Eigenschaften eine Stellung bei Hofe, die bald alle übrigen weiblichen Nebenbuhler zurückdrängte, Frau von Maintenon. — Françoise d'Aubigné, Enkelin des in der Geschichte der Hugenotten so rühmlich bekannten Geschichtschreibers und Kriegsmannes, war die Tochter eines wenig bemittelten Militärbeamten auf Martinique, nach dessen Tod sie in ihre Heimath zurückkehrte. Wie ihre ganze Familie bekannte sie sich zu dem reformirten Glauben. Aber harte Schicksalsschläge, denen ihr junges Leben ausgesetzt war, öffneten ihre phantasievolle, für die Kunst- und Prachtentfaltung des römischen Cultus besonders empfängliche Seele dem Katholicismus. Sie änderte die väterliche Religion, vielleicht nicht ganz ohne den Hintergedanken, daß die von der Ungunst der Zeit getroffene calvinische Religionsform dem Ehrgeiz und dem Streben nach Größe, wovon ihr Herz erfüllt war, wenig Aussicht öffne, und gab sich mit dem glühenden Eifer eines Renegaten der religiösen Andacht und der kirchlichen Frömmigkeit hin. Nach einiger Zeit verheirathete sie sich mit dem schon etwas bejahrten verwachsenen Dichter Scarron, dem Gründer der französischen Burleske, und gewann bald in dem Kreise der geistreichen und witzigen Männer, die sich um ihren Gatten zu versammeln pflegten, sowohl durch ihr Talent und ihre Bildung als durch ihre Schönheit eine hervorragende gesellschaftliche Stellung. Sie wurde auch der Frau von Montespan bekannt und diese empfahl sie nach Scarrons Tod dem König als Erzieherin ihres jungen Sohnes, des nachherigen Herzogs von Maine. Ludwig fand Anfangs wenig Gefallen an dem zurückhaltenden abgemessenen Wesen der Dame; aber bald änderte sich dies: ihre feine Aufmerksamkeit, ihr taktvolles Benehmen in ihrem Berufe wie in der Gesellschaft, ihre geistreiche Unterhaltung, ihre sich immer gleich bleibende Sanftmuth und die eigenthümliche Gabe, „zugleich zu dienen und doch sich geltend zu machen" zogen ihn an; je mehr ihm die Launen und der unruhige Ehrgeiz der Montespan oft lästig wurden, desto mehr suchte er die Gesellschaft der Erzieherin seines Sohnes in dem Gartenhause, das er ihr angewiesen. Er kaufte für sie die Herrschaft Maintenon und begrüßte sie selbst zuerst mit diesem Namen, und als dem Dauphin bei seiner Vermählung ein eigener Hofhalt eingerichtet ward, wurde

Frau von Montespan.

Fontanges.

Frau von Maintenon.

Frau von Maintenon zur Ehrendame ernannt. Sie erhielt eine besondere Wohnung im Schlosse zu Versailles und stieg immer höher in der Gunst und in dem Vertrauen des Monarchen. Dies fiel in die Zeit, zu Anfang der achtziger Jahre, da Ludwig nach dem Tode der Fontanges seinem bisherigen Genußleben zu entsagen beschloß und anfing „an sein Seelenheil zu denken". Frau von Maintenon bestärkte ihn in dieser Richtung, sie wurde seine „geistliche Freundin" und nährte seinen religiösen Eifer und seine frömmelnde Devotion. Die Montespan wurde nur noch hie und da bei Hofe empfangen, aber niemals mehr allein, dagegen zeigte Ludwig seiner Gemahlin wieder mehr Aufmerksamkeit. Es waren die letzten frohen Empfindungen der Königin Maria Theresia; am 30. Juli 1683 ging sie aus der Welt. Frau von Maintenon war drei Jahre älter als der König; bei dem vertraulichen Verkehr beider konnte von dem Reize der Sinnlichkeit keine Rede sein: „aber sie konnte noch immer als eine schöne Frau gelten, man bemerkte es als eine ihrer Eigenschaften, daß man nie eine Veränderung an ihr wahrnahm: indem sie dem König Tugend und Enthaltsamkeit predigte, wußte sie zugleich sein Herz zu gewinnen, ihn vollkommen einzunehmen". Mit seinem Takte verstand sie es, äußerliche Frömmigkeit und Tugendübung mit einer gewissen Coquetterie und absichtlichen Gefallsucht zu verbinden; ihr Eifer für Bekehrungen und Seelenrettungen, den wir später kennen lernen werden, beruhte nicht allein auf innerer Ueberzeugung und Missionseifer, sondeen auch auf der Berechnung, daß sie durch das Eingehen auf den Lieblingsgedanken des Königs sich dessen Neigung und Sympathie erhalten und befestigen werde. Nach dem Tode der Königin ging Ludwig mit dem Gedanken um, der Wittwe des Dichters Scarron seine Hand zu reichen. Louvois flehte ihn auf den Knien an, das Vorhaben nicht auszuführen. Seine Vorstellungen vermochten wenigstens so viel, daß die öffentliche Vermählung unterblieb und nur eine „Gewissensehe" geschlossen ward. In nächtlicher Stunde wurde die Trauung vor wenigen Zeugen durch den Erzbischof Harlay von Paris vollzogen. Der König nahm den Eifer des Ministers „für seinen Ruhm und seine Ehre" nicht übel auf. Aber Frau von Maintenon verzieh es ihm nie, daß er ihrem Ehrgeiz entgegen gearbeitet hatte. Auch der Minister ertrug es ungern, daß die wichtigsten Angelegenheiten des Staats und der Politik in ihrer Gegenwart berathen wurden und der König sie meistens um ihre Meinung fragte. Für die Erziehung, der Frau von Maintenon ihre Erhöhung zu danken hatte, bewahrte sie fortwährend ein besonderes Interesse. Sie hatte in St. Cyr ein Institut für adelige Fräulein gegründet; dafür wußte sie nun auch die Unterstützung des Königs zu gewinnen. So entstand die Anstalt von St. Cyr, „eine Genossenschaft mit einfachen Gelübden zur Erziehung unbegüterter Fräulein nach den Bedürfnissen ihres Standes zum Beruf ihres Lebens".

Steuerdruck und Colberts Ausgang.

Zu diesem blendenden Glanze des Hofes und der monarchischen Selbstherrschaft bildete die Belastung des Volkes und die zunehmende Verwirrung im Staatshaushalt einen dunkeln Hintergrund. Um die für die Kriege, für die Subsidien, für die Verschwendung des Hofes nöthigen Geldsummen zu beschaffen, mußte Colbert zu Mitteln greifen, welche nicht verfehlen konnten für die Landwirthschaft wie für die Industrie und den Handel nachtheilige Wirkungen hervorzubringen. Während des holländischen Krieges wurde eine Stempeltaxe eingeführt, worüber in mehreren Städten und Provinzen Volksaufstände ausbrachen; Bau und Verkauf des Tabaks wurde für ein Staatsmonopol erklärt, jede Exemtion von der Weinsteuer, von Zöllen und Auflagen für Lebensmittel aufgehoben.

der Jahrespacht für die Poſt erhöht, der Verkauf neugeſchaffener Aemter immer mehr ausgebeutet. Zu Anleihen, die nur zu einem hohen Zinsfuß (von achthalb Procent) zu erlangen waren, entſchloß ſich Colbert nicht leicht, um den Staatscredit nicht zu ſchwächen; aber Louvois bewies dem König, daß man auf dieſe Weiſe am raſcheſten zu Geld kommen könne, und Ludwig, der vor allen Dingen volle Kaſſen wünſchte, um in keiner Ausgabe gehindert zu ſein, lieh dem Miniſter Gehör, zumal da auch der Präſident des Pariſer Parlaments Lamoignon zuſtimmte. „Denn dahin vor allen Dingen gingen die national-ökonomiſchen Ueberzeugungen der Zeit, daß das baare Geld ſo reichlich wie möglich vorhanden und in fortwährendem Umlauf bleiben müſſe.“ Zur Verzinſung der Staatsſchuld und zu ihrer allmähligen Tilgung mußten dann wieder neue Auflagen erſonnen werden. Im Jahre 1675 meldete der Herzog von Lesdiguières, Gouverneur des Dauphiné an Colbert, daß der größte Theil der Einwohner jener Provinz während des Winters nur von Brod aus Eicheln und Wurzeln gelebt, und jetzt ſehe man ſie das Gras der Wieſen und die Rinde der Bäume eſſen. Der engliſche Philoſoph Locke bemerkte mit Verwunderung auf einer Reiſe durch das ſüdliche Frankreich in den ſiebenziger Jahren, daß große Strecken Ackerlandes ohne Anbau waren; man ſagte ihm in Montpellier, daß der Pachtwerth der Felder wegen Verarmung des Volkes während der letzten Jahre ſich um die Hälfte vermindert habe und daß die Handwerker und Kaufleute durch die Auflagen den größten Theil ihres Verdienſtes einbüßten; in Poitou ſah er viele Häuſer in Trümmern liegen. Man hat der Verwaltung Colberts vorgeworfen, daß ſie Fabriken und Manufacturen auf Koſten des Ackerbaus begünſtigt habe. Das Verbot der Kornausfuhr, um das Brod wohlfeiler zu machen, habe den Gewinn des Feldbaues gemindert. Aber die Hauptſchuld des finanziellen Verfalls lag in der Verſchwendung des Königs und in den Ausgaben für Kriegszwecke, die eine unerſchwingliche Steuerhöhe nothwendig machten. Die Ausgabe, die im Jahre 1670 ſich auf 70 Millionen belief, ſtieg im Jahre 1679 auf 131 Millionen. Und doch konnte der Miniſter den immer mehr wachſenden Anſprüchen des Monarchen auf die Dauer nicht genügen. Manche Anzeichen ließen in Colberts Seele Gedanken an die Möglichkeit der königlichen Ungnade aufſteigen. Der Kummer darüber hat vielleicht ſeinen Tod beſchleunigt. Er ſtarb im September 1683, und ſo verhaßt hatten die Steueredikte ſeinen Namen bei dem Volke gemacht, daß ſeine Leiche durch militäriſches Geleite gegen die heftig erregte Menge geſchützt werden mußte.

Die Aufſicht über die königlichen Bauten ging darauf an Louvois über, der jetzt überhaupt als der erſte Miniſter angeſehen ward. Colbert's Bruder, der bei den Nymweger Friedensverhandlungen und den darauf folgenden Reunionen ſich beſonders thätig erwieſen und des Königs Zufriedenheit erworben hatte, ſo wie des Miniſters Sohn, der Marquis von Seignelai, der mit der Verwaltung der Marine betraut war, ein leutſeliger freundlicher Herr, wußten ſich durch die Gunſt der Frau von Maintenon auch nach dem Tode des Familienhauptes in ihrer Stellung zu erhalten.

2. Kirchliche Vorgänge.

a. Jesuiten und Jansenisten.

Schlaffe Sittenlehre der Jesuiten.

Wir haben früher (XI, 27 ff.) in der Darlegung der Grundsätze und Praxis der Jesuiten den schlüpfrigen Weg angedeutet, auf welchem sich die Moral des Ordens bewegte. Das sittliche Trugsystem, dessen Keime und Wurzeln wir dort kennen gelernt, war um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zu seiner vollen Entfaltung gekommen. Seitdem die religiösen Dinge hinter der Politik der Staaten zurückgetreten waren, hatten in der Gesellschaft Jesu die weltlichen Interessen die Oberhand gewonnen, die Macht und der Reichthum des Ordens standen als Hauptziel im Vordergrund, wie eine große Handelscompagnie trieb die Brüderschaft Industrie- und Wechselgeschäfte, den Collegien Vermögen zuzuwenden, sei es Grundbesitz oder Capitalien, war die vornehmste Tendenz der Ordensgenossen. Die Folge war, daß die Jesuiten in ihren Lehren sich mehr der Richtung der Zeit anbequemten und insbesondere in der Erklärung der Sünde eine sehr laxe Ansicht aufstellten. Sünde sei eine freiwillige Abweichung von Gottes Gebot; diese trete aber nur ein, wo vollkommene Einsicht des Fehlers und die bestimmte Absicht ihn zu vollbringen vorhanden seien, äußeres Thun ohne innere Zustimmung und Freiwilligkeit sei keine Vergehung. Diese Casuistik führte zu einem Gewebe von Heuchelei und Sophistik. Die bedenklichen Lehren von dem Probabilismus, wonach man in einem zweifelhaften oder zweideutigen Falle eben so gut die wahrscheinlich falsche als die wahrscheinlich wahre Bestimmung ergreifen dürfe, die Doctrinen von dem geistigen Vorbehalt und von der wenn auch in verhüllter Gestalt vorgetragenen Heiligung des Mittels durch den Zweck, die uns schon aus dem vorigen Bande bekannt sind (XI, 31 f.), wurden jetzt mit immer größerer Rücksichtslosigkeit und Folgerichtigkeit ausgebildet und im Beichtstuhl, den die Jesuiten fast ausschließlich in Besitz hatten, und bei der Absolution in Anwendung gebracht. Diese Grundsätze machten das Joch Christi sehr leicht, zerstörten aber jeden sittlichen Halt.

Die Opposition. Jansen u. St. Cyran.

„Es müßte in der katholischen Kirche bereits alles Leben erstorben gewesen sein, wenn sich gegen so verderbliche Doctrinen und die gesammte Entwickelung, die damit zusammenhing, nicht doch auch in diesem Moment eine Opposition hätte hervorthun sollen". Sie that sich hervor und gewann bald eine mächtige Verbreitung, als der fromme und gelehrte Cornelius Jansen aus Holland, Professor in Löwen dann Bischof von Ypern, der schlaffen Jesuitenmoral kräftig entgegentrat und in seinem mit Tiefe und Gründlichkeit abgefaßten Buche „Augustinus", die alte strenge Lehre dieses Kirchenvaters, daß nur der durch die Gnade Gottes von den sündhaften Trieben des Fleisches erlöste und durch Glauben und Gottseligkeit mit seinem Schöpfer versöhnte und verbundene Geist in das ewige Leben eingehe, den Zeitgenossen von Neuem einschärfte. Der Verfasser starb am 6. Mai 1638, noch ehe er sein Werk dem Druck zuwenden konnte; aber seine Jünger und Anhänger gaben es unmittelbar nach seinem Tode in drei Foliobänden heraus. Was Jansenius durch Wort und Schrift lehrte, suchte sein Freund und Studiengenosse Duvergier de Hauranne als Abt von St. Cyran durch strenge Asceſe praktisch zu bethätigen. Innere Umwandlung und Befreiung der Seele von den Banden des durch die Begierden befleckten Fleisches erschien beiden als Fundament christlicher Gesinnung und christlichen Lebens gegenüber den äußerlichen Kirchenwerken, durch deren Uebung die Jesuiten sich mit Gott abzufinden, das christliche Gewissen zu beruhigen suchten. St. Cyran, wie der Abt gewöhnlich genannt ward, fand die Pönitenzordnung der Kirche ungenügend: man hörte ihn wohl sagen, „die Kirche sei in ihrem Anfang reiner gewesen, wie Bäche näher an der Quelle; gar manche Wahrheit des Evangeliums

ſei jetzt verdunkelt." Es war eine ähnliche Bewegung im Schooße der katholiſchen Kirche wie zur Zeit der Reformation, ein Ankämpfen chriſtlicher Glaubenstiefe gegen religiöſe Veräußerlichung. Die uralte Lehre von Gnade und freiem Willen, die ſeit Jahrhunderten die chriſtliche Welt in Bewegung geſetzt (IV, 589. X, 432) ergriff noch einmal die Gemüther der Gläubigen. Die Lehre, nur der von Gott gewirkte Geiſt, durch die Gnade aus den Feſſeln der Begierden erlöſt und in die göttliche Liebe eingepflanzt, gebe dem Willen des Menſchen die heiligende Kraft, daß er in der Knechtſchaft Gottes die wahre Freiheit findend, Wohlgefallen habe am Guten und unaufhörlich danach ſtrebe, erfüllte alle für religiöſe Wahrheit und Innerlichkeit empfänglichen Seelen mit Begeiſterung. Richelieu und Pater Joſeph fanden St. Cyrans Auftreten bedenklich für die Einheit der Kirche; er mußte daher mehrere Jahre in Gefangenſchaft leben; aber der Einfluß des „Johannes im Kerker" wurde dadurch nicht gehemmt: „ſeine Schüler gingen wie junge Adler unter ſeinen Flügeln hervor". Einer derſelben war Anton Arnauld, der Sprößling einer alten zum Katholicismus bekehrten Hugenottenfamilie aus der Auvergne, in welcher der Kampf gegen den Jeſuitismus gleichſam erblich war. Dieſer trat faſt gleichzeitig mit Janſenius in einer Schrift „über die häufige Communion" der äußerlich-mechaniſchen Auffaſſung der Jeſuiten von Buße, Beichte und Abſolution entgegen. Die auf Erweckung des religiöſen Gefühls und eines innerlichen Chriſtenthums gerichteten Anſichten der beiden Männer gewannen viele Anhänger in dem Frauenkloſter Portroyal in Paris und in dem damit verbundenen Einſiedlerverein in der Nähe der Stadt, einer Stiftung St. Cyrans. Es waren beſondees die zahlreichen Glieder und Verwandten der Familie Arnauld, die Mutter mit Töchtern und Enkelinnen, vor Allen Antons Schweſter Angelica, Aebtiſſin des Kloſters, der Neffe Le Maitre, ein gefeierter Parlamentsredner mit vier Brüdern, welche ſich dieſer Richtung religiöſer Vertiefung hingaben. Angezogen von ihrem Beiſpiel und ſittlichen Ernſt ſchloſſen ſich bald viele Gleichgeſinnte an. Männer und Frauen, denen das Kirchenweſen, wie es in der Wirklichkeit beſtand, nicht genügte, die ſich durch Umwandlung des Inneren die Gnade Gottes und das ewige Leben erwerben wollten, wandten ſich der Einſamkeit von Portroyal zu. Sie führten ein freiwilliges, durch keine Verpflichtung zuſammengehaltenes Kloſterleben mit religiöſen Uebungen, unterbrochen durch ländliche Arbeiten, durch Geſchäfte des Handwerks, durch literariſche Thätigkeit, durch Unterricht in einer von ihnen begründeten Schule. Von Jahr zu Jahr mehrte ſich die Zahl und das Anſehen der Janſeniſten; die geiſtreichſten und witzigſten Schriftſteller Frankreichs gehörten zu der Genoſſenſchaft von Portroyal des Champs; ſie bildeten eine Art von Akademie, welche ſich durch vielſeitige literariſche Arbeiten religiöſen und wiſſenſchaftlichen Inhalts hervorthat, Arbeiten die durch ihre populäre Form und Sprache, durch ihre mit Gründlichkeit verbundene Klarheit und Verſtändlichkeit ſich weite Kreiſe erſchloſſen, in Schule und Haus eindrangen und weſentlich zu der ſchriftſtelleriſchen Blüthe und Bildung der Zeit beitrugen. Gingen doch Geiſter von ſo eminenter Wiſſenſchaftlichkeit wie Paſcal, Koryphäen der franzöſiſchen Poeſie wie Racine, Gelehrte von den umfaſſendſten Studien wie der Hiſtoriker Tillemont, aus ihrer Mitte hervor. Wie in den erſten Regungen der Reformation in Frankreich war auch in dem Janſenismus eine myſtiſche und praktiſche Tendenz verbunden. Seine Anhänger bildeten eine pietiſtiſch-aſcetiſche Partei innerhalb der katholiſch-franzöſiſchen Welt; aber ſie hielten ſich auf dem Boden des reſtaurirten Katholicismus mit ſeinen Dogmen und Dienſten, mit ſeiner Hierarchie und ſeinem Kloſterleben; ihre reformatoriſchen Beſtrebungen gingen nicht auf die Heil. Schrift und das apoſtoliſche Zeitalter zurück, ſie verwarfen weder die Tradition der älteren Kirchenväter noch das Papſtthum; ſie lebten des Glaubens, „daß die erſcheinende Kirche trotz momentaner Verdunkelung und Verunſtaltung doch Eines Geiſtes, ja Eines Leibes mit Chriſto ſei".

Portroyal und der Janſenismus.

Bald ſuchten die Glieder der angeſehenſten Adelsfamilien, die Schweſter und der Bruder des Prinzen von Condé und viele Männer und Frauen aus den erſten Kreiſen der Geſellſchaft in den geweihten Räumen von Portroyal Schutz und Heilung wider die Sündhaftigkeit der Welt. Es war ein Rückſchlag gegen das leichtfertige Leben während der Fronde. „Denn zwiſchen frivolem Genuß und religiöſer Zurückgezogenheit bewegte ſich nun einmal dieſe Welt."

Der Janſenismus und das Papſtthum.

Die Janſeniſten traten dem herrſchenden Kirchenthum zu ſcharf entgegen und nahmen durch ihr geiſtiges, ſittliches und literariſches Leben und Verhalten eine zu bedeutende Stellung ein, als daß ſie nicht bald von verſchiedenen Seiten hätten Anfechtungen erfahren ſollen. Beſonders eifrig erhoben ſich die Jeſuiten gegen die „Parteigänger der Gnade". Nicht nur daß ſie in polemiſchen Werken den entgegengeſetzten Standpunkt geltend machten und die Nothwendigkeit einer freien Selbſtbeſtimmung ſo lebhaft betonten, daß darüber die Idee der göttlichen Gnade ganz in den Hintergrund gedrängt ward, ſie erhoben auch Klage gegen Janſen's Werk bei dem päpſtlichen Stuhle. Sie fürchteten, die Janſeniſtiſchen Anſichten, die ſchon bei dem franzöſiſchen Klerus Eingang gefunden, für die ſich das Pariſer Parlament ausgeſprochen, möchten weiter um ſich greifen, wenn ihnen nicht durch die Autorität der Kirche Einhalt geboten würde. Zu dem Zweck legten ſie der Curie fünf Sätze aus Janſen's „Auguſtinus" vor, in denen ſie Widerſprüche gegen die herrſchende Kirchenlehre zu finden glaubten. Die Congregation, die zu deren Prüfung in Rom niedergeſetzt wurde, war verſchiedener Meinung, doch erklärte ſich die Mehrheit für die Verwerfung. Papſt Innocenz X. ſchwankte; er vermied gern entſcheidende Ausſprüche. Allein Kardinal Chigi, der gegen das Buch einen Widerwillen gefaßt hatte, brachte es durch ſeinen Einfluß dahin, daß eine Bulle jene fünf

1. Juni 1653.

Sätze als „ketzeriſch, blasphemiſch, fluchbeladen" erklärte. Er hatte vornehmlich auf eine Stelle hingewieſen, welche die päpſtliche Unfehlbarkeit in Frage zu ſtellen ſchien. Ein Ausſpruch des Kirchenvaters über den Stand der Unſchuld war von dem römiſchen Hofe verdammt worden. Dennoch hatte Janſenius das Dogma wieder vorgetragen und zu ſeiner Rechtfertigung beigefügt, „der päpſtliche Stuhl verdamme zuweilen eine Lehre blos um des Friedens willen, ohne ſie darum gleich für falſch erklären zu wollen". Darin wurde eine Herabſetzung des apoſtoliſchen Anſehens des kirchlichen Oberhauptes gefunden. Der königliche Hof in Paris, damals noch unter Mazarins Leitung war den Janſeniſten abgeneigt, weil ſie für den Kardinal von Retz in ſeinen Anſprüchen auf den erzbiſchöflichen Stuhl Partei nahmen. Man ſah in ihnen eine „geiſtliche Fronde". Daher wurde die Bulle durch die „Hofbiſchöfe" mit Hülfe der Jeſuiten raſch in Frankreich verbreitet. Nun aber behaupteten die Gelehrten von Portroyal, daß die fünf Sätze in der angeführten Weiſe ſich in Janſen's Schrift gar nicht vorfänden, jedenfalls nicht in dem Sinne von dem Verfaſſer geſchrieben ſeien, in welchem ſie der Papſt verdammt habe. Darüber ging Innocenz X. aus der Welt, und derſelbe Cardinal Chigi, welcher am eifrigſten die Verdammung betrieben hatte, beſtieg als Alexander VII. den päpſtlichen Stuhl. Dieſer erklärte auf die Einwendung: „die fünf Sätze ſeien allerdings aus dem Buche Janſens gezogen und in dem Sinne deſſelben verurtheilt worden". Damit erhielt der Streit eine neue Richtung; jetzt erklärten die Genoſſen von Portroyal und vier Biſchöfe, die päpſtliche Unfehlbarkeit könne ſich doch nur auf Glaubenslehren, nicht auf Thatſachen erſtrecken. Ueber eine rein faktiſche Frage (la question de fait) könne die Kirche nicht mit höherer Autorität entſcheiden als die Wiſſenſchaft. Vergebens ſuchte die Regierung und der Erzbiſchof Pareſize von Paris die Verdammungsbulle in dem päpſtlichen Sinne zur Anerkennung zu bringen, indem ſie allen geiſtlichen Perſonen und Lehrern Formulare zur Unterſchrift vorlegten, wie einſt in den lutheriſchen Ländern Deutſchlands bei Gelegenheit der Concordienformel:

die Janseniſten ſträubten ſich nicht die fünf Sätze, die von dem Papſt als Irrlehren erklärt worden, auch ihrerſeits zu verdammen; nur wollten ſie nicht durch ihre unbedingte Unterſchrift zugeſtehen, daß ſie in Janſenius enthalten, daß dies die Lehren ihres Meiſters ſeien. In einem „Briefe an eine Perſon von Stande“ erklärte Arnauld, Gewiſſenshalber könnten ſie nicht ein Buch für irrig erklären wegen einiger Lehrſätze, die ſie nicht darin fänden. Für jenen Thatbeſtand könnten ſie nur die Unterwerfung „eines ehrfurchtsvollen Stillſchweigens“ beobachten. Aber die große Theilnahme, welche die Sache bei allen Ständen fand, gab ihnen auch den Muth, dieſes Schweigen zu brechen. Die geiſtreichen Männer des Portroyal, vor allen der als Philoſoph und Mathematiker ausgezeichnete Blaiſe Pascal, erhoben eine ſcharfe Polemik, worin ſie nicht nur die Sophiſtik der Jeſuiten und den kirchlichen Lichtſinn in ihrer ganzen Blöße enthüllten, ſondern ſelbſt gegen die päpſtliche Autorität ſich auf die höhere Macht Gottes, wie ſie ſich in der heil. Schrift offenbare, beriefen. Paſcals „Provinzialbriefe“, zuerſt in einzelnen Flugblättern geheimnißvoll auftauchend, dann zu einem Buch geſammelt, machten ſelbſt dem Nuntius Sorge. Das Buch, in welchem die Caſuiſtik und die ſittenverderbenden Lehren der Jeſuiten, ihre bequeme Frömmigkeit und ſchlaffe Belchimoral mit Ironie und Spott in witzigem gewandten Vortrage dargelegt ſind, und zugleich in tiefen Gedankenblitzen die Wahrheit des Chriſtenthums für die nach dem göttlichen Rathſchluß ſich Sehnenden gegen eine Welt voll Zweifel und Widerſprüchen ſiegreich verfochten wird, begründete eine neue Aera der Proſaliteratur Frankreichs. Es war der ſchärfſte Pfeil, der bis dahin gegen den mächtigen Orden gerichtet worden. Paſcals Provinzialbriefe.

Lange widerſtanden die Janſeniſten von Portroyal allen Verſuchen, ſie mit Strenge und Gewiſſenszwang zum unbedingten Gehorſam zu bringen; die Nonnen des Kloſters ließen ſich von dem Erzbiſchof, ihrem geiſtlichen Haupte, lieber vom Abendmahl ausſchließen, lieber aus den heiligen Räumen verweiſen, als daß ſie gegen ihre Ueberzeugung und ihr religiöſes Bewußtſein die ihnen dargebotene Bekenntnißſchrift unterzeichnet hätten. Endlich wurde unter Papſt Clemens IX., einem milden friedliebenden Herrn durch Vermittelung des Königs, der Herzogin von Longueville und einiger Biſchöfe eine mildere Form der Unterwerfung aufgeſtellt, welcher auch die Janſeniſten beitreten konnten. Die Curie begnügte ſich mit einer Verdammung der fünf Sätze im Allgemeinen, ohne darauf zu beſtehen, daß ſie von Janſenius wirklich gelehrt worden ſeien. Auf Grund dieſes Compromiſſes wurde dann der „Kirchenfrieden“ abgeſchloſſen, den der König mit ſo viel Selbſtzufriedenheit als ſein eigenes Werk anſah. Die während des Streites von Jeſuiten und Ultramontanen aufgeſtellte Behauptung, „der Papſt ſei auch in Fragen über Thatſachen unfehlbar, denn von dem göttlichen Stifter der Religion ſei die ihm eingeborne Infallibilität auf den Heil. Petrus und deſſen Nachfolger übertragen worden, der religiöſe Glaube ſelbſt rechtfertige daher die Annahme, daß die verdammten Propoſitionen von Janſenius in der That behauptet worden ſeien“, wurde ſomit von der Curie ſelbſt aufgegeben, das Dogma von der abſoluten Autorität der päpſtlichen Gewalt eingeſchränkt. Die Janſeniſten durften fortbeſtehen ohne mit der Kirche zu zerfallen. Sie hielten nach wie vor an der Lehre von der wirkſamen Gnade feſt und gewannen durch ihre literariſche Thätigkeit immer mehr Anſehen und Bedeutung bei der Nation. Der Uebertritt von Turenne zu der katholiſchen Kirche wurde dem Einfluß Janſeniſtiſcher Schriften zugeſchrieben. Der König ſelbſt munterte Arnauld auf, ſeine „goldene Feder“ im Dienſte der Religion und Wahrheit zu gebrauchen. Die Schriften des Portroyal, ausgezeichnet durch Klarheit und Schärfe des Denkens, und im reinſten Stile des gebildeten Frankreich geſchrieben, wurden Muſter der franzöſiſchen Proſa und ihre Lehrbücher über Grammatik, Rhetorik, Logik und Mathematik hatten bedeutenden und bleibenden Werth. Um die Wirkungen der Janſeniſtiſchen Lehren abzu- Beilegung des Streits. 28. Sept. 1668.

ſchwächen, begünſtigten die Jeſuiten die ſinnlich-ſentimentale Auffaſſung chriſtlicher Vorſtellungen. Am 16. Juni 1675 hatte eine Nonne in dem neugegründeten Kloſter Paray-le-Monial, Maria Alacoque, eine Viſion: Jeſus Chriſtus erſchien ihr perſönlich und zeigte ihr ſein heiliges Herz, womit er die Menſchen ſo ſehr geliebt, ja er befahl der Nonne, ihr Herz in das ſeinige zu legen. Dies gab dem Cultus des „heiligen Herzens Jeſu", die Entſtehung, der zwei Jahrhunderte ſpäter, als die Jeſuiten Papſt und Kirche beherrſchten, eine ſo demonſtrative Bedeutung durch Wallfahrten und Wundererſcheinungen in Frankreich erlangen ſollte.

b. Ludwig XIV. und der päpſtliche Stuhl.

König und Papſt.

Dieſer Ausgang des Streits mit dem päpſtlichen Stuhl war geeignet die autokratiſchen Anſprüche und Tendenzen in Ludwig XIV. zu ſteigern: Die rückſichtsloſe Machtherrſchaft, die er in den ſiebenziger und achtziger Jahren gegenüber den Fürſten und Staaten Europa's an Tag legte, glaubte er auch im Innern gegenüber dem Klerus, der päpſtlichen Jurisdiction und den Hugenotten ſich geſtatten zu dürfen. Wie in dem Streit gegen den Janſenismus der jeſuitiſche Geiſt auf die Entſcheidung der römiſchen Curie einwirkte, ſo ließ ſich auch der Einfluß des Ordens in der kirchenpolitiſchen Haltung des päpſtlichen Stuhles erkennen. Es war ganz im Sinne der Geſellſchaft Jeſu, wenn Urban VIII. und ſeine nächſten Nachfolger die jurisdictionellen Gerechtſame des kirchlichen Oberhauptes in den Beziehungen zu der mehr und mehr hervortretenden fürſtlichen Selbſtherrlichkeit nachdrücklicher wahrnahmen und zur Geltung zu bringen ſuchten. In dieſem Streben des Pontificats, das zu den abſolutiſtiſchen Ideen des franzöſiſchen Monarchen in ſchroffem Gegenſatz ſtand, lagen Keime zu unvermeidlichen Conflikten zwiſchen den Höfen von Rom und Verſailles verborgen. Wenn Papſt Alexander VII. Unmuth und Verdruß empfand, daß die politiſchen Dinge ohne ſeine Mitwirkung ſich vollzogen, der pyrenäiſche Friede ohne Zuziehung eines päpſtlichen Bevollmächtigten zum Abſchluß geführt ward; ſo bemerkte Ludwig XIV. und ſein Conſeil mit nicht minder Verdruß und Aerger, daß Clemens IX. und X. mehr Sympathien für die Habsburger als für Frankreich zeigten, in den kriegeriſchen Verwickelungen Spaniens gegen Portugal wie gegen das franzöſiſche Reich jener Macht ihren geiſtlichen Beiſtand liehen, ihre wohlwollende Geſinnung bethätigten. Ludwigs XIV. Anhänglichkeit an die katholiſchen Satzungen und ſeine äußerliche Kirchlichkeit hielten ihn daher nicht ab, dem päpſtlichen Hofe gegenüber eben ſo ſeine rückſichtsloſe Selbſtherrſchaft geltend zu machen, wie gegen die weltlichen Fürſten. Wir wiſſen, welche Demüthigungen ſich ſchon Alexander hatte gefallen laſſen müſſen (S. 364.). Aber noch ſchärfer entwickelten ſich die Gegenſätze als Innocenz XI. Odeſcalchi, ein Prälat von Kraft, Umſicht und Energie im Innern wie nach Außen, den römiſchen Stuhl beſtieg. Er nahm es übel auf, daß man in Frankreich bei jeder Gelegenheit die Freiheiten und die Sonderſtellung der galliciniſchen Kirche betonte; daß der König, unterſtützt durch die Devotion und Hingebung des franzöſiſchen Klerus ſo-

wohl in das Kirchenvermögen als in die priesterlichen und bürgerlichen Rechte des geistlichen Standes sich eigenmächtige Eingriffe gestattete, daß er die Geldsendungen nach Rom unter beschränkende Aufsicht nahm.

Das königliche Regale und die Freiheiten der gallicanischen Kirche.

Besonders heftig entbrannte der Streit wegen der Ausdehnung des Regalrechts bei erledigten Bisthümern über Provinzen, in denen dasselbe bisher nicht gegolten. Bei diesen und andern Fragen standen die Jansenisten, zu deren Grundlehren die Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt gehörte, wieder auf Seiten der Curie, wodurch sie aufs Neue Bedrängnisse und Verfolgungen durch die Regierung auf sich herabzogen. Der jansenistisch gesinnte Bischof von Pamiers mußte eine Zeitlang von Almosen leben, Arnauld sah sich zur Flucht nach den Niederlanden genöthigt, wo er bis zu seinem Tode (8. August 1694) lebte, unermüdlich beschäftigt, die höchsten Güter des Menschen durch religiöse und philosophische Schriften zu erforschen und zu erläutern; der Minister Pomponne, ein gemäßigter Mann der Jansenistischen Partei, wurde aus dem Staatsdienst entlassen. Der Papst nahm sich der französischen Kirche an; er richtete mehrere Mahnschreiben an den König, er möchte die Rechte der Kirche und des Klerus nicht antasten, sonst werde er bewirken, „daß die Quelle der göttlichen Gnade über sein Reich vertrockne". Anstatt aber diesen Ermahnungen Gehör zu geben rief der französische König, in sicherer Voraussicht, daß die Geistlichkeit seines Reiches, die sich während des Krieges so bereitwillig gezeigt, „dem bedürftigen und dürstenden Gemeinwesen" durch eine namhafte Beisteuer zu Hülfe zu kommen, auch in diesen kirchlich-politischen Fragen zu der Krone stehen würde, ein Nationalconcil aus französischen Prälaten aller Provinzen in Paris zusammen, um über die Aufrechthaltung der Freiheiten der gallicanischen Kirche und die Ausführung der zwischen der Krone Frankreich und dem römischen Stuhle bestehenden Verträge zu berathen und zu beschließen. Auf dieser Versammlung, in welcher Bossuet eine hervorragende Stellung behauptete, wurden die vier Artikel abgefaßt, die als Manifest der Autonomie der gallicanischen Kirche gegenüber dem römischen Supremat angesehen und von Ludwig zu einer Art von Glaubenssätzen, von symbolischem Buch erhoben wurden. In dieser „Declaration des französischen Clerus", welcher Ludwig durch ein eigenes Edikt Gesetzeskraft verlieh, war die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der geistlichen, die Superiorität der Concilien über das Papstthum, die Nothwendigkeit der Beistimmung der Kirche in allen geistlichen, der Beobachtung der Reichsgesetze in allen weltlichen Fragen ausgesprochen. Nach diesen Beschlüssen sollte in allen Schulen und Seminarien gelehrt werden, nur wer sie beschwor, konnte in der juristischen oder theologischen Facultät einen Grad erlangen. Die Bischofstühle wurden von dem König nur mit Anhängern der Declaration besetzt. Die nationale Idee, die sich in der innigen Verbindung von König, Clerus und Volk kundgab, beherrschte auch die französische Kirche und Geistlichkeit.

Nov. 1681 bis März 1682.

Frankreich auf dem Weg zum Schisma.

Papst Innocenz XI. beharrte bei seinem Sinn: er weigerte sich den Ernannten die geistliche Investitur zu ertheilen. „Die Einkünfte mochten sie genießen, aber die Ordination empfingen sie nicht, einen geistlichen Akt des Episcopats durften sie nicht ausüben". Nach einigen Jahren gab es in Frankreich fünfunddreißig Bischöfe ohne päpstliche Bestätigung. Der französische Klerus hielt fast ausschließlich zur Krone, selbst der Jesuitenorden trennte seine Sache diesmal von Rom, theils aus Opposition gegen die jansenistisch Gesinnten, theils aus Herrschsucht. Denn der „Gewissensrath" oder das geistliche Ministerium, von welchem hauptsächlich die Besetzung der Prälaturen entschieden ward, stand durch den königlichen Beichtvater Père la Chaise unter dem Einfluß des Ordens. Das katholische Frankreich schien auf dem Wege zu einem Schisma begriffen. Und gerade jetzt wurden die entscheidenden Schritte gethan, das Königreich von den letzten Resten der abweichenden Religions- und Cultusformen zu reinigen, welche durch die calvinische Reformation in den Tagen der Väter begründet worden, das Edikt von Nantes, durch das einst Heinrich IV. den religiösen und bürgerlichen Frieden hergestellt, aus der Welt zu schaffen. Vielleicht sollte der Gewaltstreich den ängstlichen Gewissen die Beruhigung geben, daß durch die vier Artikel die katholische Rechtgläubigkeit keinen Schaden nehme.

c. Aufhebung des Edikts von Nantes und Hugenottenverfolgungen.

Ludw. XIV. und die calvinische Lehre.

Noch war der Streit zwischen dem Machtherrscher in Paris und dem kirchlichen Oberhaupt in Rom nicht ausgeglichen; noch schwebten neue Gewaltmaßregeln gegen Portroyal und die Jansenisten in der Luft; als der schon lange vorbereitete Schlag der Vernichtung gegen die Hugenotten geführt ward. Das calvinische Wesen mit seinen republikanischen Ideen von gemeindlicher Selbstregierung, mit seiner Sittenstrenge und Kirchenzucht, mit seiner Richtung zu einem ernsten enthaltsamen Leben in separatistischer Abgeschlossenheit stand in grellem Gegensatz zu der monarchistisch-kirchlichen Uniformität, in der sich nach Ludwigs Ideen Reich und Nation bewegen sollten, zu der ganzen Vorstellungswelt, den Anschauungen und gesellschaftlichen Formen, die er seinem Zeitalter aufprägen wollte. Daher war er auch von Anfang seiner Regierung auf Mittel bedacht, die hugenottische Glaubensgemeinschaft zu der allgemeinen Kirche Frankreichs zurückzuführen, die katholische Einheit, welche die Bekenner der „sogenannten reformirten" Confession unterbrachen und störten, wieder aufzurichten.

Der König und die Hugenotten.

Die Treue und Ergebenheit, welche die Hugenotten während des Kriegs der Fronde bewiesen, brachte ihnen im Anfang der Regierung Ludwigs eine günstigere Stellung. Das Edikt von Nantes wurde aufs Neue gewährleistet, die Strenge der Parlamente gemildert, der Bau neuer Kirchen gestattet. Im J. 1659 bewilligte Mazarin die Abhaltung einer Provinzialsynode, was seit vielen Jahren nicht mehr geschehen war. Man erlaubte ihnen den Zutritt zu einigen Staats- und Communalämtern. Auf den Academien in Montauban, Sedan, Saumur wurde auch von protestantischen Theo-

logen die große Frage über die Gnade, welche das katholiſche Frankreich in zwei Heerlager ſpaltete, in Erwägung gezogen; manche Hugenotten betheiligten ſich an dem Aufſchwung der Wiſſenſchaften und der Literatur. Mehrere der angeſehenſten Feldherren und Staatsmänner, wie Du Queſne, Schomberg, Rubigny gehörten der reformirten Kirche an. Huygens, der Theoretiker der Dynamik war Calviniſt. Aber Nachſicht und Toleranz gegen Ausnahmsſtellungen lag nicht in Ludwigs Charakter. Als er ſeinen Frieden mit den Janſeniſten geſchloſſen, gedachte er auch die Reformirten wieder mit der Kirche zu verſöhnen. Auf einer Synode zu Charenton wurde ihnen der Entwurf zu einer „Reunion" vorgelegt, auf Grund deſſen ſie gegen einige Zugeſtändniſſe (Accommodements) ihre religiöſe Sonderſtellung aufgeben ſollten. Da erwachte aber in den Abgeordneten das althugenottiſche Bewußtſein mit neuer Stärke. Sie trugen Bedenken durch Annahme neuer Formeln und Beſtimmungen, die leicht von dem Papſte umgeſtoßen werden könnten, die Gültigkeit des Edikts von Nantes in Frage zu ſtellen. Die Reunion kam nicht zu Stande. Seitdem verſchärfte ſich des Königs Abneigung gegen die Proteſtanten. Bei der allgemeinen Loyalität, welche ihm die Nation entgegenbrachte, fand er es unerträglich, „daß es in ſeinem Reiche eine Partei gab, welche die Religion, zu der er ſich bekannte, des Irrthums zieh und von ihm geſondert die rechte Wahrheit zu beſitzen vermeinte." Wir wiſſen, wie ſehr ſchon zu Richelieus Zeiten dieſer Geſichtspunkt hervorgehoben ward. Zu dieſer Abneigung kam noch, daß Ludwig der Anſicht war, zu einer vollendeten Monarchie ſei Einheit der Kirche eben ſo nothwendig wie Einheit des Staats. Während des holländiſchen Krieges zeigte ſich, wie erwähnt, der franzöſiſche Klerus ſehr willfährig, die Bedürfniſſe des Staates durch einen beträchtlichen Geldbeitrag zu erleichtern. An die Bewilligung knüpfte er die Bitte, der König möge die Ketzerei aus ſeinem Reiche ausrotten, dadurch werde er Gott am beſten ſeinen Dank für die verliehenen Siege abtragen und nicht nur als Kriegsheld, ſondern auch als Glaubensheros erſcheinen. Dies machte auf Ludwig um ſo größeren Eindruck, als er die Hugenotten im Verdacht hatte, ſie hegten mit ihren Glaubensgenoſſen mehr Sympathie als mit ihren Landsleuten.

Reunionsverſuche. 1673.

Vorurtheile und Stimmung.

Nach Herſtellung des Friedens wurde daher eifrig zu dem Werk der Bekehrung geſchritten. Die Geiſtlichkeit ward ermahnt, an der Begründung der kirchlichen Einheit aus allen Kräften mitzuwirken; die Glieder der Geſellſchaft Jeſu empfahlen in Schriften die Mittel und Wege, welche am ſicherſten zum Ziel zu führen ſchienen. Wir wiſſen, daß der König von Zeit zu Zeit Anwandlungen von Reue über ſein ſündhaftes Leben hatte. Im J. 1676 trennte er ſich auf einige Zeit von Madame de Monteſpan. Die Mätreſſe trauerte und weinte vor den Altären, der König aber beſtimmte als Sühne den dritten Theil ſeiner Privatkaſſe für die Bekehrung der Hugenotten. Pelliſſon, ſelbſt ein Convertit, wurde mit der Verwaltung beauftragt. Nun kam mehr Methode in die Arbeit. Am Hofe ſelbſt erſtaunte man über die Erfolge; und um Scheinconverſionen zu verhindern, ergingen ſchwere Strafgeſetze gegen „Rückfällige" und „Apoſtaten" (1679). Zugleich wurde der Beſchluß gefaßt, alle die Wege der Gewaltſamkeit, die das Edikt ſelbſt offen gelaſſen, zur Beſchränkung des reformirten Bekenntniſſes zu betreten: „Nichts zu erlauben, was in demſelben nicht ausdrücklich verheißen, Alles zu verbieten, was darin nicht ausdrücklich erlaubt ſei." Zuerſt wollte man den Freibrief allmählich zerſetzen und dann wenn nur noch ein Schatten davon übrig wäre, mit der Widerrufung des Edictes dem heimtückiſchen und feindſeligen Verfahren die Krone aufſetzen. Demzufolge raubte man den Hugenotten noch in demſelben Jahr den letzten Reſt ihrer politiſchen Sonderrechte, die getheilten Kammern, die ſie ſo lange gegen die Scheelſucht der Parlamente aufrecht erhalten hatten, „weil die Neubekehrten vor einem ſolchen Tribunal keine Gerechtigkeit zu erwarten hätten"; im nächſten Jahr (1680) erging eine Verordnung, durch welche jeder Uebertritt von der katholiſchen Kirche zur reformirten mit

Die Bekehrung organiſirt.

harten Strafen belegt, jede gemiſchte Ehe verboten war. Durch gezwungene und ſophiſtiſche Deutungen des Edikts von Nantes und unter allerlei Vorwänden verminderte man die Zahl der reformirten Kirchen, beſchränkte den Gottesdienſt auf wenige Hauptorte und erſchwerte oder verhinderte die Cultushandlungen. Ludwigs Anfälle von Reue und Andacht wurden ſtets die Quelle neuer Drangſale für die calviniſchen Ketzer, durch deren Bekehrung er ſeine Sünden zu ſühnen hoffte. Durch die Thätigkeit der Miſſionare, der Beamten, der Geiſtlichkeit und Ordensleute füllten ſich die Namensliſten der Bekehrten, ſo daß der Klerus im Jahre 1680 am Schluſſe ſeiner Verſammlung eine Dankſagung an den König richtete, „daß er ihnen das Glück bereite, die Ketzerei unter ſeinen Fußtritten ſterben zu ſehen.“ Ein Gewiſſenszwang, mit Gewaltſamkeit und Rechtsverachtung wie er kaum jemals in der Geſchichte vorgekommen, wurde jetzt über das reformirte Frankreich verhängt. Denn der confeſſionelle Haß, in ſtaatliche Formen gekleidet und mit ſtaatlicher Autorität ausgerüſtet, iſt eine verzehrende Flamme, welche die ſchwerſten Heimſuchungen über ein Volk bringt. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, wenn auch wenig verbürgt, daß Colbert, der die Hugenotten als betriebſame, gewerbfleißige und wohlhabende Bürger ſchätzte, trotz ſeiner ſtrengkatholiſchen Richtung, gewaltthätige Maßregeln zu hintertreiben oder zu mildern geſucht. Die Reformirten hatten einen großen Antheil an der Verwaltung der Finanzen, den Staatspachtungen, dem Anleiheweſen; die Fabriken und Manufacturen in Eiſen, Leder, Seide, Wolle waren großentheils in ihren Händen; ſie vermittelten den Handel mit Holland und England; ſie zeichneten ſich aus durch Thätigkeit, Wohlſtand und Bildung. Aber in der nächſten Umgebung des Königs arbeiteten wirkſamere Kräfte für die Ausrottung der Ketzerei. Neben dem königlichen Beichtvater La Chaiſe, der im „Gewiſſensrath“ die erſte Stimme führte, hielt beſonders Frau von Maintenon den Bekehrungseifer Ludwigs wach. Wir haben dieſe merkwürdige Dame, die ihre religiöſe Devotion und Tugendübung geſchickt als Hebel ihres Ehrgeizes und ihrer Politik zu benutzen verſtand, ſchon früher kennen gelernt. Seitdem die Monteſpan vom Hofe entfernt lebte und die Königin Maria geſtorben war, gewann ſie durch ihre unbedingte Hingebung und Uebereinſtimmung mit Ludwigs Natur den größten Einfluß auf alle Vorgänge in Staat und Kirche; und vor Allem ſind die ſtrengen Maßregeln zur Bekehrung der Hugenotten in erſter Linie ihrem Zelotismus zuzuſchreiben. Gegen ihre ehemaligen Glaubensgenoſſen hatte Frau von Maintenon keine Schonung, kein Mitleid in ihrem Herzen. Und mußte ſie, wenn ſie milder gegen jene geweſen wäre, nicht befürchten, daß man ſie einer geheimen Hinneigung an den Glauben ihrer Jugend beſchuldigen würde? Auch Louvois war ein eifriger Fürſprecher energiſcher und durchgreifender Schritte; man müſſe den Trotz und Eigenwillen der hartnäckigen und halsſtarrigen Ketzer gewaltſam brechen. Nun folgte eine Reihe drückender und drangſalvoller Maßregeln, die den beabſichtigten Hauptſchlag vorbereiteten. Man ſchloß die Hugenotten allmählich von Aemtern und Würden, von den Pachtungen und Gemeindeſtellen, ja von den Zunftrechten aus und begünſtigte die Bekehrten; dadurch wurden die Ehrgeizigen verlockt; bei der Eintreibung der Taille nahm man den Katholiſchen oder Uebertretenden die Hälfte der Laſt ab und warf ſie auf die Reformirten, „um dem König Seelen zu erwerben“; die Armen ſuchte man durch Geld zu gewinnen, das aus Ludwigs Bekehrungskaſſe und aus den milden Gaben vornehmer Frommen floß; und durch die Verfügung, daß der Uebertritt Minderjähriger bis zu ſieben Jahren herab gültig ſei, öffnete man der Glaubenstyrannei ein weites Feld. Familien wurden getrennt, Kinder ihren Eltern entriſſen und in der katholiſchen Religion erzogen, die Wiederaufnahme eines reuigen Neubekehrten in die Gemeinſchaft als Verbrechen mit Verluſt der Kirche und Vertreibung des Geiſtlichen beſtraft. Hof, Regierung und Klerus, an der Spitze des letzteren der ebenſo liebloſe und fanatiſche

Colberts Haltung.

Frau von Maintenon.

Louvois.

Glaubenstyrannei.

als gelehrte und beredte Bischof Bossuet von Meaux, setzten alle Mittel in Bewegung, um Frankreichs kirchliche Einheit zu begründen. Mit den Ermahnungen der Geistlichen „an ihre Brüder von der calvinistischen Secession", abzulassen von dem Schisma und zur nationalen Kirche zurückzukehren, waren Drohungen verbunden gegen diejenigen, die hartnäckig bei ihren Irrthümern beharren würden. So mächtige Hebel konnten nicht ohne Wirkung bleiben. Der Adel brachte großentheils seinen Glauben und seine Traditionen der Hofgunst und dem Willen des Souveräns zum Opfer; unter dem geringen Volke ließ sich Mancher durch Geld zum Besuche der Messe bewegen, was die Jesuiten, Fanatiker und Frömmler zu täuschenden Beweisen für die leichte Ausführbarkeit einer kirchlichen Einigung benutzten; aber der wohlhabende Bürgerstand, der Kern der calvinischen Confession, widerstand allen Lockungen. Bei ihm galt es für eine Ehrensache, um keines Vortheils willen noch wegen irgend eines Verlustes die Religion zu wechseln. Auf einer geheimen Zusammenkunft mehrerer Abgeordneten aus Languedoc, der Dauphiné und den Sevennen in Toulouse beschloß man festzuhalten an dem Glauben der Väter und Gott nach der alten Weise zu dienen wo und wie es geschehen könne. Ohne Waffen versammelten sie sich auf den Trümmern ihrer Kirchen, um zu beten und Bußpsalmen zu singen, oder erbrachen die Thüren von solchen, die noch standen aber verschlossen waren. Dieser glaubenstreue ehrenfeste Bürgerstand konnte nur mit Gewalt bezwungen werden, und auch dazu war Louvois, der seit dem Tode Colberts (S. 405.) die entscheidende Stimme im Conseil führte, fest entschlossen. Juni 1683.

Schon im Jahre 1681 hatte der Kriegsminister dem harten und grausamen Intendanten von Poitou, Marillac ein Reiterregiment zugeschickt, um mittelst Einquartierung die Bekehrungen nachdrücklicher zu betreiben. Einige Zeit nachher brachte Foucault, Intendant von Béarn durch Richtersprüche und militärischen Terrorismus die sämmtlichen Kirchen in dem Heimathlande Heinrichs IV. zu Falle, ließ dann im Lande der Wehklage Freudenfeuer anzünden und ein Tedeum anstimmen. Dieses Gewaltverfahren wurde bald weiter ausgedehnt und führte zu den „Dragonaden", einer der dunkelsten Seiten in der Leidensgeschichte der Menschheit. Der zwanzigjährige Waffenstillstand mit Holland und dem deutschen Reiche enthob die französische Regierung jeder Rücksichtnahme auf das protestantische Ausland. Nun glaubte Louvois durchgreifender zu Werke gehen zu dürfen, um die Reformirten, welche, wie man den König glauben machte, nur aus Trotz und Eigenwilligkeit die Absonderung aufrecht erhielten, zum Gehorsam und zur Unterwerfung zu zwingen. Zu dem Zweck wurden Reiter in die südlichen Landschaften an den Pyrenäen, der Garonne und der Rhone gesandt, welche die gemischten Orte besetzten und ihre Herberge in den Wohnungen der Hugenotten nahmen. Es wäre ermüdend und erschütternd, alle die Peinigungen, die Gewaltthätigkeiten, die Trugkünste aufzuzählen, womit man die Gewissen bedrängte, die heiligsten Menschenrechte verletzte, die irdische Wohlfahrt und den Frieden der Seele vernichtete, damit in Zukunft in Frankreich Ein Hirte und Eine Heerde sein möchte. Generale und Intendanten vereinigten sich mit den Missionaren zu dem Schreckenswerke der Tyrannei und des Fanatismus, die ganze ungeheure Macht der Monarchie legte sich aufs Bekehren. In der Dauphiné, wo die Mißhandelten in der Verzweiflung zu einem Akt der Nothwehr gegriffen, Die Dragonaden.

hauſten die Soldaten wie in Feindesland, rohe Gewalt mit thieriſcher Luſt vereinigend. Bald ſchwand der Wohlſtand der gewerbſamen Bürger, von deren Gut die rohen Dragoner praßten. Die Unthaten und Brutalitäten der „geſpornten Bekehrer", die das Haus des Abtrünnigen verließen, um in doppelter Anzahl bei den Standhaften einzurücken, die für die ruchloſeſten Handlungen ſtatt Beſtrafungen Lohn zu erwarten hatten und darum die empörendſten Schandthaten verübten, wirkten mächtiger als die „goldene Beredſamkeit" Pelliſſons, als alle Lockungen des Hofes und alle Verführungen der Prieſter. Man nahm es mit den Uebertrittserklärungen nicht allzu genau; in Guyenne zeigten die Liſten in Kurzem 60000 Neubekehrte; in Languedoc machte der Herzog von Noailles noch größere Eroberungen; in Poitou und Saintonge beugten ſich die eingeſchüchterten Einwohner der Gewalt. Trotz der furchtbaren Strafgeſetze gegen Auswanderungen entflohen Tauſende von Evangeliſchen ins Ausland, um auf fremder Erde ihres Glaubens zu leben; die Widerſpenſtigen brachte man in ſicheren Gewahrſam; in den Kerkern von Toulouſe ſchmachteten zu gleicher Zeit ſechzig reformirte Prediger. Montpellier, Nimes, Uſez, Montauban, alle jene Städte des ſüdlichen Frankreichs, wo Calvins Lehre am tiefſten Wurzel geſchlagen, wurden zur Rückkehr in die katholiſche Kirche gezwungen. Larochelle unterwarf ſich binnen vier und zwanzig Stunden nach dem Einzug der Dragoner. Die Zeit der Albigenſerkriege war aufs Neue über die blühende Landſchaft hereingebrochen.

Aufhebung des Edikts von Nantes.

Die glücklichen Erfolge munterten auch in andern Gegenden zur Nachahmung auf; bald glich Frankreich einem großen ummauerten Gehege, worin man auf die eingeſchüchterten Hugenotten Jagd machte, wie auf das Wild des Waldes. Die klerikale Partei am Hofe und in der Regierung vernahm die Fortſchritte der Bekehrungen mit Frohlocken; triumphirend legte ſie dem König die Liſten vor, um ihn zu bewegen, durch die Widerrufung des Edikts von Nantes das glorreiche Werk der religiöſen Einigung zu vollenden; in einer Sitzung des Gewiſſensrathes war bereits die große Menge der Uebergetretenen als Rechtfertigungsgrund für die Aufhebung des Freibriefs angeführt worden: König Heinrich IV. habe aus Beſorgniß vor einem möglichen Bürgerkrieg die Abgewichenen durch einen Gnadenakt zufrieden ſtellen müſſen; jetzt ſei gegenüber der kleinen Zahl hartnäckiger und verſtockter Ketzer eine ſolche Rückſicht nicht mehr nothwendig. Es bedürfe nur des klar ausgeſprochenen Willens des Königs, daß er nur Eine Religion im Reiche dulden werde, um das kleine Häuflein fügſam zu machen. Der Tod Karls II. von England, der um dieſe Zeit eintrat, war dem Verfolgungsſyſtem ſehr förderlich. Denn wie wenig auch der kryptokatholiſche König dem proteſtantiſchen Glaubensbekenntniß geneigt ſein mochte, bei den alten Beziehungen der engliſchen Nation zu dem ſüdweſtlichen Frankreich und insbeſondere zu den Hugenotten jener Gegend konnte leicht von dorther eine Intervention zu Gunſten der Glaubensgenoſſen betrieben werden, welche König Karl II.

wohl kaum hätte zurückweisen können; dagegen war von einem so fanatischen Convertiten wie Jacob II. nach dieser Richtung hin nichts zu befürchten. Nun durfte man am Hofe von Whitehall eher auf Beistimmung und Lob rechnen als auf Einsprache. Und so folgte denn der letzte entscheidende Schritt: das Edikt von Nantes wurde widerrufen. Der Kanzler Letellier, der unerbittliche Feind der Ketzer, erlebte noch die Freude, das Reichssiegel beifügen zu können, es war seine letzte Amtshandlung. Das Parlament gab gerne seine zustimmende Sanction. 22. Okt. 1685.

Das Revocationsedikt.

So sehr war der König von der Wahrheit der Berichte überzeugt, daß in dem Revocationsedikt als Hauptmotiv hervorgehoben war, „da der größte und beste Theil seiner reformirten Unterthanen den katholischen Glauben ergriffen hätte". In diesem berühmten Edikte, das durch die Aufhebung aller zu Gunsten der reformirten Kirche erlassenen Verordnungen und Statute dem System der religiösen Verfolgung den schärfsten Ausdruck verlieh und die aufrichtigen Bekenner des calvinischen Lehrbegriffs zur Verzweiflung trieb, war ausgesprochen, daß in Zukunft kein Gottesdienst und keine religiöse Handlung, sei es öffentlich oder in Privathäusern, abweichend von den römisch-katholischen Satzungen, vorgenommen werden dürften. Die Religionsübung der Reformirten sollte verboten, ihre Kirchen niedergerissen, ihre Schulen geschlossen, ihre Prediger, sofern sie dem für ihren Uebertritt verheißenen Preis widerstanden, des Landes verwiesen werden. Ein Inquisitionsgericht wurde nicht eingeführt, nach dem Gewissen, nach dem Glauben im Herzen sollte nicht geforscht werden; vielmehr wurde auch ferner den Andersgläubigen freier Handel und Wandel zugestanden; nur jede Kundgebung der religiösen Ueberzeugung ward untersagt; die kommenden Geschlechter sollten von dem Gräuel der Ketzerei unbefleckt bleiben. Auswanderungen waren mit Galeerenstrafen und Vermögensconfiscationen verpönt. Aber diese vermeintliche Milde war nur ein Trugbild; die einquartirten Dragoner wußten bald auch die äußerliche Conformität mit der herrschenden Kirche zu erzwingen, auch die stumme Opposition zu strafen und wie Louvois an Noailles schrieb, durch größere Strenge den thörichten Ruhm, die letzten Bekenner eines verbotenen Glaubens zu sein, auszutreiben. Auch die christlich frommen Waldenser in den Thälern von Piemont wurden von der fanatischen Verfolgungssucht des französischen Machthabers getroffen. Manche französische Flüchtlinge hatten in den abgeschiedenen Alpengegenden Schutz und Aufnahme gefunden. Da bewirkte die französische Regierung, daß der Herzog Victor Amadeo von Savoyen das Beispiel des benachbarten Monarchen nachahmte. Einheimische Bewaffnete, mit französischen Truppen unter Catinat verstärkt, trugen auch in die Flecken und Dörfer des piemontesischen Berglandes, die schon so oft unter der religiösen Wuth gelitten hatten, die Schrecken der Verfolgung. Die Einwohner wurden niedergemacht, in Kerker und Banden gelegt, zur Auswanderung in die Schweiz genöthigt. Ja selbst in die Wälder von Canada streckte, wie früher erwähnt, der religiöse Fanatismus seinen ehernen Arm aus.

Wirkungen.

Nachdem der entscheidende Schlag gefallen, trat es zu Tage, wie groß noch immer die Zahl der Calviniſten war, welche unter allen Drangsalen dem Glauben ihrer Väter treu blieben, wie falsch und trügerisch die Berichte der Höflinge und Priester gewesen. Nun erst erreichte die religiöse Verfolgung ihren Höhepunkt und verschmähte auch nicht die Mittel der Inquisition im Innern, der empörendsten Grausamkeit gegen Alle, die sich durch die Flucht der Gewissenstyrannei zu entziehen suchten. Verdiente und angesehene Männer, denen es nicht gelang,

unbemerkt über die Grenze zu entkommen, trauerten mit Ketten beladen in finſtern Kerkern, die in Kurzem überfüllt waren, oder arbeiteten als Ruderknechte auf Galeeren. Aber trotz aller Drohungen und Verbote trugen über 500,000 franzöſiſche Calviniſten, die unter unglaublichen Beſchwerden und Gefahren, bald zu Schiff zwiſchen Waarenballen, in dunkeln Räumen verſteckt, bald zu Lande, im Dickicht der Gebüſche übernachtend, mit Hinterlaſſung ihrer Habe die Flucht bewerkſtelligten, oft begünſtigt durch die Gewinnſucht der Wächter oder Seecapitäne, ihre Betriebſamkeit, ihren Glauben und ihr Herz in das proteſtantiſche Ausland. Wie einſt die Israeliten, ſo zerſtreuten ſich die Hugenotten über die ganze Welt. Die Schweiz, die Rheinpfalz, Brandenburg, Holland und England boten den Verfolgten ein Aſyl. Die Bevölkerung von Genf ſtieg faſt auf die doppelte Zahl; in dem Londoner Stadttheil Spitalfield ließ ſich eine ganze Colonie franzöſiſcher Manufacturarbeiter nieder. Seitdem entwickelte ſich daſelbſt eine ſelbſtändige Glas- Hut- Papier-, ja ſogar eine engliſche Seidenfabrication. Vor Allem zeigten ſich die Fürſten des Hohenzollernſchen Hauſes huldvoll und gnädig gegen die Flüchtlinge: der Kurfürſt von Brandenburg ließ dem Pariſer Hof ſein Erſtaunen ausſprechen, daß man ohne Rückſicht auf die zwiſchen ihnen beſtehende Freundſchaft ſeine Glaubensgenoſſen als Verbrecher behandle; er lud die Verfolgten in ſein Land ein, ertheilte ihnen Kirchen und mancherlei Vorrechte und geſtattete ihnen, Colonien zu gründen mit Predigern und Richtern ihres Volkes und ihrer Sprache; Aucillon, der Sohn eines berühmten Geiſtlichen von Metz, hat die Geſchichte dieſer Niederlaſſungen und gaſtfreundlichen Aufnahme ſeiner Landsleute in jenen nördlichen Provinzen beſchrieben. Von der Zeit an erfuhr die kurfürſtliche Politik eine Wandlung. Die Verbindung mit Frankreich wurde aufgegeben und der Bund mit dem Kaiſer erneuert. Auch Schomberg verließ ſein ſiegreiches Banner in Ludwigs XIV. Armee; wir werden ſeine weiteren Lebensſchickſale bis zu ſeinem Heldentod in Irland ſpäter erfahren. In der Pfalz, in Frankfurt, in Heſſen und Braunſchweig fanden Tauſende von Refugié's Zufluchtsorte und Werkſtätten für ihre Thätigkeit. Ihre Bildung, ihre Induſtrie, ihre geiſtige Rührigkeit blieben nicht ohne Einfluß auf die Cultur der Völker, zu denen ſie ſich geflüchtet. Dagegen erlitt in Frankreich der Wohlſtand und die beneidete Blüthe der ſüdlichen Landſchaften einen heftigen Stoß. Die Seidenwebereien und die Kunſt des Strumpfwirkens wurden durch die Flüchtlinge dem Auslande mitgetheilt; ſechzig Millionen Kapital wanderten in andere Länder; calviniſche Schriftſteller richteten von den Niederlanden aus ihre Federn gegen Frankreich und calviniſche Krieger traten beim Wiederausbruch des Krieges in die Reihen der Feinde. Man hatte vergeſſen, „daß die Ordnung der Welt auf moraliſchen Geſetzen beruht, die noch niemals übertreten worden ſind, ohne die Rache auf das Haupt deſſen herabzuziehen, der ſie übertritt". Schmeichler prieſen den König als Vertilger der Ketzerei, ein Dichter von Ruf machte das Ereigniß zum Gegenſtand eines Heldengedichts; man reihte das Werk der kirch-

lichen Einigung und die Rückführung des katholischen Cultus in das Straßburger Münster unter die Großthaten der Geschichte, gegen welche die Verdienste, die sich das Haus Oesterreich durch den gleichzeitigen Kampf wider die Osmanen um die Christenheit erworben, weit in Schatten träten, aber die Tausende von Hugenotten, die sich mit stiller Hausandacht begnügten, die Menge der Convertiten, die trotz der Argusaugen der priesterlichen Späher und Sykophanten unter äußerer Verhüllung den Glauben ihrer Jugend bewahrten, der Heldenmuth der Bauern in den Sevennen bewiesen, wie wenig der Religionsdruck dem gehofften Ziele, kirchlicher Uniformität zuführte. Claude Brousson und andere begeisterte Prediger suchten durch Sendschreiben und Wandermissionen die schlummernden und halberstorbenen Glieder der reformirten Kirche zu wecken, zu beleben, zu vereinigen, stets von Gefahren des Todes umgeben. Brousson, auf dessen Kopf Bâville, der fanatische Intendant der Languedoc einen Preis von 10,000 Livres gesetzt, wurde gefangen und starb als Blutzeuge in Montpellier auf dem Schaffot, 4. Nov. 1698. aber die „Kirchen der Wüste" erhielten sich. In zahlreichen Familien wurde die calvinische Religionslehre im Stillen von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, bis eine mildere Zeit und humanere Anschauungen ihnen gestatteten, sich wieder öffentlich als Protestanten zu bekennen. Der Rückschlag der Glaubenstyrannei auf die französische Kirche blieb nicht aus. „Geheuchelter Formelglaube, zur Schau getragene Kirchlichkeit war die nächste Folge der Widerrufung des Edikts von Nantes, und sie dauerte so lange als Ludwigs Augen offen standen. Als zwei Augen sich zuthaten und es nicht mehr einträglich war, das Credo auf den Lippen zu tragen und die kirchliche Fahne zu schwingen, ließ man die todte Hülse fallen, in welcher ein lebendiger Kern niemals gewesen war"; und nun traten Unglauben, Gottlosigkeit und kirchenfeindliche Gesinnung um so ungescheuter hervor, je größer der Zwang war, den die befohlene Gläubigkeit den Gemüthern aufgelegt hatte.

Der Religionskrieg in den Sevennen.

Als sich die Verfolgung der Hugenotten auch in die stillen Thäler der Sevennen erstreckte, wo Abkömmlinge der Waldenser, die sich den Calvinisten angeschlossen, in Glaubenseinfalt und nach alter Sitte dahinlebten, da fanden die Dränger hartnäckigen Widerstand. Die Verfolgung erhöhte den Muth der Gedrückten, die Mißhandlungen steigerten ihren Glaubenseifer zur Schwärmerei. Aus den Haufen der Ungelehrten gingen Verkündiger des göttlichen Wortes, Propheten und Prophetinnen hervor, die angeregt von den apokalyptischen Weissagungen Brousson's und Jurieu's von einer glanzvollen siegreichen Erhebung der Kirche und vom Sturze des Antichrists, zu ekstatischen Zuständen fortgerissen wurden. Ihre Reden und Ermahnungen ergriffen und fesselten die Gemüther um so gewaltiger, als man in ihnen die Wirkungen unmittelbarer Inspiration „das Wetterleuchten aus einer höheren Welt" erblickte. „In den wildesten Einöden versammelte man sich um sie her, um ihre Predigten zu vernehmen; in den entferntesten Anlagen, die zur Weide des Viehes in den Bergen gemacht waren, vollzog man die religiösen Handlungen nach dem reformirten Ritus". Flüchtige Prediger entflammten die aufgeregten Gemüther der „Kinder Gottes" mit wilder Kampflust. Angeführt von Jean Cavalier, einem ehemaligen Schäferjungen und andern „Propheten" warfen die

„Camisarden", in leinene Kittel (Camises) gekleidet, die nackte Brust den französischen Marschällen entgegen. „Prophetische Gesichte in den krankhaftesten Erscheinungen einer Epidemie und die kühnsten Kriegsthaten gingen neben einander her". Ein gräulvoller Bürgerkrieg, in dem über 100,000 Menschen bluteten, füllte die friedlichen Thäler der Sevennen. „Man zählte vierzig Kirchen und eine ganze Reihe von Schlössern, welche die Aufständischen zerstörten; kein altkatholisches Dorf, keine Meierei war vor ihnen sicher. Unerwartet brachen sie aus den Bergen hervor; die Sympathie ihrer Glaubensgenossen kam ihnen bei jeder ihrer Unternehmungen zur Hülfe". Mehrere Jahre lang widerstanden die schlechtbewaffneten Haufen, bald siegend, bald besiegt, nie aber muthlos und darniedergeworfen dem Marschall Villars, bis es demselben gelang, sie durch geschickte Unterhandlungen zu theilen und zu schwächen. Doch erst als der französische Machthaber den „Protestanten und Helden", so viele ihrer vom Schlachtfeld und Schaffot übrig waren, freien Abzug zugestanden, nahm der schreckliche Camisardenkrieg allmählich sein Ende. Cavalier, der „Generalissimus der Kinder Gottes" trat als Oberst eines Regiments französischer Flüchtlinge in englische Kriegsdienste, focht in der Schlacht bei Almanza und starb als Gouverneur der Insel Jersey im Jahre 1740.

d. Die Gallicanische Kirche und das Pontificat.

Haltung des Papstes Innocenz XI.

Bei der Widerrufung des Edikts von Nantes war der Streit des Königs mit dem Papste noch nicht ausgetragen. Der Gewaltakt gegen die Ketzer machte das kirchliche Oberhaupt nicht gefügiger. Einer seiner Vorgänger hatte einst die Bartholomäusnacht mit einem Tedeum gefeiert und handelte damit im Geiste seiner Zeit. Wenn jetzt, wie es heißt, Innocenz mit einer Bekehrung „durch bewaffnete Apostel" nichts zu schaffen haben wollte und dabei bemerkte, „dieser Methode habe sich Christus nicht bedient: man müsse die Menschen in die Tempel führen, aber nicht hineinschleifen", so lieferte er den Beweis, daß auch am römischen Hof die politische Zeitrichtung und die gemäßigteren Anschauungen von Autorität und Herrschermacht über die confessionellen Beweggründe gestellt wurden. Aber der französische Klerus dachte anders. Die Unterdrückung der Protestanten war für ihn ein Motiv, mit dem König gemeinschaftliche Sache wider das Papstthum zu machen. „Diese beiden Momente zusammen gaben der Nation das Gefühl und Bewußtsein auch einer religiösen Einheit, in welcher sich katholische Orthodoxie und kirchliche Unabhängigkeit mit der Idee des Königthums verschmolzen". Die beiden angesehensten Körperschaften in Frankreich, das Parlament und die Sorbonne stimmten dem Klerus bei, um den alten Grundsätzen von den Freiheiten der gallicanischen Kirche allgemeine Geltung zu verschaffen. Bald traten noch neue

Die Quartierfreiheit.

Conflikte ein. Die Quartierfreiheit, welche die fremden Botschafter in Rom nicht nur für ihre Paläste sondern sogar für die umliegenden Straßen in Anspruch nahmen, führte fortwährend zu so vielen Mißbräuchen, daß Innocenz XI. erklärte, er würde keinen Gesandten irgend einer Macht mehr in seiner Stadt aufnehmen, der nicht auf diese Freiheit, welche zum Asyl für Verbrecher diente, Verzicht leiste. Ludwig XIV. wollte dieses einseitige Vorgehen nicht gelten lassen; es sei ein Eingriff in die Rechte des französischen Reiches, die seine Vorfahren besessen, die päpstliche Regierung hätte sich vorher mit Frankreich verstän-

digen ſollen. Der neue Botſchafter, Marquis von Lavardin, zog mit einem Nov. 1687.
ſo ſtarken Gefolge, bei dem ſich ſogar bewaffnete Reiter befanden, in Rom ein, daß es ausſah, als wolle er dem Papſt in ſeiner eigenen Hauptſtadt mit militäriſcher Mannſchaft Trotz bieten. Innocenz ſchloß daher den Geſandten von der Kirchengemeinſchaft aus und belegte, als derſelbe in San Luigi einem Hochamte beiwohnte, dieſe franzöſiſche Kirche mit dem Interdict. Und um ſeinen Willen, den Gewaltſchritten des franzöſiſchen Machthabers energiſch entgegenzutreten, noch deutlicher zu beweiſen, ſtellte er ſich in der Kölner Erzbiſchofswahl, die wir bald 1688.
als eine der Urſachen des neuen Krieges kennen lernen werden, auf die kaiſerlich-bayeriſche Seite. Ludwig XIV. ſuchte den Kirchenfürſten einzuſchüchtern: er machte ihn für das Unglück verantwortlich, wenn die Kölner Irrung mit den Waffen entſchieden werden müßte, und ließ durch den Generalprocurator des Parlaments das Interdict für nichtig erklären und Berufung an ein allgemeines Concil gegen die Parteilichkeit des Papſtes erheben. Eine Verſammlung von Prälaten in Paris unter Erzbiſchof Harlay, einem ergebenen Diener des Kö- Prälatenconvent in Paris.
nigs, entſchied zu Gunſten Frankreichs. Aller Verkehr mit Rom wurde abgebrochen, der päpſtliche Nuntius in Paris feſtgehalten; Ludwig beſetzte abermals Avignon; man ſprach von der Durchführung des Richelieu'ſchen Planes, für Frankreich einen eigenen Patriarchen zu creiren, wofür man Harlay in Ausſicht nahm. Papſt Innocenz ließ ſich durch alle dieſe Schritte nicht zum Nachgeben beſtimmen. Auch auf die Vermittelung, die König Jacob II. durch Thomas Howard, Neffen des Kardinals Norfolk anbot, ließ er ſich nicht ein: in einem Streit, ſagte er, worin es ſich um ſeine heilige Würde, um die Rechte des apoſtoliſchen Stuhles handle, könne er nicht zurückweichen. Er wußte, daß die über die fortdauernde Gewaltherrſchaft der franzöſiſchen Regierung erbitterten und bedrohten Mächte Europa's ſich zu einer gemeinſamen Action gegen den Friedenſtörer verſtändigt hatten, und beſchloß, die Coalition zu unterſtützen. Er begünſtigte Oeſterreich in ſeinem ſchweren Kampfe in Ungarn; er gab Subſidien zur Vertheidigung des deutſchen Reiches; er ſchloß ſich der großen, hauptſächlich auf proteſtantiſchen Kräften und Antrieben beruhenden Allianz gegen Frankreich an; in ſeinem Cabinet kannte man den Plan Wilhelms von Oranien in England zu landen. „Wunderbare Verwickelung! Am römiſchen Hofe mußten die Fäden einer Verbindung zuſammentreffen, die das Ziel und den Erfolg hatte, den Proteſtantismus in dem weſtlichen Europa von der letzten großen Gefahr, die ihm drohte, zu befreien, den engliſchen Thron auf immer für dies Bekenntniß zu gewinnen". Deſpotismus und Gewaltherrſchaft erwerben ſich nirgends Freunde.

Dieſer Conflikt zwiſchen der Krone und der Tiara führte Frankreich an den Beendigung des Streits.
Rand eines Schisma in dem Augenblick, wo ein neuer Krieg, in dem das religiöſe Moment bedeutend mitwirkte, ganz Europa ergriffen hatte. So weit wollte man in Paris die Dinge nicht treiben. Mit dem ſtarrſinnigen Innocenz XI.

freilich war keine Beilegung des Streits unter Schonung der königlichen Autorität zu erzielen; als dieſer aber am 10. Auguſt 1689 ſtarb und der Venetianer Ottoboni als Alexander VIII. den römiſchen Stuhl beſtieg, wurden Schritte zu einem Ausgleich gethan. Der König ſchickte einen neuen Geſandten in die Tiberſtadt, der keinen weiteren Anſpruch auf das Aſylrecht erhob, und gab Avignon zurück. Nur zu der Forderung Alexanders, die Pariſer Verſammlung und die Beſchlüſſe über die gallicaniſchen Freiheiten für nichtig zu erklären, konnte man ſich in Verſailles nicht ſofort entſchließen. Alexander VIII. ging darüber aus der Welt und Innocenz XII. wurde ſein Nachfolger. Aber auch dieſer Kirchenfürſt, obwohl der franzöſiſchen Nation wohlgeſinnt, beſtand auf der vollen Autorität des Pontificats. Zwei Jahre lang verſuchten Hof und Klerus durch vermittelnde Formeln eine Ausgleichung zu erlangen, wodurch dem Prälatenconvent ein Schein von Berechtigung und Geltung erhalten würde. Aber Innocenz XII. blieb ſtandhaft; die franzöſiſchen Geiſtlichen mußten erklären, „daß alles, was in jener Aſſemblee berathen und beſchloſſen worden, als nicht berathen und nicht beſchloſſen angeſehen ſein ſolle.“ „Niedergeworfen zu den Füßen Ew. Heiligkeit“ hieß es in dem Schreiben der Biſchöfe, „bekennen wir unſern unausſprechlichen Schmerz darüber“, und Ludwig XIV. meldete dem kirchlichen Oberhaupte, daß er ſeine Verordnung über die Beobachtung der vier Artikel zurücknehme. Jetzt erſt wurde der Friede hergeſtellt und den Biſchöfen die canoniſche Beſtätigung ihrer Einſetzung ertheilt. Dennoch könnte man nicht behaupten, daß die päpſtliche Autorität einen vollſtändigen Sieg errungen hätte. Die politiſche und kriegeriſche Weltlage beſtimmte den König, den Streit mit der Curie fallen zu laſſen und ihr den Schein einer unbedingten Unterwerfung des franzöſiſchen Klerus zu gewähren. Doch wurden die vier Artikel, welche die Pariſer Prälatenverſammlung beſchloſſen und die als die Rechte und Freiheiten der gallicaniſchen Kirche durch ein Reichsgeſetz bekannt gemacht waren, niemals förmlich zurückgenommen. Die ſouveräne Gewalt der Krone gegenüber dem Klerus ward feſtgehalten und die Unfehlbarkeit des Papſtes fand keine Geltung.

e. Ausgang des Janſeniſtiſchen Streits und der Quietismus.

Mit dieſem Verſöhnungsakt waren die kirchlichen Streitigkeiten Frankreichs im Zeitalter Ludwigs XIV. noch keineswegs erſchöpft, die religiöſe Uniformität, wie ſie der König für ſeinen abſoluten Staat als nothwendig erachtete, noch keineswegs völlig hergeſtellt. Nicht nur daß der Janſenismus in ſeinem Gegenſatz zum Jeſuitismus und zur herrſchenden Hierarchie noch einmal die Gemüther mächtig aufregte und die gläubige Welt in Frankreich ſpaltete; auch der aus einer ähnlichen Seelenrichtung entſprungene mit der Myſtik verwandte „Quietismus“ erſchien dem Herrſcher und ſeinen Staatslenkern und Gewiſſensräthen als eine die rechtgläubige Kirche mit Gefahr bedrohende Abweichung von den wahren chriſtlichen Doctrinen.

Die Janſeniſten vermochten ſich auch nach dem Kirchenfrieden vom Jahre 1668 weder die Gunſt noch das Vertrauen des Königs zu erwerben. Daß ſie der Religion eine ſelbſtändige Bedeutung geben wollten, nicht in der nationalen Macht und Einheit das letzte Ziel erblickten, zog ihnen während des Streites über die Freiheit der galliceniſchen Kirche, die Abneigung und den Unwillen des Monarchen zu. Wagten doch mehrere Biſchöfe und Gelehrte, welche die Anſichten von Portroyal theilten, über das Verhältniß zu dem Papſte anderer Meinung zu ſein als Klerus und Parlament! Unter den großen Ereigniſſen, welche die Menſchheit am Ausgange des ſiebenzehnten und am Eingange des achtzehnten Jahrhunderts in Erregung ſetzten, war die Controverſe zwiſchen den jeſuitiſchen und janſeniſtiſchen Auffaſſungen von Sünde und Gnade in den Hintergrund getreten; aber mit neuer Heftigkeit entbrannte der Streit als Pater Quesnel, der Nachfolger und Geiſteserbe Arnaulds, moraliſche Betrachtungen über das neue Teſtament bekannt machte, die ein volksbeliebtes Erbauungsbuch wurden, dem ſelbſt der Cardinal Noailles, Erzbiſchof von Paris ſeinen Beifall zollte. Die Jeſuiten, welche bald den Janſeniſtiſchen Geiſt herausfanden, benutzten des Königs Vorurtheile gegen die Genoſſenſchaft, die bei der allgemeinen Servilität ſtets eine gewiſſe geiſtige Selbſtändigkeit behauptete, um ihn zu einem neuen religiöſen Gewaltſtreich zu bewegen. Mit ſeiner Hülfe ſetzten ſie es in Rom durch, daß der Papſt durch die Bulle „In Vineam Domini" die Conſtitutionen der früheren Päpſte gegen den Janſenismus mit der ſchärfſten Zurückweiſung der verdammten fünf Sätze erneuerte. Als die Frauen von Portroyal ſich weigerten, die Bulle zu unterſchreiben, wurde das Kloſter aufgehoben. Ludwig konnte es nicht länger ertragen, daß ein Häuflein von Nonnen einige Stunden von Verſailles ihm Widerſtand zu leiſten wagte. Im folgenden Jahre wurde die Priorin mit dem Reſte der Schweſtern durch Bewaffnete weggeführt, das Kloſter abgebrochen, ſelbſt die Begräbnißſtätte der Todten zerſtört. Doch blieb der Sieg unvollſtändig, ſo lange Quesnel's Andachtsbuch noch in den Händen der Gläubigen war. Daher wurde der Papſt zu einem Schritt bewogen, welcher den Janſenismus in ſeiner letzten fruchttreibenden Kraft vernichten ſollte. Die Bulle Unigenitus" verdammte eine Reihe von 101 Lehrſätzen der „moraliſchen Betrachtungen" über Gnade und menſchliche Freiheit, über Werke und Glaube als „ketzeriſch, gefährlich oder frommen Ohren ärgerlich", darunter Ausſprüche der Kirchenväter und der Heil. Schrift ſelbſt, weil ſie Janſeniſtiſch gedeutet werden konnten. Aber ein großer Theil des franzöſiſchen Klerus und Volkes, Erzbiſchof Noailles an der Spitze widerſetzte ſich der Conſtitution. Dennoch gebot Ludwig dem Parlament, die Bulle in die Reichsgeſetze einzutragen. Darüber ſtarb der König; mit einem religiöſen Gewaltſtreich ſchloß ſein Leben und ſeine Regierung. Der ganze höhere Klerus Frankreichs nahm an dem geiſtigen Kampfe, der auch noch über Ludwigs XIV. Tod hinaus fortdauerte, den wärmſten Antheil. Noch einmal legten die Biſchöfe Berufung an ein Concil gegen das päpſtliche Geſetz ein. Erſt unter Cardinal Fleury wurde die Annahme der Conſtitution durch Entſetzung, Kerker und Verbannung und die endgültige Einregiſtrirung als Reichsgeſetz durch einen Akt der königlichen Souveränetät erzwungen. Aber noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war die Oppoſition des Janſenismus nicht ganz erloſchen und in einer dreifachen Geſtalt hat er noch bis auf den heutigen Tag ſein Daſein gefriſtet: „In den Niederlanden als eigenes, von Rom getrenntes Kirchenweſen, dem ein Erzbiſchof von Utrecht (ſ. 1723) mit zwei Biſchöfen von Harlem und Deventer vorſteht. Das myſtiſche Element hat in einzelnen Schwärmern (Convulſionaires) fortgelebt, welche ihr Gefühl durch die Hülfe von Mißhandlungen, Wunden, Kreuzigung zur ſchauerlichen Wolluſt ſteigernd den Umſturz des Thrones und der Kirche weiſſagten. Das freiſinnige Element hat als theologiſche

1. Ausgang des Janſenismus und des Portroyal.

1693.

1705.

1709.

1710.

1713.

Gesinnung einen nicht geringen Theil des Klerus in Frankreich, Deutschland und Italien durchdrungen".

2. Der Quietismus.

Wie der todte Bischof von Ypern die uralte Lehre von der göttlichen Gnade und dem freien Willen erneuerte und damit in die starre Masse der Kirche einen Gährungsstoff warf, der die äußerliche Religionsübung unsanft störte, so wurde ein spanischer Priester Michael Molinos, der in Rom als Beichtvater und Seelsorger einflußreich wirkte, durch Wiederbelebung der altchristlichen Mystik in einer eigenthümlichen Gestalt der Begründer des „Quietismus", der gleichfalls in Frankreich seine edelsten und begabtesten Jünger erhielt.*) Beide Religionsrichtungen wurden von Ludwig XIV., der allen Neuerungen aus Prinzip abgeneigt war, mit gleicher Ungunst, Zurücksetzung und Verfolgung belegt. Molinos, der in einer „Anweisung zu geistlichem Leben" als den Weg des Heils empfahl: „Gebetsstille und Vernichtung alles eigenen Seins, um liebevoll Eins zu werden mit Gott", wurde auf Anregung der Jesuiten, insbesondere des Pater La Chaise, vor dem Inquisitionsgericht in Rom zur Abschwörung seiner Irrlehren gezwungen und starb in hartem Klostergefängniß bei den Dominicanern (1697). Seine Lehre von der mystischen Gottesliebe fand jedoch Anhänger und Bekenner in Frankreich. Johanna Maria Bouvières von Lamothe, Wittwe Guyon, von jeher zu frommer Gefühlsschwärmerei geneigt und darin von ihrem Seelenführer, Pater Lacombe bestärkt, trat, nachdem sie sich nach dem Tode ihres Gatten dem „himmlischen Blutbräutigam" angelobt und sich als Aussteuer Kreuz und Verachtung erbeten, in Schriften und Predigten als neue Prophetin auf. Angeregt von der großartigen Alpennatur Savoyens, wo sie mehrere Jahre verlebte, schilderte sie in dem poetischen Schriftchen „die Ströme" ihr inneres geistiges Leben als Bäche, Flüsse und Bergströme, welche sich zuletzt in das Meer, in Gott, ergießen und verlieren; in der „kurzen und faßlichen Anweisung zum inneren Gebet" preist sie als den höchsten Grad der Frömmigkeit im Gegensatz zu der äußerlichen Religionsübung der herrschenden Kirche das innere, stille, contemplative Herzensgebet des Glaubens, und der Ruhe ohne Worte; die höchste Stufe der Andacht sei das stille und ruhende, nicht bittende Gebet und die Contemplation. Der Quietismus der Wittwe Guyon litt an schwärmerischen Uebertreibungen und war nicht frei von Vorstellungen und Bildern, die einer sinnlichen Auffassung fähig waren und zu verleumderischen Nachreden Veranlassung gaben. Sie nannte sich „Mutter der Gläubigen" berufen „geistliche Kinder" zu zeugen unter „Geburtsschmerzen" (inneren Seelenkämpfen); sie gründete eine Congregation „der Kindheit-Jesu-Genossen"; in den mystischen Kreisen, die sich an sie anschlossen, ging die Weissagung, „daß ihr Millionen bekannte und unbekannte Kinder geboren werden sollten". Lacombe, dem sie eine „geistliche Mutter" sein wollte, wurde im Jahre 1687 verhaftet und bis zu seinem Tode 1714 in Gefangenschaft gehalten; die Guyon selbst wurde durch die Verwendung der Frau von Maintenon und anderer vornehmen Damen mehrmals aus der Haft befreit, so daß sie „dem Herrn immer neue Kinder gewinnen" konnte. Doch hatte sie in den letzten Jahrzehnten ihres Lebens, besonders auf Bossuet's Betreiben, viele Verfolgungen zu ertragen. Ihre Schriften und Lehren wurden verdammt, ihr Name gelästert. Die Gegner sagten den Quietisten nach, „daß ihnen Alles erlaubt scheine, was der Leib verlange, wofern der Geist sich einmal Gott ergeben habe". Die Andachtsschriften der Madame Guyon, ihre geistlichen Lieder, Betrachtungen über die Heil. Schrift u. A. wurden weit verbreitet und übersetzt. Noch in ihrem Todesjahr vollendete sie das kleine poetische Büchlein: „Die heilige Liebe Gottes und die unheilige Naturliebe." Die Quietisten, welche

*) Den bibliographischen Angaben auf S. 350. beizufügen: Heppe, Geschichte der quietistischen Mystik in der kath. Kirche. Berlin 1875.

den äußeren Cultus mißachteten und in einer inneren Gebets- und Liebesſchwärmerei ihre religiöſe Befriedigung ſuchten, ſchienen dem verſtändigen Biſchof Boſſuet, dem König und ſeinem Beichtvater gefährlich für die Kirche und das bürgerliche Leben, daher ſie bei der Hierarchie und dem Staatskirchenthum keine Gnade fanden. Nur Fenelon, Erzbiſchof von Cambrai, der als Lehrer der Enkel Ludwigs XIV., insbeſondere des leidenſchaftlichen, bösartigen, heftigen Herzogs von Bourgogne, die Tugend der Seelenruhe, der Selbſtbeherrſchung und der chriſtlichen Demuth hatte ſchätzen und üben lernen, konnte ſich nicht entſchließen, eine Gefühlsreligion zu verdammen, in der er nur eine Seite des altkatholiſchen Myſticismus erkannte, einen Gottesdienſt des Herzens gegenüber dem äußeren Kirchenweſen. In ſeinem Werk: „Auslegung der Maximen der Heiligen über das innere Leben" wird die reine und uneigennützige Liebe zu Gott, über welche der gläubige Menſch ſich ſelbſt vergeſſe und nicht einmal ſeiner künftigen Seligkeit gedenke, als der Inbegriff aller chriſtlichen Vollkommenheit dargeſtellt. Boſſuet und der größte Theil der franzöſiſchen Geiſtlichkeit erklärten ſich gegen das Buch; der König, der ohnedies dem Lehrer ſeines Enkels nicht mit Unrecht einen ihm um dieſelbe Zeit zugegangenen anonymen Brief zuſchrieb, worin er zur Veränderung ſeiner Politik und Regierungsweiſe ermahnt ward, beſtrafte ihn mit ſeiner Ungnade, indem er ihn durch die Ernennung zum Biſchof von Cambrai aus der Nähe des Hofes verbannte, und ihm jede Ausſicht auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Paris benahm. Der Papſt wurde nach einigem Bedenken vermocht, 23 Sätze der Schrift als irrig und anſtößig zu verdammen. Fenelon, der die auf Befehl des Königs raſch verbreitete Verurtheilung in dem Momente erhielt, als er die Kanzel ſeiner Kathedrale beſtieg, verlas das Breve mit der ihm natürlichen Demuth und ermahnte ſeine Gemeinde ſich danach zu richten. Er meinte, der Papſt werde wohl nicht die reine Liebe zu Gott verdammt, Er aber dieſelbe in einer Weiſe vorgetragen haben, die zu Irrthümern hätte Veranlaſſung geben können.

Fenelon.

12. März 1699.

E. Die letzten Jahrzehnte des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

I. Ludwigs XIV. Gewaltherrſchaft.

Nach dem Nymweger Frieden ſtand Ludwig XIV. auf der Höhe der Macht und Herrlichkeit. In Frankreich nannte man ihn den Großen und ſtellte ihn über Alexander und Cäſar. Schmeichelnde Geſchichtſchreiber, Dichter und Redner wetteiferten in der Verherrlichung ſeines Ruhmes: durch ſeine Gnade und Gerechtigkeit habe er in Frankreich und in ganz Europa den Frieden hergeſtellt, zu Lande und zur See habe er die Feinde ſeines Staats und ſeiner Macht beſiegt, durch ſeine Weisheit habe er Ordnung in der Verwaltung, in den Finanzen und Geſetzen geſchaffen, durch ſeine Freigebigkeit habe er die Wiſſenſchaften und Künſte zu ihrer Vollkommenheit gebracht. War es zu verwundern, daß ſeine Eigenliebe, ſeine Selbſtſucht, ſeine Anmaßung alle Schranken niederwarf, daß er dieſelbe Gewaltherrſchaft, durch die er die eigene Nation unter ſeine Füße geworfen, auch gegen das Ausland zu richten kein Bedenken trug? Die Artikel des Nymweger Friedens waren von den europäiſchen Staaten angenommen worden, wie ſie der franzöſiſche König, der auf die Unterhandlungen ſelbſt den perſönlichſten Einfluß übte, vorgeſchrieben hatte. Sollte ſein Machtſpruch nicht auch vermögend ſein,

Ludw. XIV. europäiſche Machtſtellung.

den Bedingungen eine weitere Ausdehnung zu geben? Wer sollte ihm entgegentreten? Spanien lag kraftlos zu Boden, mit Mühe wurden die aufrührerischen Elemente in den Provinzen niedergehalten. Das deutsche Reich war uneinig und die Fürstenhöfe käuflich. Konnte man doch in Versailles ernstlich den Gedanken fassen, durch Ludwigs Einfluß auf die deutschen Fürsten sei es möglich dem Dauphin die Würde eines römischen Königs zu verschaffen. Die unzufriedenen Magnaten in Ungarn hatten in ihrem Kampfe gegen Oesterreich ihre Blicke auf Paris gerichtet; in Constantinopel war der französische Einfluß mächtig genug, um die Pforte unter die Waffen zu rufen, sei es zur Unterstützung der aufständischen Magyaren, sei es zum Kampfe wider Rußland, wenn dasselbe einen Angriff auf Schweden unternehmen wollte. In Polen regierte Johann Sobiesky, der seine Bildung in Frankreich empfangen hatte und durch seine französische Gemahlin wie durch die eigene Neigung mit dem Hof von Versailles in Verbindung gehalten wurde. In Lissabon, in Turin, in so manchen andern Residenzen herrschten französische Sympathien; die Stuarts in England waren durch persönliche und religiöse Interessen an Ludwig XIV. gefesselt. Die Schweizer Eidgenossen hatten an dem Eroberungskriege mitgewirkt und buhlten um die fernere Gunst und um die Jahrgelder des reichen Monarchen.

Die Reunionen. 1680. 1681.

Ermuthigt durch die auf dem Friedenscongreß erlangten Erfolge setzte nunmehr der französische König durch die sogenannten „Reunionen" dem System eigenmächtiger Gewaltthätigkeiten die Krone auf. Hatte er schon, wie erwähnt, während des Krieges die zehn elsässischen Landvogteistädte unterworfen und befestigen lassen, und Ritterschaft und Bürger durch einen Huldigungseid zu unmittelbaren Unterthanen des französischen Selbstherrschers gemacht; so wurde jetzt die Behauptung aufgestellt, eine Anzahl Herrschaften, Gebietstheile, Territorien und Ortschaften seien als ehemalige Pertinenz- und Dependenzstücke der durch die Friedensschlüsse von Münster und Nymwegen an Frankreich gefallenen Landschaften, Städte, bischöflichen Diöcesen in der Abtretung inbegriffen, da in den Friedensverträgen ausgesprochen sei, daß diese Gebiete mit ihren Distrieten der französischen Souveränetät unterstellt sein sollten. Die unbestimmte vieldeutige Fassung mancher Artikel und Ausdrücke bot der Anmaßung und Herrschsucht eine geeignete Handhabe. Um dem Gewaltstreich einen Schein von Recht zu geben, ließ nunmehr Ludwig in Metz, Besançon, Doornik und Breisach „Reunionskammern" zur Ermittelung dieser Pertinenzstücke errichten und ward somit Kläger, Richter und Vollstrecker in Einer Person. Die Bischöfe von Metz, Toul und Verdun, „ohnehin Geschöpfe von Ludwigs Hand" wurden zunächst aufgefordert, ein Verzeichniß von den Gütern und Lehen aufzustellen, die einst zu ihren Kirchen gehört, sich aber im Laufe der Zeit der bischöflichen Oberhoheit entzogen hätten. Sie brachten eine namhafte Liste zusammen. In ähnlicher Weise wurde auch an andern Orten verfahren. Und nun machte der König den Grundsatz geltend, daß die Rechte des Reichs sämmtlich an die souveräne Krone Frankreichs übergegangen

ſeien, und erklärte ſich zum Oberlehnsherrn aller derer, welche ihm als Vaſallen der abgetretenen Bisthümer und Länder bezeichnet wurden. Demgemäß fand der Gerichtshof von Beſançon, daß der Herzog von Würtemberg verpflichtet ſei, dem König von Frankreich für ſein Fürſtenthum Mömpelgard als ſeinem Souverän zu huldigen, weil dieſes zur Franche Comté gehöre; die Kammer von Metz entdeckte, daß die Pfalzgrafen von Veldenz und Lützelſtein, der Herzog von Zweibrücken, die Grafen von Salm, Saarbrücken, Sponheim, Unterthanen der franzöſiſchen Krone ſeien, und nahm gegen achtzig außerhalb Frankreichs gelegene Lehen für Ludwig XIV. in Anſpruch. Der König von Schweden und der Prinz von Oranien wurden aufgefordert, jener für Pfalz-Zweibrücken, dieſer für die Grafſchaft Chiny die Lehnshoheit des Reiches mit der des Königs von Frankreich zu vertauſchen. Durch hiſtoriſche Unterſuchungen kam die Kammer von Breiſach zu dem Ergebniß, daß die ſämmtlichen im Elſaß angeſeſſenen Reichsunmittelbaren, Fürſten, Aemter, Stände, Ritterſchaft, Vaſallen des Königs ſeien. „Aller Orten wurde das franzöſiſche Wappen angeſchlagen, der Eid der Treue nach franzöſiſchem Gebrauch von den Unterthanen wie von den Herren gefordert. Vor der drohenden Nähe einer ſchonungsloſen Gewalt beugten ſich die meiſten. Die Entfernteren, namentlich die mächtigen Reichsglieder widerſtrebten, aber ihre Beamten wurden verjagt, ihre Archive verſchloſſen, ihre Renten vorenthalten; wendeten ſie ſich an den franzöſiſchen Hof, ſo wurden ſie an die Gerichtshöfe von Metz und Breiſach gewieſen; die Miniſter verſagten jede Rückſprache und Unterhandlung.“ Am härteſten wurde der Erzbiſchof von Trier betroffen. Ludwig nahm drei Ortſchaften an der Maas in Anſpruch, „weil König Pipin, der ſie dem Stift geſchenkt, ſich dabei königliche Macht und Schutz darüber vorbehalten habe.“ Oberſtein, das dem Erzbisthum ſeit fünf Jahrhunderten angehörte, wurde jetzt von franzöſiſchen Truppen beſetzt, eben ſo Homburg und Bitſch. Den Spaniern wurde Aloſt (Aalſt) in Oſtflandern, das kraft des Nymweger Friedens herausgegeben werden ſollte, mit ſophiſtiſcher Rechtsverdrehung vorenthalten, bis ſie Luxemburg dafür umtauſchten; denn dieſes glaubte Ludwig zur Sicherung von Lothringen zu bedürfen. Zugleich ließ der König an allen Grenzen Frankreichs durch Vauban unangreifbare Feſtungswerke errichten, die das Königreich für alle Zukunft gegen feindliche Invaſionen ſicher ſtellen ſollten.

Der Frankfurter Congreß.

Der Reichstag zu Regensburg machte einige ſchüchterne Vorſtellungen gegen ſolche Uebergriffe, beſtritt das Recht dazu durch juriſtiſche Deductionen und berieth ſich über die Aufſtellung eines Reichsheeres. Um den Eifer zu kühlen, erklärte ſich Ludwig bereit, auf einem Congreß zu Frankfurt die Sache unterſuchen zu laſſen. Aber die franzöſiſchen Bevollmächtigten verweilten ſo lange auf der Reiſe, daß die Deutſchen hinreichend Muße fanden, ſich über Rang und Titel, über die Form der Tiſche und Sitze, über die Frage, ob man ſich bei den künftigen Berathungen der lateiniſchen oder franzöſiſchen Sprache bedienen ſolle, zu ſtreiten. Mittlerweile wurden nach Louvois' Anordnung in aller Heimlichkeit

Straßburgs Fall. 1681. durch General Montclar Truppen im Elſaß angeſammelt und die Netze ausgeſpannt, um das Kleinod des Reiches an Frankreich zu bringen. Dem Raubſyſteme der Reunionen, durch welche ſeit zwei Jahren die Gemüther der an Frankreich grenzenden Völker in Unruhe und angſtvoller Erwartung gehalten wurden, ſetzte Ludwig dadurch die Krone auf, daß er mitten im Frieden die freie Stadt Straßburg dem Reiche entriß. Der verrätheriſche Biſchof Egon von Fürſtenberg, der ſchon lange im Solde Frankreichs ſtand, eine jeſuitiſch-katholiſche Partei in Stadt und Land und einige thätige Convertiten förderten das Unternehmen, bei dem Ueberraſchung und brutale Gewalt mit Verführung, Einſchüchterung, Intriguen, vielleicht auch mit Beſtechung einzelner Rathsherren Hand in Hand ging. Das Gelingen des Gewaltſtreiches war ſo ſicher vorbereitet, die Einleitungen zu der Beſetzung der Rheinſtadt ſo geſchickt getroffen, daß Louvois auf die Nachricht von der Einſchließung der Feſtung durch Montclar eilen mußte, um rechtzeitig zur 28—30. Sept. 1681. Capitulation, die er ſich ſelbſt vorbehalten, von Verſailles einzutreffen. Nicht als ob es der Bürgerſchaft an deutſcher Geſinnung, an Pietät für das Reich und die geſchichtliche Vergangenheit gefehlt hätte; man hatte oft genug in dringenden und flehenden Worten den Schutz des Reiches angerufen; aber ohne Hülfe vom Kaiſer und von den Stammesgenoſſen, ohne genügende Wehrmannſchaft und Vertheidigungsanſtalten in den eigenen Mauern, verlaſſen und verrathen von dem zaghaften, in kläglicher Rathloſigkeit hin und her ſchwankenden Magiſtrate, was ſollte die Bürgerſchaft beginnen gegenüber einem Feinde, der im Falle eines Widerſtandes mit Krieg und Verwüſtung drohte, bei friedlicher Unterwerfung dagegen Verfaſſung, Rechte und Religionsfreiheit zu achten verſprach? So fügte ſich denn die Bürgerſchaft Straßburgs in das unvermeidliche Schickſal und brachte der Sicherheit des Lebens und der materiellen Wohlfahrt ihre politiſche und kirchliche Selbſtändigkeit und ſo manches ideale Gut, das die Vorfahren errungen und behauptet, zum Opfer. Nach ihrer Entwaffnung mußte die einſt freie Reichsbürgerſchaft dem fremden Machthaber kniend den Unterthaneneid leiſten; das Münſter, die Zierde deutſcher Baukunſt, wurde von dem aus Zabern herbeieilenden Biſchof in Beſitz genommen, neu eingeweiht und dem katholiſchen Cultus eingeräumt, das Zeughaus geleert. Und während der König als Sieger ſeinen 23. Okt. feierlichen Einzug hielt und der Biſchof ihn vor der wiedereroberten Kathedrale mit den Worten begrüßte: „Herr nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland geſehen“, wurde von Vauban die Citadelle abgeſteckt, „die der ſtolze Franzoſe für ſtark genug hielt, daß keine Macht Europa's ihm den Paß ins Reich je wieder nehmen ſollte.“ Bei ihrem Ausbau ſah man deutſche Bürger und Bauern Hand anlegen.

Eindruck. Wie tief immer das deutſche Nationalgefühl ſeit dem weſtfäliſchen Frieden geſunken war; dennoch ging ein Schrei der Entrüſtung durch die Gaue des Vaterlandes über den unerhörten Gewaltſtreich. In Gedichten, in Volksliedern, in Satiren und Pamphleten, in der geſammten Tagesliteratur gab ſich der öffent-

liche Unwille kund; ſelbſt der Reichstag, der nach Auflöſung der Frankfurter Conferenz wieder in Regensburg ſeine Sitzungen hielt, ſchien die Schmach und Erniedrigung nicht ruhig hinnehmen zu wollen. Das Anerbieten des Königs, wenn Kaiſer und Reich auf das, was von Frankreich bisher in Beſitz genommen, feierlich verzichteten, ſo wolle er ſich um des Friedens Willen damit begnügen und keine weiteren Anſprüche erheben, wurde Anfangs zurückgewieſen. Aber die franzöſiſche Diplomatie konnte die beruhigende Verſicherung geben, „daß dieſe Stimmung in den Formalitäten der Reichsverfaſſung begraben werden würde“. Und ſo geſchah es. Ludwig durfte mit Zuverſicht darauf zählen, daß die europäiſchen Mächte, die unter günſtigeren Verhältniſſen ſich den Frieden von Nymwegen hatten aufzwingen laſſen, bei der damaligen Lage und Stimmung keinen neuen Krieg beginnen würden.

Die europäiſche Aſſociation.

Wohl wurde eine europäiſche Aſſociation zur Erhaltung des in Nymwegen geſchaffenen Friedensſtandes in Berathung gezogen: Wilhelm von Oranien und Karl XI. von Schweden, durch die Reunionen perſönlich gereizt und verletzt, kamen überein, den Gewaltſamkeiten Frankreichs entgegenzutreten; Spanien, deſſen Grenzlande fortwährend durch kriegeriſche Einfälle beunruhigt wurden, und der Kaiſer ſchloſſen ſich dem Bunde an, und ſelbſt mehrere Reichsſtände vorab die neuen Kurfürſten von Bayern, Maximilian Emanuel, und von Sachſen, Johann Georg III., Herzog Ernſt Auguſt von Hannover u. A. waren zum Beitritt bereit. Aber alle Genoſſen dieſer Aſſociation waren durch eigene Anliegen ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ſie ſich nicht leicht zu einer gemeinſamen kriegeriſchen Action ermannen konnten. Der König von Schweden, der dem franzöſiſchen Monarchen die Erhaltung ſeiner deutſchen Beſitzungen verdankte, durfte ſeiner perſönlichen Verſtimmung gegen den bisherigen Verbündeten nicht allzu ſcharf Ausdruck geben; gegen Wilhelm von Oranien hatte Ludwig einen Hinterhalt an den Hochmögenden Herren in Amſterdam, welche ſtets mit Eiferſucht das ehrgeizige und herrſchſüchtige Streben des Statthalters überwachten; und der gewandte Diplomat d'Avaux, der als franzöſiſcher Geſandter im Haag weilte, wußte die Rivalität lebendig zu erhalten und zugleich die Handelsintereſſen der Republik gegen den militäriſchen Geiſt des Prinzen ins Feld zu führen. Seine Thätigkeit fand eine Stütze an dem engliſchen König, der, wie wir ſpäter erfahren werden, damals mehr als je in den Netzen Ludwigs verſtrickt war, um in ſeinem Widerſtreit gegen das Parlament durch franzöſiſche Jahrgelder unterſtützt zu werden. Was konnten aber die Habsburger dem Machtherrſcher von Verſailles entgegenſetzen? Spanien vermochte den an ſeinen Grenzen aufgeſtellten franzöſiſchen Heeren im Falle eines neuen Krieges keinen kräftigen Widerſtand zu leiſten, es hätte den Kampf hauptſächlich ſeinen Bundesgenoſſen überlaſſen müſſen, und in welche Bedrängniß der Kaiſer und Oeſterreich um dieſelbe Zeit durch die Türken gebracht wurden, wird der nächſte Abſchnitt lehren. In Wien und Madrid hätte man es gern geſehen, wenn das Reich gegen die franzöſiſche Uebermacht unter die Waffen

getreten wäre. Als in Regensburg die Frage berathen wurde, ob man der Association beitreten oder auf Grund der Anerbietungen Ludwigs sich mit Frankreich vertragen solle, warnte der österreichische Bevollmächtigte vor der französischen Vergrößerungssucht und empfahl energischen Widerstand. „Die Erfahrung zeige, wie Frankreich seine Zusagen halte. Das Nachgeben werde nur neue Forderungen hervorrufen. Auf diesem Wege könne der französische König nach und nach ganz Deutschland in Anspruch nehmen und das Reich anstatt eines Kaisers einen französischen Statthalter haben". Aber Friedrich Wilhelm von Brandenburg bemerkte, daß die dermalige Zeitlage zum Kriegführen nicht angethan sei; seit man sich in Nymwegen einen so schimpflichen Frieden habe gefallen lassen, könne man nicht mehr mit Aussicht auf Erfolg von Neuem zu den Waffen greifen. Der günstige Zeitpunkt sei verpaßt worden. „Jetzt sei es dem Reiche nützlicher mit der von Frankreich angebotenen Verzichtleistung auf weitere Ausdehnung der Reunionen den Frieden anzunehmen und das, was diese Krone schon in ihrer Gewalt habe, dahinter zu lassen, als den ganzen Reichskörper mit seinen Gliedern in einen verderblichen neuen Krieg gleichen Ausgangs wie der vorige zu stürzen und der Gefahr völliger Auflösung auszusetzen".

Friedrich Wilhelm v. Brandenburg.

Dies sind die ersten Spuren eines Dualismus zwischen Preußen-Brandenburg und Oesterreich, der von da an durch die deutsche Geschichte zieht. Der Kurfürst konnte es nicht vergessen, daß man ihn in Nymwegen im Stiche gelassen, daß der Kaiser, wie wir später erfahren werden, dem Kurhause die schlesischen Fürstenthümer vorenthielt, er hatte es wohl bemerkt, wie neidisch und eifersüchtig man in der Wiener Hofburg auf den aufstrebenden ketzerischen Kurstaat an der Ostsee blickte; nun trieb er Politik auf eigene Hand. Hatte er bisher im Widerstreit gegen Frankreich Einbuße erlitten, so suchte er jetzt durch dessen Freundschaft das Verlorne wieder zu gewinnen. Die Hand, die mächtig genug war, den Bundesgenossen in Stockholm vor Schaden zu bewahren, konnte unter veränderten Verhältnissen dem Freunde oder Verbündeten an der Elbe und Oder nützliche Dienste erweisen. Es war ein beklagenswerthes Schicksal, daß in dem Augenblick, da der Feind der Christenheit Wien bedrohte und der Nationalfeind dem Reiche im Westen den Purpursaum abriß, der kraftvolle waffenfrohe Fürst das Schwert in der Scheide hielt und seinen Mitständen den Rath gab, dem mächtigen Räuber die Beute zu lassen, damit nicht noch größeres Unheil über das Reich hereinbreche. Die matte Kriegführung der Habsburger in den siebenziger Jahren und die Preisgebung der westlichen Reichsgrenzen und Straßburgs hatten alles Vertrauen auf Oesterreich und den Kaiser erschüttert.

Der Regensburger Stillstand.

Die geistlichen Kurfürsten am Rhein, die bei einer Erneuerung des Krieges ähnliche Unfälle wie Lothringen erfahren zu müssen fürchteten, traten der Ansicht des Brandenburgers bei; auch das Fürstencollegium und die Städte stimmten nach einigem Bedenken für die Annahme der französischen Vorschläge. So erlangte auf dem Reichstag die Friedenspartei das Uebergewicht. In den letzten Tagen des August, als noch die Türken vor Wien lagen, wurde dem französischen Gesandten die Mittheilung gemacht, daß das Reich in einen Waffenstillstand von zwanzig Jahren auf Grund des Bestehenden willige. Es dauerte jedoch

28. Aug. 1683.

noch ein ganzes Jahr, ehe dieſe Abmachungen allſeitig anerkannt und zu einem Staatsvertrag erhoben wurden. Der Entſatz von Wien und der Abzug der Türken erfüllte das öſterreichiſch-ſpaniſche Herrſcherhaus mit neuer Zuverſicht. In Madrid wurde in Gegenwart des jungen Königs Karl II. an Frankreich der Krieg erklärt; der Prinz von Oranien wollte nichts von einer Auflöſung der Aſſociation hören, „man dürfe den ſchmählichen Gewaltſtreichen der Franzoſen nicht ruhig zuſehen; es ſei offenbar, daß Ludwig nach der Herrſchaft über Europa trachte", in den deutſchen Reichslanden brach im Volk und an manchen Fürſtenhöfen ein kriegeriſcher Geiſt hervor. Aber bei näherer Erwägung der wirklichen Lage ernüchterte ſich die Kriegsluſt in Deutſchland und Holland. Spanien war nicht vermögend, ſich gegen die franzöſiſchen Heere zu behaupten; Luxemburg wurde nach langer Belagerung von Crequi und Vauban erobert; der Kaiſer war vollauf in Ungarn beſchäftigt und konnte keine Truppen nach Weſten entſenden. In Amſterdam erklärten die Hochmögenden, daß die Republik an den kriegeriſchen Unternehmungen des Statthalters keinen Theil habe, und nahmen den Regensburger Stillſtand an. Vor allem war es der Thätigkeit des Kurfürſten von Brandenburg zuzuſchreiben, daß die Friedensgedanken das Uebergewicht erhielten. Indem er einerſeits den franzöſiſchen Hof zur Ermäßigung ſeiner Forderungen bewog, andererſeits den deutſchen Mitſtänden die Schwierigkeit der Lage, die Unwahrſcheinlichkeit eines Erfolges im Felde gegenüber einem ſo ſtarken Feinde und die drohende Kriegsnoth für die Nachbarländer vorſtellte, bewirkte er, daß auf dem Reichstag von Regensburg der zwanzigjährige Waffenſtillſtand zwiſchen Frankreich und dem deutſchen Reich zum Vollzug kam und auch von dem Kaiſer und von Spanien angenommen ward. Demgemäß ſollten alle bis dahin reunirten und geraubten Gebiete, mit Einſchuß von Straßburg ſammt der Kehler Schanze und von Luxemburg, dem franzöſiſchen König überlaſſen bleiben unter der einzigen Bedingung, daß die neuen Erwerbungen bei ihren religiöſen und politiſchen Rechten und Beſitzthümern erhalten würden. Dafür wurde die Verſicherung gegeben, daß die Reunionen eingeſtellt, die Hoheitsrechte Frankreichs nicht weiter ausgedehnt und die ungariſchen Rebellen nicht unterſtützt werden ſollten. 15. Aug. 1684.

Aber es liegt nicht in der Natur vorwaltender Mächte, ſich ſelbſt zu beſchränken; die Schranken müſſen ihnen geſetzt werden; Nachgiebigkeit ſteigert nur die Herrſchſucht und den Uebermuth. Nicht nur daß gegen den ausdrücklichen Vertrag die Religionsverfolgungen auch auf die Proteſtanten im Elſaß ausgedehnt wurden: die Grenzverletzungen am Rhein und anderwärts dauerten fort. Auf einer Rheininſel bei Hüningen, welche zum Theil dem Markgrafen von Baden-Durlach gehörte, wurde ein Fort errichtet und eine Brücke nach dem jenſeitigen Ufer geführt; in Lothringen wurden Städte und Herrſchaften als Lehnſtücke der drei Bisthümer von Frankreich in Beſitz genommen. Dem Auslande gegenüber, ſagt ein franzöſiſcher Hiſtoriker, kannte Ludwig keine Gerechtigkeit; wo er gerecht war, glaubte er großmüthig zu ſein und war dann eben ſo verletzend als anmaßend Neue Gewaltſtreiche.

und übermüthig in seinen Forderungen. Und nicht blos gegen das gespaltene zwieträchtige deutsche Reich dehnte Louvois und sein despotischer Gebieter die Gewaltstreiche aus; auch Italien, das an gleicher Schwäche und Vielgestaltigkeit litt, fühlte die Geißel der übermüthigen Tyrannei. Zu gleicher Zeit mit Straßburg war in Folge eines Vertrags mit dem neuen Herzog Ferdinando Carlo von Mantua-Montferrat, der für seine Lüste und Ausschweifungen mit Sängerinnen, Schauspielerinnen und Buhlerinnen mehr brauchte, als trotz seiner Finanzkünste das kleine Land aufzubringen vermochte, die Festung Casale, der Schlüssel zum Mailändischen besetzt worden und der verrätherische zweideutige Unterhändler Mattioli, der durch Geld bestochen dem österreichischen und spanischen Hofe Mittheilungen gemacht hatte, wurde, (wie Einige vermuthen, unter der „eisernen Maske") auf Lebenszeit in Haft gehalten. Und nun büßte auch die Seerepublik Genua, die schon lange den Neid und Aerger des mächtigen Nachbars gereizt, für die Anhänglichkeit an die alte Freiheit und an das spanisch-habsburgische Herrscherhaus durch ein schreckliches Bombardement, in Folge dessen der Dogenpalast, das Zeughaus und viele ansehnliche Gebäude der „Marmorstadt" zerstört wurden, und mußte nicht nur jede Verbindung mit Spanien abbrechen und sich mehrere Beschränkungen und Demüthigungen gefallen lassen, sondern auch ihren Dogen nebst vier Senatoren nach Versailles schicken, um in den unterwürfigsten Ausdrücken dem König das Bedauern auszusprechen, daß sie sein Mißfallen erregt habe. Hatte doch die reiche Handelsstadt gewagt, für Spanien Galeeren zu bauen, auf die Märkte Siciliens und Cataloniens Waaren zu liefern und der Regierung aus der Georgbank Darlehne zu machen! Darin sah Ludwig einen Abfall van der alten Oberlehnshoheit, unter welcher einst die Republik zu den französischen Monarchen gestanden. Am Hofe zu Versailles gab man sich damals gerne dem Gedanken hin, wie die französischen Waffen zu Lande herrschten, so sollte Frankreich auch zur See das Uebergewicht erlangen. Es war besonders Seignelei, Colberts Sohn, der dieses Ziel verfolgte. Unter seinen Augen ist das Bombardement von Genua vollzogen worden. Als der französische Gesandte dem Papste die Ursachen des Strafgerichts wider Genua vortrug, sank der heilige Vater auf die Knie und rief aus: Herr vertheidige du deine Sache! In Frankreich aber feierte man die Begebenheit durch eine Denkmünze! Die Welt war in Schrecken gefesselt, und doch hatte sie noch nicht das Aergste gesehen, wozu rechtsverletzende Willkür verbunden mit unbeschränkter Macht zu führen vermag.

17—28. Mai 1681.

12. Jan. 1685.

Die eiserne Maske.

Ueber den räthselhaften Gefangenen, der unter der Bezeichnung der „Eisernen Maske" viele Jahre lang in verschiedenen Gefängnissen, in Pignerol, auf der Insel St. Marguérite vor Cannes, endlich in der Bastille von dem Kerkermeister St. Mars auf das Sorgfältigste bewacht und von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen worden ist, sind die verschiedenartigsten Vermuthungen aufgestellt worden. Mehr als ein Dutzend Persönlichkeiten, z. Th. der königlichen Familie und den ersten Hofkreisen angehörend, wurden namhaft gemacht, die unter der Maske von schwarzem Sammet verborgen gewesen sein sollten. Das mysteriöse Dunkel

regte die Phantaſie und die Neugierde an und das Gefallen der Welt am Wunderbaren und Romantiſchen führte zu der Vermuthung, daß ein unglückliches hochgeſtelltes Opfer des Despotismus unter der geheimnißvollen Geſtalt zu ſuchen ſei. Eine neue Schrift (La vérité sur le Masque de fer par Th. Jung, Deutſch von Aug. Rieſe, Greifsw. 1876) ſucht nun darzuthun, daß nicht der Mantuaniſche Geſandte, Graf Mattioli, der ſchon im Apr. 1694 auf der Inſelfeſte St. Marguérite ſtarb, während die „Eiſerne Maske" noch zehn Jahre länger in der Baſtille ſaß, der Gefangene geweſen ſein könne, ſondern ein abenteuerlicher Edelmann aus Lothringen, der unter mehreren Namen ſich in der Welt umhergetrieben und an der Spitze eines weitverzweigten Complots gegen das Leben des Königs geſtanden. Durch Verrath und nächtlichen Ueberfall in die Hände Louvois' geliefert, ſei er ohne Proceß und Rechtsſpruch in ſicherem Gewahrſam gehalten worden, weil durch ein öffentliches Gerichtsverfahren zu viele hochgeſtellte Perſonen als Mitſchuldige entdeckt und ſomit im Auslande irrige oder nachtheilige Vorſtellungen über die öffentliche Geſinnung verbreitet worden wären. „Durch 31jährige elende, harte Gefangenſchaft, beraubt der Luft, ja faſt des Lichts, zu einer fürchterlichen Iſolirhaft verdammt, ſo ſchließt die Schrift, hat der Unglückliche (Mr. de Marchiel) ſeine Schuld geſühnt und muß noch heute unſer Mitgefühl in Anſpruch nehmen, trotzdem der Nimbus von ihm gewichen und wir in ihm nur einen Abenteurer, einen Verſchwörer, vielleicht ſogar einen Genoſſen der Giftmiſcher zu erblicken haben". Das Reſultat wird ſchwerlich große Befriedigung gewähren.

II. Oeſterreich, Ungarn und die Türkei.

Literatur. Zu den Geſchichtswerken über Ungarn und Siebenbürgen, die VIII, 495 und über das Osmaniſche Reich die VIII, 620 aufgeführt ſind, kommen für die folgende Periode in Betracht: Mailath, Geſch. des öſterr. Kaiſerſtaats. Hamb. 1834—50. 5 Bde. (Geſch. der Magyaren ſ. S. VIII, 495.) — Coxe, Geſch. des Hauſes Oeſt. cet. D. von Dippold u. A. Wagner Amſt. und Leipz. 1810—17. 4 voll. — Wagner, historia Leopoldi magni Caesaris. 1719. — Mémoires de Montecuccouli Amst. 1756. 8. — G. D. Teutſch, Geſch. der Siebenbürger Sachſen. Leipz. 1874. 2 voll. 2. Aufl. — Ad. Wolf, Fürſt Wenzel Lobkowitz. Wien 1869. — Arneth, Leben des Feldmarſch. Guido von Starhemberg. Wien 1853. — Röder v. Diersberg, Markgr. Ludwig Wilhelms von Baden Feldzüge wider die Türken. Karlsr. 1839. 2 Bde. — Die Schriften über Johann Sobiesky von Biſchof Zaluski, von Salvandy u. a. ſind bei der Geſch. von Polen angeführt. — Pachner v. Eggenſtorf, Sammlung von Reichsbeſchlüſſen ſeit 1663.

1. Siebenbürgen und die Pforte.

Oeſterreichiſche Zuſtände.

Wenn man den Franzoſen zum Vorwurf machen wollte, daß ſie ſich freiwillig in Knechtſchaft begeben, ſich der abſoluten Gewalt eines deſpotiſchen Selbſtherrſchers in ſtummer Unterwürfigkeit gefügt hätten; ſo konnten ſie auf die Zuſtände jener Staaten hinweiſen, wo es nicht gelungen war, die vereinzelten Kräfte und Parteien unter einen Einzelwillen, unter eine höchſte Autorität zu bannen, wo ehrgeizige ſelbſtſüchtige Factionen das geſchichtliche Leben beſtimmten und beherrſchten, wo über inneren Kämpfen ſich keine nationale Cultur, kein würdiges politiſches Daſein zu entwickeln vermochte, ja die Keime und Anſätze dazu wieder verkümmerten oder untergingen. In allen Ländern des öſtlichen Europa lag das monarchiſche Prinzip mit feindlichen Gewalten im Widerſtreit, die keine einheitliche

Machtentwickelung zulaſſen wollten; und in den meiſten herrſchte zugleich ein Gewiſſensdruck, der dem franzöſiſchen nicht weit nachſtand und doch nicht durch die Lichtſeiten gemildert ward, welche die gehobene Bildung, die Philoſophie und die allmählig emporkeimenden Ideen der Humanität gleichzeitig der Seele zuführten. Wir haben geſehen, welche Verödung der engherzige Confeſſionsgeiſt des Habsburger Herrſcherhauſes in allen Ländern geſchaffen, die es unter ſein Scepter gebeugt; die Gewaltbekehrungen und die Verletzungen aller Menſchenrechte waren in Böhmen und Oeſterreich nicht weniger empörend und ſchmachvoll geweſen, als im ſüdlichen Frankreich und entbehrten noch dazu der einzigen idealen Frucht, die aus der dortigen Verfolgung hervorging, der nationalen Einigung. Denn die ganze Geſchichte des ſechzehnten, ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts liefert den Beweis, daß nicht einmal in den deutſch-öſterreichiſchen Ländern, viel weniger bei den Czechen oder Magyaren, ein anderes als auf Gewalt und Knechtſchaft gegründetes Verhältniß zwiſchen den Herrſchern und den Beherrſchten beſtand, daß nur Deſpotismus und Militärmacht einerſeits, Unterwürfigkeit und gezwungener Gehorſam anderſeits obwaltete, von einem nationalen vaterländiſchen Zuſammenwachſen von Fürſt und Volk, von den geheimnißvollen Banden der Pietät und Loyalität ſo gut wie keine Rede war. In keinem Lande tritt die Wahrheit dieſer Behauptung greller hervor, als in dem ungariſch-ſiebenbürgiſchen Reiche, um deſſen Beſitz zwei Jahrhunderte lang nicht nur Oeſterreich mit der Pforte rang, in dem auch alle Leiden und Drangſale, alle Noth und Trübſal ſich lagerten, welche religiöſe und politiſche Parteiung, ehrgeizige und ſelbſtſüchtige Tendenzen, eigenwilliger Egoismus und zelotiſcher Religionshaß zu erzeugen vermögen. Um der Reformation entgegenzuwirken, begünſtigten die Habsburger die Niederlaſſung der Jeſuiten in Ungarn; und doch war die lutheriſche Confeſſion, die ſich der deutſchen Sprache als Lehrmittel und zu ihren Cultushandlungen bedienen mußte, eine fruchtbare Pflanzſchule für deutſche Bildung und deutſches Weſen. Indem ſomit das öſterreichiſche Kaiſerhaus dem Jeſuitismus und der lateiniſch-katholiſchen Religionsform Vorſchub leiſtete, untergrub es das Fundament, auf dem eine dauernde Herrſchaft deutſch-öſterreichiſcher Culturelemente hätte emporwachſen können, und hielt zugleich die magyariſche Volksbildung nieder. Denn wie ſehr auch immer die Jeſuiten und die größtentheils der Fremde angehörige katholiſche Hierarchie befliſſen waren, durch Gründung von Schulen und Lehranſtalten ihren Doctrinen größere Verbreitung zu verſchaffen; ihr Hauptzweck war doch nur, der Ketzerei Einhalt zu thun, den lutheriſchen und reformirten Lehrbegriffen entgegenzutreten, nicht der Humanität, nicht einer freien wiſſenſchaftlichen Menſchenerziehung den Boden zu bereiten. Selbſt Cardinal Pazman, der gefeierte Erzbiſchof von Gran, der ſeinem hohen Freund und Gönner, Kaiſer Ferdinand II. bald ins Grab nachfolgte, bezweckte mit ſeinen Erziehungs-Inſtituten doch nur den Sieg und die Ehre ſeiner Kirche. Die deutſche Cultur wurde dadurch in ihrem Laufe gehemmt, eine magyariſche wurde gar nicht verſucht,

konnte gar nicht emporkommen. So blieb denn Ungarn-Siebenbürgen im ganzen siebenzehnten Jahrhundert ein Ländercomplex ohne weltgeschichtliche Lebensvorgänge. Denn die fortwährenden Kämpfe zwischen deutsch-österreichischen und türkischen Heeren, von Zeit zu Zeit durch mehrjährige Stillstandsverträge unterbrochen, bieten in ihren einförmigen länderverwüstenden Gräueln weder ein militärisches noch ein historisches Interesse. Die rege Theilnahme, die das Waffenleben mit seinen Thaten und Gefahren, seinen Anstrengungen und Wechselfällen sonst der Menschheit einflößt, konnte nur in seltenen Fällen geweckt werden. Die Habsburger Kaiser nannten sich Könige von Ungarn und sandten von Zeit zu Zeit Stellvertreter in das Land, die als „Palatine" von Preßburg aus das hohe Herrscheramt verwalten sollten; aber im Osten der Theiß und Donau, in Niederungarn und Siebenbürgen galt das Wort des Pascha von Ofen und der türkischen Clientelfürsten im Berglande „jenseit des Waldes" mehr als das des fernen Königs und seines Statthalters.

Siebenbürgen

Wir sind im Laufe dieses Werks schon mehreren Namen begegnet, die von dem östlichen Lande aus eine weltgeschichtliche Stellung sich errungen haben: Batori, Boeskai, Gabor, denen sich die Rakoczy anreihen. Zwischen der österreichischen und türkischen Oberherrschaft sich mit Klugheit und Kraft durchwindend und bald an die eine bald an die andere Macht sich anlehnend, haben die Fürsten von Siebenbürgen und Ostungarn die einzige Autorität besessen, die in dem Lande der Zerfahrenheit, der Parteiung, der Anarchie und Selbsthülfe noch einige Anerkennung sich zu verschaffen vermochte. Boeskai strebte nach einem engeren Bunde mit Oesterreich: Wir wissen, daß er mit Kaiser Rudolf den Wiener Frieden schloß, der den Adeligen und Städten freie Religionsübung zugestand und daß er auch die Türken zum Abschluß des zwanzigjährigen Friedensvertrags von Zsitwa-Torok brachte. (XI, 806 f.) Allein wie konnte bei dem Hader im kaiserlichen Hause von einer Befestigung oder Ausdehnung der österreichischen Macht im fernen Osten die Rede sein? Der gute Wille der Pforte mußte durch Jahrgelder theuer erkauft werden; die Magnaten leisteten nur Dienste, wenn es ihrem Vortheile oder Parteistandpunkte dienlich war; der Wiener Friede sicherte die Augsburgischen und helvetischen Confessionsverwandten so wenig gegen Rechtsverletzungen als der böhmische Majestätsbrief ihre Glaubensgenossen in Böhmen. Ferdinand II. erlangte die ungarische Krone nur nach Unterzeichnung einer Capitulation, welche seine Königsrechte stark beschränkte (XI, 819, 823); der unternehmende, aber wandelbare Fürst Bethlen Gabor vermochte mehr als der ferne, vielbeschäftigte Habsburger. Während dieser nach der Capitulation keine fremden Truppen in Ungarn halten durfte, konnte Bethlen Gabor die einheimischen Streitkräfte in seine Dienste ziehen. Hätte der an Ränken und Projekten reiche Mann seine Stellung in den ersten Jahren des langen deutschen Krieges mit staatsmännischer Umsicht und planmäßiger Energie benutzen wollen, er hätte auf das Schicksal Europas einen entscheidenden Einfluß üben können (XI, 838, 912). Als er den Schweden die Hand reichen wollte, starb er (XI, 928). 1629.

Boeskai.

Bethlen Gabor.

Bethlen Gabor liebte Bildung und Kunst. Er rief den Dichter Opitz nach Siebenbürgen und wußte sich in lateinischer Sprache mit Leichtigkeit und Zierlichkeit auszudrücken; er spielte die Laute und Violine. Von seiner Hochzeitsfeier mit Katharina von Brandenburg (1626) hat sich ein ausführliches Tagebuch erhalten mit genauer Beschreibung aller Festlichkeiten. Aber die Prinzessin machte im fernen Osten dem deutschen Namen so wenig Ehre, wie einst im Westen die sächsische Gemahlin des Prinzen von Oranien,

des Schweigers (XI, 620). Nach dem Tode Bethlens vermochte sich die Fürstin Katharina nicht lange in der Würde zu behaupten. Sie trat freiwillig zurück.

Georg Rakoczy I. † 11. Okt 1648. Unter den Parteikämpfen, von denen nun das Land aufs Neue verwirrt wurde, bahnte sich Georg Rakoczy den Weg zur Herrschaft. Er wandte sich von Oesterreich ab und erkannte den türkischen Sultan als „Erhalter und Schutzherrn" von Siebenbürgen an. Die Stände legten ihm die Pflicht auf, der Pforte treu zu bleiben, „da die teutsche Hülf, weil es ein langsam Volk, zu fern liege". Während Ferdinand II. gegen die evangelischen Reichsstände in Deutschland, gegen die Schweden und Franzosen im Kampfe lag, war sein Sohn gleichen Namens König von Ungarn. Unter ihm wußten die Jesuiten die Kunst recht auszufinden, „die politische Existenz der akatholischen Partei langsam aber sicher und mit vielem Schein von Rechtsformen zu zernichten". Die 1637. katholischen Stände erklärten in demselben Jahr, da Ferdinand III. auch im Reichsregimente seinem Vater nachfolgte, auf einem Reichstag in Preßburg, daß der Wiener Friede den Protestanten zwar freie Religionsübung gewähre aber keine Kirchen, und nahmen an allen Orten, wo die Altgläubigen die Oberhand hatten, die Gotteshäuser in ausschließlichen Besitz. Eine verbitterte Stimmung gegen Oesterreich verbreitete sich immer weiter in Ungarn, gerade als die Erbländer Habsburgs durch Torstensson ins Gedränge kamen (XI, 1000) und Rakoczy, der sich mehr und mehr bei der hohen Pforte in Gunst zu setzen wußte, damit umging, seine Herrschaft über Ungarn auszudehnen und in seiner Dynastie erblich zu machen. Er erreichte seinen Zweck. Im Jahr 1642 erwählten die Siebenbürgischen Stände seinen Sohn gleichen Namens zum Fürsten. Als dieser im nächsten Jahr die Erbin aller Bathorischen Güter heimführte, war die Familie Rakoczy die reichste in ganz Siebenbürgen und Ungarn. Damals schrieb der Palatin Jan. 1643. Esterhazy an König Ferdinand III.: „Die Abneigung der Landeseinwohner wird dauern, bis ihren Klagen und ihren aus den Reichsverordnungen geschöpften Forderungen genug gethan ist; bis dahin ist von ihnen nichts Anderes als Unruhen zu erwarten; denn was ihnen auch immerhin vorgelegt werden mag, sie kommen in ihren Berathungen schleunig davon ab und brechen in Klagen aus, daß sie sowohl in Religionssachen als in ihren übrigen Freiheiten gekränkt und beunruhigt würden, von allem dem aber, was ihnen versprochen, in den Gesetzartikeln beschlossen, von Sr. Majestät in der Capitulationsurkunde angenommen worden, gar nichts erfüllt sei; weshalb die Sachen endlich dahin kommen würden, daß die Nation entweder gänzlich untergehe, oder daß irgend eine schreckliche Aenderung sich gewaltsam Bahn breche. Er, der Palatin, habe dies schon oft gesagt, aber die Schwierigkeiten würden nicht gehoben, sondern alle Rathschläge auf gelegenere Zeit verschoben; unterdessen nehme aber Zwiespalt, Verwirrung und die Gereiztheit der Gemüther auf furchtbare Art überhand". — Am Wiener Hof fanden diese Vorstellungen kein Gehör; und selbst wenn man hätte Abhülfe 1644. gewähren wollen, wäre es schon zu spät gewesen. Denn mit Anfang des neuen Jahres brach Rakoczy, nachdem er mit den Schweden und Franzosen ein Bündniß geschlossen und sich der Freundschaft der Pforte versichert hatte, mit Heeresmacht in Ungarn ein. Von dem protestantischen Adel als Retter empfangen und zum Fürsten von Ungarn ausgerufen, erklärte Rakoczy, daß er der Nation zur Herstellung ihrer politischen und religiösen Freiheit verhelfen wolle. Zu keiner Zeit konnte dem Kaiser ein Krieg in Ungarn ungelegener kommen als damals. Wir wissen, welche drohende Stellung Torstensson nach dem dänischen Feldzug von Neuem gegen die österreichischen Staaten einnahm (XI, 1003f.); Ferdinand suchte daher mit dem Siebenbürgischen Fürsten und den ungarischen Unzufriedenen möglichst bald ein Abkommen zu treffen und willigte, als Rakoczy durch die Drohrede des Sultans Ibrahim erschreckt sich auf Unterhandlungen einließ, in Sept. 1645. dem Frieden von Linz nicht nur in die Abtretung von fünf ungarischen Comitaten

an den Siebenbürgiſchen Fürſten, ſondern gewährte auch den Evangeliſchen mehr Zugeſtändniſſe als ſie in irgend einem der früheren Verträge zu erlangen vermocht. Nicht allein daß den Religionsverwandten Augsburger und helvetiſcher Confeſſion aufs Neue volle Religionsfreiheit zugeſichert ward, alle unrechtmäßig entriſſenen Kirchen, mehr als neunzig an Zahl, mußten ihnen ſammt den dazu gehörigen Einkünften zurückgegeben werden.

Ungarn.

Nach dem Abſchluß des weſtfäliſchen Friedens, als bei dem Tode Rakoczy's I. ſein Sohn Georg Rakoczy II. den Fürſtenſtuhl in Siebenbürgen unter Osmaniſcher Zinspflicht und Schutzherrſchaft beſtieg, gedachten die öſterreichiſchen Herrſcher die im Reiche verminderte Macht durch feſtere Vereinigung ihrer Erbſtaaten zu ſtärken, die durch die Friedensartikel von Münſter und Osnabrück gebundene kaiſerliche Autorität in den Königreichen und Territorien der öſterreichiſchen Monarchie zu einer mehr einheitlichen Entwickelung zu führen. Zu dem Zweck wurde noch bei Ferdinands III. Lebzeiten an den ungariſchen Reichstag in Preßburg das Anſuchen geſtellt, die Stände möchten dem bisherigen Wahl- 1655.
ſyſtem entſagen und das Geſetz aufſtellen, daß der König in Zukunft kraft des Erbrechtes zum Thron gelange. Allein obwohl von einer freien Königswahl nur noch ein Schatten übrig geblieben war; ſo ſahen doch die Ungarn in dem Wahlrecht und der damit verbundenen Capitulationsurkunde das Fundament ihrer nationalen Freiheiten, die Magnaten die Hauptſtütze ihrer Privilegien gegenüber dem Throne wie gegenüber den Untergebenen. Der Reichstag wies daher den Antrag mit Entſchiedenheit zurück. Leopold wurde auf Grund der herkömmlichen Formen und Gelöbniſſe zum König gewählt und am 27. Juni gekrönt. Zwei 1655.
Jahre nachher folgte er ſeinem Vater in allen übrigen Ländern des Hauſes Oeſterreich.

Kaiſer Leopold I. 1657—1705.

Die lange Regierung dieſes Habsburgers war für alle ſeine Reiche eine Kette von Unfällen und Mißgeſchicken. Nicht nur daß im Weſten der franzöſiſche Machtherrſcher die Reichsgrenzen bedrängte und deutſche Städte und Landſchaften in räuberiſcher Weiſe an ſich riß; auch im Oſten erhob ſich die Macht der Osmanen zu neuem Leben und wiederholte die Schreckenstage früherer Jahrhunderte, und in Ungarn und Siebenbürgen erzeugten die rechtsverachtenden Gewaltthätigkeiten der eigenen Regierung und der brennende Ehrgeiz und Waffendrang des Fürſten Georg Rakoczy II. kriegeriſche Bewegungen und Aufſtände, welche Jahrzehnte hindurch die größten Erſchütterungen und Wechſelfälle im Staats- und Volksleben hervorbrachten. Leopold, der urſprünglich für die Kirche beſtimmt und als Geiſtlicher erzogen, durch den frühen Tod ſeines älteren Bruders Ferdinand zur Herrſchaft gelangte, behielt auch auf dem Throne eine Vorliebe für kirchliche Angelegenheiten. Die Unterdrückung ketzeriſcher Doctrinen galt ihm ſtets als die erſte Pflicht; ſeine ganze Politik wurde lediglich von dynaſtiſchen und katholiſchen Intereſſen geleitet. Da hatten denn die Jeſuiten einen weiten Spielraum zu Zwangsbekehrungen und Verführungen, um die Sünde

des Linzer Friedensvertrags wieder auszulöschen. Die Beschwerden der Protestanten häuften sich dergestalt, daß sie den Reichstag ganz in Anspruch nahmen und der Befehl erlassen werden mußte, die religiösen Dinge nicht mehr vor die allgemeinen Stände zu bringen, sondern in den Comitats-Versammlungen zu erledigen. Ein zweiter Gegenstand ewiger Klagen war die Einquartierungslast. Die Ungarn wollten nicht zugeben, daß das einheimische Militär zu Kriegsdiensten außer Landes gebraucht werde, und verlangten doch, daß die österreichischen Erblande zum Unterhalt der stehenden Truppen beitragen sollten. Da zog man es denn in Wien vor, deutsche Regimenter in die ungarischen Garnisonsstädte zu verlegen und dem Lande die Verpflegung aufzubürden. Die Besatzungstruppen waren aber in Oberungarn und Siebenbürgen sehr verhaßt zum Theil aus nationalen Antipathien, besonders aber auch, weil unter ihrem Schutze Priester und Jesuiten für ihr unduldsames und fanatisches Treiben ein weites Feld fanden. So herrschte in den Städten wie unter den Magnaten eine verbitterte Stimmung gegen Oesterreich, welche künftige Stürme voraussehen ließ.

Fürst Georg Rakoczy II.

Denn es wehte im ganzen Osten eine unheimliche kriegerische Luft. Georg Rakoczy II. wurde von seinem unruhigen Ehrgeiz zu Unternehmungen fortgerissen, die weit über seine Macht und Befähigung gingen. Im Vertrauen auf seine Reichthümer, die es ihm möglich machten, Heerhaufen von verwegenen Gesellen, von Abenteurern und verlaufenen Leuten in seinen Dienst zu nehmen, und verlockt durch die Zerfahrenheit und Unsicherheit der öffentlichen Dinge in der östlichen Welt, suchte der bewegliche Fürst die politische Lage zur Ausdehnung seiner Herrschaft, zur Erwerbung einer Königskrone für sich und sein Haus zu benutzen. Durch die Einmischung in die zwieträchtigen Nachbarländer erwarb er sich die Oberherrlichkeit über die Moldau und Walachei und nahm dann Theil an dem schwedisch-polnischen Krieg zwischen Karl Gustav und Johann Casimir. Wir werden diese Vorgänge später kennen lernen. Von beiden kriegführenden Königen um Hülfe angegangen, ergriff Rakoczy nach einigem Schwanken und Erwägen Partei für Schweden und wurde dadurch in Feindseligkeiten mit den Polen und Tataren verwickelt, die für ihn verhängnißvoll werden sollten und ihn zugleich mit der Pforte entzweiten, welche dieses eigenmächtige Vorgehen ihres Vasallen mißbilligte. Der Feldzug gegen Polen fiel unglücklich aus. Während der Fürst selbst so sehr ins Gedränge kam, daß er sich die sichere Heimkehr durch einen

Juli 1657.

schimpflichen Frieden erkaufen mußte, ward sein Feldherr Johann Kemeny, welcher mit einer andern Heerabtheilung in Podolien eingefallen war, von den Tataren, den Verbündeten des Polenkönigs, umringt und konnte nicht verhindern, daß seine Soldaten sämmtlich nach der Krim in Knechtschaft geführt wurden. Nur durch ein großes Lösegeld, welches Rakoczy aus eigenen Mitteln aufbringen mußte, konnte ihre Befreiung und Rückkehr erlangt werden. Damit begann für Siebenbürgen und das Fürstenhaus eine schwere Zeit, ein „Schrecken ohne Ende.“ Während Kaiser Leopold, der mit Johann Kasimir von Polen einen Kriegsbund

geſchloſſen hatte, ſich anſchickte, die Unfälle des Fürſten zur Rückeroberung der ungariſchen Beſitzungen Oeſterreichs zu benutzen, erſchienen in Siebenbürgen türkiſche Geſandte mit dem drohenden Befehl des Sultans an die „vereinigten Stände der drei Nationen“, den ungehorſamen und treuloſen Rakoczy abzuſetzen und einen neuen Fürſten zu wählen. Georg Rakoczy beugte ſich vor dem Zorne des Großherrn in Konſtantinopel und legte ſein Herrſcheramt „mit Schmerzen“ nieder. Er hoffte, wenn ſich die Wolken verzogen haben würden, die Stelle wieder zu erhalten und empfahl daher zu ſeinem Nachfolger einen Mann von ſanfter Gemüthsart, von dem er vorausſetzte, daß er ihm keinen Widerſtand bereiten würde. Es war Franz Rhedei, ein angeſehener Herr von vornehmem Geſchlechte, der eine Bruderstochter von Bethlen Gabor zur Frau hatte. Ihn wählten 2. Nov. 1657.
die Stände zum Fürſten von Siebenbürgen und empfahlen ihn dem Schutze des „unüberwindlichſten“ Kaiſers in Konſtantinopel, von deſſen Gnade nach Gott das Schickſal des Landes abhänge.

Rakoczy wartete die Zeit nicht ab, bis ſich der Unwille der Pforte verzogen Mohammed Köprili und
haben würde. Während ſeine Geſandten mit Geldſummen in der türkiſchen Rakoczy.
Hauptſtadt für ihn wirkten, erſchien er ſelbſt an der Spitze eines Szekler Haufens
in Mediaſch und erklärte den dort verſammelten Ständen: „Ich will Fürſt ſein, Jan. 1658.
oder hier vergehen und mein Leben laſſen.“ Durch ſeine zahlreichen Anhänger ſetzte er es durch, daß er abermals als Fürſt ausgerufen wurde. Er mochte glauben, daß die Osmanen, die während der Minderjährigkeit des Sultans Mohammed IV. an ſchweren inneren Zerrüttungen litten und zugleich mit den Venetianern den großen Krieg um Candia führten, die Sache nicht auf die Spitze treiben würden; er rechnete auf die Verhältniſſe und die Kraft ſeines Goldes. Aber er irrte ſich. Wir haben oben erfahren (S. 341.), daß gerade um dieſe Zeit der ſiebenzigjährige Mohammed Köprili auf Veranſtaltung der Sultanin Valide die Würde eines Großweſirs erlangte und mit der ganzen Energie ſeines entſchloſſenen Geiſtes die Herſtellung des Reiches in Angriff nahm. Die geſunkene Autorität der Pforte wieder aufzurichten, die Herrſchaft der Osmanen gegenüber den Chriſten auszudehnen, Aufruhr und Ungehorſam mit eiſerner Hand niederzudrücken, war das ernſtliche Bemühen des kraftvollen Mannes. Die Eroberungspolitik früherer Jahrhunderte wurde erneuert, der kriegeriſche Geiſt der Janitſcharen geweckt, das alttürkiſche Syſtem in der Regierung wie beim Heer aufs Neue belebt. Vor dieſem kühnen praktiſchen Willen zerrannen Rakoczy's Pläne und Hoffnungen. Er wurde zurückgewieſen und zog zugleich ſeine Partei und das ganze Land mit ſich ins Verderben.

Als Georg Rakoczy, anſtatt, wie ihm befohlen, die Feſtung Jenö den Türken Die Türken in Siebenbürgen.
einzuräumen, den Paſcha von Ofen vor derſelben überfiel und zurückſchlug; rüſtete Köprili zu einem Kriegszug im Geiſte früherer Jahrhunderte, um den ungehorſamen, übermüthigen Clientelfürſten zu züchtigen. Den Heerzug eröffneten Tataren und Koſaken. Nachdem ſie die Moldau und Walachei durch-

ſchritten und neue Wojewoden eingeſetzt, fielen ſie in Siebenbürgen ein, Mord und Verwüſtung vor ſich hertragend. Alles flüchtete ſich in die Städte oder Wälder. Das Burzenland mit Kronſtadt, wohin die Barbaren zunächſt ihren Zug richteten, hatte am meiſten zu leiden. „Am 11 Sonntag nach Trinitatis", heißt es bei Teutſch, „am Tage des Evangeliums von der Zerſtörung Jeruſalems, in der die Zeitgenoſſen wehklagend ein Bild der Gegenwart ſahen, brannten die Tataren am hellen Mittag Neuſtadt und Weidenbach nieder. Tags darauf Zeiden und Roſenau; allerorts wurden die Einwohner gefangen, gebunden, mißhandelt; wer durch die Schärfe des Schwerts fiel, konnte noch glücklich geprieſen werden. Bei der ſteinernen Brücke vor der Blumenau war Menſchenmarkt; um zehn Thaler verkauften ſie Aeltere, um vier Hufeiſen war eines Kindes Leben feil, was nicht aufging, wurde in die Sclaverei geſchleppt oder in Stücke gehauen". So war das Loos des ganzen Landes. Einige der größeren Städte, wie Hermannſtadt und Clauſenburg entgingen dem Verderben durch hohe Geldſummen; Weißenburg dagegen, die fürſtliche Hofſtadt, ſank in Trümmer und Aſche; ſie wurde zur „ſchwarzen Burg", wie ſie die Zeitgenoſſen fortan nannten. Bald langte der Großweſir ſelbſt mit neuen Heerhaufen an. Nach Vereinigung ſämmtlicher Streitkräfte hatte er eine Truppenmacht von mehr als 200,000 Mann unter ſeinem Oberbefehl, verwilderte Krieger, die keine Schonung und Barmherzigkeit kannten. Rakoczy barg ſich mit ſeinem kleinen Gefolge in den unzugänglichen Wäldern und Felſenthälern, während Achatius Bareſay, der früher als Gubernator ſich die Zufriedenheit der Türken und der Eingebornen erworben hatte, nach dem Felde von Jenö eilte, um zu den Füßen des Gewaltigen Gnade für das Land zu erflehen. In ſeinem Prachtzelte ernannte der Großweſir den vor ihm Knienden zum Lehnfürſten von Siebenbürgen. Zugleich erhöhte er den Tribut von 15,000 auf 50,000 Ducaten und legte dem Lande eine Kriegsentſchädigung von einer halben Million auf. Die Stände fügten ſich dem Machtgebote; zu Schäßburg ſchwuren ſie dem neuen Fürſten den Eid der Treue. Der Sachſengraf Johannes Lutſch, der einſt in Straßburg ſeine Studien gemacht, und zwei Edelleute mußten dem Großweſir als Geißeln nach Konſtantinopel folgen, als die Vorgänge in Aſien deſſen ſchnelle Abreiſe nöthig machten.

11. Okt. 1658.

Das Blutgericht in Aleppo.

Das ſtrenge Reglment und die durchgreifenden Reformen des türkiſchen Staatsmannes hatten unter den Statthaltern und Sandſchakbegs große Unzufriedenheit erzeugt; auch die Janitſcharen und Sipahi waren unwillig, daß das zuchtloſe, ungebundene Leben, an das ſie ſich ſo lange gewöhnt hatten, nun aufhören ſollte. Dieſe Mißſtimmung benutzte ein kühner Abenteurer, Abaſa-Haſan, um eine Empörung zu erregen, die ſich bald über ganz Vorderaſien verbreitete. Murtaſa-Paſcha, der den Aufruhr unterdrücken wollte, wurde in einer blutigen Feldſchlacht bei Jighun aufs Haupt geſchlagen. Er zog mit dem Reſte ſeiner Armee nach Aleppo, wo ſich bald auch Köprili einfand. Abaſa-Haſan wurde unter der Vorſpiegelung, daß ihm als Preis der Unterwerfung Vergebung und die Gnade des Großherrn zu Theil werden würde, gleichfalls nach Aleppo gelockt. Ein fröhliches Mahl, bis in die Mitternacht verlängert, ſollte die

17. Febr. 1659.

Verſöhnung beſiegeln. Da ertönte ein Kanonenſchuß; alsbald wurde Abaſa-Haſan mit dreißig ſeiner Gefährten ermordet und zugleich die in der Stadt zerſtreut liegenden Inſurgentenhäupter überfallen und niedergemacht. Damit war die Rebellion ins Herz getroffen. Die übrigen Schuldigen und Verdächtigen wurden bald ebenfalls von der Rache ereilt. Dreißig Köpfe von Paſchas und Begen wurden dem Sultan nach Konſtantinopel geſandt, zum Beweis, wie der Groß-Weſir Köprili Aufruhr und Ungehorſam zu ſtrafen wiſſe.

Rakoczy's Ausgang.

Köprili eilte von Aſien nach Adrianopel, um die kriegeriſchen Bewegungen, die ſeit ſeiner Abweſenheit von Neuem in den Donauländern ausgebrochen waren, zu leiten. Rakoczy hatte abermals die Waffen ergriffen, um dem türkiſchen Schützling Bareſay die Fürſtenkrone von Siebenbürgen wieder vom Haupt zu reißen; Michne, ein übermüthiger Grieche, der ſich zum Tyrannen der Walachei aufgeſchwungen und ein Regiment des Schreckens errichtet hatte, reichte dem Nachbarn die Hand zum Waffenbund. In Siebenbürgen zählte Rakoczy noch viele Anhänger, namentlich ſtanden die Szekler ganz auf ſeiner Seite; ſelbſt Bareſay wäre nicht abgeneigt geweſen, ihm den Platz zu räumen, hätte der Paſcha von Ofen ihn nicht auf ſeinem Poſten feſtgehalten. So brach denn die Kriegsfurie zum zweitenmal los. Michne wurde von den Tataren bei Jaſſy aufs Haupt geſchlagen Sept. 1659. und ſein Feind Ghika von Köprili auf den Fürſtenſtuhl erhoben. Mit den Trümmern ſeiner Armee erreichte er Siebenbürgen, um im Verein mit Rakoczy den Kampf zu erneuern. Aber die blutige Niederlage, die ihnen Sidi Ahmed, Paſcha 22. Nov. 1659. von Ofen bei Deva an der Maroſch beibrachte, vernichtete alle Hoffnungen. Für Rakoczy blieb nichts übrig, als ein ehrenvoller Tod; und dieſen ſollte er im nächſten Frühjahr finden. Er belagerte Hermannſtadt, das Bareſay zu ſeinem Sitz gewählt. Da hörte er, daß Sidi Ahmed mit einem großen Heer zum Entſatz herbeizöge. Alsbald gab er die Belagerung auf und rückte dem Paſcha entgegen; er mit 6000 Mann gegen 25,000 Feinde. Bei Samoſſalva unweit Klauſenburg kam es zu einem blutigen Zuſammentreffen. Rakoczy ſtürzte ſich an der 22. Mai 1660. Spitze von tauſend Reitern in das dichteſte Schlachtgetümmel, die feindlichen Reihen durchbrechend; aber von der Maſſe überwältigt ſank er aus vier Wunden blutend zuſammen. Sein Fall war für ſeine Leute das Zeichen zur unaufhaltſamen Flucht. Halbentſeelt wurde Rakoczy von einigen Getreuen nach Großwardein gebracht, wo er zwei Wochen ſpäter ſeinen Geiſt aufgab, kaum neunund- 6. Juni 1660. dreißig Jahre alt. Seine Waffengenoſſen kamen größtentheils um, die Einen in der Schlacht, die Andern auf der Flucht. Gegen 4000 Köpfe ſollen als Siegeszeichen nach Adrianopel geſchafft worden ſein, wo ſie Köprili den Hunden vorwerfen ließ. Nun rückte Sidi Ahmed-Paſcha vor die Mauern von Großwardein; allein die muthige Beſatzung und Bürgerſchaft vertheidigte unter der Anführung des unlängſt aus der tatariſchen Gefangenſchaft heimgekehrten Johann Kemeny die Stadt ſo tapfer, daß die Türken erſt nach zweimonatlicher angeſtrengter Belagerung durch Vertrag die Feſtung in ihre Gewalt brachten. 30. Aug. 1660.

Kemeny. Baresay, der durch seine schwache Haltung wie durch die drückende Eintreibung der den Osmanen schuldigen Kriegsentschädigung das Vertrauen und die Zuneigung des Volkes eingebüßt hatte, entsagte seiner Würde, worauf die Stände
1. Jan. 1661. den Vertheidiger von Großwardein, Johann Kemeny zum Fürsten wählten. Für Siebenbürgen war durch die Veränderung wenig gewonnen. Da die Türken keine Neigung zeigten, den neuen Lehnfürsten anzuerkennen, vielmehr mit einer Wiederholung der Feindseligkeit drohten, wenn nicht Baresay wieder in sein Amt eingesetzt würde; so suchte sich Kemeny in eine Lage zu versetzen, daß er sich mit Gewalt zu behaupten vermöchte. Zunächst ließ er die beiden Brüder Baresay, die in dem gegründeten Verdacht standen, mit den Türken verrätherische Verbindungen zu unterhalten, in Haft nehmen und erst den jüngeren, Andreas
Mai 1661. nach vielen Folterqualen durch den Strang hinrichten, dann auch den ältern meuchlings überfallen und ermorden. Alsdann setzte er sich mit Kaiser Leopold in Verbindung, der schon seit längerer Zeit einige deutsche Regimenter unter dem Grafen von Souches in die ungarischen Städte an der Siebenbürgischen Grenze gelegt hatte, um von Oesterreich Hülfe gegen die Pforte zu erlangen. Ungar von Geburt und der katholischen Kirche angehörend, fand Kemeny in Wien mehr Sympathien als einst Rakoczy, der früher gleichfalls mit dem Kaiserhof unterhandelt hatte.

Der Wiener Hof und die Pforte. Wahrscheinlich hätte sich die kaiserliche Regierung noch ferner damit begnügt, einige unzulängliche Streitkräfte in den Grenzlanden zu unterhalten, die je nach dem Gange der Dinge die Habsburgischen Interessen wahren, aber alle direkten Feindseligkeiten mit den Osmanen vermeiden sollten, wäre nicht der Uebermuth und die Brutalität der Pforte so grell hervorgetreten, daß das ganze christliche Abendland in Aufruhr gerieth. Nicht nur daß die Tataren und andere wilde Soldatenhaufen das Siebenbürgische Land besetzt hielten und mißhandelten, der Ofener
Sept. 1661. Pascha ernannte eigenmächtig den Michael Apafy, einen Edelmann von schüchterner unkriegerischer Natur, der wie Kemeny lange als Gefangener bei den Tataren gelebt hatte, fast wider seinen Willen zum Fürsten von Siebenbürgen und zwang die Stände zu dessen Anerkennung. Von der vertragsmäßigen Rechtsstellung war somit keine Rede mehr; im Divan hatte man offenbar die Absicht, das Siebenbürgische Land mit allen Städten unter die unmittelbare Herrschaft des Sultans zu zwingen. Dies durfte man in Wien schon wegen Ungarn nicht zugeben. Noch einmal betrat man jedoch den Weg der Unterhandlungen; erst als die Gesandten von dem Groß-Wesir barsch zurückgewiesen wurden, schickte die kaiserliche Regierung zwei Heere unter dem erfahrnen Feldmarschall Raimund von Montecuccoli aus dem Modenesischen und dem Grafen Johann Richard von Starhemberg nach der mittleren Donau und an die Theiß. Der kaiserliche Oberfeldherr hätte gerne einen entscheidenden Schlag geführt; er traf bereits alle Anstalten zum Uebergang über die Donau, zu einem Angriff auf Gran und Ofen. Dies war aber gegen das österreichische System. Montecuccoli beklagt sich bitter

in seinen Denkwürdigkeiten, daß der Kriegsrath in Wien durch seine Vorschriften und Weisungen alle Kriegspläne gelähmt und vereitelt hätte. Er mußte nach Oberungarn ziehen, wo er leere Magazine und eine feindliche Bevölkerung fand, so daß in Folge von Krankheit und schlechter Verpflegung mehr Soldaten hingerafft wurden, als eine Schlacht gekostet haben würde. Er lag unthätig in Klausenburg, indeß Ali-Pascha von Varsahely aus seine Unterjochungspläne durchführte. Das zur Verzweiflung gebrachte Land flehte Kemeny an, er möge dem von den Türken eingesetzten und unterstützten Rivalen Apafy den Platz räumen; Kemeny verließ sich auf die Hülfe Oesterreichs und beharrte bei seiner Würde. Aber was konnten ihm die 2000 Mann helfen, welche Montecuccoli ihm abgab? Als er bei Schäßburg seinem von Osmanischen Hülfsvölkern umgebenen Gegner ein Treffen lieferte, wurde er in der Feldschlacht besiegt und auf der Flucht in sumpfigem Boden niederstürzend von Pferden zertreten. 29. Jan. 1662.

2 Sankt Gotthardt und der Friede von Vasvar.

Nach Kemeny's tragischem Ausgang trat die Gefahr eines Krieges zwischen Oesterreich und der Pforte näher. In Wien wollte man Apafy, den Schützling der Osmanen nicht als Fürsten von Siebenbürgen anerkennen und noch weniger durfte man in Konstantinopel auf Nachgiebigkeit rechnen. Dort war der achtzigjährige Großwesir Mohammed Köprili kurz zuvor gestorben. Fünf Jahre hatte er seines Amtes gewaltet und während der Zeit sollen sechsunddreißigtausend Menschen eines gewaltsamen Todes gestorben sein; der Aga allein hat viertausend aus dem Wege geräumt; denn im Innern waren die Feinde der bestehenden Ordnung nicht minder thätig als von Außen. Die neuen Dardanellenschlösser, die der Wesir bauen ließ, gaben Zeugniß, für wie nothwendig er es hielt, eine festere Schutzwehr für die Hauptstadt zu schaffen. Seine Stelle erbte sein Sohn Ahmed Köprili, den Pietät und Naturanlage auf die von dem Vater gewiesene Bahn führte, ein Mann von einunddreißig Jahren und entschlossen seine ganze Manneskraft der Vergrößerung und dem Ruhme des Vaterlandes zu widmen. Und wie er Candia dem Osmanischen Reiche einverleiben wollte, so sollte auch Siebenbürgen in den unmittelbaren Besitz des Großherrn kommen, ein Paschalik, ein Erbland werden. Die Köprili. 1. Nov. 1661.

Gegenüber einem solchen Staatsmann und Kriegsfürsten, der mit praktisch-klugem Sinn und energischem Willen auf ein bestimmtes mit klarem Blick erfaßtes Ziel losging, mußte eine Regierung, wie die österreichische, die mit halben Maßregeln und kleinlichen Mitteln operirte, die anders scheinen wollte als sie in Wirklichkeit gesinnt war, und Neben- und Schleichwege dem offenen Auftreten vorzog, bald in Nachtheil kommen. Als man in Wien, wo Graf Johann Ferdinand von Portia, des Kaisers Günstling die Staatsgeschäfte leitete, sich noch der trügerischen Hoffnung hingab, der offene Krieg könne vermieden werden, Die Türken in Ungarn.

führte Köprili seine wohlgerüsteten Heerschaaren bereits in Eilmärschen über Essek
Juli 1663. und Belgrad nach Ofen. Hier richtete der Gewalthaber, der nach der Vereinigung aller Truppentheile eine Streitmacht von 200,000 Mann unter seinem Oberbefehl hatte, an die bestürzten Gesandten solche Forderungen, daß sie einer Kriegserklärung gleich kamen. Nun mußte man auch in Oesterreich zum Schwert greifen. Aber wie gering waren die Streitkräfte, die man dem Feinde entgegenstellen konnte, wie mangelhaft die Rüstungen der über das ganze Land zerstreuten Heere! Die österreichischen Truppen, die unter Souches, Montecuccoli, Peter und Niklas Zrinyi den Vormarsch Köprili's aufhalten sollten, waren schwach und von einander getrennt, die ungarischen Milizen, frisch eingekleidete Bauern, waren ohne Uebung und Kampflust und stets zum Ausreißen bereit; die deutschen Regimenter, welche der Regensburger Reichstag unter erschwerenden Bedingungen bewilligte, standen noch in weiter Ferne, der König Johann Casimir von Polen, der Hülfstruppen zugesagt hatte, war anderweitig beschäftigt. Der Hof verlegte seinen Sitz nach Linz, für die eigene Hauptstadt besorgt. Als Graf Forgacz das her-
Aug. 1663. anrückende Türkenheer bei Gran am Uebersetzen über die Donau verhindern wollte, wurde er zurückgeschlagen; 1200 Gefangene ließ der Groß-Wesir vor den Augen des österreichischen Unterhändlers Goes, der dem feindlichen Heer folgen mußte, niederhauen. Mitte August standen die Osmanen vor den Mauern von Waghäusel. Mit der größten Tapferkeit vertheidigte die kleine Besatzungsmannschaft die Festung gegen die feindliche Uebermacht und schlug alle Stürme zurück; aber nach viermonatlicher Belagerung mußte der schwach befestigte Ort sich ver-
24. Sept. tragsweise unter ehrenvollen Bedingungen den Türken ergeben. Köprili gewährte den Protestanten freie Religionsübung, wodurch er sich viele Herzen gewann. In den nächsten Wochen unterwarfen sich auch Neutra, Freystadt, Novigrad und andere befestigte Orte. Bis Brünn und Olmütz streiften türkische und tatarische Kriegshaufen und plünderten und brandschatzten Land und Städte. Die ganze Christenheit war in Sorge und Unruhe. Weniger den Vertheidigungsanstalten, welche Montecuccoli um Preßburg und die Insel Schütt getroffen, als der winterlichen Jahreszeit war es zu danken, daß Ahmed Köprili nicht weiter vordrang.

Kriegerischer Aufschwung. Diese Winterruhe kam den Oesterreichern sehr zu statten. Während der tapfere Graf Niklas Zrinyi, Ban von Croatien, der im Gegensatz zu dem methodischen Italiener Montecuccoli den Krieg mit dem Ungestüm eines Naturalisten führte, von seinem Schlosse Serinwar aus Streifzüge nach Süden und Osten unternahm, die Brücke von Essek niederbrannte und den Türken allenthalben Schaden zufügte; erhob sich das Abendland aus seiner Gleichgültigkeit. Der Reichstag von Regensburg, bei dem sich Leopold selbst gegen Ende des Jahres einfand, bewilligte eine größere Reichshülfe an Reiterei und Fußvolk und drei Römermonate für die Kriegskosten und ernannte, da der Kurfürst von Brandenburg den Oberbefehl ablehnte, den Markgrafen Wilhelm Leopold von Baden zum Reichsfeldmarschall. Auch Ludwig XIV. stellte für Elsaß ein Hülfscorps

von 4000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern unter dem Oberbefehl des Grafen Coligny zum Reichsheer; einer unmittelbaren Theilnahme ſtanden politiſche Rückſichten im Weg. Italien und Schweden zeigten den guten Willen, dem Feinde der chriſtlichen Cultur und Geſittung ſo viel ſie vermochten entgegen zu wirken; England und Holland dagegen hatten nur ihren Levantiniſchen Handel im Auge und weigerten jede Unterſtützung.

Erfolge der chriſtlichen Waffen.

So konnte denn im Frühjahr der Krieg in Ungarn mit mehr Erfolg geführt werden. Noch ehe Köprili, der in Belgrad neue Mannſchaft an ſich gezogen, auf der wiederhergeſtellten Brücke von Eſſek ſeinen zurückgelaſſenen Truppen zu Hülfe kommen konnte, eroberten die Kaiſerlichen unter Souches die Feſtung Neutra zurück und zogen dann an die Gran gegen den vor Lewenz gelagerten Paſcha von Ofen; 2. Mai 1664.
und wenn auch bei Kaniſcha und Serinwar der von Zrinyi mit wenig Ueberlegung und Bedacht unternommene Belagerungskrieg durch den Großweſir ſelbſt zum Nachtheil der Ungarn und Oeſterreicher ausgefochten ward; ſo gab doch die an Mai u. Juni.
beiden feſten Orten bewieſene heldenmüthige Tapferkeit und Ausdauer dem ganzen Heer einen moraliſchen Aufſchwung. Dieſer wurde noch geſteigert als es dem Grafen Souches gelang die oſmaniſch-tatariſche Armee vor Lewenz aufs Haupt 19. Juli.
zu ſchlagen. Sechstauſend Leichen deckten das Schlachtfeld, darunter die Paſchas von Ofen, Neuhäuſel und Erlau und viele Hauptleute; die Zahl der Gefangenen war nicht groß, da die Tataren in wilder Flucht davoneilten, dagegen wurden Fahnen, Geſchütz und alle Wagen mit der aus ganz Ungarn und Siebenbürgen zuſammengeraubten Beute erobert. Unter dem friſchen Eindruck dieſer Siegesthat, welche die Taſchen der Soldaten mit Gold und Silber füllte, lieferte Montecuccoli, in deſſen Hände der Kaiſer die Oberleitung des ganzen Krieges gelegt hatte, dem Großweſir ſelbſt die denkwürdige Schlacht bei dem Ciſtercienſerkloſter St. Gotthardt auf dem rechten Ufer der Raab und brachte dem Türkenheer, 45,000 Mann Kerntruppen eine vollſtändige Niederlage bei. Ein großer 1. Aug. 1664.
Theil des Heeres, das Köprili vor die Mauern von Wien zu führen gedachte, lag erſchlagen auf dem Waffenfelde oder wurde von den Wellen des Fluſſes hinabgetrieben. Seit drei Jahrhunderten hatten die Chriſten keinen ſo glänzenden Sieg über die Ungläubigen in der Feldſchlacht davongetragen. Alle Nationen theilten ſich in die Ehre, denn alle hatten mit gleicher Tapferkeit geſtritten.

Der Friede von Vasvar.

Aber wie groß immer der Waffenruhm für die theilnehmenden Völker war, die Erfolge waren gering genug. Die öſterreichiſche Regierung, die aus früheren Erfahrungen wußte, daß die aus verſchiedenen Beſtandtheilen zuſammengeſetzte Heeresmacht nicht lange im Felde gehalten werden könnte und die gereizte Stimmung der Ungarn kannte, beeilte ſich, durch unmittelbare Verhandlungen mit dem Großweſir ſelbſt, eine Beendigung der Feindſeligkeiten herbeizuführen. So wurde wenige Wochen nach der Schlacht der zwanzigjährige Friede oder Waffenſtillſtand Aug. 1664.
von Vasvar auf Grund der beſtehenden Verhältniſſe abgeſchloſſen, der den Oeſterreichern keinen andern Gewinn brachte, als daß ſie auf einige Zeit vor

türkischen Angriffen gesichert waren, während die Osmanen in Siebenbürgen und Ungarn behielten was sie erobert und besetzt hatten und gegen die Venetianer freie Hand bekamen. Apafy sollte Fürst von Siebenbürgen bleiben und nach seinem Tod das freie Wahlrecht der Stände in Geltung treten; der Kaiser gewährte dem Sultan ein „freiwilliges Geschenk" von 200,000 Gulden und gab zu, daß nicht nur Großwardein, sondern sogar Neuhäusel, fast im Angesichte Wiens, in türkischem Besitze verblieb. Es war begreiflich, daß sowohl die Ungarn als die deutschen Reichsfürsten mit größtem Unwillen auf eine Uebereinkunft blickten, die ohne ihre Mitwirkung und unter so schmachvollen Bedingungen abgeschlossen worden. Die beiden Herrscher aber feierten die Herstellung des Friedens durch glänzende Geschenke, die sie einander zuschickten.

3. Aufstände und Reaction in Ungarn.

Nationale und religiöse Gegensätze.

In Ungarn herrschte große Verstimmung. „In seinem Krönungseid hat der Kaiser geschworen über Krieg und Frieden die Einwilligung des Reichstags einzuholen und nun schließt er auf eigene Hand einen Vertrag mit dem Sultan, der das Königreich beiden als Beute ausliefert". Derartige Reden wurden in den Kreisen der ungarischen Magnaten geführt; selbst der Palatin Wesselenyi und der sonst dem Kaiser so ergebene Graner Erzbischof Lipzay meinten, ein solcher Frieden sei schlimmer als Krieg. Umsonst berief Fürst Lobkowitz, der seit Portias Tod an der Spitze des Ministerraths stand, mehrere der einflußreichsten Adeligen nach Wien, um ihnen eine bessere Ansicht beizubringen; der ungewöhnliche Schritt steigerte die Mißstimmung. Die Vermehrung der deutschen Truppen in den Städten an der Theiß und in Oberungarn schien die Absicht anzukündigen, die nationalen Rechte und Freiheiten allmählig zu beseitigen; die Hofschranzen in Wien sprachen höhnend, man werde den Magyaren die kostbaren Reiherfedern von den Hüten und die silbernen Knöpfe von ihren Röcken reißen und ihnen Joch und Zügel über den stolzen Nacken werfen. Eine Bittschrift um Entfernung der deutschen Besatzungen, die nach dem Abschluß des Friedens unnöthig seien, fand keine Beachtung. Und doch waren diese so verhaßt, daß sie sich in den Straßen nicht sehen lassen durften, ohne verhöhnt und insultirt zu werden. Man hörte häufig die Aeußerung, lieber türkisch als österreichisch! Besonders war diese Ansicht unter den Protestanten verbreitet, weil sie unter Osmanischer Herrschaft ihres Glaubens leben durften, während mit dem österreichischen Regierungssystem Religionsdruck und Bekehrungseifer verbunden waren. So vereinigten sich die zwei heftigsten Leidenschaften, nationale Antipathie und religiöser Glaubenseifer zu einem glühenden Haß, der sich zuletzt in Complotten und Aufruhr Luft machte.

Eine Verschwörung.

Einige der angesehensten und reichsten Magnaten, Zriny, Wesselenyi, Nadasdy, Frangipan u. a. benutzten die Hochzeitsfeier des jungen Franz Rakoczy

mit Helena Zriny, um eine Verſchwörung zur Erhaltung und Herſtellung der nationalen Freiheit und Verfaſſung zu bilden. Zunächſt hatten ſie den Plan, den Kaiſer Leopold, der gerade damals ſeine ſpaniſche Braut abholte, auf der Reiſe 1666. gefangen zu nehmen und ihm das Verſprechen abzunöthigen, die den Ungarn feindlich geſinnten Miniſter zu entlaſſen, die deutſchen Söldnertruppen aus dem Lande zu ziehen und freie Religionsübung zu gewähren. Das Vorhaben wurde jedoch vereitelt, weil der Kaiſer einen anderen Weg einſchlug. Auch der Verſuch, durch den Fürſten Apafy den Beiſtand der Pforte zu erlangen, ſchlug fehl; Ahmed 1667. Köprili, damals mit dem Candiotiſchen Krieg beſchäftigt, wollte nichts von einem Friedensbruch hören. Durch den Dragoman der Pforte erhielt der kaiſerliche Geſandte in Conſtantinopel, Caſanova, Kunde von dem Vorhaben und meldete es nach Wien. Hier beſchloß man die Gelegenheit zu benutzen, um die Häupter der Maleontenten zu Falle zu bringen und zugleich mit den verhaßten Rechten und Privilegien aufzuräumen. Man mußte jedoch vorſichtig zu Werke gehen, da die Beſchuldigten durch Macht, Reichthum und Stellung in der Lage waren, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Lobkowitz wartete daher einen günſtigen Zeitpunkt ab und ſuchte durch Kundſchafter und Verräther überzeugende Beweisſtücke zu erhalten.

Die öſterreichiſche Regierung erreichte ihren Zweck. Hatten die Verſchwor- Ehrſüchtige Ziele.
nen Anfangs nur die Sicherſtellung ihrer nationalen Rechte im Auge, ſo traten bald, als Weſſelenyi, die Seele der patriotiſchen Partei im März 1667 ſtarb, 28. März 1667. andere perſönliche Motive in den Vordergrund und ſtörten die Eintracht und das Vertrauen. Peter Zriny, der die durch den Tod ſeines Bruders erledigte Stelle eines Ban von Croatien erhalten hatte, trug ſich mit dem ehrgeizigen Gedanken, er könne, wie dereinſt Zapolya, als türkiſcher Clientelfürſt über Ungarn herrſchen, während ſein Eidam, Franz Rakoczy die väterliche Würde in Siebenbürgen erlangen ſollte. Nadasdy hoffte mit Hülfe der Verſchwörer, denen noch der reiche Steyermärker Graf Tattenbach und Stephan Tököly beigetreten waren, die Palatinswürde davon zu tragen. Durch dieſe eigenſüchtigen Zwecke Einzelner wurde das innere Band gelockert; gegen Rakoczy hegten die Proteſtanten Mißtrauen, weil ſeine Mutter Sophie die Jeſuiten begünſtigte und die Zwangsbekehrungen ihrer nichtkatholiſchen Unterthanen mit fanatiſcher Leidenſchaftlichkeit betrieb. Dennoch verfolgten die Maleontenten ihre conſpiratoriſchen Pläne. Zriny und Rakoczy nahmen Söldner in Dienſt; Tattenbach und Frangepan unterſtützten ſein Vorhaben im Süden; die Grafen Nadasdy und Tököly wirkten in Oberungarn für denſelben Zweck; mit der Türkei wurden die Verhandlungen fortgeſetzt, auch mit Ludwig XIV. Verbindungen eingeleitet.

Lobkowitz war von den Umtrieben der Magnaten unterrichtet; aber er Schickſale der Verſchwornen.
kannte weder die Ausdehnung noch alle Theilnehmer. Er ahnte wohl, daß es auf eine Lostrennung Ungarns von Oeſterreich abgeſehen ſei, aber ſeinen Agenten, die nach dem Grunde der Unzufriedenheit und der kriegeriſchen Bewegungen

forſchten, wurde erwiedert, das Land verlange die Entfernung der deutſchen Beſatzungstruppen und freie Religionsübung für alle Confeſſionen. Lobkowitz, der die Magyaren und die Proteſtanten von Grund der Seele haßte, war jedoch weit entfernt, dieſem Verlangen zu willfahren, vielmehr wurden die deutſchen Söldnertruppen verſtärkt. Da erhielt das Wiener Cabinet durch einen ungetreuen Diener Tattenbachs Beweisſtücke, welche ihm die willkommene Veranlaſſung gaben, auf criminalgerichtlichem Wege gegen die Parteihäupter vorzugehen. Ausgelieferte Briefe verriethen die Namen aller Theilnehmer der conſpiratoriſchen Umtriebe. Die Regierung ſchickte ſofort einige deutſche Regimenter unter den Grafen Spork und Spankau nach Ungarn ab, um die kriegeriſchen Bewegungen niederzuhalten und ſich zugleich der Führer zu bemächtigen. Zrinyi, deſſen unbezahlte Söldnerhaufen großentheils auseinander gelaufen waren, vermochte nicht lange zu widerſtehen. Der Mann, der noch vor Kurzem von einer Königskrone geträumt hatte, verlor plötzlich ſo ſehr allen Muth und alles Selbſtvertrauen, daß er die Gnade des Monarchen anzurufen beſchloß und zu dem Zweck, durch trügerliſche Verſprechungen von Seiten des Miniſters Lobkowitz ſicher gemacht, mit Frangepan nach der Hauptſtadt reiſte, um vor dem Kaiſer ſich zu rechtfertigen. Auf dem Wege kehrten ſie bei ihrem Gaſtfreunde Keri ein. Dieſer mochte Zweifel faſſen, ob ſie ihr Vorhaben auch wirklich ausführen würden. Er mel-
April 1670. dete den Vorfall nach Wien und erhielt die Weiſung, die beiden Edelleute ſicher nach der Hauptſtadt zu geleiten. Dort wurden ſie ſogleich in Haft genommen und gegen ſie, ſo wie gegen ihre Genoſſen Nadasdy, Rakoczy und Tattenbach ein Hochverrathsprozeß eingeleitet. Da Kaiſer Leopold krank war, ſo hatte der feindlich geſinnte Lobkowitz die Sache gänzlich in ſeiner Hand, und er war entſchloſſen, die günſtige Gelegenheit auszunutzen. Durch einen beſonderen Gerichtshof wurden die Angeklagten zum Tode verurtheilt und drei derſelben Zrinyi, Frangepan und Nadasdy, welch letzterer von Spankau gefangen genommen und
30. Apr. 1671. den andern nachgeſchickt worden war, in Wiener-Neuſtadt enthauptet. Ihr Gnadengeſuch war dem Kaiſer gar nicht überreicht worden. Einige Monate ſpäter erlitt auch Graf Tattenbach, in deſſen Schloß man ſechstauſend verborgene Flinten entdeckt hatte, in Gratz dasſelbe Schickſal. Franz Rakoczy dagegen, der in Siebenbürgen die Waffen ergriffen, dann aber ſich gedemüthigt hatte, erhielt auf Fürbitte ſeiner Mutter, die bei den Jeſuiten und dem Hofe gut angeſchrieben war, aus Rückſicht für ſeine Jugend Begnadigung, mußte aber hohe Strafgelder entrichten und einige läſtige Verfügungen in Betreff ſeiner Güter über ſich ergehen laſſen. Emerich Tököly, der Sohn des mittlerweile verſtorbenen Stephan, und andere malcontente Adelige ſuchten eine Zuflucht in Siebenbürgen.

Das Syſtem der Rache

Man konnte die Beſtrafung der ehrſüchtigen Landherren und Magnaten, welche die Unabhängigkeit des Königreichs mit ungeſetzlichen Mitteln herſtellen und das öſterreichiſche Regiment gegen die Oberlehnsherrlichkeit der Pforte eintauſchen wollten, durch das Gebot der Selbſterhaltung entſchuldigen und in

der Ordnung finden; dagegen mußte das System der Rache, das Lobkowitz nunmehr dem ganzen Lande auferlegte, den größten Unwillen erregen. Ungarn wurde wie ein erobertes Land behandelt. Ein in Preßburg aufgestelltes Strafgericht verfuhr gegen den gesammten Adel mit einer Strenge, als ob das Kriegsrecht waltete: die Kerker füllten sich mit Verhafteten, Hinrichtungen und Gütereinziehungen nahmen kein Ende. Wer sich gegen König und Obrigkeit auflehnt, sagte Lobkowitz, der gleicht der Motte, welche in die Flamme der Kerze fliegt. Zum Unterhalt der Besatzungsmannschaften wurden neue Steuern und Abgaben auferlegt, ohne daß man die Stände um Bewilligung anging; hohe Einfuhrzölle erschwerten den Absatz der ungarischen Rohprodukte; eine Verzehrungssteuer lastete wie ein Bleigewicht auf den unteren Ständen; die Anführer der Truppen erhielten so ausgedehnte Gewalt, „als ob künftighin blos eine militärische Regierung bestehen sollte"; die hohen Aemter wurden an Ausländer vergeben; die Würde des Palatinus und königlichen Statthalters wurde abgeschafft, die höchste Macht dem Deutschmeister Johann Kaspar von Ambringer als General-Gouverneur übertragen, einem harten ungerechten und rohen Reichsritter. Und wie der weltliche Staat durch eine despotische Militärregierung geknechtet und Leben und Gut der höheren Stände durch Sondergerichte und Willkürmaßregeln gefährdet ward, so die Gewissensfreiheit durch eine der spanischen Inquisition ähnliche Gerichtstyrannei. Protestantische Prediger und Gelehrte, die dem Preise des Abfalls, Bischofstühlen, Hof- und Staatsämter widerstanden, wurden von ihren Stellen verjagt, mit ihren Familien ins Gefängniß geworfen, als Ruderknechte zu Sclavendiensten gezwungen. Auf den Galeeren in Triest und Neapel verrichteten hunderte von weggeführten protestantischen Geistlichen lutherischer und calvinischer Confession Zwangsarbeiten. Den Bekennern des Evangeliums entriß man ihre Kirchen, ja selbst ihre Kinder. Ungarn ging einem Schicksal entgegen, wie vor fünfzig Jahren Böhmen. Ein rechtloser Zustand lagerte sich über das Reich; Verfassung und Grundrechte hatten in den Augen des österreichischen Hofkanzlers und des kaiserlichen Commissärs Kopp keinen Werth: das unbeschränkte Königthum, gestützt auf Militärdespotismus und Beamtenwillkür sollte fortan in dem Magyarenlande zur Geltung kommen. Haufen roher Soldaten durchzogen das Land, nahmen des Bauern Korn und Vieh weg und fügten zum Raub noch Ungebühr und Mißhandlung. Die Verwendungen protestantischer Fürsten fanden keine Beachtung.

4. Graf Tököly und die Türken vor Wien.

Empörung in Ungarn.

„Endlich mußten aber doch auch die wilden Rathgeber die Entdeckung machen, daß Gewalt allein nicht Alles ausrichten könne, und daß Menschen aufs Aeußerste getrieben, schrecklich kraftvolle Menschen werden". Durch Steuerdruck, Erpressung und Gütereinziehung verarmt, durch die grausame Verfolgung zur Verzweiflung gebracht, rotteten sich in Oberungarn bewaffnete Volkshaufen zu-

ſammen, um an ihren Drängern Rache zu nehmen. Die Gegner belegten ſie mit dem alten Spottnamen „Kuruczen“ (IX, 225). Die von den kaiſerlichen Richtern und Beamten bedrohten Edelleute flüchteten maſſenweiſe nach Siebenbürgen, wo ſie an Franz Rakoczy, Emerich Tököly und Michael Teleky unternehmende Führer fanden und durch den Fürſten des Landes, Apafy mit den Türken aufs neue in Verbindung traten. In ſeinem Gartenhauſe empfing der Großweſir die Abgeſandten und gab ihnen heimlich günſtige Zuſagen. Mittlerweile war der große franzöſiſche Krieg ausgebrochen. Wir wiſſen, wie treulos der erkaufte Lobkowitz die Sache des Kaiſers und Reichs verrieth. Die Strafe erreichte ihn endlich. Von Leopolds Ungnade betroffen und von dem Fluche des
17. Okt. 1674. Volkes begleitet, verließ er in einer finſtern Oktobernacht die Donauſtadt, um auf ſeinem Gut Radnitz in Böhmen wie ein Verbannter zu leben. Für Ungarn war jedoch dieſer Wechſel von wenig Einfluß; hier hatte das Bedrückungsſyſtem nach wie vor ſeinen Fortgang; daher nahm auch von den Zeitverhältniſſen begünſtigt der Widerſtand eine drohendere Geſtalt an. Noch ehe der Weltkampf im Weſten zu Ende war, entfaltete Emerich Tököly die Fahne der Empörung in Siebenbürgen und Oberungarn. In Kurzem ſtand ihm eine beträchtliche Streitmacht von Emigranten, Aufſtändiſchen und Söldnern zur Seite. Kühn, unternehmend, von gewandter Rede und gewinnendem Weſen, war der junge Graf zum Inſurgentenführer geboren. In Conſtantinopel, wo mittlerweile Ahmed Köprili geſtorben war und ſein Schwager Kara Muſtafa, ein ehrgeiziger Mann, der im Geiſte ſeiner beiden Vorgänger nach Waffenruhm dürſtete, das Amt eines Großweſirs erlangt hatte, lieh man jetzt den Vorſtellungen der Inſurgenten ein geneigteres Ohr. Ludwig XIV., der es gern ſah, wenn die kaiſerlichen Waffen im Oſten beſchäftigt waren, damit er am Rhein deſto freier ſchalten könnte, ließ den ungariſchen Patrioten Unterſtützung an Geld und Truppen verſprechen, wobei der Marquis von Bethune, der Schwager des neuen Polenkönigs Johann Sobiesky, dermalen franzöſiſcher Geſandter in Warſchau als Vermittler diente. Aus den Bergſtädten Oberungarns wurden die öſterreichiſchen Beſatzungstruppen vertrieben; im Verein mit dem Marquis von Boham, der mit franzöſiſchem Geld polniſche Söldner in Dienſt genommen, eroberte Tököly Kremnitz und Schemnitz und richtete bereits ſeine Blicke gen Preßburg. Neue Dukaten aus dem erbeuteten Golde geprägt, trugen Tököly's Bruſtbild mit der Aufſchrift „für Religion und Freiheit“, andere bezeichneten Ludwig XIV. als „Beſchützer der Ungarn“.

Der Oedenburger Reichstag

In Wien gerieth man in Unruhe. Man berief Abgeordnete des königlich geſinnten Herrenſtandes zu einer Berathung nach Preßburg. Als dieſe vor allen Dingen auf Beſeitigung der rechtsverletzenden Neuerungen und Herſtellung der verbrieften Verfaſſung drangen, fuhr ſie der Kanzler Hocher mit ſo heftigen Worten
1677. und kränkenden Vorwürfen an, daß ſie beleidigt nach Hauſe zurückkehrten. Nach dem Abſchluß des Nymweger Friedens geſtalteten ſich die Dinge günſtiger für

Oesterreich. Tököly wurde über die Theiß zurückgedrängt und wendete sich wieder nach Siebenbürgen. Nun wollte man aber in Wien noch weniger von Nachgeben hören; die Friedensunterhandlungen, die in Tyrnau mit den Insurgenten- 1679.
häuptern angeknüpft wurden, führten daher zu keinem Resultat. Doch wurde ein zweijähriger Waffenstillstand auf Grund des Bestehenden geschlossen. Drei Jahre früher war Franz Rakoczy zu Munkaes aus der Welt gegangen (8. Juli 1676). Seine reiche Wittwe Helene gab dem Grafen Tököly trotz der Einsprache ihrer Schwiegermutter die Hand zu einem zweiten Ehebund. Dadurch wurde dieser als Stiefvater des jungen Franz Rakoczy II. gleichsam der Erbe des Einflusses und der Ansprüche dieses mächtigen Hauses, das noch immer die Sympathien der Siebenbürgischen Völker besaß. Und lag dem ritterlichen Manne jetzt nicht auch die Blutrache für den hingerichteten Vater seiner Gemahlin, den Grafen Peter Zrinyi als heilige Pflicht ob? In Oesterreich verkannte man keineswegs die Gefahr, wenn der ehrgeizige Magnat, offen unterstützt durch Ibrahim-Pascha von Ofen und von der Pforte zum Lehnsfürsten für Ungarn bestimmt, an der Spitze aller Unzufriedenen die Kriegsfahne von Neuem schwingen würde, in einem Augenblick, da Ludwig XIV. die Reunionen vollzog und den ganzen Elsaß sammt Straßburg an sich zu reißen Miene machte. Die kaiserliche Regierung beschloß daher, in versöhnlichere Bahnen einzulenken. Auf einem nach Oedenburg ausgeschriebenen Reichstag erbot sie sich, die von Lobkowitz ange- Nov. 1681.
ordneten Gewaltmaßregeln zurückzunehmen oder zu mildern.

Demgemäß sollte die Palatinsstelle wieder besetzt, die eigenmächtig und willkürlich eingeführten Steuern abgeschafft, die Aemter an Einheimische verliehen werden. Außerdem wurde das Versprechen gegeben, daß die Religionsverfolgungen aufhören und den Bekennern Augsburger und Helvetischer Confession die in den Landesgesetzen zugesicherten Freiheiten und Rechte zurückerstattet werden sollten; auch sollten die deutschen Söldnertruppen nach und nach abziehen und die alte nationale Grenz-Miliz wieder eingerichtet werden, auch die Ausgewanderten und Verbannten, sofern sie einen neuen Huldigungs- und Treueid geleistet haben würden, Amnestie erhalten.

Allein so lockend diese Zusagen lauteten, Tököly und seine Freunde hatten Emerich Tököly.
alles Vertrauen verloren. Wer gab ihnen Bürgschaft, daß, wenn die Befürchtungen vor Frankreich und der Pforte zerstreut seien, nicht das alte Bedrückungssystem wiederholt werden würde? Dann hätten sie es nicht mehr wie jetzt in der Hand, der Gewalt nachdrücklich zu widerstehen. Vor Allem waren die Bekenner der von der katholischen Kirche abweichenden Glaubenslehren und Cultusformen mit den Anerbietungen unzufrieden, da die Religionsfreiheit nicht unbedingt, wie das alte Recht verlangte, gewährleistet war. Tököly gab daher der Einladung zu der Reichsversammlung keine Folge. Vielmehr schickte er ein Schreiben ein, worin er „im Namen der für den Ruhm Gottes und die Freiheit des Vaterlandes im Exil weilenden Herren, Adeligen und Kämpen“ und im Vertrauen auf die Hülfe der Osmanen eine sehr dreiste Sprache führte. Wie einst

Zrinyi, sein ermordeter Schwiegervater, so träumte auch er von einer ungarischen Krone. Ließ ihm doch die Pforte, bei welcher der französische Einfluß vorwiegend war, durch den Ofener Pascha Fahne und Roßschweif überreichen und ihn als Fürst von Ungarn begrüßen. Den Königstitel wies er zurück; aber im feindlichen Heerlager bezeichnete man ihn als „Kuruezenkönig". Kaum war daher der Waffenstillstand abgelaufen, so erschien Tököly aufs Neue an der Spitze eines
Sommer 1682. aus allerlei Volk gemischten Insurgentenheeres in Oberungarn und eroberte, von türkischen Kriegshaufen unterstützt, eine Bergstadt nach der andern. Auch Kaschau, Eperies und das von dem kaiserlichen Feldherrn Stephan Kohary tapfer vertheidigte Füleck fielen in seine Gewalt. Er nannte sich „Fürst und Gouverneur von Ungarn" und auf seiner Fahne waren die Worte zu lesen „für Gott und
1683. Freiheit". Zu Anfang des nächsten Jahres ließ er sich von den Ständen Oberungarns huldigen und schickte 20,000 Ducaten als Lehnszins an den Sultan.

Die türkischen Forderungen verworfen. Nach solchen Vorgängen konnte kein Zweifel mehr obwalten, daß im Divan die Kriegspolitik gesiegt habe. Dennoch machte das Wiener Kabinet noch einmal einen Versuch, den Waffenstillstand von Vasvar zu erhalten. Aber den Gesandten wurden solche Bedingungen gestellt, daß es ehrlos gewesen wäre sich darauf einzulassen. Oesterreich sollte eine halbe Million Gulden als jährlichen Tribut entrichten, mehrere auf dem Wege nach Wien gelegene Festungen schleifen und den Ungarn alle ihre Forderungen bewilligen und Amnestie gewähren. So weit hatte es die österreichische Regierung gebracht, daß sich die Osmanen als Beschützer der religiösen und politischen Freiheit in den ungarischen Landen aufwerfen und bei den Eingebornen Glauben finden konnten!

Die Türken vor Wien. 1683. Im Frühjahr 1683 hielt Sultan Mohammed IV. auf den Feldern von Adrianopel Heerschau. Ein furchtbarer Sturm, der sich dabei erhob, galt als schlimme Vorbedeutung. Der Großherr begleitete die Armee bis Belgrad und gab dann den Oberbefehl und die weitere Kriegführung an Kara Mustafa ab. In Essek fand sich Tököly ein, um dem Heere, das nach der Vereinigung sämmtlicher Truppentheile über zweimalhunderttausend Mann faßte, als Wegweiser nach Wien zu dienen. Denn auf die Hauptstadt selbst war es abgesehen. Ohne Widerstand bewegte sich der Zug über Dotis, Papa, Altenburg der Grenze von Oesterreich zu; die Vorhut führte der Tatarenkhan unter Sengen und Brennen. Mit ungenügenden Streitkräften suchte Herzog Karl von Lothringen den Uebergang über die Leitha zu verhindern; er wurde zurückgetrieben. Anfangs Juli schlugen die Türken ihre Zelte vor den Mauern von Wien auf; der Hof hatte sich nach Linz geflüchtet, mit banger Erwartung dem Anzug der Hülfsmannschaften, welche die deutschen Reichsfürsten und der König Johann Sobiesky von Polen zugesagt hatten, entgegensehend. Die Donaustadt schwebte in der höchsten Gefahr; denn von Mitte Juli an begannen die Angriffe der Türken; die Vorstädte wurden von dem Grafen Ernst Rüdiger von Starhemberg, dem der Kaiser das Obercommando in Wien übertragen hatte, in Brand gesetzt, um die Streit-

kräfte ganz auf die Vertheidigung der Feſtung verwenden zu können. Durch den Heldenmuth und die Entſchloſſenheit dieſes Befehlshabers, durch die Tapferkeit und Unverdroſſenheit der Beſatzung und der Bürgerſchaft, die ſich allen Anſtrengungen und Gefahren unterzogen, und durch die Ungeſchicklichkeit der Osmanen im Belagerungskrieg geſchah es, daß Wien ſechzig Tage lang dem furchtbaren Feinde Widerſtand leiſtete und alle Stürme zurückſchlug, bis die deutſchen Hülfstruppen und ein polniſches Heer von 25,000 Mann unter dem tapfern Johann Sobiesky der bedrängten Stadt zu Hülfe kamen und mit den Truppen Karls von Lothringen vereinigt den Kampf mit den Mohammedanern aufnahmen. Obwohl an Zahl um mehr als die Hälfte ſchwächer, gingen doch alle ohne Unterſchied der Confeſſionen muthig in den Streit. Galt es ja, Religion, Geſittung und alle hohen Lebensgüter gegen orientaliſche Barbarei zu ſchirmen.

Die Entſcheidungsſchlacht. 12. Sept. 1683.

Es war am Morgen des zwölften September, daß die Führer ihre Truppen zur Entſcheidungsſchlacht unter den Mauern Wiens aufſtellten. Den rechten Flügel befehligte der hochherzige heldenmüthige Sobiesky, den linken Herzog Karl von Lothringen, und unter ihm die Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden, die öſterreichiſchen Generale und viele Glieder fürſtlicher Häuſer; auch Eugen von Savoyen, damals neunzehn Jahre alt, erfocht hier ſeine erſten Lorbeeren. Das Mitteltreffen nahmen die deutſchen Reichsfürſten ein, namentlich die Kurfürſten von Baiern und Sachſen. Daß Friedrich Wilhelm von Brandenburg dem Kampfe fern blieb, wurde in den öſterreichiſchen Hofkreiſen mit Befriedigung bemerkt. Die ſechsſtündige mörderiſche Schlacht entſchied gegen die Türken. Zehntauſend Mohammedaner deckten das Waffenfeld, das Lager des Großweſirs und unermeßliche Beute an Gold, Silber und Juwelen, an Gezelten, Geſchütz und Waffen fielen in die Hände der Sieger. In fluchtähnlicher Eile zogen die Türken über Raab nach Belgrad zurück, ſich durch Verwüſtungen und Grauſamkeit für die Verluſte rächend; die gerettete Hauptſtadt dagegen empfing die ſiegreichen Feldherrn mit freudigem Triumphgepränge und im Stephansdom hielt ein Geiſtlicher eine Dankrede über die Schriftſtelle: „Es war ein Menſch von Gott geſandt, der hieß Johannes.“ Kara Muſtafa ſuchte umſonſt die Schuld des Unfalls auf Andere zu ſchieben und ließ deshalb die Paſchas von Ofen und Gran hinrichten; er konnte den allgemeinen Unwillen über die erlittene Schmach nicht erſticken; bei ſeiner Ankunft in Belgrad wurde er auf Befehl des Sultans enthauptet.

Der Halbmond im Niedergang.

Mit dem Tode dieſes Verwandten des Hauſes Köprili ging auch das Waffenglück und der energiſche Aufſchwung zu Ende, welchen dieſe Familie dem Osmanenreich verliehen. In Ungarn drangen die Oeſterreicher vor, in Dalmatien, Morea, Griechenland führten die Venetianer, mit dem Kaiſer zu einem „heiligen“ Krieg und Waffenbund vereinigt, die uns aus früheren Blättern bekannten erfolgreichen Kämpfe zu Land und zur See aus. In den Hofkreiſen freilich war nach der Rückkehr des Kaiſers in die Hauptſtadt keine Erhebung der Seele wahrzunehmen: Leopold behandelte den evangeliſchen Kurfürſten von Sachſen mit ſolcher Kälte, daß dieſer ſofort in ſein Land zurückkehrte,

und ſelbſt Sobiesky wurde als „Wahlkönig“ mit ſteifer Etikette und dynaſtiſchem Hochmuth in der Ferne gehalten. Dagegen war eine moraliſche Kraft, ein edles Selbſtvertrauen über die chriſtlichen Kriegsvölker gekommen, das noch manche Waffenerfolge herbeiführte. Der Polenkönig ließ ſich durch den kaiſerlichen Undank nicht von der Ver-
7. Okt. 1683. folgung der Erbfeinde des chriſtlichen Abendlandes abhalten. Eine kleine Niederlage,
9. Okt. die er bei Parkany erlitt, rächte er zwei Tage ſpäter durch einen glänzenden Sieg. Die Geſchlagenen ſuchten ſich auf der Schiffbrücke nach Gran zu retten, aber dieſe brach unter der Laſt zuſammen, ſo daß Tauſende in den Wellen oder durch das Schwert der Verfolger den Tod fanden. Darauf vereinigte ſich Sobiesky mit Karl von Lothringen
25. Okt. zur Belagerung von Gran. Die Eroberung dieſer Donauſtadt, die ſo lange in der Gewalt der Türken geweſen, bahnte den Weg nach Ofen, der Hauptſtadt und dem Bollwerk der Osmanenherrſchaft in Ungarn. Im nächſten Jahr, als der Polenkönig nach Warſchau zurückgekehrt war, übernahm Herzog Karl mit öſterreichiſchen und deutſchen
Sommer 1684. Reichstruppen die Belagerung von Ofen, nachdem er Waitzen und andere Donauplätze in ſeine Gewalt gebracht. Allein die feſte hartnäckig vertheidigte Stadt widerſtand allen Angriffen; nach einem Belagerungskrieg von 109 Tagen mußten die Kaiſerlichen mit großen Verluſten abziehen.

5. Habsburgs Siege und Gewaltherrſchaft in Ungarn.

Ofen erobert. In Wien war man entſchloſſen, die Lage der Dinge auszunutzen: alle Friedensvorſchläge der Pforte wurden zurückgewieſen. Als im nächſten Jahr wieder neue Lorbeeren erfochten wurden, indem der Herzog von Lothringen die
19. Aug. 1685. feſte Stadt Neuhäuſel erſtürmte, Feldmarſchall Caprara die Bergſtädte Oberungarns bezwang und Tökölh nach der Grenze von Siebenbürgen zurückdrängte,
1686. wurde der Angriff von Ofen aufs Neue beſchloſſen. Den ganzen Sommer über bedrängte das kaiſerliche Heer, bei dem ſich auch 8000 Brandenburger unter Hans Adam von Schöning eingefunden, die Feſtung, welche von Abdurrahman-Paſcha mit wunderbarer Tapferkeit und Beharrlichkeit vertheidigt ward. Erſt als die zum Entſatz heranrückende türkiſche Armee von Herzog Karl zurückgeſchlagen, die Mauern theilweiſe durchbrochen, die Beſatzungsmannſchaft bis auf
2. Sept. 1686. zweitauſend vermindert worden, wurde Ofen im Sturm erobert. Abdurrahmans Leiche fand man mit Wunden bedeckt unter einem dichten Haufen erſchlagener Moſlemen. So kam denn die Hauptſtadt Ungarns, nachdem ſie einhundertfünfundvierzig Jahre lang im Beſitz der Türken geweſen, wieder in die Gewalt der Habsburger. Es war eine alte Tradition des Islam, daß die Gläubigen da, wo ſie einmal ihre Gebete verrichtet und ihre Moſcheen erbaut, vor keiner Macht mehr zurückweichen würden; und nun wurde der Halbmond von den Zinnen geſtürzt und das ſiegreiche Kreuz aufgepflanzt. Mußte nicht dieſer Wechſel als verhängnißvolle Vorbedeutung wie ein ſcharfes Schwert das Herz des gläubigen Muſelman durchſchneiden? Mittlerweile war auch das feſte Munkacz, das Tökölh's Gattin viele Monate lang mit der größten Tapferkeit vertheidigte, zur Uebergabe gezwungen und damit ganz Oberungarn, der Hauptſitz der Empörung zurückerobert worden. Die heldenmüthige Frau wurde mit ihren Kindern als

Gefangene nach Wien geführt. Ihren Erſtgebornen Franz II. Rakoczy übergab die öſterreichiſche Regierung den Jeſuiten zur Erziehung. In Frankreich blickte man mit Neid auf die Erfolge der öſterreichiſchen Waffen, theils weil dadurch das Habsburgiſche Haus im Anſehen ſtieg, theils aus politiſchen Sympathien für die Türkei.

Frankreichs Stellung zu der mohammedaniſchen Welt.

Schon Richelieu hatte mit der Türkei die alten freundſchaftlichen Beziehungen wieder anzuknüpfen geſucht, und Colbert war auch in dieſer Beziehung der Politik des Cardinals gefolgt. In Konſtantinopel wurde ein franzöſiſches Conſulat errichtet, das Amt eines Dragoman eingeführt, eine Levante-Compagnie ſollte den Handel mit den türkiſchen Staaten beleben. Leibnitz verfaßte im Jahre 1672 eine Denkſchrift, worin er auseinanderſetzte, daß eine Expedition nach Aegypten zur Beförderung eines directen Verkehrs zwiſchen Europa und Indien zweckmäßiger und vortheilhafter für Frankreich wäre als ein Krieg wider Holland. Nach Niederwerfung der Türken würde dem König die Herrſchaft auf dem Mittelmeer, die Führerſchaft der Chriſtenheit, das Schiedsrichteramt der Welt und die erbliche Kirchenvogtei zufallen. In Verſailles ſah man jedoch in dem „ägyptiſchen Projekt" nur den unpraktiſchen Gedanken eines deutſchen Philoſophen. Die Idee einer chriſtlichen Coalition gegen die mohammedaniſche Oſtwelt ſtimmte nicht mehr zu den damaligen politiſchen Anſchauungen. Leibnitz erhielt in Paris die kühle Antwort, ſeit Ludwig dem Heiligen ſeien die Kreuzfahrten aus der Mode gekommen. Den Franzoſen lag der Rhein und die Maas näher als der Nil. Weit entfernt, dem Vordringen der Osmanen in Ungarn entgegenzutreten, mit flammendem Schwert die chriſtliche Menſchheit gegen die Ungläubigen vertheidigen zu helfen, freute man ſich am franzöſiſchen Hof, daß die öſterreichiſchen Waffen anderwärts beſchäftigt waren, und ſpornte den Großtürken zum Angriff gegen die habsburgiſchen Rivalen. So weit ging man jedoch nicht, daß man einen Kriegsbund ſchloß; wie hätte der chriſtliche Monarch, der ſo gerne als der Schirmherr der rechtgläubigen Kirche zu gelten wünſchte, dem Papſte und der geſammten katholiſchen Welt gegenüber an der Seite mohammedaniſcher Heerſchaaren ins Feld ziehen können? Vielmehr wiſſen wir ja, daß der König noch vor wenigen Jahren den Venetianern in ihrem Rieſenkampf um Candia Vorſchub leiſtete und daß er ſelbſt während des öſterreichiſch-türkiſchen Kriegs durch ſeinen Admiral Du Quesne die Corſaren, des Sultans Schützlinge und Vaſallen vor Chios und Algier bekriegen ließ. Dagegen unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß franzöſiſches Gold und franzöſiſche Diplomaten in Stambul die kriegeriſchen Unternehmungen der Pforte gegen Oeſterreich förderten und belebten, um dadurch am Rhein freie Hand zu gewinnen, daß man in Verſailles mit Neid und Mißmuth auf den glorreichen Gang der chriſtlichen Waffen in Oeſterreich und Ungarn blickte, daß man die Lorbeeren und Verdienſte der öſterreichiſchen Heere und ihrer Verbündeten zu verringern und in Schatten zu ſtellen ſuchte. Die Unterdrückung der Ketzerei und die Herſtellung der kirchlichen Einheit ſollte eine weit größere Ruhmesthat für die Chriſtenheit ſein. Aber es iſt uns bekannt, daß nicht einmal der Papſt dieſe Auffaſſung franzöſiſcher Eitelkeit und Prahlerei theilte!

Der politiſch-religiöſe Staatsſtreich in Ungarn.

Und als ob die öſterreichiſche Regierung dem franzöſiſchen Monarchen nicht den Ruhm der Ketzervertilgung gönnte, beſchloß auch ſie die Erfolge im Feld zu einem Staatsſtreiche gegen die ungariſche Verfaſſung und gegen die evangeliſch-reformirten Confeſſionsverwandten zu benutzen. Nachdem ein in Eperies aufgeſtelltes Blutgericht, in welchem der harte papiſtiſch geſinnte Neapolitaner, General Caraffa den Vorſitz führte, die Häupter der Inſurgenten und des proteſtantiſchen Febr. 1687.

Adels gefällt und durch Folterqualen, Hinrichtungen und Gütereinziehungen ein Schreckenssystem begründet hatte, das an Alba's „Rath der Unruhen" in Brüssel und an die spanischen Inquisitionsgerichte erinnerte; beschied Kaiser Leopold die ungarischen Stände zu einem Reichstag nach Preßburg und brachte die Versammlung unter dem Eindruck des herrschenden Terrorismus dahin, daß sie in die Aufhebung des Wahlkönigthums willigte und das wichtige Grundrecht des Adels, sich verfassungswidrigen Verordnungen der Regierung mit gewaffneter Hand widersetzen zu dürfen, aufgab. Seitdem hörte Ungarn auf ein Wahlreich zu sein, die Krone des Heil. Stephan sollte in dem Habsburger Mannstamm nach Erstgeburtsrecht forterben, aus der „goldenen Bulle" (VIII., 514), welche jeder neue König bei seiner Krönung zu beschwören hatte, die verfängliche Resistenzclausel wegfallen. Die Religions- und Gewissensfreiheit war in der Verfassungsurkunde nicht ausgelöscht; aber die Jesuiten und ihre Gönner bei der Regierung fanden Mittel, durch List und Intriguen das geschriebene Recht zu umgehen; die Klagen der Bedrängten über priesterliche Tücke, Verführungskünste und Rechtsverdrehungen fanden kein Gehör. Die evangelische Kirche Ungarns wurde durch ein unblutiges Märtyrerthum um mehr als die Hälfte vermindert. Man vermied den Weg der Gewaltthätigkeit, den zwei Jahre früher Ludwig XIV. betreten hatte; aber der heuchlerische, im Finstern schleichende Fanatismus hatte wenig vor der offenen Religionsverfolgung voraus.

Zweite Schlacht bei Mohacz.

Die Siege, welche in den achtziger Jahren die österreichischen Fahnen fortwährend begleiteten, waren der Begründung der Habsburger Herrschaft in Ungarn günstig. Vergebens versuchte der Großwesir Suleiman von Essek aus die verlorne Hauptstadt, wo der Halbmond so lange geglänzt hatte, zurückzuerobern; auf derselben sumpfigen Ebene von Mohacz, wo vor hunderteinundsechzig Jahren der letzte Magyarenkönig seinen Tod gefunden und die Türkenherrschaft in Ungarn ihre Wurzeln geschlagen hatte, gewannen jetzt Herzog Karl und Markgraf Ludwig von Baden an der Spitze eines österreichisch-deutschen Heeres, dem sich auch eingeborene Kriegshaufen unter dem neuen Palatin Esterhazy angeschlossen, einen glänzenden Sieg, dem die Eroberung von Essek und die Unterwerfung von Slavonien und Kroatien auf dem Fuße nachfolgte. Prinz Eugen von Savoyen, der als Generallieutenant unter Ludwig von Baden diente, überbrachte dem Kaiser die Siegesbotschaft.

12. Aug 1687.

Siebenbürgen unter Oesterreichs Hoheit.

Nun richteten die Oesterreicher ihre Waffen gegen Siebenbürgen; denn so lange dort ein türkischer Clientelfürst den Geboten des Sultans folgte und die feindlichen Heere ins Land ließ, war Ungarn nicht vor neuen Einfällen sicher. Da kam es den kaiserlichen Heerführern zu statten, daß unter den Häuptern des Adels Zwietracht herrschte. Tököly war nach den Niederlagen der Osmanen in Ungarn bei dem Sultan verdächtigt und in Ketten und Banden nach Adrianopel geschleppt worden. Er sollte die Unfälle mit verschuldet haben. Der Großherr war jedoch bald zu der Ueberzeugung gekommen, daß er ein getreuer Diener sei

und hatte ihn nach Ungarn zurückgeschickt. Nach der Eroberung der Bergstädte und der Wegführung seiner Gemahlin war er mit seinen Getreuen nach Siebenbürgen gezogen, um dort im Verein mit Apafy den Türken einen sichern Rückhalt zur weiteren Kriegsführung zu bereiten. Er machte wohl auch Versuche, sich mit dem Wiener Cabinet zu verständigen, aber die Forderung einer unbedingten Unterwerfung auf Gnade und Ungnade schien ihm doch zu bedenklich. So lange nun Apafy zu den Türken hielt, blieb Tököly's Einfluß unerschüttert. Als aber an den Siebenbürgischen Fürsten die Versuchung herantrat, sich mit dem Kaiser zu verständigen und die türkische Oberlehnsherrlichkeit gegen die österreichische zu vertauschen, änderte sich bald die Stimmung. In früheren Jahren waren die Grafen Tököly und Michael Teleki sehr befreundet, so daß der junge Emmerich sich mit des letzteren Tochter verlobte. Aber als sich der Graf um Helene bewarb und der ersten Braut den Ring zurückschickte, entstand heftige Feindschaft zwischen beiden Familien. Teleki genoß bei dem schwachen unselbständigen Fürsten Apafy hohes Vertrauen. Wenn er diese Stellung benutzte, um denselben der Pforte zu entfremden, so untergrub er zugleich den Einfluß seines Gegners und nahm Rache an dem Beleidiger seiner Ehre. Es fiel daher dem klugen General Caraffa nicht schwer, den siebenbürgischen Edelmann zu bereden und zu bestechen, daß er seinem Herrn den Rath ertheilte, dem Bunde mit den Türken zu entsagen und den Beherrscher von Oesterreich als Oberherrn von Siebenbürgen anzuerkennen.

Der Vertrag von Hermannstadt. 9. Mai 1688.

Dies geschah durch eine auf dem Ständetag in Hermannstadt mit dem kaiserlichen Commissar Caraffa vereinbarte Uebereinkunft, in welcher Fürst und Landtag der türkischen Oberhoheit feierlich entsagte, sich unter den väterlichen Schutz des Königs von Ungarn stellte und sich bereit erklärte, kaiserliche Besatzungen in die Städte Kövar, Hußt, Görgeny und Kronstadt aufzunehmen und zu verpflegen. Leopold bestätigte den Vertrag, nahm die Anerkennung seiner Schutzherrlichkeit in Gnaden auf und sicherte 17. Juni. dem Lande Siebenbürgen die Aufrechthaltung der Gewissens- und Kirchenfreiheit und alle andern Grundrechte der Verfassung zu. So übte auch in dem Fürstenthum jenseits der Berge das Glück der österreichischen Waffen eine mächtige Anziehungskraft. Ein Versuch Kronstadts, sich der deutschen Besatzung zu erwehren, hatte die blutige Bestrafung der Aufstifter zur Folge.

6. Das Osmanenreich im Sinken und der Friede von Carlowitz.

Revolutionäre Bewegungen in Konstantinopel.

Nun war für Emmerich Tököly auch in Siebenbürgen kein Raum mehr. Er hatte sich bereits zu den Türken begeben, um von ihnen Hülfe für einen neuen Feldzug zu erlangen, aber das Land in einem revolutionären Zustande gefunden. Die Unfälle in Ungarn und Griechenland hatten in der Armee Unzufriedenheit gegen den Großwesir und gegen den arbeitscheuen, dem Jagdleben leidenschaftlich ergebenen Sultan Mohammed IV. erzeugt und alle Disciplin gelockert. Die Janitscharen und Sipahi verlangten die Bestrafung Suleimans; der Großherr schickte ihnen zur Beruhigung das Haupt des Wesirs; aber die Tobenden, durch

die Nachgiebigkeit des Sultans ermuthigt, gingen nun in ihren Forderungen weiter: ein anderer Herrscher sollte auf den Tron erhoben werden. Der Aufruhr verbreitete sich über Hauptstadt und Reich. Da traten die Ulema zu einer Berathung zusammen und beschlossen, der äußeren Revolution durch eine Palastrevolution entgegenzutreten. Der ältere Bruder Suleiman wurde aus dem Ker-
8. Nov. 1687. ker, wo er viele Jahre lang geschmachtet hatte, auf den Herrscherstuhl erhoben und Mohammed IV. an seiner Statt in das Haftgemach eingeschlossen, wo er noch fünf Jahre lang unbeachtet von der Welt ein trübseliges Dasein fristete.
Suleiman III. 1687—91. Aber die empörten Janitscharen und Sipahi setzten auch unter Suleiman noch viele Wochen lang ihr wildes Treiben fort. Sie plünderten die Paläste der Pfortenminister, sie mordeten den Großwesir Siawusch und mehrere verhaßte Beamten, sie verbreiteten Schrecken und Flucht in den Regierungskreisen, bis endlich der Unwille der Bevölkerung der ohnmächtigen Obrigkeit zu Hülfe kam
Febr. 1688. und ihr die Bestrafung der Rädelsführer und die Unterdrückung der Rebellion ermöglichte.

Oesterreichs Waffenglück. Diese Vorgänge waren dem Waffenglück der Oesterreicher in Ungarn sehr förderlich. Wie sollte der neue Sultan, der im eigenen Reiche mit Mühe das zuchtlose meuterische Militär zur Ruhe brachte, dem siegreichen Vorgehen der deutschen von ausgezeichneten Feldherrn geführten und durch den erworbenen Kriegsruhm gehobenen Truppen Einhalt gebieten können? So drangen denn die österreichisch-deutschen Heere unter Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen immer weiter in südöstlicher Richtung vor und eroberten im September
Sept 1688. die Stadt Belgrad, das feste Bollwerk der Osmanen an der Donau. Gerne hätte die bedrängte Pforte auch unter ungünstigen Bedingungen Frieden geschlossen; aber die in Wien gestellten Forderungen waren der Art, daß man im Divan unmöglich darauf eingehen konnte. Schon damals tauchte der Gedanken auf, ob es nicht möglich sei, die Türkenherrschaft in Europa gänzlich abzuwerfen. Auch das folgende Jahr brachte den Oesterreichern glänzende Erfolge. Ludwig von Baden setzte von Belgrad aus über die Donau und drang in Serbien vor.
Aug. 1689. Nachdem er den Türken zwei Niederlagen beigebracht, zuerst bei Patasch dann unter den Mauern von Nissa, eroberte er nicht nur diese Stadt, sondern im Oktober auch noch die Festung Widdin.

Umschwung in Konstantinopel. Nun trat aber wieder eine jener Wendungen ein, wie sie in den Lebensgeschicken der Völker so oft in kritischen Momenten sich zeigen. Um dieselbe Zeit, da Ludwig XIV. sich zu einem neuen Kriege anschickte und die Blicke des Habsburger Herrscherhauses sich wieder gen Westen wandten; erlangte in Konstantinopel ein drittes Glied der Familie Köprili, Mustafa, der Bruder Ahmeds, die
Nov. 1689. Würde eines Großwesirs und führte wie einst sein Vater in ähnlicher Lage Mannszucht und kriegerischen Geist in die Armee, Energie und Selbstgefühl in den Divan zurück. „Das Beispiel dieses Großwesirs ist höchst lehrreich, wie viel ein einziger großer Mann selbst in Zeiten des höchsten Zerfalls und der allge-

meinſten Muthloſigkeit noch auszurichten vermöge.“ Muſtafa Köprili brachte das Steuer- und Finanzweſen in beſſere Ordnung, indem er die Einkünfte der Moſcheen zu den Staatsausgaben herbeizog und die nichtmohammedaniſchen Reichsunterthanen vor Bedrückungen ſchützte, und fachte in den Herzen der Janitſcharen Muth, Ehrgefühl und Religionseifer an, ſo daß, während mehrere Jahre lang das Heer nur durch Zwang und Gewalt hatte vollzählig erhalten werden können, nunmehr Tauſende ſich freiwillig zum Dienſte meldeten.

Tököly und Köprili.

Die Wirkungen des neuen Geiſtes, der durch den dritten Köprili in das Osmaniſche Staatsweſen eingeführt ward, gab ſich bald im Krieg wie in der Politik kund. Als im nächſten Frühjahr Apafy in Siebenbürgen ſtarb, und das Wiener Kabinet durch Caraffa ſich alle Mühe gab, die Stände zu vermögen, daß ſtatt des ſchwachen unmündigen Sohnes des Verſtorbenen Kaiſer Leopold ſelbſt zum unmittelbaren Herrn gewählt, der „abſolute römiſch-kaiſerliche Dominat“ in Siebenbürgen eingeführt würde, ernannte der Großweſir das Haupt der national-ungariſchen Partei, Tököly zum Fürſten von Siebenbürgen und unterſtützte ihn mit Hülfstruppen, als der Graf ſeine Kriegszüge in dem Gebirgslande wieder aufnahm. Zugleich brach der Großweſir ſelbſt an der Spitze einer Armee von 80,000 Mann nach Serbien auf, um während der Zeit, daß Ludwig von Baden mit ſeiner Hauptmacht gegen Tököly nach Kronſtadt zog, die verlornen Feſtungen zurückzuerobern. Nachdem Widdin und Niſſa wieder in die Gewalt der Türken gefallen, rückte Muſtafa vor Belgrad, das von einer ſchwachen kaiſerlichen Beſatzung vertheidigt ward. Während der Belagerung flogen drei große Pulvermagazine, durch Verrath oder Zufall entzündet in die Luft, eine Exploſion, durch welche ganze Regimenter unter Trümmern begraben, der Feſtungsbau ſelber in einen Steinhaufen verwandelt wurde. Der kleine Reſt der Beſatzung, der dem Verderben entrann, rettete ſich in aufgelöſter Flucht nach Eſſeck, während die Osmanen abermals von der vielumſtrittenen Donauſtadt Beſitz nahmen.

15. Apr. 1690.

Aug. Sept. 1690.

Okt. 1690.

In Wien gerieth man von Neuem in Schrecken; denn im nächſten Frühjahr ſetzte Muſtafa, nachdem er friſche Verſtärkungen an ſich gezogen, nach Semlin über und bedrohte Ungarn mit einer neuen Invaſion. Der Tod Suleimans III. brachte keine Veränderungen in der Lage der öffentlichen Dinge hervor; ſein Bruder und Nachfolger Ahmed II. beſtätigte den Großweſir in ſeiner Würde. Im Auguſt rückte Köprili von Semlin gegen Peterwardein vor; da eilte Ludwig von Baden aus Siebenbürgen herbei, um dem Feinde den Weg zu verlegen. Sein Heer war nicht halb ſo ſtark als das Osmaniſche; und dennoch erfocht der kaiſerliche Feldherr auf der Wahlſtatt von Szalankemen ſeinen glänzendſten Sieg. Unter den 24,000 gefallenen Türken war der Großweſir Muſtafa Köprili ſelbſt, der, als er die Seinen zur Erſtürmung der Höhen vorführte, im dichteſten Kampfgewühl von einer feindlichen Kugel getroffen ward. Unter dem Eindruck dieſer mächtigen Waffenthat und der darauf folgenden Einnahme von Großwardein durch den ſiegreichen Feldherrn ſchloſſen die Stände von Siebenbürgen auf Grund

Schlacht bei Szalankemen und Siebenbürgens Unterwerfung. 23. Juni 1691.

Ahmed II. 1691—95.

19. Aug. 1691.

4. Decbr. 1691. des „Leopoldinischen Diploms" den Staatsgrundvertrag, kraft dessen nur Fürsten aus dem Habsburger Haus in dem Berglande regieren, aber die alten Rechte und Freiheiten anerkennen und achten sollten. Caraffa nannte die Erwerbung des Fürstenthums, das die Natur zur Citadelle gemacht habe, ohne welche der Besitz des Königreichs Ungarn nie sicher sei, „ein Meisterstück der subtilsten Staatskunst."

Wechselvoller Kriegsgang.

Mit dieser Uebereinkunft, welche dem Hause Oesterreich die Oberherrlichkeit und einen jährlichen Tribut von 50,000 Ducaten gewährte, waren auch Tököly's Herrscherträume zerronnen. Der Tod des Wesir, der ihn stets begünstigt, an dessen Seite er bei Szalankemen gefochten hatte, raubte ihm die stärkste Stütze. Zwar erschien der unternehmende ritterliche Mann noch mehrmals mit bewaffneten Heerhaufen in Siebenbürgen und Ungarn und suchte die Oberherrschaft der Türken wieder aufzurichten, aber er verlor mehr und mehr an Ansehen und Einfluß auf die Gemüther seiner Landsleute; die Sympathien für Oesterreich waren im Wachsen. Doch hielt der Graf auch in den nächsten Kriegsjahren treu zur Pforte, die unter den wechselnden Zeitereignissen sich von dem bei Szalankemen erlittenen Schlag allmählich wieder erholte. Dank dem neuen Weltkrieg wider Frankreich, der die erfahrensten und geschicktesten Feldherren Ludwig von Baden und Eugen von Savoyen an den Rhein und nach Oberitalien abrief, behaupteten sich die Türken in Belgrad. Weder der Feldmarschall Caprara, der seine Rettung in Peterwardein nur der ungünstigen Witterung verdankte, welche die Türken zum Rückzug nöthigte, noch der neue Kurfürst von Sachsen, der starke Friedrich August II., vermochten den früheren Febr. 1695. Siegeslauf fortzuführen; und als nach dem Tode des schwachen Ahmed II. der Mustafa II. 1695—1702. Sohn Mohammeds IV. Mustafa den Herrschersitz in Konstantinopel einnahm und in einem Manifest (Hattischerif) erklärte, daß er nach dem Beispiele seines großen Ahnherrn Suleiman I. selbst an der Spitze der Heerschaaren zum heiligen Kampfe gegen die Feinde des Propheten ausziehen werde, da konnte es scheinen, als ob der Osmanische Militärstaat einer neuen Aera entgegengehen sollte. Und wirklich errangen auch im Anfang die türkischen Waffen wieder einige Vortheile. Während in dem See- und Küstenkrieg wider die Venetianer die Osmanische Flotte mehrere glückliche Unternehmungen machte, setzte der Sultan selbst über die Donau, eroberte eine Anzahl fester Orte und vernichtete in einem mörderischen 22. Sept. 1695. Treffen bei Lugos die getrennte Heerabtheilung des italienischen General Veterani. Sechstausend Gefallene lagen auf dem Waffenfelde, darunter auch der tapfere Anführer selbst. Triumphirend kehrte Mustafa bei Anbruch des Winters nach seiner Hauptstadt zurück, wo er als Wiederhersteller der Monarchie und des alten Waffenruhmes gefeiert ward. Im nächsten Sommer erschien er von Neuem an der Donau, als die Kaiserlichen unter Caprara und dem Kurfürsten von Sachsen gerade vor Temeswar standen. Auf die Kunde von dem Anrücken der Türken zogen sie denselben entgegen. Da kam es an der Bega unweit Aug. 1696. Olasch zu einem Treffen, das beiden Theilen große Opfer kostete, ohne daß es zu

einer Entscheidung geführt hätte. Unter den Gefallenen war der tapfere General Jensler, der einst von Tököly gefangen genommen, dann aber gegen dessen Gemahlin Helena ausgetauscht worden war. Friedrich August kehrte darauf zurück, um die durch den Tod Sobiesky's erledigte Krone von Polen zu erwerben, und Prinz Eugen übernahm wieder das Commando. Nun konnte man schnell wahrnehmen, welch ein neuer Geist durch den genialen Feldherrn dem kaiserlichen Heer eingehaucht wurde. Als im nächsten Sommer der Sultan seine über 100,000 Mann starke Armee von Belgrad aus wieder in das Stromgebiet der Theiß führte, trat der kaiserliche Feldmarschall dem übermächtigen Feind entgegen und lieferte ihm bei Zenta an dem linken sumpfigen Ufer der Theiß, als die türkische Armee gerade über den Fluß setzte, die große Schlacht, die zu den berühmtesten des Jahrhunderts gehört. „Die victorioſe Action", meldete Eugen dem Kaiser, „hat sich geendet mit Scheidung von Tag und Nacht, und die Sonne selbsten hat nicht eher untergehen wollen, bis sie mit ihrem glänzenden Auge den völligen Triumph von E. Kais. Majestät glorwürdigsten Waffen hat vollständig mit anschauen können." Das türkische Heer war so gut wie vernichtet. Mehr als 20,000, darunter der Großwesir und die meisten Hauptleute blieben auf dem Platze; 10,000 fanden ihren Tod in den Wellen des Flusses und in den nahen Sümpfen; wie groß die Anzahl derer war, die auf der Flucht von den nachsetzenden Husaren erschlagen wurden, wer konnte das erfahren? Kaum zweitausend sollen entkommen sein. Das Lager mit dem Prachtzelt des Großherrn, die reichgefüllte Kriegskasse, hunderte von Standarten und Feldzeichen, Geschütz und Kriegsvorrath, Ochsen, Pferde, Kamele, Wagen zu vielen Tausenden, fielen in die Hände der Sieger als Trophäen des glänzenden Tages. Hätte Eugen die „ungemein große Consternation" des Sultans sofort benutzen und die Früchte in voller Ernte einthun können; so wäre es um die türkischen Besitzungen an und über der Donau geschehen gewesen. Aber Mangel an Lebensmitteln, ungangbare Wege in Folge großer Regengüsse und gänzliche Erschöpfung der Soldaten machten die weitere Verfolgung unmöglich. So blieben die Türken noch ferner im Besitz von Belgrad und Temeswar. Ein Streifzug Eugens nach Bosnien hatte keine Folgen, als daß die Hauptstadt Bosna-Serai großentheils eine Beute des Feuers und der Plünderung ward.

Schlacht von Zenta.

11. Sept. 1697.

Nach dem Frieden von Ryswick wäre es der österreichischen Regierung leicht gewesen, ihre Streitkräfte im Osten zu mehren und die Türken, die zu gleicher Zeit von den Russen an der Nordküste des Pontus bekriegt wurden und ihnen durch Abtretung der wichtigen Stadt Asow den Zugang zu dem Meere gestatten mußten, in die größte Bedrängniß zu bringen; allein schon waren Wolken aufgezogen, die neue Stürme im Westen verkündeten, daher wünschte der Kaiser mit den Osmanen Frieden zu schließen, um bei den bevorstehenden Kämpfen um die spanische Monarchie die Hand frei zu haben. Und da auch England und Holland im Divan in gleichem Sinne wirkten, so wurde ein Waffenstillstand ge-

Friede von Karlowitz.

Okt. 1698.

schlossen, unter dessen Waltung man Verhandlungen einleitete, welche im nächsten
26. Jan. 1699. Jahr zu dem Frieden von Karlowitz führten. Durch diesen Frieden erlitt die Pforte eine bedeutende Machtverringerung: Ganz Siebenbürgen so wie alles Land zwischen Donau und Theiß mußte an Oesterreich abgetreten werden; nur das Banat von Temeswar sollte noch ferner den Türken verbleiben; desgleichen wurde der größte Theil von Slavonien und Croatien dem Kaiser zugesprochen. Auch die Republik Venedig, welche durch ihre Anstrengungen zur See und in Dalmatien wesentlich zu den Erfolgen der christlichen Waffen beigetragen hatte, ging wie uns bekannt (S. 345.) mit Ehren und Gewinn aus dem Frieden hervor. Den Russen mußte die Pforte die Hafenstadt Asow, das alte Tanais überlassen und den Polen die von Mohammed IV. ihnen entrissenen Territorien in Podolien zurückgeben. In Carlowitz machte das Osmanische Reich den ersten verhängnißvollen Schritt zu der abschüssigen Bahn des Verfalls. Seitdem war der Schrecken und die Glorie des Halbmondes dahin.

Tökölys Ausgang. Graf Tököly, der den Osmanen bis zum Ende des Krieges Waffendienste geleistet, wurde von dem Sultan zum Fürsten von Widdin erhoben und mit einem geringen Jahrgehalt und einigen Gütern beschenkt. In einem Landhause bei Nicomedien, „Blumenfeld" genannt, verbrachte er die letzten Jahre an der Seite seiner Gemahlin Helene, die ihm jedoch 1703 durch den Tod entrissen ward. Dort starb auch er im September des folgenden Jahres, fern von der Heimath, deren Befreiung sein heißes Streben gewesen war. Er erlebte noch die Schilderhebung seines in Oesterreich zurückgehaltenen Stiefsohnes Franz II. Rakoczy und die neuen Aufstände in Ungarn und Siebenbürgen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Doch nahm er keinen Theil mehr daran. Seine Lebenskraft war frühe durch Anstrengungen und Gichtleiden erschöpft und gebrochen. Die verführerische Beredsamkeit der Jesuiten, die sich an sein Krankenlager drängten, war nicht vermögend, ihn von seinem evangelisch-lutherischen Glaubensbekenntniß abwendig zu machen.

III. Das englische Reich unter den zwei letzten Stuarts und Wilhelm III.

Geschichts-Literatur. Außer den oben p. 89 f. angeführten Werken, die zum Theil auch die gegenwärtige Periode behandeln, wie die Memoirensammlung von Guizot, die Publicationen von Mignet, die Parliamentary history und vor Allem die beiden Hauptwerke von Macaulay und von Ranke sind für die Regierungszeit der beiden letzten Stuarts und Wilhelms III. von Wichtigkeit: Clarke life of Charles II. Lond. 1816. 2 voll. 4. — A Register and chronicle eccles. and civil cet. taken from the mss. of Kennet hish. of Peterb. Lond. 1728. fol. — Gilh. Burnet, hist. of his own time (1660—1713). Lond. 1724. 34. 2 voll. fol. — J. Macpherson, a hist. of Gr. Brit. from the restoration to the accession of the house of Hannover Lond. 1775. 2 voll. 4. nebst 2 Bänden Urkunden. — Th. Somerville, h. of the political transactions and parties (1660—1702). Lond. 1792. 4. und die Staatsschriften (tracts) von Somers. — Works of William Temple Lond. 1750. 2 voll. fol. — Memoirs of Alg. Sidney by Wilson Meadley Lond. 1813. — Lord John Russell, the life of Will. Lord Russell. Lond. 1820. — Ch. J. Fox, hist. of the reign of James II. — J. S. Clarke, the life of James II. cet. Lond. 1816. 2 voll. 4. — John Dalrymple memoirs of Great Br. and Irel. cet. nebst Fortsetzung (1680—1702). — Al. Cuningham hist.

of Gr. Brit. (1688—1714). Lond. 1787. 4. — Belsham, h. of Gr. Brit. (1688—1802). Lond. 1805. 12 voll. 8. — Die schon erwähnte franz. Biogeaphie Wilhelms III. — Coxe, private and original corresp. of Ch. Talbot duke of Shrewsbury with king William. Lond. 1821. 4. und von Demselben: memoirs of the duke of Marlborough. New edit. by Wade. Lond. 47 f. 2 voll. u. a. W. Von besonderee Wichtigkeit sind die Beiefe und Berichte des franz. Gesandten Barrillon in den erwähnten Sammlungen von Dalrymple, Mignet u. a. Manche neue Aktenstücke aus Wiener Archiven enthält das neueste Werk über diese Periode von Onno Klopp, „dee Fall des Hauses Stuart und die Sueeession des Hauses Hannover." Wien 1875, 76. 4 voll.

1. Die erste Regierungszeit Karls II. bis zu Clarendons Sturz.

Reactionärer Eifer. 8. Mai 1661.

Das Parlament, das König Karl II. im Mai 1661 in feierlicher Weise, die Krone auf dem Haupte, eröffnete, hielt es für seine wichtigste und heiligste Pflicht, die Zustände zurückzuführen, wie sie in der alten königlichen Zeit bestanden, Alles zu entfernen, was während der bürgerlichen Kriege und unter Cromwell's Militärdictatur in Staat und Kirche neu begründet worden war. Der Suprematseid und der Eid der Treue wurden hergestellt, die Urkunden, wodurch der Gerichtshof über den König eingesetzt, die Bischöfe aus dem Oberhause ausgeschlossen, die neue Kirchenordnung errichtet worden, durch die Hand des Henkers öffentlich verbrannt, die Grundsätze, daß die militärische Gewalt nicht ausschließlich der Krone zustehe, oder daß es in irgend einem denkbaren Falle erlaubt sei, dem Staatsoberhaupte mit Gewalt zu widerstehen, als hochverätherisch verdammt. Nicht einmal in die Gemeindeverwaltung sollte Jemand eintreten dürfen, der nicht diese Grundlehre beschwöre oder die Conformitätsakte nicht anerkenne. Die Cavaliere widerstrebten selbst der Durchführung der von dem König feierlich verheißenen Amnestie.

Wir wissen, welches Schicksal die „Königsmörder" erlitten; erst im Jahre 1662 wurde die Rache gegen die politischen Verbrecher mit der Hinrichtung des standhaftesten und furchtlosesten unter den Republicanern und Puritanern, Henry Vane geschlossen. Auf derselben Stelle, wo einst Strafford das erste Opfer der revolutionären Bewegung gebiutet, legte auch er sein Haupt auf den Block. Er wollte die Gnade des Königs nicht anrufen und ging festen Schrittes und getreu seinen Grundsätzen in den Tod, der ihm eine Nothwendigkeit der Natur war, „durch welche die Seele aus Gefängniß und Knechtschaft befreit zu vollem Dasein gelange". Seine Rede, worin er sein politisches und religiöses Glaubensbekenntniß auf dem Schaffot kund geben wollte, wurde durch Trompetenschall unvernehmbar gemacht. Auch der Versuch, eine kirchliche Verständigung zwischen Episcopalen und Presbyterianern herbeizuführen, ist wie uns bekannt, an der hochkirchlichen Orthodoxie gescheitert. Die Uniformität des anglikanisch-bischöflichen Systems wurde in der strikteſten Form festgehalten und die gesammte Geistlichkeit und Lehrerschaft eldlich darauf verpflichtet. Presbyterianer und alle Bekenner abweichender Lehrmeinungen wurden von sämmtlichen kirchlichen und bürgerlichen Aemtern ausgeschlossen und in's Elend gestoßen. Und als die der Conformität widerstrebenden Prediger bei ihren bisherigen Pfarrkindern Mitleid, Hülfe und Anhänglichkeit fanden und heimliche Bet- und Andachtsstunden anordneten, wurden durch die Conventikel-Acte alle reiligiösen Zusammenkünfte von mehr als fünf Personen, wobei nicht das allgemeine Gebetbuch zu Grunde gelegt sei, für ungesetzlich und aufrührerisch erklärt

und die Theilnehmer mit schweren Strafen bedroht. Bald waren die Gefängnisse mit Dissenters angefüllt.

König Karl II. und die Zeitrichtung.

So war denn Karl II. Oberhaupt des Staats und der Kirche mit der ganzen Machtfülle, welche Elisabeth dem politisch-kirchlichen Königthum verliehen, ja sogar in dem erweiterten Umfange, zu dem die beiden ersten Stuarts die geheiligte Herrschergewalt zu erheben getrachtet. Die Nation selbst, die beiden Häuser des Parlaments, die öffentliche Meinung, legten diese Machtfülle in seine Hand, machten seine Person zum Träger und Inbegriff der Staatsidee. Die hochgehenden Wogen des Royalismus rissen alle Schranken nieder; die absolute Herrschergewalt, welche der Vater angestrebt, wurde dem Sohne freiwillig in den Schooß gelegt. Die Lehre von Hobbes, daß der Wille des Fürsten die Richtschnur für Recht und Unrecht sei, daß jeder Unterthan seine religiösen und politischen Ansichten nach den Vorschriften des Königs bilden müsse, wurde das Evangelium der vornehmen Welt. Wenn Karl II. von dieser unbeschränkten Gewalt im Anfange seiner Regierung noch einen mäßigen Gebrauch machte, wenn er nicht ganz auf die Rachsucht und die Reactionsgelüste der Cavaliere einging, vielmehr zwischen den Parteirichtungen eine mittlere und vermittelnde Stellung zu gewinnen suchte, so lag das Motiv in seiner von allen leidenschaftlichen und heftigen Gemüthsregungen abgewandten Natur. Wir haben in den früheren Blättern den Stuart, den die Nation als Retter in verzweiflungsvollen Zuständen auf den Thron seiner Väter zurückrufen, in verschiedenen Lagen kennen gelernt. Mehr leichtsinnig, genußsüchtig und frivol als rachgierig und bösartig war er in erster Linie bedacht, sich alle Lebensfreuden in reichlichster Fülle zu bereiten. Ohne höhere Zwecke und Bestrebungen vermied er gerne alles, was ihn aus dem Gleichmaße bringen, ihn in dem ruhigen Genusse des Daseins stören könnte; ohne Glauben an Tugend, an Menschenwürde, an Adel der Gesinnung sah er sich am liebsten von Menschen umgeben, die ihm schmeichelten, die seinen Lüsten dienten, deren Gesellschaft zu seiner Erheiterung beitrug. Ein Epicuräer im altgriechischen Geiste schlug er sich die widerwärtigen Dinge gern aus dem Sinn, warf er den Ernst des Lebens weit von sich; Mühe und Schmerzen waren ihm unerträglich, Sorgen und Arbeiten lästig, leidenschaftliche Erregung unbequem. Er theilte nicht den Ehrgeiz und die Herrschbegierde seines französischen Zeitgenossen; unbekümmert um Lob und Tadel der Mitwelt, lebte er nur im erschöpfenden Genuß des Tages, bei den religiösen Streitfragen der Zeit war sein Gewissen wenig betheiligt; der Fanatismus war ihm unheimlich; seine Vorliebe für Papismus wie seine Abneigung gegen das Presbyterianerthum wurzelten in äußerlichen Eindrücken. Wie er selbst zwischen Unglauben und Katholicismus hin und her schwankte und jedem Confessionalismus mißtraute, so glaubte er auch bei Andern nicht an aufrichtige religiöse Ueberzeugung. Wenn gleich nicht ohne Verstand, Weltkenntniß und Klugheit verfolgte er doch weder in der Regierung des eigenen Landes noch in der auswärtigen Politik ein festes, klares

Syſtem; wie er in ſeinem Privatleben vom Genuß der Stunde, von den Reizen der Sinne, von den Einflüſſen der Frauen und der Höflinge ſich beſtimmen ließ, ſo bewegte er ſich während der ſturmvollen Ereigniſſe, welche die Welt durchſchütterten, gleich einer unſteten Wetterfahne ohne Grundſätze und Willenskraft nach der durch den Zwang der Verhältniſſe oder äußere Impulſe ihm gegebenen Richtung. Nur Einem politiſchen Zweck jagte er mit folgerichtigem Geiſte nach: die königliche Autorität über die parlamentariſchen Gewalten zu erheben und die Prärogative der Krone unabhängig von den wechſelnden Einflüſſen der Parteien zu machen. — Den Frohſinn und die heitere lebensluſtige Stimmung, die er in ſeiner eigenen Seele zu ſchaffen oder zu erhalten beſtrebt war, ſuchte er auch in Andern hervorzurufen. Niemand verſtand es beſſer als er die Menſchen, die in ſeine Nähe kamen, die ſeine Umgebung, ſeine Geſellſchaft bildeten, an ſich zu feſſeln und durch die ihm eigenen Gaben perſönlicher Liebenswürdigkeit, Gefälligkeit und fürſtlicher Freigebigkeit zu bezaubern. Ein ritterlicher Mann, der in ſchweren Zeiten Muth bewieſen, von der Romantik einer gefahrvollen Vergangenheit angehaucht und emporgetragen, im geſelligen Verkehr mit ſchönen Damen und Cavalieren durch ſeine Manieren, durch Witz und Laune, durch anmuthiges, höfliches, gebildetes Weſen hervorragend, wie ſollte nicht ein ſolcher Fürſt von ſeiner Umgebung geliebt, verehrt und verherrlicht werden in einer Zeit, da derartige Eigenſchaften in der vornehmen Geſellſchaft ſo hoch im Werth ſtanden? Dieſe glänzende Außenſeite deckte in den Augen der royaliſtiſch ſchwärmenden engliſchen Welt die inneren Fehler zu, die ſinnliche genußſüchtige Natur, das Streben, den Staatsſchatz zur Befriedigung der eigenen Neigungen und Lüſte auszubeuten, den Hang zur Falſchheit, zur Frivolität, zur Mißachtung geſetzlicher Schranken, ſtaatlicher Ordnungen, menſchlicher Rechte. Die Ausſchweifungen, die Hingebung an die Laſter und Begierden des Fleiſches, die am Hof herrſchend waren, wurden in allen Kreiſen nachgeahmt, fanden Beifall und Billigung; die öffentliche Meinung erhob ſie zur Mode, ſie galten als Zeichen feiner Bildung. Standen ſie doch im Gegenſatz zu der Rigoroſität, zu der gezwungenen Enthaltſamkeit, welche das verhaßte Regiment der Puritaner der Nation auferlegt hatte. Leichtfertigkeit, Sittenloſigkeit, Weltluſt gehörten zu dem herrſchenden Syſtem. Das Bethaus wurde durch das Theater verdrängt, unter den wechſelnden Liebſchaften des Königs nahmen Schauſpielerinnen eine wichtige Stelle ein. Man erging ſich in ſarkaſtiſchen Bemerkungen und Spottreden gegen die Sonderlinge, die noch an alter Sitte und Tugend feſthielten. Im Salon und an der Tafel des Königs gehörte es zum guten Ton, Alles auch das Würdige und Bedeutende ins Lächerliche zu ziehen. „Alle leichteren Gattungen der Literatur erhielten durch die vorherrſchende Zügelloſigkeit dunkle Flecken; die Dichtkunſt gab ſich zur Kupplerin jeder niedrigen Begierde her; die Satire, anſtatt Schuld und Irrthum erröthen zu machen, wandte ihre furchtbaren Pfeile gegen Unſchuld und Wahrheit.“

Schottland

Die schottischen Presbyterianer hatten einst den Anstoß zum Umsturz der Episcopalkirche in England gegeben und ihr eigenes Kirchenwesen zur Herrschaft, zur Staatskirche erhoben. Was war natürlicher, als daß die rückbewegende Strömung nunmehr ihren Weg nach dem Mutterschooß, nach der Ursprungstätte nahm? Das bischöfliche System, das Karl I. nicht durchzuführen vermocht hatte, wurde jetzt dem schottischen Volke auferlegt; die Uniformitätsakte sollte auch für das nördliche Königreich Geltung haben, League und Covenant sollten nicht mehr fortbestehen, Geistliche, von Bischöfen ordinirt, sollten den Gottesdienst nach der anglicanischen Liturgie abhalten. Die hochkirchliche Regierung glaubte der Christenpflicht der Toleranz genügend Rechnung zu tragen, wenn sie den Presbyterianern, die nicht mit vollen Segeln in das royalistisch-staatskirchliche Lager einziehen wollten, unter dem Namen „Indulgenz" eine halbe Duldung gewährte. „Aber es gab viel ungestüme und entschlossene Männer (sagt Macaulay), besonders in den westlichen Niederlanden, welche der Meinung waren, daß die Verpflichtung, den Covenant zu halten, höher stehe, als die Verpflichtung, der Obrigkeit zu gehorchen. Die Menschen fuhren fort, im Widerspruch mit dem Gesetz Versammlungen zu halten und Gott auf ihre Art und Weise zu verehren. Die Indulgenz betrachteten sie nicht als eine halbe Entschädigung für die Unbilden, welche von der Obrigkeit der Kirche zugefügt würden, sondern als ein neues und um so gehässigeres Uebel, weil es unter dem Scheine einer Wohlthat verborgen gehalten ward. Verfolgung, sagten sie, könne allein den Körper tödten, aber die schwarze Indulgenz tödte die Seele. Aus den Städten vertrieben, versammelten sie sich auf Haiden und in Gebirgen; durch die bürgerliche Macht angegriffen, vertrieben sie ohne Bedenken Gewalt mit Gewalt. Bei jedem Conventikel erschienen sie in Waffen, mehrfach kam es zum offenen Aufruhr. Sie wurden mit Leichtigkeit besiegt, aber unter Niederlagen und Strafen wuchs ihr Muth. Gejagt gleich wilden Thieren, gefoltert, bis ihre Knochen breitgeschlagen waren, eingekerkert zu Hunderten, gehängt zu Dutzenden, zu einer Zeit preisgegeben der Zügellosigkeit der Soldaten von England, zu einer andern der Barmherzigkeit von Räuberbanden des Hochlandes, behaupteten sie trotz ihrer Bedrängniß einen so wilden Muth, daß der kühnste und mächtigste Dränger nicht umhin konnte, ihre Verwegenheit und Verzweiflung zu fürchten".

Irland.

Auch in Irland, wo man die Rückführung des Stuartschen Königthums nicht minder enthusiastisch begrüßte, als in dem Heimathlande der Familie, konnte die Saat der alten Zwietracht nicht ausgerottet werden. Wohl wurde das harte und energische System, durch welches Oliver die Insel ganz und gar anglisiren wollte, verlassen und den neuen Besitzern auferlegt, den dritten Theil ihres erworbenen Landes abzutreten; aber was gewann die alte Bevölkerung, wenn nun an die Stelle der Cromwellianer irländische Männer reformatorischen Bekenntnisses traten, wie sie durch Gunst oder Willkür auserlesen wurden? Selbst Graf Ormond, dem der Kanzler Clarendon, sein Freund und Gesinnungsverwandter, die irische Statthalterschaft als Preis seiner Treue und royalistischen Hingebung zuwandte, war als strenger Anglicaner den Papisten verhaßt. Der Gegensatz der Religion und Abstammung dauerte fort; die Romanisten hegten gegen die englischen Ansiedler dieselben Antipathien, denselben Racen- und Confessionshaß wie ihre Vorfahren; von einer inneren Versöhnung, von einem Streben nach friedfertigem Zusammenleben war keine Spur vorhanden. Zwischen keltischem und angelsächsischem Blut erbte die Feindschaft fort von Geschlecht zu Geschlecht.

Unter solchen Zeichen der Zeit führte König Karl II. das monarchische Regierungssystem, das mit seiner Rückberufung neubegründet worden, zur Vollendung. Aber für die Nation wurde die Herrschaft des charakterlosen und wol-

lüſtigen Fürſten bald verhängnißvoll. Weder das Schickſal des Vaters noch die eigenen Erlebniſſe früherer Tage dienten dem leichtſinnigen Stuart zur Lehre und Warnung. An dem fröhlichen Hofe zu Whitehall gedachte man weniger als irgendwo ſonſt der ernſten Vergangenheit. Die Wohlfahrt der Nation trat zurück hinter der Selbſtſucht des Königs und ſeiner Miniſter und Höflinge; der geſellſchaftliche Glanz und die leichtfertigen Sitten von Verſailles dienten auch in London zum Vorbild; die kirchliche Einheit der Nation und der monarchiſche Abſolutismus, die Ludwig XIV. in das Staatsleben einzuführen befliſſen war, ſchwebten auch ſeinem engliſchen Zeitgenoſſen als Ziel vor. Mit mehr Vorſicht als der Vater aber mit derſelben Taktik ſuchte ſich Karl II. der Feſſeln zu entledigen, welche Einrichtungen und Geſetze ſeiner ſouveränen Gewalt auferlegten.

Dünkirchen verkauft.

Wir wiſſen aus der Geſchichte Frankreichs, daß Karl, um bei ſeinen Ausgaben von den Bewilligungen des Parlaments unabhängig zu ſein, Stadt und Gebiet von Dünkirchen an Frankreich verkaufte. Es focht den König und ſeinen habgierigen Kanzler Clarendon wenig an, daß der Handel im proteſtantiſchen Europa ſchmerzliche Gefühle erregte, daß man in England die Vertreibung der dem römiſch-katholiſchen Glauben abgewandten Landsleute mit Unwillen aufnahm, daß der Kurfürſt von Brandenburg in London Vorſtellungen machen ließ. Für Cromwell, meinte der Stuart, habe der Beſitz des Platzes Bedeutung gehabt, „weil er Einfluß auf den Continent auszuüben, das proteſtantiſche Gemeingefühl für ſich zu erwecken beabſichtigte"; Er aber theile dieſes Streben nicht, er wolle vielmehr die continentalen Einflüſſe von dem Staate und der Kirche Englands fern halten. Ohne Sinn für die Ehre der Nation, trat daher Karl für fünf Millionen Livres die Hafenſtadt an Ludwig XIV. ab und „verjubelte den Kaufpreis". 1662.

Hofleben und Mätreſſen.

In der Ruhm- und Ehrſucht wetteiferte der engliſche König nicht mit dem franzöſiſchen Monarchen; um ſo mehr wurde Ludwig und der Verſailler Hof ſein Vorbild in andern Richtungen. Wenn Karl Anfangs ſeine Mißbilligung ausſprach, daß der franzöſiſche König die Damen, denen er ſeine Neigung zuwandte, an den Hof, unter die Augen ſeiner rechtmäßigen Gemahlin brachte, ſo ahmte er das Beiſpiel bald mit Übertreibung nach. So wenig die ſpaniſche Infantin in Paris den ſinnlichen Begierden ihres Gemahls genügte, ſo wenig vermochte auch die portugieſiſche den engliſchen König zu reizen und zu befriedigen. Beide waren voll Liebe und Hingebung für ihre königlichen Eheherren und nicht ohne Schönheit und Anmuth, aber beide, in klöſterlicher Einſamkeit erzogen, waren ſchüchtern, mehr der kirchlichen Devotion als dem verfeinerten Weltleben zugethan und nicht geiſtreich und gewandt genug, um zu feſſeln und zu bezaubern. So kam es, daß an beiden Höfen das geſellſchaftliche Leben nicht von den königlichen Frauen beſtimmt und geleitet ward, ſondern von Mätreſſen. In Whitehall nahm die Lady Caſtlemain, die für die ſchönſte Frau in England galt, und eine glänzende Unterhaltungsgabe mit einen beweglichen intriganten Geiſt und mit einer Meiſterſchaft in allen Buhlkünſten und Hofränken verband, dieſelbe Stelle ein, wie in Verſailles La Vallière und Frau von Monteſpan. Sie wurde in den Hofhalt der Königin aufgenommen und verdrängte die kleine ſüdländiſche Infantin, die ihrem Gemahl keine Kinder gebar, bald aus dem Herzen des Stuart. Voll Ehrgeiz und Herrſchſucht übte ſie einen mächtigen Einfluß auf Politik und Staatsgeſchäfte, da ſie den König durch ihre launiſche Gunſt ganz nach ihrem Willen lenkte. Lady Caſtlemain (Cleveland).

Kanzler Clarendon

Dem Kanzler Clarendon war die königliche Geliebte nicht gewogen. Sie arbeitete unermüdlich an seinem Sturze. Der Kanzler besaß manche Eigenschaften, die ihn unliebsam machten und Blöße zu Angriffen darboten. Er war herbe, anmaßend und rechthaberisch und konnte keinen Widerspruch ertragen; auch war er in Geldsachen nicht ohne Makel. Man gab ihm Schuld, daß er der Bestechung zugänglich sei, daß er Geschenke annehme, die auf seine amtlichen Handlungen und Entscheidungen Einfluß übten. In den Hofkreisen flüsterte man sich zu, daß er den König zu der Heirath mit der portugiesischen Infantin, von deren Unfruchtbarkeit er überzeugt gewesen, nur darum bestimmt habe, damit seine Enkel, die Kinder seiner Tochter Anna, der Herzogin von York, dermaleinst den englischen Thron erben möchten. Seine starre Anhänglichkeit an die anglicanische Episcopalkirche war der katholisirenden Hofcamarilla, insonderheit der Königin Mutter Marie Henriette ein Dorn im Auge. Aber der Lordkanzler besaß solche Uebung und Gewandtheit in den Staatsgeschäften, hatte unter den Bischöfen und Geistlichen, unter den Richtern und Beamten, unter der Geld- und Geburtsaristocratie so viele Anhänger, war ein so gewaltiger Redner im Parlament, so geschickt im Ausarbeiten von Staatsschriften, wußte im geheimen Rathe so klar und nachdrücklich seine Vorträge zu begründen, daß er dem König und der Regierung unentbehrlich war. Es ist uns bekannt, wie sehr Karl seine während des Exils bewiesene Treue und Anhänglichkeit an die Stuart'sche Dynastie und seine erfolgreiche Thätigkeit für die Herstellung des Thrones belohnt hatte; er war das Haupt des Cabinets, alle Staatsgeschäfte lagen auf seinen Schultern, da der arbeitscheue Monarch gerne ihm alle Lasten und Sorgen aufbürdete; und Clarendon scheute keine Mühe, seinem Herrn Geld in die Kasse zu liefern, was in dessen Augen der höchste Vorzug war.

Karl's religiöse Ansichten und Bestrebungen.

Und nicht blos im Hofleben, auch in den religiösen und kirchlichen Angelegenheiten nahm sich der Stuart'sche König seinen Bourbon'schen Zeitgenossen zum Vorbild, so verschieden auch die Stellung beider Völker und Monarchen zu dieser Frage war. Wie uns bekannt, hat man schon während des Exils von einem Uebertritt Karls zur katholischen Kirche gesprochen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er damals wie in der Folgezeit mit Rom wegen eines solchen Schrittes Unterhandlungen gepflogen hat. Ob und zu welcher Zeit er aber in Wirklichkeit heimlich den römischen Kirchenglauben angenommen, ist nie mit Sicherheit an den Tag gekommen. Er war stets beflissen, den Katholiken Englands Erleichterung zu verschaffen theils aus innerer Sympathie, theils aus Dankbarkeit für manche Dienste und für die Anhänglichkeit, die sie ihm in schwierigen Lagen bewiesen; aber von dem Fanatismus seines strengeren und beschränkteren Bruders Jacob war Karl weit entfernt. Wenn er einer Verbindung mit dem Pontificat innerlich nicht widerstrebte, so sollte doch die anglicanische Kirche eine selbständige hierarchische Verfassung behalten, die dem päpstlichen Stuhle nur gewisse Reservatrechte eingeräumt haben würde. Ein nationales Patriarchat und Landesconcil sollte in den drei vereinigten Reichen die kirchlichen Dinge wahren und pflegen. Dem zweiten Karl schwebte eine anglicanisch-katholische Kirche vor, die in den Dogmen und Cultusformen sich möglichst enge an die Papstkirche anschließen, in der Verwaltung und in den hierarchischen Ordnungen und Rechten möglichst unabhängig sein, auf eigenen Füßen stehen sollte. Innerhalb dieses kirchlichen Organismus könnten nach seiner Ansicht Episcopale, Papisten und Presbyterianer ihre Stelle finden somit eine gewisse kirchliche Uniformität und Einheit begründet werden, welche die englische Reichskirche mit der römisch katholischen Kirche des Continents in eine Art von Verbindung und Uebereinstimmung brächte, ohne daß damit die durch die Reformation bewirkte nationale Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit aufgehoben würde. Mit solchen unionistischen Plänen hat sich Karl so weit es sich mit seiner oberflächlichen Natur vertrug, seine ganze Regierungszeit hindurch

beschäftigt; und auch hier wirkte das Beispiel Frankreichs mehr oder minder anregend auf ihn ein. Wir wissen, daß Ludwig XIV. und die französische Hierarchie auch der gallicanischen Kirche eine größere Unabhängigkeit von Rom zu verschaffen bemüht waren, daß die ultramontanen Tendenzen der Jesuiten bei dem gallicanischen Klerus und der Staatsregierung wenig Sympathie fanden, daß dem Machthaber von Versailles ein national und kirchlich geeinigtes Staatswesen unter einem absoluten Oberhaupte als Ideal einer wahren Monarchie vorschwebte. In diesem Sinne wurden auf dem Pariser Nationalconcil die vier Fundamentalgesetze der gallicanischen Kirche festgestellt, in diesem Sinne die Revocation des Ediktes von Nantes beschlossen. Auch in England wurden schon in den ersten Regierungsjahren Karls einlenkende Schritte zur Erweiterung der Uniformitätsakte versucht, durch welche die episkopale Hierarchie zur Gemeinschaft mit Rom zurückgeführt werden möchte. So lange es galt, die anabaptistischen Secten und Schwärmer, die sich immer noch von Zeit zu Zeit regten, mit der Strenge des Gesetzes niederzuschlagen, ließ die Regierung die bischöflichen Gerichtshöfe auf Grund des Uebereinstimmungsgesetzes ruhig ihren Gang gehen und unterstützte ihren Eifer durch den weltlichen Arm: auch mit den Presbyterianern hatte man wenig Mitleid und Nachsicht. Als aber die Episcopalen ihre Rache an den Dissenters gestillt und die Strenge der Nonconformistengesetze auch die katholischen Recusanten betraf, da erinnerte sich Karl wieder seiner früheren Zusagen und er wünschte eine Milderung der Gesetze. Seit dieser Zeit ging dem König der Druck, unter dem die Katholiken seufzten, sehr zu Herzen. In dieser Stimmung ließ er im Decbr. 1662 eine „Declaration" bekannt machen, worin gesagt war, daß es zu der Prärogative der Krone gehört, von der Ausführung des Uniformitätsgesetzes zu dispensiren; daß er demgemäß seine römisch-katholischen Unterthanen, die ihm und dem Reiche viele Dienste geleistet, von der Jurisdiction der geistlichen Gerichtshöfe und von den auferlegten Strafen entbinde. Nicht eine allgemeine Toleranz, hieß es in dem Manifest, noch eine Gleichstellung der Bekenntnisse liege in des Königs Absicht, der Unterschied zwischen Dissenters und Bekennern der Staatskirche solle fortbestehen; aber um des Friedens und der Gerechtigkeit willen halte er es für angemessen, den katholischen Glaubensverwandten „Indulgenz" zu gewähren. In der Thronrede, womit die neue Sitzung des Parlaments im folgenden Februar eröffnet ward, empfahl der König den beiden Häusern die Annahme der „Declaration". Da erfuhr er aber einen unerwarteten Widerstand. Weit entfernt, das Dispensationsrecht der Krone anzuerkennen, erklärte vielmehr das Unterhaus, die Uniformitätsakte sei ein altes Landesgesetz, das nur durch Parlamentsbeschluß verändert oder außer Kraft gesetzt werden könne; dem König habe gar nicht das Recht zugestanden, in dem Manifest von Breda derartige Zusicherungen zu geben. In ähnlichem Sinne ließ sich auch das Oberhaus vernehmen. Die Bischöfe, die hier den Ausschlag gaben, wollten nichts von einer Prärogative hören, die Jesuiten und Ordensgeistliche ins Land zurückzuführen und dem Papismus aufs Neue den Zugang zu öffnen drohte. Selbst der Kanzler sprach sich mißbilligend über die Declaration des Königs aus. Es war das erste Symptom, daß ihre Wege auseinander gingen. Bereits standen Henry Bennet, welcher gegen Clarendons Willen zum Staatssecretär erhoben worden, Ashley Cooper und der katholische Lord Bristol höher in der Hofgunst. Der letzte, ein Edelmann von Genialität und schwungvoller Rede, machte schon bei dieser Gelegenheit einen Versuch, den Kanzler durch eine Anklage vor den Lords zu stürzen. Aber das Unternehmen scheiterte; noch stand Clarendon zu fest in der öffentlichen Meinung. Der König aber konnte aus dem Vorgange den Schluß ziehen, daß Reunionsgedanken in der englischen Nation keinen Anklang fänden. Unter den Kämpfen gegen den Papismus erstarkte in der anglicanischen Kirche das protestantische Bewußtsein, die Einsicht, daß sie den Reformationskirchen des Continents

19. Febr. 1663.

verwandl sei. Zu keiner Zeit, weder früher noch später, trat der protestantische Charakter in der anglokatholischen Episcopalkirche so scharf hervor als unter den beiden letzten Stuarts. Und auch in Rom war man sehr kühl gegen die Anzeichen katholisirenden Tendenzen; für halbe Maßregeln war jene Zeit der schärfsten Reaction nicht empfänglich. Was nicht auf dem Grunde des Tridentinums beruhte, galt den Papisten als Ketzerei. Wir wissen, daß auch der französische König und Klerus reumüthig in den Schooß des Romanismus zurückkehrte. Damals wollte man von keiner Seitenthüre, von keinem Einschleichen in die Behausungen der römischen Rechtgläubigkeit wissen. Wer nicht durch die offene Pforte eingehen wollte, sollte draußen bleiben. Nur der Weg der Heuchelei war nicht verschlossen, und auf dem ist Karl II. bis zu seinem Tod gewandelt.

Die Regierung und die neue Parteibildung.

Es war als ob Natur und Menschen sich vereinigt hätten, das englische Reich in den ersten Jahren der Stuartschen Restauration mit schweren Drangsalen heimzusuchen. Eine Pestseuche stürzte in einem einzigen Sommer hundert-
1665. 1666. tausend Bewohner der Hauptstadt ins Grab; im nächsten Jahr verzehrten die Flammen zwei Drittel von London, 13,000 Häuser und 89 Kirchen. Bald darauf befuhr, wie früher erwähnt (S. 372.), die holländische Flotte die Themse, verbrannte die Kriegsschiffe, raubte Fahrzeuge und Gut und bedrohte die Hauptstadt. Den leichtsinnigen Stuart focht dies Alles wenig an; es wird erzählt, daß am Tage des Flottenbrandes, als die Bürgerschaft Londons zum erstenmal von dem Donner fremden Geschützes erschreckt ward, der König mit seinen Buhlerinnen in kindischem Getändel einer Motte nachjagte. Die hohen Geldbewilligungen des Parlaments für den Krieg dienten zur Bereicherung der Schmeichler und
1667. Höflinge. In dem Frieden von Breda nahm England Schaden an Ehre und Ansehen. Eine große Verstimmung gegen den Hof ging durch die ganze Nation: man verglich die Cromwellschen Triumphe mit der ruhmlosen Gegenwart, damals habe eine kraftvolle protestantische Politik gewaltet, jetzt buhle man mit dem Romanismus. Schärfer als je wurden die katholisirenden Tendenzen verurtheilt. Noch jetzt liest man auf dem Denkmale, das zur Erinnerung an den großen Brand in der City errichtet ward, die schwere Beschuldigung, daß die Katholiken das Unglück angestiftet hätten. Während der Pest, als der Hof nach Oxford flüchtete und die anglicanischen Bischöfe und Geistlichen sich furchtsam zu Hause hielten, hatten puritanische Seelsorger den Leidenden und Sterbenden die Worte des Lebens, die Tröstungen des Evangeliums gebracht; und sie sollten verjagt, gestraft, verfolgt werden, weil sie nach der Vorschrift ihres Gewissens und ihrer Ueberzeugung ihr Gebet verrichteten und das Abendmahl empfingen? Ein Zug von Mitleid und Theilnahme durchdrang die Gemüther. Parlament und Hierarchie geriethen in Besorgniß, daß das Volk vor dem Papismus der Hofkreise sich wieder in den Schooß des Puritanismus flüchten möchte. Die Reichsstände in Oxford suchten daher durch eine neue Akte die Conformität sicher zu stellen. Jedermann sollte sich eidlich verpflichten, daß er auf keine Veränderung in Staat und Kirche denke und daß er es für ungesetzlich halte, unter was immer für Um-

ſtänden Waffen gegen den König oder ſeine Beauftragten zu führen. Jeder Prediger oder Lehrer der den Eid verweigere, ſolle von dem Orte, wo er bisher gelebt und gelehrt, auf fünf Meilen entfernt bleiben. Dieſe Akte des unbedingten paſſiven Gehorſams ſollte ein neues Bollwerk für die Uniformität ſein; aber ſie machte in ihrer Schärfe einen ſo widerwärtigen Eindruck, daß ſie nie in ihrem ganzen Umfang zur Geltung gebracht werden konnte. Die Presbyterianer beharrten bei der Doctrin, daß unter gewiſſen Umſtänden Widerſtand erlaubt ſei.

Clarendons Sturz und Verbannung.

Bald nach dem Frieden von Breda zog ſich ein heftiger Sturm über dem Haupte des Kanzlers Clarendon zuſammen. Im Unterhauſe waren ſcharfe Reden gegen die ungetreue Finanzverwaltung, gegen die Verſchleuderung der Staatsgelder während des holländiſchen Krieges geführt worden; man hatte die Niederſetzung einer Commiſſion zur Prüfung der Rechnungsbücher der bei den Ausgaben betheiligten Beamten verlangt. Clarendon, dem alle Fehler und Uebelſtände in der Verwaltung zur Laſt gelegt wurden, war der Anſicht, der König ſolle das Parlament auflöſen, damit nicht die Oppoſition wieder wie ehedem die Regierungsgewalt lähme und ſchwäche, die Prärogative der Krone von Neuem in Frage ſtelle. Die Kunde von dieſem Rath drang bald in die Oeffentlichkeit und vermehrte die Abneigung gegen den Leiter der Staatsgeſchäfte. Beſonders waren die Biſchöfe und alle Hochkirchlichen über das Vorhaben erzürnt, weil ſie fürchteten, bei der vorherrſchenden Strömung der öffentlichen Meinung würden die Presbyterianer wieder in die Höhe kommen. Aber auch in andern Kreiſen hatte der Kanzler wenig Freunde. Die Diſſenters haßten in ihm den ſchroffen und ſtrengen Verfechter der Uniformität; die Royaliſten zürnten ihm, daß er durch das ſtricte Feſthalten an der Indemnität die Wiedergewinnung ihrer verlornen Güter verhinderte; ſein prachtvoller Palaſt, den er erbauen ließ und mit den herrlichſten Bildern von van Dyk und andern Meiſtern ausſchmückte, ſeine Reichthümer, über deren Erwerbung allerlei ungünſtige Gerüchte im Lande umliefen, erregten Neid und Mißgunſt und ſchärften die böſen Zungen. Auch am Hofe, im geheimen Rathe, bei den Lords hatte er zahlreiche Gegner. Seine ſarkaſtiſchen Bemerkungen über die galanten Herren und Damen, über die Stutzer und Poſſenreißer bei Hofe, die langen Moralpredigten, die er dem König über ſeinen unſittlichen Lebenswandel, über ſeine ſündenvolle Geſellſchaft hielt, erregten unangenehme und bittere Empfindungen; Lady Caſtlemaln ſetzte alle Intriguen und Buhlkünſte wider ihn in Bewegung; die Mitglieder des Cabinets, die viel unter ſeinem barſchen hochfahrenden Weſen zu leiden hatten, und von denen manche, wie William Coventry an Macht und Einfluß zu gewinnen hofften, wünſchten ſeine Entfernung. Alle dieſe Gegner nahmen mit Schadenfreude wahr, daß der Kanzler ſeinen früher ſo ſtarken Rückhalt im Parlamente und in der Nation verloren habe, und ſetzten alle Hebel ein, den verhaßten und beneideten Staatsmann zu Fall zu bringen. Es gelang ihnen nur zu wohl. Karl fühlte ſich ohnedies gedrückt und beengt durch die alten Rathgeber, die ihn noch immer

unter einer Art von Vormundschaft hielten; er wollte gerne von ihrer hofmeisterlichen Beaufsichtigung frei sein, um desto schrankenloser sich seinen Lüsten und Neigungen hingeben zu können. Clarendon hegte immer noch eine gewisse Pietät für die altenglische Verfassung, für parlamentarische Rechte; er duldete nicht, daß die Fundamentalgesetze der alten Monarchie verletzt oder umgangen würden. „Seine Idee war, die Prärogative des erblichen Königthums, ausgeübt durch die Großwürdenträger der Krone, und die bischöfliche Kirche mit der parlamentarischen Verfassung zu combiniren und alle entgegengesetzten Elemente zurückzudrängen oder zu erdrücken." Dadurch sah sich der König zu manchen Rücksichten gegenüber dem Parlamente und dem gesetzlichen Herkommen genöthigt, die ihm oft lästig waren. Dieser Fesseln wünschte er entbunden zu sein, um im Sinne seines großen Zeitgenossen jenseits des Kanals in die Bahnen einer absoluten Monarchie einzulenken, mit Hülfe der militärischen Macht seine Prärogative auszudehnen und in den vollen Besitz einer durchgreifenden Gewalt und Au-
Aug. 1667. torität zu kommen. So erfolgte denn der Sturz des Kanzlers. Er wurde in Ungnade seines hohen Amtes entlassen und das Reichssiegel in die Hände von Orlando Bridgeman gelegt. Das genügte jedoch seinen Gegnern nicht. Es bildete sich eine Coalition von Mitgliedern des geheimen Raths und der beiden Häuser, welche eine Anklage auf Hochverrath aufstellten. Er sollte das Schicksal von Strafford erleiden. Schon wurde bei den Lords der Antrag auf seine Verhaftung eingebracht, nachdem seine Rechtfertigungsschrift öffentlich durch Henkershand verbrannt worden. Da erkannte der Minister, daß er in England nicht mehr sicher sei; er entfloh nach Frankreich, verfolgt von einem Parlamentsbeschluß, der ihn zu ewiger Verbannung verdammte. Seine Rückkehr sollte als Hochverrath betrachtet werden und seine Begnadigung nur unter Beistimmung beider Häuser erfolgen dürfen.

Clarendons Ausgang und Schriften. Durch diesen Verbannungsspruch wollte man der Möglichkeit vorbeugen, daß im Falle eines Thronwechsels der verhaßte Mann durch seinen Schwiegersohn zurückgerufen werden möchte. Clarendon hat nie wieder das Land seiner Heimath betreten. Seine Bitten um Rückkehr blieben unerfüllt. Auf französischem Boden vollendete er seine „Geschichte der englischen Rebellion und Bürgerkriege", die er schon in dem ersten Exil begonnen, und die Schrift über seine eigene Staatsverwaltung. Zugleich Geschichte und Memoiren sind seine schriftlichen Arbeiten „das Spiegelbild seiner Stellung, seiner Bestrebungen und Ideen", niedergeschrieben im vollen Gefühle der sich vollziehenden Ereignisse und in raschem Redefluß die Eindrücke wiedergebend, die Menschen und Dinge in ihm zurückgelassen, „ein prächtiges Denkmal der Zeit, namentlich aller der Männer, welche in dem Königthum von England zugleich das alte Gesetz und die anglicanische Kirche vertheidigten." Clarendon starb in Rouen am 9. December 1674.

2. Das Cabal-Ministerium und die Testakte.

Das neue Cabinet. Das Parlament hatte keine Ursache sich über den Fall des Kanzlers, den es in einer Stimmung leidenschaftlicher Aufwallung herbeigeführt, zu freuen. Es kamen Stunden, in denen Lords und Gemeine die Rückkehr des Verbannten

gewünscht hätten. Denn nur zu bald erhob sich von Neuem ein Kampf zwischen dem nach Unumschränktheit strebenden Königthum und dem die Volksrechte und die Landesreligion wahrenden Parlamente, der an frühere Vorgänge erinnerte. Geistreiche aber grundsatzlose Männer, zum Theil den Hofkreisen angehörend, bemächtigten sich der Regierung und verfolgten eine Politik, die ohne Rücksicht auf die Ehre und Wohlfahrt der Nation nur den selbstsüchtigen Zwecken des Monarchen diente. Nach den Anfangsbuchstaben der Namen seiner Mitglieder (Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley, Lauderdale) wurde das Cabinet vom Volke bezeichnend das „Cabal"-Ministerium genannt, eine Benennung, die so charakteristisch erschien, daß sie eine geschichtliche Bedeutung erlangte.

Buckingham.

An der Spitze des neuen Cabinets stand lange Zeit George Villiers, Herzog von Buckingham, der Sohn jenes Günstlings, der die beiden ersten Stuarts auf die Bahn des Verderbens geführt hatte. Ausschweifend, vergnügungssüchtig und leichtfertig wie der Vater, im Geschäftsleben zwischen Zerstreuung und Anstrengung getheilt, von beweglichem Charakter und wandelbaren Grundsätzen und dabei voll Ehrgeiz und Herrschsucht, wußte sich der gewandte Lord durch die Gunst des Königs zu einer so einflußreichen Stellung emporzuschwingen, daß die innere und auswärtige Politik hauptsächlich von ihm bestimmt ward, aber in einer Richtung, wie sie den Wünschen und Neigungen des Monarchen entsprach. Karl war dem Höflinge, der seine Liebschaften mit Schauspielerinnen vermittelte und die nächtlichen Gelage im Schlosse durch seinen beißenden Witz, seine Unterhaltungsgabe und seine Spottsucht belebte, sehr zugethan; er übersah es, daß derselbe den Earl von Shrewsbury, mit dessen Gemahlin er in einem Liebesverhältniß stand, im Duell tödtete, und dann, obgleich verheirathet, dasselbe Verhältniß zu der Dame fortsetzte. — Buckingham theilte die Abneigung des Königs gegen das Parlament, das immer wieder auf eine Untersuchung über die Verwendung der Staatsgelder drang, das so spröde in seinen Bewilligungen und so standhaft in der Wahrung der Landesrechte war. Auch in dem Widerwillen gegen die starre bischöfliche Orthodoxie stimmte er mit seinem Gebieter überein und begünstigte die liberal-religiösen Tendenzen, die im Gegensatz zu der Uniformität für eine Toleranz-Akte Boden zu schaffen suchten. Während aber der Stuart dabei nur die Katholiken im Auge hatte, nur der römischen Kirche, für die er allein Sympathien hegte, eine freie Rechtsstellung schaffen wollte, wünschte der Herzog, der sich den Presbyterianern zuneigte, die Duldung auch auf die übrigen Dissenters auszudehnen. Es wurden mit Baxter und andern gemäßigten Nonconformisten neue Unterhandlungen angeknüpft. Durch einige Ermäßigungen in der Conformitätsakte sollten die Presbyterianer in die Lage gesetzt werden, sich mit der Staatskirche zu versöhnen; eine „Indulgenz", wie wir sie schon oben in Schottland kennen gelernt, sollte die Abweichenden vor Strafe schützen und Conventikel zulassen.

Kirchenpolitik.

Katholisirende Tendenzen.

Auch die übrigen Mitglieder des „Cabal-Ministeriums" waren zu einem Feldzug gegen Parlament und Episcopalkirche bereit; die Einen wie Clifford und Arlington aus katholischen Interessen, die Andern aus Indifferentismus oder Servilität. Ständische Rechte und Confessionalismus standen mit der Richtung der Zeit nicht mehr in Einklang. Die damals an dem tonangebenden französischen Hofe herrschende Sitte, durch Religionswechsel und Proselytenmachen seine vornehme Bildung und feine Lebensart zu beweisen, hatte bereits auch in England Wurzel gefaßt. Die ganze hohe Gesellschaft folgte dem Impulse der Zeit, den

Einflüſſen, welche die politiſche Machtſtellung der römiſch-katholiſchen Großſtaaten, die herrſchende Richtung der Literatur und Kunſt auf das Geiſtesleben übten. Nie hatte die prieſterliche Progaganda größere Erfolge in ihrer Bekehrungsthätigkeit aufzuweiſen. Der Herzog von York, des Königs Bruder und muthmaßlicher Thronerbe, trat zur römiſchen Kirche über und brachte auch ſeine Gemahlin, zum großen Schmerz ihres Vaters, des verbannten Kanzlers Clarendon zu demſelben Schritt; und daß Karl II. mit ſeinen gegenreformatoriſchen Ideen nicht offen hervortrat, daß er ſeine katholiſche Ueberzeugung in ſeiner Bruſt verſchloß und lieber auf dem unheimlichen Pfade der Heuchelei und Falſchheit fortwandelte, rührte zum guten Theil von dem Rathe Ludwigs XIV. her, der von einem offenen Religionswechſel und von einer übereilten Kundgebung romaniſirender Neigungen Gefahr für das Bündniß fürchtete, über welches damals zwiſchen beiden Königen geheime Unterhandlungen gepflogen wurden. So vereinigten ſich abſolutiſtiſche und katholiſirende Tendenzen, um den engliſchen Staats- und Kirchenbau zu untergraben und zu Falle zu bringen, eine ſubverſive Politik wie ſie in den Tagen Straffords und Lauds unternommen worden war. Damals ſtand das Inſelreich allein und verlaſſen da, jetzt ſchickte ſich aber die Regierung an, mit der erſten Großmacht eine Allianz zu Schutz und Trutz anzurichten.

Das franzöſiſch-engliſche Königsbündniß.

Wir haben die politiſche Lage jener Zeit früher kennen gelernt. Die Triple-Allianz, die den Frieden von Aachen erzwang und ein Gleichgewicht der europäiſchen Mächte zu begründen ſuchte, war durch die vereinte Thätigkeit des holländiſchen Staatsmannes de Witt und des engliſchen Geſandten William Temple zu Stande gebracht worden. Nun wiſſen wir aber, wie wenig Karl II. von jeher den ariſtokratiſchen Kaufherren, die damals an der Spitze der Generalſtaaten ſtanden, geneigt war, wie wenig ein Bund mit der proteſtantiſchen Republik, der ihn zu der katholiſchen Welt in feindlichen Gegenſatz zu bringen drohte, ſeinen Herzensneigungen entſprach. Sollte er Hand in Hand mit einer Regierung gehen, welche ſeinen Verwandten von der Statthalterſchaft in Holland ausgeſchloſſen, welche der Seeherrſchaft und den Coloniſationen Englands in Oſt- und Weſtindien eine ſo ſtarke Rivalität entgegen brachte? Wie viel vortheilhafter und zweckmäßiger war eine Allianz mit Frankreich! Ludwig XIV., der erſte Monarch der Zeit, das unbeſchränkte Oberhaupt des mächtigſten Staats, der Geld für ſeine Freunde und Waffen gegen die Feinde beſaß, der bereit war jedem Kampfgenoſſen für Thron und Altar beizuſtehen, war in den Augen des Königs und der Hofcamarilla der rechte Mann, an den man ſich anſchließen müſſe. Eine enge Verbrüderung der beiden Monarchen konnte den von abſolutiſtiſchen und katholiſchen Ideen erfüllten König an der Themſe allein zu dem erſehnten Ziele führen. Nur franzöſiſche Hülfsgelder vermochten ihn aus der widerwärtigen Lage zu befreien, den guten Willen des Parlaments durch Zugeſtändniſſe erkaufen zu müſſen. Der katholiſche Lord Arundel of Wardour, der Karls beſonderes

Jan. 1669.

Vertrauen besaß, machte in Paris die ersten Eröffnungen über die Gesinnung des englischen Königs, die in den Tuilerien mit dem größten Wohlgefallen aufgenommen wurden. Es ist uns bekannt, wie dann unter Vermittelung der Herzogin von Orleans, der Stuart'schen Königstochter der geheime Vertrag von Dover zum Abschluß geführt ward. Es war eine zwischen beiden Monarchen persönlich vereinbarte Allianz, in welcher Karl die Ehre und Unabhängigkeit des englischen Thrones und den Glauben seiner Jugend um Jahrgelder und Mätressen hingab. Mai 1670.

Wie früher erwähnt, wurde der Vertrag von allen Ministern unterzeichnet und dann veröffentlicht. Doch nur Clifford und Arlington wußten um die Zusage der Religionsveränderung des Königs; den drei andern, Buckingham, Lauderdale und Ashley Cooper blieb dieser Artikel verborgen. Durch den Traetat von Dover trat Karl II. gleichsam in ein Vasallitätsverhältniß zu dem französischen König, das ihn zum Krieg wider die Niederlande verpflichtete und die freie Aetion der Staatsregierung lähmte. Dafür sollte ihn der mächtige Nachbar in seinen inneren Kämpfen, die nicht ausbleiben konnten, unterstützen. Denn wie groß auch die nationale Eifersucht der beiden seebeherrschenden Nationen sein mochte; eine französische Allianz, welche die Religion des Landes und die parlamentarische Verfassung gefährdete, war doch ein zu dunkles Schreckgespenst, als daß nicht die mereantilen Interessen dadurch in den Hintergrund hätten gedrängt werden sollen. Die Gleichgültigkeit des Hofes und des Kabinets gegen die höheren Lebensaufgaben, gegen Ehre und Nationalgefühl, schärfte in der patriotischen Partei den Sinn für die idealen Güter, für Recht, Freiheit und Gewissen. Als König Karl den päpstlichen Nuntius von Brüssel in geheimer Audienz empfing und der Herzog von York sich dabei einfand, wurde der Bund zwischen den Stuarts und der englischen Nation aufs Neue durchschnitten. Nov. 1670.

Als das geheime Bündniß mit Frankreich abgeschlossen wurde, war das Parlament, das davon keine Ahnung hatte, gegen die Regierung besser gestimmt als in den vorhergehenden Jahren. Man war mit der auswärtigen Politik, wie sie in der Tripleallianz ihren Ausdruck gefunden, einverstanden; man ließ den Antrag einer Untersuchung über die Verwaltung der Kriegsgelder fallen, man bewilligte eine Weinauflage, die man auf 300,000 Pf. St. jährlich berechnete. Nur über die Nachsicht gegen die Katholiken und die papistischen Priester und Emissäre sprach sich die Versammlung mißbilligend aus und drang auf strengere Durchführung der Pönalgesetze, und gegen Frankreich zeigte sie unverhohlen Mißtrauen und Abneigung. Und gerade in diesen beiden Fragen schlug nun die Regierung Wege ein, die nothwendig zu großen Conflicten mit der gesetzgebenden Gewalt führen mußten. Auf welchen Widerstand mußte sich das Cabal-Ministerium, dessen Leitung das auswärtige Amt ausschließlich anvertraut war, gefaßt machen, wenn der beabsichtigte Krieg gegen die Niederlande an der Seite Frankreichs zum Ausbruch kam? Denn dazu lag doch keine durchschlagende Veranlassung vor. War auch der Flottenbrand bei Chatam nicht vergessen, hatte es auch in England Aergerniß erregt, daß in Abbildungen und Denkmünzen der Vorfall von den Holländern in ruhmredigerer, das englische Nationalgefühl ver- Regierung u. Parlament.

letzender Weise dargestellt worden war, hatten auch in den Gewässern des westlichen und östlichen Indiens hie und da Reibungen zwischen Handelsfahrzeugen stattgefunden, so walteten doch andererseits so viele gemeinsame Interessen zwischen den protestantischen Nachbarstaaten ob, daß ein so gewaltthätiges und feindseliges Auftreten, wie die Regierung vor hatte, die schärfste Mißbilligung bei dem größten Theil der Nation hervorrufen mußte. Daher wurde auch im Cabinet ernstlich in Erwägung gezogen, ob nicht das Haus aufgelöst und neue Parlamentswahlen angeordnet werden sollten. Aber die Versammlung hatte ja in so vielen Fällen ihre Loyalität und ihre Hingebung für das restaurirte Königthum bewährt, daß es zweifelhaft erscheinen mußte, ob ein neugewähltes Unterhaus willfähriger sein würde. So wurde denn beschlossen, es noch weiter mit dem gegenwärtigen Parlamente zu versuchen. Das Cabinet hielt sich durch den Bund mit Frankreich für so stark, daß es jeder Opposition trotzen zu können glaubte.

Das Cabal-Ministerium.

Thomas Clifford, einer der eifrigsten Katholiken und seit dem Vertrag von Dover der eigentliche Führer des auswärtigen Amtes, war sogar der Meinung, der König sollte seinen Uebertritt zur katholischen Kirche noch vor der Kriegserklärung bekannt machen. Ein Edelmann von feuriger streitfertiger Natur, nicht ohne Bildung und literarisch-künstlerische Interessen, wenn auch in erster Linie dem Waidwerk und den Waffen zugethan, hielt er es für ritterlicher und ehrenhafter, wenn die Regierung selbst die Losung zu einem Kampfe gebe, der ja doch nicht ausbleiben könne. Der Herzog von York, der seit seiner Bekehrung ein fanatischer Anhänger seines neuen Glaubens war, unterstützte seinen Freund und Gesinnungsgenossen. In seinem Eifer warf er sogar einmal hin, daß ein König und ein Parlament nicht mehr miteinander bestehen könnten. Auch Henry Bennet Graf von Arlington, ein Mann von bürgerlicher Herkunft und ursprünglich zum Geistlichen erzogen, stand auf Seiten Cliffords, dem er seine Erhebung zum Staatssecretär verdankte; aber ein ruhiger und gemäßigter Mann von gutem Benehmen und feiner Sitte und Bildung, der gern baute und fürstlich wohnte, rieth er von raschem unzeitigen Vorgehen ab. Man sollte sich zuvor mit dem römischen Stuhl über ein Concordat verständigen. Die drei andern, Lauderdale, ein schottischer Presbyterianer, rauh und gebieterisch aber von großer Gelehrsamkeit, Ashley Cooper, ein Freidenker im Geiste seines Freundes Locke und Buckingham, innerlich indifferent, äußerlich den Nonconformisten zuneigend, waren nicht eingeweiht in den Plan eines Religionswechsels des Königs, stimmten aber darin mit der Hofpartei überein, daß man sich um das Parlament nicht viel bekümmern solle, Lauderdale sah in demselben nur ein Werkzeug der Macht. Er hatte es in seiner schottischen Heimath, mit Hülfe des Adels und der bischöflichen Geistlichkeit dahin gebracht, daß der Edinburger Landtag der Krone eine fast unumschränkte Autorität über die Kirche zusprach. Die Idee einer Vereinigung mit England, die er der Versammlung in Aussicht stellte, hatte für die Schotten viel Verlockendes. Die Schrift eines schottischen Gelehrten, worin dargelegt ward, „daß die legislative Gewalt und das Recht der Steuerbewilligung von den Königen dem Parlamente verliehen worden und von ihnen zurückgenommen werden könnten", wurde seinem Einfluß zugeschrieben. Es war der Standpunkt des ersten Stuart. Aufs Neue wurde die Controversfrage auf den Kampfplatz geführt, „ob die Summe der Regierungsgewalt dem jedesmaligen Inhaber des Thrones eigne, oder ob die gesetzliche Regierung des Landes erst durch das Zusammenwirken der Krone mit den beiden Häusern des Parlamentes gebildet werde"

Buckingham und Ashley wollten zunächst die starre Uniformität durchbrechen und für das Prinzip der religiösen Toleranz Boden gewinnen. Eine neue königliche Declaration, durch welche die Strafgesetze gegen Nonconformisten und Recusanten suspendirt, den protestantischen Dissenters freier Gottesdienst an bestimmten Orten, den Katholiken Hausandacht nach ihrem Ritus zugesichert und ihre Priester unter den Schutz der Obrigkeit gestellt wurden, galt als das Werk dieser beiden Minister. Das Parlament war dem Gedanken der Toleranz eben so abgeneigt wie dem Kriege, und dennoch traten beide fast gleichzeitig ins Leben. Als die französischen Heere gegen Holland vorrückten, machte der englische Capitän Holmes, noch ehe die Kriegserklärung erfolgt war, einen Angriff auf ein holländisches Geschwader, das mit reicher Ladung aus Ostindien gekommen war und bei der Insel Wight vor Anker lag. Bald darauf erfolgte die Vereinigung der französisch-englischen Seemacht. Nun war die Entscheidung erfolgt, vor der schon seit Wochen „alle protestantischen Herzen erzitterten". England bekämpfte an der Seite des katholischen Frankreich die holländischen Glaubensverwandten. Zugleich erging an die Schatzkammern der Befehl, daß die von den Londoner Kapitalisten der Regierung gemachten Vorschüsse auf die Einkünfte des Jahres 1672 nicht zurückbezahlt, die von den Auflagen eingehenden Summen sämmtlich für die Bedürfnisse des Krieges verwendet werden sollten, eine Maßregel, durch welche die Staatsgläubiger und alle, die von ihnen abhängig waren, auf das empfindlichste getroffen wurden. Die Börse befand sich in der größten Aufregung, mehrere große Handlungshäuser fielen, Verzweiflung erfaßte die ganze Einwohnerschaft. Um Pfingsten erfolgte die Seeschlacht bei Southwoldsbay, worin die Holländer unter de Ruyter der vereinigten Flotte beider Mächte gegenüber lagen. Die französischen Schiffe wurden zurückgedrängt, die englischen unter dem Herzog von York vermochten bei aller Tapferkeit keinen entscheidenden Sieg zu erfechten. Auf holländischer Seite fiel der Admiral Ghent, der einst die Flotte gegen Chatam geführt hatte, auf englischer der Admiral Montague-Sandwich. Aber nicht zur See sollte der Krieg ausgetragen werden, sondern durch die Landheere. Die Vorgänge sind uns bekannt. Auch nachdem der Prinz von Oranien durch die blutige Katastrophe im Haag an die Spitze des holländischen Staats gestellt ward (S. 388.), drang dennoch Karl auf die Fortsetzung des Kriegs. Zu dem Zweck wurde das Parlament nach zweimaliger Vertagung wieder einberufen. Die Thronrede sprach von der Nothwendigkeit den Krieg gegen Holland weiterzuführen und von den guten Wirkungen der Indulgenzerklärung. Die Versammlung, fortgerissen durch die beredten Worte Ashley Coopers, kürzlich zum Lord Kanzler und Earl von Shaftesbury erhoben, war nicht abgeneigt für die Fortsetzung des Krieges namhafte Subsidien zu bewilligen, denn die Eifersucht auf die übermüthige Seerepublik war tief ins Volk eingedrungen; dagegen meinte sie, eine so wichtige Maßregel wie die Toleranzverkündigung, durch welche mehr als vierzig Parlamentsakten aufgehoben würden, könne nicht ohne die Zustimmung

Regierung und Parlament während des holländischen Kriegs. 15. März 1672.

23. März 1672.

7. Juni 1672.

14. Febr. 1673.

der beiden Häuser erlassen werden; die Gewalt von bestehenden Gesetzen zu dispensiren falle nicht unter die Prärogative der Krone, das Dispensationsrecht stehe mit dem Geiste der Verfassung in Widerspruch. Selbst die Presbyterianer billigten diese Auffassung; aus der freudigen Erregung der Katholiken über die königliche Declaration hatte man die wahre Bedeutung der Verordnung erkannt; die protestantischen Dissenters wollten aber nicht die Pforte öffnen helfen, um einer Religionsform, die sie für antichristlich hielten, Eingang zu verschaffen.

Entstehung der Testakte.

Der König und sein Cabinet waren über die Opposition dee Gemeinen sehr aufgebracht, denn durch dieselbe war auch die Subsidienbewilligung, die an die Aufhebung der Indulgenz geknüpft war, in Frage gestellt; und wie hätte man ohne die Unterstützung des Landes den Krieg weiter füheen können? Es fanden aufregende Berathungen statt: die Einen waren für die Auflösung; aber konnten sich dann nicht die Erscheinungen wiederholen, die einst das lange Parlament ins Dasein gerufen? Lauderdale und Buckingham meinten, man solle gegen die Ungehorsamen militärische Hülfe aufbieten, die getreuen Schotten ins Land rufen; aber Karl schauderte vor einem solchen Gedanken zurück; der blutige Schatten des Vaters schwebte ihm vor der Seele. Er suchte, durch beruhigende Versprechungen die Gemüther zu gewinnen: er werde nie das Dispensationsrecht zum Nachtheil der anglicanischen Kirche oder der Verfassung gebrauchen: das Parlament bestand fest auf der Zurücknahme des Indults. Selbst Shaftesbury, der wie einst Strafford des Hochverraths angeklagt zu werden fürchtete, lenkte ein; er erklärte im Hause der Lords die Declaration für ungesetzlich. Da ließ Ludwig XIV. seinem Verbündeten durch den französischen Gesandten heimlich sagen, er solle sich in die Nothwendigkeit fügen und die Beendigung des Krieges abwarten, dann sei der französische Hof bereit, ihn zur Unterdrückung der Opposition mit seinee ganzen Kriegsmacht zu unterstützen. Und so wenig Sinn für die Ehre und Unabhängigkeit der Nation hatte der Stuart in seiner Brust, daß er freudig dem Vorschlag Gehör gab. Er berief die Gemeinen in das Oberhaus und hier erklärte er in feierlicher Sitzung, im Königsornat und die Krone auf dem Haupte, daß er die Declaration zurücknehme, daß der ausgesprochene Indult keine Folge haben und man sich nie auf denselben berufen solle. Diese Erklärung wurde mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen; man sah am Abend Freudenfeuer in der Stadt. Aber dem Parlament genügte die Zurücknahme nicht; der König sollte auch verhindert werden, das Dispensationsrecht, auf das er innerlich noch keineswegs verzichtet hatte, jemals wieder zu Gunsten der katholischen Recusanten auszuüben; „man müsse der Gefahr vorbeugen, von dem Katholicismus verschlungen zu werden". Nach heftigen, oft leidenschaftlichen Debatten wurde in beiden Häusern die „Testakte" angenommen, kraft deren Alle, welche sich weigern würden, den Eid der Treue und des königlichen Supremats zu leisten, das Abendmahl nach dem Ritus der anglicanischen Kirche zu nehmen und eine Erklärung gegen das Dogma der Transsubstantiation zu unterzeichnen,

unfähig ſein ſollten, irgend ein Amt oder eine Militärwürde zu bekleiden und in das Parlament oder in den Staatsrath gewählt zu werden. Der König beſtätigte die Religionsbill, die mit ſeinen romaniſirenden Neigungen in ſo ſchroffem Widerſpruch ſtand.

In Folge der Teſtakte wurden die Katholiken auf Hausandacht beſchränkt und von den Staatsämtern ausgeſchloſſen. Um des Princips willen mußten auch die Presbyterianer und die puritaniſchen Nonconformiſten unter die Strenge des Geſetzes fallen. Sie fügten ſich in Geduld, damit der gemeinſame Feind unſchädlich gemacht würde, in Hoffnung künftiger Erleichterungen, die man ihnen in Ausſicht ſtellte. Der leidenſchaftlichen Zornrede Cliffords, der im Hauſe der Lords die Bill als ein Monſtrum horrendum bezeichnete, begegneten die Gemeinen mit der Beſchwerde, daß die ſchlechten Rathgeber des Königs die Urheber aller Verwirrung ſeien. — Der Herzog von York, der den Teſteid nicht leiſten wollte, ſah ſich genöthigt, ſeine Stelle als Großadmiral niederzulegen. Bald nachher ſchloß er, da Clarendons Tochter vor zwei Jahren geſtorben war, eine zweite Ehe mit der ihm von Ludwig XIV. empfohlenen jungen Prinzeſſin Maria von Modena, deren Mutter eine der Nichten Mazarins war, ein Bund ganz in franzöſiſch-katholiſchem Intereſſe. Nun war ſein Glaubenswechſel, der bisher nur wenigen bekannt geweſen, offenkundig. Man ſah alſo in England, da der König keine legitimen Kinder hatte, und von einer Scheidung von ſeiner ſanften liebevollen Gemahlin nichts hören wollte, der künftigen Thronbeſteigung eines der römiſch-katholiſchen Kirche eifrig ergebenen Fürſten entgegen. Dadurch war eine Annäherung der Hochkirchlichen und der Diſſenters im Intereſſe der Selbſtvertheidigung ein Gebot der Nothwehr. Die beiden Töchter des Herzogs aus ſeiner erſten Ehe blieben dem proteſtantiſchen Bekenntniß treu und vermählten ſich in der Folge mit Fürſten ihres Glaubens, die ältere, Maria, mit Wilhelm III. von Oranien, Anna die jüngere mit einem däniſchen Königſohn.

Der Herzog von York.

Unter den Eindrücken, welche die katholiſche Heirath des Thronerben in England erzeugte, wurde das Parlament wieder eröffnet (27. Oct. 1673). An Yorks Stelle war der Prinz Rupert von der Pfalz, an deſſen proteſtantiſcher Geſinnung kein Zweifel obwaltete, zum Großadmiral und Oberbefehlshaber der engliſch-franzöſiſchen Armada ernannt worden. Aber auch er trug in den Kämpfen gegen die holländiſchen Seehelden Tromp und de Ruyter keine Lorbeern davon. In einer Seeſchlacht unweit des Texel, worin der tapfere und erfahrene Flottenführer Edward Spragge das Leben verlor, ſahen ſich am Abend die Engländer nach dem heftigſten Kampfe zum Abzug gezwungen. Der franzöſiſche Viceadmiral Jean d'Eſtrees, deſſen rechtzeitiger Beiſtand die Holländer in Nachtheil gebracht haben würde, hatte ſich fern gehalten. Bei der Abneigung des engliſchen Volkes gegen Frankreich mußte dieſes Benehmen den größten Unwillen erregen. Es erhob ſich der Verdacht, der Graf habe nach den Befehlen ſeines Souveräns gehandelt; Ludwig's Abſicht ſei, die beiden Seemächte ſich gegenſeitig ſchwächen zu laſſen, damit die franzöſiſche Marine die Oberhand erhielte; denn es liege weder in ſeinem eigenen noch in dem europäiſchen Intereſſe, daß England an der holländiſchen Küſte feſte Plätze gewinne und dadurch die beiden Seiten des Kanals in ſeine Gewalt bringe. Dieſe Verſtimmung fand in dem Unterhauſe ſcharfen Ausdruck. Auf den Antrag von William Coventry, der durch Buckinghams Feindſchaft aus dem Rathe des

Das Parlament und der franzöſiſch-engliſche Waffenbund.

21. Aug. 1673.

Königs gedrängt an die Spitze der parlamentarischen Opposition getreten war, wurden neue Subsidien behufs des Krieges abgelehnt und Friedensunterhandlungen empfohlen. Zugleich wurde über die Politik der Regierung und über die Räthe des Cabinets bittere Klage geführt, so daß der König schon nach einigen Tagen auf den Rath des französischen Gesandten Colbert Croissy die Vertagung aussprach, um den widerwärtigen Discussionen ein Ende zu machen.

Shaftesbury zur Opposition.

Der König hoffte auch ohne parlamentarische Bewilligungen die Mittel zum Krieg aufzubringen. Er rechnete auf Kriegsbeute und auf französische Hülfsgelder. Die Beamten, welche mit der Opposition gingen, wurden entlassen, unter ihnen der Lordkanzler Shaftesbury. Der scharfsichtige, staatskluge Graf trat nun entschieden auf die Seite der nationalen Partei gegen das Cabinet. Es scheint, daß er Kunde hatte von dem geheimen Vertragsartikel, die Bekehrung des Königs betreffend; wenigstens wurde von der Zeit an die Aeußerung immer lauter, bei der Allianz mit Frankreich sei es auf die Herstellung des Papstthums abgesehen, der einzige Weg, das protestantische Bekenntniß zu erhalten, sei ein Friedensschluß mit Holland. Aber auch Clifford mußte aus seinem Amt scheiden, als strenger Katholik konnte er den Testeid nicht leisten. Mit Schmerz trennte sich der König von dem Manne, in den er das meiste Vertrauen setzte. Clifford begab sich auf ein Landgut, wo er bald starb. Man sagte, er habe in einem Anfall von Melancholie über den Verlust seiner staatsmännischen Laufbahn Hand an sich selbst gelegt. Es ging damals eine schwüle Luft durch das Inselreich, die vielfach an die Vergangenheit erinnerte. Man glaubte überall papistische Complotte wahrzunehmen; die Katholiken sollten den Plan haben, mit Hülfe Frankreichs und des Thronfolgers einen Staatsstreich zu Gunsten ihrer Religion auszuführen; man müsse den Testeid noch verschärfen, alle in London festhaften Anhänger des Papstthums auf zehn Meilen von der Stadt verweisen. Bei dieser Stimmung glaubte Colbert de Croissy nichts mehr nützen zu können. Er bat um seine Abberufung und rieth seinem Monarchen, den früheren Gesandten Ruvigny, der als Hugenot weniger verdächtig war, an seiner Stelle zum Botschafter in London zu ernennen. Natürlich unterblieb nun die Uebertrittserklärung Karls.

Cliffords Austritt und Ende.

Das Parlament erzwingt den Frieden mit Holland. Jan. 1674.

Die Hoffnung, auf anderen Wegen als durch das Parlament die zum Kriege erforderlichen Summen aufbringen zu können, ging nicht in Erfüllung; der König mußte im Januar das Parlament zu einer neuen Session einberufen. Es war vorauszusehen, daß es zu stürmischen Discussionen kommen würde: die Mitglieder der Opposition grollten über die vorausgegangene Vertagung, über die Entlassung ihrer Parteigenossen, über die katholischen Sympathien am Hofe. Um die Versammlung zu neuen Bewilligungen zu bestimmen, erbot sich der König, dem Parlamente selbst die Verwaltung der Kriegssubsidien zu überlassen, und schob die Schuld der Friedensverzögerung auf die anmaßenden Forderungen der Holländer. Er konnte aber nicht verhindern, daß das Unterhaus gegen die Mitglieder des Cabalministeriums Klage erhob und an den König eine Adresse richtete, wonach Lauderdale und Buckingham ihrer Aemter entsetzt und aus dem Staatsrathe entfernt werden möchten, eine Wiederholung des Grundsatzes der Ministerverantwortlichkeit, gegen den sich die Krone früher so eifrig erklärt hatte. Und um die Gefahr eines Staatsstreiches von dem Lande abzuwenden, wurde der

König aufgefordert, die Truppen, die er vor zehn Jahren in seine Dienste genommen, aufzulösen. Wir wissen, mit welchem Mißtrauen von jeher die Partei des nationalen Rechts und Gesetzes die militärische Gewalt in der Hand des Staatsoberhauptes erblickt hatte. Die alten Streitfragen waren wiedergekehrt. Man mußte suchen die Grenzlinien zwischen der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt innerhalb der parlamentarischen Verfassung und der alten Gesetze zu finden und festzustellen. Bei dieser Lage der Dinge blieb dem König keine Wahl übrig, als unter Vermittelung Spaniens mit Holland Frieden zu schließen. Die Republik verstand sich zu einer Geldzahlung und kam mit England überein, daß alle während des Krieges von der einen oder der andern Seite gemachten außereuropäischen Eroberungen zurückgegeben werden sollten. Von der französischen Allianz war keine Rede. Doch wußte der spanische Gesandte nachträglich einem geheimen Artikel Aufnahme zu verschaffen, kraft dessen es keinem der friedenschließenden Theile gestattet sein solle, dem Feinde des andern Hülfe zu leisten. Schon damals tauchte der Gedanke auf, den Prinzen Wilhelm von Oranien, den Neffen des Königs, dem gerade damals die Generalstaaten in Anerkennung seiner Verdienste die Würden eines Statthalters, Generalcapitäns und Generaladmirals übertragen und in 1674.
seinem Mannstamme für erblich erklärt hatten, durch die Vermählung mit der ältesten Tochter des Herzogs von York näher an die Dynastie und an das Reich zu fesseln, im Gegensatz zu der katholischen Thronfolge

3. Der König und die parlamentarische Opposition.

Als der Friede mit den Niederlanden geschlossen wurde, hatte die europäische Politik eine Wandlung genommen: wir wissen, daß der holländisch-französische Krieg sich mit der Zeit zu einem europäischen ausgedehnt, daß Spanien, Oesterreich und das Reich sich mit der Republik gegen Frankreich verbunden hatten. Im Sinne des Parlaments lag es nun, daß England dieser Coalition beitrete, im Interesse des Versailler Hofes, daß das Inselreich sich wenigstens vom Kampfe fern halte, wenn auch die englische Flotte nicht länger mehr mit der französischen vereint bliebe. Der Gesandte Rubigny unterließ daher kein Mittel, die Spannung zwischen König und Parlament zu schärfen: Er stellte dem Stuart vor, daß es seiner Ehre und dem monarchischen Prinzip schade, wenn er sich in seinen politischen Handlungen von seinen Ständen bestimmen lasse, er müsse zeigen, daß er selbständig nach freiem Ermessen seinen Weg verfolge; es wurden ihm Andeutungen gemacht, daß der französische Monarch durch Geldunterstützungen ihn gerne in die Lage setzen würde, die Bewilligungen des Unterhauses auf einige Zeit entbehren zu können. Diese Vorstellungen blieben nicht ohne Einfluß, Karl behielt die verklagten Minister vorerst noch in seinem Dienste. Doch war er auch wieder zu klug und vorsichtig, als daß er es zu einem völligen Bruch mit der gesetzgebenden Gewalt kommen lassen wollte; er wußte recht gut, daß er auf die

Lord Danby an die Spitze des Ministeriums berufen.

Länge der Hülfe und Mitwirkung des Parlaments nicht entrathen konnte, und ſuchte einen Mittelweg zu finden, wie er mit den beiden Häuſern auskommen möchte, ohne doch der Prärogative der Krone etwas zu vergeben oder in ſeinem freien Handeln gehindert zu ſein. Das Cabal-Miniſterium, das wegen des unpatriotiſchen und frivolen Charakters ſeiner meiſten Mitglieder im ganzen Lande verhaßt war, trat allmählich vom Schauplatz ab. Wie früher Clifford nahm auch Buckingham ſeinen Abſchied und Arlington, wegen ſeiner katholiſchen Geſinnung ohne Halt im Parlamente, mußte gleichfalls aus dem Cabinet ſcheiden. So blieb von der alten Genoſſenſchaft nur noch Lauderdale zurück. Und nun wandte der König ſein Vertrauen einem Manne zu, der ſich bisher mit großer Klugheit durch die Parteien zu bewegen gewußt, je nach den Umſtänden bald der einen bald der andern ſich nähernd und doch ſich eine gewiſſe Unabhängigkeit bewahrend, dem Großſchatzmeiſter Thomas Osborn Graf von Danby. Einer ſtreng royaliſtiſchen Familie aus Yorkſhire angehörend hatte Danby nach der Reſtauration in den Hof- und Regierungskreiſen Eingang gefunden und ſich bald in die Höhe geſchwungen. Er war in Sitte und Lebenswandel nicht beſſer als die andern; er theilte die Leichtfertigkeit, den Egoismus und die Frivolität der meiſten Höflinge und Großbeamten und verſtand und übte die Kunſt zu beſtechen und ſich beſtechen zu laſſen; aber er beſaß mehr Ehr- und Nationalgefühl. Als echter Cavalier war auch er vor Allem befliſſen, das Königthum zu heben, die Prärogative der Krone zu mehren, dem monarchiſchen Prinzip Geltung und Anſehen zu verſchaffen, aber er verſchmähte die Hülfe des Auslandes, die franzöſiſch-romaniſirenden Tendenzen waren ihm zuwider; der Adel und die Gentry Altenglands ſollten als Stützen des Thrones beigezogen werden, die anglicaniſche Kirche und die beiden Häuſer des Parlaments mit dem Königthum in innigem Bunde ſtehen. Dieſen Bund herbeizuführen war nach ſeiner Meinung die Aufgabe einer nationalen Politik; in den Mitteln war er nicht wähleriſch; krumme Wege waren ihm ſo lieb als gerade.

Die Nonreſiſting-Bill.

Zunächſt ſollte der religiöſe Zwieſpalt, die Haupturſache der Entzweiung zwiſchen König und Parlament beſeitigt und dann der unbedingte Gehorſam auf Grund der anglicaniſchen Uniformität hergeſtellt werden. Nachdem er den König zu einer neuen Declaration gegen Katholiken und Nonconformiſten bewogen, die mit deſſen früheren Verordnungen und mit ſeinen Sympathien in ſcharfem Widerſpruch ſtand, legte Danby den Lords eine Bill vor, nach welcher Niemand ein Amt bekleiden oder im Parlamente ſitzen ſollte, der nicht vorher eidlich erklärt hätte, daß er unter allen Umſtänden Widerſtand gegen die königliche Gewalt für ein Verbrechen halte und daß er niemals einen Verſuch machen werde, die Verfaſſung in Staat und Kirche zu ändern. Nach einem ſolchen Beweis von Treue und Hingebung, meinte der Graf, würde dann auch der König ſich bereitwillig finden laſſen, in der auswärtigen Politik mit den Lords und Gemeinen Hand in Hand zu gehen. Der Antrag erregte einen Sturm des

Widerſpruchs: ſollten die Rechte, welche die Peers kraft ihrer Geburt in Anſpruch nahmen, von einer Eidesleiſtung abhängig ſein? Allein trotz aller Proteſte und widerlegenden Argumente der weltlichen Lords erreichte der Miniſter mit Hülfe der Biſchöfe ſeinen Zweck: die Nonreſiſting-Bill „die ſtärkſte Manifeſtation der anglicaniſch-royaliſtiſchen Idee“ wurde wenn auch mit einigen Beſchränkungen und Abſchwächungen durchgeführt und damit ausgeſprochen, daß anglicaniſche Rechtgläubigkeit und paſſiver Gehorſam gegenüber dem König allein das volle Staatsbürgerrecht gewährten. Die Lehre des Philoſophen Hobbes von der Allgewalt des Staats vereinigt in der Perſon des Oberhauptes wurde ſomit zum politiſchen Glaubensbekenntniß erhoben.

Die Nonreſiſting-Bill blieb jedoch nur eine Doctrin; das Unterhaus wurde wieder vertagt, ehe es einen Beſchluß faſſen konnte. Aber aus den Freunden und Gegnern des Geſetzes hat die Scheidung des politiſchen England in Tories und Whigs ihren Urſprung genommen. Shaftesbury, Buckingham und andere liberale Lords verwarfen, in Uebereinſtimmung mit den Presbyterianern die Lehre vom göttlichen Recht der Krone, der man unter keinen Umſtänden Widerſtand leiſten dürfe, und legten Jedem die Befugniß bei, ſeine Gerechtſame, wenn ſie angegriffen würden, zu vertheidigen. 9. Juni 1675.

Ueber den innern Fragen war die auswärtige Politik nicht zur Verhandlung gekommen, zur großen Zufriedenheit Karls. Denn wir wiſſen ja, daß auch nach dem mit Holland abgeſchloſſenen Frieden engliſche Truppen unter den Fahnen Frankreichs dienten. Und gerade jetzt, in den Tagen von Saßbach und Fehrbellin, mußte dem franzöſiſchen König Alles daran gelegen ſein, England nicht auf der Seite der Feinde zu ſehen. Der Geſandte Ruvigny verdoppelte daher ſeine diplomatiſche Kunſt, den Stuart bei dem franzöſiſchen Bündniß feſtzuhalten. Er wiederholte die Verſicherung, daß ſein Herr und Gebieter bereit ſei, dem engliſchen Monarchen eine jährliche Beiſteuer von einer halben Million Louisd'or zu entrichten, für den Fall, daß er dem Drängen des Parlaments durch eine Auflöſung entgegentreten müßte. Dem vermochte Karl II. nicht zu widerſtehen; wie ſehr auch Danby nach der andern Seite zog und die Löſung des franzöſiſchen Bündniſſes, die er dem Reichstage in Ausſicht geſtellt, zu verwirklichen ſuchte; er vermochte den König nicht umzuſtimmen und hatte auch nicht Charakter und Conſequenz genug, ſeine amtliche Exiſtenz an die Frage zu knüpfen. So wurde die engliſche Politik durch perſönliche Intereſſen nach verſchiedenen Richtungen hin und her gezerrt; und als im Oktober das Parlament ſich wieder zu einer neuen Seſſion verſammelte, nahm die Parteiung einen leidenſchaftlichen Charakter an. Denn auch von Spanien und den Niederlanden waren Geſandte mit vollen Taſchen in London erſchienen und verſuchten ſich in den Künſten der Beſtechung, weniger in den Regierungskreiſen als bei einflußreichen Mitgliedern des Unterhauſes, bei Häuptern und Führern der parlamentariſchen Factionen. Das von Oben gegebene Beiſpiel der Corruption hatte allenthalben Eingang gefunden; Käuflichkeit war zum herrſchenden Laſter des Tages in allen Stellung zu der auswärtigen Politik.

Schichten der Gesellschaft geworden. Coalitionen ohne höhere sittliche Zwecke suchten das Staatsleben zu persönlichen Vortheilen auszunutzen. Als das Parlament nach heftigen Debatten und Parteiintriguen die Subsidien für die Verstärkung der Kriegsmarine in einer Form und mit Bedingungen bewilligte, welche die Regierung nicht annehmen zu können glaubte, griff der König abermals zu
Nov. 1675. dem so oft versuchten Mittel einer Vertagung und zwar einer Vertagung auf fünfzehn Monate. Dieses Verfahren entsprach zwar nicht ganz der mit Ludwig XIV. getroffenen Verabredung; aber eine Prorogation von solcher Dauer kam doch fast einer Auflösung gleich; darum machte man auch in Versailles keine Schwierigkeiten, die versprochenen Jahrgelder an den König auszuzahlen. Dafür blieb England der europäischen Coalition fern und setzte durch seine neutrale Haltung im Seekrieg die französische Flotte in die Lage, den spanisch-holländischen Geschwadern die Spitze bieten zu können. Es ist uns bekannt, mit welchen Erfolgen die Franzosen in den sicilischen Gewässern die Feinde bekämpften. Diese Erfolge der französischen Seemacht, denen das siegreiche Vorgehen der Landheere noch größere Bedeutung verlieh, verschafften dem Beherrscher Frankreichs und seinen gewandten Diplomaten das Uebergewicht, das den Ryswyker Frieden zu einer verlornen Schlacht für die Verbündeten machte.

König und Hof unter französischem Einfluß.

Nie ging es an dem englischen Hofe lustiger her als in den Jahren, da das ganze Festland im Kriege lag, das Inselland allein sich des Friedens erfreute, aber freilich eines Friedens, welcher der Regierung zur Schande, dem Land zum Aergerniß gereichte. Ludwig XIV. und sein Gesandter sorgten dafür, daß der Stuart fortwährend durch Liebesbande an Frankreich geknüpft war. Lange blieb die Herzogin von Portsmouth die Gebieterin am Hofe; sie wußte durch ihre Buhlkünste, durch ihre Unterhaltungsgabe, durch ihre französische Grazie sich in der Gunst des Königs zu behaupten, ihr Sohn erhielt den Namen eines Herzogs von Richmond. Ihre Nebenbuhlerin Lady Castlemain, zur Herzogin von Cleveland erhoben, mußte ihr das Feld räumen; sie wanderte mit ihren beiden Söhnen nach Frankreich aus. Aber wie sehr immer die französische Mätresse, die wegen ihres katholischen Eifers bei dem Volke wenig beliebt war, den König mit eifersüchtigen Blicken überwachte; sie konnte nicht verhindern, daß er nicht noch andere schöne Damen in sein minnereiches Herz einschloß: die beliebte Schauspielerin Nelly Gwyn gebar ihm zwei Söhne; aber eine viel gefährlichere Rivalin langte im Jahr 1676 in London an, es war die schöne Nichte des Cardinals Mazarin, auf welche Karl schon in der Verbannungszeit seine Blicke gerichtet hatte. Wenig zufrieden mit ihrem Mann, „der ihr zuviel in geistlichen Anwandlungen lebte", reiste sie zum Besuch ihrer Verwandten, der jungen Herzogin von York nach England, wo sie durch ihr geistreiches Wesen, durch ihre literarische und gesellschaftliche Bildung wie durch ihre noch nicht ganz verblühte Schönheit bald eine hervorragende Rolle in den Hofcirkeln spielte. Wie konnte der Einfluß und die höfische Luft Frankreichs sorgfältiger unterhalten und gepflegt werden als

durch ſolche Vermittler! Beide Könige verpflichteten ſich, mit keinem dritten Staat in Verbindung zu treten ohne die Einwilligung des andern. Als Danby und Lauderdale Bedenken trugen, den Tractat zu unterzeichnen, aus Furcht vor der Möglichkeit einer künftigen Hochverrathsanklage, ſchrieb ihn der König eigenhändig ab und fügte Unterſchrift und Siegel bei.

Und dennoch trat die Oppoſition, als das Parlament wieder zuſammenkam, mit großer Mäßigung gegen die Regierung in die Schranken. Karl hatte ganz ſtaatsklug gehandelt, als er keine Auflöſung verhängte. Es waren ja noch immer die getreuen royaliſtiſchen Männer, die Cavaliere der Reſtauration, welche die Sitze füllten. Zudem hatte die franzöſiſche Regierung eine Verordnung ergehen laſſen, welche die engliſchen Handelsſchiffe ſehr bevorzugte. Was aber vor Allem den Widerſtand gegen die Regierung lähmte, war eine Prinzipienfrage, durch welche die Mehrzahl der Gemeinen auf die Seite der Regierung gezogen ward. Die Führer der Oppoſition bei den Lords, Buckingham, Shaftesbury, Salisbury und Wharton, erhoben Einſprache gegen die Gültigkeit des Unterhauſes: die lange Vertagung ſei einer Auflöſung gleich zu achten, durch ein altes Statut Eduards III. ſeien jährlich Parlamente vorgeſchrieben. Darin erblickten die Gemeinen eine Beleidigung: ſie erhoben Klage gegen die vier Lords und bewirkten, daß ſie in den Tower abgeführt wurden. Dieſem Bunde der Mehrheit des Unterhauſes mit der Regierung war es zu danken, daß eine namhafte Geldſumme für die Erhaltung und Verſtärkung der Kriegsflotte bewilligt ward. Damit war Karl zufrieden; als das Parlament den Antrag ſtellte, er möchte in die europäiſche Allianz wider Frankreich eintreten, erfolgte eine neue Vertagung. Der König nahm es übel, daß ſich die Geſetzgebung in den Gang der Politik, in die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten miſchen wolle.

Der König und die beiden Häuſer. Febr. 1677.

April 1677.

Aber ſollte Karl II. wirklich noch länger der öffentlichen Meinung zum Trotz die Eroberungspläne Ludwigs XIV. unterſtützen? Er ſelbſt hatte bereits die Folgen erwogen, wenn die ſpaniſchen Niederlande in Frankreich einverleibt werden ſollten. Sir William Temple, der um dieſe Zeit wieder mehr Geltung bei Hofe fand, ſuchte eine Verſtändigung mit Holland im Sinne der früheren Tripleallianz herbeizuführen. Gerade damals wurde während einer Anweſenheit Wilhelms von Oranien in London die Vermählung mit des Königs Nichte Maria beſchloſſen, zum großen Verdruß des franzöſiſchen Monarchen. Dies erhöhte das Anſehen Temple's, der das Ehebündniß vorzugsweiſe betrieben hatte, und erleichterte den Abſchluß eines Uebereinkommens zwiſchen dem Stuart und dem Oranier. Sie verabredeten die Grundbedingungen, unter denen ein allgemeiner Friede zu Stande gebracht werden ſollte. Schon am 10. Januar 1678 wurde darauf von den Bevollmächtigten beider Staaten der obenerwähnte Allianzvertrag abgeſchloſſen (S. 397.), durch welchen ſich England und Holland verpflichteten, gemeinſchaftlich für die Pacification Europa's zu wirken. Die engliſchen Truppen, die noch bei den franzöſiſchen Heeren ſtanden, wurden nunmehr abberufen, und Karl überraſchte das Parlament, als es nach Ablauf der Prorogation wieder zuſammentrat, mit der frohen Botſchaft, daß das Bündniß mit Frankreich gelöſt ſei und daß er die Herſtellung des Friedens ſelbſt mit Gewalt der Waffen

Das Bündniß mit Frankreich gelöſt.

Sept. 1677.

10. Jan. 1678.

zu bewirken beschlossen habe. Mit großer Freude wurde diese Nachricht aufgenommen. Bereitwillig stimmte das Parlament dem Antrag bei, den König durch Bewilligung einer Million Pf. St., welche durch eine allgemeine Kopfsteuer aufgebracht werden sollte, in Stand zu setzen, den Krieg gegen Frankreich zu Land und zur See in Angriff zu nehmen. Wir wissen, daß sofort englische Besatzungstruppen nach Ostende und Brügge gesandt wurden, lauter bewährte Mannschaften.

Ludwig XIV. war über diesen Abfall seines Alliirten so ergrimmt, daß er den letzten Termin der zugesagten Subsidien zurückhielt. Er verwendete lieber das Geld zur Bestechung einflußreicher Parlamentsglieder, um die Opposition gegen den König, in dessen Aufrichtigkeit Niemand Vertrauen hatte, lebendig zu erhalten. Die Bemühungen des französischen Gesandten Barrillon und des jüngeren Ruvigny trugen ihre Früchte; die Corruption griff immer weiter um sich. Ob es dem Stuart ein rechter Ernst mit dem Krieg gegen Frankreich war, oder ob er die vermehrte Militärmacht zur Stärkung seiner Autorität im Innern zu verwenden gedachte, kam nie klar zu Tage. Es ist uns bekannt, daß bald darauf die Staaten von Holland einen Sonderfrieden mit Ludwig XIV. schlossen, der dann den allgemeinen Frieden von Nymwegen zur Folge hatte. (S. 397.). So lange diese Dinge in der Schwebe waren, konnte von Karl die Entlassung der Truppen, auf welche die französischen Parteigänger wie die Häupter der nationalen Opposition eifrig drangen, mit guten Gründen verweigert werden. Die Besorgniß, England möchte bei einer Erneuerung des Kriegs die Reihen der Alliirten verstärken, hat wesentlich beigetragen, daß die Franzosen ihre Forderungen nicht noch höher stellten und dadurch den Abschluß des Friedens ermöglichten.

Papistische Complotte.

Während dieser ungewissen Zeitlage waren die Gemüther in großer Aufregung. Mißtrauen, Unruhe, Beängstigung durchzog die ganze Nation: wird die französisch-katholische Sache oder die holländisch-protestantische im Rath des Königs die Oberhand behalten? Diese Stimmung wurde durch Gerüchte von papistischen Complotten der verruchtesten Art zu einer unheimlichen Höhe gesteigert. Wenn die Seele von bangen Erwartungen, von unklaren Gefühlen erfüllt ist, entstehen auf ihrem Grunde leicht schwankende Vorstellungen und Gebilde, die dann, weil sie in der herrschenden Gemüthsverfassung einen Anhalt finden, mehr und mehr Gestalt gewinnen, mehr und mehr aus der dunkeln Region der Ahnungen und Befürchtungen in das Gebiet des Wirklichen und Wahren eintreten. So erging es bei der Verschwörungsgeschichte, die im J. 1678 wie ein zündender Funke in eine brennbare Materie fiel, ein kleiner Bestandtheil von Wahrheit, der mit Lüge versetzt und durch Gerüchte aufgebläht zu einer Schreckgestalt, zu einem Gewebe der verruchtesten Pläne anwuchs. Eines Tages, als der König im St. James Park spazieren ging, trat ein alter Bekannter, Namens Kirkby an ihn heran und sagte ihm, er möge sich zurückziehen, sein Leben sei in Gefahr. Nach dem Schloß beschieden und um nähere Auskunft befragt, berichtete er, daß ein Londoner Geistlicher von puritanischer Richtung, Ezrael Tongue ihm Mittheilungen von einem papistischen Anschlag auf das Leben des Königs ge-

Titus Oates.

macht habe; ein gewisser Titus Oates könne davon Zeugniß geben und Beweis-

ſtücke vorlegen. Dieſer Gewährsmann war eine ſehr zweideutige Perſönlichkeit von beſcholtenem Lebenswandel, dem Lüge und falſches Zeugniß nicht viel Kummer machten. Aus der engliſchen Kirche wegen abweichender Lehrmeinungen ausgeſchloſſen, hatte er ein unſtetes und ſittenloſes Leben geführt. Sich für einen Katholiken ausgebend hatte er Eingang in den alten jeſuitiſchen Seminarien des Continents gefunden. Hier wollte er nun viele feindſelige Reden und Vorſchläge gehört haben: es ſei eine verdienſtliche Handlung, einen König, der mit dem ketzeriſchen Holland ſich gegen das katholiſche Frankreich verbunden, aus der Welt zu ſchaffen. Unter ſeinem Nachfolger, der ein treuer Sohn ihrer Kirche geworden, müſſe man dann alle Hebel einſetzen, das engliſch-ſchottiſche Königreich wieder dem Papſtthum zuzuführen. Er wies Briefe vor, die in dieſem Sinne an Jeſuiten in England geſchrieben und ihm zur Beſorgung anvertraut worden, die er aber unterſchlagen habe. Oates wollte wiſſen, in einer Verſammlung einheimiſcher und fremder Jeſuiten in London ſei beſchloſſen worden, den König zu ermorden, in Schottland und England Aufſtände zu erregen, die franzöſiſche Flotte in einem iriſchen Hafen aufzunehmen; verkappte Emiſſäre ſeien im ganzen Lande für dieſen Umſturzplan thätig. Das engliſche Volk, das die Mordverſuche gegen Eliſabeth und die Pulververſchwörung im Gedächtniß hatte, das der feſten Ueberzeugung war, der Stadtbrand ſei durch die Miſſethat der Papiſten herbeigeführt worden, hegte nicht den geringſten Zweifel, daß die Angaben wahr ſeien. Und auch die weiteren Ausſagen von Mord- und Verſchwörungsplänen, die ſich berghoch anhäuften und ans Abenteuerliche ſtreiften, fanden bei der aufgeregten Bevölkerung Glauben. Bei der confeſſionellen Erregung, die während des Unterſuchungsproceſſes immer mehr angefacht wurde, befeſtigte ſich die Anſicht, daß Reich und Religion durch papiſtiſche Umtriebe und Complotte im Innern und von Außen in der höchſten Gefahr ſchwebten. Coleman, der katholiſche Secretär der Herzogin von York, wurde von Oates der Mitwiſſenſchaft an den Umſturzplänen bezichtigt: man ordnete eine Hausſuchung an und fand mehrere Briefe, welche die Angabe zu beſtätigen ſchienen, obſchon ſie nur die zuverſichtliche Hoffnung ausſprachen, daß mit Hülfe Frankreichs und des Thronfolgers England wieder der katholiſchen Kirche zugeführt werden würde. Zu Oates geſellten ſich noch andere Schwindler, wie Bedloe und Carſtairs: durch Entſtellungen und lügenhafte Uebertreibungen nahmen die Enthüllungen immer größere Dimenſionen an. Gerne hätte König Karl, der nicht furchtſamer Natur war, die Sache niedergeſchlagen, aber die Gährung war zu groß und allgemein. Ein bei der Unterſuchung betheiligter Friedensrichter war verſchwunden; nach langem Suchen fand man ſeine Leiche auf einem Felde bei London; nun ſchien die Wahrhaftigkeit der Anzeigen über jeden Zweifel geſtellt. Die Beerdigung geſtaltete ſich zu einer großartigen proteſtantiſchen Manifeſtation. Wer noch Mißtrauen äußerte, galt als Mitſchuldiger. Coleman und drei Jeſuiten ſtarben auf dem Blutgerüſte; bald folgten andere.

Antikatholischer Terrorismus. 21. Okt. 1678.

Es war natürlich, daß dieſe Gemüthsbewegung auch in dem Parlamente ſich kund gab, das der König im Oktober eröffnete. Die Thronrede gedachte in wenig Worten der Verſchwörungsgeſchichte, deren wahre Beſchaffenheit durch die ordentlichen Gerichte bald an den Tag gebracht werden würde. Aber wie hätte ſich die Verſammlung damit zufrieden geben ſollen! Bald wurden Repreſſivmaßregeln von großer Tragweite beantragt. Alle Katholiken ſollten vom Hofe und von der Hauptſtadt verwieſen werden, mit Ausnahme der Angeſeſſenen und Familienväter, welche den Eid der Treue und des Supremats leiſten würden; der König ward erſucht, in ſeiner Leibgarde, in Küche und Keller nur zuverläſſige rechtgläubige Leute zu verwenden; aus beiden Häuſern ſollten alle Katholiken ausgeſchloſſen werden. Fünf Lords, welche Tongue und Oates bei einer Vernehmung im Unterhauſe des Einverſtändniſſes mit dem jeſuitiſchen Complot beſchuldigten, wurden in den Tower abgeführt. Vor Richtern und Geſchwornen, die unter den Einflüſſen des Tages, unter dem Druck der popularen Gereiztheit und tumultuariſchen Auftritte ſtanden, wurde nun die Unterſuchung über das Complot fortgeſetzt in einer ſo parteiiſchen Weiſe, unter ſo gehäſſigen Vorausſetzungen, daß die Hauptſtadt wie im Kriegszuſtand erſchien: die Straßen wurden geſperrt, Kanonen vor Whitehall aufgeführt, die Bürgermiliz mit Freiwilligen verſtärkt, unter die Waffen gerufen, Hausſuchungen und Verhaftungen nahmen kein Ende, die Gefängniſſe füllten ſich mit Verdächtigen; Bekenntniſſe wurden mit Foltern erpreßt, hartnäckige Leugner unter Martern hingerichtet. Die Ausſagen eines Oates und ſeiner Genoſſen, die ſämmtlich eine beſcholtene zweideutige Vergangenheit hinter ſich hatten, vermochten katholiſche Geiſtliche und Laien, denen man außer ihrem Bekenntniß keinen Vorwurf machen konnte, als Theilnehmer des papiſtiſchen Complots in den Kerker und auf das Schaffot zu bringen. Unter der Macht der religiöſen Befürchtungen wurde der gerichtliche Terrorismus von der Nation geduldet, gebilligt, gefordert. In derſelben Richtung bewegten ſich auch die Verhandlungen im Parlament. Die Männer der Oppoſition in dem einen wie in dem andern Hauſe ſuchten die im Lande herrſchende religiöſe Erregung zu benutzen, um ihre Gegner aus dem Rathe des Königs zu entfernen.

Shaftesbury u. ſeine Genoſſen.

Vom nationalen Geſichtspunkte aus konnte man es nur billigen, wenn Shaftesbury, der Führer der anglicaniſch-patriotiſchen Partei und ſeine Freunde dahin trachteten, Reich und Kirche für die Zukunft ſicher zu ſtellen, Geſetze zu finden, durch welche zugleich das Erbrecht der Krone und die Staatsreligion gewahrt würden; aber mit dieſen vaterländiſchen Zwecken und Beſtrebungen waren ſo viele perſönliche Motive, ſo viele Parteileidenſchaften, Factionsintereſſen und Corruptionen verbunden, daß man nur mit Widerwillen auf das unſittliche Treiben, auf das Gewebe von Intriguen und unlauteren Motiven blicken kann und es ganz natürlich finden muß, daß ſchließlich der König als Sieger aus dem unredlichen Spiel hervorging. Wenn die mit dem eben ſo ehrgeizigen und ſelbſtſüchtigen als geiſtvollen und ſtaatskluge Grafen verbundenen Lords und ihre Geſinnungsgenoſſen unter den Gemeinen darnach trachteten, die Katholiken und ihr Haupt, den Herzog von York vom Hofe und von der Regierung zu ver-

drängen und sie zu verhindern, Religion und Landesverfassung zu gefährden; so suchten sie zugleich in Uebereinstimmung mit der Politik Frankreichs, dem König die Verfügung über die Armee zu entziehen, sie in der Meinung, dadurch einen militärischen Gewaltstreich im Innern unmöglich zu machen, der französische Gesandte in der Absicht, die Vereinigung der englisch-holländischen Armee gegen Ludwig XIV. zu verhindern.

Haltung des Königs.

Der König und die Regierung wagten es nicht, der antikatholischen Strömung sich zu widersetzen. Im Bewußtsein, durch sein eigenes Betragen und Verschulden zu dem Mißtrauen des Volkes Veranlassung und Gründe gegeben zu haben und jeder sittlichen Anstrengung fremd, ließ es Karl geschehen, daß das Complot, obwohl er von dessen Unwahrheit, von der Entstellung, Uebertreibung und Falschheit der vorgebrachten Thatsachen innerlich überzeugt war, zu Zwangsmaßregeln gegen die Bekenner der römisch-katholischen Kirche gebraucht ward. Auf den Antrag der Lords, alle Papisten vom Hof und von der Regierung zu entfernen, vermochte der König seinen Bruder, daß er aus freien Stücken aus den Sitzungen des Staatsraths wegblieb. Er ließ es geschehen, daß die Testakte eine strengere Fassung erhielt, so daß alle Katholiken von dem Parlamente ausgeschlossen wurden, worauf die katholischen Lords freiwillig austraten; nur mit einer kleinen Majorität wurde zu Gunsten des Herzogs von York eine Ausnahme gemacht; er ließ die Einkerkerungen, Verfolgungen, Verweisungen aller der Theilnahme an dem Complot beschuldigten oder verdächtigen Personen vor sich gehen. Erst als der Lord-Schatzmeister Danby, obwohl ein abgesagter Feind der Papisten und zugleich ein eifriger Verfechter der königlichen Prärogative und des bestehenden Erbrechts, durch die Kabalen Barrillon's und des englischen Gesandten in Paris, Ralph Montague verrätherischer Pläne und Handlungen beschuldigt und mit einer Hochverrathsklage bedroht ward, glaubte Karl einschreiten zu müssen. Danby sollte an dem Ansuchen des Königs bei Ludwig XIV. um eine neue Geldsumme betheiligt gewesen sein. Aus Rücksicht für die Ehre seines Souveräns hielt Danby mit der Darlegung des wahren Sachverhaltes zurück und so kam es, daß der heftigste Gegner Frankreichs als Parteigänger des Versailler Hofes und des Papstthums dargestellt werden konnte.

Auflösung des Parlaments.

Dieses feindselige Auftreten gegen den ersten Minister, von dessen Loyalität und Hingebung Karl so viele Beweise hatte, und das Bestreben der beiden Häuser, ihm die Militärgewalt aus den Händen zu winden und eine von seinem Willen unabhängige Landmiliz ins Leben zu rufen, riß endlich den Stuart aus seiner passiven und nachgiebigen Haltung gegenüber einer Opposition, die mit der scheinbaren oder aufrichtigen Fürsorge für die Verfassung und Religion des Landes zugleich Sympathieen für Frankreich verband, die sich durch Kabalen, durch Corruptions- und Verführungskünste als Werkzeuge des französischen Machthabers gebrauchen ließ, um wie sie wähnte das Vaterland vor Complotten und Staatsstreichen zu retten. Das Parlament, das vor achtzehn Jahren mit royalistischem Feuereifer für die Wiederherstellung der Prärogative des Königs eingetreten war, das dann allmählich durch das ehrlose, selbstsüchtige und unredliche Regiment Karls II. und seines Cabinets zur Bekämpfung der souveränen Gewalt der Krone und zur Vertheidigung der altenglischen Verfassung und Landeskirche gegen unpatriotische Minister fortgetrieben worden, wurde zu Anfang des Jahres 1679 aufgelöst. Drei Errungenschaften, die fortan als Fundamentalsätze des englischen Staatsbaues angesehen wurden: ein in be-

24. Jan. 1679.

ſtimmten Rechtsbegränzungen ſich bewegendes Königthum, eine den parlamentariſchen Gewalten gegenüber zur Verantwortlichkeit verpflichtete Regierung und eine antipäpſtliche auf der biſchöflichen Uniformität beruhende Staatskirche, können als die Früchte der geſetzgeberiſchen Thätigkeit ſeit der Reſtauration bezeichnet werden. Aber ehe dieſe Früchte in Sicherheit gebracht werden konnten, mußten noch manche Stürme abgewehrt werden. Die Abhängigkeit der Krone von den Geldbewilligungen des Parlaments, die miniſterielle Verantwortlichkeit und die Beſchränkung des abſoluten Erbfolgerechts durch confeſſionelle Beſtimmungen ſtanden mit dem Genius der Zeit und mit den Stuartſchen Anſchauungen in zu grellem Widerſpruch, als daß nicht von Seiten des Königthums Verſuche zu deren Beſeitigung hätten gemacht werden ſollen.

4. Aufgeregtes Staatsleben. Whigs und Tories.

Die Oppoſition gegen York und Danby.

Seit den aufgeregten Tagen, da man zum langen Parlament gewählt, war in England kein ſolcher Eifer für die Wahlen zu Tage getreten, wie im Februar des Jahres 1679. Man wendete hohe Summen auf; man theilte die ehemaligen Ritterlehen, die im erſten Jahr nach der Reſtauration in freie Erbzinsgüter ohne Kriegspflicht und Lehnslaſten verwandelt worden waren, um die Stimmen zu vermehren; Flugſchriften ſuchten auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Die Folge war, daß die Männer der Oppoſition, die Karl II. für ihren Abfall von der alten Loyalität hatte beſtrafen wollen, abermals in Weſtminſter erſchienen, verſtärkt mit vielen neuen Geſinnungsgenoſſen. Als die wichtigſte Aufgabe ſchwebte den beiden Häuſern die Sicherſtellung der Landeskirche und die Feſtſetzung der Grenzlinie zwiſchen der geſetzgebenden und ausführenden Gewalt vor Augen; ihre Angriffe waren daher vor Allem gegen die beiden Perſonen gerichtet, von denen man für dieſe Grundrechte Gefahr fürchtete, gegen den Herzog von York und den zum Marquis erhobenen Miniſter Danby, zwei Männer, die dem König beſonders nahe ſtanden. Um das Erbfolgerecht des Bruders zu retten und den Großſchatzmeiſter von der ihm drohenden Gefahr einer Hochverrathsklage zu befreien, war Karl zu großen Conceſſionen bereit. Als die väterlichen Ermahnungen des Erzbiſchofs und des greiſen Biſchofs von Wincheſter an den Herzog, zurückzukehren zu dem Glauben ſeiner Jugend, fruchtlos blieben, der von ſeinem Beichtvater und ſeiner ſtrengkatholiſchen italieniſchen Gemahlin geleitete Stuart vielmehr einen ſolchen Gedanken mit großer Entſchiedenheit verwarf, ertheilte ihm der König die Weiſung, ſich nach Brüſſel zu begeben, eine Art Verbannung, die wie er hoffte, den Eifer der Oppoſition ein wenig abkühlen ſollte. Zugleich gab er dem Lordmayor und den Aldermen Nachricht, daß er die Truppen entlaſſen werde, und ſuchte das Parlament durch die Erklärung zu beſchwichtigen, daß Lord Danby das Schatzmeiſteramt nur bis zu dem Zeitpunkt verwalten ſolle, bis alle Geſchäfte in Ordnung gebracht ſeien. Die Eröffnungs-

reden des Königs und des Lordkanzlers Finch betonten mit besonderem Nachdruck, daß die Regierung entschlossen sei, allen papistischen Tendenzen entgegenzutreten. Aber die nationale Partei unter den Lords und die Männer der Opposition im Unterhause, an ihrer Spitze William Russel, Sohn des Earl von Bedford, standen von ihrem Vorhaben nicht ab. Obwohl der König durch ein eigenes Handschreiben den Minister von aller Schuld losgesprochen hatte, wurde er doch wie einst Strafford von den Gemeinen wegen Verraths in einer Bill of Attainder angeklagt. Danby vertheidigte sich vor den Lords und es gelang ihm auch sich in so weit zu rechtfertigen, daß er dem blutigen Schicksale Straffords entging; aber straflos sollte er trotz des königlichen Begnadigungsbriefes nicht bleiben: er verlor sein Amt und mußte fünf Jahre im Tower sitzen. 16. März 1679.

In dieser kritischen Lage nahm Karl II. seine Zuflucht zu William Temple, der in den Tagen der Käuflichkeit und der Kabalen sich allein rein und unbefleckt von den Lastern der Zeit gehalten und sich in allen Verhältnissen als einen denkenden und unterrichteten Staatsmann bewährt hatte. Dieser übernahm die Leitung der Regierung; um aber den Conflikt zwischen der vollziehenden Gewalt und der Gesetzgebung auszugleichen und für die Zukunft zu vermeiden, beschloß er zwischen den Souverän und das Parlament eine Körperschaft einzuschieben, welche kräftig genug wäre, die Gewalt ihres Zusammenstoßes zu brechen, und geeignet die Nation gegen den Mißbrauch der königlichen Prärogative, die Krone gegen die Uebergriffe des Parlaments zu schützen. Diese Körperschaft sollte ein erweiterter Staatsrath sein, in welchem neben den hohen Beamten, Rechtsgelehrten und Bischöfen, welche bisher den geheimen Rath gebildet hatten, eine gleiche Anzahl unabhängiger durch Reichthum und Ansehen hervorragender Mitglieder der beiden Häuser des Parlaments Sitz und Stimme haben sollte. Die Zahl sämmtlicher Räthe wurde auf dreißig festgesetzt, fünfzehn von jeder Seite. Der König ging auf den Vorschlag ein und gewann es über sich, Männer der Opposition, die bisher wider ihn gewesen waren, wie Russel, Cavendish, Powle von den Gemeinen, wie Shaftesbury und Halifax von den Lords zur Theilnahme an der Regierung selbst zu berufen. Dem geistreichen und gewandten Grafen von Shaftesbury wurde der Vorsitz übertragen. Aber so scharfsinnig der Organisationsplan ersonnen war; er erwies sich bald als ein Werk der Doctrin. Die neue Behörde halb Cabinet, halb Parlament sollte zwei verschiedenen Zwecken dienen und erreichte keinen ganz. Da es unmöglich war die Staatsgeschäfte, die geheim bleiben sollten, mit einer Körperschaft von dreißig Mitgliedern zu behandeln, so mußte sich bald wieder ein engeres Cabinet bilden, in welchem der König mit den geeignetsten Räthen die wichtigsten Angelegenheiten besorgte. Zu diesem engeren Kreise gehörten außer Lord Temple selbst noch drei durch Rang, Bildung und Reichthum hervorragende Männer: Arthur Capel, Earl of Essex, Georg Saville, Viscount Halifax und Robert Spencer, Earl of Sunderland. Am längsten wehrte sich der König gegen die Aufnahme von Halifax, dessen scharfe Zunge ihm bisher so manchen Verdruß gemacht hatte; aber als einmal der geniale witzige Mann mit dem freien philosophischen Geiste und der gedankenreichen Rede Zutritt bei Hofe erlangt hatte, erwarb er sich rasch die volle Gunst des Monarchen. Und Halifax war nicht unempfänglich für die Gnaden und Güter, welche die Krone zu spenden vermag: er wandte sich von der Opposition, in der er bisher durch seine reichen Talente geglänzt hatte, zu der Regierungspartei und suchte der legitimen Gewalt das Feld zu erobern. Von dem Staatssecretär Sunderland, der sich in einer Diplomatenschule bewegt hatte,

William Temple und das neue Regierungsorgan.

Halifax.

Sunderland.

die gewandt und geschmeidig machte, aber das Gefühl für Sittlichkeit, Wahrhaftigkeit und Tugend abstumpfte, sagt Macaulay, daß die Natur ihm einen scharfen Verstand, einen ruhelosen und boshaften Charakter, ein kaltes Herz und eine verworfene Seele gegeben habe. Meister in der Intrigue und in der Kunst der Verführung, aber ohne höhere politische Begabung und ohne Grundsätze, hat er vor Allen beigetragen, daß das neue Cabinet bald jegliches Vertrauen bei der Nation verlor.

Der Kampf um die Erbfolge.

Nichts lag dem König mehr am Herzen als die Sicherstellung der Erbfolge; sie galt ihm als das heiligste Fundamentalgesetz des monarchischen Staats. Beruhte denn nicht sein eigenes Thronrecht auf dem Prinzip der organischen Verbindung der Dynastie mit der Nation? Er hatte dem Bruder vor seiner Abreise nach Brüssel das feierliche Versprechen gegeben, daß er niemals in eine Aenderung dieser geheiligten Ordnung willigen werde. Und um auch das Parlament dafür zu gewinnen, war er bereit, demselben ausreichende Garantien zu bieten, daß die Religion und die Verfassung des Landes keine Gefahr laufen sollte, wenn das Staatsoberhaupt einer andern Confession angehöre. Demgemäß ließ er durch den Lordkanzler den beiden Häusern Vermittelungsvorschläge unterbreiten, kraft deren der anglicanisch-parlamentarische Charakter der Verfassung gewahrt, die Ausschließung der Katholiken von der Regierung, von den Gerichten und vom Parlament gesetzlich ausgesprochen, die Anstellung der Bischöfe und Geistlichen der Mitwirkung eines katholischen Königs entzogen, bei einem Thronwechsel die Gemeinen und Lords vor willkürlicher Auflösung geschützt sein sollten. Aus einer Andeutung des Lordkanzlers konnte man folgern, daß selbst bei Ernennung der Anführer der Landarmee die parlamentarische Zustimmung eingeholt werde. Was einst Karl I. nicht zugestehen wollte, wurde nun von dem Sohne freiwillig angeboten, damit das Erbfolgerecht nicht angetastet würde. Aber die Opposition ließ sich auf kein Abkommen ein. Wer bürgt uns denn dafür, wurde gefragt, daß der Herzog, einmal zur Macht gelangt, den Pakt des Vorgängers, der so tief in die Verfassung eingreift und so sehr mit seinen religiösen Ansichten im Widerspruch steht, als rechtsgültig anerkennen werde? Bei den Lords war Shaftesbury, bei den Commons Russel der Führer der patriotischen Partei; ihre Stellung als Präsident und als Mitglied des erweiterten Staatsraths hielt sie nicht ab, sich jedem Vergleich zu widersetzen. Gegen die Rache des fanatischen Herzogs schütze kein Vertrag, wurde geäußert, das heiße Simson mit Weidenruthen binden wollen; würde er König, so müsse man sich gefaßt machen, entweder Papist zu werden oder verbrannt. Es fehlte nicht an Stimmen, welche vor der Abänderung eines Fundamental-Prinzips der englischen Constitution warnten: im Oberhause vermochte daher auch Shaftesbury mit seinem Antrag nicht durchzudringen. Im Unterhause dagegen hatten die antipapistischen Impulse das Uebergewicht. Die Commons stellten den Satz auf, „die dem Parlamente beiwohnende constitutive Gewalt sei unbeschränkt, sie erstrecke sich über alle Gegenstände des Staatswohls, mithin auch auf die Thronfolge, und sei an keine

Grundgesetze gebunden". Die Bill zur Ausschließung des Herzogs von York von der imperialen Krone Englands wurde mit großer Majorität angenommen. Wenn eine Thronerledigung eintrete, sollte die Krone, als ob der Herzog todt wäre, an die zunächst berechtigte Person protestantischen Bekenntnisses fallen. 22. Mai 1679.

Monmouth.

Man sagte, Shaftesbury habe dem natürlichen Sohn des Königs, dem Herzog von Monmouth, die Nachfolge verschaffen wollen, um dann selbst das Regiment zu führen. Wie zweifelhaft immer die Vaterschaft Karls erscheinen mochte, da die schöne Walliserin Lucy Walters, die dem Stuart während seiner Verbannung im Haag einen Knaben schenkte, viele Liebhaber hatte und gegen keinen grausam war; so erfreute sich doch der kleine James Crofts, wie er genannt ward, von Jugend auf der zärtlichsten Fürsorge und Begünstigung von Seiten des Königs. Er vermählte ihn mit der Erbtochter des edlen Hauses von Buccleuch, wodurch derselbe einer der reichsten Gutsbesitzer in Schottland ward; er gab ihm den Titel eines Herzogs von Monmouth, ernannte ihn zum Befehlshaber der Truppen im französisch-holländischen Krieg und nahm ihn jetzt auf Shaftesburys Vorschlag in den Staatsrath auf. Ein junger Mann von schöner Gestalt und einnehmendem Wesen, der sich im Felde tapfer gehalten und stets als guten Protestanten gezeigt hatte, war Monmouth bei dem englischen Volke beliebt; seine Rückkehr nach London war mit Freudenfesten gefeiert worden; Alles war entzückt über den freundlichen leutseligen Herrn, man fand sogar Gründe, seinen dissoluten Lebenswandel zu entschuldigen. War er doch darin nicht schlimmer als die meisten seiner Zeitgenossen in den höheren Kreisen. Allein wie sehr immer die Liebe Karls auf diesem Sohne ruhte, nie wollte er einwilligen, daß das Erbrecht zu dessen Gunsten verändert würde.

Die Habeas-corpus-Akte. 27. Mai 1679.

Die Ausschließungsbill setzte den König in große Aufregung, er prorogirte sofort die Versammlung und verfügte dann die Auflösung. Die letzte Handlung der beiden Häuser vor ihrem Auseinandergehen war die Annahme der Habeas-corpus-Akte, des wichtigsten Palladiums der persönlichen Freiheit der Engländer bis auf den heutigen Tag. Der König, im Begriff sich noch einmal an die Nation zu wenden, ertheilte der Akte die Bestätigung, um durch eine populäre Maßregel den schlimmen Eindruck zu verwischen, den die so häufige Anwendung der Prärogative gegen die gesetzgebende Gewalt hervorbringen mußte. Nach diesem Statut, das in Zukunft jede willkürliche Verhaftung und jede Justiztyrannei verhüten sollte, darf Niemand in Haft gebracht werden, ohne daß ein schriftlicher Befehl der Behörde die Gründe der Verhaftung angibt; auch soll der Gefangene innerhalb einer bestimmten Frist, in der Regel drei Tage, vor Gericht gestellt und in kein Gefängniß außerhalb seiner Grafschaft gebracht werden; dabei sind die Fälle, wo die Loslassung gegen Bürgschaft einzutreten habe, genau bestimmt.

Papistenverfolgungen.

Die Habeascorpus-Akte sollte ihre wohlthätigen Wirkungen erst in der Folge zeigen: in dem Augenblick ihrer Entstehung lag noch Alles unter Angst und Schrecken vor papistischen Complotten und der Religionshaß litt es nicht, daß das neue Gesetz gegen die von Oates und Genossen als Verschwörer denuncirten Katholiken in Anwendung gebracht wurde. Immer noch waren Richter und Geschworene geneigt, die Angeklagten zu verurtheilen, so mangelhaft und widersprechend auch die Beweisgründe für ihre Schuld sein mochten; immer füllten sich

von Neuem die Kerker mit Papiſten, immer bluteten neue Opfer auf dem Schaf-
Juni 1679. fot; im Juni ſtarben fünf Jeſuiten durch den Strang: Langhore, ein Barriſte von Ruf und mehrere katholiſche Prieſter folgten ihnen im Tode nach; Alle be theuerten ihre Unſchuld bis zur letzten Stunde. Die Gerichtshöfe wurden z Parteizwecken mißbraucht oder von der Volksmenge eingeſchüchtert: wenn der Eife zu erlahmen ſchien oder das juriſtiſche Gewiſſen ſich regte, wurden neue Gerücht in Umlauf geſetzt, neue Anklagen eingebracht. Ein mehrfach verurtheilter Böſe wicht, Dangerfield, den die katholiſche Lady Powis gedungen hatte, daß er ähn liche Ausſagen gegen die Führer der proteſtantiſchen Nonconformiſten vorbringe ſollte, verrieth den betrügeriſchen Gegenzug der Dame und reizte dadurch di Leidenſchaft der Menge noch mehr auf. Eine Anzahl katholiſcher Edelleute har ten im Tower ihrer gerichtlichen Verurtheilung entgegen.

Wachſende Parteiung. Daß bei ſo gereizter Stimmung die neuen Parlamentswahlen im Sin der Oppoſition ausfallen würden, war vorauszuſehen: beſonders zahlreich wa ren die Presbyterianer vertreten, als die unverſöhnlichſten Gegner des Papiſ mus. Es ſchien als ob die Zeiten des langen Parlaments wiederkehren würden

Schottland. Auch in Schottland rüttelten die Covenanters an den Ketten, welche ihnen durch di Tyrannei der Episcopalen angelegt worden. Der Erzbiſchof Sharp von St. An drews, einer der heftigſten Verfolger wurde auf einer Reiſe nach Edinburg über fallen und ermordet. Ein Haufen fanatiſcher Presbyterianer nahm Rache a dem „Judas der ſchottiſchen Kirche, der ſeine Hand in das Blut der Heilige getaucht“. Als man die Thäter mit Steuge verfolgte, entſtand in der Gegen von Glasgow eine Empörung. Nur die Ankunft des milden und volksbeliebte Herzogs von Monmouth, dem der König die Miſſion der Friedensſtiftung über trug, vermochte die Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen. Dadurch mehrt ſich ſein Anſehen in England; ſeitdem ſtiegen ehrſüchtige Gedanken in ſeiner Seel auf; man hörte die Behauptung ausſprechen, der König ſei mit Lucy Walter insgeheim verheirathet geweſen; als Sprößling einer kirchlich geſchloſſenen Eh glaubte er dem Herzog von York entgegentreten zu können, was ihm an legiti mem Rechte abging, ſchien durch den Willen des Volks reichlich erſetzt zu werden und gegen den vom väterlichen Glauben Abgefallenen konnte er als Vorkämpfe der Religion, der Freiheit und der öffentlichen Wohlfahrt auftreten.

York und Monmouth. Aug. 1679. So bedenklich erſchien der Hofpartei und den Gegnern Shaftesbury's und Mon mouths die Lage, daß ſie, als der König erkrankte, heimlich den Herzog von York nach London kommen ließen. Als ſich die Geſundheit des Bruders beſſerte, kehrte er nach Brüſſel zurück, aber nur um ſeine Familie nach Schottland abzuholen, wo er jetzt ſeinen Wohnſitz nahm. Auch Monmouth mußte ſich von London entfernen; er begab ſich auf einige Zeit nach Holland, erſchien jedoch bald wieder in England, wo er mit Shaf tesbury an die Spitze der nationalen Bewegung trat, welche durch populare Agitation den König zur Nachgiebigkeit in der Succeſſionsfrage zwingen wollte.

Karl ließ sich nicht einschüchtern: In dem Augenblick, da Shaftesbury mehr galt als je, entzog er ihm den Vorsitz im Staatsrath und vertagte die Einberufung des Parlaments, welche die ganze Nation forderte, von einem Termin zum andern: Die agitatorische Bewegung zu Gunsten des „protestantischen Herzogs" wurde immer lebhafter; alle Sympathien der Patrioten waren ihm zugewendet, das Volk erblickte in ihm den einzigen Mann, der die Nation vor der papistischen Reaction zu retten vermöchte. Aus dem königlichen Wappen auf einer Kutsche war der Schrägbalken verschwunden, der seine uneheliche Abkunft bezeichnete. Shaftesbury war das Haupt und die Seele dieser kirchlich-politischen Bewegung, so elend und gebrechlich auch sein körperlicher Zustand damals war: „er erschien, wenn man ihn sah, wie ein sterbender Mann, halb eine Leiche: aber er hatte noch das Feuer seiner Ideen, in denen sich politische Meinung und Ehrgeiz durchdrangen". Auf seinen Antrieb verlangten auch seine Gesinnungsgenossen im Staatsrath, Russel, Cavendish, Capel Lord Essex ihre Entlassung, die ihnen Karl „von ganzem Herzen" gewährte. Immer mehr erweiterte sich nun die Kluft zwischen der Regierung, die hauptsächlich von den „Triumvirn" Sunderland, Godolphin und Lawrence Hyde geleitet ward, und der protestantischen Nationalpartei: wenn diese durch Adressen, Flugschriften, Versammlungen in ihrem Sinne zu wirken suchte, so verschärfte jene die Gesetze gegen Vereine und Presse und beschränkte das Petitionsrecht.

Shaftesbury und seine Freunde aus dem Staatsrath entlassen.

In den ersten Monaten des Jahres 1680 befand sich England in einem Zustande revolutionärer Gährung, den der geschäftige Gesandte Barrillon, der zugleich mit dem Hofe und mit den Führern der nationalen Opposition in nahen Beziehungen stand und mit Geschenken und Jahrgeldern nicht zurückhaltend war, im Interesse Frankreichs zu verwerthen wußte. Denn nichts konnte Ludwig XIV., der gerade damals zu den so allgemein verhaßten Reunionen schritt, erwünschter sein, als wenn England durch die einheimischen Zerwürfnisse abgehalten war, den europäischen Allianzen beizutreten, welche dieses gewaltthätige Vorgehen zu verhindern, das Uebergewicht Frankreichs in Interesse des Gleichgewichtsystems zu brechen suchten. Wir wissen, wie sehr damals die französische Diplomatie beflissen war, allenthalben Fäden anzuknüpfen, allenthalben Sympathien und Verbindungen zu unterhalten, welche die Tendenzen der Gegner zu durchkreuzen geeignet waren. Einer der thätigsten und geschicktesten Unterhändler war Barrillon. Durch Algernon Sidney, der über seinen patriotischen Bestrebungen und Zwecken auch seinen persönlichen Vortheil nicht vergaß, stand er mit mehreren einflußreichen Mitgliedern der Opposition des Unterhauses in lebhaftem Verkehr; durch Buckingham hatte er Fühlung mit den liberalen Lords. Am Hofe besaß er in der Herzogin von Portsmouth eine warme Gönnerin; im Cabinet hatte er einen gewandten talentvollen Parteigänger an Lawrence Hyde, dem zweiten Sohne des früheren Kanzlers, dem Bruder der ersten Herzogin von York, der bei dem König in Gunst stand und den größten Einfluß auf die Staatsgeschäfte

Französische Intriguen in England

übte. Je nach der politiſchen Zeitlage begünſtigte man in Paris bald den Herzog von York, bald Monmuth. Barrillon unterhielt daher Zuſammenhang mit beiden Parteien.

Die Exclusionsbill. Das Parlament, das am 21. Oktober 1680 eröffnet ward, war das treue Abbild der nationalen Parteiung. Umſonſt ſuchte die Thronrede die Aufmerkſamkeit auf die auswärtige Politik zu lenken; die Antwort betonte die Sicherheit der Staatskirche im Innern, und die Oppoſition brachte ſofort eine Bill ein, in welcher der Herzog von York für unfähig erklärt ward, die Krone von England und Schottland zu erben. Er hatte während der Sitzungen ſich in London aufhalten wollen, um, wie er ſagte, ſeinen Feinden perſönlich gegenüberzuſtehen; aber der König, welcher fürchtete, man möchte eine Hochverrathsanklage gegen den Herzog erheben und er könne dann nicht deſſen Haftnahme verhindern, hatte ihn genöthigt nach Schottland zurückzukehren. Die nationale Partei beabſichtigte, wie zur Zeit Eliſabeths eine Aſſociation für die Sicherheit des Königs und der Landesreligion zu gründen und den Herzog von Monmouth, der ſich wieder in London aufhielt, an die Spitze zu ſtellen. — Die Verhandlungen über die Erbfolgefrage waren erregt und ſtürmiſch: wenn die Regierungspartei mit Nachdruck hervorhob, daß ein Abfall von der Religion kein Rechtsgrund ſei, um den Anſpruch auf die Krone zu vernichten, und auf die Garantien hinwies, die der König durch geſetzliche Beſtimmungen zur Sicherſtellung der proteſtantiſchen Kirche zu gewähren bereit ſei; ſo wurde von der andern Seite mit ſtaatsrechtlichen und geſchichtlichen Gründen dargethan, daß das Parlament ſchon öfters über die Krone verfügt habe, wurde auf die Grundſätze der katholiſchen Kirche hingewieſen, nach denen es erlaubt ſei, alle dem Intereſſe der päpſtlichen Religion widerſtrebenden Verſprechungen zu brechen, wurde endlich aus der Geſchichte der blutigen Maria, der Bartholomäusnacht und anderer Verfolgungsgräuel dargelegt, welchen Gefahren man unter einem papiſtiſchen König entgegenginge. „Man werde die Seelen verdammen, die Leiber verbrennen, die Güter einziehen“. Im No-

21. Nov. 1680. vember wurde die Ausſchließungsbill mit großer Majorität im Hauſe der Gemeinen angenommen und von einer zahlreichen Deputation, an ihrer Spitze Lord Ruſſel in das Oberhaus gebracht. Selbſt der Lordmayor und mehrere Stadträthe von London ſchloſſen ſich an, obwohl die Hauptſtadt wegen der Möglichkeit neuer bürgerlichen Kämpfe bisher für die Exclusionsbill am wenigſten Begeiſterung gezeigt hatte. Aber wie ſehr immer Shaftesbury und Eſſex die Peers zu der Annahme zu beſtimmen ſuchten; die Beredſamkeit von Halifax, die ſich nie glänzender bewährt hatte, als bei dieſer Gelegenheit, bewirkte, daß der Beſchluß des Unterhauſes, wonach der Herzog von York ſeines Erbfolgerechts verluſtig gehen ſollte, mit 63 gegen 30 Stimmen verworfen ward. So weit kam man jedoch auch hier der öffentlichen Meinung entgegen, daß der Thronerbe an den Teſteid gebunden ſein ſollte und daß man Religion und Verfaſſung gegen jede Angriffe, wenn er einſt die Krone tragen würde, ſicher zu ſtellen ſuchte. Auch

im Oberhaus hatte man keine Sympathien für York, nicht einmal Halifax, der am stärksten die Ausschließungsbill bekämpft hatte; aber man fürchtete, die Krone selbst und das monarchische Princip möchte durch Erschütterung der Erbfolge zu Schaden kommen.

Halifax.

Zu dieser Opposition gegen den katholischen Thronfolger wurde die englische Nation nicht durch engherzigen Dogmatismus, nicht durch confessionellen Eifer angetrieben: es war zugleich ein Ringen um das hohe Gut bürgerlicher Freiheit und überlieferter Staatsverfassung. Der englische Staat beruhte seit der Reformation auf der innigen Verbindung der königlichen und parlamentarischen Gewalt. Durch die vereinigte Thätigkeit der Krone und der Volksrepräsentation, der geistlichen und weltlichen Autoritäten war der monarchisch-episcopale Staatsbau errichtet worden. Diese Fundamente durften nicht einseitig verrückt werden, ohne daß die ganze Schöpfung in Gefahr kam. Aus den Versuchen, das eine oder das andere Element zur Herrschaft und alleinigen Geltung zu bringen, sind die weltgeschichtlichen Kämpfe des siebenzehnten Jahrhunderts in England hervorgegangen. Diese Elemente in das harmonische Gleichgewicht zu setzen war die Aufgabe der constituirenden Thätigkeit der berechtigten Factoren nach Jacobs II. Flucht. Nach Macaulay gehörte Halifax zu den „Trimmers", welche zwischen den beiden großen Parteien einen mittleren Weg suchten; er selbst sprach es offen aus, daß er nicht glaube, York könne jemals in England regieren; die Aufrechthaltung der Erbfolgeordnung werde schließlich dem Prinzen von Oranien zu Statten kommen, während die Annahme der Exclusionsbill den Herzog von Monmouth auf den Thron bringen würde; dies sei aber nicht nach dem Sinne des Königs und hätte auch im Lande selbst viele Gegner, besonders unter der Geistlichkeit.

Hochfluth der parlamentarischen Opposition.

Die Verwerfung der Ausschließungsbill im Oberhaus machte viel böses Blut; sie galt als Beweis, wie sehr die papistische Reaktion in die höheren Kreise eingedrungen. Die Agitation erhielt dadurch einen neuen Impuls; die Petitionen für freie Parlamente häuften sich dermaßen, daß man einen Parteinamen daraus bildete („Petitioners"); der Glaube an die Wirklichkeit der papistischen Verschwörungen und das Drängen auf Fortsetzung der gerichtlichen Verfolgungen traten wieder schärfer hervor. Zunächst hatten die gefangenen katholischen Lords unter dieser verbitterten Stimmung zu leiden. Die Gemeinen drangen auf Wiederaufnahme der Verschwörungsprozesse und der fast siebenzigjährige Thomas Howard, Viscount Stafford wurde auf Zeugnisse hin, die selbst dem Volke verdächtig und unzuverlässig erschienen, zum Tode verurtheilt und enthauptet. Noch auf dem Schaffot betheuerte er seine Unschuld und die umstehende Menge rief: „Wir glauben Euch, Mylord! Gott segne Euch!" Es war davon die Rede, man müsse auch den Herzog selbst, der durch Coleman's Briefe in ein verdächtiges Licht gestellt worden, wegen Theilnahme und Begünstigung des Papistencomplots vor Gericht ziehen. Das Parlament trat immer mehr in die Spuren der Versammlung vom J. 1641. Nicht nur daß es immer wieder auf die Ausschließung des Herzogs zurückkam, daß es die Forderung erhob, alle Stellen in Verwaltung, Gericht und Heer sollten nur mit Männern besetzt werden, deren Ergebenheit für die protestantische Sache anerkannt sei, daß es die Gesetze gegen Presbyterianer

29. Decbr. 1680.

und Diſſenters zu mildern ſuchte; es knüpfte ſeine Geldbewilligungen an Bedingungen, in welchen der König ein Beſtreben erkannte, ſeine Verwaltung und Politik unter Controle zu ſtellen; es ſprach die Drohung aus, alle Kaufleute, die der Regierung Darlehn machen würden, künftig zur Verantwortung zu ziehen; es verlangte jährliche Parlamente, alſo gleichſam ein populares Nebenregiment.

Erneuerung des franz. Bündniſſes.

Da glaubte Karl nicht länger zuſehen zu dürfen; er lenkte in die frühere Politik ein, um von Paris neue Jahrgelder zu erlangen. Ludwig XIV. war ſehr erfreut, den alten Bundesgenoſſen wieder zu gewinnen und England von der feindlichen Allianz der anderen europäiſchen Mächte fern zu halten. Barrillon erhielt den Auftrag, den König der franzöſiſchen Hülfe zu verſichern, wenn er ſich der parlamentariſchen Oppoſition entledigen wolle; und ſchon am

20. Jan. 1681.

20. Januar klopfte der Herold mit dem ſchwarzen Stabe an die Thüre des Hauſes und prorogirte die Sitzungen. Zwei Millionen Livres jährlich, welche Ludwig dem bedrängten Stuart zuſicherte, waren nach Hyde's Anſicht hinreichend, um mit den andern regelmäßigen Einnahmen verbunden die nothwendigſten Bedürfniſſe des Staats und Hofhalts zu beſtreiten. Das Abkommen wurde nur mündlich getroffen, damit es nicht in die Oeffentlichkeit dringe.

Whigs und Tories.

Um dieſe Zeit bildeten ſich die zwei politiſchen Parteien, deren Namen „Whigs“ und „Tories“ bis auf den heutigen Tag die Engländer in zwei große Heerlager theilen. Der Parteiname „Whigs“ ging, wie früher erwähnt (S. 202.) von Schottland aus, als die ſtrengen Covenanters den Bund von Whiggamoraid ſchloſſen, um im Einverſtändniß mit den engliſchen Republikanern den gemäßigten Presbyterianern zu widerſtehen, die mit König Karl I. eine Uebereinkunft geſchloſſen hatten. Wenn gleich auf der altſchottiſchen ſtaatsrechtlichen Idee einer Verbindung der Volksſouveränetät mit dem Erbkönigthum fußend, iſt die Partei in ihren äußerſten Ausläufen doch auch zu theokratiſch-republikaniſchen Anſchauungen fortgeſchritten. Nur die aus Volkswahlen hervorgegangene Obrigkeit hatte in ihren Augen einen Rechtstitel. Der Name „Tory“ hat ſeinen Urſprung im nördlichen Irland genommen und bezeichnete die extreme Oppoſitionspartei, welche geſtützt auf die eingebornen Geſchlechter-Verbände und auf die römiſch-katholiſche Prieſterſchaft den von den Stuarts begründeten Ordnungen in Staat und Kirche ſich widerſetzte, ſelbſt mit den Waffen in der Hand. Dieſe Bezeichnungen, aus freundartigen Factionsbildungen hervorgegangen, und mit einem Schatten von Schimpf und Schmähung bedeckt, wurden während der parlamentariſchen Kämpfe auf die Parteiſtellung in England übertragen, indem die Gegner der Exkluſionsbill von der nationalen Partei mit dem verächtlich klingenden Namen „Tory“ belegt wurden, während die Verfechter des Erbrechts die Widerſacher als „Whigs“ bezeichneten. Beide Namen trugen in ihrem Schooße Anklänge an revolutionäre Tendenzen gegenüber dem Stuartſchen anglicaniſch-monarchiſchen Regierungsſyſtem, dort in Verbindung mit Papismus, hier im Verein mit den auf dem Prinzip nationaler Autonomie und Selbſtbeſtimmung ſtehenden Presbyterianern

und Diſſenters. Es ſind die alten Gegenſätze, welche einſt die „Cavaliere“ und „Rundköpfe“ in zwei Heerlager ſchieden, in abgeſchwächter Form und unter dem Einfluß der brennenden Fragen der Gegenwart. Im Laufe der Jahre, als ſich die Nebenbegriffe abſtumpften und verwiſchten, concentrirten ſich die theoretiſchen Doctrinen in dem Prinzipe der königlichen Prärogative, welche die Einen möglichſt zu erhöhen die Andern möglichſt zu beſchränken trachteten. Die Whigs, an deren Spitze Shaftesbury und die geiſtreichen patriotiſchen Männer ſtanden, die uns wiederholt als die Führer der parlamentariſchen Oppoſition begegnet ſind, wie Algernon Sidney, Lord Ruſſel, Grey u. a. betrachteten die Staatsverfaſſung als einen gegenſeitigen Vertrag zwiſchen König und Nation und legten dieſer im Falle der Verletzung das Recht des thätigen Widerſtandes bei; die Tories dagegen, als deren Haupt die hochkirchliche Univerſität Oxford galt, verwarfen den Grundſatz, daß die bürgerliche Gewalt vom Volke ausgehe, beſtanden auf der kirchlichen Uniformität und dem legitimen Succeſſionsrecht und heiſchten von den Unterthanen einen leidenden Gehorſam.

Der Vertagung des Parlaments folgte die Auflöſung und die Anordnung friſcher Wahlen auf dem Fuße. Da ſich die Stadt London bei der Oppoſition beſonders hervorgethan, auch die alten Abgeordneten wieder wählte, ſo ſollte das neue Parlament ſeine Sitzungen in Oxford halten, fern von dem Heerde der Factionen. Dieſe Univerſitätsſtadt und das ganze umliegende Land hielt meiſtens zu den Tories, daher wurden die Whig-Deputirten von Haufen bewaffneter und berittener Männer ihrer Geſinnung begleitet. Sie trugen blaue Schärpen und Bänder, auf denen die Worte zu leſen waren: „kein Papismus, keine Sclaverei“. Der König erklärte ſich in der Eröffnungsrede bereit, für die Sicherheit der Landesreligion und der Verfaſſung alle Bürgſchaften zu geben, dagegen weigerte er ſich ſtandhaft, den Bruder ſeines Geburtsrechts zu berauben. Gerade darauf aber zielte die Mehrheit ab; da der Herzog abermals die Aufforderung zum Rücktritt entſchieden von der Hand gewieſen hatte, ſo wollte die Oppoſition ihn wie einen Minderjährigen behandeln: nach Karls II. Tod ſollte ein Protector mit dem geheimen Rathe das Regiment führen, Jakob nur den Ehrentitel eines Königs tragen; Perſon und Amt ſollten ſomit getrennt werden. Schon damals richteten ſich die Blicke der Whigs auf Wilhelm von Oranien, dem man dieſe Würde zudachte. Shaftesbury dagegen und ſeine Freunde unter den Lords wünſchten, der König möge Monmouth zu ſeinem Nachfolger erklären. Dieſem Vorſchlag widerſetzte ſich aber der Stuart aus allen Kräften. Mit dem Erbfolgerecht, meinte er, ſteht und fällt die Sicherheit des Reichs. Die Einſetzung einer Regentſchaft oder eines Protectorats war ſo wenig nach ſeinem Sinn wie die Excluſionsbill, auf welche das Unterhaus immer wieder zurückkam.

Das Parlament in Oxford.

21. März 1681.

Bei ſo entgegengeſetzten Tendenzen konnte kein Ausgleich, keine Verſöhnung erhofft werden; auch waren die beiden Häuſer unter einander zerfallen und in ſich ſelbſt geſpalten. So reifte denn bei dem König der Entſchluß, ſich auch dieſes Par-

Auflöſung.

laments zu entledigen. Ohne einem Menſchen ſein Vorhaben mitzutheilen begab er ſich in das Oberhaus, und nachdem er die Gemeinen dahin entboten hatte, ſprach
29. März 1681. er feierlich die Auflöſung aus. Es heißt Shaftesbury habe, wie in der Folge Mirabeau den Verſuch gemacht, die beiden Häuſer beiſammen zu halten; aber zu einem ſolchen ungeſetzlichen Akt, der einer Empörung gleich gekommen wäre, ließen ſich die Geiſter trotz der herrſchenden Aufregung nicht fortreißen. Die Vergangenheit ſtand noch wie ein drohendes Geſpenſt vor ihrer Seele. Alles eilte davon; „es war ein Anblick, wie wenn ein Windſtoß einen Baum plötzlich entlaubt.“ Mit dem 1. April begannen die Zahlungen von Frankreich, fünf Millionen Livres auf drei Jahre vertheilt. Dadurch war dem Stuart die Verpflichtung auferlegt, ſich der Allianz der continentalen Mächte fern zu halten und in ſtreitigen Fällen auf Frankreichs Seite zu treten. So wurde in dem Augenblick, da der franzöſiſche Monarch Anſtalten traf, ſein Reich nach Oſten und Norden auszudehnen und zugleich im Innern die religiöſe Uniformität herzuſtellen, die größte proteſtantiſche Macht, die in Verbindung mit den Generalſtaaten allein im Stande geweſen wäre, den Gewaltthätigkeiten des übermüthigen Königs in Verſailles eine Schranke zu ſetzen, den allgemeinen europäiſchen Intereſſen entfremdet, ja in die Bundesgenoſſenſchaft mit dem deſpotiſchen Machthaber gezogen. Umſonſt begab ſich Wilhelm von Oranien, der die Aufrechthaltung des politiſchen Gleichgewichts von Europa zum Hauptzweck ſeines Lebens machte, nach London, um durch ſeine perſönliche
Juli 1681. Einwirkung den inneren Conflikt auszugleichen und den Oheim zum Beitritt zu der großen Aſſociation zu bewegen; der Stuart hatte ſich bereits insgeheim verkauft; Wilhelm kehrte unverrichteter Dinge zurück. Wenige Wochen nachher erfolgte der Gewaltſtreich gegen Straßburg! Um dieſelbe Zeit halfen Wechſel im Betrag von 50,000 Livres, die Barrillon heimlich an Lorenz Hyde auszahlte, ohne nur eine ſchriftliche Empfangsbeſcheinigung zu begehren, der dringenden Geldnoth des engliſchen Hofes ab, „vielleicht die tiefſte Erniedrigung, zu der eine Regierung des ſtolzen und reichen England jemals verdammt geweſen iſt. Beſchämt durch ſich ſelbſt verbarg ſie ſich in ein undurchdringliches Geheimniß.“

5. Karls II. letzte Regierungszeit und Ausgang.

Der Torysmus im Wachſen.

Man ſollte denken, daß ein auf ſo faulen Stützen ruhendes Regiment hätte zuſammenbrechen müſſen; und die erſten Ausbrüche der feindſeligen Stimmung, welche die neue Parlamentsauflöſung erzeugte, waren allerdings drohend genug. Beſorgliche Gemüther fürchteten die Wiederkehr der Vorgänge vom Jahr 1641. Mit der Zeit jedoch trat eine ruhigere Ueberlegung ein. Dem Mittelſtande ſchwebte die Möglichkeit eines neuen Bürgerkriegs, einer Rückkehr der Republik wie ein Schreckbild vor der Seele. Man fing an, den Zuſagen des Königs, daß Kirche und Verfaſſung auch unter einem katholiſchen Herrſcher unverletzt erhalten werden ſollten, mehr Vertrauen zu ſchenken; die Excluſionsbill,

die nicht rechtlich zu begründen war, hatte viele Gegner: eine Adresse der Universität Cambridge, worin die Lehre dargelegt war, „daß die königliche Gewalt nicht vom Volke stamme, sondern aus dem fundamentalen Erbrecht, welches weder durch Religion noch durch irgend eine andere gesetzliche Bestimmung vernichtet werden könnte", machte großen Eindruck; die Bischöfe und die ganze hochkirchliche Partei blickten mit Besorgniß auf die wachsende Bedeutung, welche die Presbyterianer und Dissenters während der Bewegung erlangt hatten. Ihnen war die Erklärung des Königs, daß die gegen Papisten wie gegen protestantische Nonconformisten erlassenen Gesetze genau durchgeführt, die Uniformität festgehalten werden sollte, ganz nach Herz und Sinn. Bald traten die Petitionen und Proteste der Opposition gegen die Loyalitätsadressen der Getreuen in Hintergrund. Auch in Schottland erlangte die bischöfliche Partei, welche an der regelmäßigen Erbfolge nach dem Geburtsrecht wie an dem Episcopalsystem festhielt, die Oberhand. Jacob selbst, der an der Stelle des im Sterben liegenden Lord Lauderdale als Commissar des Königs das Parlament eröffnet hatte, wußte die Aug. 1681. natürlichen Sympathien der Schotten für die angestammte Dynastie zu beleben, so sehr auch die auf sein Betreiben vollzogenen barbarischen Strafgerichte und Bluturtheile gegen die Covenanters den harten und tyrannischen Charakter des künftigen Königs verriethen. Hätte sich Jacob entschließen können, wie ihm der Bruder durch den Minister Hyde vorschlagen ließ, wenigstens äußerlich sich zur anglicanischen Kirche zu halten, so wäre seiner Rückkehr nach England und der Anerkennung seines Thronrechts kein Hinderniß in den Weg gelegt worden. Aber seine Gewissensräthe widersetzten sich jeder Annäherung an die protestantische Confession und er folgte ihnen mit ganzer Hingebung.

Shaftesbury und die Londoner Commune.

Diese starre Anhänglichkeit an den Papismus trug wenigstens bei, daß die Parteiung nicht gänzlich umschlug, daß Whigs und Tories einander das Gleichgewicht hielten. Und wenn es auch der Regierung nicht gelang, die Gerichtsverfolgungen wegen papistischer Umtriebe und Complotte ganz niederzuschlagen, wenn Oliver Plunket, der katholische Titular-Erzbischof von Armagh wegen einer angeblichen irländischen Verschwörung sein Haupt auf den Block legen mußte; so fühlte man sich doch stark genug, den Arm der Justiz auch wider die Gegner in Anwendung zu bringen. Gegen Lord Shaftesbury wurde eine Klage eingereicht, daß er einen Anschlag auf die Freiheit des Königs und einen Versuch zur Einführung der Republik gemacht habe. Allein die aus Whigs zusammengesetzte große Jury von London und Middlesex, welche fürchtete, daß man Kundgebungen politischer Tendenzen zu gerichtlichen Verfolgungen gebrauchen wolle, verwarf die Anklage wegen ungenügender Beweisstücke, ein Beschluß, der in der City mit unermeßlichem Jubel aufgenommen wurde. Nun strengten aber auch die Tories ihre Kräfte an und das agitatorische Treiben gewann neues Leben. Flugschriften und politische Gedichte suchten die öffentliche Meinung im Parteiinteresse zu bearbeiten; selbst Dryden griff zur Satire. Den Hauptheerd dieser politischen Be-

wegung bildete London. Die Bürgerschaft, die einst am meisten für die Herstellung des Stuartschen Königthums gewirkt hatte, hielt jetzt entschieden zu der Opposition. Bis in den Gemeinderath und die städtischen Behörden war der Factionsgeist gedrungen. Shaftesbury hatte sich das Stadtbürgerthum erworben, war in eine Zunft eingetreten, stand mit den einflußreichsten Männern der Kaufmannschaft in Verbindung. Die großen Privilegien, die sich die City nach und nach erworben, verliehen ihr einen hohen Grad von Autonomie im Gerichts- und Verwaltungswesen. Diese municipalen Rechte, welche auf die Zusammensetzung der Jury so großen Einfluß übten, beschloß nun die Regierung zu beschränken. Aus einigen Sätzen der Associationsakte und der Petitionen, welche auf revolutionäre Tendenzen gedeutet werden konnten, wurde gefolgert, daß die Communalverwaltung ihre Befugnisse überschritten habe, und wenn gleich die Häupter der Whigpartei die Aechtheit der vorgebrachten Schriftstücke bestritten, oder durch mildernde Interpretation der Ausdrücke die loyale Haltung nachwiesen; so wurde doch von den Rechtsgelehrten der Krone eine gerichtliche Prüfung der städtischen Privilegien eingeleitet. Das Urtheil, daß die Stadt ihren Freibrief verwirkt habe, wurde wohl nicht in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten, die Vernichtung der Charters nicht nach ihrem ganzen Umfang durchgeführt; allein die Regierung nahm davon Gelegenheit, der Wahlfreiheit der Gemeindebehörden Schranken zu setzen; Lordmayor und Sheriffs, von denen die Liste der Geschwornen ausging, sollten in Zukunft von einer königlichen Bestätigung abhängig sein. Dieses Verfahren wurde auch in andern Städten nachgeahmt, wobei sich der Oberrichter Jeffreys durch Eifer und Thätigkeit für die Sache des Königthums besonders hervorthat. Ueberall wurde der Krone das Bestätigungsrecht der städtischen Magistrate und damit größerer Einfluß auf die Besetzung der Schwurgerichte zugewendet.

Die Thronfolge Jacobs gesichert.

Seitdem war das Ansehen und der Einfluß der Whigs im Abnehmen; und da auch Ludwig XIV., um die ihm so vortheilhafte Verbindung mit den Stuarts warm zu erhalten, in seinen niederländischen Verwickelungen auf den König von England besondere Rücksichten nahm und dem Herzog von York große Gewogenheit zeigte, so befestigte sich die Autorität der Regierung mehr und mehr. Jacob erhielt die Erlaubniß, an den königlichen Hof zurückzukommen. Die Herzogin von Portsmouth, die ihm und seiner Gemahlin bisher nicht sehr hold gewesen, versöhnte sich mit ihm, als er ihr und ihrem Sohne Richmond den Fortbezug ihrer Jahreseinkünfte über das Leben Karls hinaus zusicherte. Begleitet von vielen englischen und schottischen Adeligen hielt Jacob seinen Einzug in London. Die feindselige Stellung, in welche der französische König bald nachher zu dem Prinzen von Oranien gerieth, bewirkte, daß das Verhältniß des Versailler Hofes und des Herzogs von York sich immer inniger gestaltete, und daß der französische Monarch für das Successionsrecht des königlichen Bruders mit aller Entschiedenheit eintrat. Wie laut auch immer noch die Anhänger der protestan-

19. April 1682.

tiſchen Nachfolge in manchen Grafſchaften ihre Sympathien für Monmouth kund gaben: bei Hof und Regierung, bei Adel und Klerus gewann das Prinzip der legitimen Succeſſion immer mehr Boden. Bald gelang es der Regierung auch in der Hauptſtadt durch Wahlbeherrſchung, durch Ausſchließung der Nonconformiſten, insbeſondere der Presbyterianer und Quäker und durch allerlei Mittel der Corruption die öffentliche Autorität in die Hände der Tories zu bringen und Decbr. 1682. den Geiſt der Oppoſition allmählich niederzuſchlagen.

Die häufigen Vertagungen und Auflöſungen des Parlaments waren ſicherlich nicht im Geiſte der Verfaſſung: aber nach dem formalen Recht konnte dem König die Befugniß dazu nicht abgeſprochen werden. Den Führern der patriotiſchen Partei war es nun beſonders darum zu thun, die Einberufung eines neuen Parlaments zu bewirken. Shaftesbury ſtellte dem König eine namhafte Geldbewilligung in Ausſicht, wenn er ſich dazu entſchließen und in eine Beſchränkung der Autorität des katholiſchen Thronerben willigen wollte. Als aber Karl jede Handreichung verſchmähte, tauchte in den Reihen der Whigs der Plan auf, ſich mit Gewalt des drohenden Abſolutismus und Papismus zu erwehren. Aus ſeinem verborgenen Aufenthaltsort in der City leitete der Graf die Fäden einer agitatoriſchen Bewegung, welche Monmouth oder Oranien auf den Thron bringen, oder auch „die alte gute Sache“ wieder beleben ſollte. Es wurde ein Wort von ihm herumgetragen: „er wolle den König allgemach aus ſeinen Landen ſpazieren laſſen, und der Herzog von York müſſe wie Kain auf dem Erdboden ſchweifen“. Man ſuchte Monmouth für die Durchführung der popularen Ideen zu gewinnen. Durch gleichzeitige Aufſtände in London, in Cheſhire, Briſtol, Newcaſtle, denen eine Schilderhebung der gedrückten Presbyterianer in Schottland Vorſchub leiſten würde, ſollte der unechte Königsſohn als künftiger Herrſcher ausgerufen, ſollten jährliche Parlamente, freie Wahl der Magiſtrate, Unabhängigkeit der Landwehr eingeführt, die ſtrengen Uniformitätsgeſetze gegen die Diſſenters abgeſchafft werden. Mit 10,000 beherzten jungen Männern, meinte Shaftesbury, die in London ſeines Winkes gewärtig ſeien, laſſe ſich ſchon etwas ausrichten. Er war ſechzig Jahre alt und gichtkrank; ſollten die Güter, nach denen er ſein Leben lang geſtrebt, politiſche Freiheit und religiöſe Toleranz, ſeinem Vaterlande zu Theil werden, ſo durfte er nicht zögern. Sein Plan war, ſich der Perſon des Königs zu bemächtigen und ihn mit Gewalt zu zwingen, auf die Vorſchläge der Whigs einzugehen. Die Verfolgung aller presbyterianiſchen und puritaniſchen Nonconformiſten, die Umgeſtaltung der ſtädtiſchen Magiſtrate im Sinne der Reaction, die parteiiſche Beeinfluſſung der Richter und Geſchwornen durch die Beamten hatten in den Oppoſitionskreiſen eine große Aufregung erzeugt, die dem verwegenen Plane günſtige Ausſichten eröffnete. Allein es herrſchte Zwieſpalt in der Partei. William Ruſſel war wohl entſchieden für die Ausſchließung des Herzogs von York, verſchmähte aber gewaltſame Maßregeln, insbeſondere einen Angriff auf die königlichen Garden; auch Monmouth war nur

Whiggiſtiſches Complot u. Shaftesbury's Ausgang.

mit halbem Herzen bei der Sache; er ließ sich sogar ohne Widerstand auf einige
Okt. 1682. Zeit unter Aufsicht stellen; Algernon Sidney war aus Grundsatz Republicaner. Ein gewaltsames Vorgehen, wie es Shaftesbury im Sinne hatte, schien den Parteigenossen zu bedenklich. In mehreren Zusammenkünften gelangte man zu keinem gemeinsamen Entschluß. Shaftesbury prophezeite den Zaudernden Beil und Strick und entzog sich dann der Verfolgung, die er voraussah, durch die Flucht. Er begab sich nach Holland, vielleicht in der Absicht, eine Verbindung Oraniens und Monmouths zu bewirken; aber die Gemüthsaufregung der letzten Tage und eine stürmische Ueberfahrt verschlimmerten sein Gichtleiden. Drei Monate später fand
Jan. 1683. sein erschöpfter Körper im Grabe die Ruhe, die ihm im Leben fremd gewesen war.

Das Ryehouse-Plot. 1683. Die Voraussagung Shaftesbury sollte bald in Erfüllung gehen. Von der großen Whiggistischen Verschwörung, welche mittelst bewaffneter Aufstände die religiöse und politische Freiheit gegen reactionäre Vergewaltigung retten wollte, hatte sich eine kleine verwegene Faction abgezweigt, die ohne Wissen und Willen der angesehenern Parteihäupter auf gewaltsamen Wegen vorzugehen beschloß. Männer aus der alten republikanischen Zeit, leidenschaftliche Fanatiker, die durch den religiösen Druck zur Verzweiflung gebracht waren, verwilderte Gemüther, welche während der vorausgegangenen Verschwörungsprozesse und Blutgerichte sich an Frevel und Ruchlosigkeit gewöhnt hatten. Das Ziel dieser engeren Verschwörung, bekannt unter dem Namen des „Ryehouse-Complot" war die Beseitigung des Königs und des Thronfolgers. Auf einer Reise von Newmarket nach London sollten beide in einem Hohlweg überfallen und entweder ermordet oder gefangen genommen werden. Nur der durch eine zufällige Veranlassung beschleunigten Rückkehr verdankten die Brüder ihre Rettung. Das verbrecherische Vorhaben wurde bald ruchbar; Rumbold, der Eigenthümer des Mehlhauses in Hertfordshire, wo das Complot entstanden war, entkam nach Holland, einige andere Theilnehmer dagegen, unter ihnen Walcot, ein ehemaliger Cromwellscher Hauptmann, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Es waren meistens heruntergekommene, wenig geachtete Leute, deren Bestrafung kein besonderes Aufsehen machte.

Die Häupter der Whigs in das Complot verflochten. Bei dem Verhör hatte sich herausgestellt, daß die Verschwornen ihr Vertrauen auf mächtigere angesehenere Männer gerichtet hatten, daß sie der Meinung gewesen, im Falle des Gelingens ihrer That würden die Whigs ihre Parteigenossen im Reiche unter die Waffen rufen und die parlamentarische und religiöse Freiheit herstellen; die gedrückten Covenanters in Schottland würden sich der Erhebung anschließen. Es war daher für die reactionäre Regierung keine gar schwierige Aufgabe, beide Verschwörungen zu verbinden und die Freunde Shaftesbury's mit den Urhebern des Mehlhaus-Complots in eine Linie zu stellen. Alsbald wurden Russel, Sidney, Hampden, ein Enkel des alten Freiheitkämpfers, so wie die Lords Howard und Essex, Sohn des unter der Republik hingerichteten Royalisten Arthur Capel (S. 209.) in den Tower gebracht und auf Hochverrath angeklagt; Ford of Grey

und Monmouth entkamen. Keiner der Verhafteten hatte Kenntniß von dem Attentat; Karl selbst glaubte nicht an ihre Schuld; denn bei allen Zusammenkünften, auf denen sie und andere Whigs über die Mittel sich berathen, wie man die bürgerliche und religiöse Freiheit gegen den herrschenden Despotismus und die noch drohenderen Gefahren in der Zukunft retten könne, hatte man stets den Gedanken einer blutigen Gewalthandlung mit Abscheu zurückgewiesen. Da sie sich aber zu dem Grundsatze bekannten, daß einer rechtsverletzenden Obrigkeit gegenüber der Widerstand gestattet sei, so konnte wahrscheinlich gemacht werden, daß sie den von Andern geplanten Meuchelmord, wenn er gelungen wäre, zu Umsturz und Empörung benutzt haben würden. Durch die papistischen Verschwörungsprozesse war der Begriff des Hochverraths sehr dehnbar und vieldeutig geworden: dazu hatten die Whigs selbst beigetragen, nun litten sie unter ihrem eigenen Werk. Lord Essex legte im Tower Hand an sich selbst, um, da er bei dem feindseligen Charakter der Richter und Geschwornen an ein freisprechendes Urtheil nicht glauben durfte, seiner Familie Rang und Vermögen zu erhalten; Lord Howard dachte niedrig genug, seiner eigenen Rettung wegen die Freunde zu verrathen und ihre Schuld zu erhöhen. Lord Russel blieb dabei, daß er nur den Unregelmäßigkeiten und Neuerungen der Regierung mit legalen Mitteln entgegengetreten sei; aber in Zeiten großer politischer Erregung ist es schwer die Grenzlinie zwischen erlaubtem Widerstand und Empörungsversuch darzulegen. Die der Torypartei angehörenden Richter und Geschworenen fanden, daß der Lord sich des Hochverraths schuldig gemacht, und verurtheilten ihn zum Tode. Vergebens wendete er sich aus Rücksicht für seine Familie an den König um Gnade, an den Herzog von York um seine Fürbitte; er versprach, sich jeder Opposition zu enthalten; aber von der Ansicht, daß eine Nation das Recht habe, Religion und Freiheit zu vertheidigen, selbst wenn der Angriff unter dem Schein der Gesetze vor sich gehe, wollte er nicht lassen; auch die zwei Geistlichen Tillotson und Burnet vermochten ihn nicht zu überzeugen, daß Widerstand gegen die Obrigkeit mit den Geboten der Schrift in Widerspruch stehe. Diese Standhaftigkeit und Ehrlichkeit brachte Russel unter das Beil. Selbst die Verwendung des ehemaligen französischen Botschafters Ruvigny, der mit dem Hause Bedford-Russel verwandt war, vermochte den König nicht zur Begnadigung zu stimmen; „zu seiner eigenen Sicherheit und zur Erhaltung des Staats müsse er ein Exempel statuiren" war Karls Antwort. Alle weiteren Fürbitten angesehener Freunde und Familienglieder blieben ohne Wirkung. Am 21. Juli bestieg William Russel mit der größten Seelenruhe und in gläubiger Zuversicht auf die Gnade Gottes das in Lincolninfields aufgeschlagene, mit schwarzen Teppichen bedeckte Schaffot und hauchte unter den Händen des Blutrichters sein Leben aus. Seine Haltung war „wie ein Triumph über den Tod".

Lord Russel enthauptet.

21. Juli 1683.

An dem nämlichen Tage veröffentlichte die Universität Oxford eine Declaration, worin sie ewige Verdammniß aussprach über die Lehren: „daß die bürgerliche Gewalt vom Volk ausgehe, daß ein Vertrag im Staate obwalte, einerlei ob stillschweigend oder

Die Whigistischen Grundlehren verdammt.

ausdrücklich geschlossen, durch dessen Verletzung von der einen Seite auch die Verbindlichkeit des andern Theiles erlösche; daß der Fürst, welcher nicht gemäß den göttlichen und menschlichen Gesetzen regiert, sein Recht auf die Regierung verliere", und ließ eine Anzahl Schriften, worin solche Doctrinen enthalten waren, in die Flammen werfen. Bedingungsloser Gehorsam gegen die Obrigkeit sollte das heilige Gebot der anglicanischen Staatskirche sein. Monmouth warf sich dem König zu Füßen und erhielt Gnade, nachdem er dem Herzog von York die Erklärung gegeben, „daß er ihn als den wahren Erben der Krone anerkennen und vertheidigen wolle". Als man ihn aber zu Aussagen wider seine politischen Freunde nöthigen wollte, entfloh er nach Holland. Sein Vertrauter Thomas Armstrong, von den Generalstaaten ausgeliefert, wurde nachträglich enthauptet.

Monmouth nach Holland.

Die royalistischen Ultras waren mit den bisherigen Opfern noch nicht zufrieden; Algernon Sidney sollte seinem Gesinnungsgenossen Russel in die andere Welt nachfolgen. Man konnte ihm keine Handlung nachweisen, die als hochverrätherisch hätte ausgelegt werden können, außer daß er mit mißvergnügten Schotten in Unterhandlung gestanden habe. Dafür war jedoch nur ein einziger Zeuge, Lord Howard, aufzutreiben. Um nun den Mangel des zweiten gesetzlich erforderlichen Zeugen zu ersetzen, zog der Oberrichter Jeffreys eine in dem Arbeitszimmer des Angeklagten gefundene Handschrift zu Hülfe. Es war eine Abhandlung, in welcher Sidney seine Gedanken über Regierung niedergelegt hatte. Sie war nicht veröffentlicht worden und es konnte nicht einmal erwiesen werden, daß sie zum Druck bestimmt gewesen. Darin stand unter andern an republikanische Grundsätze streifenden Aussprüchen der Satz, Karl II. verdiene das Schicksal seines Vaters. Der Gerichtshof urtheilte, daß es schon Hochverrath sei, solche Gedanken nur zu hegen, wie viel mehr, wenn sie niedergeschrieben würden! So mußte auch Sidney auf dem Blutgerüste sterben. Er betheuerte seine Unschuld bis zum letzten Athemzug und rief die Rache des Himmels auf seine Verfolger herab. Von der Zeit an fühlte sich der König noch stärker an den Bruder gefesselt; die gemeinsame Gefahr verband sie zu gemeinsamem Handeln. Jacob wurde mehr zu den Staatsgeschäften beigezogen. Man sagte, er habe schon bei Lebzeiten Karls zu regieren angefangen.

Sidney verurtheilt und hingerichtet.

8. Decbr. 1683.

Im Frühjahr 1684 war der dreijährige Termin der Vertagung des Oxforder Parlaments vorüber, und im Staatsrath wurde in Erwägung gezogen, ob nicht die Sitzungen wieder eröffnet werden sollten. Die royalistische Strömung trieb damals so hohe Wogen, daß kaum eine Opposition zu fürchten gewesen wäre. Auch waren Halifax, der in die gesetzlichen Bahnen einzulenken suchte, Hyde, zum Earl von Rochester ernannt und Danby, dessen Befreiung Karl vor Kurzem erwirkt hatte, für die Einberufung. Ein solcher Schritt, meinten sie, würde den König populär machen. Aber Karl wollte für die Jahre des Zwanges und der Demüthigung volle Rache nehmen, die Prärogative der Krone, kraft deren Vertagung wie Einberufung des Parlaments ein freier Willensakt des Königs sei, bis auf die äußerste Grenzlinie ausnutzen. Auch Jacob wollte nichts von parla-

Das königliche Regiment. 1684.

mentarischen Debatten hören. Noch zahlte ja Ludwig XIV., wenn gleich zögernd die Jahrgelder fort. So unterblieb denn die Einberufung. Und auch diese Ungesetzlichkeit ging ohne merkliche Aufregung vorüber. Die Nation, der Conspirationen müde und den Republikanern und Nonconformisten abgeneigt, verhielt sich ruhig, so daß der Herzog von York seine Aemter wieder antreten und Karl unumschränkter als je regieren konnte. Die englischen Kaufleute, erfreut über den Aufschwung ihres Handels auf dem europäischen Festlande, ließen ihm zu Ehren eine Bildsäule auf der Börse errichten, worin er als Wiederhersteller des Friedens, als Vater des Vaterlandes, als Herr und Beschützer der See verherrlicht ward. Wie freute sich der Stuart, daß er es mit seinen politischen Künsten so herrlich weit gebracht. Der Gedanke, lediglich ein parlamentarischer König zu sein, war ihm stets unerträglich gewesen, das stand mit der Richtung der Zeit so völlig im Widerspruch. Nun war es ihm gelungen, dem Geburtsrecht, dem er seine Herstellung auf den Thron verdankte, eine selbständige Bedeutung neben und über dem Parlament zu geben und es im ganzen Reiche anerkannt zu sehen.

In seiner gewohnten heiteren Stimmung verbrachte Karl II. den Abend des 11. Februar im Kreise seiner Angehörigen und Hofleute; aber während der Nacht wurde er von einem apoplektischen Schlage getroffen; am Morgen fand man ihn entstellt in seinem Bette, verwirrt in Geist und Sprache. Durch ärztliche Hülfe erholte er sich wieder, in London läutete man die Glocken zur Feier seiner Wiedergenesung. Nach einiger Zeit wiederholte sich jedoch der Anfall, und bald war alle Hoffnung auf längeres Leben verschwunden. Der Erzbischof von Canterbury und Thomas Ken, Bischof von Bath und Wells traten an sein Krankenlager und ermahnten ihn für seine Seele bedacht zu sein. Er erwiederte, daß er seine Sünden bereue und gab zu, daß ihm die Absolution nach dem Ritus der englischen Kirche ertheilt ward. Aber so oft sie die Frage an ihn richteten, ob sie ihm das Abendmahl mit Brot und Wein reichen sollten, gab er ausweichende Antwort: es habe keine Eile, oder er sei zu schwach. Da wurde der Herzog von York, der bisher mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, von Lady Portsmouth aufgefordert, für geistlichen Beistand zu sorgen, da der König katholisch sei. Jacob näherte sich dem sterbenden Bruder und fragte ihn leise, ob er einen Priester holen solle. „Thue das, um Gottes Willen", antwortete Karl „wenn es dir keine Gefahr bringt." Bald nachher wurde ein schottischer Benedictinermönch, John Huddleston, der dem Stuart einst nach der Schlacht bei Worcester große Dienste geleistet hatte und damals gerade in Whitehall war, in das Krankenzimmer geführt. Der Herzog sprach: „Dieser gute Mann hat einst Euer Leben gerettet, jetzt kommt er, Eure Seele zu retten." Der Priester kniete an dem Bette nieder und vernahm aus dem Munde des Königs die Erklärung, daß er in der Gemeinschaft der katholischen Kirche zu sterben wünsche. Darauf legte der Kranke eine Generalbeichte ab und empfing die Ab-

Karls II. Ausgang. 1685.

ſolution, die letzte Oelung und das Abendmahl nach katholiſchem Gebrauche. Nur zwei Hofleute waren zugegen; die übrige Umgebung war entfernt worden, der Herzog ſelbſt hütete die Thüre. Aber in dem Vorgemach ahnete man, was drinnen vorging. Dennoch blieb die Welt über des Königs wahre Religion im Dunkel. Es heißt, die zwei anglicaniſchen Biſchöfe ſeien noch einmal zugelaſſen worden. Der wirkliche Sachverhalt ſollte verborgen bleiben. Wie Karl im Leben es mit beiden Confeſſionen gehalten, ſo wollte er auch im Tode auf beiden Wegen in die Ewigkeit eingehen. Sein ganzes Weſen war politiſche Berechnung; an dieſer hielt er auch in der letzten Stunde noch feſt. Am andern Morgen, dem
16. Febr. 1685. 16. Februar neuen Stils, ſtarb König Karl II. im fünfundfünfzigſten Lebensjahr. Sein Sterbelager umſtanden ſeine unehelichen Kinder, von denen er neun anerkannt hatte, ſein Lieblingsſohn Monmouth fehlte. Bei den Umſtehenden entſchuldigte er ſich, daß er ihnen durch ſein langes Abſterben ſo viele Unbequemlichkeiten mache. Als die Königin, die durch eigene Krankheit zurückgehalten war, dem Gemahl die Bitte vortragen ließ, ihr Alles zu vergeben, womit ſie ihn beleidigt habe, rief Karl aus: „Armes Weib, ſie bittet mich um Verzeihung? Ich bitte ſie darum von ganzem Herzen!“ So bewährte der Stuart noch im Sterben die feine geſellſchaftliche Urbanität, durch die er ſich ſo oft die Herzen gewonnen.

6. Jacob II. und die Aufſtände in England und Schottland.

König Jacob II. Nach Karls II. Tod war der Herzog von York nach dem Geburtsrecht König von Großbritannien und Irland. Er war zweiundfünfzig Jahre alt und hatte ein bewegtes Leben hinter ſich. Wir ſind dem Fürſten, der jetzt als Jacob II. die Krone erhielt, im Laufe der Geſchichte oft genug begegnet. Er hatte einſt im franzöſiſchen Heere unter Turenne gedient und von der Zeit an eine ſtarke Vorliebe für Frankreich und ſeinen großen Monarchen in ſeine Seele aufgenommen, eine Vorliebe, die mit den Jahren ſich nicht verminderte; war doch das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen den Höfen von London und Verſailles hauptſächlich ſein Werk. Als Großadmiral hatte er in der Schlacht bei Southwoldsbay gegen de Ruyter Tapferkeit und entſchloſſenen Muth gezeigt. Von ſeiner beharrlichen Gemüthsart, von ſeinem bis zum Eigenſinn ſtandhaften Charakter haben wir auch ſonſt Beweiſe gehabt. Von der wandelbaren, ſchmiegſamen und nachgiebigen Natur des Bruders war er eben ſo weit entfernt, wie von deſſen perſönlicher Liebenswürdigkeit und gewinnendem leutſeligen Weſen. Man erzählte ſich viele Züge von Härte, Rachſucht und Grauſamkeit, die er während ſeiner Verwaltung in Schottland gegen ſeine Widerſacher an Tag gelegt. Er konnte ohne Erbarmen und Gemüthserregung den unmenſchlichen Torturen zuſehen. In ſeinem Lebenswandel war er von den Sünden und Laſtern der Zeit und des Hofes nicht frei geblieben; nur daß er vorſichtiger und zurückhaltender war und ſeiner zweiten Gemahlin große Rückſicht bezeigte und einen weitgehenden Einfluß gewährte.

Frauen und Prieſter hatten von jeher große Macht über ihn. Von ſeinem Eifer für die katholiſche Religion haben wir viele Proben gehabt. Es war die Zeit der franzöſiſchen Bekehrungsthätigkeit; und Niemand bewunderte mehr die Triumphe Ludwigs XIV. als der neue König. Mit den gebrochenen Herzen der Verfolgten hatte er kein Mitleid.

Die Anfänge.

Jacobs II. Regierungsantritt fand nirgends Widerſpruch. Als der geheime Rath ihm ſeine Huldigungen darbrachte, beſtätigte er die bisherigen Mitglieder in ihren Aemtern und erklärte bei der Gelegenheit, daß er den böſen Leumund, als ſei er zur Willkür geneigt, durch die That widerlegen werde; er werde Kirche und Staat in ihrer geſetzlichen Verfaſſung aufrecht erhalten, er wiſſe, daß die Bekenner der anglicaniſchen Kirche getreue Unterthanen ſeien. Er werde die Gerechtſame der Krone behaupten, aber nichts antaſten, was einem Andern gehöre. Dieſe Worte, in der Zeitung von London veröffentlicht, wurden vom Volke mit Beifall aufgenommen und trugen weſentlich zur Beruhigung der Gemüther bei. Aber die erſten Handlungen ſtimmten wenig zu den ausgeſprochenen Grundſätzen. Wenn die Verkündigung, daß die Zölle und Auflagen, die doch nur auf Lebenszeit des Königs bewilligt worden, forterhoben werden ſollten, einiges Bedenken erregte, ſo fand dieſe Uebertretung der geſetzlichen Beſtimmungen eine Entſchuldigung in der Nothwendigkeit der ununterbrochenen Fortführung des Staatslebens und ein Correctiv in der gleichzeitigen Ankündigung, daß die Reichsſtände auf den nächſten Mai einberufen werden ſollten; aber wie erſtaunte man, als wider Geſetz und Herkommen ſofort in der Schloßkapelle der Königin die Meſſe bei weit geöffneten Flügelthüren gehalten wurde! Jacob war ein zu eifriger Convertit, als daß er ſich wie bisher mit dem katholiſchen Privatgottesdienſt in verſchloſſenem Raume begnügt hätte; eine ſolche Zurückhaltung mit ſeinen religiöſen Anſichten, ſagte er ſeinen zur Vorſicht mahnenden Räthen, ſei gegen ſeine Ehre und ſein Gewiſſen. Der katholiſche Gottesdienſt wurde ſeitdem mit allem Prunk im Schloſſe hergeſtellt, das Vorſpiel zu weiteren Schritten gegen die Uniformitätsgeſetze. Der König verließ ſich, wie er dem franzöſiſchen Geſandten ausſprach, auf den Beiſtand Ludwigs XIV. für den Fall, daß ihm aus der Kundgebung ſeiner religiöſen Anſichten und Beſtrebungen Gefahren erwachſen würden. Bald drangen Schriften in die Oeffentlichkeit, welche darzuthun ſuchten, daß Chriſtus nur Eine Kirche auf Erden haben könne, und das ſei die römiſche, daß eine aus ſo verwerflichen Motiven unternommene kirchliche Umgeſtaltung wie die Reformation Heinrichs VIII. nicht vom Geiſte Gottes ausgegangen ſein könne. Der König meinte, die anglokatholiſche Kirche komme der römiſch-katholiſchen ſo nahe, daß die Biſchöfe leicht bewogen werden könnten, zur Beſeitigung des Schisma die Hände zu bieten. Aber wir wiſſen bereits, daß unter den religiöſen Kämpfen der letzten Jahrzehnte das proteſtantiſche Bewußtſein bei Klerus und Volk gewachſen war, daß man ſich den reformatoriſchen Bekenntniſſen des Feſtlandes viel näher fühlte als ehedem. Dies überſah Jacob in ſeinem Eifer. Die engliſchen

Katholiken frohlockten, daß der König den Muth habe, sich über die Uniformitätsakte wegzusetzen; sie sahen darin eine Veranstaltung Gottes, „dem Lichte des wahren Glaubens wieder Bahn zu machen". Habe er erst den Anhängern des Papstthums Freiheit des Gewissens und der Religionsübung verschafft, dann würden bald andere Siege ihrer Kirche nachfolgen.

Einstweilen hatten die Katholiken die Genugthuung, daß einige Priester aus dem Gefängniß entlassen wurden. Daß man der Consequenz wegen auch einige Quäker in Freiheit setzte, hatte nicht viel zu bedeuten. Wie die Katholiken verweigerten auch sie den Suprematseid, aber aus andern Gründen. Ihr großer Prophet William Penn war am Hofe wohlgelitten und verstand die Kunst, des Königs Vertrauen für sich selbst und seine Glaubensgenossen zu verwerthen. — In den nächsten Tagen wurden die beiden Hauptankläger bei der Papistenverschwörung, die allein noch am Leben waren, Oates und Dangerfield, den Strafgerichten überantwortet. Nach einem Verhör, wobei der Oberrichter Jeffreys die ganze Rohheit und Brutalität seines Wesens entfaltete, wurden beide verurtheilt, zweimal vom Gefängniß bis zum Schandpfahl durch die Straßen gepeitscht und dann auf Lebenszeit in einem dunkeln Kerker in Ketten gelegt zu werden. Oates überlebte die mit der unmenschlichsten Grausamkeit und Barbarei ausgeführte Strafe, Dangerfield dagegen starb nach erlittenen Qualen in Folge eines Schlags, den ein royalistischer Fanatiker aus dem Volk gegen sein Angesicht führte. Selbst der sanfte, wegen seiner christlichen Tugenden von allen Parteien geehrte Baxter, der einst aus Gewissenhaftigkeit das ihm angebotene bischöfliche Amt zurückgewiesen hatte, mußte ein mit Hohn und Schmach verbundenes Gerichtsverfahren über sich ergehen lassen, nach welchem der siebenzigjährige Greis zu einer Geldbuße und Gefängnißstrafe verurtheilt ward.

Jacob und Ludw. XIV.

Die englische Geistlichkeit fing an unruhig zu werden. Auf den Kanzeln hörte man Predigten gegen den Papismus. Als dies dem König zu Ohren kam, ließ er den Erzbischof von Canterbury und den Bischof von London vor sich bescheiden und drohte ihnen, wenn sie dieser Ungebühr nicht steuerten, so würde auch er sich nicht an sein Versprechen, die anglicanische Kirche zu schützen, gebunden erachten. Er werde schon Mittel finden, seine Absichten ohne sie zu erreichen. Eine außerordentliche Gesandtschaft, die er schon in den ersten Tagen nach Versailles schickte, um dem König für die Auszahlung der rückständigen Jahrgelder zu danken und ihn zugleich seiner ganzen Hingebung zu versichern, gab Zeugniß, wo er diese Mittel zu finden hoffe. Er entschuldigte sich, daß er ohne zuvor den Rath Sr. Majestät eingeholt zu haben, zur Einberufung des Parlaments geschritten sei, aber er werde schon Sorge tragen, daß die Häuser sich nicht in die auswärtigen Angelegenheiten mischten. Der Ueberbringer dieser Botschaft war John Churchill, der Bruder einer früheren Geliebten Jacobs, ein junger Mann von seltenen Gaben, aber von zweideutigem Charakter und von schmutziger Gewinnsucht. Schön, tapfer, ritterlich war er ein Liebling der Damen und am Hofe erzählte man sich manches galante Abenteuer, aber selbst die Frauengunst benutzte er, um seinen Durst nach Gold zu befriedigen. Sein militärisches Talent, das er im holländischen Krieg entfaltet, hatte ihm die Anerkennung Turenne's

John Churchill.

verſchafft; ſeinen Soldaten wußte er zugleich Liebe, Zutrauen und Gehorſam einzuflößen. Ohne eine Spur wiſſenſchaftlicher Bildung beſaß er doch Gewandtheit für Staatsgeſchäfte und eine natürliche Beredſamkeit.

Krönung u. Parlament Mai 1685.

In den erſten Tagen des Mai erfolgte die Krönung. Jacob wollte das bevorſtehende Parlament mit der ganzen Majeſtät ſeiner Würde eröffnen. Es war ihm höchſt widerwärtig, daß die Ceremonie durch den Erzbiſchof mit anglicaniſchen Kirchengebräuchen vollzogen werden mußte. Dem war aber nicht zu entgehen. Dafür hatte er die Befriedigung, daß einige geſetzliche Beſtimmungen, wie die Communion nach engliſchem Ritus abgeändert oder ausgelaſſen wurden und daß der Biſchof von Ely in der Krönungspredigt aus Stellen der Heil. Schrift nachwies, der König ſtehe über dem Parlament und habe allein die Miliz zu befehligen. Bald nachher trat das Parlament zuſammen. Trotz heißer Wahlkämpfe, die an einigen Orten ſtattgefunden, hatte die Partei der Tories einen vollen Sieg errungen. Noch war die öffentliche Meinung gegen die Anhänger der Ausſchließungsakte gerichtet. Jacob II. war mit dem Reſultate ſehr zufrieden. Er hatte dem franzöſiſchen Geſandten Barrillon geſagt, er ſehe ſeine Sicherheit nur in der Wiederherſtellung der freien Ausübung der katholiſchen Religion, in dieſem Streben rechne er auf den Beiſtand Ludwigs. Nun glaubte er dieſes Ziel, womit nach ſeiner Anſicht die Befeſtigung der königlichen Autorität unauflöslich verbunden war, auch ohne innere Kämpfe erreichen zu können. Ging doch aus allen Kreiſen der Nation eine Fluth von Loyalitätsadreſſen ein, die ſich in Ausdrücken von Unterthänigkeit und Hingebung überboten. Wenn hie und da bei den Wahlen Aeußerungen gefallen waren, man ſolle die Auflagen und Steuern nicht wie üblich auf die ganze Dauer der Regierung, ſondern nur auf drei Jahre bewilligen, damit der König genöthigt wäre, das Parlament wieder zu berufen und ſeiner Neigung zu religiöſen Neuerungen Einhalt zu thun, ſo erklärten die Commiſſäre, daß Jacob ſich niemals eine ſolche Beſchränkung gefallen laſſen würde. Lieber würde er die Verſammlung auflöſen und freie allgemeine Wahlen anordnen, woran auch die Nonconformiſten Theil nehmen dürften. Wie hätten aber die Hochkirchlichen ſich der Gefahr ausſetzen mögen, neben Presbyterianern, Anabaptiſten und Katholiken zu ſitzen! Es war dem König ſchwerlich mit dieſer Drohung ernſt, denn Niemand hegte tiefern Haß gegen die proteſtantiſchen Diſſenters in ſeiner Seele, als gerade er. Aber die Hinweiſung auf eine ſolche Möglichkeit that ihre Wirkung. Als in der Eröffnungsrede der König erklärte, daß das angedrohte Verfahren wenig bei ihm fruchten würde, verſtummte die Oppoſition in einem Hauſe, das faſt lediglich aus entſchiedenen Royaliſten und Episcopalen zuſammengeſetzt war. Die Gemeinen bewilligten dem König auf ſeine Lebenszeit alle Einnahmen, welche ſein Bruder genoſſen hatte.

Royaliſtiſch-episcopaler Terrorismus in Schottland.

Und noch willfähriger hatte ſich kurz zuvor das Parlament in Edinburg gezeigt. Seitdem Lauderdale und nach ihm Jacob ſelbſt das Episcopalſyſtem und die Souveränetätsrechte der Krone mit eiſerner Deſpotie in Schottland zur

Geltung gebracht, waren die Reichsstände die servilen Werkzeuge der Regierung. Nur Episcopale und Royalisten wurden als Vollbürger angesehen und in das Parlament zugelassen. In willenloser Demuth gewährte dasselbe nicht nur die
Mai 1685. Geldmittel, die der vorige König bezogen, in erhöhtem Umfang auf Lebenszeit; die Mitglieder ertheilten auch ihre Zustimmung zu einem Blutgesetz, das alle Nonconformisten den schrecklichsten Verfolgungen preisgab: jede religiöse Versammlung, sei es in Privathäusern oder unter freiem Himmel wurde mit Todesstrafe und Güterverlust bedroht. Zügellose Soldatenbanden durchzogen das Land, um an den standhaften Presbyterianern und Covenanters die empörendsten Gewaltthätigkeiten auszuüben; die Dragoner des John Graham von Claverhouse, die sich selbst mit dämonischer Ironie die Namen von höllischen Geistern beilegten, übertrafen an grausamer Rohheit die gespornten Bekehrer in Südfrankreich; der barbarischen Ermordung des John Browne, eines armen Fuhrmanns von christlichem Wandel und friedfertigem Sinn, dem kein anderes Vergehen nachgewiesen werden konnte, als daß er sich dem Gottesdienst der Episcopalen fern hielt, folgten bald andere Gräuelthaten des Fanatismus und der Tyrannei; jeder Tag sah neue Blutopfer; der bittere Tod trat an die Presbyterianer in jeder Gestalt heran, die schottische Kirche zählte zahlreiche Märtyrer beiderlei Geschlechts; denn die Schergen des Königs wußten, wie tödtlich der Stuart alle Puritaner haßte; der Verfolgungseifer galt als Beweis königstreuer Gesinnung, besonders seitdem verlautete, daß die englischen Emigranten, die von den Niederlanden aus eine bewaffnete Invasion im Schilde führten, Verbindung mit den Covenanters in Schottland unterhielten. Gegen diese „wilden Fanatiker und unmenschlichen Assassinen" glaubten die Satelliten des Stuart'schen Despotismus und die Anhänger des Prälatismus nicht strenge genug verfahren zu können.

Schon in der Thronrede hatte Jacob erwähnt, daß der Herzog von Argyle mit einem Haufen verrätherischen Volkes in Schottland gelandet sei und in einer Proclamation den König als Usurpator und Tyrann bezeichnet habe, und die thatkräftige Unterstützung des Parlaments gegen die dem Throne und Reiche drohenden Angriffe angerufen. Dieser Aufruf fand bei der royalistisch-episcopalen Versammlung den stärksten Anklang: das Unterhaus versicherte mit Begeisterung, daß es bereit sei dem König gegen alle Rebellen und Verräther mit Gut und Blut beizustehen. Um ihm keinen Verdruß zu machen, ließ man den Antrag, daß er durch eine Proclamation die Gesetze gegen alle Dissenters verschärfen möge, fallen und begnügte sich mit einem Beschluß des Inhalts: „das Haus verlasse sich vollkommen auf das von dem König gegebene Wort, daß er die Religion der englischen Kirche, wie sie jetzt gesetzlich bestehe, erhalten und vertheidigen wolle."

Die Emigration. Argyle und Monmouth.

Und sehr bald kam die Gelegenheit, daß die Royalisten die Betheuerung ihrer loyalen Gesinnung durch die That beweisen konnten. Unter dem Schrecken der religiösen und politischen Verfolgungen der letzten Jahre hatten sich viele englische und schottische Gegner des herrschenden Systems durch die Flucht nach den Niederlanden den drohenden Gefahren in der Heimath entzogen. Die Städte

Rotterdam, Utrecht, Haag, Amsterdam bargen offen und insgeheim viele Emigranten aus allen Ständen: aufrichtige Freunde der Freiheit wie Andrew Fletcher von Saltoun, Sir Patrick Hume aus Berwickshire, James Stuart, verwegene oder verschmitzte Verschwörer wie Rumbold und Ferguson, geächtete Edelleute wie Lord Grey. Ihre Hoffnungen waren auf den Herzog von Monmouth und auf den Grafen von Argyle gerichtet; von diesen erwarteten sie ihre eigene Errettung aus dem Elende der Verbannung und die Herstellung der religiösen und politischen Freiheit des Vaterlands. Archibald Campbell, Earl of Argyle, dessen Geschlecht so tief in die Schicksale und Wechselfälle seiner Heimath verflochten war, dessen Vater seine Anhänglichkeit für den presbyterianischen Glauben mit einem gewaltsamen Tode gebüßt hatte, war der in seinem Hause erblichen religiösen Ueberzeugung auch in den Tagen der Stuartschen Zwingherrschaft treu geblieben. Er hatte sich geweigert, den von Regierung und Parlament gebotenen Eid wider den Covenant in der vorgeschriebenen Weise zu leisten und wurde deshalb auf Grund feindseliger Gesinnung wider Königthum und Staatskirche des Verraths angeklagt und ins Gefängniß geworfen. Unter Beihülfe seiner Tochter gelang es ihm jedoch zu entfliehen. Er nahm seinen Aufenthalt auf einem Landsitz in Westfriesland, wo er mit eigenen und fremden Mitteln eine Fregatte ankaufte und sich Waffen für Reiterei und Fußvolk verschaffte, in der Absicht bei einiger Aussicht auf Erfolg eine Landung an seiner heimathlichen Küste zu wagen und die gedrückten Covenanters zum Kampf wider die Tyrannei der Stuarts aufzurufen. Er hegte keinen Zweifel, daß bei seinem Erscheinen Tausende von streitbaren Hochländern sich unter seine Fahne sammeln würden. Wie die schottischen Emigranten in Argyle ihren Führer erblickten, so die englischen in Monmouth. Seit seiner Flucht nach dem Ryehouse-Plot lebte der Herzog im Haag, als Gast von Wilhelm und Maria. Er trug sich mit der Hoffnung, daß die väterliche Liebe ihm bald wieder die Rückkehr gestatten würde. Die Nachricht von dem Ableben Karls II. machte auf sein weiches Gemüth einen überwältigenden Eindruck; in dem anstoßenden Gemach hörte die Dienerschaft sein Weinen und Wehklagen. Wilhelm gab ihm den Rath, an den Türkenkriegen in Ungarn Theil zu nehmen; dazu konnte er sich jedoch nicht entschließen. Er zog nach Brüssel, wo bald die Versuchung an ihn herantrat. Er lauschte den verführerischen Worten eines Ferguson und Grey, die ihm vorspiegelten, bei einer Landung in England würden die zahlreichen Freunde, die er sich durch sein leutseliges Wesen in den westlichen Gauen gewonnen, zu ihm stehen. Ihre Reden wurden unterstützt durch die Stimme der schönen Lady Wentworth, einer Dame aus einer angesehenen und reichen Familie, mit welcher Monmouth durch das Band der heißesten Liebe verknüpft war.

In Amsterdam, wo die Emigranten sich versammelten, wurde der Plan einer gleichzeitigen Invasion in Schottland und England gefaßt; denn wie wenig auch im Ganzen die Angehörigen beider Nationen in ihren Ansichten und Zielen übereinstimmten, Ansichten und Ziele.

die Verständigeren unter ihnen sahen ein, daß nur ein vereinigtes Vorgehen von Erfolgen begleitet sein könne. Es wurden Proclamationen entworfen, die nur in dem Einen Punkt übereinstimmten, daß sie Haß und Feindschaft gegen Papismus und königliche Willkürherrschaft athmeten, in allen andern Dingen aber weit auseinander gingen: während das unter dem Einfluß presbyterianischer Geistlichen verfaßte Manifest der Schotten den herben strengen Ton der alten Covenanters gegen Götzendienerei und Präiatismus anschlug und neben dem Abscheu gegen ein papistisches Königthum und gegen Jacob II. den „Apostaten und Usurpator" republikanische Tendenzen und Ideen von nationaler Selbstbestimmung durchblicken ließ; war das englische mehr der Ausdruck der Whiggistischen Staatstheorien, die nicht in einem republikanischen Gemeinwesen, sondern in einer parlamentarischen Herrschaft, in einem monarchischen Rechts- und Verfassungsstaat mit Gewissensfreiheit und religiöser Toleranz für alle Bekenntnisse, mit Aufrechterhaltung der municipalen Gerechtsame und städtischen Freibriefe, das Ideal ihrer Doctrinen erblickten. Die schottischen Verjagten wollten aus ihren Partei- und Glaubensgenossen einen „hohen Rath" errichten, der den Kern in dem reformirten Kirchen- und Staatswesen bilden sollte; Monmouth und seine Anhänger dachten nur an die Durchführung der Shaftesbury'schen Reformen und wollten die künftige Staatsorganisation und Regierungsform einem freien Parlament zuweisen. Doch hegte der Herzog keinen Zweifel, daß im Falle des Gelingens ihm die Krone zufallen würde.

Argyle's Erhebung und Fall. 2. Mai 1685.

In den Emigrantenkreisen wurden Verabredungen getroffen, daß zu gleicher Zeit im nördlichen England und im südlichen Schottland die Empörung vor sich gehen sollte. Am 2. Mai schiffte sich Argyle mit dreihundert Flüchtlingen und Dienern auf drei Fahrzeugen ein. Nach Art der Vereinigten Staaten hatte die Emigrantengemeinde ihm einen Kriegsausschuß zur Seite gesetzt. Nach einigen Tagen landete die Flotille an den Orkaden; der beträchtliche Vorrath von Waffen und Munition ward in dem von Klippen umgebenen Schloß Ellangrey geborgen; das in Holland vorbereitete Manifest, das der Sohn des Grafen in den Hochlanden verbreitete, rief die Edlen und Hintersassen zum Kampf für Freiheit und Religion gegen den papistischen Usurpator, der, wie es darin hieß, seinen Bruder getödet habe. Aber der angebrannte in Blut getauchte Stab, das alte nationale Kriegszeichen, das der Clanhäuptling durch die Flecken und Gebirgsdörfer tragen ließ, vermochte nur etwa 1800 Hörige unter die Fahne des patriarchalischen Stammhauptes zu führen; ein großer Theil der Vasallen war auf die erste Kunde von der Invasion nach Edinburg geladen und dort unter Aufsicht gestellt worden, das übrige Bergvolk hielt sich fern. Vergebens suchten die Emigranten mit ihrer geringen Mannschaft nach dem Unterlande vorzudringen, um den englischen Insurgenten, die wie sie hofften in den nördlichen und westlichen Grafschaften sich erheben würden, die Hand zu reichen; die Truppen der Regierung unter den Grafen von Athol und Dumbarton verlegten ihnen den Weg und verbreiteten solche Bestürzung unter dem kleinen Heerhaufen, daß die Mannschaften sich aufzulösen begannen. Cochrane und Hume, unversöhnliche Covenanters, denen des Grafen religiöse und politische Ansichten nicht weit genug gingen, trennten sich von dem Stammhäuptling der Campbells und machten Streifzüge auf eigene Hand. Zugleich gelang es einigen königlichen Schiffen, sich der

verborgenen Kriegsvorräthe zu bemächtigen. Als der Graf die Unmöglichkeit erkannte, sich nach den Lowlands durchzuschlagen, versuchte er mit einem Haufen getreuer Clannänner sich nach den heimathlichen Bergen zurückzuziehen. Als er aber über einen der Gießbäche setzen wollte, die durch Moore und Schaafweiden ihren Lauf nach dem Meere nehmen; wurde er trotz seiner Bauerntracht erkannt und von der Landmiliz, welche die Ufer bewachte, angegriffen; er wehrte sich mit dem Muth der Verzweiflung; aber von einem schottischen Schwert zu Boden geschlagen, wurde er besinnungslos zum Gefangenen gemacht und nach Edinburg geschafft. Das Todesurtheil war schon früher über ihn gefällt worden; jetzt schritt man ohne Zögern zur Ausführung. Am 30. Juni 1685 machte das Richtbeil seinem Leben ein Ende. Es war der zweite Herzog von Argyle, den die Stuarts ihrer Rache zum Opfer brachten. Ein standhafter Bekenner des presbyterianischen Glaubens und ein tapferer und ritterlicher Verfechter der alten freien Verfassung des Vaterlandes, ging der erlauchte Clanfürst mit großer Fassung und gutem Gewissen in den Tod, von den Covenanters und Patrioten als Märtyrer betrauert und geehrt. Auch Rumbold, der Hauptanstifter der Ryehouse-Verschwörung, der mit ihm verwundet und gefangen worden, starb mit dem kalten Blute eines alten Soldaten der Cromwell'schen Republik. Argyleshire und das Geschlecht der Campbells wurde von der Rache der siegreichen Royalisten und Episcopalen schwer heimgesucht. Verheerung, Brand, Hinrichtungen und Verstümmelungen nahmen kein Ende.

Monmouth in Taunton zum König ausgerufen.

Während dieser Vorgänge in Schottland war auch Monmouth von Amsterdam aus unter Segel gegangen. Er war mit Waffen, Munition und Geld nothdürftig versehen und nur etliche achzig bewaffnete Emigranten, unter ihnen Grey, Fletcher, Ferguson, Wade und der brandenburgische Hauptmann Buyse, bestiegen mit ihm die Fregatte. Wilhelm von Oranien hatte ihn vergebens zurückzuhalten gesucht; dagegen leistete die Stadt Amsterdam dem Unternehmen heimlich Vorschub. Am 11. Juni landete der Herzog in Lyme Regis, einer kleinen Hafenstadt an der Küste von Dorsetshire und entfaltete seine Fahne mit der Inschrift: für Religion und Freiheit. Eine von Ferguson verfaßte Proclamation voll heftiger Schmähungen gegen Jacob, den Tyrannen, Mörder, Usurpator und voll Verheißungen von Reformen im Sinne Shaftesburys rief die Einwohner zum Anschluß auf. Noch war in der Bevölkerung, zumal unter den Frenholders und bei dem Bürgerstande die begeisterte Anhänglichkeit nicht verweht, die sie vor fünf Jahren bei einem Besuche dem populären Herzog entgegengebracht hatten: aus der Gentry und den Städten, wo die puritanische Religionsrichtung viele Bekenner hatte, strömten zahlreiche Freiwillige zu seiner Fahne, selbst von der Miliz, womit der Herzog von Albemarle, Monk's Sohn, von Exeter aus die Rebellen zurücktreiben wollte, ging ein großer Theil zu den Aufständischen über. Nach acht Tagen konnte Monmouth an der Spitze von 5000 Bewaffneten in Taunton einziehen. Begeisterte Jungfrauen brachten ihm selbst-

verfertigte Fahnen, die prachtvollſte darunter zeigte die Sinnbilder der königlichen Würde. Monmouth glaubte darin die Geſinnung des Volkes zu erkennen; er ging mit ſeinen Freunden zu Rath; Ferguſon war der Meinung, er ſollte den Königstitel annehmen; dadurch würde er den Adel, der ſich bisher fern gehalten, auf ſeine Seite ziehen; ſo lange die zukünftige Regierungsform, deren Entſcheidung der Herzog von dem Parlamente abhängig gemacht, unbeſtimmt ſei, würden die grundbeſitzenden Herren aus alter Abneigung gegen die Republik zum Throne ſtehen; wenn aber die Wahl offen ſei zwiſchen König Jacob Stuart und König Jacob Monmouth, würden alle proteſtantiſchen Herzen zu dem letzteren übertreten. Der Rath entſprach dem Wunſche und Gelüſten des Königſohnes und ſo geſchah es, daß Monmouth auf dem Marktplatze zu Taunton als König
20. Juni 1685. ausgerufen ward. Dadurch wurde aber die Partei, die es auf eine parlamentariſche Herrſchaft abgeſehen, ſei es in republikaniſcher Form oder mit einem begrenzten Königthum an der Spitze, in ihrem Eifer herabgeſtimmt und ſeinen Intereſſen entfremdet.

Royaliſten und Inſurgenten.

Aber noch immer war die Zahl der Anhänger des Königſohnes groß genug, um die Beſorgniß der Regierung und des royaliſtiſch-episcopalen Parlaments zu erregen. In Dorſet und Somerſet, dann weiter nordwärts in Cheſhire, wo die alte angeſehene Familie Speke für ihn wirkte, waren die Nonconformiſten, die Whigs, die Excluſioniſten, die Reſte der Cromwellianer in Bewegung, um ſich bei einiger Ausſicht auf Erfolg dem proteſtantiſchen Gegenkönig zuzugeſellen. Darüber geriethen nun die Cavaliere, die Tories, die ſtrengen Anhänger der Uniformität und des Episcopalismus in Unruhe und ſchloſſen ſich um ſo enger an Jacob an. Um dieſelbe Zeit, da Monmouth in Taunton als König proclamirt ward, erhob das Parlament eine Klage auf Hochverrath gegen ihn, ſetzte einen Preis auf ſeinen Kopf und bewilligte dem König eine Beiſteuer von 400,000 Pf. St. zu außerordentlichen Bedürfniſſen auf fünf Jahre, die durch neue Zölle und Umlagen aufgebracht werden ſollten. In ihrem royaliſtiſch-hochkirchlichen Eifer ſchmiedeten die Vertreter der Nation ſelbſt die Ketten, mit welchen der Stuart bald genug jede freie Lebensregung unterband. Die Sitzungen wurden darauf vertagt; in den Provinzen konnten die loyal geſinnten Männer der königlichen Sache mehr nützen als in Weſtminſter. Die Beweiſe von Hingebung unter den Lords und Gemeinen erhöhten das Vertrauen Jacobs; er erkannte mit richtigem Blick, daß von den erſten Eindrücken der Ausgang abhänge, und ergriff geeignete Maßregeln, um die Inſurrection raſch zu erſticken, ehe ſich die verſchiedenen Elemente des Widerſtands vereinigen könnten. Während er in der Hauptſtadt durch Herbeiziehung von Truppen und Verhaftung einiger verdächtigen Whigs jede Empörung niederhielt, ſuchte er zugleich den Fortſchritten der Inſurgenten in den aufgeregten Provinzen zu begegnen. Churchill führte die Regimenter ins Feld, die kurz zuvor aus Tanger nach England zurückgekommen waren, ſeitdem man ſich entſchloſſen hatte, dieſe unnütze

Mitgift der portugiesischen Königin fahren zu lassen; Henry Somerset, Herzog von Beaufort aus der Familie Worcester, die ihre Reichthümer und ihre Arme der königlichen Sache gewidmet, besetzte mit der Landmiliz der westlichen Grafschaften die Stadt Bristol, ehe Monmouth, der über Bridgewater seinen Zug nach dieser Stadt nahm, vor den Mauern erschien; auch Monk-Albemarle verstärkte sich mit neuen Landwehrmännern aus Devonshire. Diesen Streitkräften konnte Monmouth keine Vortheile abgewinnen; und doch hätte nur ein siegreiches Vorgehen die Gegner des papistischen Königs und der kirchlichen Uniformität ermuthigt, für ihn die Waffen zu ergreifen. Wie sollte aber Monmouth, dem es zwar nicht an männlichem Muthe, wohl aber an Entschlossenheit und strategischem Geschick fehlte, mit den zusammengelaufenen Haufen ungeübter Mannschaften, die zum Theil nur Keulen und ländliche Werkzeuge als Waffen führten, gegen den Adel und dessen Kriegsknechte das Feld behaupten? Als Beaufort der puritanisch gesinnten Bürgerschaft von Bristol drohte, falls sie dem Feinde die Thore öffnen würde, die Stadt von der Burg aus in Trümmer zu schießen, zog Monmouth, um seine Freunde nicht ins Verderben zu stürzen, wieder nach Bridgewater und nach der Seeküste ab. Auf dem Wege erfuhr er das tragische Schicksal seines schottischen Verbündeten. Konnten sich nicht auch in seiner Nähe Leute finden, welche, um den auf sein Haupt gesetzten Preis zu verdienen, ihn zu verrathen bereit waren? Sein Selbstvertrauen schwand immer mehr dahin; Mangel an Geld und Kriegsbedarf wirkte lähmend auf ihn und seine Genossen. Er beklagte sich bitter über die schlimmen Rathgeber, welche Hoffnungen in ihm erweckt hätten, die nicht erfüllt worden. Einmal trug er sich mit dem Plan, mit den Emigranten, die ihn begleitet hatten, nach den Niederlanden zurückzugehen; die Gefährten, die sich in England angeschlossen, könnten dann von dem Generalpardon Gebrauch machen, den der König allen denen dargeboten, welche die Waffen niederlegen würden. Aber dieses Vorhaben wurde von Grey als feig und ehrlos bekämpft: zudem waren die Fahrzeuge, die zur Ueberfahrt gedient hatten, in die Hände Albemarle's gefallen.

So blieb denn nichts übrig als die Entscheidung der Waffen zu suchen; nur ein muthiges Vorgehen konnte dem Prätendenten neue Streiter zuführen. Auf der Ebene von Sedgemoor, drei Meilen von Bridgewater standen etwa viertausend Mann königlicher Truppen unter Lord Feversham, einem Neffen Turenne's in einem schwach verschanzten Lager. Auf dieses richtete Monmouth, nach dem er von dem hohen Kirchthurm der Stadt herab die Beschaffenheit des Bodens erspäht, einen nächtlichen Angriff. Das Unternehmen schien zu gelingen: Wenn Muth und persönliche Tapferkeit hingereicht hätten, so wäre der Sieg dem Gegenkönig und seinen kühn vordringenden Kampfgenossen zugefallen: allein die armseligen Waffen der Insurgenten, die unbehülfliche Reiterei mit Pferden, die nur an Feldarbeiten gewöhnt waren, und die strategische Unfähigkeit des Reiteranführers Grey

Treffen bei Sedgemoor.

6. Juli 1685.

verſchafften ſchließlich den Königlichen den Sieg, ſo wenig auch der ſtutzerhafte franzöſiſche Anführer ſich ſeiner Aufgabe gewachſen zeigte.

Zu dieſem Sieg hat Niemand mehr mitgewirkt als Peter Mew Biſchof von Wincheſter. In ſeiner Jugend hatte er die Waffen für Karl I. gegen das Parlament getragen und weder die Jahre noch ſein Beruf hatten ſeinen kriegeriſchen Geiſt ausgelöſcht. Sein rechtzeitiges Eingreifen mit einigen Kanonen, die er mit ſeinen eigenen Pferden herbeigeführt hatte, trug weſentlich zur Entſcheidung bei.

Ausgang des Herzogs von Monmouth.

Noch kämpften die kräftigen Bauern aus Somerſetſhire mit ihren Lanzen und Kolben wider die königlichen Truppen, als Monmouth, an dem glücklichen Ausgang verzweifelnd, ein Roß beſtieg und vom Schlachtfeld wegritt. Nun wichen auch die Inſurgenten; aber bis ans Ende hielten die Kohlengräber von Mendip tapfer zu ihren Fahnen und verkauften ihr Leben theuer. Dies war die letzte Feldſchlacht auf engliſchem Boden; ſeitdem hat das Land ein anderes Ausſehen erhalten; wo jetzt fruchtbare Kornfelder und Aepfelbäume prangen, waren damals noch weite Moor- und Haideſtrecken. Dennoch hat ſich die Erinnerung an das nächtliche Treffen und an die ſchrecklichen Folgen bis zur Stunde bei der Bevölkerung erhalten. Der Name des Oberſt Percy Kirke, der die Kunſt des Mordens bei den Barbaren in Tanger gelernt hatte, blieb in Bridgewater und Taunton unvergeſſen. Während die Sieger auf dem Schlachtfelde zechten und ſangen, wurden die trauernden Einwohner gezwungen, die Gefangenen an Galgen aufzuknüpfen, die Todten zu viertheilen. Monmouth floh nach Hampſhire, begleitet von Grey und Buyſe, in der Abſicht die Seeküſte zu erreichen und nach den Niederlanden zurückzukehren. Wie einſt ſein Vater nach der Schlacht bei Woreeſter verbarg er ſich vor den umherſtreifenden Verfolgern, die den Preis von 5000 Livres gewinnen wollten, in Kornfeldern und Buſchwerk, bis er trotz des Hirtenkleides, in das er ſeine Glieder gehüllt, erſchöpft von Hunger und Ermüdung und entſtellt durch Schmutz in einem von Farrenkraut und Gebüſch überdeckten
8. Juli 1685. Graben aufgefunden und als Gefangener nach London geführt ward, nach derſelben Stadt, wo er als König einzuziehen gedachte, wo er ſo viele Freunde und Geſinnungsgenoſſen zählte. Dahin wurden auch ſeine beiden Begleiter, die man ſchon vorher entdeckt hatte, gebracht. Im Kerker entſank dem Herzog, der nicht von ſo ſtarkem Metall war wie Argyle, der Muth; der verwöhnte Liebling des Hofes und einer wandelbaren Menge vermochte nicht mit Feſtigkeit dem Tode ins Auge zu blicken. Er ſchrieb an den König einen demüthigen Brief, in dem er ſeine Reue über ſein Unternehmen ausſprach und die Schuld auf ſchlimme Rathgeber ſchob; er bat den Oheim in kläglichen Ausdrücken, daß es ihm geſtattet werde vor ſein Angeſicht zu treten; er habe ihm wichtige Mittheilungen zu machen. Jacob II. war entſchloſſen, den Gefangenen, der in ſeinem Manifeſt die ärgſten Schmähungen und Beſchuldigungen über ihn ausgeſchüttet, der ihn ſeiner Krone, vielleicht ſeines Lebens zu berauben getrachtet, dem Tode zu weihen; dennoch war er grauſam und unmenſchlich genug, die erbetene Audienz zu ge-

währen und dadurch in dem Unglücklichen die Hoffnung auf Gnade zu wecken. Er mochte Enthüllungen erwarten, die seiner Rachsucht neue Opfer geliefert hätten. Die Hände auf den Rücken gebunden trat Monmouth vor den Oheim; er warf sich vor ihm auf die Erde, er beschwor ihn, aus Rücksicht auf das Stuartsche Blut, das auch in seinen Adern rolle, Mitleid zu haben; er bat flehentlich um sein Leben; er gab sogar zu verstehen, daß er geneigt sei, sich mit der katholischen Kirche auszusöhnen. Der finstere Monarch blieb unbewegt. „Sire! ist für mich keine Rettung?“ Jacob wandte ihm schweigend den Rücken. Da erst erwachte wieder das Bewußtsein seiner Manneswürde. „In zitternder Haltung war er gekommen; mit festen Schritten ging er von dannen.“ Alle späteren Versuche, durch Verwendungen und Fürsprachen Gnade oder wenigstens Aufschub der Todesstrafe zu erlangen, blieben erfolglos; Monmouth sollte sein Verbrechen mit dem Leben büßen. Zwei Bischöfe erhielten den Auftrag, ihn zum Tode vorzubereiten. Sie stellten ihm vor, daß er durch seine Empörung gegen den König und durch sein Zusammenleben mit Henriette Wentworth sich gegen Gottes Gebote vergangen habe. Er sagte, daß er sein Unternehmen wegen des dabei vergossenen Bürgerbluts bereue, aber weder wollte er zugeben, daß jeder Widerstand gegen die Obrigkeit unerlaubt sei, noch konnte er dahin gebracht werden, die Verbindung mit Lady Wentworth, die er als eine Gewissensehe ansah im Gegensatz zu der conventionellen Heirath seiner Jugend, für sündhaft zu erklären. Lieber wollte er auf Absolution und Sacrament verzichten und der unmittelbaren Gnade Gottes seine Seele empfehlen. Sein Tod war schrecklich. Schon darniederliegend erhob er sich noch einmal, um das Beil zu prüfen; es schien ihm nicht scharf genug; und wirklich mußte der Nachrichter fünf mal zuhauen, ehe das Haupt vom Rumpf getrennt ward. Viele Thränen folgten dem wohlwollenden leutseligen Herrn ins Grab; er wurde als Märtyrer des protestantischen Glaubens betrauert. Im nächsten Jahr starb auch Henriette Wentworth an gebrochenem Herzen.

Jeffreys und die blutigen Assisen.

Nach der Hinrichtung des unglücklichen Königsohnes folgte der Terrorismus der Blutgerichte und des Justizmordes in der empörendsten Gestalt. Man muß bei Macaulay die Darstellung der Hochverrathsprozesse lesen, welche in den westlichen Grafschaften durch den unmenschlichen Oberrichter Jeffreys veranstaltet wurden, um sich einen Begriff zu machen von den „blutigen Assisen“, die in der Geschichte menschlicher Gräuelthaten eine der hervorragendsten Stellen behaupten. Ein Mann ohne Herz und Gewissen, der von Jugend auf mit leidenschaftlicher Parteiwuth der Reaction gedient, der durch die Höhlen des Lasters gewandelt, unter den Ränken und Chicanen eines gottlosen racherfüllten Geschlechts alles Gefühl von Menschlichkeit und Gerechtigkeit in seiner Seele erstickt hatte, zog Jeffreys durch die Städte und Landschaften von Hampshire, Dorset, Somerset, um von Soldaten und Schergen unterstützt mit Richtbeil und Henkern nicht nur die Theilnehmer und Förderer des Aufruhrs zu fällen, sondern gegen alle Whigs

und Diſſenters zu wüthen. Es genügte ihm nicht, die Angeklagten, Geſchwornen und Zeugen durch Drohungen einzuſchüchtern, er fügte zu dem Schrecken noch den Hohn, er wendete bei dem Verhöre Schmähungen und Schimpfreden an, er verſchärfte die Strafurtheile durch Brutalität und barbariſche Roheit. Dabei ſchändete er ſich durch Orgien mit Zechgenoſſen und Buhlerinnen und benutzte ſein Strafamt zu eigennütziger Gewinnſucht für ſich und ſeine Geſellen. Mitleid und Hülfeleiſtung für Bedrängte und Verfolgte wurde für Theilnahme an hochverrätheriſchen Handlungen erklärt und führte zu Kerker und Hinrichtung. In Wincheſter mußte die Wittwe des ehemaligen Parlamentsgliedes John Liſle, eine allgemein geachtete Matrone, das Schaffot beſteigen, weil ſie zwei Flüchtlinge in ihrem Hauſe beherbergt hatte; in Somerſetſhire, dem Hauptſchauplatz des Aufruhrs übten die Henker ihr Blutgeſchäft in ſolcher Ausdehnung, daß die Luft mit Leichengeruch erfüllt war und jeder Windzug die mit Ketten beladenen Gerippe ertönen machte. So wurden durch die „blutigen Aſſiſen“ in kurzer Zeit über dreihundert Schuldigbefundene hingerichtet, über achthundert in engen Schiffsräumen nach den überſeeiſchen Beſitzungen geſchafft, um dort zu Sclavenarbeiten verkauft zu werden. Dann folgte das Geſchäft der Güterеinziehung und des Gnadenverkaufs, wobei Habſucht, Härte und Parteiwuth Hand in Hand gingen. Selbſt die Hofleute, ſelbſt die Königin und ihre Damen trugen keine Scheu ſich durch Blutgeld zu bereichern. Dieſem Durſt nach Gold verdankten einige Inſurgentenführer, die wie Grey und Cochrane reich genug waren die Habgier der Mächtigen zu befriedigen, ihre Rettung, während minder Begüterte mit ihren Leben büßten. Ferguſon entkam nach dem Feſtlande. König Jacob erzählte die Erfolge des „Feldzugs“ ſeines Lord-Oberrichters im Weſten in einer Weiſe, daß die fremden Geſandten beim Hören erblaßten. Und als nun dieſer Mann von dem Schauplatze ſeiner Unthaten nach London zurückkehrte, legte der Monarch das Reichsſiegel in ſeine Hände. „Des Königs Herz iſt härter als der Marmor ſeines Kamins“ ſagte einſt Churchill zu einem Hülfeflehenden. Es war die treffendſte Bezeichnung.

7. Katholiſche Reactionspolitik.

Anſätze zum Abſolutismus.

Nach der Bewältigung der engliſch-ſchottiſchen Rebellion ſtand Jacob II. auf dem Höhepunkt ſeiner Macht. Whigs und Diſſenters lagen im Staube; im Parlamente herrſchten die Tories und Epiſcopalen, die dem König während der bürgerlichen Aufregung ſo große Beweiſe von Treue und Hingebung dargeboten, die Richter waren ſeine Sclaven; der Aufruhr hatte ihm Gelegenheit gegeben, die Landarmee zu vermehren und viele katholiſche Offiziere darin anzuſtellen, die Subſidien, welche die Liberalität des Unterhauſes gewährt, die Hülfsgelder, welche Ludwig XIV. immer noch fortzahlte, um England den continentalen Mächten zu entfremden, ſetzten den Stuart in Stand, die verſtärkte

Kriegsmacht zu unterhalten. Das stehende Heer von 15000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern sollte ihm die Möglichkeit schaffen, sich der Gesetze zu entledigen, die Karl II. zur Beschränkung der Katholiken und der königlichen Prärogative hatte erlassen müssen. Unter diesen stand in erster Linie die Testacte, welche alle, die nicht zur anglicanischen Kirche gehörten, von den bürgerlichen und militärischen Aemtern ausschloß; neben diesem verhaßten Uniformitätsstatut, dem Jacob selbst einst hatte weichen müssen, war ihm besonders die Habeascorpusakte ein Dorn im Auge. Mit einem solchen Gesetz, sagte er, könne keine Regierung bestehen. Allerdings war es diesem Schutzgesetz der persönlichen Freiheit zu danken, daß die Blutgerichte sich nicht noch weiter erstreckten, daß nicht die ganze Oppositionspartei in den Kreis der Mitschuldigen hereingezogen wurde, indem viele Verdächtige oder Bedrohte die Wohlthat der Bürgschaftfrist benutzten, um Beweise für ihre Unschuld zu sammeln. Jacobs Streben war also dahin gerichtet, eine stehende Armee unter zuverlässigen Führern an die Stelle der Landmiliz zu setzen und mit deren Hülfe die unter der Herrschaft der Whigs erlassenen Parlamentsstatuten umzustürzen. Auf diese Weise gedachte er die römisch-katholische Kirche, zu der er sich selbst, seine Gemahlin und ein großer Theil des Hofes bekannten, aus der unwürdigen Erniedrigung zu dem ihr gebührenden Rang zu erheben und die Fesseln der königlichen Machtfülle zu zerreißen. „Jene Springfluth der Reaction, welche ihm selbst den Weg zum Throne bereitet, suchte er mit gewandter Kriegslist auch zur Umbildung der Verfassung zu verwerthen".

Eindrücke der Revocation des Edikts von Nantes.

Gerade damals gelangte die Nachricht von der Revocation des Edikts von Nantes nach England und regte die Gemüther mächtig auf. In den Hofkreisen bewunderte man die Energie des glaubensstarken Monarchen jenseit des Kanals und begrüßte die Maßregel mit lautem Beifall; bei der englischen Nation dagegen, selbst in den Reihen der hochkirchlichen Uniformitätsgläubigen sah man mit Bestürzung und Unwillen auf diesen Akt brutaler Gewissenstyrannei. Die hugenottischen Flüchtlinge, welche auf englischem Boden eine Zufluchtsstätte suchten, fanden eine hülfreiche Aufnahme. Der Bischof von London, Henry Compton widmete den Ankömmlingen eine Fürsorge, als ob sie die nächsten Glaubensverwandten wären. Es erregte das größte Aufsehen, daß der Bischof von Valence in einer Dankrede an Ludwig XIV. wegen Ausrottung der Ketzerei die Ermahnung beifügte, der Allerchristlichste Monarch möge dem englischen König seinen starken Arm zur Durchführung ähnlicher Maßregeln leihen. Die ersten Stuarts waren die Verbündeten der Hugenotten gewesen; welche Wandlung war jetzt eingetreten!

Die neue Camarilla.

Nun setzte König Jacob II. ein politisches System ins Werk, welches nicht nur die religiöse Rechtsungleichheit beseitigen, sondern dem Romanismus mit der Zeit die Herrschaft verleihen sollte. Selbständige Männer wurden vom Regimente entfernt: Halifax, welcher die bestehenden Gesetze gegen die königliche Willkür in Schutz nahm, mußte seine Aemter niederlegen und aus dem geheimen Rathe ausscheiden. Bei der Mittheilung dieser Entschließung erklärte Jacob den Mitgliedern, „daß er in seinen Geschäften fortan Niemand dulden, sein Vertrauen Niemanden schenken werde, der in Meinungen und Absichten nicht voll-

kommen mit ihm übereinstimme". Halifax war einst der heftigste Gegner der Ausschließungsbill gewesen; aber solche der Vergangenheit angehörenden Verdienste fanden jetzt keine Geltung. Albemarle mußte sein Commando niederlegen, weil er dem Lord Feversham, von dem der Volkswitz sagte, er habe die Schlacht von Sedgemoor im Bett gewonnen, sich nicht unterordnen wollte. Männer ohne Charakter und Grundsätze, wie der gewissenlose Jeffreys, wie Lord Sunderland, der durch völlige Hingebung seine frühere oppositionelle Haltung in Vergessenheit zu bringen suchte, standen an der Spitze der Regierung. Neben ihnen genoß der habsüchtige ehrgeizige Jesuitenpater Edward Petre aus einer angesehenen englischen Familie die Gunst und das Vertrauen des Königs. Er war die Seele der kleinen Gesellschaft eifriger Katholiken, eines Arundel, Powis, Castlemain, Lord Dover, mit welcher der König die religiösen Angelegenheiten besprach. Als Jacob auf den Rath Rochesters einmal den Plan einer Defensiv-Allianz mit Holland in Erwägung zog, wußte Sunderland das Vorhaben zu vereiteln; dafür ließ Ludwig XIV. dem durch Spiel und Verschwendung stets geldbedürftigen Edelmann eine Rente von 25,000 Kronen zuweisen. Und bald wurde Rochester selbst von seinem unerbittlichen Schwager seines Schatzmeisteramtes enthoben. Er theilte die Ungnade der protestantisch gesinnten Mätresse Jacobs, der zur Gräfin von Dorchester erhobenen Katharina Sedley, welche die leidenschaftliche Königin Maria d'Este mit Hülfe des Beichtvaters ihres Gemahls vom Hofe verdrängte.

König und Parlament.

Am 9. November 1685 wurden die Sitzungen des Parlaments von Neuem eröffnet. Wir wissen, wie loyal die fast ausschließlich aus Tories zusammengesetzte Versammlung gesinnt war. Es stand zu erwarten, daß die Mitglieder mit freudigem Dank aus dem Munde des Königs die glückliche Bewältigung der Rebellion vernahmen. Auch war das Unterhaus bereit den geforderten Mehraufwand für das stehende Heer zu bewilligen, so wenig auch eine solche Neuerung den englischen Traditionen entsprach. Wohl erregte es einiges Bedenken, als Jacob in der Eröffnungsrede erklärte, daß er im Widerspruch mit der Testakte eine Anzahl katholischer Offiziere in der Armee angestellt habe und entschlossen sei, sie noch ferner in ihren Stellen zu erhalten, damit wenn eine neue Rebellion ausbräche, er Leute habe, die ihre Treue durch gute Dienste bewährt hätten. Aber selbst diese durch den Drang der Umstände entschuldigte Gesetzesübertretung wollte man hingehen lassen, falls sich der König entschließen könnte, die Angestellten sofort zu entlassen oder nachträglich bei dem Parlamente um Dispensation nachzusuchen. Denn eine von der gesetzgebenden und ausführenden Gewalt gemeinschaftlich getroffene Bestimmung dürfe doch nicht einseitig von dem König übertreten werden. Mit der größten Devotion brachte das Unterhaus seine Vorstellungen vor den Thron; allein Jacob wollte den ersten Schritt der eigenmächtigen Umgehung des ihm so verhaßten Gesetzes nicht unvollendet lassen; er wies die Deputation in stolzer selbstherrlicher Haltung mit einer unbestimmten Antwort ab; und als auch im Oberhaus sich die Neigung zum Widerstand kund

gab, als der erwähnte Lordbischof Henry Compton von London, dessen Vater einst für die königliche Sache sein Leben gelassen, scharf und klar darlegte, daß, wenn man nicht von vorn herein dem Eindringen des Katholicismus Widerstand leiste, „das durch die Gesetze eingedeichte Gebiet des Protestantismus bald von der katholischen Weltmacht wie von einer großen Wasserfluth durchbrochen werden würde"; da beschloß Jacob II. dem Beispiel des Bruders folgend nach elftägiger Dauer die Sitzungen auf den 10. Februar zu vertagen. Er wollte der Krone das Recht beilegen, eigenmächtig von statutarischen Festsetzungen zu dispensiren, um auf diesem Wege seine katholischen und absolutistischen Entwürfe durchzuführen. Lieber entbehrte er die bewilligten Subsidien, als daß er von diesem Vorhaben abgestanden wäre. Wenn er erst von dem Dispensationsrecht faktisch Gebrauch gemacht, die Katholiken in den Besitz gewisser Recht gesetzt haben würde, meinte er, so würde sich das Parlament in den Thatbestand leichter finden. Darum verlängerte er auch nach Ablauf des Termins die Vertagung aufs Neue. Er war sich wohl bewußt, daß er sich in einen schweren Kampf einließ, aber die Sache war seinem Herzen zu theuer. Dem Bevollmächtigten des Papstes, der um jene Zeit bei ihm eintraf, sagte er: „er wisse, daß er ein großer und glücklicher König sein könne, wenn er es in Bezug auf die Religion beim Alten lassen wollte; aber er meine, daß das gegen seine religiöse Pflicht laufen würde". Zu Andern sagte er: „nachdem ihm Gott die Gewalt gegeben, wolle er sie zur Behauptung und Förderung seiner Religion anwenden". 20. Nov. 1685.

Seitdem Jacob sich des Parlaments entledigt, legte er mit dem ihm eigenen Starrsinn Hand an die Durchführung seines Planes. Selbst die entschiedensten Tories erröthetten, wenn sie auf die Männer blickten, die des Königs Vertrauen besaßen, einen Arundel of Wardour, „der mit raschen Schritten der zweiten Kindheit entgegeneilte", einen Earl of Castlemain, der seinen Rang als Preis der Schande seiner Gemahlin, der Herzogin von Cleveland, erlangt hatte, Jermyn Lord Dover, dessen Verdienste nur in seinen Liebesabenteuern mit Hofdamen bestanden, einen Richard Talbot Earl von Tyrconnel, der ein Leben von Ehrlosigkeit und Frevelthaten durch fanatischen Papismus auszugleichen bemüht war; sogar eifrige Katholiken, denen über den kirchlichen Interessen nicht alles Gefühl für Recht und Geradheit verloren gegangen war, sahen mit unruhigem Gemüthe auf die Mittel und Wege, welche der König und seine Satelliten zur Untergrabung der Gesetze und Rechte in Anwendung brachten, auf die Thaten der Hinterlist und Gewalt, womit man den königlichen Absolutismus und die katholische Rechtgläubigkeit in England durchzuführen sich anschickte. Zunächst galt es dem Dispensationsrecht Geltung zu verschaffen. Zu dem Zweck erhielten katholische Offiziere in der Armee ein Patent unter dem großen Siegel, welches ihre Person von den gesetzlichen Bestimmungen gegen ihre Glaubensverwandten ausnahm. Dann wurden mit Hülfe Jeffreys' die hohen Gerichtshöfe von widerstrebenden Elementen gereinigt; alle welche nicht erklären wollten, daß der König von England das Die Vertrauten des Königs und das Dispensationsrecht.

Recht habe, von den Gesetzen zu dispensiren, sei es aus Rechtssinn oder aus Scheu vor künftiger Verantwortlichkeit, wurden ihrer Stellen enthoben und durch dienstwilligere Rechtsmänner ersetzt. Denn die Befugniß, Richter zu ernennen und vom Amt zu entfernen, gehörte zu der Prärogative der Krone. Darauf wurde
Juni 1686. von dem Lordoberrichter eine Commission von zwölf Auslegern der Gesetze einberufen, um ein entscheidendes Gutachten über das Dispensationsrecht abzugeben. Zehn erklärten, es stehe in der Macht des souveränen Königs von England, in gewissen Fällen von den Reichsgesetzen zu dispensiren; die Gesetze von England, argumentirte man, seien Gesetze des Königs, so habe man sie von jeher betrachtet; folglich stehe es in seinem eigenen Ermessen, Ausnahmen zu gestatten. Zwei widersprachen und büßten deshalb ihre Stellen ein. Und nun wurden zugleich Schritte gethan, dem neuen Kronrecht praktische Folge zu geben. Gegen den katholischen Oberst Sir Edward Hales wurde Klage wegen Uebertretung des Testeides erhoben; er berief sich auf des Königs Dispensationspatent, und sein Vertheidiger bewies, daß der Dienst des Fürsten eine Pflicht sei, auf welche kein parlamentarisches Statut einwirken könne. Hales wurde freigesprochen.

Schritte zur Rekatholisirung Englands.

Der König hatte gesiegt; das Dispensationsrecht war der Krone durch richterliche Entscheidung zugesprochen und Jacob beschloß, dieses große Privilegium zum Vortheil der katholischen Kirche auszunutzen. Mit dem Eifer eines Missionars und dem Trotze eines Fanatikers legte er Hand an das Werk, das er für seine wichtigste Regierungsaufgabe ansah. Der Papst hatte einen Botschafter nach London geschickt; nun erwiederte Jacob die Aufmerksamkeit durch eine Gegengesandtschaft; er gestattete den katholischen Cultus und veranlaßte den Geschäftsträger des Kurfürsten von der Pfalz mitten in der City eine Kapelle einzurichten, in welcher die Katholiken der Stadt der Messe anwohnen könnten; er gewährte den Jesuiten und andern Ordensbrüdern sichern Aufenthalt im Reiche, beförderte Bekehrungen durch Anstellungen und andere Vortheile, ließ Geistliche, die zum römischen Glauben übertraten, im Besitze ihrer Pfründen, verlieh Bisthümer, die in Erledigung kamen, an Prälaten von zweifelhafter Rechtgläubigkeit oder zweideutigem Charakter. Die Aussicht auf irdischen Lohn, auf Aemter und Ehrenstellen verfehlte ihre Wirkung nicht bei den Schwachen und Leichtsinnigen, die Verführung war zu lockend und das Beispiel von Oben gab Manchem Scheingründe zur Beschwichtigung seines mahnenden Gewissens. Wir wissen, daß alle, die unter der vorhergehenden Regierung wegen Verweigerung des Supremateides in Haft gebracht worden, ihre Gefängnisse verlassen durften, darunter auch einige Quäker und protestantische Dissenters. Damit aber nicht die Meinung aufkommen möchte, als ob des Königs Herz auch mit diesen Mitleid empfände, seine Toleranz sich weiter als über die Grenzen der römisch-katholischen Kirche erstrecke, gab er Befehl, daß das französische Buch des Hugenotten-Geistlichen Jean Claude über die Verfolgungen der Protestanten in Frankreich durch Henkershand öffentlich verbrannt werden sollte; und da er nicht verhindern konnte, daß in den englischen Kirchen Collecten zur Unterstützung der flüchtigen Glaubensverwandten veranstaltet wurden, so suchte er die Vertheilung der Beiträge dadurch zu erschweren, daß er den Uebertritt zur anglicanischen Religion als Bedingung des Empfanges auferlegte. Alle diese Maßregeln brachten indessen nur geringe Triumphe, zumal da die englische Geistlichkeit durch die drohende Gefahr auch ihrerseits zu größerem Eifer aufgestachelt ward und ohne Unterlaß von den Kanzeln herab und in den Kate-

chisationsstunden die Mahnung an die Versammelten richtete, „fest zu halten an dem protestantischen Glauben und sich nicht von den Irrthümern des Papstthums umgarnen zu lassen". Die von papistischer Seite mehr und mehr hervortretende Anstrengung, die römisch-katholische Kirche als die allein wahre darzustellen, forderte die Gegenpartei zum Widerspruch heraus. Die Controverspredigten wurden immer lebhafter; der Pfarrer von St. Giles in London, John Sharp, ein sehr geachteter Kleriker, von anerkannter Loyalität, bewies in einer Kanzelrede, daß die anglokatholische Kirche als die wahrhaft apostolische zu betrachten sei, und entwickelte den Begriff der Katholicität nach der Auffassung der bischöflichen Hochkirche. Diese oppositionellen Kundgebungen des englischen Klerus reizten den Ingrimm des Königs. Sollte er dulden, daß man eine Kirchenlehre, zu der er sich selbst bekannte, des Irrthums zeihe? Er stellte daher an die Oberhäupter der Geistlichkeit die Forderung, daß sie alle Controverspredigten, in welchen die Doctrinen der katholischen Kirche angefochten würden, verbieten sollten. Sein Zorn richtete sich in erster Linie gegen den Bischof von London. Er hatte gleich nach der Vertagung des Parlaments, wo der Prälat an der Spitze der Opposition bei den Lords gestanden, denselben aus dem geheimen Staatsrath ausgeschlossen und ihm alle weltlichen Aemter entzogen; jetzt gedachte er ihn auch aus seiner kirchlichen Stellung zu verdrängen, weil er nicht unbedingt den königlichen Befehlen gegen die Geistlichen der Hauptstadt Folge leisten, insbesondere den Dr. Sharp nicht ohne Verhör und Untersuchung von seinen pfarramtlichen Verrichtungen suspendiren wollte. Um zu diesem Ziele zu gelangen, stellte er sich auf den Standpunkt der anglicanischen Staatskirchenlehre, wonach der König zugleich das Oberhaupt der Kirche war und somit von dem gesammten Klerus unbedingten Gehorsam fordern durfte. Ein anderer Sinn konnte doch dem zur Prärogative der Krone gehörenden Supremat nicht beiwohnen. Und so ereignete sich denn das merkwürdige Schauspiel, daß ein katholischer König im Interesse der römisch-katholischen Kirche ein Recht in Anspruch nahm und übte, das nach den Grundlehren dieser selbigen Kirche eine arge Sünde und Ketzerei war, daß er als oberster Bischof sich Handlungen zu Gunsten des Papismus gestattete, welche vom Standpunkte des römischen Primats als ein unerträglicher Eingriff in die oberhirtlichen Rechte des Nachfolgers Petri, in die hohenpriesterliche Autorität des Pontificats erscheinen mußten. Jacob erklärte offen, sagt Macaulay, „daß durch eine weise Fügung der Vorsehung die Akte über den Supremat das Mittel sein würde, den verhängnißvollen Bruch zu heilen, den sie hervorgebracht; Heinrich und Elisabeth hätten sich eine Herrschaft angemaßt, welche rechtmäßig dem heiligen Stuhle gehöre; diese Herrschaft wäre durch den Gang des Erbfolgerechts auf einen rechtgläubigen Fürsten gekommen und sei von diesem für den heiligen Stuhl auszuüben. Er sei durch das Gesetz ermächtigt, kirchliche Mißbräuche abzuschaffen, und der erste kirchliche Mißbrauch, den er abschaffen werde, sei die Freiheit, welche die anglicanische Geistlichkeit sich herausgenommen hätte, ihre Religion zu vertheidigen und die Lehren Roms anzufeinden".

Erneuerung der hohen Commission.

Dieselbe Institution also, durch welche einst die Trennung der anglicanischen Kirche von dem Papstthum vollzogen worden, sollte jetzt zum neuen Bunde mit der Curie gebraucht werden. Zu dem Zweck übertrug der König die oberkirchliche und summepiscopale Autorität, welche ihm kraft des Suprematgesetzes einwohnte, auf einen Oberkirchenrath von sieben Mitgliedern, welcher zugleich die geistlichen Befugnisse, die einst Heinrich VIII. seinem Generalvicar Thomas Cromwell zugewendet (X, 582 ff.), mit der Gewalt der „Hohen Commission" unter Elisabeth vereinigen sollte, ein höchstes Inquisitionstribunal mit unbe-

Juli 1686.

ſchränkter Macht in allen geiſtlichen Angelegenheiten. An der Spitze dieſer aus drei Prälaten und vier weltlichen Staatsmännern zuſammengeſetzten oberkirchenräthlichen Commiſſion ſtand der Lordkanzler Jeffreys; neben ihm beſaß Sunderland den größten Einfluß. Der Erzbiſchof Sancroft wohnte den Sitzungen nicht bei, die zwei andern Biſchöfe waren ſervile Geſchöpfe, bei denen der Ehrgeiz die religiöſe Geſinnung überwog. Die erſte Handlung dieſes neuen Kirchenregiments, das weniger ein Glaubenstribunal als einen Disciplinargerichtshof vorſtellte, war die Unterſuchung gegen Biſchof Compton wegen Ungehorſams gegen das königliche Gebot. Die Meinungen waren getheilt; aber Jacob, dem die Commiſſion die Entſcheidung anheimſtellte, ſprach ſich für die Suſpenſion aus; die Säule der Oppoſition bei Klerus und Adel ſollte gefällt werden. Darauf wurden dem Biſchof Compton alle kirchlichen Functionen entzogen und die Verwaltung ſeines großen Sprengels ſeinen beiden geiſtlichen Richtern, Crewe von Durham und Sprat von Rocheſter übergeben. Henry Compton zog ſich nach dem biſchöflichen Landſitz Fulham zurück, wo die Früchte ſeiner botaniſchen Studien noch heute ſichtbar ſind.

Biſchof Compton ſuſpendirt.

Während gegen die reformatoriſchen Regungen eine inquiſitoriale Gewalt geſchaffen wurde, erwieſen der König und die Vollſtrecker ſeiner Befehle eine bewunderungswürdige Nachſicht gegen die papiſtiſchen Ueberſchreitungen. Katholiſche Eiferer geiſtlichen und weltlichen Standes übertraten in trotzigem Siegesbewußtſein die kirchlichen Landesgeſetze, ohne ſich durch den Unwillen des Volkes, der ſich hie und da in tumultuariſchen Auftritten Luft machte, einſchüchtern zu laſſen. „Katholiſche Kapellen erhoben ſich im ganzen Lande; Capuzen, Gürtelſtricke und Roſenkränze zeigten ſich allenthalben in den Straßen zum Erſtaunen einer Bevölkerung, deren älteſte Glieder die klöſterliche Kleidung nur auf der Bühne geſehen hatten, ein Kloſter entſtand zu Clerkenwell an der Stelle des alten Kloſters St. Johann; die Franziscaner nahmen Beſitz von einem Gebäude in Lincoln's Inn-Feldern; die Carmeliter ſetzten ſich in der City feſt; einer Geſellſchaft von Benedictinermönchen ward eine Wohnung im St. James-Palaſt eingeräumt; in dem Savoy ward ein geräumiges Haus mit einer Kirche und einer Schule für die Jeſuiten gebaut und unter des Königs beſondern Schutz geſtellt." Wohl traten da und dort Anzeichen von Unzufriedenheit und Aufregung im Volke hervor; allein Jacob verließ ſich auf ſeine ſtehende Armee, die er 13,000 Mann Reiterei und Fußvolk ſtark auf der Haide von Hounslow im Angeſichte von London in einem großen Lager geſammelt hatte. Er lochte der Warnungen des der katholiſchen Kirche eifrig ergebenen Kurfürſten Philipp Wilhelm, deſſen Geſchäftsführer ſich gegen den Wunſch ſeines Herrn zur Errichtung der City-Capelle hatte gebrauchen laſſen müſſen; denn wie ſollte eine Empörung Erfolg haben können, wo eine ſchlagfertige Armee dem König jederzeit zur Verfügung ſtand? Aber auch in das Lager war bereits die religiöſe Aufregung gedrungen. Die proteſtantiſchen Soldaten laſen mit Begierde die „Anſprache" eines engliſchen Geiſtlichen, Samuel Johnſon, der die Truppen in feurigen Worten ermahnte, ihre Waffen nicht zu gebrauchen zu Vertheidigung des Meßbuches ſondern der Bibel und des Landrechts. Der Verfaſſer hatte ſchon früher eine Schrift unter dem Titel „Julian der Apoſtat" herausgegeben, worin er nachgewieſen, daß die Chriſten der erſten Jahrhunderte nicht an die Unzuläſſigkeit des Widerſtandes geglaubt hätten, und war deshalb als Verleumder und Aufruhrſtifter ins Gefängniß geworfen worden; jetzt wurde er zum Pranger und zur Geißelung verurtheilt. Die

Religiöſe Aufregung.

Standhaftigkeit, womit er die entsetzliche Strafe von mehr als dreihundert Peitschenhieben ohne einen Schmerzenslaut über sich ergehen ließ, hat ihm bei dem Volke den Ruhm eines Märtyrers eingetragen. Zugleich wurde von gelehrten Theologen der beiden Universitäten eine scharfe Polemik gegen die römisch-katholische Kirche eröffnet, nachdrücklicher und schneidender als zur Zeit der Reformation.

Begünstigung des Katholicismus in Schottland.

Noch vertrauensvoller blickte Jacob II. auf Schottland. Dort hatte er früher selbst zum Sieg des Royalismus und des Episcopalsystems beigetragen, und die neuliche Niederlage der aufständischen Covenanters unter Argyle hatte vollends die hochkirchlichen und legitimistischen Ideen in die Höhe gebracht. Auch hier war die Uniformität die Grundbedingung der bürgerlichen Rechtsstellung; aber diese Uniformität war nicht wie in dem Nachbarlande aus dem Volke selbst hervorgegangen, nicht mit dem geschichtlichen Leben verflochten; sie war durch die despotische Hand der Regierung der Nation gewaltsam aufgedrängt worden, hatte keine tiefen Wurzeln im Herzen der Eingebornen. Daraus zog Jacob den Schluß, daß es nicht schwer fallen würde, dem Katholicismus eine Freistätte zu bereiten. Standen doch an der Spitze der Regierung Männer, von denen kein Widerstand gegen den Willen des Königs zu befürchten war. Der erste Minister, der Lord-Schatzmeister William Douglas, Herzog von Queensberry war wie die ganze Clarendonsche Familie, der er durch seine Gemahlin angehörte, ein treuer Anhänger des von Gott stammenden vollberechtigten Königthums, und im geheimen Rathe standen ihm zwei Brüder zur Seite, der Kanzler James Drummond, Earl of Perth und der Staatssecretär Lord Melfort, welche bereits den reformatorischen Glaubenslehren abgesagt hatten und aus Ehrgeiz dem königlichen Absolutismus zu dienen bereit waren. Und noch ein anderes Mitglied des geheimen Raths, Alexander Stuart, Earl of Murray, ein Nachkomme und Erbe des Regenten, schwur die Religion ab, für die sein erlauchter Ahn in den ersten Reihen gekämpft hatte, und trat zum Papstthum über. Gordon, Befehlshaber des Edinburger Schlosses war ein Bekenner Roms. Bilder, Reliquien, Rosenkränze, Kreuze wurden zollfrei eingelassen, während der Vertrieb religiöser Schriften protestantischer Richtung überwacht und gehemmt ward. In der Kapelle von Holyrood wurde die Messe gefeiert; als darüber ein Volkstumult entstand, erhielten Claverhouse's Dragoner Befehl zum Einhauen und Schießen.

Protestantische Opposition bei den Schotten.

Am 29. April 1686 wurde der Landtag in Edinburg eröffnet. Der König zweifelte nicht, daß er noch glänzendere Erfolge ernten werde, als in London. Er ernannte den Convertiten Murray zum Lord-Obercommissar und ließ den Ständen eine königliche Botschaft vorlesen, worin dem Lande einige materielle Vortheile in Aussicht gestellt waren, zugleich aber das Verlangen beigefügt, man möge seine Unterthanen von der römisch-katholischen Religion, die so viele Beweise von Loyalität und Friedensliebe gegeben, des vollen Genusses der bürgerlichen Rechte theilhaftig machen, ohne ihnen eine Eidesleistung aufzulegen, die mit ihrer Religion unvereinbar sei. Da konnte sich nun aber die Regierung bald überzeugen, daß der altschottische Geist trotz aller Stuartschen Glaubenstyrannei in dem Lande jenseit des Tweed noch nicht erstorben sei. Die Versammlung wollte nicht einmal die Bezeichnung „römisch-katholische Religion" für die

Anhänger einer Glaubensform gelten laſſen, die ihnen nur als „Götzendienſt“ erſchien; ſie hätte am liebſten den Ausdruck „Papiſten“ angewendet, am Ende verſtand man ſich, ſie als „die von der römiſchen Genoſſenſchaft“ zu benennen. Nicht einmal die Lords of Articles, welche die Geſetzvorlagen vorzubereiten hatten, konnten von Murray bewogen werden, mehr als die Freiheit des Privatgottesdienſtes zu geſtatten; in allem Andern hielten ſie an der bisherigen Vorſchrift feſt, ohne Eidesleiſtung ſollte niemand weder ein bürgerliches noch ein militäriſches Amt bekleiden dürfen. Es half nichts, daß die Parteigänger des Königs die Abſicht durch eine weitere Faſſung zu verhüllen, den Schutz der Geſetze auch auf Presbyterianer und Diſſenters auszudehnen ſuchten; die Schotten ließen ſich nicht täuſchen; laut wurde die Anſicht ausgeſprochen, „Toleranzgewährung liege nicht in dem Bereiche der weltlichen Obrigkeit und ſei unvereinbar mit Gottes Geboten; ihr Zweck ſei, Tyrannei aufzurichten und die Herzen der Proteſtanten dem Papismus zu öffnen und ſomit Ketzerei, Gotteslästerung und Abgötterei zu geſtatten“. Ergrimmt über die Widerſpenſtigkeit der Stände prorogirte der König auch das Edin-
Juni 1686. burger Parlament, um wie in England den Weg der Eigenmächtigkeit und Willkür einzuſchlagen. Er verſicherte die ſchottiſchen Katholiken ſeines Schutzes, den er vermöge ſeines Supremats und ſeiner königlichen Prärogative ohne Berufung auf das Dipenſationsrecht gewähren zu können glaubte, entfernte mehrere Mitglieder, die nicht willfährig genug ſchienen, aus dem geheimen Rath, darunter Mackenzie von Roſehaugh, einen beredten Rechtsgelehrten, und rief Douglas von allen ſeinen Aemtern ab. Von der Zeit an traten die antikatholiſchen Parteiverwandten in Schottland und England einander näher. Sie erkannten die Gleichartigkeit ihrer Ziele: die Landesreligion und die geſetzlichen Rechtsordnungen gegen Papismus und Abſolutismus zu vertheidigen. Da wie dort widerſtrebte man der Abſchaffung der Pönalgeſetze und der Eidesleiſtungen weniger aus Intoleranz als aus Beſorgniß, daß der Romanismus, wenn er nicht mehr durch geſetzliche Schranken gebunden wäre, durch die Gunſt und Unterſtützung der Krone allmählich die Oberhand gewinnen und die aus der Reformation hervorgegangenen kirchlichen Formen und Lehren untergraben würde. Daß dieſe Beſorgniß nur zu gegründet ſei, lehrte das Beiſpiel Irlands.

Katholiſche Politik in Irland.

Als Jacob II. die Regierung antrat, ſtand Ormond noch immer als wahrer Vicekönig an der Spitze der Verwaltung und der Heeresmacht in Irland. Er hatte das hohe Amt als Lohn ſeiner Verdienſte und ſeiner Loyalität aus Karls II. Händen empfangen. Jacob rief denſelben bald ab. Der Lordlieutenant lud ſeine Offiziere zu einem Bankette, trank aus einem bis zum Rande gefüllten Becher auf das Wohl des Königs und ſchiffte ſich nach London ein. Darauf theilte Jacob die Stelle: die bürgerliche Verwaltung übertrug er dem Lord Clarendon, dem zweiten Sohne des ehemaligen Kanzlers und Bruder der erſten Gemahlin des Königs, zum Oberfeldherrn über das ſtehende Heer, das ſich auf 7000 Mann verſchiedener Waffengattungen belief, ernannte er den erwähnten Talbot von Tyrconnel, einen verſchmitzten Irländer, welcher das Blut ſeiner normanniſchen Ahnen verleugnend die Leidenſchaften und den Fanatismus ſeiner iriſchen Landsleute in ſeiner Seele trug. Irland lag noch in den Feſſeln, die Cromwell der Inſel angelegt: die Herrſchaft und der größte Theil des Grundeigenthums war in den Händen der engliſchen Coloniſten, die der Protector vorgefunden oder neuangeſiedelt hatte und die auch unter Karl II. in ihren Beſitzungen und Rech-

ten geblieben waren. Wir wissen, mit welchem Grimm und Racenhaß die keltischen Ureinwohner auf die Fremdlinge von anderem Blut und anderem Glauben blickten. Dadurch waren diese genöthigt zu ihrer eigenen Sicherheit und Gegenwehr sich enger an einander anzuschließen. Ohne Rücksicht auf die religiöse Verschiedenheit, indem nur die Hälfte sich zu der herrschenden Staatskirche bekannte, der Rest aus Katholiken, aus Presbyterianern und andern Dissenters bestand, bildeten die schottischen und englischen Ansiedler eine geschlossene Phalanx gegenüber den Eingebornen. Im Besitze der Macht, der Güter, des Handels, der höheren Bildung waren sie die Herren und Gebieter der Insel, mußten aber stets bereit sein, diese Stellung gegen die lauernden, neidischen, verbitterten Feinde zu vertheidigen. Der Testeid war in Dublin unbekannt, und so saßen denn neben Anhängern der Staatskirche auch katholische und protestantische Nonconformisten in den Staats- und Gemeindeämtern, in den Richterstellen, im Parlamente. Aehnlich verhielt es sich bei der Armee. Allenthalben überwog das nationale Interesse und die Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung gegenüber einer unversöhnlichen Bevölkerung die confessionellen Rücksichten und Gegensätze. Diese Verhältnisse hatten manches Harte; bei der Vertheilung der Güter und Rechte war die Stimme der Humanität nicht gehört worden; manche tiefe Wunden warteten der Heilung. Und wer wäre geeigneter und berufener gewesen, diese Heilung zu versuchen, die feindlichen Stämme zu versöhnen und auszugleichen als Jacob II., der durch seine Geburt den Ansiedlern, durch seine Religion den Eingebornen verwandt war? Aber wie allen fanatischen Ultramontanen gingen dem Stuart die religiösen Sympathien über die politischen und nationalen, Rom stand ihm höher als das Vaterland. Sein Plan war, das Regiment in Irland ausschließlich in römisch-katholische Hände zu bringen und zu dem Ende, so weit die englisch-schottischen Bekenner dieser Kirche nicht hinreichten, auch irische Eingeborne zu Staats- und Richterämtern, bei der Gemeindeverwaltung und Militärführung zu verwenden. Auf solche Weise gedachte er sich in Irland einen Rückhalt zu verschaffen, wenn seine katholicirenden Tendenzen in seiner schottisch-englischen Heimath auf unüberwindlichen Widerstand stoßen sollten. Dieser Aufgabe konnte Clarendon, der Mann der anglicanischen Uniformität auf die Dauer nicht genügen. Wie lange auch die beiden Brüder, um sich in ihren einflußreichen Stellen zu erhalten, ihre eigenen Ansichten und Ueberzeugungen dem königlichen Schwager zum Opfer brachten, zu dem ehrlosen Schritt einer Abschwörung ihres Glaubens, durch den sie sich allein ihr Amt zu sichern vermocht hätten, konnten sie sich nicht entschließen. Daher fiel es dem ehrsüchtigen, heißblütigen Irländer Tyrconnel, der sich der höchsten Gunst und Gnade in Whitehall erfreute, nicht gar schwer, die Abberufung des englischen Rivalen zu erwirken und die ganze bürgerliche und militärische Gewalt in seine eigene Hand zu bringen. Und nun benutzte er seine Stellung, um vermittelst neuer Gütertheilung seinen Stammes- und Glaubensgenossen die Ländereien zurückzugewinnen, die ihnen die Republik

entrissen, und die Armee in sichere und zuverlässige Verfassung zu setzen. Viele Offiziere, welche mit ihren protestantischen Ansichten allzu entschieden hervortraten, wurden verabschiedet und durch Katholiken ersetzt. Die Entlassenen begaben sich meistens nach Holland und traten in des Oraniers Dienste. Tyrconnel hatte dabei einen weiter gehenden Zweck im Auge: Jacob war schon bejahrt und noch immer ohne männlichen Leibeserben; sollte nach seinem Tode die Krone an die älteste Tochter Maria und ihren Gemahl fallen, so dachte der ultramontane Graf den alten Plan einer Losreißung der grünen Insel von der angelsächsischen Herrschaft zu erneuern.

8. Testeid und Gewissensfreiheit.

Die katholische Propaganda unter der Maske der Gewissensfreiheit.

Mit der Entlassung der beiden Brüder Hyde, Rochester und Clarendon, zu Anfang des Jahres 1687 traten die geheimen Pläne Jacobs II., der katholischen Kirche in England nicht nur eine Freistätte, sondern eine herrschende Stellung zu bereiten, immer deutlicher hervor; Katholiken oder Convertiten hatten bereits die einflußreichsten Aemter inne; die Religionsstatuten wurden durch das Dispensationsrecht zu Gunsten der Katholiken umgangen; an die Einberufung eines Parlaments wagte man kaum mehr zu glauben. Der Uebertritt so mancher Männer von erlauchter Herkunft wie des Henry Mordaunt, Earl von Peterborough und des James Cecil, Earl of Salisbury, oder von berühmtem Namen, wie des Dichters Dryden, des Dramatikers und Schauspielers Haines, bestärkte den Stuart immer mehr in dem Glauben, daß die Vortheile und Gnadenerweisungen, die als Preis des Abfalls geboten wurden, eine mächtige Triebkraft auf die Gewissen übten. So lange jedoch die Staatskirche im ausschließlichen Besitz der bürgerlichen Rechte und Ehren war, so lange der Testeid nur durch königliche Dispensation, die doch immerhin gewisse Grenzen einhalten mußte, umgangen werden konnte, war für Renegaten nur ein beschränkter Schauplatz offen. Darum wurde jetzt ein anderes Panier aufgepflanzt; die papistische Propaganda hüllte sich in das Gewand der Gewissensfreiheit und Toleranz. Bisher hatten alle Stuarts den puritanischen und anabaptistischen Sekten tödtliche Feindschaft gezeigt und keiner der Vorgänger hegte größere Abneigung gegen diese strengsten Widersacher des Papismus als Jacob; unbarmherzig waren die Uniformitätsgesetze gehandhabt worden: wie oft hatte man mit Piken und Musketen die Conventikel auseinandergesprengt; wie viele puritanische Prediger, die den Armen die Worte des Lebens zu verkündigen gewagt, schmachteten im Gefängniß! Nun ging dem König auf einmal das Schicksal der Verfolgten zu Herzen; im Gespräch mit William Penn schien sein dürrer trockener Geist für die hohe Idee der Religionsfreiheit Begeisterung zu fühlen.

William Penn.

Wir haben diesen merkwürdigen Mann, den die Quäker als ihren zweiten Stifter verehren, in den früheren Blättern kennen gelernt. Jenseits des Oceans hatte er auf

einem Gebiete, das ihm Karl II. für eine Schuldforderung seines Vaters als erbliches Eigenthum eingeräumt, und das als „Penn's Waldrevier" bezeichnet ward, ein Asyl eröffnet, wo alle „Freunde" in der Stadt der Bruderliebe ihres Glaubens leben durften, frei von aller kirchlichen Uniformität und religiösen Zwangsgewalt. In dem Quäkerthum liegt ein praktischer Zug, ein Verständniß für die realen Verhältnisse des Lebens; unter den Formen der Einfachheit, der Menschenliebe, der gesellschaftlichen Gleichheit bewahrt die Sekte einen klugen Blick für die Dinge der Zeitlichkeit, ein richtiges Urtheil über die Wirklichkeit und Nützlichkeit. Sie verschmäht es nicht, durch weltliche Mittel und Wege die idealen Zwecke der Humanität, der Philanthropie, der Gewissensfreiheit zu erreichen. Als Typus dieser praktisch-idealen Weltanschauung kann, wie im achtzehnten Jahrhundert Franklin, so für das siebenzehnte William Penn gelten. Beide suchten durch vielseitige Thätigkeit in Schriften und Reden und durch ihre politische Stellung für ihre gesellschaftlichen Theorien zu wirken. Neben Jesuiten und Renegaten lieh Jacob II. Niemanden so willig Gehör als dem hochgewachsenen wohlbeleibten Quäker, der stets einen großen Stock und ein einfaches Kleid trug, Jedermann, den König ausgenommen, mit Du anredete, dabei im Umgang liebenswürdig und fein, im Gespräch witzig und anmuthig war. Er ging in Whitehall ein und aus und der König erwies ihm solche Zuneigung und Aufmerksamkeit, daß das Gerücht aufkam, Penn sei katholisch geworden. Das war nun keineswegs der Fall; aber aus den Theorien und Prinzipien des Idealisten wußten die feindlichen Gegensätze Gewinn zu ziehen; Penns weitherzige Ideen von Freiheit und Humanität lieferten dem engherzigsten Bekehrungseifer des Ultramontanismus die Waffen in die Hand. Wir haben es vielfach erlebt, wie geschickt die Papstkirche und ihre eifrige Miliz, der Jesuitenorden, alle Zeitideen zu ergreifen und zu Gottes größerem Ruhme zu verwerthen weiß. Vor Allem liebte sie es, aus dem Freiheitsbegriff einen Schild für ihre Propaganda zu machen. Penn theilte mit dem Papismus die Abneigung gegen die anglikanische Staatskirche und ihren Uniformitätszwang; er bestärkte daher den König in dem Vorhaben, die gesetzliche Beschränkung durch die Idee der Gewissensfreiheit aufzuheben, dem Grundsatz religiöser Toleranz Geltung zu verschaffen: Marquis Posa hat im Drama Schillers vergebens auf den Knien den König Philipp II. beschworen; der starre Spanier wollte die kirchliche Uniformität nicht zersetzen lassen; William Penn war glücklicher: Jacob II. hatte ein Interesse, wenn die ihm feindliche Conformität gelöst ward, die Gedankenfreiheit schien ihm dazu die geeignetste Waffe, in die durchbrochene Stelle konnte dann der Jesuitismus seine Brecheisen einsetzen; die Fluthen des Romanismus konnten dann ungehindert eindringen.

Die neue Religionspolitik wurde zuerst in Schottland in Gang gesetzt, wo die souveräne Autorität des Königthums ein freieres Feld hatte. Am 17. Februar wurde im geheimen Rath zu Edinburg ein königlicher Erlaß verlesen und bald im ganzen Lande bekannt gemacht, worin den Katholiken und Quäkern kraft königlicher Machtvollkommenheit und Gnade Toleranz gewährt war. Sie sollten nicht allein ihre Religion ausüben, sondern auch bürgerliche und militärische Aemter bekleiden dürfen. Auch die gemäßigten Presbyterianer sollten dieser Rechte theilhaftig sein, die Covenanters dagegen nur auf Privatgottesdienst angewiesen bleiben. Selbst bei diesem berechneten Gnadenedikt konnte Jacob seinen Groll gegen die strengen Puritaner nicht unterdrücken. Einige Zeit nachher wurde eine Declaration ähnlichen Inhalts auch in London bekannt gemacht: Darin

Die Indulgenzerklärung.

17. Febr. 1687.

4. Apr. 1687.

wiederholte der Stuart sein schon oft gegebenes und oft gebrochenes Wort, daß er die Staatskirche in ihren Rechten und Besitzungen erhalten wolle, suspendirte dann alle Strafgesetze in Religionssachen, da er nicht wolle, daß den Gewissen seiner Unterthanen Gewalt angethan werde, und erklärte, daß zur Erlangung bürgerlicher und militärischer Aemter keine Eidesleistung nothwendig sei. Dies war die berühmte Indulgenzerklärung, durch welche Jacob, kraft seiner königlichen Prärogative mit einem Federstrich alle Statuten vernichtete, welche das volle Staatsbürgerrecht an den Testeid und an den Eid der Treue und des Supremats banden. Er gedachte der monarchischen Autorität einen höhern Schwung zu geben, wenn er den königlichen Dienst und die Pflicht des Gehorsams als das erste Gesetz hinstellte, das durch kein anderes Gesetz beschränkt werden könne. Mit welcher Genugthuung empfing er die Dankadressen seiner römisch-katholischen Glaubensgenossen, die zum Theil dem höchsten Adel angehörten! Auch die Anabaptisten, die Quäker, die Congregationalisten oder Independenten und selbst die Presbyterianer ließen sich herbei, dem König für das hohe Gut der Gewissensfreiheit zu danken. Er versprach, die Indulgenz durch ein Gesetz so zu befestigen, daß das künftige Zeitalter sie nicht wieder umstoßen könne. Am Hof wurde es Mode, Quäker und Dissenters mit Aufmerksamkeit zu behandeln; Toleranz und Gewissensfreiheit waren die Schlagwörter des Tages. Vielverfolgte Antagonisten der Staatskirche, wie Baxter, Howe, Bunyan wurden aus der Gefangenschaft befreit, in der sie so lange geschmachtet; sie durften am offenen Tag ihre Gläubigen um sich versammeln. Aber es war als ob das Feuer der Begeisterung erloschen sei, seitdem sie nicht mehr gegen den Antichrist und die babylonische Hure predigen durften.

Der päpstliche Nuntius bei Hof.

Die Indulgenzerklärung konnte als die praktische Geltendmachung des Grundsatzes angesehen werden, daß der König über dem Gesetze stehe. Darum wurden jetzt alle Hebel angewendet, dieses Prinzip in das englische Staatsleben einzuführen. Unter der Maske der Toleranz sollte den Katholiken der Zugang zu den Staats- und Lehrämtern und in die beiden Häuser des Parlaments geöffnet, und auf diese Weise unter Beihülfe des katholisch-absolutistischen Königs und einer nach seinem Sinne zusammengesetzten Regierung allmählich das Brandmal des Schisma von der britischen Nation abgewischt werden. Der feierliche Empfang des zum Erzbischof in partibus und zum Nuntius erhobenen päpstlichen Botschafters Monsignor d'Adda, eines feinen gewandten Mannes von gefälligen Manieren, durch den König, die Königin und die Spitzen des Hofes und des Cabinets in dem Prunksaale von Whitehall war der erste Schritt zur Verwirklichung des weit angelegten Planes. Nach den Gesetzen durfte kein päpstlicher Abgesandter das Land betreten; und nun sahen die Bewohner von London, die massenhaft zu dem neuen Schauspiel herbeigeströmt waren und alle Fenster der umliegenden Häuser besetzt hatten, den priesterlichen Diplomaten mit einer langen Reihe sechsspänniger Carossen seine Auffahrt zur königlichen Audienz machen.

Anfang Juli 1687.

Da der erste Kammerherr, der Herzog von Somerset aus dem alten reformatorischgesinnten Hause der Seymours, seine Dienste bei dieser ungesetzlichen Ceremonie verweigerte, wurde er von seinem Hofamte entfernt und der katholische Herzog von Grafton, einer der natürlichen Söhne Karls II. zu der Stelle ernannt.

Die Hauptsorge des Königs war nun darauf gerichtet, unter dem Schilde der Parität in alle Corporationen und Regierungsstellen offene oder heimliche Katholiken oder Renegaten einzuführen, um die geschlossene Phalanx des Episcopalismus zu durchbrechen und zu zersetzen; daß dabei des äußeren Scheines halber auch Presbyterianer und protestantische Dissenters berücksichtigt werden mußten, ließ sich zu seinem Leidwesen nicht ändern. Die städtischen Magistratsstellen, die früher durch einen willkürlichen Regierungsakt ausschließlich in die Hände der Tories gelegt worden, wurden jetzt nach demselben Verfahren in entgegengesetzter Richtung umgestaltet. Eine eigene Commission von sechs Mitgliedern, unter denen Jeffreys, der nunmehr offen zur römischen Kirche bekehrte Sunderland und der irische Katholik Butler die größte Autorität besaßen, wurde eingesetzt, um eine Regulirung der Municipalitäten vorzunehmen, durch welche an Stelle der Tories und Episcopalisten entschiedene Anhänger der Indulgenz und Nonconformisten in den Communen das Regiment erhalten sollten. Demgemäß wurde aus den Aldermencollegien, aus den städtischen Aemtern, aus der Verwaltung der Zünfte eine große Anzahl von Mitgliedern ausgeschlossen, welche als standhafte Bekenner der Staatskirche sich gegen die Indulgenzerklärung und den Grundsatz der Gewissensfreiheit ausgesprochen hatten. Auf einer Reise nach den westlichen Grafschaften, als die leidende Königin die Bäder in Bath gebrauchen sollte, zeigte sich Jacob besonders huldvoll gegen die puritanischen Dissenters; er schien es ganz vergessen zu haben, daß sie vor zwei Jahren zu den eifrigsten Anhängern des Herzogs von Monmouth gehört hatten. In Bristol und in andern Städten ließ er sich versprechen, daß in das nächste Parlament nur Deputirte gewählt werden sollten, welche für die Abschaffung der Eidesleistung und für Religionsfreiheit stimmen würden. Seine Absicht war, das Unterhaus, das trotz seines torystischen Charakters an der Uniformität und an der parlamentarischen Verfassung festhielt, nach Verlauf der Vertagungsfrist aufzulösen und neue Wahlen anzuordnen, wobei auch die Nonconformisten auf Grund der bürgerlichen Gleichberechtigung Sitz und Stimme erhalten sollten. Bei den Lords gedachte er die antiepiscopalen Elemente durch neue Peersernennungen zu vermehren. Zu dem Zweck strengte die Regierung alle Kräfte an, die öffentliche Meinung für das neue System zu bearbeiten: nicht nur daß, wie erwähnt, die städtischen Municipalitäten, die gleichsam „die Ringe der Opposition" im ganzen Lande bildeten, durch dissentirende Mitglieder zersetzt wurden; auch die Friedensrichter, die Sheriffs, die Lordlieutenants in den Grafschaften wurden aufgefordert, für die Abschaffung der Eide und der Strafbestimmungen zu wirken;

Die Propaganda für Gewissensfreiheit

ſtandhafte Anhänger der Uniformitätsgeſetze mußten gefügigeren Männern weichen. Die Liſten der Sheriffs wurden in der Art verändert, daß zwei Drittel aus Katholiken und Diſſenters und nur ein Drittel aus Bekennern der Episcopalkirche beſtanden. Jacob betrieb die Agitation wie eine perſönliche Angelegenheit; er reiſte in den Städten und Grafſchaften umher, um für die Idee der Gewiſſensfreiheit Propaganda zu machen. Nur ſolche Beamte ſollten geduldet werden, welche ſich bereit erklärten, bei den bevorſtehenden Wahlen im Sinne der Indulgenz zu wirken oder, falls ſie ſelbſt gewählt würden, mit der Regierung zu ſtimmen. Von den Lordlieutenants in den Grafſchaften, die den angeſehenſten Adelsgeſchlechtern angehörten, wurden ſechszehn ihrer Stellen beraubt und durch Männer erſetzt, die großentheils der katholiſchen Kirche anhingen. Es war eine eigenthümliche Erſcheinung, die zwei Quäkerhäupter Penn und Barclay an des Königs Seite zu ſehen, um als Secundanten eines fanatiſchen Fürſten die Fahne der Menſchenrechte, der Toleranz, der Gewiſſensfreiheit für ultramontane Zwecke hoch zu halten.

Die Lehrfreiheit und die hochkirchlichen Univerſitäten.

Neben der Communalverwaltung und den Beamten der Grafſchaften waren beſonders die Univerſitäten Oxford und Cambridge der Gegenſtand des königlichen Reformeifers. Wir kennen den conſervativen Charakter der beiden Hochſchulen; zu allen Zeiten ſtanden ſie auf der Seite der Stabilität und des Rückſchritts; die toryſtiſchen Anſichten hatten in den Oxforder Gelehrten ihre ſchärfſten Vorkämpfer. Jacob hatte nicht ſo ganz Unrecht, wenn er behauptete, „es gebe daſelbſt viele geheime Katholiken, denen man nur Luft machen müſſe, um gegen die alleinherrſchende epiſcopale Doctrin einen Gegenſatz in den großen Lehranſtalten hervorzurufen". Er ſuchte daher kraft ſeines Dispenſationsrechts in die Collegien mehrere katholiſche Mitglieder zu bringen und ernannte einen heimlichen Papiſten zum Präſidenten im Magdalenen-College. Als er dabei auf Widerſtand ſtieß, benutzte er die geiſtliche Commiſſion, um die Unfolgſamen durch Amtsentſetzung zu beſtrafen. Sie wieſen den Vorwurf des Ungehorſams zurück, denn wer die von den Königen beſtätigten kirchlichen und bürgerlichen Geſetze beobachte, ſei dem König gehorſam; aber dieſe Anſchauung hatte damals ihre Berechtigung verloren; der neue Inquiſitionshof enthob die Mitglieder des Magdalenen-Collegiums ihrer Functionen. Die hochkirchlichen Männer wollten ſich nicht zu dem Grundſatz einer von der religiöſen Conſeſſion unabhängigen Lehrfreiheit bekennen, zu welchem William Penn ſie zu bekehren ſuchte.

Haltung Wilhelms v. Oranien.

Der König ſcheint es für möglich gehalten zu haben, durch Beherrſchung und Beeinfluſſung der Wahlen ein Parlament zu Stande zu bringen, das auf ſeine Intentionen einging. Allein was half es, wenn während ſeines Lebens die Pönalgeſetze und die religiöſen Eidesleiſtungen wegfielen, nach ſeinem Tode aber unter einem proteſtantiſchen Nachfolger Alles wieder in den früheren Zuſtand zurückgeführt ward? Denn noch immer war die Königin ohne Kinder. Nur wenn für alle Zukunft das Geſetz der Gleichberechtigung der Confeſſionen geſichert war, konnte Jacobs Abſicht erreicht werden. Darum war er aufs Eifrigſte bemüht, ſeine Tochter und ſeinen Schwiegerſohn, denen das nächſte Anrecht auf

die Erbfolge zustand, für seine Ideen zu gewinnen. Er forderte mit gebieterischem Nachdruck ihren Beitritt und war sehr erzürnt, als er auf Widerstand stieß. Mit heftigen Worten führte er dem Bevollmächtigten des Generalcapitäns der niederländischen Republik, Dijkvelt zu Gemüthe, daß der Testeid einst zur Beschränkung des Königthums angeordnet worden sei, daß durch die Indulgenz die Autorität der Krone wachse; nimmermehr werde er gestatten, daß man Die, so der alten und wahren Religion getreu geblieben, zurücksetze und Solche begünstige, welche die Religion, zu der er selbst sich bekenne, für irrthümlich, abergläubisch und götzendienerisch erklärten. William Penn wurde nach dem Haag geschickt, um das statthalterische Ehepaar zu besserer Einsicht zu bringen; aber der Oranier, der von seinem Gesandten über die öffentliche Meinung in Kenntniß gehalten ward, der mit mehreren Häuptern des malcontenten Adels, wie Bedford, wie die beiden Clarendons, wie die Lords Nottingham, Shrewsbury, Danby, Dorset u. a. in vertraulichem Verkehr stand, dem sogar Lady Sunderland, die andere Ansichten hegte als ihr Gemahl, die Politik des Hofes in geheimen Briefen an Wilhelm's Vertrauten Bentink mittheilte, ließ sich zu keiner Erklärung im Sinne des königlichen Schwiegervaters fortreißen. Der kluge Oranier wollte sich nicht überzeugen lassen, daß mit der Indulgenzerklärung in England ein goldenes Zeitalter religiöser Freiheit angebrochen sei, daß die Idee einer allgemeinen Toleranz und Gewissensfreiheit, die als Fundamentalgesetz den künftigen Königen Englands auferlegt werden sollte, wirklich aufrichtig gemeint sei. Er sah darin weiter nichts als eine versteckte Kriegsführung gegen die anglicanische Staatskirche.

Jacob war sehr gereizt über den hartnäckigen Unglauben seines Schwiegersohnes; er meinte, Gilbert Burnet, der berühmte Historiker der englischen Reformation, der sich vor dem Unwillen Jacobs über seine Darstellung nach dem Haag geflüchtet hatte, sei der Urheber des Mißtrauens und der Antipathie; er drang auf dessen Entfernung; aber Wilhelm wollte den Rath und die Dienste des beredten und verständigen Mannes nicht missen; er behielt denselben in seiner Nähe, obwohl er selbst als strenger Calvinist keineswegs mit dessen episcopalistischen Ansichten in Allem einverstanden war, und setzte seinen Verkehr mit den Unzufriedenen fort, die in ihm den Retter und Befreier aus den Nöthen der Zeit erblickten. Selbst die Prinzessin Anna und Lord Churchill versicherten ihn ihrer Sympathien und ihrer Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben. Ein von dem Rathspensionär Fagel verfaßter offener Brief, der im Namen Marias und Wilhelms die Erklärung enthielt, daß sie niemals in die Aufhebung der Testakte willigen würden, da bei der herrschenden Richtung des Königs Schutzmaßregeln für die Erhaltung der anglicanischen Kirche unentbehrlich seien, wurde schnell im ganzen Lande verbreitet und reizte Jacob noch mehr zum Zorn. Aug. 1687.

Am 2. Juli 1687 sprach Jacob II. die Auflösung des Parlaments aus; aber erst am 27. November des folgenden Jahres sollte das neue sich in Westminster versammeln. Bis dahin hoffte er durch die Regulirung der Municipalitäten und durch die Verführungen, Einschüchterungen, Absetzungen der Sheriffs und Beamten in den Grafschaften es dahin zu bringen, daß die Mehrheit des Unterhauses für die Abschaffung der Zwangsgesetze stimmen würde. Im Ober- Tendenzpolitik im Innern.

hauſe gedachte er durch neue Ernennungen ſeinen Zweck zu erreichen. Das Uebrige, meinte Sunderland, würde die in Weſtminſter aufgeſtellte königliche Garde vollbringen. Mittlerweile fuhr er fort, die nach ſeiner Meinung dem Königthum eigenthümlich anhaftende Autorität, die Prärogative der Krone in ſolcher Ausdehnung zu gebrauchen, daß das Parlament bei ſeinem Zuſammentritte einen Zuſtand vorfände, den es nur einfach durch die förmliche Abſchaffung der entgegenſtehenden Akte zu beſtätigen hätte. Wie in Frankreich ſollte das Parlament nicht neben ſondern unter dem ſouveränen Königthum ſtehen, ein Inſtitut in dem monarchiſchen Staatsorganismus bilden, das von dem legitimen Oberhaupte ſeine Richtſchnur empfangen und zur Anwendung bringen ſollte. Hatte man doch Mittel zur Verfügung, die jeden Widerſtand wegzuräumen im Stande waren. Der geheime Rath, in dem nunmehr der Jeſuit Petre und der von ihm convertirte Sunderland das entſcheidende Wort führten und worin man merkwürdiger Weiſe auch den Sohn des hingerichteten Anabaptiſten und Republikaners Henry Vane aufgenommen hatte, ging ganz in die Tendenzen des Königs ein; einige auserwählte Mitglieder wurden zu der katholiſchen Hofcamarilla beigezogen, in welcher die zu ergreifenden Maßregeln berathen wurden.*) Von dem Richtercollegium der Kingsbench, welches Jeffreys ſo geſchickt zuſammengeſetzt hatte, daß es ein willfähriges Inſtrument des Abſolutismus war, konnte man ſtets Gutachten und Rechtsentſcheide für alle königlichen Anordnungen erlangen; denn nach dem Diſpenſationsrecht war ja der König über die beſtehenden Geſetze erhaben. — Die neue hohe Commiſſion, die ſich in dem Verfahren gegen den Biſchof von London ſo ſehr bewährt hatte, konnte immerfort gegen widerſpenſtige Geiſtliche der Episcopalkirche gebraucht werden. Und war denn nicht, wenn alle Hebel verſagen ſollten, Ludwig XIV. ein Helfer in der Noth? Auf dieſen Beiſtand konnte der König um ſo ſicherer rechnen, als die continentale Politik damals den franzöſiſchen Monarchen in eine feindliche Stellung zu dem Statthalter ſetzte, gegen welchen auch Jacobs Eiferſucht und Mißtrauen in erſter Linie gerichtet war.

Der König und die Biſchöfe.

Wir wiſſen, wie ſehr Jacob über die Gegenwart hinaus in die Zukunft ſchaute. Sollte der katholiſchen Kirche für alle Zeiten eine ehrenvolle Exiſtenz oder dominirende Stellung geſichert ſein, ſo mußte nicht nur die anglicaniſche Staatskirche aus ihrer ausſchließlichen Herrſchaft gedrängt, nicht nur die gegen die Nonconformiſten aufgerichtete Barriere auf legalem Wege beſeitigt werden; auch

*) Der ehrgeizige Jeſuit Petre trachtete nach der Würde eines Cardinals, um in England die Rolle der beiden franzöſiſchen Miniſter zu ſpielen. Vielleicht konnte er auch den erzbiſchöflichen Stuhl von Canterbury erlangen und dann im Bunde mit dem König an der Convertirung Englands um ſo erfolgreicher wirken. Schon war der engliſche Geſandte Caſtelmain in Rom bemüht, die zur Uebernahme kirchlicher Würden den Mitgliedern der Geſellſchaft Jeſu erforderliche päpſtliche Dispenſation zu erlangen. Aber durch die Abneigung des Papſtes Innocenz XI. gegen die Herrſchſucht und das ambitiöſe Treiben des Ordens und durch das anmaßende und taktloſe Auftreten des Engländers wurde der Plan vereitelt.

von dem Throne sollte der Katholicismus dauernd Besitz nehmen. Denn seit einiger Zeit sprach man davon, daß sich die Königin in gesegneten Umständen befände. Das Volk war ungläubig; man meinte, es sei eine Wiederholung des Falles von Maria Tudor. Der König aber war nun um so eifriger bedacht, den Testeid wegzuschaffen, damit nicht wieder eine Agitation für die Ausschließung eines katholischen Thronfolgers ins Leben treten oder eine protestantische Vormundschaft unter dem Schilde der Landesgesetze eine Erziehung nach dem Bekenntniß der Staatskirche vornehmen könne. Die Indulgenzerklärung wurde von Neuem verkündigt und zwar mit dem Zusatz, daß sie in allen Kirchen zur Zeit 4. Mai 1688.
des Gottesdienstes verlesen werden solle. Petre hatte im geheimen Rathe den Befehl durchgesetzt, um die Prälaten zu entehren oder zu verderben. Und in der That kam nun die anglicanische Geistlichkeit in eine schwierige Lage: sollte sie durch Folgsamkeit eine Maßregel gutheißen, die gegen sie selbst gerichtet war, oder durch Widerspruch sich eines Ungehorsams gegen König und Obrigkeit schuldig machen? Der Erzbischof Sancroft, ein gemäßigter Mann von tiefem religiösen Gefühl und durchdrungen von der Wahrheit seiner Kirche, ging mit einigen Bischöfen zu Rathe, wie sie sich gegenüber der zweischneidigen Anordnung verhalten wollten. Auch Henry Clarendon, ein eben so aufrichtiger Anhänger des Königthums als strenger Gegner der katholisch-nonconformistischen Tendenzen des Stuart, wohnte der Berathung in Lambeth-House bei. Man einigte sich zu 12. Mai.
dem Beschluß, daß die Indulgenzerklärung nicht verlesen werden sollte. Um aber einen offenen Akt des Ungehorsams zu vermeiden, wollten sie den König selbst durch eine Adresse um Zurücknahme des Gebotes ersuchen. Diese Adresse wurde sechs Tage später in einer großen geistlichen Conferenz, zu welcher sich die ge- 18. Mai.
lehrtesten und angesehensten Prälaten einfanden, wie die Bischöfe Kenn von Bath und Wells, Trelawney von Bristol, die Deans, Tillotson, Stillingfleet, Tennison u. a. berathen und entworfen. Zur Rechtfertigung ihres Schrittes führten sie den seitdem in allen Verfassungsstaaten gültigen Grundsatz an, daß alles Gesetzwidrige, das in des Monarchen Namen angeordnet werde, nicht ihm, sondern seinen Ministern und Räthen zur Last falle; daß es somit gestattet sei, von einem Erlaß des geheimen Raths an den König selbst zu recurriren. Als die Adresse, worin die Prälaten neben der Betheuerung ihrer loyalen Gesinnung die Bitte aussprachen, der König möge den Befehl der Verlesung der Declaration in den Kirchen zurücknehmen, ausgestellt und unterzeichnet war, wurden sieben Bischöfe gewählt, welche das Schriftstück dem König überreichen sollten. Der Erzbischof war nicht in der Zahl, weil ihm wegen seiner Weigerung den Sitzungen der hohen Commission beizuwohnen der Hof untersagt war, auch nicht Compton, der suspendirte Bischof von London, obwohl er der Versammlung angewohnt hatte. Der König gewährte die erbetene Audienz; er mochte glauben, daß die Kirchenmänner ihm 20. Mai 1688.
einige demüthige Vorstellungen machen wollten. Aber wie erstaunte er, als er beim Durchlesen der Bittschrift eine Protestation fand, als das Recht der Decla-

ration angezweifelt war, weil das Parlament sich früher dagegen ausgesprochen! Er gab den Ueberbringern einen höchst ungnädigen Bescheid: das heiße die Fahne der Rebellion erheben; „das Recht der Dispensation hat mir Gott verliehen", rief er, „ich werde es mir nicht entreißen lassen". Die Bischöfe wurden indessen nicht eingeschüchtert; sie beriefen sich auf das apostolische Wort, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Mit dem Ausruf: „Gottes Wille geschehe!" verließen sie das Schloß. Noch an demselben Tag war die Adresse, durch den Druck verbreitet, in der ganzen Stadt bekannt. Die befohlene Verkündigung unterblieb; wo sie versucht wurde, verließ die Gemeinde die Kirche.

Die Prälaten nach dem Tower.

Es war ein entscheidender Schritt: Die englische Kirche, ihrer ganzen Idee nach mit der Krone aufs Innigste verbunden, nahm jetzt Stellung auf der Opposition gegen den König, warf sich zum Beschützer der Landesgesetze gegen die königliche Prärogative auf. Es läßt sich denken, welche Aufregung dadurch hervorgerufen ward. In einer Menge von Flugschriften wurde der Fall erörtert und je nach dem Parteistandpunkte verworfen oder gebilligt. Bleibt der Testeid in Geltung, sagten die Einen, so wird ein großer Theil der Nation um der Religion willen in seinen angebornen bürgerlichen Rechten verkürzt, von aller Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen. Seit wann gehört es denn zu der Prärogative der Krone, eigenmächtig von Gesetzen zu dispensiren? fragten die Andern; die legislative Gewalt ruhe in dem König und den beiden Häusern, das Recht der Suspendirung sei nur ein Theil dieser Gewalt. Die wahre Loyalität bestehe in der Beobachtung der Gesetze. In einem vielverbreiteten Flugblatt hieß es: „Wenn wir die Erklärung verlesen, so fallen wir, um niemals wieder aufzustehen. Wir fallen unbemitleidet und verachtet, unter den Flüchen der Nation." Selbst die Häupter der Camarilla, Pater Petre und Sunderland wurden betroffen über den Widerstand einer Priesterschaft, die seit mehr als einem Jahrhundert die wichtigste Stütze des Thrones gewesen war; man zog in Erwägung, ob man es nicht mit einer Rüge sollte bewenden lassen. Allein des Königs Hochmuth und Starrsinn gab sich damit nicht zufrieden: würde es denn nicht den Schein gewinnen, als ob er seiner eigenen Sache mißtraue, von der Legalität seines Dispensationsrechts nicht völlig überzeugt sei? So wurde denn der Beschluß gefaßt, die Ueberbringer der Adresse bei demselben Gerichte zu verklagen, welches einst die Rechtsbeständigkeit der Dispensation anerkannt hatte, und zwar auf Grund des Inhalts der Adresse: „In Form einer Petition hätten sie unerlaubter und boshafter Weise ein falsches und empörerisches Libell überreicht und dann veröffentlicht, zur Verachtung des Königs, gegen die Gesetze des Reichs und den öffentlichen Frieden." Demgemäß wurden die sieben Bischöfe zu einem
8. Juni 1688. Verhör vor König und geheimen Rath vorgeladen, und da sie bei ihren Worten beharrten, ein Gerichtstag zur weiteren Verhandlung festgesetzt. Da sie als Peers keine Bürgschaft stellen wollten, wurden sie bis zu dem bestimmten Termin in den Tower abgeführt. Beim Einsteigen in die Barke und während der Fahrt

auf der Themse wurde ihnen eine begeisterte Verehrung erwiesen. Die Menge betrachtete sie als religiöse und politische Märtyrer; Alles warf sich auf die Knie und erflehte ihren Segen. „Es war der Augenblick, in welchem das Bischofthum gleichsam seinen Bund mit der Bevölkerung von London schloß.“ Auch während ihrer Gefangenschaft empfingen die Prälaten von allen Seiten Beweise der innigsten Theilnahme und Hochachtung. Während der Commandant des Towers, der Renegat Sir Edward Hales sich sehr unfreundlich zeigte, fuhren die ersten Adelshäupter, Tories wie Whigs zu der Festung, um sich nach dem Befinden der Gefangenen zu erkundigen.

Zwei Tage darauf wurde die Königin, früher als man erwartet hatte, im Palaste St. James von einem Knaben entbunden. Hatte schon vorher das Volk die Schwangerschaft und bevorstehende Niederkunft der „Este“ mit ironischem Unglauben aufgenommen, so wurde dieser Unglaube noch vermehrt, als verlautete, daß mehrere Personen, deren Anwesenheit erforderlich gewesen wäre, um die Geburt eines Thronerben vollgültig zu bezeugen, wie die Prinzessin Anna, wie der Erzbischof Sancroft, wie die beiden Hydes, wie der Vertreter Oraniens, nicht zugegen gewesen. Es verbreitete sich das Gerücht, die Hoffnung sei schon vor Monaten fehlgeschlagen; man habe der Königin, die plötzlich in der Nacht von Whitehall nach dem kühleren St. James Palast überführt worden, ein anderes neugebornes Kind in das Bett getragen. Diese Behauptung entbehrte jeder Stütze, in der Folge hat Niemand an der Echtheit gezweifelt; aber in jenen Tagen der Aufregung und des Mißtrauens fand Alles Glauben, was zum Nachtheil des königlichen Hauses ausgesagt ward. Noch an demselben Tage brachte der päpstliche Nuntius dem hocherfreuten König seine Glückwünsche dar; der heilige Vater selbst ward zum Pathen ausersehen. Auch der französische Gesandte säumte nicht mit seinen Freudenbezeugungen: Jacob umarmte ihn, empfahl das Kind dem Schutze Ludwigs und entließ ihn mit den Worten: „Ich hoffe, wir werden noch große Dinge für die Religion ausrichten.“

Entbindung der Königin 10. Juni 1688.

Wohlmeinende Rathgeber empfahlen dem König, das frohe Familienereigniß zu einem Akt der Gnade für die Prälaten zu benutzen; allein Jacob beharrte bei seinem Vorhaben. Gerade jetzt schien ihm die Durchführung seines monarchischen Prinzips für die Zukunft des Thronerben um so nothwendiger. So nahm denn die große politisch-juridische Action vor der Kingsbench ihren Anfang. Auf beiden Seiten waren die geschicktesten und erfahrensten Rechtsanwälte bemüht, ihre Ansichten zur Geltung zu bringen; dabei bot sich die merkwürdige Erscheinung dar, daß die Vertheidiger der Bischöfe der Torypartei angehörten, während die Sache des Königs von einem Mann geführt ward, William Williams, der früher als Sprecher des Unterhauses auf der äußersten Opposition gestanden und die Ausschließungsakte betrieben, dann aber als Preis seiner politischen Bekehrung die Stelle eines Generalprocurators erhalten hatte. Der Kampf war heiß; die Geschwornen blieben die ganze Nacht hindurch im Gerichtsgebäude.

Die Bischöfe vor Gericht. 29. Juni 1688.

Am folgenden Tag erkannten sie auf Nichtschuldig. Selbst die Richter konnten nicht leugnen, daß durch die Aufrechterhaltung des Dispensationsrechts das Wesen der legislativen Gewalt der Krone zufallen würde, daß der Widerstand der Bischöfe gegen den obrigkeitlichen Befehl auf einem Conflikt der Prärogative mit der zu Recht bestehenden Staatskirche beruhe, der nur durch ein Parlament seinen vollgültigen Ausgleich finden könne.

Die Stimmung.

Die Freisprechung der Angeklagten wurde wie ein Siegesfest mit Glockengeläute, mit Frohlocken und Glückwünschen, mit nächtlichen Freudenflammen gefeiert; bis in die Gemächer von Whitehall drangen die Jubeltöne des Volks. Aber Jacob verharrte auf seinem Sinn: die Richter, die sich für die Bischöfe ausgesprochen, erfuhren seine Ungnade; nur die Schmeichelreden der Camarilla, welche die Geburt eines Thronerben für ein Zeichen erklärten, daß Gott ihre Gebete erhört und dem Katholicismus ein Pfand des Fortbestehens für alle Zukunft gegeben, waren nach seinem Sinn und Herzen. Die Gegenpartei und die ganze protestantische Nation erkannte jedoch in der Geburt eines Prinzen von Wales das verhängnißvollste Ereigniß; das zerschnitt die Hoffnungen, womit man sich bisher getröstet, daß bei dem Tode des Königs eine protestantische Thronfolge eintreten und das Reich von der Gefahr einer absolutistisch-papistischen Unterdrückung befreien würde, und stellte dem englischen Volke ein langes Elend unter monarchisch-klerikalem Despotismus vor Augen. Es war natürlich, daß der Gedanke der Selbsthülfe immer mehr Wurzel faßte, daß der Plan, sich mit den noch vorhandenen gesetzlichen Kräften von dem unerträglichen Joch des Gewissenszwanges, der Rechtsverletzung, des Fremdeneinflusses zu befreien, in alle Stände eindrang.

9. Die Revolution vom Jahr 1688.

a. Die Landung Wilhelms von Oranien in England.

Wilhelm von Oranien u. die protest. Politik.

Um dieselbe Zeit bereiteten sich wichtige Dinge auf dem Continente vor. Wir werden bald erfahren, daß die europäischen Mächte zur Wahrung des politischen Gleichgewichts gegenüber der Vergrößerungssucht Ludwigs XIV. zu einem großen Bündniß zusammentraten. Wilhelm von Oranien und die vereinigten Niederlande waren dabei vor Allem thätig. Selbst Papst Innocenz XI., damals in Hader mit dem französischen Machthaber, begünstigte die Coalition. Die Besetzung des fürstbischöflichen Stuhles von Köln gab den Hauptanstoß zu einer neuen allgemeinen Schilderhebung. In diesem kritischen Zeitpunkte suchte der französische Monarch den ihm so sehr ergebenen König von England ganz auf seine Seite zu ziehen, und Jacob II., der weder für das europäische Gleichgewicht, noch für die politischen Interessen des britischen Reiches Sinn hatte, der nur seinen persönlichen Gefühlen und seinen religiösen Vorurtheilen folgte, ging gänzlich auf dessen Wünsche und Pläne ein, zumal da beide in dem Widerwillen gegen den Oranier und den protestantischen Freistaat übereinstimmten.

Auf Ludwigs Betreiben kreuzte eine englische Flotte, von Frankreich unterstützt in den Gewässern der Nordsee, um die Holländer abzuhalten, den Schweden gegen den französischen Schützling Christian V. von Dänemark Hülfe zu leisten. Schon vorher hatte Jacob II. an die sechs britischen Regimenter, die seit zehn Jahren in holländischen Diensten gestanden, den Befehl ergehen lassen nach England zurückzukehren. Allein nur sechs und dreißig Offiziere und wenige Gemeine leisteten Folge, die übrigen verblieben in den Niederlanden. Der Grundsatz, daß jeder freigeborne Mann das Recht habe, Kriegsdienste zu nehmen, wo er wolle, leuchtete ihnen mehr ein als die Pflicht des Unterthanenbandes, welche der englische Gesandte geltend machte. Ueberall herrschte die Ansicht, bei dem neuen Krieg, zu dem sich die beiden katholischen Potentaten von Frankreich und England vereinigt die Hand reichten, sei es auf die Vernichtung der protestantischen Religion im nordwestlichen Europa abgesehen. Beide Nationen hatten daher das gemeinschaftliche Interesse, den feindseligen Absichten der verbündeten Fürsten mit aller Kraft und Energie entgegenzutreten, ehe ihre Unternehmungen vollständig zur Ausführung gekommen sein würden. Und wer war dazu ein geeigneterer Bannerträger als Wilhelm von Oranien, der einst die Niederlande aus der Noth gerettet, auf den die englischen Patrioten schon seit Jahren ihre Hoffnung gesetzt, in dessen Residenzstadt Haag Schaaren von Emigranten aus allen Ständen weilten? Wenn früher die Bekenner der anglicanischen Kirche mit einigem Rückhalt auf den streng calvinistischen Fürsten geblickt hatten, welcher an die Prädestination glaubte und den Ceremoniendienst der englischen Kirche mißbilligte, so hatte sich jede Besorgniß verloren, seitdem es der Beredsamkeit Burnets gelungen war, denselben von der Nothwendigkeit der parlamentarischen Verfassung und der damit verbundenen bischöflichen Staatskirche zu überzeugen. Burnet war der Repräsentant der latitudinarischen Kirchenideen, die damals im Gegensatz zu den katholisirenden Tendenzen des Königs in den englischen Klerus und in die hochkirchlichen Kreise eingedrungen waren: angesichts der von der katholischen Propaganda drohenden Gefahr zeigten die Episcopalen größere Hinneigung zu den reformatorischen Kirchen des Continents und den ihnen verwandten Nonconformisten in England. Um namentlich gegenüber den calvinischen Presbyterianern der Schein-Toleranz des ultramontanen Stuart das Gegengewicht zu halten, wurde ihnen in Flugschriften und Gesprächen eine Ermäßigung der Uniformitätsgesetze in Aussicht gestellt, sobald die Gefahr vor der römisch-katholischen Reaction verschwunden sein würde. Es war eine durch die gemeinsame Noth gebotene Handreichung der Episcopalen und Calvinisten zu einem friedfertigen Zusammenleben unter einem Bekenner der Genfer Kirche.

Wilhelm und Maria.

Diese friedfertige und einträchtige Gesinnung mußte zuerst bei dem fürstlichen Ehepaar selbst geweckt und gefestigt werden, und auch dies gelang dem gemäßigten Kirchenmann Burnet. Der Prinz hatte Zweifel geäußert, ob das Recht der Thronfolge seiner Gattin auch auf ihn übertragen werden würde; sein männlicher Stolz verabscheute den

Gedanken, daß er dereinſt nur als Gemahl der Königin angeſehen und behandelt werden möchte. Dieſen Argwohn erſtickte das liebevolle Gemüth Marias und die geſchickte Vermittelung Burnets. Sie gab dem geiſtlichen Herrn, der viel bei ihr galt, die Antwort, wenn ihr Gemahl das Gebot der Heil. Schrift befolge: „Männer, liebet eure Frauen", ſo werde ſie auch das andere halten: „Frauen, gehorchet euren Männern in allen Dingen". Mit dieſer Erklärung, die ſie dem Gatten ſelbſt mittheilte, verſchwand aus Wilhelms Herzen das bittere Gefühl, das manchmal ſein eheliches Glück getrübt hatte.

Die nationale Partei u. Wilhelm v. Oranien.

Aber alle dieſe Ausſichten und Pläne ſchienen für immer zerronnen, als die Nachricht von der Geburt eines männlichen Thronerben im Haag anlangte. Und doch gab gerade dieſes Ereigniß den Anſtoß, daß das Ziel früher erreicht wurde, als nach dem natürlichen Laufe der Dinge erwartet werden konnte. Nur wenige Menſchen in ganz England glaubten an die Echtheit des Prinzen von Wales. Durch einen Staatsſtreich der Camarilla ſei der Akt in Scene geſetzt worden, um die katholiſche Herrſchaft für alle Zukunft zu ſichern. Und nun ſuche man durch unerhörte Gewaltmaßregeln, Wahlbeherrſchung, Beſtechung, durch alle ſchlechten und ungeſetzlichen Mittel und Wege ein fügſames willfähriges Parlament zuſammenzubringen, das dieſem Wechſelbalg den Stempel der Legitimität aufprägen und die Nachfolge auf dem engliſchen Throne ſichern ſolle. Eine ſolche Schmach könne die Nation nicht auf ſich laden laſſen. Die Lehre von der Unzuläſſigkeit jedes Widerſtandes, die einſt im royaliſtiſchen Eifer und im Abſcheu gegen die überwundene Republik von den Conſervativen und Hochkirchlichen aller Stände aufgeſtellt worden war, hatte mehr und mehr ihre Geltung verloren: ſelbſt in den Reihen der Tories und der Geiſtlichkeit wurde die Aufrechthaltung der parlamentariſchen Rechte und der Landeskirche gegenüber einer tyranniſchen Staatsgewalt als heilige Pflicht, als berechtigte Handlung jedes vaterländiſchgeſinnten Mannes hingeſtellt. Die Unzufriedenheit war ſo allgemein, daß eine nationale Erhebung auf ſicheren Erfolg rechnen konnte; aber wie ſollte dieſelbe ins Leben gerufen werden? Man hatte noch nicht den tragiſchen Untergang von Monmouth und Argyle vergeſſen. Eine königliche Flotte kreuzte in der Nordſee; Ludwig XIV. konnte dem Bundesgenoſſen zu Hülfe kommen, in Irland hatte Tyreonnel ein zahlreiches Heer zu Jacobs Verfügung. Man mußte alſo vorſichtig zu Werke gehen. Da kam es nun den Patrioten zu Statten, daß ſchon ſeit mehr als einem Jahre die Fäden vertraulicher Verbindungen zwiſchen ihnen und dem oraniſchen Fürſtenpaar angeknüpft waren, daß eine Menge von ausgewanderten Engländern in Holland weilten und den Verkehr zwiſchen beiden Ländern lebendig erhielten; daß die politiſche Zeitlage ein inniges Zuſammengehen der Generalſtaaten und ihres Generalcapitäns nothwendig machte; daß die Verfolgung der Hugenotten die ganze proteſtantiſche Welt in Aufregung und Erbitterung gegen die römiſch-katholiſche Religionswuth geſetzt hatte; daß die engliſchen Whigs und Malcontenten die Ueberzeugung hegten, jetzt ſei der rechte Moment zum Handeln gekommen. So groß war die Abneigung der anglicani-

ſchen Ariſtocratie gegen das treuloſe Regierungsſyſtem mit ſeiner perfiden Camarilla, daß ſich unter den erſten Adelshäuptern eine Verſtändigung bilden konnte, die einen conſpiratoriſchen Charakter trug. Sieben Männer erſten Ranges, die Grafen von Shrewsbury, Devonſhire und Danby, der Biſchof Compton von London, Lord Lumley, Henry Sidney, Bruder des hingerichteten Algernon und Vertrauter der Lady Sunderland, und Admiral Ruſſel verabredeten den Plan eines gewaltſamen Thronwechſels, wobei ſie auf die Hülfeleiſtung des Oraniers rechneten. Als der Geſandte, durch welchen Wilhelm dem König ſeinen Glückwunſch zu der Vaterſchaft ausſprechen ließ, den Freunden im Vertrauen eröffnete, daß der Fürſt nach wie vor zu ihnen ſtehen würde, ſetzte Edward Ruſſel, der nahe Verwandte des unter dem Richtbeil geſtorbenen Lord nach dem Haag über, um genauere Verabredung zu treffen. Wilhelm gab ihm zur Antwort, wenn eine beſtimmte Einladung von Männern erſten Ranges an ihn käme, daß er ſeinen Arm leihen möge zur Befreiung Englands von Papſtthum und Gewaltherrſchaft, ſo könne er bis zum September Schiffe und Mannſchaft aufbringen. Darauf richteten die Lords eine Adreſſe in Chiffern an den Statthalter der Niederlande mit der dringenden Bitte, noch vor Ende des Jahres wohlgerüſtet an der engliſchen Küſte zu landen; neunzehn Zwanzigſtel der Bevölkerung ſeien für ihn; er würde zahlreiche Bewaffnete finden, bereit unter ſeine Fahne zu treten; Offiziere und Gemeine des königlichen Heeres würden ſich bei ſeinem Erſcheinen für ihn erklären, ebenſo die Flotte. Große Geldſummen wurden zuſammengebracht und zum Theil in der Bank von Amſterdam niedergelegt. Der Einladung der Sieben folgten bald andere Kundgebungen: Lord Churchill bot dem Granier in einem ſchwungvollen Schreiben ſeine Dienſte an; ſelbſt der Präſident des geheimen Raths, Sunderland, billigte es, daß ſeine Gemahlin durch den Mann ihres Herzens Henry Sidney ſich an dem conſpiratoriſchen Treiben gegen den Stuart betheiligte. Denn ſeitdem Jacob immer ſtarrer bei ſeinem Syſtem verharrte, die Richter, welche die Biſchöfe freigeſprochen, mit ſeiner Ungnade belegte und ihre Stellen gefügigeren Männern verlieh; als er den geſammten Klerus, der ſein Toleranzedikt nicht bekannt gemacht hatte, mit einer Gerichtsverfolgung bedrohte, als er iriſche Regimenter nach England kommen ließ, um die City in Zucht zu halten; da verlor auch er den Glauben an die Zukunft der Stuartſchen Herrſchaft und ſah ſich nach einem Anker der Rettung um. 30. Juni 1688.

Aus allen dieſen Anzeichen zog der Granier den Schluß, daß eine nationale Erhebung gegen Jacob II. unvermeidlich eintreten würde. Sollte er der Entwickelung der Dinge theilnahmlos zuſehen? dann war es mit ſeinen Hoffnungen auf den engliſchen Thron zu Ende. Denn ſiegte das Königthum, ſo hatte er ſich von dem zürnenden und mißtrauiſchen Stuart des Schlimmſten zu verſehen; behielten die Gegner die Oberhand, ſo ſtand zu erwarten, daß man es noch einmal mit der Republik verſuchen würde. Er beſchloß alſo, mit den Freunden und Verbündeten Hand in Hand zu gehen und ſich durch ſeine Mitwirkung bei der Wilhelm u. die Generalſtaaten.

Revolution ihren Dank zu verdienen und zugleich auf den Gang der Dinge einen entscheidenden Einfluß zu sichern. Mit unermüdlicher Thätigkeit traf er die Vorbereitungen zu einer bewaffneten Intervention. Seine Stellung als Admiral und Generalcapitän der Republik setzte ihn in die Lage militärische Anordnungen zu treffen. Da aber die gewöhnlichen Mittel nicht ausreichend für das große Unternehmen erschienen, so suchte er die Generalstaaten zur Hülfeleistung zu bereden. Es war keine leichte Aufgabe, die hochmögenden Herren von Amsterdam, die stets mit Eifersucht auf die Gewalt des ehrgeizigen unternehmenden Oraniers blickten, zur Theilnahme und Unterstützung fortzureißen; sie wollten die Sache hinausschieben. Erst die Erwägung, welchen Gefahren ihr eigener Staat und die protestantische Kirche ausgesetzt seien, wenn die Könige von Frankreich und England sich zu einer gemeinsamen Action vereinigten, und der entschlossene Ausspruch Wilhelms: „Jetzt oder niemals"! verscheuchte die Bedenklichkeit. Man ließ es geschehen, daß der Statthalter die flüssigen Staatsgelder zur Vermehrung und Ausrüstung der Flotte, zur Anwerbung von neuntausend Matrosen, zu militärischen Vorkehrungen verwendete.

Das englisch-französische Bündniß scheitert.

Ludwig XIV. bemerkte mit Verdruß diese Vorgänge, von denen ihm seine Diplomaten genaue Kunde gaben; er warnte den Stuart und bot ihm seinen Beistand an; aber Jacob glaubte nicht an die Gefahr, auch wollte er nicht, wenn das Parlament zusammenkommen würde, als Verbündeter Frankreichs vor demselben erscheinen. Zugleich verlangte der französische Monarch von den Niederländern die Einstellung der Kriegsrüstungen und ließ im Haag erklären, daß er jeden Angriff wider England als eine gegen ihn selbst gerichtete Feindseligkeit betrachten werde; allein die Generalstaaten antworteten, daß sie angesichts der französischen Kriegsmacht, die Ludwig an ihrer eigenen Grenze vereinigt habe, und der Flotte, die im Hafen von Brest segelfertig liege, auf die Sicherstellung ihres Landes gegen unerwartete Angriffe bedacht sein müßten. Man wolle nicht eine Wiederholung der Katastrophe von 1672 erleben. So konnten die Rüstungen des Prinzen als Vorkehrungen zur Vertheidigung der Niederlande dargestellt werden. Am englischen Hofe aber bemerkte man mit Eifersucht, daß Ludwig XIV. die Sache des Königs zu seiner eigenen mache, daß er England gleichsam unter seine Bevormundung stellen, zur Gemeinschaft und Bundesverbrüderung bei dem bevorstehenden Kriege zwingen wolle. So nahe seien die Interessen beider Länder nicht verwandt; der Stuartsche Thron brauche keinen Protector, König Jacob sei kein Fürstenberg. Der englische Botschafter in Paris, Skelton, der die Allianz zu eifrig betrieben hatte, wurde abberufen und in den Tower geschickt; dem holländischen Gesandten van Citters gab der König die Versicherung, daß er um Frankreichs willen den Frieden mit den Generalstaaten nicht brechen werde. Die französisch-englische Allianz, welche von Versailles aus aufs eifrigste betrieben ward, kam unter dem Druck dieser Mißstimmung nicht zum Abschluß. Und doch wäre in diesem Augenblick ein festes Zusammengehen

mit Frankreich dem König von England mehr als je vonnöthen gewesen. Denn während er mit den hochmögenden Herren in Amsterdam freundliche Worte austauschte, um sie von dem Statthalter zu trennen, ja sogar sich bereit erklärte, mit Holland und Spanien ein Bündniß gegen den französischen König zu schließen, hatte Wilhelm seine Vorbereitungen so weit vollendet, daß Niemand mehr zweifeln konnte, das von langer Hand geplante Unternehmen würde nächstens ins Werk gesetzt werden. Ludwig XIV. gab die Hoffnung auf, den in tiefer Täuschung befangenen Monarchen zu einer gleichzeitigen Kriegsaction fortzureißen und begann den Feldzug gegen Philippsburg und die mittelrheinischen Gebiete auf eigene Hand. Dies war Jacobs Verderben: denn nun leisteten die von der Besorgniß eines unmittelbaren Angriffs befreiten Generalstaaten dem Prinzen allen möglichen Vorschub. Der englische König erblaßte, als ihm sein Gesandter im Haag meldete, daß Wilhelm nächstens in See gehen werde, daß die Generalstaaten nichts von einem Bündniß mit katholischen Mächten wissen wollten, daß sich Schaaren englischer und schottischer Flüchtlinge und Ausgewanderter, zum Theil berühmte Namen im Haag aufhielten, um an der Invasion Theil zu nehmen.

Jacob lenkt ein.

Nun gingen dem König die Augen über seine Lage auf. Er erkannte mit Schrecken, wie sehr er sich die Herzen des Volks durch seine von Fanatismus und religiöser Einseitigkeit eingegebene Politik entfremdet hatte. Er hoffte noch durch Einlenken in andere Bahnen den drohenden Sturm abwenden zu können. Eine Proclamation verkündigte der englischen Nation, der König werde die Uni- 21. Sept 1688.
formitätsakte aufrecht erhalten, die Ausschließung der Katholiken vom Unterhause zugeben, alle berechtigten Beschwerden abstellen, er baue auf die Treue des Volks. Die Bischöfe, selbst diejenigen, die vor Gericht gestanden hatten, wurden zu einer Consultation nach Whitehall beschieden, damit sie aussprechen möchten, welche 3. Oct.
Aenderungen als Bedingung der Aussöhnung sie wünschten. Auf ihren Antrag erfolgte die Wiedereinsetzung des Bischofs Compton, die Herstellung der Freibriefe an die City von London und an die Magistrate der andern Städte, Aufhebung der geistlichen Commission und Zulassung der ausgeschlossenen Fellows im Magdalencollege in Oxford. Die ihrer Stellen beraubten Lordlieutnants, Sheriffs und Beamten der Grafschaften wurden großentheils wieder eingesetzt, Vorkehrungen zu freien Parlamentswahlen getroffen; Jeffreys selbst brachte der Londoner Municipalität die Rechtsurkunden zurück und erklärte die Verfügungen der Regulativ-Commission für ungültig. Nur dem Dispensationsrecht, das Jacob als den wichtigsten Bestandtheil seiner Prärogative ansah, wollte er nicht entsagen.

Das Organische Manifest u. die Gegenmaßregeln.

Durch diese rasche Umgestaltung seiner ganzen inneren Politik, durch diese Kundgebung einer vollständigen Sinnesänderung hoffte der Stuart sich die Sympathien der Nation wieder zu gewinnen und dem drohenden Sturm vorzubeugen. Denn schon war das Manifest im Umlauf, das Fagel in Amsterdam entworfen, Burnet in englische Sprache und in populäre Fassung gebracht hatte. Indem nun der König die darin

enthaltenen Beschwerden und Ausstellungen an seiner bisherigen Regierung beseitigte und somit aus freier Entschließung einen Zustand schuf, wie ihn das Manifest als Ziel und Zweck der Invasion hinstellte, konnte er dann nicht erwarten, daß sich alle royalistischen und conservativen Elemente, alle Anhänger der Legitimität zur Abwehr vereinigen würden? Der Prinz von Wales, dessen Echtheit das Manifest in Zweifel zog, wurde in Eile getauft, wobei der Nuntius in Vertretung des Papstes Pathenstelle übernahm, und zugleich beurkundet, daß er wirklich das von der Königin geborne Kind sei. Es fehlte nicht an Adressen, worin Edelleute, Geistliche, Stadtgemeinden, Beamte ihren Gefühlen von Treue, Anhänglichkeit, Sympathie Ausdruck gaben; denn die Doctrin von der innigen Verbindung von Thron und Altar, von Königthum und Staatskirche hatte tiefe Wurzeln in den Herzen der Tories und der Kirchenmänner. „Aber in den großen Ereignissen tritt ein Moment ein, in welchem kein vermittelnder Schritt mehr von Wirkung sein kann; sie sind durch das Vorangegangene unwiderruflich vorbereitet und entwickeln sich dann durch ihre eigenen Triebe." Die in der Hast und Angst des Augenblicks gewährten Zugeständnisse fanden doch nur wenig Vertrauen; konnte sich ja der König nicht einmal entschließen, wie ihm der Lordpräsident rieth, das Parlament sofort einzuberufen. Er fürchtete die episcopalistisch gesinnten Häuser möchten sich auf die Seite Oraniens schlagen.

Haltung der Generalstaaten u. des englischen Hofs. 7. Okt. 1688.

In denselben aufgeregten September- und Oktobertagen, als König Jacob sich rathlos von einem Entschluß zum andern fortstürzte, machte Wilhelm von Oranien den Generalstaaten Mittheilung von seinem Vorhaben und bat um ihre Unterstützung. Es sei kein Zweifel, daß eine Allianz zwischen Frankreich und England bestehe; schon die Gleichartigkeit der religiösen Interessen müsse dazu führen. Würde nun König Jacob mit Hülfe seines Bundesgenossen Meister über die innere Bewegung, die seinem Regierungssystem widerstrebe, so stehe auf beiden Seiten des Kanals Freiheit und Glaube in der größten Gefahr; erlangte aber die nationale und kirchliche Opposition in England die Oberhand, so würde es abermals zur Gründung einer Republik kommen. Dies sei aber weder in ihrem noch in seinem Interesse. Er sei daher entschlossen der nationalen Partei in England beizustehen, damit die parlamentarische Verfassung, wie sie durch Gesetz und Herkommen überliefert sei, damit Religion und Freiheit der Nation und zugleich das seiner Gemahlin und ihm selbst zustehende Recht gewahrt und gesichert würden; dabei sollten die Generalstaaten, insbesondere die Hochmögenden Herren von Holland ihm behülflich sein. Seine Gründe schlugen durch; ganz in der Stille wurde beschlossen, den Prinzen mit Schiffen und Mannschaft bei Ausführung seines Vorhabens zu unterstützen. Dem englischen Gesandten gaben sie zur Antwort, daß sie in das Anerbieten des Königs kein Vertrauen setzen könnten, da ja die von Ludwig XIV. angedeutete Allianz nicht in Abrede gestellt worden; doch seien sie bereit, angesichts der in England herrschenden bürgerlichen Zwietracht, auf die Herstellung eines guten Verständnisses zwischen dem König und dem englischen Volke auf Grundlage der Religion und Freiheit vermittelnd einzuwirken. Eine solche zurückweisende Antwort, worin König und Nation als zwei einander entgegengesetzte Gewalten dargestellt waren, erschien dem englischen Hof als eine

unerträgliche Anmaßung. Jacob überschüttete den niederländischen Gesandten mit Vorwürfen gegen den Prinzen und gegen die Republik; er entließ den Herzog von Sunderland, der ihn bewogen hatte, die versöhnenden Schritte zu thun, aus seinem Dienste und näherte sich von Neuem dem französischen Monarchen, der ihm durch Barrillon in freundlichster Weise eine Geldunterstützung anbieten ließ. Bald erlangte die französisch-katholische Camarilla wieder das Uebergewicht in Whitehall. Die Verhandlungen über einen Kriegsbund wurden eifriger als je betrieben. Als Jacob, betroffen über eine Stelle in Oraniens Manifest, wonach dieser von geistlichen und weltlichen Lords zu seinem Unternehmen aufgefordert worden sei, von den Bischöfen verlangte, daß sie zur Entkräftung dieser Behauptung die Unzulässigkeit jedes Widerstandes als Grundsatz der Episcopalkirche öffentlich aussprechen sollten, von diesen aber eine Weigerung erfuhr, da regte sich wieder sein ganzes Selbstgefühl und sein unbeugsamer Starrsinn. Er beschloß, sich auf sich selbst zu stützen, dem bewaffneten Angriff mit seinem Heer und seiner Flotte bewaffneten Widerstand entgegenzustellen.

Die Einschiffung.

In den letzten Tagen des Oktober und in den ersten des November 1688 sah man an der Seeküste von Holland ein bewegtes Leben sich entfalten. Englische und schottische Emigranten von hohem Rang wie Lord Mordaunt, wie der Earl of Macclesfield, wie der Viceadmiral Herbert, wie Archibald Campbell Sohn des hingerichteten Argyle; alte Genossen Monmouths, wie Fletcher von Saltoun, Patrick Hume, der streitsüchtige Ferguson, Männer aller Stände, verschieden an Ansichten aber einig im Haß gegen das katholisch-absolutistische System Jacobs II. und Ludwigs XIV., brannten vor Begierde, die Küste der Heimath zu betreten; neben ihnen holländische Matrosen und Kriegsleute, die ihrem Generalcapitän die englische Krone, sich selbst Ehre und Gewinn erkämpfen wollten; deutsche Hülfsmannschaften zu Roß und zu Fuß, welche der Kurfürst von Brandenburg seinem Verwandten zugeschickt und denen sich anderes deutsches Kriegsvolk nach alter Landsknechtart angeschlossen, um den protestantischen Glauben gegen katholische Vergewaltigung zu vertheidigen. Vor allen aber waren die flüchtigen Hugenotten, viele hundert an Zahl, von Eifer beseelt, die erlittenen Drangsale an dem Verbündeten Ludwigs, an der katholischen Camarilla, an den jesuitischen Aufstiftern zu rächen. An ihrer Spitze stand ein Mann von erlauchtem Namen, Marschall Schomberg. Deutscher von Geburt, Franzose durch Erziehung und vieljährige Kriegsdienste, mit hervorragenden Engländern verwandt und befreundet, war er der geeignetste Mann, dem Prinzen als zweiter im Rang zur Seite zu stehen. Nach der Revocation des Edikts von Nantes aus Frankreich flüchtig, hatte er sich zunächst nach Portugal, dem alten Schauplatz seines Ruhmes begeben und war dann, als auch dort die engherzige Religionswuth ihm das Leben verbitterte, in die Dienste des großen Kurfürsten in Berlin getreten, dem er bei der Einrichtung des Heerwesens durch seine militärischen Kenntnisse und Erfahrungen von großem Werth war. Auch bei dem Sohn und

Marschall Schomberg.

Nachfolger Friedrich III. ſtand Schomberg in hohen Ehren, und es war ein ſtarker Beweis von Hingebung an die gemeinſame Sache, daß der Kurfürſt dem Bundesgenoſſen in den Niederlanden den geſchickten Heerführer abtrat. Dieſe Vermiſchung vielgeſtaltiger Elemente hatte die nothwendige Folge, daß keine extreme Richtung die Oberhand erlangte, daß der Episcopalismus in der latitudinariſchen Weitherzigkeit eines Burnet mit den calviniſchen Doctrinen der Presbyterianer, Holländer, Hugenotten unter derſelben Fahne Stellung nahm.

Landung in Devonſhire.

Es waren etwa 14,000 Mann, welche zu Anfang Novembers ſich in Helvoetſluys einſchifften. Die Flotte beſtand aus drei Geſchwadern jedes von dreizehn Kriegsſchiffen mit mehr als dreißig Kanonen und vielen kleineren Fahrzeugen.

5/15. Nov. 1688.

Am 5. November a. St. dem Tage der Pulververſchwörung ſtieg Wilhelm an der Küſte von Devonſhire in der weiten Seebucht Torbay ans Land. Auf dem Hauptmaſt ſeines Schiffes erblickte man die engliſchen Farben mit der Inſchrift: „Für die proteſtantiſche Religion und ein Freies Parlament“ und darunter den Wahlſpruch der Naſſauer: Je maintiendray. Die königliche Flotte unter Lord Dartmouth hatte ſeiner Landung kein Hinderniß in den Weg gelegt, ſei es daß der ſonſt loyal geſinnte Anführer ſich nicht für ſtark genug zu einem Seekampf hielt oder daß er der Zuverläſſigkeit der Mannſchaft nicht traute. Nach der Ausſchiffung rückte das Heer in dieſelbe Gegend vor, wo Monmouth vor drei Jahren eingezogen war. Ganz Europa blickte mit Spannung auf den Ausgang des kühnen Unternehmens; und dem Kaiſer, dem König von Spanien, den katholiſchen Fürſten Deutſchlands mochten manche religiöſe Beklemmungen durch die Bruſt ziehen; aber ſo groß war der Unwille über die Kriegs- und Eroberungspolitik des übermüthigen Machthabers in Verſailles, der ſo eben zur Verwüſtung der Rheinlande ſeine Anſtalten traf, daß alle andern Bedenken zurücktraten, daß man in jedem Gegner Frankreichs und ſeiner Verbündeten einen Genoſſen der eigenen Sache erkannte. Billigte doch ſogar der Papſt den Invaſionsplan des Oraniers, weil damit dem Gewaltherrſcher an der Seine ein Bundesgenoſſe entzogen ward.

Bedenken anderer Art wußte Wilhelm mit diplomatiſcher Gewandtheit zu zerſtreuen. Dem kaiſerlichen Hof von Wien gab er die Verſicherung, daß er durchaus nicht die Abſicht habe, den legitimen Herrſcher vom Thron zu ſtoßen. Er wolle nur der Nation zur Behauptung ihrer alten Rechte und Verfaſſung behülflich ſein; die Succeſſionsfrage ſolle der Entſcheidung des Parlaments anheimgegeben werden; auch werde er für die Abſchaffung der Pönalgeſetze gegen die Katholiken wirken. So wurden die parlamentariſchen Prinzipien mit den Ideen des europäiſchen Gleichgewichts und der Gleichberechtigung der Confeſſionen in Uebereinſtimmung geſetzt.

b. Flucht der königlichen Familie.

Unſichere Haltung des Königs. Abfall im Heer.

Die Landung des Prinzen und die Verbreitung ſeines Manifeſtes im ganzen Reich verſetzte die engliſche Nation in eine fieberhafte Aufregung. Die Royaliſten, an ihrer Spitze Preſton, der Nachfolger Sunderlands im geheimen Rath und

viele geiſtliche und weltliche Lords ſuchten den König zur ſofortigen Einberufung eines freien Parlaments zu bewegen, mit dem er gemeinſchaftlich die Invaſion zurücktreiben möge; aber die franzöſiſch-katholiſche Camarilla bekämpfte dieſes Vorhaben und betrieb aufs Eifrigſte die Allianz mit Frankreich. Da bei der Armee, die ſich nach den weſtlichen Landſchaften in Bewegung geſetzt hatte, um das Vorrücken des Prinzen zu verhindern, Lord Cornbury, Clarendons Sohn den Verſuch machte, drei Reiterregimenter in das oraniſche Heerlager hinüberzuführen, (was jedoch fehlſchlug), ſo beſchloß Jacob ſich in eigener Perſon zu dem bei Salisbury aufgeſtellten Heer zu begeben, um durch die dem legitimen Königthum inwohnende moraliſche Macht auf die Geſinnung der Soldaten einzuwirken. Aber auch die nationale Partei regte ſich. Wenn der Prinz Anfangs betroffen war, daß ſeine Verbündeten nicht ſo raſch als er gehofft in die Aktion eintraten, daß ſich bei der beſitzenden Klaſſe, bei der Kaufmannſchaft und dem Bürgerthum einige Zurückhaltung bemerklich machte, ſo gewannen doch in Kurzem die patriotiſchen und nationalen Ideen die Oberhand. Auf Anregung von Edw. Seymour, der eine Zeitlang unter Karl II. im Miniſterium thätig geweſen, bildete ſich, wie zur Zeit der Königin Eliſabeth eine Aſſociation, die ſich verpflichtete, mit Wilhelm zuſammen zu halten, „bis Religion, Geſetze und Freiheiten des Landes in einem freien Parlament unerſchütterlich befeſtigt ſeien". In Exeter, wo der Prinz um die Mitte Novembers ſeinen glänzenden Einzug feierte, wurde ſeine Erklärung, daß er gekommen ſei, um dem Papismus und der Willkürherrſchaft ein Ende zu machen, die alten Rechte und Freiheiten zurückzuführen, mit großer Begeiſterung aufgenommen. Von entſcheidendem Gewicht aber war die Stimmung im Heer. Die beiden angeſehenſten Feldhauptleute, Grafton und Churchill gehörten der nationalen Partei an; die Offiziere und Gemeinen waren erbittert und mißvergnügt, daß ſo viele Katholiken aufgenommen und befördert worden; das Herüberziehen der iriſchen Regimenter hatte den Verdacht erweckt, daß man ſich der verhaßten Papiſten zu ihrer eigenen Ueberwachung und Darniederhaltung bedienen wolle. Es erregte Verſtimmung, daß Jacob, anſtatt von Salisbury aus, wo er am 19. November eingetroffen, gegen das feindliche Heerlager vorzurücken oder ein Treffen zu wagen, auf den Rath der franzöſiſch-katholiſchen Faction in ſeiner Umgebung, insbeſondere des ſo verhaßten und verachteten Lord Feversham, den Rückzug über die Themſe anordnete, um die Hauptſtadt zu decken, und ſein Söhnchen in Sicherheit zu bringen. Man hatte ihm den Argwohn eingeflößt, die Anführer wollten ſich ſeiner Perſon bemächtigen und ihn dem Prinzen ausliefern. In der nächſten Nacht ritten Churchill und Grafton mit mehreren Offizieren in das Oraniſche Lager hinüber. Dies gab das Zeichen zu einem allgemeinen Abfall. Täglich ſah man Landedelleute mit bewaffneten Knechten nach dem Kriegsſchauplatz reiten; in allen Grafſchaften erfolgten Kundgebungen proteſtantiſch-patriotiſcher Sympathien. Die Gerüchte, daß der König Ludwigs XIV. Hülfe angerufen, daß franzöſiſche Galeeren mit Kriegsmannſchaft

nächstens an Englands Küste landen würden, steigerten die Aufregung. Da und dort wurden Papisten entwaffnet und in Gewahrsam gebracht; Alles drängte sich zur Unterzeichnung der Associationsakte; in den wichtigen Seeplätzen Plymouth und Hull wurde die oranische Fahne aufgepflanzt; als Wilhelm in Salisbury einzog, wurde er von dem Magistrat, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft wie ein regierender Fürst empfangen. Während der Rückreise nach London wurde der König wie von Hiobsposten verfolgt. Selbst in seiner nächsten Nähe zeigte
24. Nov. 1688. sich Abfall und Verrath. In Andover verließ ihn sein zweiter Schwiegersohn, Prinz Georg von Dänemark, der Est-il possible wie man ihn nannte, weil er bei jeder unerwarteten Nachricht in jenen Ausruf der Verwunderung ausgebrochen war. Bald folgte ihm seine Gemahlin Anna in das oranische Lager, nicht aus Liebe zu dem unbedeutenden und beschränkten Eheherrn, sondern weil sie mit der Lady Churchill durch den Bund innigster Freundschaft und Liebe verknüpft war.

Rathlosigkeit und Vermittelungsversuche.

Wie war Alles verändert, als Jacob am 27. November wieder in London einzog! Das ganze Land in Gährung oder unter Waffen, allenthalben Aufrufe und Proclamationen voll leidenschaftlicher Ausfälle gegen die Regierung, den König selbst, die ganze Stuart'sche Dynastie; die Landarmee der Auflösung nahe, die Seemannschaft unzuverlässig. Jacob II. gewahrte jetzt zu seinem Schrecken, wie gefährlich es sei, dem Grundsatze Raum zu geben, daß man Gesetze und Eidschwüre durch sophistische Deutung umgehen könne. Denn wie er seinen Krönungseid und die Testakte bei Seite geschoben, so hielt sich auch die Nation nicht länger an den Grundsatz vom passiven Gehorsam und von der Gesetzwidrigkeit eines bewaffneten Widerstandes gebunden. Wenn der Fürst an die Stelle des Rechtes Willkür und Gewalt setze, hieß es in mancher Proclamation, so seien die Unterthanen durch das Gesetz der Nothwehr berechtigt, demselben zu widerstehen. Der Boden, auf dem er sich bewegte, war durch Verrath, Heuchelei und Meineid, womit die Stuarts das englische Volk vertraut gemacht, wankend geworden. Der Haß gegen die französisch-katholische Faction, auf die der König sich gestützt, war die vorherrschende Empfindung im Lande. Nach seiner Ankunft in London
27. Nov. machte Jacob noch einen Versuch, durch Aenderung seines bisherigen Regierungssystems den Sturm zu beschwören. Er berief die in der Stadt anwesenden geistlichen und weltlichen Peers zu einer Berathung nach Whitehall und zeigte sich geneigt, auf Mitte Januar ein Parlament einzuberufen. Er bekam viel zu hören, was seinen Herrscherstolz tief verletzte, dennoch wagte er nicht zu widerstehen, als sie verlangten, daß er gleichzeitig mit den Wahlausschreiben eine allgemeine Amnestie ankündige, damit ein freies Parlament zusammentreten könne, und daß er mit dem Prinzen von Oranien Unterhandlungen anknüpfe, damit durch gemeinschaftliche Berathung die Mittel und Wege für die nothwendigen Reformen gefunden werden möchten. Wie sehr es ihm auch gegen den Sinn ging, er schickte Bevollmächtigte in das oranische Heerlager, um den Prinzen aufzufordern, sich nicht der Hauptstadt zu nähern; er sei bereit, alle Beschwerden, die jener in seinem Manifest als Ursache seiner Heerfahrt angegeben, mit Hülfe der beiden Häuser abzustellen, dazu bedürfe es eines Parlaments, das ungestört vom Getöse der Waffen und unabhängig von äußern Einflüssen in freier Berathung seine Beschlüsse fassen könne. Zu dieser Mission ernannte er Männer, die ohne daß er es ahnete schon lange zu den Anhängern des Prinzen gehörten, wie Halifax, Nottingham, Godolphin. —

Clarendon und Halifax.

Zu gleicher Zeit begab sich auch Lord Clarendon in das Hauptquartier, das von Salisbury nach Hungerford verlegt worden war, um seine Vermittelung anzubieten. Da ja

Wilhelm in seiner Declaration die Entscheidung dem Parlamente anheimgestellt und der König nunmehr zu dessen Einberufung sich entschlossen habe, so sei ein befriedigender Ausgleich wohl noch möglich. Man könne dem König Titel und Rang lassen, die Administration dagegen in die Hände des Prinzen legen. Seine verwandtschaftliche Stellung zu beiden, so wie sein Ansehen bei den Tories und Episcopalen machte ihn zu der Mission eines Vermittlers besonders geeignet. Aber die königlichen Commissare, vor Allen der kluge Halifax arbeiteten ihm entgegen. Der gewandte Lord, der sich stets über den Parteien zu halten gewußt, niemals der französisch-katholischen Faction gedient hatte, konnte kein Vertrauen mehr zu dem Stuart fassen: er verlangte ganze Arbeit: „nur auf einer neuen Gewalt könne man ein neues Gebäude errichten; nur wer das Land von Papstthum und Knechtschaft erlöst, könne in Zukunft das Regiment führen." Dieser Ansicht war auch Bischof Burnet; beide kannten die öffentliche Meinung, die sich in zahllosen Flugschriften, Liedern, Kundgebungen gegen Papismus und Franzosenthum aussprach. Und in der That war jeder Versuch einer Vermittelung ein Danaidenwerk. Wie hätte der König zugeben sollen, daß, wie verlangt wurde, während der Parlamentssitzungen der Prinz in London anwesend, sein Heer in der Nähe sei? wie hätte er die Katholiken, denen er allein noch traute, aus dem Militär und aus den Aemtern entfernen oder den Tower den Stadtbehörden überliefern sollen, wie weiter verlangt ward? War dann nicht zu befürchten, daß man sich des kleinen Prinzen von Wales bemächtige und ihn in der protestantischen Lehre erziehe? Bereits ließ er den Gedanken an die Einberufung eines Parlaments wieder fallen und nahm abermals seine Zuflucht zu Frankreich. Er meinte, wenn Ludwig eine Flotte in den Kanal sende und einige Mannschaft unter einem geschickten Heerführer ans Land setze; könnte es wohl geschehen, daß die englischen Truppen und Seemannschaften, die noch treu geblieben sich mit den Franzosen vereinigten, und er schließlich doch noch Meister seiner Feinde würde. Aber wie konnte sich der französische König, während er selbst mit einem großen Krieg beschäftigt war, auf ein solches Unternehmen einlassen?

Flucht der königlichen Familie.

Immer schwieriger wurde die Lage des Königs. Ein unter den Eindrücken des Tages einberufenes Parlament hätte ihm unfehlbar drei Bedingungen gestellt, die ihm unerträglich waren: Anschluß Englands an die europäische Allianz gegen Frankreich, Entfernung aller Katholiken aus Heer und Aemtern und protestantische Erziehung des Kronprinzen. Die versprochenen Ausschreibungen zu Parlamentswahlen wurden daher zurückgehalten. Und so groß war seine Sorge um den kleinen Sohn, daß er denselben nach Portsmouth bringen ließ zur sichern Ueberfahrt nach Frankreich. Allein der sonst dem König treugesinnte Admiral Dartmouth wollte die Verantwortung für eine solche Handlung nicht auf sich nehmen; der Thronerbe mußte nach London zurückgeschafft, ein neuer Weg der Flucht gesucht werden. In einer kalten Decembernacht wurde die Königin mit ihrem Säugling und der Amme von zwei französischen Edelleuten, den Grafen von Lauzun und St. Victor, auf ein Schiff gebracht und nach Calais entführt. Als die zarte Italienerin wehklagend die geheime Treppe hinabstieg, um zu der Barke zu gelangen, tröstete Jacob die Scheidende mit dem Versprechen daß er bald nachfolgen werde. Und schon am nächsten Tag, während die Unterhandlungen in Hungerford noch fortdauerten, brachte er seine wichtigen Papiere in Sicherheit, übergab die ausgefertigten Wahlausschreiben zum Parlament den

9. Decbr. 1688.

Flammen und traf alle Anstalten zur heimlichen Flucht. An einen erfolgreichen Widerstand seiner Truppen konnte er nicht mehr glauben, seitdem 600 Irländer und Schotten in Reading beim Anrücken einiger feindlichen Reiterschwadronen in wilder Flucht auseinander gestoben waren. Vergebens suchte Barrillon den König von dem Vorhaben abzubringen, das, wie er wohl einsah, dem Einflusse Frankreichs in England für immer ein Ende machen würde: Jacob beharrte auf seinem Entschluß. Nachdem er in einem Schreiben an Lord Feversham die
10. auf 11. Dechr. 1688. Auflösung seiner Armee angeordnet, setzte er in tiefer Nacht über die Themse, warf im Angesicht von Lambethhouse das Reichssiegel, das er sorgfältig gehütet hatte, in den Strom, damit nicht während seiner Abwesenheit Amts- oder Gerichtshandlungen wider seinen Sinn vorgenommen werden möchten, und fuhr dann in einem bereitstehenden Wagen nach Eveslay-Ferry, wo er ein offenes Boot bestieg,
Anarchie und Excesse in London. das ihn nach dem Kanal bringen sollte. Er hatte auf den Morgen den geheimen Rath nach Whitehall beschieden, um jeden Verdacht niederzuhalten. Als der Kammerherr Northumberland den Harrenden eröffnete, daß das Gemach des Königs leer sei, wurde Alles von Schrecken und Bestürzung erfaßt. Mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitete sich die Nachricht über Stadt und Land und zerriß alle Bande des Gehorsams und der obrigkeitlichen Autorität. War doch der Träger der öffentlichen Gewalt verschwunden. In London richtete sich die Volkswuth gegen die Katholiken; man griff ihre Häuser, ihre Kapellen, selbst die gesandtschaftlichen Hotels einiger katholischen Mächte an; man forschte nach Petre, nach Sunderland, nach dem Lordkanzler Jeffreys. Den beiden ersten gelang es, sich verkleidet über das Meer zu retten, Jeffreys dagegen wurde entdeckt, unter Insulten und Mißhandlungen vor den Lordmayor geführt, der ihn im Tower in Sicherheit brachte. Dort ist er einige Monate darauf gestorben, ehe er vor Gericht gestellt werden konnte. Auch der päpstliche Nuntius wurde festgehalten, bis ein Paß des Prinzen von Oranien ihm die Rückkehr nach dem Continent gestattete. Die Noth der Zeit, die Gefahren einer drohenden Anarchie erforderten schleunige Hülfe. Daher traten noch an demselben Tag die in London anwesenden oder in der Nähe seßhaften geistlichen und weltlichen Lords mit dem Stadtrath in Guildhall zu einer Berathung zusammen. Sie trafen Anordnungen zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und erließen eine Erklärung, daß das Parlament, dessen Einberufung durch den König nunmehr unthunlich geworden, dennoch so bald als möglich zusammentreten solle, um vereint mit dem Prinzen von Oranien die von Jacob II. verletzte Verfassung des Landes und der Kirche herzustellen. Vor Allem mußten Anstalten zur Verhinderung von Frevel und Ausschreitungen getroffen werden, denn die Schrecken der „irländischen Nacht", als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, die in der Nähe der Hauptstadt stehenden irischen Regimenter hätten es auf Ermordung und Plünderung der protestantischen Bewohner Londons abgesehen, stellten die Nothwendigkeit obrigkeitlicher Schutzmaßregeln dringend vor Augen. Es war daher ganz im Sinne der Magnaten, daß

der Prinz auf die Kunde, der Anführer der Leibgarde und ein anderer Befehlshaber habe sich für ihn erklärt, in die Nähe der Hauptstadt vorrückte, den Lord Feversham, weil er die königlichen Truppen aufgelöst hatte, in Haft nahm und zur Verhütung von Gewaltthätigkeiten zweckmäßige Befehle ausgehen ließ.

Der König wieder in Whitehall. 16. Decbr. 1688.

Da wurde der Oranier durch die unangenehme Nachricht überrascht, König Jacob sei wieder in Whitehall. In der Thal war er von herumstreifenden Fischersleuten, die an der Küste Jagd auf flüchtige Papisten machten, aufgegriffen und ohne daß die Menge eine Ahnung hatte, wer er sei, ausgeplündert, dann unter Schmähungen und Thätlichkeiten als Gefangener nach Faversham geführt worden. Hier wurde er erkannt und gegen weitere Insulten geschützt. Aber weder Bitten noch Drohungen vermochten die Einwohner zu bewegen, ihm zur Fortsetzung seiner Fahrt behülflich zu sein. Unter tumultuarischem Geleite wurde Jacob nach London zurückgebracht. Trotz einzelner Beweise von Ehrfurcht und Ergebenheit, die ihm auch jetzt noch zu Theil wurden, konnte er doch leicht bemerken, daß es mit seiner Macht und Autorität vorbei war: die Edelleute, die unter Halifax' Vorsitz eine Art provisorischer Regierung gebildet hatten, waren in ihren Unterhandlungen mit dem Prinzen schon zu weit gegangen, als daß sie hätten zurücktreten können; und wenn sie es versucht hätten, wäre die Nation ihnen nicht gefolgt. Es waren bittere Stunden, die Jacob nach seiner Rückkehr in den königlichen Gemächern verbrachte; er faßte einen Beschluß nach dem andern; alle scheiterten an der Macht der Verhältnisse. Bald wollte er sich unter die Obhut der Londoner Bürgerschaft stellen, bis das Parlament eine Entscheidung getroffen hätte: die Aldermen wollten die Verantwortlichkeit für seine Person nicht übernehmen; bald suchte er eine Unterredung mit seinem Schwiegersohn zu erlangen, aber der Prinz, der mittlerweile das Schloß Windsor zu seinem Aufenthalt gewählt, lehnte aus Rücksicht seiner Sicherheit die Zusammenkunft in London ab. Leicht hätte Wilhelm die Gefangennehmung des Königs erwirken können. Aber was sollte er mit ihm beginnen? Viel lieber wäre es dem Prinzen gewesen, wenn ihn die Schiffer hätten entfliehen lassen.

Jacobs Abreise nach Frankreich. Wilhelm in London.

In diesem Wunsche stimmten beide überein. Auch Jacobs ganzes Trachten war darauf gerichtet, nach Frankreich zu entkommen. Er zweifelte nicht, daß er mit Ludwigs Hülfe bald wieder zurückkehren könne und daß die Verwirrung des Reichs, die, wie er sicher voraussetzte, seiner Entfernung auf dem Fuße folgen müsse, die Sehnsucht nach seiner Restitution so lebhaft erwecken würde, wie einst in den letzten Zeiten der Republik. Gleich dem Bruder würde er dann mit Begeisterung aufgenommen, die Prärogative willig anerkannt werden. Als ihm der Prinz durch Halifax und zwei andere Lords ankündigen ließ, daß er Westminster zu verlassen habe, war es ihm daher ganz erwünscht, daß man ihm gestattete, seinen Aufenthalt in der Seestadt Rochester zu nehmen. Von dort aus konnte er die Ueberfahrt leichter bewerkstelligen. Nach seiner Abreise besetzten oranische Truppen die wichtigsten Posten von London, indeß der Prinz selbst, von

18. Decbr.

dem Lordmayor und den Gemeindebehörden eingeladen, unter den jubelnden Zurufen des Volkes an der Seite Schombergs seine Einfahrt hielt und die Gemächer des Palastes von St. James bezog. Nun war Wilhelm Herr und Meister von England; die Landarmee stand zu seiner Verfügung; die Flotte harrte seiner Befehle. Niemand hätte ihn hindern können, sich der Krone zu bemächtigen und es hat nicht an Stimmen gefehlt, die ihm zuredeten, er solle wie einst Heinrich VII. sich zuerst auf dem Throne festsetzen und dann in herkömmlicher Weise das Parlament berufen. Aber damit hätte er gegen sein Manifest, gegen die den europäischen Mächten gegebenen Zusagen gehandelt; das war nicht in seiner Art.

21. Decbr. 1688. Wie freuten sich die geistlichen und weltlichen Peers, die er am 21. December um sich versammelte, aus seinem Munde zu vernehmen, daß er auf ihre Einladung über das Meer gekommen sei, um im Verein mit einem freigewählten Parlament für Herstellung der Rechte und Freiheiten des Königreichs und der Religion Sorge zu tragen. Indem er sich selbst nur das Recht vorbehalte, die militärischen Angelegenheiten nach seinem Ermessen zu leiten, überlasse er ihnen die Bestimmungen über die bürgerliche Regierung und über die Einberufung des Parlaments. Das war eine männliche That in Worten. Nun lag nur die Frage vor, wie man den Willen der Nation in gesetzmäßiger Weise erforschen könne. Die Hochtories hielten an dem Glauben fest, der König selbst, der ja noch im Lande weilte, möchte sich bewegen lassen, die Einberufung eines Parlaments in herkömmlichen Formen anzuordnen; zu dem Ende schickten sie eine Deputation nach Rochester. Allein Jacob ließ sie nicht vor, er hatte seiner Gemahlin versprochen, ihr innerhalb vierundzwanzig Stunden zu folgen; es war ihm leid genug, daß dies durch äußere Umstände unmöglich geworden war, nun drängte es ihn, die Abfahrt zu beschleunigen. Auch hielt er es für unvereinbar mit seiner religiösen Pflicht, eine Versammlung ins Leben zu rufen, welche ohne Zweifel auf dem Fortbestehen des Testeides beharren würde. Er verweigerte daher den Peers, denen er ohnehin wegen ihrer illoyalen Haltung während der Krisis grollte, die nachgesuchte Audienz und bewerkstelligte seine Abreise, an der ihn nun Niemand

25. Decbr. mehr verhinderte. Nach einer stürmischen Ueberfahrt landete Jacob II. zu Ambleteuse an der französischen Küste und eilte nach St. Germain en-Laye, wo Ludwig XIV. seiner Gemahlin und dem kleinen Thronerben eine Zufluchtsstätte bereitet und mit verschwenderischer Pracht ausgestattet hatte. Der französische Monarch umarmte seinen Schützling und führte ihn selbst der Königin zu. Zugleich wies er mit freigebiger Hand die Unterhaltungskosten für einen glänzenden Hofstaat an. „So verließ Jacob das Steuer, das er nach einem falschen Polarstern gerichtet hatte", aber voll Hoffnung bald wieder mit fremder Hülfe zurückzukehren, das Reich aus der unvermeidlichen Verwirrung zu retten, seinen Glaubensgenossen eine gesetzliche Stellung, der Prärogative neue Geltung zu verschaffen.

c. Die neue Staatsordnung.

Allein wie Träume bei Anbruch des Tages so zerrannen diese Hoffnungen und Entwürfe des Königs vor den Ereignissen, die seiner Abreise auf dem Fuße folgten. Verstimmt über die Zurückweisung traten die Lords zu einer Berathung zusammen, wie man jetzt, nachdem der König selbst das Reich aufgegeben, zu einem geordneten Staatswesen gelangen könne. Unter dem Impulse der thatsächlichen Lage erhielten die Whigs die Oberhand. Sie kamen zu dem Entschluß, eine Convention d. h. eine parlamentarische Versammlung ohne königliche Ausschreiben einzuberufen und den Prinzen von Oranien zu ersuchen, dabei mitzuwirken und bis zum Zusammentritt der Stände die Administration des Landes in die Hand zu nehmen. Zu dem Zweck lud Wilhelm alle Mitglieder, die in den Parlamenten Karls II. gesessen hatten nebst dem Lordmayor und dem Stadtrathe von London zu einer Zusammenkunft ein. Sie fand im Sitzungssaal des Unterhauses statt, nicht als ob sich die Berufenen für ein rechtmäßiges Parlament angesehen hätten, sondern weil dieser Raum allein groß genug war, die Menge zu fassen. Das Resultat ihrer Berathung war ein Ansuchen an den Prinzen, er möge die Regierungsgewalt interimistisch in die Hand nehmen und die zur Wahl einer Convention erforderlichen Ausschreiben erlassen. Denn in Irland und in Schottland traten bereits Erscheinungen zu Tage, die, sollten sie nicht zu Anarchie und Bürgerkrieg sich steigern, ein festes auf militärische Macht gegründetes Regiment nothwendig machten. Wilhelm von Oranien kam der Aufforderung der Versammlung nach. Während die Wahlen zu der Convention in herkömmlicher Weise vor sich gingen, handhabte er die öffentliche Gewalt mit königlicher Autorität und fand überall willigen Gehorsam. Aus dem Landheer und der Marine wurden die katholischen Offiziere und alle Elemente von zweifelhafter Treue entfernt, wobei Lord Churchill dem Regenten behülflich war; eine Anleihe von 100,000 £ St. für den Staatsbedarf kam in vier Tagen durch freiwillige Beiträge zusammen; wo die Wahlen vorgenommen wurden, zogen sich die Truppen zurück, um jeden Schein einer Einwirkung zu vermeiden. An dem bestimmten Tag, 22. Januar alten, 1. Februar neuen Stils trat die Convention zusammen, sowohl die neuen gewählten Gemeinen als die erblichen Peers, die Bischöfe und Lords. Die ganze gesetzgebende Macht trug das Gepräge eines regelmäßigen Parlaments, nur ohne die Autorität eines Königs. Beide Häuser begrüßten in einer Adresse den Prinzen als das glorreiche Werkzeug zur Befreiung des Königreichs von Papstthum und Knechtschaft, sprachen ihm den Dank der Nation für seine bisherige Verwaltung aus und ersuchten ihn bis zur Vollendung ihrer constituirenden Arbeiten die Regierungsgewalt in derselben Weise fortzuführen.

Die Convention und Prinz Wilhelm.

26. Decbr. 1688.

1. Febr. 1689.

Seit einem halben Jahrhundert waren die fundamentalen Begriffe des englischen Staats so vielseitig entwickelt und klargestellt, die Prinzipien einer repräsentativen Erbmonarchie von der Grenzlinie republikanischer Selbstverwaltung bis

Der Thron für erledigt erklärt.

zum göttlichen Königsrecht und zum paſſiven Gehorſam ſo eingehend erörtert und durchgeführt worden, daß die Debatte über die Conſtituirung und Rechtsordnung des künftigen Staatslebens, welche die Gemeinen in der freien Form eines Ausſchuſſes des ganzen Hauſes eröffneten, einem rechtspolitiſchen Kampfe glich, in welchem Tories und Whigs einander in Schlachtordnung mit ſcharfen Waffen gegenüberſtanden. Daß der Thron erledigt ſei, konnte nicht beſtritten werden; aber iſt dieſe Erledigung als eine freiwillige Niederlegung der Krone zu betrachten, die durch eine Regentſchaft bis zur Rückkehr der geſetzlichen Ordnung ausgeglichen werden möge, oder als eine Verwirkung der Krone in Folge geſetzwidriger Verletzung des Urvertrags durch Gewaltthat und Tyrannei, welche eine Ausſchließung vom Thron, eine Abſchaffung der erblichen dynaſtiſchen Rechte als nothwendige Vergeltung und Sühne nach ſich führe? Alle die hohen Staatsfragen von Volksſouveränetät und Unantaſtbarkeit des Erbkönigthums, von erlaubtem Widerſtand und paſſivem Gehorſam traten wie die Feldzeichen zweier Heerkörper in das Gefecht ein. Die Anſichten der Whigs hatten die Sympathien der Mehrheit des Volkes für ſich; doch war das Bedürfniß einer Verſtändigung auf einer mittleren gemäßigten Grundlage ſo allgemein, daß man alle ſchroffen Aufſtellungen zu vermeiden ſuchte. Man gab in ſo weit den Tories nach, daß man eine freiwillige Entſagung, eine Abdication des Königs gelten ließ, in Folge deren der Thron in Erledigung gekommen ſei; daß ſomit die Ausſchließung nicht als eine Abſetzung durch das Volk ſondern als eine Folge der eigenen Handlungen des Königs aufgefaßt wurde. Aber mit der Annahme einer „Vacanz“ des Thrones war doch auch die Unterbrechung der regelmäßigen Erbfolge verbunden und damit der Sieg des Whiggismus ausgeſprochen. Nach langen Debatten vereinigte ſich das Haus der Gemeinen zu dem Beſchluß: „König Jacob II. hat durch ſeinen Verſuch die Verfaſſung dieſes Königreichs zu vernichten, indem er den urſprünglichen Vertrag zwiſchen König und Volk brach und auf den Rath der Jeſuiten und anderer gottloſen Leute die Grundgeſetze verletzte, ſo wie durch ſeine Entweichung aus dem Königreiche der Regierung entſagt, und der Thron iſt dadurch erledigt.“ Am nächſten Tag, während das Oberhaus über den Beſchluß der Gemeinen in Berathung eintrat, wurde als Zuſatz der weitere Antrag angenommen: „Nach der Erfahrung iſt es mit der Sicherheit und Wohlfahrt dieſes proteſtantiſchen Königreichs unverträglich, daß es von einem papiſtiſchen König regiert werde.“

28. Jan. (7. Febr.) 1689.

28. Jan.

29. Jan.

Uebertragung der königlichen Würde an Wilhelm u. Maria und Declaration der Rechte.

Die Lords trugen Bedenken, die Anträge der Commons anzunehmen; ſie brachten mehrere Aenderungen zu Gunſten des Erbrechts der Krone in Vorſchlag. Die Hochtories, unter ihnen die meiſten Biſchöfe waren der Meinung, Wilhelm von Oranien ſollte als Prinz-Regent die Verwaltung übernehmen, der nominelle Beſitz der Krone aber dem legitimen König gewahrt bleiben. Als dieſer Vorſchlag durch ſeine eigene Haltloſigkeit und Unausführbarkeit fiel, überlegte man, ob nicht das Erbrecht ausſchließlich auf die Töchter Jacobs übertragen werden ſollte? Der Oranier ließ die Berathungen und Redeſchlachten ruhig vor ſich gehen, er

war trocken und schweigsam wie sein großer Ahnherr; aber sobald man sich zu einem entscheidenden Schluß einigen wollte, wußte er durch seine Vertrauten Bentinck oder Dykvelt seine Meinung unter die Leute zu bringen. Er habe nichts gegen eine Regentschaft, nur werde er diese Stellung nicht annehmen, sondern nach Holland zurückkehren und nach wie vor Statthalter bleiben. Wolle man der Prinzessin Maria die Krone zuwenden, so sei ihm auch das ganz recht; nur dürfe man nicht erwarten, daß er als Diener und Unterthan seiner Gemahlin, als König-Consort in England bleiben und, wenn sie vor ihm sterben sollte, wieder heimgehen und seiner Schwägerin Anna den Platz räumen werde. Eine solche Wendung stieß aber bei der Nation auf den entschiedensten Widerspruch, auch war weder Maria noch Anna damit einverstanden. Der einzige Ausweg, auf den Wilhelm selbst hinwies, war die Uebertragung der Königswürde auf beide Eheleute, so daß Maria's Name in allen königlichen Erlassen neben dem seinen genannt werde, die Regierungsgewalt aber allein und bis zu seinem Tod bei ihm stehe. Sollte seine Ehe kinderlos bleiben, so möchte das Erbrecht an Anna und ihre Nachkommen übergehen, selbst in dem Fall, daß er in einer zweiten Ehe Nachkommenschaft erzielen sollte. Und diesen Weg betrat nunmehr auch das Oberhaus, indem es besonders auf Betreiben der Lords Danby und Halifax mit großer Mehrheit den Beschluß faßte: der Prinz und die Prinzessin von Oranien sollten fortan König und Königin von England und den dazu gehörigen Gebieten sein. Aber gewarnt durch die bittere Vergangenheit wollte man nicht wieder vertrauensselig sich ohne Rückhalt dem Königthum in die Arme werfen. Eine aus rechtskundigen und erfahrenen Männern beider Häuser gebildete Commission trat zu einer Conferenz zusammen, welche in einer Art Verfassungsentwurf, „Erklärung der Rechte" genannt, die Fundamentalsätze aufstellte, die in Zukunft als Basis des öffentlichen Lebens in England Geltung haben sollten. Und hier waren es die Gemeinen, insbesondere Hampden und Richard Temple, jener der Enkel, dieser der Neffe der uns bekannten Staatsmänner, welche den Lords die Mahnung zuriefen: „Sichert eure Freiheiten!" Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als sollten die Forderungen des langen Parlaments wiederholt werden, als wolle die gesetzgebende Gewalt allzu tief in das Bereich der ausübenden eingreifen; aber auch diese Gefahr wurde durch den verständigen, umsichtigen Prinzen abgewendet. Fest erklärte er: „er sei nach England gekommen, um Gesetze und Freiheiten herzustellen, aber nicht um die Krone ihrer Rechte zu berauben; er werde keine Beschränkung annehmen, die nicht aus den Gesetzen hervorgehe, die Prärogative nicht zerstören lassen."

Die Bill of Rights.

So wurde denn auf Grund der declaratorischen Artikel ein neues Staatsgrundgesetz vereinbart, welches von beiden Häusern genehmigt, von dem König bestätigt als „Bill of Rights" die Standarte der parlamentarisch-monarchischen Staatsverfassung geworden ist, eine neue Magna Charta, welche die alten Satzungen und Rechte der Nation gegen Willkür und Mißbrauch der Prärogative

ſicher ſtellte, ohne doch der Würde und Majeſtät der Krone zu nahe zu treten, und die katholiſche Linie der Stuarts von der Erbfolge ausſchloß. Man band dem neuen König nicht die Hände durch eine Capitulation; aber indem man die ungeſetzlichen Eingriffe der vergangenen Regierung einzeln aufzählte und das alte unzweifelhafte Recht des engliſchen Volkes gegenüberſtellte, das im Krönungseid anerkannt und beſtätigt werden ſollte, wurde das richtige Verhältniß zwiſchen geſetzgebender und executiver Gewalt feſtgeſetzt. Durch die Annahme der „Declaration der Rechte“ bei Gelegenheit der feierlichen Uebertragung der Krone an den
12. 13. Febr. 1689. König Wilhelm und die Königin Maria in Whitehall, geſtand der Oranier zu, daß die vorgebliche Befugniß der Krone, von Geſetzen zu dispenſiren und Geſetze ruhen zu laſſen, den Grundrechten des Königreichs zuwider ſei und nicht ferner in Anſpruch genommen werden ſollte; daß ohne Bewilligung des Parlaments keinerlei Steuern und Abgaben erhoben und kein ſtehendes Heer errichtet werden dürfte, daß, um die Willensmeinung des Landes zu erforſchen, eine öftere Einberufung der Reichsſtände erforderlich ſei, daß die Gerichte unabhängig von der Regierung und die Miniſter für ihre Amtshandlungen dem Parlamente verantwortlich ſein müßten, ohne daß der Krone dabei ein Begnadigungsrecht zuſtehe. In Beziehung auf die Kirche wurde die Gültigkeit der Uniformitätsakte und des Teſteides feſtgehalten: aber die Härte dieſer Beſtimmung, die mit der milderen Anſchauungsweiſe der Zeit und den latitudinariſchen Tendenzen der Whigs und einiger Kleriker von der Geſinnung Burnets in Widerſpruch ſtand, durch erläuternde Erklärung von Seiten der parlamentariſchen Wortführer wie des calviniſchen Thronin habers, daß es auf keine religiöſe Verfolgung abgeſehen ſei, ermäßigt und abgeſchwächt. Dies ging ſchon aus der Aufhebung der von Jacob II. erneuerten „hohen Commiſſion“ hervor. Die Ideen der Toleranz, der Gewiſſensfreiheit, der Gleichberechtigung der Conſeſſionen, die unter der vorigen Regierung zu einer heuchleriſchen Maske mißbraucht worden waren, konnten unter den obwaltenden Umſtänden nicht zur geſetzlichen Geltung kommen, angeſichts eines europäiſchen Krieges, bei dem die religiöſen Intereſſen von weſentlichem Einfluß waren.

Die Jacobiten. Die gemäßigte latitudinariſche Religionsrichtung war jedoch keineswegs nach dem Sinne Aller, wie ſich bald zeigte. Die zum regelmäßigen Parlament umge-
20. Febr. 1689. ſtaltete Convention beſchloß, um das „Settlement“ zur Vollendung zu führen, die Krönung anzuordnen, wobei von Seiten des Königs die Rechte und Freiheiten des Staats und der Kirche beſchworen, von Seiten der Nation dem Königspaar der Eid der Treue geleiſtet werden ſollte. Die Ceremonie wurde in Weſt-
11. Apr. 1689. minſterabtei in herkömmlicher Form vollzogen. Nun weigerte aber ein großer Theil der biſchöflichen Geiſtlichkeit den Huldigungs- und Treueid, die Einen aus Anhänglichkeit an die Grundſätze der Legitimität und der Nonreſiſtenz, die Anderen aus hochkirchlichem Eifer, weil ſie von dem calviniſtiſchen König, der eine Milderung der ſtrengen Geſetze gegen die Diſſenters anſtrebte und den Presbyterianern die Hand der Verſöhnung reichte, für die Herrſchaft ihres hierarchiſchen

Systems Gefahr fürchteten. Das Parlament ließ ihre Einwendungen nicht gelten: die Staatsgewalt, die den Eid geschaffen, behauptete das Unterhaus, könne denselben auch ändern. Als die Eidverweigerer (Nonjurors) nach Ablauf eines bestimmten Termins in ihrem Widerstand beharrten, wurden sie als Nonconformisten ihrer Stellen entsetzt. Sie bildeten mit den torystischen Gegnern des Settlement die Partei der „Jacobiten", welche in Hoffnung baldiger Rückkehr des Stuart'schen Herrschers als Verfechter legitimistischer und hierarchischer Grundsätze gegenüber der „Revolution" sich thätig zeigten. Ihre Opposition mehrte sich als die neue whigistische Regierung durch die sogenannte „Comprehension" den Presbyterianern und protestantischen Dissenters religiöse Toleranz und Zugang zu den Aemtern zu gewähren sich bemühte. „Die Eidverweigerer ehrten sich und das Häuflein ihrer Anhänger als die wahre Kirche; sie consecrirten ihre eigenen Bischöfe und lenkten vom Hintergrunde aus die schroffere Partei des staatskirchlichen Klerus". — Desto bereitwilliger gaben die Schotten ihre Zustimmung zu dem Thronwechsel. Auch in Edinburg war eine Convention zusammengetreten und hatte „Rechtsforderungen" aufgestellt, welche gleich der englischen Declaration Wiederherstellung der von den Stuarts verletzten alten Gesetze und Freiheiten verlangten. Eine Deputation überbrachte diese „Forderungen", unter denen die Abschaffung des Episcopats und die Rückführung der presbyterianischen Synodalverfassung in erster Linie standen, und bot gegen Gewährung derselben dem Königspaar Wilhelm und Maria auch die schottische Krone an. Wilhelm ging auf den Pakt ein, 11. Mai 1689. nachdem die Gesandten ihm auch ihrerseits die Versicherung gegeben, daß es dabei nicht auf eine Religionsverfolgung abgesehen sei. So wurde in beiden Ländern der kirchliche Zustand hergestellt, wie er durch Cranmer und Knox diesseit und jenseit des Tweed begründet worden war. Und man muß es dem neuen König hoch anrechnen, daß er nach Kräften bemüht war, jeden engherzigen Confessionseifer niederzuhalten und der Humanität, der das Zeitalter zustrebte, Rechnung zu tragen. Wie er in England dem hochkirchlichen Episcopalismus entgegentrat, so in Schottland dem exclusiven Presbyterianerthum.

d. Die Schilderhebungen der Royalisten und Katholiken in Schottland und Irland.

In England selbst verharrten die Jacobiten in einer stummen Opposition gegen die durch die Revolution geschaffene Ordnung, eine künftige Reaction erwartend. In Schottland aber war der Druck der Royalisten und Episcopalen während der Stuartschen Gewaltherrschaft zu tief in die Nation eingedrungen, als daß sich nicht die Macht der Leidenschaft hätte regen und zu Thaten der Rache hätte schreiten sollen. Drohungen und Gewaltthätigkeiten von Seiten der Covenanters gegen ihre bisherigen Dränger bewaffneten den Arm ihrer Widersacher zur Abwehr; jene entfalteten die Fahne Wilhelms, diese waren feurige Anhänger

Parteiwuth in Schottland.

Jacobs. Die letzteren hatten einen energischen Führer in dem uns bekannten John Graham von Claverhouse. Ein rauher Kriegsmann, der einst unter Turenne seine militärische Schule gemacht, hatte er sich von den Stuarts als Werkzeug ihrer Tyrannei gebrauchen lassen, hatte sich ganz in den Dienst Jacobs II. gegeben, der ihm Gunst und Vertrauen erwies, ihn zum Marquis von Dundee erhob und auf alle Weise auszeichnete. Dafür zollte dieser dem König Dank und Hingebung; in seinem Lebenswandel weniger frivol und genußsüchtig, in seiner Gesinnung weniger niederträchtig und servil als die englischen Günstlinge der Stuarts, hatte Dundee doch der eisernen Gewaltherrschaft Jacobs II. seinen Arm geliehen, war in knechtischer Loyalität selbst vor Unthaten und Grausamkeiten nicht zurückgebebt. Als die covenantischen Tendenzen in der Edinburger Convention den Sieg davon trugen, eilte der unternehmende Kriegsmann mit 50 Reitern nach den Hochlanden, um unter jenen Söhnen des Gebirges den Royalismus für Jacob zu entzünden und den dort heimischen kleinen Krieg zu organisiren. Noch lebte die Erinnerung an Montrose unter den Clans; Claverhouse, der demselben Stamme der Grahams angehörte, warf sich zu dessen Rächer auf; als das alte Kriegszeichen unter dem wilden Klang von Pfeifen und Cymbeln durch Berg und Thal getragen ward, schaarten sich die Macleans, die Macdonalds, die Clanricards, die Camerons unter die Fahne des feurigen Royalisten. Neben der Anhänglichkeit an die altschottische Dynastie wirkten auch persönliche Motive mit: Die Güter Argyle's und der Campbell's, der Vorfechter der Covenanters waren in andere Hände gekommen; nun fürchteten die jetzigen Besitzer zur Herausgabe gezwungen zu werden. Auf die Nachricht von der kriegerischen Bewegung in den Hochlanden schickte Wilhelm einen zuverlässigen Feldhauptmann, gleichfalls von schottischer Herkunft, Hugh Mackay, mit etlichen tausend Mann wohldisciplinirter Truppen nach Norden ab. Mackay war ein eben so begeisterter Orangist und Presbyterianer als sein ehemaliger Kriegsgefährte Dundee Jacobit und Episcopalist. Die Hochländer standen vor Schloß Blair in Athol, am südlichen Abhang der Grampianhügel, als die Truppen Mackays den Paß von Killiekranky, „die caledonischen Thermopylen", durchziehend sich dem Feinde gegenüber aufstellten. Hier entbrannte eine merkwürdige Schlacht, in welcher die wilde Naturkraft der Bergsöhne über die methodische Kriegskunst der niederländischen Heerhaufen den Sieg davontrug. Dieser Ausgang hätte für die ganze Zukunft Jacobs und Wilhelms die wichtigsten Folgen haben können, wäre nicht Dundee durch eine Stückkugel dahingerafft worden. Kein anderer Führer hatte die Fähigkeit und Autorität, um die eifersüchtigen und zwieträchtigen Stämme zusammenzuhalten und zur Fortsetzung des Kampfes zu bewegen. Die Sieger kehrten mit ihrer Beute in die Hochlande zurück; Mackay schloß den Norden durch Fortificationen ab und verhinderte die Einwohner, durch neue Kriegsbewegungen den Gang der Ereignisse zu hemmen.

Hugh Mackay.

27. Juli 1689.

Als aber Jacob fortfuhr, die Bergschotten gegen das neue Regiment aufzureizen, selbst nachdem in Irland seine Sache verloren war, so glaubte der Staatssecretär Dalrymple, der die Autorität Wilhelms in Schottland zur allgemeinen Anerkennung zu bringen bestrebt war, zu einem Akt blutiger Strenge schreiten zu müssen, um die Opposition in den Hochlanden auf immer zu unterdrücken. Er benutzte die Feindschaft der Campbells gegen die Macdonalds von Glencoe, um die letzteren, deren Häuptling M'Jan Macdonald die Sympathien für den flüchtigen Stuart am offensten kund gab, zu vernichten. Von Stammeshaß getrieben fielen die Männer von Argyle über den benachbarten Clan her, erschaffen M'Jan und trugen den Mordstahl in die umwohnenden Familien, durch das herrschende Regiment, als dessen Rächer sie auftraten, vor Strafe geschützt. Denn der Macdonald hatte es versäumt, durch rechtzeitige Unterwerfung die dargebotene Verzeihung anzurufen. „Die Gebirgsthäler von Glencoe, deren dunkle Großheit der Reisende bewundert, pflanzen das Andenken an diese Begebenheit von einem Geschlecht auf das andere fort."

Die Rachethat von Glencoe.

Jan. 1692.

Noch heftiger und drohender war der Widerstand gegen die neue Thron- und Staatsordnung in Irland. Wir wissen, welche Pläne Jacob II. hegte, als er den Mann seines Vertrauens, Richard Talbot, Herzog von Tyrconnel zum Lordlieutenant der Insel ernannte. Das katholische Irland sollte ihm die Mittel zur Bezwingung Englands gewähren. Zu dem Zweck hatte Tyrconnel ein beträchtliches Heer für den Dienst des Königs geworben. Dieser Plan wurde nun von Jacob in St. Germain mit Lebhaftigkeit aufgegriffen: Tyrconnel versagte dem Prinzen von Oranien den Gehorsam und behandelte dessen Anhänger als Rebellen. Von den englischen Ansiedlern flohen die Einen aus dem Lande, die Andern setzten sich in Vertheidigungsstand. In der ganzen Insel herrschte Krieg und Parteiwuth; aber die Katholiken und Jacobiten hatten die Oberhand. Diese Zustände beschloß Ludwig XIV. zu Gunsten Frankreichs und seines Schützlings zu benutzen. Nicht blos aus Großmuth hatte er der Königin Maria Beatrix, die, wie sie ihm von Boulogne aus meldete, „flüchtig und in Thränen gebadet bei dem größten und edelmüthigsten Monarchen der Welt eine Zuflucht suchte" einen prachtvollen Empfang und glänzenden Aufenthalt gewährt und auch ihren Gemahl nach seiner Ankunft mit der größten Aufmerksamkeit behandelt; er hatte dabei auch den Zweck, in dem Inselreich den Bürgerkrieg zu entzünden, damit Oranien und die Holländer von dem continentalen Krieg fern gehalten würden. Welche Befriedigung empfand man daher in Versailles, als eine Botschaft von Tyrconnel in St. Germain eintraf, welche den Stuart einlud nach Irland zu kommen, um mit Hülfe seiner Getreuen die Krone zurückzuerobern. Ludwig und seine Minister Louvois und Seignelai begünstigten nicht nur den Plan, sie gewährten auch die Mittel zur Ausführung. Man stellte dem Stuart Geld, Schiffe und Kriegsbedarf zur Verfügung: man suchte Offiziere und Mannschaften durch vortheilhafte Bedingungen zur Theilnahme zu bewegen.

Tyrconnel ruft Jacob nach Irland.

Bei der Abfahrt gab Ludwig dem Scheidenden den Rath, sich von seinem religiösen Eifer nicht allzusehr fortreißen zu lassen, damit nicht die protestantischen Royalisten seiner Sache entfremdet würden. Sein Bestreben solle dahin gerichtet

Die irischen Katholiken u. Jacob II

ſein, „alle guten Unterthanen unter ſeinem Scepter zu vereinigen“. Aber das war nicht die Meinung Tyreonnels und der eingebornen Irländer. Sie wollten die kirchlichen und weltlichen Güter, die ihnen in Folge der Reformation und durch die Confiscationen Cromwells entriſſen worden waren, zurückgewinnen, alle Engländer und Proteſtanten verjagen, ſich von der angelſächſiſchen Herrſchaft befreien. Und darin leiſtete ihnen der franzöſiſche Geſandte, Graf d'Avaux ſelbſt
20. Mai 1689. Vorſchub. Als am 20. Mai 1689 ſich das irländiſche Parlament in Dublin verſammelte, bildeten die proteſtantiſchen Peers eine verſchwindende Minorität im Vergleich zu den Nativiſten und Katholiken; es war ein Gegenſatz zu den Conventionen in Weſtminſter und Edinburg. Und dieſer Zuſammenſetzung entſprachen denn auch die Beſchlüſſe: ſie erkannten Jacob II. als ihren rechtmäßigen König an unter der Bedingung, daß Irland in gerichtlicher und adminiſtrativer Beziehung von England emancipirt und die Güter aller Rebellen d. h. der Anhänger Wilhelms III. für verfallen erklärt würden. Sie ſtellten eine Liſte von mehr als dritthalbtauſend Namen auf, darunter die reichſten Gutsbeſitzer und viele engliſche Biſchöfe, deren Vermögen und Grundeigenthum confiscirt werden ſollte, ein unermeßlicher Reichthum. Und Jacob willigte ein, weil die Irländer nur in dieſem Fall zu ſeiner Fahne ſtehen wollten. Was lag dem Stuart daran, wenn die engliſchen und ſchottiſchen Anſiedler, die ja doch alle Ketzer und Rebellen waren, zu Grunde gingen!

Religions- und Racekampf in Irland.

So geſtaltete ſich die Lage der Dinge in Irland zu einem Kampf auf Leben und Tod. Dem keltiſch-franzöſiſchen Katholicismus gegenüber ſchloſſen ſich die germaniſch-proteſtantiſchen Elemente, Anglicaner wie Presbyterianer, zu einer Aſſociation der Selbſtvertheidigung zuſammen. Wie einſt die Hugenotten Frankreichs auf Larochelle, ſo ſtützten ſich die proteſtantiſchen Williamiten auf Londonderry. Nach Abzug des katholiſchen Theils der Stadtbevölkerung betrug die Zahl der Bewohner etwa 20,000, darunter 7000 militäriſch geübte und gut bewaffnete Kriegsleute. Neben den Anführern Baker und Murray ragte beſonders ein Landgeiſtlicher, Walker durch Geſchick und Eifer hervor. „Heute ſah man ihn zu Pferde, um einen Ausfall auszuführen, morgen wieder auf der Kanzel, um die religiöſen Antriebe rege zu erhalten.“ Dieſe Entſchloſſenheit trug ihre Früchte: umſonſt ſuchten die Feinde die Mauern und Feſtungswerke zu erobern; ſie vermochten den Muth der Vertheidiger nicht zu erſchüttern; ſelbſt die Grauſamkeit, Proteſtanten aus der Umgegend, Männer, Weiber und Kinder auf die Wälle zu ſtellen, um die Belagerten vom Schießen abzuhalten, half den Royaliſten nicht viel. Zuletzt ſetzten ſie ihr Vertrauen auf den Hunger, da die Lebensmittel ausgingen;
30. Juli 1689. aber noch zu rechter Zeit gelang es einigen engliſchen Fahrzeugen in den Lough Foyle einzudringen und Rettung zu ſchaffen. Nun brachen die Königlichen ihre Zelte ab und gaben die Belagerung auf. Noch ſchlimmer erging es ihnen vor Enniskillen, der Inſelveſte in Loch Erne, einer einſt von Cromwell'ſchen Soldaten gegründeten und bevölkerten Colonie. Durch einen Sturmausfall wurden ſie

auseinandergejagt, ihr Anführer gefangen. Und schon drang die Nachricht ins Lager ein, daß von Schottland und Irland Hülfstruppen im Anzug seien. Da gab Graf d'Avaux dem Stuart den wilden Rath, alle Protestanten auf der Insel, so viele man ihrer habhaft werden könne, ermorden zu lassen, damit sie nicht, während die irisch-französische Armee die Feinde am Landen zu verhindern suche, im Rücken eine Empörung veranstalteten.

Hoffnungen der Jacobiten.

Zu diesem grausamen Mittel brauchte indessen Jacob nicht zu schreiten. Als er bei der Landung des kleinen englischen Heers unter Schomberg bei Carrikfergus die große Standarte auf den Zinnen Drogheda's entfaltete, strömten bewaffnete Irländer in solcher Menge herbei, daß er bald ein Heer von 30,000 Mann mustern und dem Feinde, der in einer Stärke von 6000 Köpfen ein Lager bei Dundald bezogen hatte, entgegenrücken konnte. Die angebotene Schlacht nahm jedoch Schomberg nicht an; wie hätte er durch einen so ungleichen Kampf die Sache seines Herrn auf's Spiel setzen sollen! Aber seine Lage wurde bald schlimm genug. Die Herbstwitterung erzeugte ansteckende Krankheiten; er sah sich genöthigt, seine Truppen in benachbarte Orte zu verlegen; es kamen Anzeichen von Insubordination und zweideutiger Gesinnung zu Tage. In Versailles und in der Umgebung Jacobs II. lebte man des festen Glaubens, in Kurzem werde ein vollständiger Umschwung der Dinge eintreten; man sprach bereits davon, daß der Oranier mit dem Plane einer Abdication umgehe; er wolle nach Amsterdam zurückkehren, wo die Aristokratenhäupter die Abwesenheit des Statthalters zur Verwirklichung ihrer Ideen von republikanischer Selbstverwaltung zu benutzen trachteten; seine Gemahlin solle allein die königlichen Rechte üben. Die englischen Jacobiten regten sich mit neuer Thätigkeit; Dartmouth unterhielt verdächtige Verbindungen mit den Seeleuten, William Penn reiste im Lande umher, um die Sympathien für den Stuart lebendig zu erhalten, Preston nährte die Unzufriedenheit unter den Tories, welche die anmaßende Herrschaft der Whigs mit Unmuth ertrugen; man reizte die Eifersucht und den Neid der Handels- und Kaufmannswelt gegen die Holländer, welche die günstigen Zeitumstände zu eigensüchtigen mercantilen Zwecken auszubeuten suchten; da seien doch die Franzosen großmüthigere Bundesgenossen!

10. Sept. 1689.

Lage und Stimmungen

Es gelang jedoch dem kräftigen und verständigen König Wilhelm, die sich aufthürmenden Schwierigkeiten und Gefahren zu überwinden: Ein neues Parlament, das an die Stelle des Conventionsparlaments trat, bewilligte ihm die zur Durchführung der neuen Ordnung und zum irländischen Krieg erforderlichen Geldmittel. Gegen die Aufwiegler schritten die Gerichte ein, Ashton, der katholische Geheimschreiber der ehemaligen Königin Maria Beatrix, der die Fäden des Complots geleitet hatte, wurde hingerichtet. Die eidweigernden Bischöfe mußten ihre Sitze verlassen. Sancrofts Nachfolger war der gelehrte und gemäßigte John Tillotson. Ganz anders sah es während derselben Zeit in Dublin aus. Die altirischen Häuptlinge, die mit ihren Fähnlein dem Stuart zur Hülfe gezogen

März 1690.

waren wie ihre Ahnen in alten Tagen dem Oberkönig von Tara, trieben sich in ihrer Landestracht unter Franzosen und englischen Jacobiten herum; Geld hatte man wenig, so daß man Kupfermünzen den Werth von Shillings und Halfcrowns beilegen mußte, mit dem Versprechen sie in bessern Zeiten zu vollem Werth auszuwechseln; das hinderte aber nicht, daß es lustiger und ausschweifender in der irischen Hauptstadt herging, als je zuvor. Das leichte keltische Blut machte sein Recht geltend. Man bezeichnete schon die Orte, an denen man im nächsten Frühjahr in England landen und den Usurpator nach Holland zurückjagen werde. Die Zuversicht auf den bevorstehenden Triumph erreichte den Gipfel, als Graf Lauzun, der seit seiner Hülfeleistung bei der Flucht der Königin in St. Germain ein gern gesehener Gast war, mit französischen Hülfstruppen in Dublin ankam und in den irländischen Heerhaufen die mangelhafte Disciplin verbesserte. Auf ihm und Tyreonnel ruhte nun das höchste Vertrauen Jacobs. Eine französische Flotte unter dem erfahrenen Admiral Tourville kreuzte in den westlichen Meeren; denn Seignelai, neben Louvois der einflußreichste Minister gedachte die politische Lage zum Vortheil der französischen Marine zu benutzen: das Uebergewicht Hollands und Englands zur See sollte mit Einem Schlag vernichtet werden. Und wahrlich schlimm genug ließ sich im Anfang der Kampf für das neue englische Königthum an. Die Jacobiten regten sich in so herausfordernder Weise, daß man in London mehrere ihrer Häupter, darunter selbst Lord Clarendon, den Oheim der Königin in Gewahrsam brachte; und als Tourville die englisch-holländische Flotte auf der Höhe von Beachy Head, zwischen Hastings und Brighton angriff, erlangte er große Vortheile über die Feinde. Admiral Herbert, der für seine Verdienste um die Thronbesteigung Wilhelms zum Lord Torrington erhoben worden, hatte sich aus Verdruß, daß das Regiment nicht ausschließlich in die Hände der Whigs, seiner Parteigenossen gelegt worden, so eigensinnig und zweideutig benommen, daß man in Whitehall an Verrath glaubte und ihn in den Tower bringen ließ.

26. Juni 1690.

Der Sieg an der Boyne.

Aber wie schnell nahmen die Dinge eine andere Gestalt! In denselben Tagen, noch ehe die Nachricht von dem Ausgang des Seetreffens nach Irland dringen und in dem einen Heerlager eine ermuthigende in dem andern eine niederschlagende Wirkung hervorbringen konnte, war Wilhelm III. auf dem Marsch gegen Dublin begriffen. Er war Mitte Juni mit frischen Truppen in Carrickfergus gelandet, hatte sich in Armagh mit Schombergs Heerhaufen vereinigt und war dann rasch südwärts gezogen, um dem Heere, das unter Jacob und den beiden Feldherrn Lauzun und Tyreonnel in Dundalk lag, eine Schlacht anzubieten. Wilhelms Armee belief sich auf etwa 36,000 Mann aller Waffengattungen. Wie vor anderthalb Jahren bei der englischen Invasion war auch jetzt wieder Kriegsvolk verschiedener Nationen und Sprachen unter seiner Fahne vereinigt: Engländer und Schotten, Holländer und Deutsche, französische Hugenotten voll Begierde, an ihren katholischen Landsleuten im andern Heerlager Rache zu nehmen. Auch Dänen be-

fanden sich im Heer, ein Name, der den Irländern Erinnerungen und Sagen aus alter Vorzeit in die Phantasie zurückrief. Christian V. hatte sich von Frankreich abgewandt und war der Coalition der continentalen Mächte beigetreten. Die irisch-französische Kriegsmacht mochte von gleicher Stärke sein; dennoch hielten die Führer nicht für rathsam, den Angriff des Feindes abzuwarten; Jacob ordnete den Rückzug gen Drogheda an, um jenseit des Küstenflusses Boyne, der durch das Zuströmen verschiedener Bergwasser bei seiner Mündung eine ansehnliche Breite und Tiefe erhält, eine gedeckte Stellung zu nehmen. Kaum hatten die Jacobiten auf den Höhen des rechten Ufers eine Lagerstätte bezogen, so erschien das Oranische Heer auf der linken Seite. An diesem denkwürdigen Orte, wo die ersten Keime der christlichen Cultur in den irischen Boden gepflanzt wurden, sollte sich die Zukunft des britischen Reiches entscheiden. Es war ein heißer Kampf, nicht unwürdig des hohen Preises, der den Sieger erwartete. Wilhelm ließ sich durch die leichte Wunde, die er beim Besichtigen der Oertlichkeit empfing, nicht abhalten, selbst den Oberbefehl zu übernehmen; unter ihm dienten die beiden Schomberg, Vater und Sohn. Während der letztere, Graf Meinhard, mit Dragonern und Fußvolk stromaufwärts unweit Slane den Uebergang erzwang, führte der Marschall selbst bei Oldbridge den Kern des gemischten Heeres über den Fluß nach der andern Seite, ein Unternehmen von der größten Kühnheit und Tapferkeit. Sie wurden von der feindlichen Macht am Aufsteigen gehindert und mancher brave Kriegsmann mußte sein Leben lassen. Mit jugendlichem Muthe stürmte der alte Held Schomberg voran, den Hugenotten zurufend, daß sie im andern Lager ihre Verfolger finden würden; da machten die Säbelhiebe einiger Jacobiten seinem Leben ein Ende. Sie glaubten den König selbst getödtet zu haben; aber bald sahen sie Wilhelm III., hoch zu Roß das gezogene Schwert schwingend an der Spitze der tapfern Männer von Enniskillen über den Strom setzen und den Kampf erneuern. Und nun hielten die Feinde nicht länger Stand; die irischen Dragoner begannen die Flucht, ihre eigenen Waffenbrüder zu Fuß überreitend. Lauzun und Tyrconnel, die den jungen Schomberg vom Vordringen abzuhalten gesucht, standen vom weiteren Kampfe ab und ordneten den Rückzug nach Dublin an, wohin Jacob mit einigen Reiterschwadronen vorausgeeilt war. Die Beute, die den Siegern in die Hände fiel, war ansehnlich.

30. Juli 1690.

Während die erschöpften Truppen auf dem eroberten Schlachtfelde ausruhten, gewannen die beiden feindlichen Heerführer Zeit, den Rückzug in militärischer Ordnung fortzusetzen. Doch gaben sie die Hauptstadt auf; Jacob war bereits über Waterford nach Kinsale geflüchtet, von wo ihn ein französisches Fahrzeug nach Frankreich trug. Lauzun und Tyrconnel brachten ihre Mannschaften und Kriegsvorräthe nach Limerick in Sicherheit; die katholischen Beamten und Richter, welche Jacob eingesetzt hatte, verließen in Eile die Hauptstadt, worauf die protestantischen Einwohner, die sich bisher still gehalten oder unter Aufsicht gestellt waren, unter Führung des Capitäns Robert Fitzgerald, Sohnes des Grafen

Ausgang der irischen Insurrection.

von Kildare Schloß und Stadt besetzten und den König einluden. In der Kirche von St. Patrick, wo am nächsten Sonntag Wilhelm dem Gottesdienst anwohnte, wurde Marschall Schomberg beigesetzt. Bald darauf bemächtigten sich die Führer der englischen und der dänischen Truppen, Lord Churchill und Prinz Ferdinand Wilhelm von Würtemberg, der wichtigen Seestädte Cork und Kinsale. Limerick und Galway blieben noch einige Zeit in den Händen der Feinde, bis Ludwig seine Hülfstruppen und die zahlreichen Eingebornen, die sich ihnen anschlossen, nach Frankreich abberief. Doch hielt General Sarsfield die Jacobitische Fahne in den westlichen Landschaften noch einige Zeit aufrecht, von den Irländern als Nationalheld gefeiert, von dem Stuart zum Grafen von Lucan ernannt, von Frankreich ab und zu mit Kriegsbedarf versehen. So endete die Expedition Jacobs II. in Irland. Die englischen Ansiedler der grünen Insel hatten alle Ursache den Jahrestag der Schlacht an der Boyne als ein Dank- und Siegesfest zu feiern. Erwägt man, daß d'Avaux eine Art irischer Bartholomäusnacht angerathen, daß Lauzun dem König den Vorschlag gemacht, Dublin und die Umgegend in eine Wüstenei zu verwandeln, wie Louvois die Pfalz; so läßt sich leicht denken, welches Schicksal der protestantischen Bevölkerung bevorstand, wenn der Sieg den rachsüchtigen Jacobiten, den leidenschaftlichen Irländern, den fanatischen Franzosen zugefallen wäre. Die englische Colonisation, die Arbeit vieler Jahrhunderte wäre mit der Wurzel vernichtet worden; kein protestantisches Haupt wäre verschont geblieben. Es lag in der grausamen Kriegspolitik jener Tage, daß nun auch den besiegten Irländern kein leichtes Joch aufgelegt ward. Die Maßregeln Cromwells kamen von Neuem in Anwendung; die Insel wurde als erobertes Land behandelt und der Herrschaft der englischen Regierung und Hierarchie von Neuem unterworfen. Aber wie viele Eingeborne wanderten über das Meer, um in den katholischen Staaten des europäischen Festlandes, insbesondere in Frankreich, oder jenseit des Oceans eine neue Heimath zu suchen!

10. Die Regierung Wilhelms III.

Die erste Regierungszeit Wilhelms u. Marias.

Auch nachdem die Anerkennung Wilhelms III. in allen drei Königreichen durchgeführt war, hatte er noch viele Schwierigkeiten zu überwinden. Die Whigs, die bei der Regierung und im Parlament die entscheidende Stimme hatten, suchten ihren Einfluß im Parteiinteresse auszubeuten. Nicht nur daß sie alle Aemter an sich zu reißen und ihre Grundsätze ausschließlich zur Geltung zu bringen bemüht waren, sie widerstrebten auch den Absichten Wilhelms, durch eine Indemnitätsbill die politischen Spaltungen auszugleichen, durch Milderung der kirchlichen Zwangs- und Strafgesetze alle akatholischen Elemente in die Dienste des Staats zu ziehen, und durch Aufstellung eines festen Staatshaushalts ein sicheres von alljähriger Bewilligung unabhängiges Einkommen für sich zu gewinnen. Es verdroß sie, daß noch so manche Männer, die mit Jacob II. ge-

gangen, auch unter dem neuen Regimente thätig sein sollten; sie hätten lieber statt der Indemnität eine Bill der Rache und Vergeltung durchgesetzt und alle Tories aus den Staats- und Gemeindeämtern verdrängt. Sie glaubten in Wilhelm zu viel Eigenwillen, zu große Neigung für persönliche Regierung, auch zu starke Sympathien für Holland zu entdecken und waren daher bestrebt, die parlamentarischen Rechte so viel als möglich zu mehren und zu sichern, der ausübenden Gewalt einen kurzen Zaum anzulegen. Es wurde erwähnt, wie schwierig die Lage des Königs im Winter von neunundachtzig auf neunzig sich gestaltete. Erst als er das vorwiegend aus Whigistischen Ultras bestehende Conventions-Parlament aufgelöst und durch neue Wahlen ein fügsameres Unterhaus zu Stande gebracht März 1690.
hatte, in welchem eine beträchtliche Zahl gemäßigter Tories Sitz und Stimme hatte, gelang es ihm, Beschlüsse durchzuführen, welche die königliche Prärogative mit dem parlamentarischen Regiment in das richtige Verhältniß setzten. Ein Gnadenakt wurde angenommen, welcher der Parteireaction der Whigs ein Ende machte: nur wenige, meistens flüchtige Glieder der katholischen Camarilla, wie Petre, Sunderland, Powis, Castelmain, Dover, Melford, sollten von der Amnestie ausgeschlossen sein und aller Aemter und Ehrenrechte verlustig gehen. Auch wurde der Staatshaushalt auf Grund früherer Einrichtungen zweckmäßig geordnet und zwischen dem erblichen Besitzthum der Krone und den Einkünften für die Staatsbedürfnisse eine Scheidung getroffen. Alles Eigenthum und Einkommen, in dessen Genuß der vorige König gewesen, sollte auch dem Nachfolger gehören; die Zölle und Accisen wurden dem Königspaar Wilhelm und Maria zur Hälfte auf Lebenszeit zugewiesen, die andere Hälfte von einer Parlamentsbewilligung von vier zu vier Jahren abhängig gemacht. Zugleich wurden die von der Convention und dem Conventionsparlament getroffenen gesetzlichen Anordnungen gutgeheißen und bestätigt. Damit war der Akt der Revolution von 1688 geschlossen; die Zwischenregierung ging zu Ende, ein rechtmäßiges monarchisch-parlamentarisches Regiment trat an die Stelle.

Befestigung und Anerkennung des neuen Königthums

Nun wandte Wilhelm sein Vertrauen wieder mehr den gemäßigten Tories von alter Erfahrung zu, den Lords Danby, Halifax, Nottingham; die Whigs von der äußersten Richtung, wie Mordaunt und de la Mere wurden aus dem Ministerium entfernt. Gerne hätte der König den Earl of Shrewsbury, der einer katholischen Familie entstammt zu den freiesten religiösen Ansichten übergetreten war und sich der besonderen Gunst Wilhelms erfreute, bei seinem Amte eines ersten Staatssecretärs erhalten; dieser wollte jedoch seine Sache nicht von den Parteigenossen trennen. Mit tiefer Gemüthsbewegung gab er dem König das Siegel zurück. Als Wilhelm bei seiner Abfahrt nach Irland die Regierung Juni 1690.
in die Hände seiner Gemahlin legte, stellte er ihr einen aus Tories und Whigs gemischten Rath zur Seite. Zu der Consolidirung des neuen Regiments in dem Inselreiche trug der festländische Krieg nicht wenig bei. Denn da die verbündeten Mächte den Anschluß Englands dringend wünschten, so trugen die beiden Habs-

burger Großmächte, der Kaiser und Spanien kein Bedenken, Wilhelm III. als König anzuerkennen. Die politischen Interessen erlangten das Uebergewicht über die religiösen. Mit Hülfe des neuen Großpensionarius der Generalstaaten, des dem Oranier innig befreundeten Anton Heinsius wurde auch der Einfluß des Statthalters in den Niederlanden verstärkt und sicher gestellt. Durch das Zusammenwirken der englischen und holländischen Marine ward der französischen Seemacht ein Gegengewicht geschaffen, das sie nicht zu überwinden vermochte. Das neue Parlament, das Wilhelm nach seinem Siege an der Boyne ver-
2. Okt. 1690. sammelte, gewährte ihm mit freigebiger Hand die Mittel, die zur Durchführung der kriegerischen Unternehmungen wider Frankreich nöthig waren. Da der Antrag, die Confiscationen in Irland dazu zu verwenden, nicht durchdrang, so mußten die Summen durch die Landtaxe und durch Erhöhung der indirekten Steuern aufgebracht werden. Dabei behielt sich jedoch das Parlament das Recht vor, die Voranschläge der Regierung für die Kriegskosten zu prüfen und nach Befinden zu ermäßigen und Controle über die Ausgaben zu führen, ein Recht, das fortan das Unterhaus sich nicht mehr entreißen ließ. Wilhelm selbst begab sich nach Holland, um die Fortschritte der französischen Heere zu verhindern; seine Feldherren Mackay und der Prinz von Würtemberg zogen wider die irischen Insurgenten am Shannon. Bei einem Angriff der Wilhelmiten auf Galway
30. Juli 1691. wurde der französische General St. Ruth durch eine Stückkugel getödtet und die Stadt erobert. Bald nachher ergab sich auch Limerick vertragsweise. Sarsfield nahm jedoch die angebotene Amnestie nicht an; er setzte mit 12,000 Irländern nach Frankreich über, wo sie in den königlichen Militärdienst traten. Damit war die Unterwerfung der Insel vollendet; die übrigen Arbeiten fielen den Strafgerichten zu.

Innere Widersacher und äußere Kriege.

Aber zum friedlichen Genuß seiner Herrschaft kam Wilhelm auch jetzt noch nicht. Eine revolutionäre Umwandlung einer bestehenden Staatsordnung regt die Geister mächtig auf und läßt sie nicht leicht zur Ruhe kommen. Die Partei der Jacobiten war zahlreich und mächtig; durch den Anschluß aller malcontenten Elemente wuchs ihre Bedeutung, der Krieg führte manche Wechselfälle herbei, wodurch die Hoffnungen auf eine zweite Restauration lebendig erhalten wurden. Waren denn nicht die französischen Heere, trotz der großen Zahl der Feinde fast allenthalben im Vortheil? Selbst in der Nähe des Hofes, selbst in den ersten Staats- und Kriegsämtern waren offene oder heimliche Anhänger Jacobs, die eine neue Umwälzung mit Freuden begrüßt hätten. Zu den Unzufriedenen gehörten sogar die beiden Männer, denen Wilhelm das Gelingen seiner Unternehmung in erster Linie zu danken hatte — Lord Churchill und Admiral Russel; beide meinten, ihre Verdienste seien nicht in vollem Maße gewürdigt worden, sie seien zurückgesetzt; mit den Churchills war die Prinzessin Anna aufs Innigste verbunden; sie schrieb an ihren Vater zärtliche Briefe voll Reue über ihre frühere Haltung. War es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn man in Ver-

sailles und St. Germain frische Hoffnung schöpfte; eine neue Landung Jacobs ins Auge faßte? Wilhelm war meistens mit dem Kriege in den Niederlanden beschäftigt; mittlerweile konnten in seinem Rücken conspiratorische Umtriebe in England ungestört fortgehen. Wirklich erhielt Tourville den Befehl, mit der Mai 1692. französischen Flotte einen Landungsversuch in England zu machen. Jacob II. selbst begab sich nach La Hogue, der äußersten Spitze der normanischen Halbinsel Cotantin unweit Cherbourg, wo die französischen Schiffe zur Ueberfahrt bereit lagen. Wie einst Philipp II. mit der großen Armada, so gedachte jetzt Ludwig XIV. einen entscheidenden Schlag wider die beiden protestantischen Seestaaten zu führen; denn gleichzeitig mit der Marine war auch das Landheer in Bewegung, um Namur, die feste Stadt an der Maas zu bezwingen. Der König selbst hatte sich dahin begeben. Aber auch diesmal scheiterte der Plan, das Inselreich unter katholische Herrschaft zu bringen. In der großen Seeschlacht von 19/29. Mai 1692. La Hogue trug die vereinigte englisch-holländische Flotte unter Russel den Sieg über die französische Seemacht unter Tourville davon, eine Entscheidung, die Jacobs Hoffnungen auf eine zweite Restauration der Stuarts für immer vernichtete. Schon berieth man auf dem englischen Admiralschiff, wie und wo eine Landung an der Küste Frankreichs am zweckmäßigsten veranstaltet werden möchte; zwei ausgewanderte Hugenotten, der jüngere Schomberg und Ruvigny, jener zum Herzog von Leinster, dieser zum Grafen von Galway erhoben, wurden von Russel zur Berathung beigezogen; allein die Nachricht, daß Namur gefallen und 30. Juli. der Angriff Wilhelms auf das französische Lager bei Steukerke abgeschlagen wor- 4. Aug. den, vereitelte das Vorhaben. Die Flotte mußte zurücksegeln, um die holländische Küste zu decken. Im folgenden Sommer rächte sich Tourville für den Schlag bei La Hogue durch einen siegreichen Angriff auf eine große englische Kauffarteiflotte in der Bai von Lagos in Algarvien. Fünfundvierzig englische Juli 1693. Fahrzeuge wurden verbrannt, siebenzehn genommen.

Russel, den man beschuldigte, daß er aus Abneigung gegen die Tories im geheimen Rath, insbesondere gegen Nottingham seinen Obliegenheiten unvollkommen und mit innerem Widerstreben nachkomme, war genöthigt worden seine Admiralswürde aufzugeben. An seine Stelle waren zwei Tories ernannt worden, deren Ungeschick und Unvorsichtigkeit der Unfall bei Lagos zugeschrieben ward. Daher sah sich Wilhelm veranlaßt, um die öffentliche Meinung zu befriedigen, sich wieder mehr den Whigs zu nähern. Nottingham wurde entlassen, Russel auf seinen Posten zurückversetzt.

Der fortdauernde Krieg mit seinen Wechselfällen zu Land und zur See hielt Ausbau des parlamentarischen Staats. Die Bank von London. den Parteigeist rege und erschwerte dem König die Regierung. Der starke Aufwand für Heer und Marine forderte große Opfer und leistete den Jacobiten Vorschub. Man fragte, ob das Interesse Englands die aktive Betheiligung an den Vorgängen des Continents erfordere. Es fanden viele erregte Parlamentssitzungen statt. Wilhelm verstand es, die englische Nation bei der Coalition zu erhalten und das Unterhaus zu Bewilligungen zu bringen; dafür mußte er aber

auch der gesetzgebenden Gewalt manche Zugeständnisse machen, welche die Grenzlinien und Befugnisse des monarchisch-parlamentarischen Verfassungsbaues klarer bestimmten und festsetzten. So wurde das Steuer- und Finanzwesen genauer geregelt, die Unabsetzbarkeit der Richter durchgeführt, jährliche Einberufung des Parlaments und dreijährige Dauer des Hauses der Gemeinen, Ausschließung oder Neuwahl der zu öffentlichen Aemtern erhobenen Mitglieder in Antrag gebracht und nach einigem Bedenken zugestanden. Die wichtigste Einrichtung jedoch war die Gründung der Bank von England. Da man die Bedürfnisse der Staats- und Kriegsverwaltung nicht durch die laufenden Einnahmen zu decken im Stande war, so sah sich die Regierung genöthigt, zu Anleihen zu schreiten, für deren regelmäßige Verzinsung und Rückzahlung Garantien geschaffen werden mußten. Wie bei der Georgbank in Genua, die man in erster Linie zum Vorbilde nahm, nur in weit geringerem Umfang wurden die von Kaufleuten und Kapitalisten gemachten Vorschüsse auf die Staatseinkünfte gegründet, die von der Londoner Bank als Empfangsbescheinigungen für eingelegte Summen ausgegebenen Noten von der englischen Staatsgemeinschaft als gültige Werthzeichen anerkannt. Im April 1693 vollzog sich die für das Wirthschaftsleben des englischen Staates so denkwürdige Schöpfung, unter Beihülfe französischer Refugié's, die ihre mitgebrachten Kapitalien gerne einem Staate zur Verfügung stellten, mit dem ihre Existenz und Zukunft aus Innigste verbunden war. Nachdem die Bill, bei welcher außer dem Schotten W. Paterson besonders Charles Montague, zuerst Schüler, dann Freund und Gönner Newtons sein großes Talent beurkundete, im
18. Apr. 1694. Unterhause angenommen war, wurde auch der Widerstand der Lords überwunden, die nicht unbegründete Bedenken geltend machten, gegen die Privilegirung eines Creditunternehmens, „welches das flüssige Kapital aufspeichern und den Hypothekenzins in die Höhe treiben würde". Am 23. April erlangte das Gesetz auch im Oberhaus die Mehrheit der Stimmen. So trat mitten im Krieg und wesentlich unter dem Drange desselben ein nationales Institut ins Leben, das mit der Zeit die großartigste Werkstätte des Geldverkehrs werden sollte und mehr als alles Andere zur Consolidirung der Regierung Wilhelms III., zur innigsten Vereinigung der öffentlichen Gewalten in dem constitutionellen Staatsorganismus beigetragen hat. Wenn die Londoner Bank, die drei Jahre später ihre abschließende Organisation erhielt, einerseits der Regierung als „Geschäftsführer für Auflagen und Anleihen" diente, so war sie andererseits die Bundeslade des nationalen Credits, das Vorrathshaus und die Betriebsanstalt des Metallvermögens des Gesammtstaats: während Frankreich einem wirthschaftlichen Ruin entgegensteuerte, wurde in England die Solidarität der materiellen Interessen des constitutionellen Staats auf fester Grundlage aufgerichtet.

Tod der Königin Maria. 1694. Die Folgen dieses Zusammenwirkens der Regierung und der Nation traten bald zu Tage. Wilhelm konnte mit einer so beträchtlichen Heeresmacht in den Niederlanden auftreten, daß die Franzosen nicht weiter vorrückten, sondern sich

auf Vertheidigung ihrer Grenzen beschränkten. Nur dem kräftigen Auftreten des englischen Königs zu Land und zur See war es zu danken, daß die französischen Waffen weder in den spanischen Niederlanden noch an den Pyrenäen und am Rhein in diesem Jahre große Erfolge im Felde erzielten. Nach seiner Rückkehr wurde er freudig begrüßt und Alles ließ sich wohl an. Das Parlament war entgegenkommend, das Cabinet erhielt neue Kräfte, indem Shrewsbury, der dem König besonders genehm war, wieder die Stelle eines Staatssecretärs annahm und Montague der Gründer der Bank, zum Kanzler der Schatzkammer erhoben ward. Lord Sunderland war als Bekehrter zurückgekommen und unterstützte den König mit seinem Rathe. Da wurde Wilhelm ganz unerwartet von einem schweren Schlag betroffen; seine Gemahlin, zu der er stets große Liebe und Achtung gehegt, starb gegen Ende des Jahres an den Blattern, eine edle echt weibliche Seele, die ihrem Eheherrn stets mit ganzem Herzen ergeben gewesen, so verschieden auch in ihrer Erscheinung und in ihrem Charakter die beiden Gatten waren: sie eine kräftige stattliche Frau voll Leben und Bewegung, gesprächig und beweglich, er ein hagerer, wortkarger, ernster Mann, mit seinen Gedanken zurückhaltend und wenig zugänglich. Wilhelm wurde von dem Verluste tief ergriffen. Die Regierung erlitt jedoch dadurch keine Veränderung. Vielmehr nahm die Opposition ab, indem seine Schwägerin Anna, welche mit ihrer Schwester nicht gut gestanden und sich meistens vom Hofe fern gehalten hatte, sich mit ihm aussöhnte und seine Politik unterstützte. Um den König in Stand zu setzen, den Krieg mit aller Energie zu betreiben, schritt das Parlament zu großen Bewilligungen mittelst neuer Auflagen. Dank diesen Anstrengungen konnte Wilhelm die Franzosen unter Villeroi und Boufflers, die an die Stelle des kurz zuvor gestorbenen Marschalls von Luxemburg getreten waren, in ihren Grenzlinien festhalten und ihnen die Festung Namur wieder entreißen.

28. Decbr. 1694.

Sept. 1695.

Neue Gesetze.

Unter dem Eindruck der gehobenen Stimmung über diese kriegerischen Erfolge trat im Herbst das neugewählte Parlament zusammen. Von Widerstand gegen die Regierung war kaum eine Spur zu bemerken. Frühere Oppositionsmänner beider Parteien wurden übergangen, im Schmerz über die Zurücksetzung hat der Enkel John Hampdens Hand an sich selbst gelegt. Für die Unterhaltung der Landarmee in ihrer bisherigen Stärke, etwa 80,000 Mann, waren fünf Millionen Pfund erforderlich. Sie wurden bewilligt. Aber es erhob sich eine große Schwierigkeit, die Summe zusammenzubringen, da der größte Theil des in Umlauf befindlichen Silbergeldes durch Beschneiden und Abfeilen bedeutend geringer geworden war, als der Nominalwerth lautete. Nach langen Erwägungen wurde in beiden Häusern der Beschluß gefaßt, daß die beschnittenen Münzen umgeprägt und der sehr erhebliche Verlust von dem Staate getragen werden sollte; ein Beschluß, der zur Folge hatte, daß die Münzprägung, welche bisher ausschließlich als Prärogativ der Krone gegolten, in Zukunft der parlamentarischen Mitwirkung unterstellt ward. Mittelst einer Fenstersteuer wurde die bewilligte Summe aufgebracht. Auch noch auf einem andern Gebiete mußte der König eine bisher geübte Gerechtsame mit dem Parlamente theilen. Er hatte seinen Freund und Vertrauten Willam Bentinck zum Grafen von Portland erhoben und ihm ansehn-

liche Krongüter in Wales zum Geschenk gemacht. Da dies eine Verminderung der Kroneinkünfte zur Folge hatte, so wurde von der Gentry der Grafschaft darüber Beschwerde geführt und der König bewogen, dem Hause die Befugniß einzuräumen, bei dergleichen Vergabungen mitzuwirken. Allenthalben wich die Regierung vor den Ansprüchen des Parlaments ohne Widerstand zurück, um sich den guten Willen desselben für die Kriegsbedürfnisse zu erhalten. Als die Preßakte ablief, wurde die Censur nicht wieder erneuert; gegen Mißbrauch der Druckfreiheit schienen gesetzliche Präventivmaßregeln hinlänglich Schutz zu gewähren; dem Oberhaus wurde das Recht eingeräumt, bei Hochverrathsklagen gegen Lords den Rechtsgang selbständig zu leiten und nur nach den Aussagen von mindestens zwei Zeugen ein Urtheil zu fällen; bei der Aufstellung eines Handelsraths für die Angelegenheiten der überseeischen Besitzungen sollte die entscheidende Stimme bei dem Unterhause stehen. Wie kamen jetzt unter dem Schirme einer geordneten Freiheit, unter der Herrschaft einer gesetzlichen Verfassung Marine, Handel, Colonieweſen, Gewerbthätigkeit und Wohlstand zu raschem Aufschwung! Und auch in den großen politischen Angelegenheiten galt Wilhelm III., das Haupt des protestantisch-parlamentarischen Staats gegenüber der absolutistisch-katholischen Gewaltherrschaft des französischen Monarchen, als Schiedsrichter und Kriegsfürst.

Jacobitische Verschwörung und Restaurationspläne.

Bei dieser Machtstellung des „Usurpators“ und des protestantisch-whiggistischen Regiments in England war es natürlich, daß die Factionen der Gegenpartei noch einmal alle Kräfte anstrengten, eine Reaction in dem Inselreich zu bewirken. Wie viele Anhänger des Legitimitätsprinzips, wie viele katholische und hochkirchliche Lords, wie viele Jacobiten unter dem Episcopalklerus wünschten den Tag zu schauen, da der verbannte Stuart wieder von dem Throne seiner Väter Besitz ergreifen würde! Der hochtoryistische Landadel, der mit Ingrimm seine politischen Widersacher am Ruder des Staats erblickte, konnte auf seinen Landsitzen leicht eine beträchtliche Zahl bewaffneter Kriegsknechte sammeln, die in einem Augenblick, da Wilhelm mit der ganzen Heeresmacht in den Niederlanden stand, sich wichtiger Orte bemächtigen und dem „rechtmäßigen König“ in die Hände liefern würden. Nur müßte Jacob selbst in sein Land zurückkehren, in der Mitte seines Volkes erscheinen, durch eine beruhigende Proclamation die Reihen der Royalisten verstärken! Bereits waren geschäftige Parteigänger, vor Allen Lord Middleton, ein Schotte, an dem kleinen Hofe von St. Germain erschienen, um eine neue Landung ins Werk zu setzen. Jacob willigte ein; ein Manifest von weitgehenden Zusagen wurde ausgearbeitet, das ihm die Herzen seines getreuen Volkes gewinnen sollte; Ludwig XIV. war bereit, das Unter-
Febr. 1696. nehmen mit Schiffen, Geld und Kriegsbedarf zu fördern. Im Februar begab sich der Stuart nach Calais, wo französische Fahrzeuge bereit lagen, während sein natürlicher Sohn der Herzog von Berwick, ein junger Mann von Unternehmungsgeist und militärischem Talent sich heimlich einschiffte, um die legitimistischen Freunde in der Heimat aufzubieten. Auch manche Emigranten fanden sich in Calais ein, um bei der erwarteten Restauration die Früchte ihrer Loyalität zu ernten. Aber die englischen Parteigenossen wollten nicht zu den Waffen greifen, bevor Jacob gelandet wäre und sein Manifest verbreitet hätte. Um nun die Ent-

ſcheidung raſch herbeizuführen, bildete ein Renegat von Oxford, Robert Charnock mit einem ſchottiſchen Edelmann Barelay und einigen alten Militärperſonen aus der ehemaligen Leibgarde ein Complot, um den Oranier, der noch nicht zur Armee abgegangen war, bei Gelegenheit einer Jagd auf dem Wege nach Richmond zu überfallen und in Sicherheit zu bringen. Daß es auf eine Ermordung abgeſehen ſei, wurde nicht ausgeſprochen, aber keiner der Theilnehmer verhehlte es ſich, daß dies der Ausgang ſein würde. Auch nach Calais gelangte die Kunde von dem blutigen Vorhaben; Berwick hatte ſich eingeſchifft, um dem Vater Mittheilung zu machen. Man zweifelte nicht, daß nach gelungener That eine allgemeine Inſurrection ausbrechen würde; dann war der rechte Moment zur Landung gekommen. Aber das Attentat wurde am Tage vor der Ausführung durch einen Irländer, den man ins Geheimniß gezogen, an Bentinck-Portland verrathen. Die Jagd unterblieb; die Hauptſchuldigen, deren Namen man erfahren hatte, wurden ergriffen und drei von ihnen, darunter Charnock hingerichtet. Von einer Landung konnte nun keine Rede ſein. Jacob, der darum ſo lange gezögert hatte, weil er es nicht über ſich gewinnen konnte, in ſeinem Manifeſte die Gültigkeit des Teſteides aufzunehmen, kehrte nach St. Germain zurück. Die Prieſter, deren Meinung ihm über Alles ging, hatten ihn von jenem Zugeſtändniß abgehalten; die Herſtellung des Thrones hatte für ſie nur dann Werth, wenn damit auch zugleich die Rekatholiſirung Englands verbunden war. Bald darauf ſchloß ſich der Stuart, um ſeinem religiöſen Eifer Genüge zu thun, der Congregation von La Trappe an.

13. Febr. 1696.

Für Wilhelm hatte das Attentat die Wirkung, daß der Bund zwiſchen Krone und Parlament ſich noch mehr befeſtigte. Lords und Commons empfanden mehr als je, daß ſie und der König durch die Gemeinſchaft der Intereſſen an einander gewieſen ſeien und daß ihre Wege zuſammen gehen müßten. Es bildete ſich eine neue Aſſociation zur Erhaltung der durch das Settlement ausgeſprochenen Thronfolgeordnung. Den katholiſchen Stuarts und ihren Anhängern ſollte jede Hoffnung einer Reſtauration abgeſchnitten werden. Da hie und da Bedenken aufgetaucht waren, ob nach dem Tode der Königin Maria, die doch die eigentliche Thronerbin geweſen, die im J. 1688 getroffene Anordnung noch ferner gültig ſei, ſo wurde von dem Whiggiſtiſchen Parlament ausdrücklich der Beſchluß gefaßt, Wilhelm ſei der rechtmäßige König von England; durch das Geſetz ſei ihm ein ausſchließendes Recht auf die Krone verliehen worden. Die Whiggiſtiſchen Grundſätze behielten die Oberhand; wer der Aſſociation für König Wilhelm nicht beitreten wollte, ſollte zu keinem öffentlichen Amte zugelaſſen, ja als Feind der nationalen Freiheit angeſehen werden. Im Januar des nächſten Jahres wurde Sir John Fenwick, weil er mit dem Hof von St. Germain Verbindungen unterhalten und die Häupter der Whigs bei König Wilhelm zu verdächtigen geſucht hatte, durch eine Bill of Attainder als Hochverräther verurtheilt und hingerichtet. Dieſes Zuſammenwirken der Nation und der Regierung machte

Wilhelm III in Ryswick als König anerkannt.

22. Jan. 1697.

es dem Oranier möglich, den Krieg gegen Frankreich ohne Ermattung fortzuführen und im Frieden von Ryswick die Anerkennung seiner Königskrone zu erzwingen. Es kostete viele Mühe, den Selbstherrscher in Versailles zu dieser Anerkennung eines neuen nicht auf dem Erbrecht beruhenden, sondern von dem Parlamente übertragenen Königthums von Großbritannien zu bewegen; da aber Jacob selbst die Erklärung abgegeben, daß er während der Lebenszeit Wilhelms keinen Versuch mehr zur Wiedererlangung des englischen Thrones machen werde, so ließ Ludwig das Unvermeidliche geschehen. In möglichst reservirter Form gab der französische Bevollmächtigte die Zusicherung, daß sein Herr und Gebieter den Statthalter von Holland als König von England anerkennen und dessen Feinde „ohne alle Ausnahme" weder direkt noch indirekt unterstützen werde. Auch stand man ab, die Rückkehr der Emigranten zu fordern; dafür gab aber Wilhelm auch die Zusage, daß das Fürstenthum Orange, das ihm wieder zurückgegeben wurde, nicht als Asyl flüchtiger Hugenotten dienen solle. Die französischen Flüchtlinge, die dem Oranier den Thron hatten erkämpfen helfen, durften sich nicht einmal an dem Saume des alten Frankreich ansiedeln. Wie ganz anders wahrte Ludwig XIV. die katholischen Interessen in der „Ryswicker Clausel!" Die mit Wilhelm und den Holländern abgeschlossenen Präliminarien setzten den französischen König auch diesmal in die Lage, desto anspruchsvoller gegen die übrigen Theilnehmer der Allianz, insbesondere gegen Deutschland aufzutreten.

IV. Frankreich und die neue europäische Coalition.

1. Die Rheinische Pfalz seit dem Westfälischen Frieden.

Kurfürst Karl Ludwig. 1649—80.

Nach dem Abschluß des westfällischen Friedens war der Sohn des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich V. und der englischen Königstochter Elisabeth, Karl Ludwig in die Pfalz zurückgekehrt, die er als Kind verlassen hatte. Eine schwere Vergangenheit lag hinter ihm; er hatte in England mit eigenen Augen gesehen, wie das Haupt seines Oheims Karl Stuart unter dem Henkerbeil der Puritaner gefallen, und seiner in Holland weilenden Mutter die Schmerzensbotschaft überbracht; und als er jetzt in das verarmte und verwüstete Heimathland einzog, da konnte er gewahren, welche Früchte der religiöse Fanatismus in seinem Schooß berge. Und er war nicht unempfänglich für die Lehren und Eindrücke, welche das ernste Leben ihm zugetragen: er war frühe zum Manne gereift, die Neigungen zu Ausschweifungen und Genüssen hatte er abgelegt, er brachte ein warmes Herz für das Volk, ein duldsames Gemüth für religiöse Ueberzeugungen in das Land seiner Väter am Rhein und Neckar zurück. Durch Nachlaß oder Befreiung von Steuern auf längere oder kürzere Zeit suchte er zum Anbau der Felder, zur Wiederherstellung der zerstörten Dörfer und Städte, zu neuen Anlagen zu ermuntern, Fleiß und frischen Lebensmuth zu erwecken. Mit verständigen Räthen im Finanzwesen, in der Verwaltung, im volkswirthschaftlichen Leben wurden zweckmäßige Reformen geschaffen, heilsame Anordnungen getroffen. Durch religiöse Toleranz und

Weitherzigkeit beförderte er die Niederlassung fremder Ansiedler. Während man in Wittenberg und Leipzig die Melanchthonianer als „synkretistische Mameluken" verketzerte, die gemischten Ehen zwischen Lutheranern und Calvinisten als Todsünde verfluchte, war der Pfälzer Kurfürst Karl Ludwig bedacht, seinem Volke den kirchlichen Frieden zu schaffen und zu erhalten: Er erlaubte den Lutheranern die Providenzkirche in Heidelberg zu erbauen; er gestattete den Wiedertäufern sich in Mannheim, den Piemontesischen Waldensern sich in Germersheim niederzulassen; er gewährte allen christlichen Confessionen freie Religionsübung. Die Professoren der weltlichen Facultäten verpflichtete er nur auf das Wort Gottes und die ältesten ökumenischen Symbole, er errichtete für Pufendorf einen Lehrstuhl des Naturrechts und ging mit dem Gedanken um, den jüdischen Philosophen Spinoza für die Universität zu gewinnen. Das wiederhergestellte Fräuleinstift Neuburg sollte auch lutherischen Töchtern zugänglich sein. Während anderwärts der Verfolgungsgeist sich zu neuen Kämpfen rüstete, wurde unter ihm die Universität Heidelberg „eine feste Burg akademischer Freiheit inmitten der Lande des Krummstabs". Die Früchte dieser väterlichen und milden Regierung traten bald zu Tage. Das von der Natur reich gesegnete Land blühte in Kurzem rasch empor, so daß der Marschall von Grammont, der im J. 1646 mit seinem Heere durch die verwüstete und verwilderte Gegend gekommen war, zwölf Jahre später schreiben konnte, Stadt und Land mache den Eindruck, als wenn niemals Krieg geführt worden wäre. Der Kurfürst selbst hat durch Sparsamkeit und umsichtigen Haushalt wesentlich zu dem Emporkommen des Landes beigetragen und dem Volke ein gutes Beispiel gegeben.

Häusliche Verhältnisse.

Wie sehr wäre dem wohlwollenden Fürsten zu wünschen gewesen, daß er auch in seiner Häuslichkeit das Glück und den Frieden gefunden hätte, die er überall zu fördern bedacht war. Aber auf seinem ehelichen Leben lag ein dunkler Schatten. Seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter des um die protestantische Sache und um das pfälzische Haus während des Krieges so hochverdienten Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und der hochsinnigen Amalia, erwiederte die warme Liebe und Hingebung des Kurfürsten mit Kälte und stolzer Zurückhaltung. Sie hatte bei ihrer Verlobung eine andere Neigung im Herzen getragen und in den Ehebund mit innerem Widerstreben gewilligt; und sie besaß nicht Selbstbeherrschung genug, um sich mit ihrem Schicksale auszusöhnen; ihre kalte Schönheit war unempfänglich für die Liebe ihres Gemahls; ihre Launenhaftigkeit und ihr widerstrebender Sinn ließ kein harmonisches Zusammenleben aufkommen; ihr Hang zu glänzenden und rauschenden Vergnügen, zu Festlichkeiten und Jagdpartien fand an dem einfachen sparsamen Hofe zu Heidelberg keine Befriedigung. Die Mißverhältnisse mehrten sich, als Karl Ludwig seine Neigung einer jungen schönen Hofdame, Luise von Degenfeld, zuwandte. Nach vielen gereizten Auftritten kam es endlich so weit, daß der Kurfürst sich von seiner Gemahlin trennte und mit dem Edelfräulein, der er den alten pfälzischen Adelstitel einer „Raugräfin" verlieh, eine morganatische Ehe einging. — Das geschah um dieselbe Zeit, als sich seine jüngste Schwester, die eben so geistreiche als schöne Prinzessin Sophie auf dem Heidelberger Schloß mit Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg vermählte, eine Verbindung von künftiger welthistorischer Bedeutung. Ihr ältester Sohn Georg Ludwig sollte dereinst die Krone von Großbritannien tragen.

Auswärtige Angelegenheiten.

Auch die auswärtigen Angelegenheiten machten dem reizbaren heftigen Kurfürsten viel Verdruß. Sein Streben war darauf gerichtet, dem Kurfürstenthum die frühere Stellung zu erwerben, die verlornen oder streitigen Gerechtsame und Territorien zurückzubringen. Dadurch sah er sich in manche Händel und Fehden verwickelt, bald mit den bayerischen Wittelsbachern, welche dem pfälzischen Zweig des Hauses das Reichsvicariatsrecht während des kaiserlichen Interregnums streitig machten; bald mit den

Nachbarn, insbesondere dem Erzbischof von Mainz, welcher dem Pfalzgrafen den Besitz von Ladenburg und andern Orten an der Bergstraße bestritt und nicht zulassen wollte, daß er wie seine Vorfahren das „Wildfangrecht" übte, d. h. alle in der Pfalz und Umgegend wohnenden „Wilde" oder Fremde als „eigene Leute" behandelte und mit einer Kopfsteuer belegte. Da war es denn für Karl Ludwig ein großer Vortheil, daß die beiden gegnerischen Mächte des westfälischen Friedens, Schweden und Frankreich ihm wohl gesinnt waren, jenes weil seit Christinens Abdankung sein Verwandter, Karl Gustav von Pfalzzweibrücken die schwedische Krone trug, dieses weil Ludwig XIV. die

Stellung zu Frankreich.

heimischen Fürsten in sein Interesse zu ziehen beflissen war. Auch Karl Ludwig verschmähte es nicht, gleich so manchem andern deutschen Fürsten, von dem Versailler Hof Subsidien anzunehmen, einen „Judaslohn" wie man es bezeichnete; und als er dem Herzog von Orleans, dem Bruder des französischen Monarchen seine Tochter Elisabeth

1671. Charlotte in die Ehe gab, gedachte er das Bündniß noch enger zu knüpfen. Schmeichelte er sich doch eine Zeitlang mit dem Gedanken, Ludwig XIV. würde Lothringen und einige umliegende Territorien zu einem Königreich „Austrasien" vereinigen und ihn zum Herrscher einsetzen. Aber wie bald sollte er seines Irrthums gewahr werden! Das Bündniß mit Frankreich war die Quelle unsäglichen Wehes für das Pfälzer Land. Die kraftvolle geistreiche Fürstentochter, deren Briefe an ihre Halbschwester Luise und an andere Verwandte ein so lebendiges Bild von dem Pariser Hof- und Gesellschaftsleben entrollen, hatte eine Ahnung von den verhängnißvollen Folgen der französischen Heirath, um derentwillen sie ihren calvinischen Glauben und ihr inneres Lebensglück hingab; sie betrachtete sich als „das politische Lamm, das dem Staate geopfert ward". Karl Ludwig selbst mußte noch erleben, daß in dem ersten Coalitionskrieg die Rheinebene und die Bergstraße in Brandstätten und Wüsteneien verwandelt wurden und doch waren jene Verheerungen und Drangsale, die uns aus den früheren Blättern bekannt sind, nur das Vorspiel von den Greueln und Unthaten, welche bald nach seinem Hingang über das Pfälzer Land hereinbrechen sollten.

Das pfälzische Kurhaus.

Auf dem Simmernschen Ruhause lag ein hartes Verhängniß. Der Erbprinz Karl, den die nach Kassel zurückgekehrte Charlotte ihrem Eheherrn geboren, war von schwächlicher Gesundheit; seine Schwester, die Herzogin von Orleans, an Geist und Charakter das Ebenbild ihres Vaters, fühlte sich unglücklich an dem Versailler Hof. Luise von Degenfeld hatte dem Kurfürsten eine große Zahl trefflicher und wohlgestalteter Kinder gegeben; als der trauernde Gatte die Gestorbene in der „Concordienkirche" der

März 1677. Mannheimer Friedrichsburg beisetzen ließ, umstanden fünf Söhne und drei Töchter die Gruft. Allein unebenbürtig und von dem Stiefbruder in der Folge lieblos behandelt, traten die Raugrafen größtentheils in fremde Kriegsdienste und fanden sämmtlich einen frühen Tod; von den Töchtern sind zwei unverheirathet geblieben; mit der zweiten, der Raugräfin Luise, welche die geistigen Fähigkeiten des Vaters mit der schönen Weiblichkeit der Mutter vereinigte, hat ihre Halbschwester in Paris den lebhaften Briefwechsel unterhalten, dessen wir eben Erwähnung gethan. Die Brüder des Kurfürsten, die uns aus den englischen Kriegen bekannten Pfälzischen Prinzen, verbrachten ihr Leben in der Fremde. Rupprecht hatte zürnend über des Kurfürsten unfreundliche Behandlung seinem Heimathlande den Rücken gewendet und war durch keine spätere Einladung des Bruders zur Rückkehr zu bewegen. So ging der edle Fürstenstamm seinem Ende entgegen. Als Karl Ludwig auf einer Reise von Friedrichsburg (Mannheim) zu Edingen auf seinem Lehnstuhl unter freiem Himmel von einem hitzigen Fieber dreiundsechzig Jahre alt

28. Aug. 1680. dahingerafft und in der Heiliggeistkirche zu Heidelberg beigesetzt war, ruhte die männliche Dynastie auf zwei Augen. Denn der Kurprinz hatte in seiner Ehe mit der dänischen Königstochter Wilhelmine Ernestine keine Kinder.

Wie verſchieden war der neue Kurfürſt Karl, der auf die Kunde von dem Tode des Vaters raſch von ſeiner engliſchen Reiſe zurückkehrte und die Regierung antrat, von dem Dahingegangenen. Von ſchwacher Geſundheit, ohne Liebe und Vertrauen zu dem Vater, Zeuge der ehelichen Zerwürfniſſe der Eltern hatte er eine freudloſe Jugend verlebt; und auch die Heirath mit der auf ihre königliche Abkunft ſtolzen unliebenswürdigen Prinzeſſin von Dänemark hatte ihm kein Glück gebracht. Melancholiſch und mit der Welt zerfallen trat der kaum dreißigjährige Fürſt die Herrſchaft an, ohne eine Spur von der kräftigen Natur und der eiſernen Willensthätigkeit des Vorgängers. Der einzige Menſch, dem er bisher Gewogenheit und Vertrauen gezeigt, war ſein Lehrer Paul Hachenberg, und ſicherlich hätte derſelbe auch ferner auf den Gang des Staatslebens einen bedeutenden Einfluß geübt, wäre er nicht ſchon wenige Monate nach dem Regierungswechſel in auffallender Weiſe plötzlich geſtorben. Aber Karl war eine unſelbſtändige Natur; und ſo traten bald andere Rathgeber an die Stelle des dahingegangenen Günſtlings, und von ihrer Richtung hing auch vielfach das Regierungsſyſtem und die Politik ab. So bewirkte der Hofprediger Langhanns, daß die religiöſe Toleranz und confeſſionelle Weitherzigkeit Karl Ludwigs bald einer rigoroſeren Kirchlichkeit weichen mußte. Der ſtrenge Calvinismus, wie er durch Friedrich III. begründet worden, ſollte in Glauben, Cultus und Verfaſſung wieder hergeſtellt werden. Hatte dies einerſeits die heilſame Wirkung, daß bei der Aufhebung des Edikts von Nantes flüchtige Hugenotten ein Aſyl in der Pfalz fanden und daß vertriebene Calviniſten aus Sachſen Ungarn, Frankfurt ſich nach dem Lande ihres Bekenntniſſes retteten; ſo führte andererſeits die confeſſionelle Engherzigkeit dahin, daß man die Lutheraner in ihren Rechten verkürzte, ſie in ihrer Religionsübung und kirchlichen Autonomie beſchränkte und ihnen manchen läſtigen Zwang auflegte. Und auch in weltlichen Dingen gewahrte man bald eine große Veränderung. Das volkswirthſchaftliche Sparſyſtem, wodurch ſich Karl Ludwig hauptſächlich den Beinamen eines „Wiederherſtellers der Pfalz" verdient hatte, wurde aufgegeben; die kurfürſtliche Hofhaltung wurde glänzender und koſtſpieliger; Karls Gemahlin und ſeine von Kaſſel zurückgekehrte Mutter liebten Pracht und Aufwand; Schauſpiele, Maskeraden und Feſtlichkeiten aller Art belebten die geſellſchaftliche Unterhaltung; der Kurfürſt ſelbſt ſtellte militäriſche Scheinkämpfe an; eine zahlreiche Hofdienerſchaft mehrte die Ausgaben. In Kurzem war der Nachlaß des verſtorbenen Kurfürſten verſchwunden, für die Koſten des kurfürſtlichen Haushaltes und des Staates mußten neue Einkünfte beſchafft, neue Steuern aufgelegt werden; die Reſidenz, wo bisher bürgerliche Einfachheit, Zucht und Sittlichkeit geherrſcht, war bald berüchtigt wegen Ausſchweifung und Unmäßigkeit der Cavaliere, wegen Corruption der Beamten. Man ahmte den Hof von Verſailles und Whitehall nach, aber die feineren, weltmänniſchen Manieren fehlten. Der Kurfürſt ſelbſt hatte am wenigſten Theil an dem Freudeleben: ſein Hang zur Schwermuth nahm immer zu; gegen ſeine Gemahlin hegte er eine ſolche Abneigung, daß er alle eheliche Gemeinſchaft mit ihr mied; von anderem weiblichen Umgang hielt ihn die calviniſche Sittenſtrenge zurück. Es ging wohl die Rede, daß er zu einer Hofdame, Rüdt von Collenberg eine Herzensneigung gefaßt habe; aber zu einem erklärten Liebesverhältniß ſcheint es nicht gekommen zu ſein.

Kurfürſt Karl 1680—1685. 17. Okt. 1680.

Karls einziger Vertrauter und Günſtling war Langhanns; auf ihm lag daher der Neid und das Uebelwollen der vornehmen Welt, ihm wurden alle Fehler und Mißſtände zugeſchrieben. Und eines argen Verſehens, das bald viel Unglück über das Land brachte, hat er ſich allerdings ſchuldig gemacht. Als im Frühjahr der Kurfürſt, zum Theil in Folge unvernünftiger Anſtrengungen bei ſeiner Soldatenſpielerei von einem hitzigen Fieber befallen ward und wenig Hoffnung war, daß er vom Krankenlager wieder erſtehen würde; wurde mit dem erbberechtigten Nachfolger, dem Pfalzgrafen Philipp

Die Erbfolge und Karls Ausgang. Mai 1685.

Wilhelm von Neuburg, in Schwäbisch-Hall ein Vertrag geschlossen, welcher die protestantische Kirche der Pfalz sicher stellen sollte gegen ungerechte Vergewaltigung durch den katholischen Thronfolger. Dieses Vertragsinstrument, kraft dessen der religiöse Zustand auf der im westfälischen Frieden festgesetzten Grundlage erhalten werden sollte, wurde durch die Säumigkeit des Bevollmächtigten Langhanns von dem im Sterben liegenden Kurfürsten Karl nicht mehr unterzeichnet. Anfangs schien die Sache ohne Bedeutung zu sein, da Philipp Wilhelm, ein siebenzigjähriger Herr von wohlmeinender Gesinnung, häuslichen Tugenden und friedfertigem Charakter, den hallischen Receß als bindend anerkannte und gelobte, allen darin enthaltenen Verpflichtungen „unverbrüchlich nachzukommen"; aber später benutzten die Jesuiten den Formfehler, um den nur einseitig unterschriebenen Vertrag in seiner rechtlichen Gültigkeit anzufechten. So kam denn die Pfalz in eine ähnliche Lage wie um dieselbe Zeit England: ein protestantisches Land erhielt einen katholischen Herrscher, in dessen Gefolge ein Schwarm von Priestern, von Jesuiten und andern Ordensleuten einzog und seinen Theil an den reformirten Kirchengütern verlangte. Und auch darin hatten beide Staaten Aehnlichkeit, daß in Heidelberg wie in London das neue Regiment mit Strafgerichten begann und Ludwig XIV. da wie dort mit Machtsprüchen hervortrat. Karl's Günstling, der Oberkirchenrath Langhanns wurde durch die Kabalen der verwittweten Kurfürstinnen und des grollenden Adels und Beamtenthums zu Prangerstrafe, Güterverlust und Gefängniß verurtheilt nach einem Gerichtsverfahren, das an Ungerechtigkeit, Parteihaß und Gewaltthätigkeit mit Jeffrey's „blutigen Assisen" verglichen werden konnte.

Die Orleansschen Erbansprüche.

Die Besitzergreifung der Kurlande durch Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg nach den Gesetzen des Reichs und des kurfürstlichen Hauses wie nach dem Testamente des Verblichenen und dem Hallischen Staatsvertrag, ging nicht ohne Einsprache vor sich. Leopold Ludwig von einer Zweibrück'schen Nebenlinie konnte zwar mit seiner Geltendmachung eines näheren Rechts nicht durchdringen, da der Kaiser und das katholische Deutschland ein großes Interesse hatten, daß der Sitz im Kurfürstencollegium nicht einem Protestanten zu Theil ward; desto wirksamer waren die Ansprüche Ludwigs XIV., der für seine Schwägerin Elisabeth Charlotte von Orleans nicht nur die ganze bewegliche Hinterlassenschaft ihres Bruders Karl in weitgehendem Umfange verlangte und allmählich einzog, sondern auch die Pfalz-Simmernschen Lande auf der linken Rheinseite als Erbtheil der einzigen überlebenden Schwester des verstorbenen Kurfürsten ansprach und endlich seine Forderungen über alle Territorien ausdehnte, von denen nicht nachgewiesen werden könne, daß sie nur Mannlehen seien. Zwar hatte die Prinzessin bei ihrer Verheirathung durch einen Revers auf allen Allodialbesitz nach dem Herkommen des pfälzischen Kurhauses Verzicht geleistet. Allein dies konnte auf den französischen Gewaltherrscher um so weniger Eindruck machen, als er ja auch die Gültigkeit des Renunciationsaktes seiner Gemahlin, der spanischen Infantin, anfocht. Politische und nationale Interessen waren dabei im Spiele: der Herzog von Orleans sollte als Pfalzgraf von Simmern und Lautern Reichsfürst, die französische Grenze nach dem Rhein vorgerückt werden. Ein Federkrieg mit Rechtsdeductionen und Manifesten, der den Reichstag in Regensburg und die Justizbehörden in Heidelberg Jahre lang beschäftigte, gewährte der Versailler Regierung die gewünschte Zeit, den geeigneten Moment abzuwarten, um den Forderungen mit dem Schwerte Nachdruck zu geben, den Federkrieg in einen Waffenkrieg zu verwandeln, der „Usurpation" Philipp Wilhelms Schranken zu setzen.

2. Die Augsburger Ligue und der Streit im Erzſtift Köln.

Die früheren Verſuche, durch eine europäiſche Aſſociation der Vergrößerungsſucht Ludwigs XIV. Schranken zu ſetzen, waren, wie wir geſehen, an der Zwietracht und den Particularintereſſen der einzelnen Staaten geſcheitert; der franzöſiſche Monarch fuhr fort, die Grenzlande in den Bereich ſeiner Machtſphäre zu ziehen, durch Anlegung von Grenzfeſtungen das eigene Reich gegen feindliche Angriffe ſicher zu ſtellen und zugleich geſchützte Orte zu Ausfällen gegen die Nachbarſtaaten zu ſchaffen. Dieſe wachſende Uebermacht eines rückſichtsloſen herriſchen Autokraten konnte Europa unmöglich länger ertragen. Aus allen Handlungen Ludwigs ging hervor, daß es auf eine kirchliche und weltliche Autorität der Krone der Lilien über alle andern Fürſten und Staaten abgeſehen ſei. Was konnte ein Monarch, der über eine große kriegeriſche Nation unumſchränkt gebot und jedes Völkerrecht nur im eigenen Intereſſe deutete, gegenüber der geſpaltenen europäiſchen Staatenwelt ſich nicht Alles erlauben? In Frankreich ſtellten Religion und Cultur, Krieg und Staatsverwaltung, Auswärtiges und Inneres eine Einheit dar, in welcher ein einziger Wille gebot, ein Wille, der, weil er dem nationalen Gedanken entſprach, freudigen Gehorſam fand, dem alle Kräfte der Geſammtheit ſich unbedingt unterordneten und dienten. Insbeſondere waren die Staaten im Oſten und Norden, die rheiniſchen Glieder des deutſchen Reichs und die ſpaniſchen und holländiſchen Niederlande der Gegenſtand der franzöſiſchen Eroberungsluſt. Die Erhaltung des europäiſchen Gleichgewichts war ſomit für dieſe und andere eine Lebensfrage, eine Pflicht der Nothwehr und Selbſterhaltung. So vereinigten ſich unter dem Eindruck der öſterreichiſchen Siege in Ungarn mehrere europäiſche Mächte abermals zu einer Friedenscoalition gegen die Gewaltherrſchaft Ludwigs. Zunächſt ſchloſſen Wilhelm von Oranien, der Kurfürſt von Brandenburg, ſein Oheim und König Karl XI. von Schweden eine Uebereinkunft, daß ſie die Friedensverträge von Weſtfalen, Nymwegen und Regensburg aufrecht erhalten und jede Verletzung derſelben durch Frankreich mit gewaffneter Hand verhindern wollten. Daraus ging noch in demſelben Jahr die „Augsburger Ligue" hervor, in welcher ſich der Kaiſer, Spanien, mehrere Fürſten und Kreiſe des deutſchen Reichs, insbeſondere die Wittelsbacher in Kurpfalz und in Bayern, zu einer Defenſiv-Allianz mit jenen vereinigten. Eine Armee von 60,000 Mann und eine Bundeskaſſe zur Beſtreitung der Koſten ſollte durch gemeinſame Contingente und Matricularbeiträge aufgeſtellt werden. Der König von Schweden, empört über Ludwigs Anſprüche auf die Pfalz-Zweibrückſchen Territorien und ergrimmt über deſſen Verbindung mit ſeinem Gegner Chriſtian V. von Dänemark, gab den Anſtoß, aber als die Seele des Ganzen galt der Statthalter von Holland, dem vor Allem daran gelegen ſein mußte, Ludwig XIV. zu verhindern, den König Jacob II. von England in ſeine Netze zu ziehen und zu Vaſallendienſten zu zwingen.

Die Augsburger Ligue.

12. Jan. 1686.

6. Juli 1686.

Verschiedenartige Interessen

Es waren widerstrebende Elemente, die sich in Augsburg zu der pacificatorischen Politik die Hände reichten und verschiedenartige Motive waren dabei von Einfluß: In Wien und Madrid kamen große Familieninteressen in Frage, die auch bei den bayerischen Wittelsbachern mitspielten. Kurfürst Max Emanuel nämlich, welcher im Jahr des Nymweger Friedens seinem Vater Ferdinand Maria, dem Sohne Maximilians I. in der Regierung nachgefolgt war, hatte die Erzherzogin Maria Antonie, die Tochter Kaiser Leopolds I. und der spanischen Infantin als Gemahlin heimgeführt. Die Erzherzogin mußte zwar bei ihrer Vermählung allen Ansprüchen auf die spanische Monarchie für den Fall des kinderlosen Ablebens ihres Oheims Karl II. entsagen; dagegen stellte man dem Kurfürsten die Statthalterschaft der spanischen Niederlande in Aussicht mit der Zusicherung, daß diese Würde in seiner Person „perpetuirt" werden sollte. Und war denn der spanische König genöthigt, die erzwungene Entsagung seiner Nichte anzuerkennen? Wir werden in der Folge sehen, daß Karl II. ganz und gar nicht die Absichten des Wiener Hofes theilte. Dazu kam noch die streitige Wahl im Erzstift Köln, wobei das bayerische Fürstenhaus zu den Plänen Ludwigs XIV. in Gegensatz trat. So geschah es, daß bei den neuen kriegerischen Verwickelungen Max Emanuel die traditionelle Politik der bayerischen Wittelsbacher aufgab und sich der antifranzösischen Allianz anschloß. Ein militärisch gebildeter Fürst, der im kaiserlichen Dienste sich in Ungarn wider die Türken hervorgethan hatte, wurde der Kurfürst als Hauptführer der verbündeten Armee ausersehen. Auch der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, dem, wie wir so eben erfahren haben, im vorhergehenden Jahr die rheinische Kurpfalz zugefallen war, und der nun sein Stammland, so wie das Herzogthum Jülich-Berg dem ererbten Gebiete beifügte, wurde durch die Ansprüche Ludwigs XIV. für den Herzog von Orleans auf die Seite der Augsburger Verbündeten gedrängt. Alle Theilnehmer verpflichteten sich zu gemeinsamem Handeln; Niemand sollte sich auf einen Sondervertrag einlassen. So weit hatte es Ludwig XIV. mit seiner rechtsverletzenden Politik gebracht, daß alle europäischen Mächte ohne Rücksicht auf religiöse Verschiedenheit sich die Hände zum Widerstand gegen eine unerhörte Gewaltherrschaft reichten. Wir wissen, daß sich bei dem Kaiser und andern katholischen Bundesverwandten confessionelle und legitimistische Bedenken regten, ob sich ein Bund mit Wilhelm von Oranien, mit Holland und den englischen Whigs gegen Ludwig und Jacob II. Stuart rechtfertigen lasse. Aber vor dem Haß gegen den anmaßenden Machthaber in Versailles, der selbst den Türken seine Sympathien zuwandte, traten alle andern Rücksichten und Erwägungen in Hintergrund. Begünstigte doch selbst der Papst die Augsburger Ligue!

Französische Kriegspolitik.

Dem Monarchen in Versailles entging es nicht, daß eine europäische Coalition gegen Frankreich im Werk sei und daß er sich auf einen neuen Krieg gefaßt machen müßte, wenn er das durch Raub und Gewaltthat Errungene behaupten wolle. Um aber Herr der Situation zu bleiben und den günstigen Moment zur

Schilderhebung abwarten zu können, ſchlug er verſchiedene Wege ein: Während er die Grenzbefeſtigung, insbeſondere die Fortificationen in Hüningen und Traarbach aufs Eifrigſte betrieb, um zum Schutz wie zum Angriff gerüſtet zu ſein; ließ er zugleich auf dem Reichstag den Antrag ſtellen, daß der Regensburger Stillſtand in einen definitiven Frieden verwandelt werde. Damit wäre zugleich die förmliche Abtretung aller eroberten Gebiete mit Einſchluß von Straßburg und Luxemburg inbegriffen geweſen. Aber ſo allgemein war ſelbſt in Deutſchland das Mißtrauen gegen den franzöſiſchen Gewalthaber, der in den Pfälzer Erbanſprüchen ſeine unerſättliche Habgier und Vergrößerungsſucht aufs Neue kund gab, daß er in Regensburg mit ſeinem Vorſchlag nicht durchzudringen vermochte. Auf Betreiben des Brandenburgiſchen Bevollmächtigten wurde die Umwandlung des Stillſtandsvertrages in einen Frieden zurückgewieſen; doch gab man die beruhigende Verſicherung, daß das Augsburger Bündniß nur defenſiver Natur ſei und daß Kaiſer und Reich nicht daran dächten, Frankreich mit Krieg zu überziehen. In dieſer Weigerung glaubte Ludwig die geheime Abſicht der Verbündeten zu erkennen, nicht blos der franzöſiſchen Eroberungspolitik entgegenzutreten, ſondern auch bei der erſten günſtigen Veranlaſſung die Früchte der Reunionen ihm mit den Waffen wieder zu entreißen. Und gerade damals ſtand er im Begriff, durch das diktatoriſche Auftreten in der Pfalz und in der Kölner Erzbiſchofswahl die Autorität Frankreichs bis an den Rhein auszudehnen. Noch waren die kaiſerlich-öſterreichiſchen Waffen in Ungarn beſchäftigt; die Streitkräfte des Reichs konnten ſomit nicht im Weſten concentrirt werden, der franzöſiſchen Kriegsmacht am Rhein keinen erfolgreichen Widerſtand leiſten. Wenn jetzt der Krieg begonnen ward, ſo konnten zugleich die Osmanen vor weiteren Unfällen bewahrt, die Abſichten des Oraniers und der Holländer gegen die Stuartſche Herrſchaft durchkreuzt, der franzöſiſche Einfluß über die weſtlichen Gebiete des Reichs befeſtigt, in den Proteſtantismus, der in den Niederlanden und im nördlichen Deutſchland ſeine Hauptſtützen hatte, ein Keil getrieben werden. Alles ſprach dafür, daß man die Gelegenheit, da ſo ſcheinbare Gründe zur Kriegserklärung vorlägen, nicht unbenutzt vorübergehen laſſe. Nur durch eine raſche Schilderhebung könne die Ehre und Machtſtellung Frankreichs behauptet, könne in England die katholiſche und abſolutiſtiſche Politik des verbündeten Stuart durchgeführt, könne die türkiſch-ungariſche Oppoſition gegen Oeſterreich vor gänzlicher Niederlage bewahrt werden. Will man noch perſönliche Gründe annehmen, ſo wird man dieſelben weniger in der bekannten Erzählung ſuchen dürfen, Louvois habe ſeinen über das unſymmetriſche Fenſter am neuen Luſtſchloß Trianon zürnenden Gebieter durch Kriegshändel beſchäftigen und die drohende Ungnade von ſich abwenden wollen, als in dem Ehrgeize Ludwigs zu beweiſen, daß ſein Vorgehen gegen die Hugenotten ihn nicht geſchwächt habe, daß er noch immer der kriegsbereiteſte Fürſt von Europa ſei.

Die Vorgänge im Erzstift Köln.

Kein Reichsfürst war dem Interesse Frankreichs so zugethan wie der Kurfürst-Erzbischof Heinrich Maximilian von Köln aus dem bayerischen Hause, der zwei Jahre nach dem westfälischen Frieden seinem Oheim Ferdinand, dem er schon seit 1643 als Coadjutor zur Seite gestanden, auf dem erzbischöflichen Stuhl nachgefolgt war. Zugleich Fürstbischof von Lüttich und Bischof von Münster und Hildesheim war er für Ludwig ein wichtiger Bundesgenosse. Die beiden Fürstenberge, die wir bereits als die ergebensten Diener des französischen Monarchen kennen gelernt, waren die einflußreichsten Rathgeber des Kirchenfürsten und hielten ihn bei der französischen Politik fest. Als Franz Egon starb, wurde auf Ludwigs XIV. Betreiben sein Bruder Wilhelm dessen Nachfolger auf dem Bischofstuhle zu Straßburg; allein er leitete nach wie vor von Bonn aus die Angelegenheiten des Kölner Erzstiftes im Interesse Frankreichs. Dafür verschaffte ihm der König den Rang eines Kardinals und gab sich alle Mühe, ihm auch die Nachfolge in den geistlichen Würden Heinrich Maximilians zu sichern, wenn der bejahrte Kirchenfürst mit Tode abgehen würde. Französischer Einfluß und französisches
7. Jan. 1688. Gold setzten es durch, daß Wilhelm von Fürstenberg zum Coadjutor des Erzbischofs ernannt ward, und als einige Monate später Heinrich Maximilian aus dem Leben
3. Juni 1688. ging, zweifelte man in Versailles keinen Augenblick, daß er in dessen Stelle einrücken würde. Wirklich entschied sich auch die Mehrheit des Domcapitels für seine Wahl. Die formalen Schwierigkeiten wußte man aus dem Wege zu räumen. Aber sollten Kaiser und Reich ruhig geschehen lassen, daß eine der ersten fürstlichen Würden einem Manne übertragen ward, dem der Vortheil Frankreichs über Alles ging, den der Kaiser seiner reichsfeindlichen Gesinnung wegen in Haft gehalten? Die Gültigkeit der Wahl wurde angefochten und ein junger Prinz aus dem bayerischen Hause, Joseph Clemens, als Gegencandidat aufgestellt. Schon seit mehr als einem Jahrhundert hatten Glieder dieses Fürstengeschlechts den kölnischen Kurhut getragen; warum sollte man jetzt zu Gunsten eines fremden Söldlings von dieser Tradition abgehen? Bei der in Köln herrschenden Stimmung hielt es jedoch schwer, dieser Ansicht Eingang zu verschaffen. Die meisten Domcapitulare waren durch französisches Geld gewonnen worden, für den Kardinal zu stimmen. Sie beschönigten ihre Motive durch Berufung auf die Wahlfreiheit. Fürstenberg erhielt die Mehrheit, und wenn auch die bei einem „postulirten" Bischof erfoederliche Stimmenzahl von zwei Drittel nicht erreicht ward, so wurde er dennoch als Erzbischof ausgerufen und fing an mit den ihm ergebenen Domherren von Bonn aus die geistlichen und weltlichen Dinge des Kurstaats zu regieren. War er doch des französischen Schutzes sicher. Dagegen gewann in Köln selbst die bayerische Partei die Oberhand; und in Lüttich und den andern Bischofstädten vermochte Fürstenberg trotz der französischen Unterstützung nicht durchzudringen. Dort war der Einfluß Wilhelms von Oranien und des neuen Kurfürsten von Brandenburg, Friedrichs III. wirksam genug, der französischen Partei das Gegengewicht zu halten. Bei dieser Lage der Dinge war es von entscheidender Wichtigkeit, daß Papst Innocenz XI., der damals gerade mit Ludwig XIV. im Streite lag (S. 421.), sich auf die deutsche Seite stellte. Die Congregation der Kardinäle erkannte den von der Minderheit des Domcapitels gewählten und von dem Kaiser „mit Rücksicht auf die Wohlfahrt des Reichs" begünstigten bayerischen Beweeber Joseph Clemens als Erzbischof an und das Kurfürstencollegium nahm ihn in seine Mitte auf.

Die politische Lage im J. 1688.

Sollte aber der französische Monarch diese Vorgänge ruhig hinnehmen, die Vertheidigungspolitik besiegt vom Kampfplatz weichen? Dieser Gedanke war dem Stolze des Königs unerträglich. In dem Augenblick, da Oesterreich an der Spitze christlicher Heere im Osten die Osmanen aus der vorherrschenden Stellung drängte, die sie seit mehr als einem Jahrhundert behauptet hatten, und die Donauländer zurückeroberte, mußte ein

Nachgeben von Seiten Frankreichs als eine Demüthigung, als ein Zurückweichen aus der bisherigen Präponderanz erscheinen. Würde Ludwig damit nicht zugestehen, daß, wie die Gegner behaupteten, der wider die Hugenotten geführte Schlag seine Macht geschwächt habe? Die Ehre Frankreichs und das Ansehen des Königs verlangten, daß eine solche Ansicht durch neue Siege im Felde niedergeschlagen werde. Politische und religiöse Motive wirkten zusammen. Mit der Festsetzung des französischen Einflusses im Kölner Erzstift sollte zugleich den protestantischen Nachbarstaaten ein drohendes Gegengewicht aufgestellt und den ehrgeizigen Plänen des Oraniers der Beistand der Generalstaaten entzogen werden. Aber wir wissen bereits, daß diese Berechnung nicht eintraf. Die religiöse Bedrohung schärfte auch das reformatorische Bewußtsein. Die Niederlande unterstützten das Unternehmen ihres Statthalters, und damit nicht während der englischen Expedition des Oraniers Holland von den französischen Kriegsheeren angegriffen werden und die Katastrophe von 1672 sich wiederholen möchte, hatte Wilhelm durch seinen Vertrauten Bentinck mit dem Kurfürsten Friedrich III. von Brandenburg und mit Hessen und Hannover einen Vertrag geschlossen, kraft dessen deutsche Truppen die Grenzen der Republik hüten und jedem Versuch einer französischen Invasion entgegentreten sollten. Es ist uns bekannt, welchen wichtigen Antheil die deutschen Hülfstruppen und die flüchtigen Hugenotten an dem Gelingen der englischen Revolution und an der Bewältigung der irischen Empörung genommen haben. Und als bei dem Ausbruch des continentalen Krieges Frankreich seine Angriffe nicht gegen Holland, sondern gegen die Gebiete des Mittelrheins richtete, wendeten die deutschen Reichsfürsten, denen auch noch Sachsen beitrat, ihre Waffen dorthin, um zunächst Köln und Koblenz zu sichern. „So bildete sich eine Vereinigung derselben Fürstenhäuser, die einst die Reformation der Kirche durchgefochten hatten, zu ihrer Rettung in Europa". Der Marschall Schomberg, den bei dieser Gelegenheit der Brandenburger Kurfürst dem Oranier abtrat, hat, wie wir wissen, sowohl durch seine Kriegserfahrung als durch seine Bekanntschaft mit der englischen Nation und Sprache wesentlich zu den Erfolgen Wilhelms III. beigetragen.

3. Der Orleans'sche Krieg in der Pfalz.

Als im Kriegsrath der neue Waffengang berathen wurde, war Louvois der Ansicht, man solle wieder wie im Jahre 1672 gegen den Niederrhein und Holland ziehen. Allein der König meinte, es liege dem Interesse Frankreichs näher, die Waffen zunächst zum Schutze der Ansprüche des Herzogs von Orleans auf die Pfälzer Erbschaft zu ergreifen. So wurde der Feldzug gegen die Rheinpfalz unternommen, ohne daß zuvor eine Kriegserklärung vorausgeschickt worden wäre. Als in Versailles ein Manifest ausgegeben ward, worin es hieß: der Kaiser hege schon lange die Absicht, nach Beendigung des Türkenkriegs Frankreich anzugreifen, zu dem Zweck sei der Waffenbund in Augsburg geschlossen worden, zu dem Zweck suche man die Besitznahme der durch das Ableben des Kurfürsten Karl der Herzogin von Orleans zugefallenen Güter und Länder zu verhindern und den Cardinal von Fürstenberg aus dem Erzbisthum Köln zu verdrängen, waren bereits zwei französische Heere ins Feld gerückt, das eine, bei dem sich der Dauphin selbst befand, unter dem Marschall von Duras und den Generalen Vauban und Catinat gegen die Festung Philippsburg, das andere unter Bouff-

Die französischen Heere am Rhein.

Mitte Sept. 1688.

24. Sept.

lers gegen die Rheinpfalz. In wenigen Wochen wurden Kaiserslautern, Alzei, Neustadt und Oppenheim besetzt, die schutzlosen Reichsstädte Worms, Speyer, Mainz zur Aufnahme französischer Besatzungen gezwungen. Als am 21. Oktober Philippsburg sich vertragsweise ergab, vereinigten sich beide Abtheilungen und drangen in das Herz der Kurpfalz vor. Nachdem Mannheim und Frankenthal
Nov. 1688. zur Uebergabe gezwungen, nahm der Dauphin mit dem Generalstab seinen Aufenthalt in dem von dem kurfürstlichen Hofe verlassenen Heidelberg. Während des Winters wurden die Ortschaften im Neckar- und Rheingebiet besetzt; weit in das südwestliche Deutschland streiften französische Heerabtheilungen.

Verwüstung der Pfalz. 1689. Aber mit dem neuen Jahre änderte sich die Lage. Im December suchte Jacob II. in St. Germain eine Zufluchtsstätte und Wilhelm von Oranien konnte nunmehr die englischen und holländischen Streitkräfte wider Frankreich wenden.
Febr. 1689. In Regensburg und Wien wurde der Krieg gegen den Reichsfeind erklärt; deutsche Truppen richteten ihren Marsch gegen den Rhein. Da konnten die französischen Heere die ausgesetzten Posten und kleinen Plätze nicht behaupten; sie mußten sich auf eine nähere Vertheidigungslinie zurückziehen, auf die größeren Festungen sich beschränken. Und nun wurde jene barbarische Maßregel angewendet, welche den französischen Namen für alle Zeiten mit Haß und Schmach bedeckt hat. Um den Feinden das Eindringen in Frankreich unmöglich zu machen, wurde in Versailles der Beschluß gefaßt, durch Verheerung der Rheingegenden eine Wüstenei zwischen beiden Reichen zu schaffen. Louvois schrieb an den Marschall Duras: es sei des Königs Wille, daß alle Orte und Plätze, welche den Feinden zum Aufenthalt oder zu Winterquartieren am Rheine dienen oder den französischen Plätzen an diesem Flusse zum Schaden gereichen könnten, zerstört werden sollten. Diesem Befehl eines hartherzigen Ministers und eines tyrannischen Königs »dévastez brûler le Palatinat« wurde mit unerhörter Grausamkeit Folge gegeben. Vor der Kriegsräson verschwand jede Rücksicht der Menschlichkeit. Wie Mordbrenner fielen die wilden Schaaren über die blühenden Dörfer an der Bergstraße, über die reichen Städte am Rhein, über die Ortschaften der südlichen Pfalz her und verwandelten sie in Aschenhaufen. Der gesprengte Thurm des Heidelberger Schlosses ist noch jetzt ein stiller Zeuge von der Barbarei, mit der Melac und andere Anführer die Befehle einer grausamen Regierung vollzogen. Elisabeth Charlotte, die sich als Ursache zu dem Ruin ihres Vaterlandes betrachtete, brachte in lautem Weinen die Nächte zu und sprach ihren Schmerz in zahllosen deutschen Briefen aus. Vom März bis tief in den Sommer hinein dauerte das Werk der Zerstörung. Heidelberg ging zum Theil in Flammen auf, nachdem die Neckarbrücke in die Luft gesprengt worden; Rohrbach, Wiesloch, Kirchheim, Baden, Bretten, Rastatt, Pforzheim u. a. O. wurden niedergebrannt, Handschuchsheim, Ladenburg, Dossenheim, Schriesheim erholten sich nie wieder ganz von den Verheerungen, womit sie der „allerchristlichste“ König heimsuchte; vom Haardtgebirge bis zur Nahe — Frankenthal, Alzey, Kreuznach — rauchten

Städte und Dörfer, Weinberge und Fruchtfelder; in Mannheim mußten die Einwohner ſelbſt zerſtörende Hand an die Feſtungswerke und Gebäude legen. Worms wurde mit Ausnahme der Domkirche in eine öde Brandſtätte verwandelt, in Speyer verjagten die Franzoſen die Bürgerſchaft, zündeten die ausgeplünderte Stadt und den altehrwürdigen Dom an und trieben Hohn mit den Gebeinen der alten Kaiſer. Oppenheim wurde verwüſtet. Die Feſtung Mainz und die meiſten Städte des Kölner Erzſtifts erhielten franzöſiſche Beſatzungen; tief in Schwaben und in Franken trieb der Reichsfeind Brandſchatzungen ein. „Man kann noch heute die Holzſchnitte der Zeit, in denen über den Thürmen und Dächern ſo vieler altberühmten und kunſtgeſchmückten Städte die herausſchlagenden Flammen und die darüber liegenden Rauchwolken abgebildet ſind, nicht ohne Herzeleid anſehen.“ Der Herzog von Crequi ſagte den flehenden und jammernden Einwohnern von Worms: er habe eine Liſte von zwölfhundert Ortſchaften; die müßten alle verbrannt werden, weil die deutſchen Fürſten ſich mit dem Prinzen von Oranien gegen den katholiſchen König von England verſchworen hätten! Darum hatten auch vor Allem die Reformirten zu leiden; in ihren Kirchen wurde für die Soldaten Meſſe gefeiert und nach dem Frieden wurden ſie dann für Simultankirchen erklärt. Juni 1689.

4. Der zweite Coalitionskrieg und der Friede von Ryswick.

Dies war der Anfang des neuen achtjährigen Coalitionskrieges, den wir zum Theil ſchon in den früheren Blättern kennen gelernt. Trotz der überlegenen Anzahl der Feinde behaupteten ſich die Franzoſen im Felde. An Erfahrung und Kriegskunſt waren Feldherren und Gemeine den Gegnern überlegen, und wo es galt die Ehre und den Ruhm der Nation zu erhöhen, wurden keine Anſtrengungen und Opfer geſcheut. Durch die Errichtung neuer Milizregimenter zu Fuß, wozu jede Pfarrgemeinde einen Mann ſtellen, ausrüſten und unterhalten mußte, wurde im Innern eine Hülfsmacht geſchaffen, die jederzeit da verwendet werden konnte, wo die Sicherheit des Reiches ſei es auf den Grenzen ſei es an der Küſte bedroht war. Der Krieg mußte auf allen Seiten zugleich geführt werden; denn überall hatte die franzöſiſche Regierung Städte oder Landſchaften an ſich geriſſen, die nun zurückerobert werden ſollten. Allenthalben wurde die Waffenehre behauptet; und wenn auch nicht glänzende Siege mit großen Erfolgen erfochten wurden, ſo wahrten und mehrten die Franzoſen doch den bereits erworbenen Schatz des kriegeriſchen Ruhmes. Oefters erſchien der König ſelbſt im Felde, um durch ſeine perſönliche Gegenwart den Muth und den royaliſtiſchen Sinn der Soldaten zu beleben. Noch ſtanden große Feldherren aus Turennes Schule, wie der Marſchall von Luxemburg, eben ſo kriegskundig und unternehmend, als genußſüchtig, ränkevoll und ſittenlos, wie der geiſtreiche und charaktervolle Catinat, wie der geniale Vauban an der Spitze der Heere und waren bemüht die alten Lorbeeren durch neue zu vermehren. Der Orden des heil. Ludwig, der während des Krieges gegründet Charakter u. Ausdehnung des Kriegs.

ward, diente als Sporn für militärische Ruhmesthaten. Der Hauptschauplatz des
Am Rhein. Krieges war im Anfang das Rheinland, von Köln bis in den Breisgau. Es brachte den Mainzern wenig Vortheil, daß die Kurfürsten meistens zu Frankreich gehalten, daß Johann Philipp von Schönborn und sein katholisch gewordener Minister Boineburg früher in den Kämpfen zwischen den Habsburgern und Bourbonen eine vermittelnde Friedenspartei zu bilden bestrebt waren, die nur den ehrsüchtigen Plänen Ludwigs XIV. gedient; jetzt sah sich sein dritter Nachfolger Anselm Franz zur Flucht nach Erfurt genöthigt, während die Franzosen Besitz von Mainz und Bonn nahmen. Brandenburgische und sächsische Truppen rückten vor die Mauern; aber erst nach mehrwöchiger hartnäckiger Belagerung wurde die Uebergabe dieser rheinischen Festungen erzwungen. Doch behaupteten die französischen Heere ihre Positionen in der Pfalz und am Oberrhein. Der Tod des hochbejahrten Kurfürsten Philipp Wilhelm, bei Gelegenheit eines Besuches
2. Sept. 1690. in der Kaiserstadt Wien, führte keine Aenderung in der Kriegslage herbei. Sein Sohn und Nachfolger Johann Wilhelm hielt an der Politik des Vaters fest, nur daß er noch eifriger den Rathschlägen der Jesuiten folgte und „die Fortpflanzung der alleinseligmachenden katholischen Religion" für seine erste Regierungsaufgabe
In den Niederlanden. hielt. Von größerem Erfolg waren die Waffen Frankreichs in den Niederlanden begleitet, als der König und Louvois es über sich gewannen, den erfahrenen Marschall von Luxemburg, der bei dem Monarchen nicht sehr und noch weniger bei dem Minister in Gunst stand, an die Spitze des Heers zu stellen. Dieser griff den Fürsten von Waldeck, welcher mit brandenburgischen, hannöverschen, holländischen und spanischen Truppen die Gegend an der Maas und Mosel be-
1. Juli 1690. setzt hielt, bei Fleurus an und brachte ihm durch eine eben so geschickte als kühne Strategie eine bedeutende Niederlage bei. „Die Kriegskundigen der späteren Zeiten haben die Kühnheit und Geschicklichkeit bewundert, mit welcher der Marschall den Fürsten zugleich in seiner ganzen Fronte beschäftigte und in seinem linken Flügel umging". Zehn Tage nachher gewann auch Tourville in der Nähe der Insel Wight die Seeschlacht über die holländisch-englische Flotte, die uns aus früheren Blättern bekannt ist. Dennoch trat in der Kriegslage kaum eine Veränderung ein. Die Verluste der Verbündeten wurden durch frische Verstärkungen so schnell ausgeglichen, daß der Marschall von Luxemburg weder vorzudringen noch eine neue Schlacht, wozu ihn der Kurfürst von Brandenburg zu bewegen suchte, anzunehmen wagte.

Savoyen-Piemont. Auch in den Alpengegenden behaupteten die Franzosen den alten Kriegsruhm. Victor Amadeus II. von Piemont, obwohl mit den Bourbonen verwandt und durch die überlieferte Politik seines Hauses an Frankreich gewiesen, war der europäischen Allianz gegen Ludwig XIV. beigetreten. Ein ehrgeiziger herrischer Fürst, der nach königlichem Rang strebte, fühlte sich der Herzog durch die französische Uebermacht gedrückt. Die Garnisonen von Casale und Pinerolo an den Grenzen seines Landes hielten ihn in einer Art von Unterwürfigkeit; er wurde

in Verſailles wie ein Vaſall und Untergebener angeſehen. Wie ganz anders war die Behandlung, die man ihm in Wien zu Theil werden ließ! Man gewährte ihm königliche Ehren und übertrug ihm einige Reichslehen; für ſeinen Beitritt zum Kriegsbund wurden ihm von Wilhelm III. holländiſche und engliſche Subſidien verſprochen. Victor Amadeus widerrief nun die Edicte gegen die Waldenſer, gab den heimkehrenden Exulanten ihre Beſitzungen zurück und nahm ſogar flüchtige Hugenotten in ſein Heer auf. Karl von Schomberg, der zweite Sohn des Marſchalls erhielt den Oberbefehl über die Bataillone der Reformirten, ein feuriger Réfugié, deſſen ſehnlichſter Wunſch es war, an den Verfolgern Rache zu nehmen. Er drang in die Dauphiné vor und beſetzte einige Orte. Aber die Thätigkeit und Wachſamkeit Catinats hinderte weitere Fortſchritte. Durch den glänzenden Sieg bei der Abtei Staffarda, wo die ritterliche Tapferkeit der Soldaten und die ſtrategiſche Kunſt des Führers zuſammenwirkten, wurden nicht nur die beiden Feſtungen ſichergeſtellt, ſondern auch der größte Theil von Savoyen bis Montmelian und Nizza für Frankreich in Beſitz genommen. Schade nur, daß der ſonſt hochherzige und edelmüthige Feldherr gleichfalls der verheerenden Kriegsraiſon des Miniſters Louvois ſeinen Arm lieh, wie die Generale in der Pfalz, daß auch er Brand und Plünderung über Ortſchaften und Felder verhängte. 15. Aug. 1690.

Auch im folgenden Jahr hatten die Franzoſen das Uebergewicht. In den Niederlanden wurde unter den Augen des Königs und des Dauphin die wichtige Feſtung Mons von Luxemburg und Vauban erobert, in den Pyrenäen Urgel genommen und Barcelona von der Flotte aus beſchoſſen, in Savoyen der Beſitz ausgedehnt. Der Tod Louvois's, der ſo plötzlich und überraſchend eintrat, daß man ſogar von Vergiftung ſprach, brachte keine Aenderung in der Kriegspolitik hervor: Der König fühlte keine tiefe Trauer über den Hingang eines Mannes, der im Vertrauen auf ſeine Verdienſte nicht ſelten die Unterwürfigkeit und Hingebung gegen den Monarchen und Madame de Maintenon vermiſſen ließ, eine Eigenſchaft, die man in Verſailles als erſte Tugend betrachtete, der in der letzten Zeit ſo manchen Anlaß zu erregten Scenen zwiſchen ihm und den hohen Häuptern gegeben hatte. Der König übertrug die Geſchäfte dem Sohne des Verſtorbenen, dem Marquis de Barbeſieux, deſſen ehrerbietiges Benehmen und geſchmeidigere Manieren mehr gefielen als die mitunter eigenſinnige und widerſpenſtige Natur des Vaters, er berief den gewandten Pomponne und den Vorſteher des Finanzrathes, Beauvilliers, einen wegen ſeines leutſeligen Charakters und ſeiner Sittlichkeit geachteten Mann, in das Conſeil und verdoppelte ſeine eigene Thätigkeit und ſorgfältige Theilnahme an dem Gang der Ereigniſſe. Ludwig ſelbſt nahm an dem Belagerungskriege Theil, der im nächſten Sommer die ſtarke Feſtung Namur in die Hände der Franzoſen lieferte, und wurde darob von Boileau in einer ſchwungvollen Ode als Eroberer verherrlicht. Vergebens hoffte Wilhelm III. nach des Königs Rückkehr den Verluſt wieder auszugleichen; die Tapferkeit der Feinde und das ſtrategiſche Geſchick des Marſchalls von Luxemburg in der Schlacht bei Steenkerken ſicherten die Er- Fortgang des Kriegs. 8. Apr. 1691. 16. Juli 1691. 1. Juli 1692. 3. Aug. 1692.

oberung und hielten die Streitkräfte im Gleichgewicht. Auch am Oberrhein behauptete de Lorges das linke Ufer und machte mitunter Versuche, auf das rechte überzusetzen. Entscheidende Kämpfe fanden nicht statt, dagegen vereitelte
Ende Mai 1692. der Ausgang der Seeschlacht bei La Hogue, den wir früher kennen gelernt, die Hoffnung Ludwigs, seinen Schützling Jacob II. Stuart wieder auf den englischen Thron zurückzuführen. Der französische König suchte durch verdoppelte Anstrengungen zu Lande die Verluste zur See auszugleichen; mit einem weit überlegenen Heer rückte er selbst gegen Wilhelm III. ins Feld. Aber die Folgen entsprachen nicht dem Erwartungen: obwohl der Marschall von Luxemburg in
29. Juli 1693. dem zwölfstündigen blutigen Kampfe bei dem Dorfe Neerwinden unweit Tirlemont seinen alten Kriegsruhm aufs Neue bewährte, die Verschanzungen der Feinde erstürmte und ihre ganze Artillerie wegnahm, so machten doch die Franzosen keine namhaften Eroberungen: Ludwig war vor der Schlacht nach Versailles zurückgekehrt; ein Theil des Heeres zog nach dem Mittelrhein ab; die Armee des Marschalls selbst war erschöpft durch anstrengende Märsche und man-
Sept. 1693. gelhafte Verpflegung. So blieb die Einnahme von Charleroi die einzige Frucht des niederländischen Feldzugs.

Zweite Verwüstung der Pfalz. Größer waren die Erfolge am Rhein, freilich weniger durch die Verdienste der französischen Heerführer als durch die Unfähigkeit der Gegner und durch die Feigheit oder Verrätherei des Commandanten Heidersdorf, der in Heidelberg sein Hauptquartier genommen hatte. Die Stadt war wieder nothdürftig befestigt worden und Besatzung und Bürger waren entschlossen, jeden feindlichen Angriff muthig zurückzuweisen, bis Markgraf Ludwig von Baden mit Reichstruppen eintreffen würde; aber durch die Kopflosigkeit und elende militärische Haltung des erwähnten Befehlshabers, eines kaiserlichen Feldmarschallieutenant, fielen Stadt
18. Mai 1693. und Schloß fast ohne Gegenwehr in die Gewalt der Franzosen, welche nun zum zweitenmal die unglücklichen Einwohner alle Schrecken und Gräuel jener barbarischen Kriegsweise erleiden ließen; der feige Comandant wurde nach der schmachvollen Uebergabe des Schlosses durch kriegsgerichtlichen Spruch für ehrlos erklärt und aus der Armee ausgestoßen; aber der bürgerliche Wohlstand des Landes war auf Menschenalter dahin. Die reformirte Kirche war fast gänzlich aufgelöst, die Glieder des Oberkirchenraths weilten in der Fremde; unter Begünstigung der Franzosen nahmen die Ordensgeistlichen Besitz von den kirchlichen Gütern und Gebäuden der protestantischen Einwohner. Der Hader zwischen Calvinisten und Lutheranern leistete ihrem gewalthätigen Treiben treffliche Dienste.

Es sei gestattet, aus Häusser's Geschichte der rhein. Pfalz einige Stellen mitzutheilen, um einerseits die Leiden und Drangsale der Bevölkerung, andererseits die an die schlimmsten Vorgänge des dreißigjährigen Krieges erinnernde Brutalität und Grausamkeit einer verwilderten Soldateska erkennen zu lassen. „Jetzt holten die Truppen Ludwigs XIV. das nach, was sie 1689 noch unterlassen hatten. Nur einige Hundert der in der Stadt Zurückgebliebenen nahm man sich die Mühe, zu Gefangenen zu machen; die Uebrigen erlitten schmachvolle Mißhandlung, am grausamsten verfuhr man gegen

Wehrloſe und Schwache. Fünf Regimenter zogen plündernd durch die Stadt; das Morden der Bürger, das Schänden der Frauen, die ausgedachten Qualen der Greiſe und Kinder wurden von den Flammen beleuchtet, womit die Kämpfer des „allerchriſtlichſten" Königs die unglückliche Stadt zum zweiten Male heimgeſucht hatten. Was noch übrig blieb, trieb man in die heil. Geiſtkirche; als die gefüllt war, wie ein Pferch, und man am Altar mit den Hülfloſen ſchreckliche Mißhandlung getrieben, ward auch die Kirche angezündet. An dem Heulen der Eingeſperrten, über deren Köpfen die Glocken ſchmolzen, der Thurm einzuſtürzen drohte, weideten ſich die Mordbrenner behaglich; erſt als der äußerſte Moment der Lebensgefahr gekommen war, ließ man die Armen heraus, um ſie in einer andern Kirche weiteren Qualen preiszugeben. Die Stadt ſtand indeſſen in vollen Flammen, die meiſten Kirchen wurden verbrannt oder ſtark beſchädigt, die Gebäude der Univerſität gingen ganz zu Grunde und von den Privathäuſern ſind nur wenige vom Feuer verſchont geblieben. — Alle Bewohner ohne Unterſchied der Religion wurden mißhandelt oder verjagt, die Mauern ſelbſt dem Erdboden gleich gemacht. Sogar die Gräber der Kurfürſten ſchonte man nicht; ſelbſt der alte König Ruprecht ward in ſeinen ſterblichen Ueberreſten aus der beinahe dreihundertjährigen Ruhe hervorgeriſſen; auch Karl Ludwigs Ahnung, daß ſein Leichnam im Grabe nicht ſicher ſein würde, fand jetzt ihre Erfüllung. Bis in den September lagen die Franzoſen noch auf dem Schloß, um die Zerſtörung zu vollenden. Die Stadtmauern und die Schanzen um die Stadt verſchwanden ſpurlos, die Thore des Schloſſes und die meiſten Befeſtigungen wurden geſprengt, der Ottoheinrichsbau verbrannt und ein Theil der Gewölbe entweder verſchüttet oder durch Minen zerſtört. Man zählte nach dem Abzug der Feinde noch einige Dutzend Wohnungen, die der Verwüſtung nicht unterlegen waren. In Paris ließ Ludwig XIV. ein Tedeum feiern und eine Denkmünze mit der verbrannten Stadt ſchlagen, deren Inſchrift: **Rex dixit et factum est**, Gottes Allmacht in läſterlicher Weiſe parodirte."

Die Jahre 1694. 1695.

Im Jahre 1694 fiel es dem erſchöpften und von Steuern gedrückten Frankreich ſchwer, ſo viele Streitkräfte ins Feld zu ſtellen, als es gegenüber den zahlreichen Feinden erforderlich war. Man mußte ſich in erſter Linie auf die Vertheidigung der Grenzen beſchränken. Wenn Catinat in dem ſavoyiſchen Alpenlande ſich behauptete, wenn der Marſchall von Noailles in dem Pyrenäenlande der elenden ſpaniſchen Armee einige Vortheile abgewann und im Laufe des Sommers Palamos, Gerona, Hoſtalrich und das Bergſchloß Caſtel-Foli einnahm; ſo wurden dagegen die Landungsverſuche der engliſch-holländiſchen Flotte an den Küſten der Normandie und Bretagne nur mühſam und mit manchen Verluſten zurückgewieſen und in den Niederlanden und am Oberrhein trafen die erfahrenen und umſichtigen Anführer, Wilhelm von Oranien und Markgraf Ludwig von Baden ſo geſchickte Anſtalten, daß weder der franzöſiſche General de Lorges noch ſelbſt der kriegskundige Marſchall von Luxemburg namhafte Erfolge zu erzielen vermochten. Einige Streifzüge nach Schwaben und Franken mit Brandſchatzungen und Contributionen verbunden und einige militäriſche Bewegungen gegen Lüttich und Löwen, um in fremden Landen die zur Unterhaltung des Heeres erforderlichen Bedürfniſſe zu erpreſſen, waren die einzigen Lorbeeren des Jahres. Mehr und mehr machten die Franzoſen die Erfahrung, daß ſie nicht

mehr die einzigen Meister in der Kriegskunst waren, daß sowohl der Oranier als der Oberfeldherr der Reichsarmee Ludwig von Baden, der talentvolle Zögling des im Jahr 1690 verstorbenen Karl IV. von Lothringen, an strategischem Geschick wie an Uebung und Sicherheit in der Führung der Heere den französischen Generalen und Marschällen gewachsen waren, daß der Krieg auch für den Feind eine Schule und Bildungsstätte war. Niemand wurde von dieser Wahrnehmung mehr betroffen als der Marschall von Luxemburg, dem die Ueberlegenheit der französischen Waffen hauptsächlich zu danken war. Er sprach es dem König offen
4. Jan. 1695. aus, ehe er im Anfang des folgenden Jahres aus der Welt ging. Sein Tod war für das französische Heer ein unersetzlicher Verlust. Bereits regte sich die Ahnung bei den Franzosen, „daß die feindlichen Kräfte, die sie aufgeregt hatten, ihnen zu stark sein würden". Luxemburgs Nachfolger im Commando der Nordarmee, der Marschall Villeroi, der seine glänzende Laufbahn weniger seinen Verdiensten, als der Gunst des Königs und der Frau von Maintenon verdankte, war nicht der Mann, gegenüber dem Oranier und dem holländischen Feldherrn Coehorn, dem niederländischen Rivalen von Vauban, das Feld zu behaupten. Noch in demselben Sommer brachte Wilhelm III. Stadt und Citadelle von Namur, die stolze Trophäe des früheren königlichen Feldzugs Ludwigs zur
Juli—Aug. 1695. Unterwerfung, und zugleich wurden von der See aus St. Malo und Dünkirchen beschossen. Zur Vergeltung wurde Brüssel von den Franzosen durch ein Bombardement heimgesucht wie ein Jahrzehnt früher die stolze Handelsstadt Genua.

Nothstände und Steuerdruck in Frankreich. Mehr und mehr erlangten nun die Friedensgedanken in Versailles die Oberhand. Der Stand der Staatskasse, die selbst unter der Verwaltung des hochbegabten geistvollen Ministers Pontchartrain die Kriegskosten nicht länger zu bestreiten vermochte, und die durch die Hugenottenverfolgungen herbeigeführte, durch den Krieg vermehrte Stockung der früher so blühenden Gewerbthätigkeit und des Handelsverkehrs machten den Frieden für das erschöpfte Land nothwendig. Die regelmäßigen Einnahmen, selbst wenn man sie durch Errichtung und Verkauf neuer Aemter, durch Steigerung der von den Städten und Provinzialständen zu leistenden Abgaben, durch Münzveränderungen und ähnliche Maßregeln zu mehren suchte, reichten für die Bedürfnisse nicht aus und vermochten den Ausfall an den Zollerträgnissen nicht zu decken. Man mußte zu den royalistisch-patriotischen Gefühlen der höheren Stände seine Zuflucht nehmen, von der Geistlichkeit ansehnliche Donative begehren, den Adel und alle vermögenderen Familien zu einer Capitation beiziehen, die einer weitgreifenden Einkommensteuer gleich kam, man mußte Anleihen suchen. Noch war der Enthusiasmus für das Königthum, das dem Ruhm und Stolz der Nation eine so gebietende Stellung unter den europäischen Völkern verliehen, stark genug, neue Hülfsmittel zu schaffen: Der Klerus bewilligte zehn Millionen Livres, „da der Ruhm des Königs zugleich der Religion diene"; das Parlament genehmigte das Edikt, das die neue Vermögensumlage ausschrieb, wenn auch mit der Beschränkung auf den

gegenwärtigen Krieg; dennoch gewann die Anſicht, daß man durch Ermäßigung der Anforderungen eine Pacification ermöglichen müſſe, immer mehr Boden.

Friedensvorſchläge.

Sollte aber der ſtolze Monarch in Verſailles, wie die Verbündeten verlangten, auf die Friedensſchlüſſe von Weſtfalen und Nymwegen zurückgehen, Straßburg und Luxemburg herausgeben, die Reunionen verwerfen? Sollte er ſeinen verhaßteſten Gegner Wilhelm von Oranien als König von England anerkennen und ſeinen Schutzbefohlenen und Glaubensverwandten, den Stuart Jacob II. fallen laſſen? Dazu konnte ſich Ludwig nicht verſtehen: das Höchſte was man von ihm erwarten durfte, war eine Ermäßigung der Orleansſchen Anſprüche auf die Pfalz und einige Zugeſtändniſſe, die man als Erſatz für Straßburg und Luxemburg anſehen möchte. Auf Grund dieſer Baſis verſuchte der Schwedenkönig Karl XI. eine Vermittelung: allein das Anerbieten eines Staats, der von ſeiner ehemaligen Höhe und Machtſtellung bedeutend herabgeſtiegen war und an den kriegeriſchen und politiſchen Vorgängen der letzten Jahre ſo wenig Theil genommen, legte auf keiner Seite ein großes Gewicht in die Waagſchale. In Verſailles kannte man aber die Mittel und Wege, durch diplomatiſche Künſte den Waffengang zu unterſtützen. Der alterprobten Taktik getreu ſuchte die franzöſiſche Regierung auch diesmal wieder einzelne Mitglieder der Allianz durch Separatverträge zu gewinnen, um dadurch auf die übrigen einen Druck zu üben.

Savoyen-Piemont für Frankreich. 1696.

Zunächſt gelang der Plan bei dem Herzog von Savoyen-Piemont. Victor Amadeus II. hatte aus ſeinem habsburgiſchen Bündniß wenig Gewinn und noch weniger Ruhm davongetragen. Die Hugenotten in der Provence und Dauphiné, die er zum Aufſtand wider die franzöſiſche Regierung und zum Anſchluß an ſeine aus verſchiedenartigen Elementen gebildete Armee zu bewegen ſuchte, hatten wenig Vertrauen zu einem Fürſten und zu einer Dynaſtie, die ſich von jeher durch katholiſchen Religionseifer hervorgethan, die andersgläubigen Bewohner der Alpenthäler ſo grauſam bedrängt hatten. Sein Verſuch, die Feſtung Pinerolo in ſeine Gewalt zu bringen, war durch Catinats Sieg bei dem Dorfe Marſaglia unweit Monealieri vereitelt worden. Seine Kriegsluſt ſchwand mehr 4. Okt. 1693.
und mehr dahin, er fing an zu überlegen, ob er nicht durch einen rechtzeitigen Uebertritt zu Frankreich mehr erlangen könnte als mit den Waffen: In Verſailles kam man dem alten Bundesgenoſſen, der von dem Pfade politiſcher Verirrung reuevoll zu dem naturgemäßen Bündniß zurückzukehren wünſchte, freundlich entgegen. Und nun kam der Plan des Abfalls raſch zur Ausführung. Nachdem Victor Amadeus bei Gelegenheit einer Pilgerfahrt nach Loreto unter Vermittelung des Papſtes ſich heimlich mit der Regierung in Verſailles verſtändigt, trat er von der großen Allianz zurück und ſchloß mit Ludwig den Vertrag von Turin. Er Aug. 1696.
wurde reichlich für ſeinen Abfall belohnt. Um die Truppen, die bisher gegen die Piemonteſen und die mit ihnen verbundenen Waldenſer und Hugenotten die ſüdöſtlichen Grenzgebiete hatten vertheidigen müſſen, frei zu bekommen und in den

Niederlanden und in Catalonien verwenden zu können, trat der Verſailler Monarch die beiden Feſtungen ab, die man in Frankreich als „Schlüſſel zu Italien“ betrachtet hatte. Er überließ dem Herzog zuerſt Caſale, ſcheinbar gedrängt durch eine Belagerung, und räumte dann Pinerolo, auf deſſen Erwerbung einſt Richelieu ſo hohen Werth gelegt. Die Vermählung einer Prinzeſſin von Savoyen mit dem Herzog von Bourgogne Ludwigs Enkel, befeſtigte den Bund zwiſchen beiden Häuſern. „Es iſt ein höchſt ſeltenes Beiſpiel in der Geſchichte, daß ein kleiner Herr mit großen zuſammenſpielte, und doch am Ende des Spiels einen beträchtlichen Gewinn machte“. Im nächſten Jahrhundert ſollte dem Herzog eine ähnliche Politik noch glänzendere Früchte eintragen.

Einleitung von Friedensverhandlungen.

Als Catinat mit den freigewordenen Truppen die Heere, die unter Villeroi und Boufflers in den Niederlanden ſtanden, verſtärkte, waren die franzöſiſchen Streitkräfte den Verbündeten überlegen. Dennoch lag es nicht in der Abſicht Ludwigs XIV., die Entſcheidung einer Feldſchlacht zu ſuchen; die Einnahme der Feſtung Ath war die einzige Kriegsthat; er wollte nur gegenüber ſeinem Hauptfeinde Wilhelm III. und dem holländiſchen Staatsmann Heinſius, der dem befreundeten König-Statthalter hülfreich zur Seite ſtand, eine imponirende Stellung behaupten, um ihn und die Republik zum Frieden geneigt zu machen. Den Gedanken an eine Reſtauration des Stuart in England mußte man aufgeben, ſeit in Folge des geſcheiterten Mordverſuchs wider Oranien (S. 573.) die engliſche Nation durch eine Aſſociation ſich aufs Innigſte mit der Perſon ihres Königs verbunden hatte. Sollte der Friede, nach welchem ſich beide Theile ſehnten, nicht ins Ungewiſſe hinausgezogen werden, ſo mußte man auf eine Ausgleichung der wichtigſten Streitpunkte bedacht ſein. Zu dem Ende waren bereits Bevollmächtigte von allen kriegführenden Mächten in Delft und Haag eingetroffen. Auch Schweden, deſſen Vermittelung man doch ſchließlich angenommen hatte, war durch den Baron von Lilienroth vertreten. Er war in ſchwarzer Kleidung, weil König Karl XI. um dieſelbe Zeit geſtorben war, und nahm ſeine Wohnung in dem ſchönen oraniſchen Luſtſchloß bei dem Dorfe Ryswick, zwiſchen den beiden Städten. Dieſes prachtvolle Landhaus inmitten eines Parks voll herrlicher Baumpflanzungen wurde dann auch zum Schauplatz der diplomatiſchen Verhandlungen gewählt, die endlich, ohne daß unterdeſſen die Waffen gänzlich geruht hätten, zu einem friedlichen Ausgleich führten, da Ludwig XIV. ſich diesmal viel genügſamer zeigte als früher.

Der Friede von Ryswick 1697.

Wir haben ſchon mehrere Beſtimmungen der in den ſtrengſten Formen der Etikette jener Tage abgehaltenen Friedensconferenzen von Ryswick kennen gelernt: Von dem pyrenäiſchen Frieden wurde Abſtand genommen, da das ohnmächtige Spanien zu wenig geleiſtet hatte und noch während der Unterhandlungen in Ryswick der General Vendome die Seeſtadt Barcelona zur Uebergabe zwang; man war zufrieden, daß Ludwig von den ſpaniſchen Eroberungen außer der Inſel St. Domingo nur eine Anzahl Orte behielt, auf die er ein Recht zu haben

behauptete, weil sie in frühere Abtretungen einbegriffen wären, die Erwerbungen in Catalonien aber und die Festung Luxemburg herauszugeben sich bereit erklärte. Um so fester glaubten die Verbündeten, insbesondere der Kaiser, die deutschen Reichsfürsten und König Wilhelm III. auf der Einhaltung des westfälischen und nymweger Friedens bestehen zu müssen. Allein auch dieser Standpunkt konnte nicht eingehalten werden: da England kein besonderes Interesse für das Gleichgewichtsprinzip zeigte, überhaupt sich mit Widerstreben in die continentale Kriegspolitik einmischte, die Generalstaaten aber mehr Werth auf den vortheilhaften Handelsvertrag legten, den ihnen der französische Monarch in Aussicht stellte, als auf die Rückgabe der Reunionen; so mußten der Kaiser und seine Verbündeten von dem Gedanken einer Restitution Straßburgs und der übrigen Städte im Elsaß an das Reich abstehen, wollten sie nicht erleben, daß die Seemächte sich durch Separatverträge von ihnen trennten, wie einst die Holländer in Nymwegen. Und als es, wie wir gesehen haben, der französische König über sich gewann, den Oranier, wenn gleich in einer Form, welche die widerstrebende Zurückhaltung verrieth, als König von England anzuerkennen, was blieb da für den Kaiser und die deutschen Fürsten anders übrig als den Elsaß mit der wichtigen Rheinstadt in den Händen Ludwigs XIV. zu lassen, den Cardinal von Fürstenberg wieder in seine Güter und Rechte einzusetzen und ihm und seinen Verwandten und Anhängern volle Amnestie zu ertheilen? Man mußte zufrieden sein, daß Ludwig als Ersatz die Städte Freiburg und Breisach an das Haus Oesterreich, Philippsburg und alles, was die Franzosen außerhalb des Elsaß eingenommen, an das Reich zurückerstattete, die Territorien des Herzogthums Zweibrücken den früheren Besitzern einräumte und in die Wiedereinsetzung des Herzogs Leopold, des Sohnes von Karl IV. in Lothringen willigte. Der neue Fürst vermählte sich mit einer Nichte Ludwigs, der Tochter Philipps von Orleans und der Pfälzer „Liselotte" und wußte sich mit Klugheit und Vorsicht unter schwierigen Verhältnissen gegen die französische Ländergier bis zu seinem Tod († 1729) zu behaupten. Unter welchen Bedingungen Leopolds Sohn und Nachfolger Franz Stephan das Land seiner Väter abtrat, werden wir später erfahren.

Und noch in der letzten Stunde mußte Deutschland sich in Ryswick eine weitere Demüthigung gefallen lassen. In das Friedensinstrument wurde eine Klausel eingeschaltet, wonach in allen protestantischen Ortschaften, welche die Franzosen während des Krieges vorübergehend oder dauernd besessen, der katholische Cultus geduldet werden sollte. Vergebens widersetzten sich die evangelischen Stände dieser „dem Reiche obtrudirten Ryswicker Clausel"; von den Verbündeten verlassen, von dem Hause Oesterreich verrathen und zurückgestoßen, mußten sie, wie einst der Brandenburger in Nymwegen, von ihren gerechten Ansprüchen abstehen. Wie hätten sie allein dem waffenstarken Frankreich, das mit der Erneuerung des Krieges drohte, widerstehen können? So wurde denn das Friedensinstrument mit der verhängnißvollen Clausel unterzeichnet und damit eine Leidensgeschichte für die Protestanten der Pfalz geschaffen. Wo nur irgend einmal ein Feldprediger Messe gelesen, da sollte fortan der Katholicismus zu Recht bestehen. Als von protestantischer Seite lebhaft die Herstellung der früheren Rechtszustände in

Die Ryswicker Clausel.

den zurückzugebenden Landschaften verlangt wurde, gab der König zur Antwort: „wenn ihnen so viel an ihrer Religion liege, so wolle auch er seinerseits beweisen, daß ihm die seine über Alles gehe.“ Von einer Herstellung des Edikts von Nantes und einer Rückkehr der ausgewanderten Hugenotten durfte vollends nicht die Rede sein. Wir wissen, wie wenig Wilhelm III. für die Glaubensverwandten, die doch so wesentlich zu seinen Erfolgen in England und Irland beigetragen, zu thun im Stande war.

Bedeutung des Friedens.

20. Sept. 1697. 30. Okt.

Am 20. September wurden die Friedenstractate zwischen Frankreich und den Seemächten und Spanien und sechs Wochen später mit dem Kaiser und den Reichsständen unterzeichnet. Aber man hatte das Gefühl, daß in Ryswick nur ein Waffenstillstand geschlossen sei. Hing denn nicht die „große Frage“ der spanischen Erbfolge wie eine schwere Gewitterwolke am politischen Himmel Europas? Absichtlich hatten die Franzosen jede Berührung des peinlichen Gegenstandes vermieden und sich gegen Spanien besonders zuvorkommend und nachgiebig bewiesen, um den Madrider Hof von Oesterreich zu trennen und für die eigenen Pläne zu gewinnen. Die Friedenspause, die durch das Ryswicker Abkommen geschaffen wurde, gewährte der französischen Diplomatie die nöthige Muße, um jenseits der Pyrenäen die Interessen des Versailler Hofes nachdrücklich zur Geltung zu bringen.

V. Der Norden und Nordosten Europas.

Geschichtsliteratur: 1. Allgemeines und Brandenburg-Preußen: Gediegene gleichzeitige Geschichtswerke über die vorliegende Periode sind die Arbeiten Samuel Pufendorfs, De rebus gestis Frid. Wilh. magni electoris commentariorum libri 19, Lips. et Berol. 1733; De rebus a Carolo Gustavo rege Sueciae gestis comment. l. 7 Norimb. 1696 und De rebus gestis Frid. III. Berol. 1695. Das archivalische Material ist neuerdings gesammelt in: Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Kurf. Friedr. Wilh. von Brandenburg, herausg. von B. Erdmannsdörffer, Berlin 1864 ff. — Neuere Bearbeitungen sind: v. Orlich, Gesch. des preußischen Staats im 17. Jahrh., Berlin 1838 f. Fr. Förster, Friedr. Wilh. der gr. Kurf. und seine Zeit. Berl. 1855, und in erster Linie die öfters erwähnten Werke von Stenzel (Gesch. des preuß. Staats) und Droysen (Gesch. der preuß. Politik), sowie Ranke, Neun Bücher preuß. Gesch. Berl. 1847 f. und Genesis des preuß. Staates, 4 Bücher preuß. Gesch., Leipz. 1874. — Eberty, Gesch. des preuß. Staats. Breslau 1867—70. 7 voll. 8. — Neuere Monographien: H. v. Gansauge, Veranlassung und Gesch. des Krieges in der Mark Br. im J. 1675, Berl. 1834. P. F. Stuhr, Gesch. der See- und Coloniolmacht des gr. Kurf. Berl. 1839. B. Erdmannsdörffer, Graf Gg. Fr. von Waldeck. Bert. 1869. H. Peter, der Krieg des gr. Kurf. gegen Frankreich, Halle 1870. Droysen, die Schlacht von Warschau. Lpzg. 1863. u. a. W. — 2. Schweden. Außer der VIII, 432 genannten Geschichte Schwedens von E. G. Geijer, fortges. von Carlson, das ältere Werk von Fr. Rühs, Gesch. Schwedens in der Allgem. Welthistorie und auch besonders Holle 1803—14. Archenholtz, Mémoires pour servir à l'histoire de Christine. Amsterd. 1752. 4 voll. Auch deutsch Berl. 1751—60. Lundblad, Gesch. des Königs Karl X. Gustav aus dem Schwed. Berl. 1826. — Grauert, Christine K. von Schweden und ihr Hof. Bonn 1838. 42. 2 voll. — 3. Dänemark: L. v. Holberg, dänische Reichshistorie. 3 voll. 4. Flensb. und Leipzg. 1757. — Gebhardi,

Geſch. der Königr. Dänemark und Norw. in der Halle'ſchen Allg. Welthiſt. und auch ſeparat Halle 1768 f. — C. F. Allen, Geſch. des Königr. Dänemark. Aus dem Dän. nach der 3. Ausg. von Falck. Kiel 1846. — Spittler, Geſch. der däniſchen Revolut. im J. 1660. Berl. 1796. Sämmtl. W. V. — Philippi, Geſch. von Dänemark. Dresd. 1831. — 4. Polen: Zaluski, epistolae hist. familiares. 5 voll. Fol. Vratisl. 1709. — Coyer, hist. de Jean Sobiesky, roi de Pol. Paris 1761. 3 voll. 12. Deutſch Leipzig 1762. 8. — Salvandy, hist. du roi Jean Sob. et du royaume de Pol. Par. 1863. 2. Edit. — Joach. Lelewel, Geſch. Polens. Deutſche Ueberſ. Leipzg. 1846. — 5. Sachſen: Chr. E. Weiße, Geſch. der churſächſ. Staaten. V. Leipzg. 1808. — Böttiger, Geſch. des Kurſtaats und Königr. Sachſen. Gotha 1831. — 6. Rußland: Zu den VIII. S. 594 aufgeführten allgemeinen Geſchichtswerken über Rußland von Ewers, Herrmann, Uſtrialow ſind beizufügen: Slowaisky, Kurzgefaßte Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. Deutſch von Adelb. v. Fabricius. Reval 1867. — Theod. v. Bernhardi, Geſch. Rußlands und der europäiſchen Politik. Bd. II. 1. 2. in: Staatengeſch. der neueſten Zeit. Bd. 21. Leipz. 1875. — Ferner folgende Specialſchriften: (Webers) Verändertes Rußland, in welchem die jetzige Verfaſſung des geiſt- und weltlichen Regiments u ſ. w. in einem bis 1720 gehenden Journal dargeſtellt ſind. Frankf. 1721. 39. 2 voll. 4. mit Fortſetzung. Hannov. 1840. — Alex. Gordon's hist. of Peter the great. Aberd. 1755. 2 voll. 8. Auch Deutſch. Leipz. 1765. — Basville, précis histor. sur la vie et les exploits de Fr. Lefort. Ed. 2. Lausanne 1786. 8. — Moriz Poſſelt, der General und Admiral Franz Lefort. Sein Leben und ſeine Zeit. Frankf. a. M. 1866. 2 voll. 8. — Voltaire, hist. de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand. Auch Deutſch v. Büſching. Frankf. und Leipz. 1761. — Leben Peter d. Gr. von G. A. v. Halem. Münſter und Leipz. 1803 f. — Herrmann, Rußland unter Peter d. Gr. Leipz. 1872.

1. Der brandenburgiſch-preußiſche Staat unter dem großen Kurfürſten und König Friedrich I.

1. Die Lage vor und nach dem weſtfäliſchen Frieden. Innere Landesverwaltung.

Wir haben im elften Band dieſes Werks (S. 1036 ff.) die Geſchichte des brandenburgiſch-preußiſchen Staats bis zu dem Zeitpunkt verfolgt, da Friedrich Wilhelm, nachmals der „große Kurfürſt" genannt, die Zügel der Regierung in einem tiefzerrütteten Lande übernahm und an die Aufgabe herantrat, durch die gewaltigſten europäiſchen Umwälzungen und Verwicklungen das Schifflein des kleinen, vielfach zerriſſenen Staates zu ſteuern. Der Kurfürſt war bei des Vaters Tode erſt zwanzig Jahre alt, allein die ſchweren Zeiten, die Schickſalsſchläge, die in jenen Tagen über die Menſchheit hinfuhren, reiften die Jünglinge früh zu Männern und bildeten feſte und ernſte Naturen. Bei dem jungen Kurprinzen Friedrich Wilhelm war auch von Anfang an die Sinnesart auf tüchtige Arbeit, auf Erwerbung vielſeitiger Kenntniſſe, auf eine verſtändige und edle Lebensauffaſſung und eifrige Pflichterfüllung gerichtet, Anlagen, die der erſte Erzieher des Knaben, Romilian Kalkum, genannt Leuchtmar, mit treuer Sorge ausbildete. Politiſche und Familienzerwürfniſſe trübten dem Prinzen ſchon die früheſte Jugend. Schwediſche und kaiſerliche Einflüſſe kreuzten ſich am Hofe des Kurfürſten

Friedrich Wilhelms Jugend. geb. 16. Febr. 1620.

Georg Wilhelm und störten die Eintracht der fürstlichen Familie. Der allmächtige Minister Schwarzenberg, der ergebene Diener Habsburgs, lag in bitterster Feindschaft mit den „fürstlichen Frauenzimmern" und im Hasse gegen diesen Günstling und seine Politik wuchs der Knabe heran. Dazu kamen die Schrecknisse des Krieges, die sich in der unmittelbarsten Nähe abspielten, und die Noth des armen Landes, das mitunter den fürstlichen Lebensunterhalt nicht bestreiten konnte, lauter Eindrücke, die einen ernsten und strengen Sinn erzeugen mußten.

Als frühreifer Jüngling bezog Friedrich Wilhelm die Universität Leyden und hielt dann einen kleinen Hof in Arnheim, von wo er in unmittelbare Berührung mit den benachbarten cleviſchen Ständen trat. Das Begehren derselben, den Prinzen zum Statthalter zu empfangen, nahm jedoch der Kurfürst sehr ungnädig auf, als ob man
1633—1638. seiner überdrüssig sei. Der mehrjährige Aufenthalt in den Niederlanden war für das ganze Leben Friedrich Wilhelms von Einfluß. Dort blühten Kunst und Wissenschaften, Handel und Gewerbe, und eine freie kräftige Staatsleitung waltete über Holland. Welch ein Gegensatz zu dem wirren wüsten Treiben im deutschen Reich, und wie mußten diese Eindrücke auf das empfängliche Gemüth eines hochbegabten Jünglings wirken! Unter den Augen des Statthalters Friedrich Heinrich von Oranien, der an dem aufgeweckten Neffen Gefallen fand, nahm er an den kriegerischen und politischen Vorgängen Theil; die Tochter des Oraniers, Louise Henriette, wurde nachmals (1646) des Kurfürsten Gattin, nachdem sich eine Reihe anderer Eheprojecte, mit einer pfälzischen, einer österreichischen Prinzessin und namentlich mit der Königin Christine von Schweden, an welch letzteren Plan sich gewaltige politische Combinationen knüpften, zerschlagen hatten. Die Kurfürstin war eine treffliche Frau von hohen Geistesgaben, die ihr selbst bei Staatsangelegenheiten einen wohlthätigen Einfluß erwarben, und von einer edlen Menschenfreundlichkeit, die sich in vielen milden Stiftungen und Werken der Barmherzigkeit kundgab. In den Jahren seines holländischen Aufenthalts, unter den großen Verhältnissen und Interessen der dortigen Politik erwarb Friedrich Wilhelm jenen umfassenden, weiten Blick, jene kühne staatsmännische Weltanschauung, die von der kleinlichen deutschen Fürstenart so gewaltig abstach. „In den deutschen Landen", sagt Droysen, „vor Allen auch an dem Hofe seines Vaters lebte man in einem Dunstkreis reichspatriotischer Phrasen, verworrener Rechtstheorien, kirchlicher Verbitterungen, in dem die nächsten und einfachsten Aufgaben alles staatlichen Lebens mehr und mehr verdunkelt wurden und dem Blick entschwanden. Wie anders erschien von den Niederlanden aus beobachtet das Wesen des Reichs, die spanisch-österreichische Politik, der vielgepriesene Eifer Schwedens für das Evangelium, Frankreichs für die Libertät. Hier lernte der junge Fürst die heimischen Dinge in ihrem europäischen Zusammenhang, in ihrem pragmatischen Werth sehen". Mit schwerem Herzen folgte endlich Friedrich Wilhelm dem väterlichen Rufe und verließ das Land, wo er sich so heimisch gefühlt. Die Mißhelligkeiten mit dem Vater und dessen leitendem Staatsmann hörten auch nach seiner Rückkehr nicht auf; der Prinz fürchtete von den Ränken Schwarzenbergs sogar für sein Leben; eine heftige Krankheit, in die er verfiel, schrieb er selbst, wenn auch sicherlich mit Unrecht, dem Gifte bei einem Gastmahl des Ministers zu, dem er den Plan zutraute, sich selbst oder seinen Sohn zum Herrn des Landes zu machen.

Regierungsantritt 1640. Lage der verschied. Landesth. Brandenburg.

Als nach des Vaters Tod (1. Dezbr. 1640) der junge Kurfürst zur Regierung gelangte, traf er die schwierigsten Verhältnisse an: die halbe Mark und die Grenzen waren mit schwedischen Truppen angefüllt, die brandenburgischen

Söldnerhaufen waren im höchſten Grad verwildert und zuchtlos, die Feſtungscommandanten meiſt den kaiſerlichen Intereſſen ergeben, das Land bis zur Verzweiflung ausgeſogen und verarmt; von ſtaatlicher Ordnung und landesherrlichem Regiment konnte gar nicht mehr die Rede ſein. Das Herzogthum Preußen, das vom Kriege ziemlich verſchont geblieben war und die Mittel zur Wiederaufrichtung der kurfürſtlichen Macht geboten hätte, ſtand, wie wir wiſſen, unter polniſcher Lehnshoheit, und bei jedem Regierungswechſel mußte die Erneuerung des Vaſſallenverhältniſſes mit läſtigen und beſchämenden Bedingungen erkauft werden. Die Cleviſchen Lande waren noch lange Jahre von den Heſſen und den Holländern beſetzt. Die Bildung eines kleinen zuverläſſigen Heeres und der Abſchluß des Waffenſtillſtandes mit Schweden (XI, 998) waren die erſten Maßregeln, welche der Kurfürſt ergriff, um einigermaßen Ordnung zu ſchaffen und der ſchwierigen Verhältniſſe Herr zu werden. Die unbotmäßigen Regimenter wurden aufgelöſt; die trotzigen, habsburgiſch geſinnten Oberſten und Feſtungscommandanten, die zugleich dem Kaiſer und dem Kurfürſten geſchworen, die Kracht, Goldacker, Rochow flohen außer Landes nach Wien. Einige neugeworbene Regimenter, kaum mehr als 3000 Mann ſtark, auf die ſich der Kurfürſt unbedingt verlaſſen konnte, bildeten die Grundlage und den Kern des nachmals ſo waffengewaltigen ſtehenden Heeres in Brandenburg. Konrad von Burgsdorf leiſtete dem Kurfürſten bei dieſer militäriſchen Organiſation die beſten Dienſte und wurde dafür reich mit kriegeriſchen und höfiſchen Würden und Aemtern ausgeſtattet.

Schwarzenberg, den der Kurfürſt Anfangs in ſeiner gebietenden Stellung zu ſchonen genöthigt war, wurde jetzt bei Seite geſchoben und ſtarb bald, (März 1641) erſchüttert von dem großen Wechſel des Geſchicks. Auch Burgsdorf, der eine Zeitlang die Leitung der Staatsgeſchäfte und den Vorſitz im Geheimen Rath führte, wurde bald beſeitigt, um würdigeren Perſonen Platz zu machen. „Aufgewachſen in dem wilden Treiben des dreißigjährigen Krieges vereinigte Burgsdorf mit Völlerei und Spielſucht ſinnlichen Uebermuth, Eigenſinn und einen ſeltſamen Anſpruch auf höhere Eingebungen. Der Sache ſeines Fürſten unbedingt ergeben, legte er eine gewiſſe Tüchtigkeit, ſie zu führen, an den Tag; aber er ließ doch in der Verwaltung der inneren Geſchäfte eine Unordnung ohne Gleichen einreißen und in den äußeren verletzte er Freund und Feind". Schwarzenberg und Burgsdorf.

Nicht minder ſchwierig als in der Mark waren die Verhältniſſe im Herzogthum Preußen: die landesherrliche Gewalt war völlig überwuchert durch die Anſprüche und Forderungen der Stände, und dieſe, Adel und Städte, waren wieder in heftigſter Parteiung unter einander; das Vaſſallenverhältniß zu Polen gab dieſer Krone fortwährend Anlaß, ſich in die innern Streitigkeiten des Landes zu miſchen; von Hingebung an den Landesherrn oder gar an eine Geſammtſtaatsidee und von Opferwilligkeit hierfür konnte keine Rede ſein. Unter drückenden und beſchämenden Bedingungen wurde endlich die polniſche Belehnung vollzogen, nachdem ſich der Kurfürſt perſönlich zur Huldigung nach Warſchau begeben. Preußen. 17. Okt. 1641.

Er versprach, über die Festungen Pillau und Memel nur solche Befehlshaber zu setzen, die dem König genehm seien, verpflichtete sich, einen jährlichen Tribut zu zahlen, mit keinem Feinde der Republick einen Neutralitätsvertrag zu schließen, die Appellationen von preußischen an polnische Gerichte zu gestatten; die Reformirten sollten von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sein, die Katholiken der freisten Religionsübung genießen u. s. w.

Der Staat beim Abschluß des westfäl. Friedens.

Unter Friedrich Wilhelms kluger und fester Politik athmete das brandenburgische Land in den letzten Jahren des großen Kriegs einigermaßen auf, und bei den westfälischen Friedensverhandlungen konnte der Kurfürst, der in dem wirren diplomatischen Treiben eine außerordentliche Gewandtheit, Zähigkeit und List an den Tag legte, ein entscheidendes Wort in die Wagschale werfen. Wir kennen das Ergebniß des westfälischen Friedens für Brandenburg (XI, 1015); seinen Lieblingsgedanken, die Erwerbung Pommerns, an dem er mit größter Hartnäckigkeit festgehalten, erreichte der Kurfürst doch nur zur Hälfte. Räumlich nicht unbeträchtlich vergrößert, war der Staat trotzdem in einer seltsamen und unbequemen Lage. Nur die hinterpommerschen Erwerbungen, Magdeburg und Halberstadt schlossen sich unmittelbar an das brandenburgische Kernland an; im Osten war die Verbindung mit Preußen durch ein weites polnisches Gebiet unterbrochen; im Westen glichen die Clevischen Lande einer abgelegenen Insel und ein anderes ganz vereinzeltes Gebiet war Minden an der Weser. Und alle diese Gebietstheile hatten die verschiedenartigsten Verfassungen und staatsrechtlichen Verhältnisse und standen sich fremd und eifersüchtig gegenüber; vom Gefühl der Zusammengehörigkeit, von einem gemeinsamen staatlichen Bewußtsein war unter diesen mannichfaltigen Volkselementen keine Spur. Die Zusammenfassung dieser spröden, widerstrebenden Theile zu einem festen Staatsorganismus, die Vereinigung loser Länderstrecken zu einem politischen Ganzen, war die hohe und schwierige Aufgabe, die eines klaren und kräftigen Geistes, eines genialen Blicks und einer festen Hand bedurfte. Der Kurfürst war der Mann, in der entscheidungsvollen Stunde seinen Beruf voll und ganz zu verstehen.

Neue Verwicklungen um die Jülicher Erbschaft. April 1653.

Nach dem Kriege vergingen noch mehrere Jahre, ehe die Verhandlungen mit Schweden über die Ziehung der Grenzen und über finanzielle Abmachungen zu dem Stettiner Vertrage führten und die letzten schwedischen Truppen das brandenburgische Gebiet räumten. Der Kurfürst mußte sich zur Abtretung ansehnlicher Landstriche auf dem rechten Oderufer und zur Uebernahme des größten Theils der pommerischen Landesschuld verstehen. Auch im Westen gaben die ungelösten Streitfragen des westfälischen Friedens alsbald zu neuen kriegerischen Verwickelungen Anlaß. Wenige Jahre nach dem Frieden brachen die alten Streitigkeiten mit Pfalz-Neuburg um die Jülicher Erbschaft aufs Neue aus (XI. 1016). Die früheren Theilungsverträge waren immer nur augenblickliche Pausen in dem Kampf; Brandenburg betrachtete sich stets als den rechtmäßigen Herrn des ganzen Landes und glaubte sich durch die Theilung beeinträchtigt; die religiösen Angelegenheiten fachten die Flamme des Unfriedens stets von Neuem an. Im pfälzischen Theile wurden die Evangelischen wider Vertrag und Recht gedrückt, mißhandelt und in ihrer Religionsübung behindert; man versuchte, das im westfälischen Frieden festgesetzte Normaljahr auch hier zur Durchführung zu bringen, was Brandenburg in diesen noch nicht definitiv getrennten Landschaften für unzulässig hielt. Zur Vergeltung ver-

fuhr der ſonſt ſehr tolerante Kurfürſt ebenſo gegen die Katholiken im Cleviſchen; General Sparr fiel dann plötzlich in das Bergiſche ein, beſetzte mehrere feſte Plätze, erhob Juni 1651. die Steuern, nahm die landesfürſtlichen Rechte für ſeinen Herrn in Anſpruch und erklärte in deſſen Namen die mit Neuburg geſchloſſenen Verträge nicht mehr anzuerkennen. Es hatte bereits den Anſchein, als ſollte der kaum beendete entſetzliche Religionskrieg wieder ausbrechen. Neuburg klagte bei Kaiſer und Reich über den Friedensbruch und ſetzte ſich zur Gegenwehr; ſchon kam es zu einer Reihe von Gefechten. Unter kaiſerlicher Vermittelung wurde jedoch der drohende Sturm noch einmal beigelegt, die Schlichtung Okt. 1651. der Religionsſtreitigkeiten Schiedsrichtern übertragen und der Zuſtand vor Ausbruch der Feindſeligkeiten hergeſtellt. Die Spannung blieb freilich beſtehen und ein ehrlicher dauernder Friedensſchluß kam damals noch nicht zu Stande. Allein wichtigere Angelegenheiten und entſcheidungsvollere Kämpfe nahmen bald des Kurfürſten ganze Thätigkeit und Sorge in Anſpruch.

Erſt im folgenden Jahrzehnt, als die großen Weltereigniſſe im Weſten und die Bewerbung des Pfalzgrafen von Neuburg um den polniſchen Thron eine engere Verbindung beider Theile wünſchenswerth machten, kam ein endgültiger Vergleich zu Stande, der Cleve, Mark 19. Sept. 1666. und Ravensberg dem Kurfürſten, Berg und Jülich dem Pfalzgrafen zuſprach, das Directorium des weſtfäliſchen Kreiſes beiden Theilen gemeinſchaftlich anwies und eine ewige Erbverbrüderung feſtſetzte. Das Verhältniß der beiden Fürſten war von da an ein aufrichtig freundſchaftliches; die Erbverbrüderung aber führte noch im folgenden Jahrhundert zu ernſten Auseinanderſetzungen zwiſchen dem Kurhaus Brandenburg und den pfälziſchen Seitenlinien.

Es war nach dem Frieden des Kurfürſten ernſteſte Sorge, aus dem Ruin des dreißigjährigen Krieges ſein Land nach Kräften zu erheben, die Reſte ſtaatlicher Ordnung zuſammenzufaſſen, zu beleben, auszubilden. Es bedurfte der hingebendſten Arbeit und eines weiten und großen Blicks für die Erforderniſſe eines kräftigen und geſunden Staatsweſens. In jenen eiſernen Zeiten, da jedes Jahr neue Kriegsgefahren drohten, war vor Allem ein zuverläſſiges, geübtes und zahlreiches Heer eine Lebensbedingung. Das mittelalterliche Lehnsaufgebot der Ritterſchaft war ebenſo unbrauchbar wie die ungeordneten und unerfahrenen ſtädtiſchen und ländlichen Milizen; wir ſehen überall die Einrichtung der ſtehenden Heere, der „geworbenen Knechte“, in immer weiterer Entwicklung begriffen. Der Kurfürſt ließ ſich die Verſtärkung und kriegstüchtige Ausbildung ſeiner Waffenmacht ganz beſonders angelegen ſein; im Jahre 1655 konnte er ſchon 26,000 Mann und 72 Geſchütze ins Feld ſtellen, im ſchwediſchen Kriege ſogar gegen 40,000, die allerdings in ruhigeren Zeiten theilweiſe wieder entlaſſen wurden. Zwei in organiſatoriſcher und ſtrategiſcher Hinſicht gleich bewährte Männer ſtanden ihm hierbei zur Seite: der Generalfeldmarſchall Otto Chriſtoph von Sparr, und der aus ſchwediſchen in brandenburgiſche Dienſte getretene Georg Derfflinger, ein Kriegsmann von unbekannter Herkunft, niederſter Abſtammung und geringſter Bildung (nach einer weitverbreiteten Erzählung ſoll er in Oeſterreich geboren, in ſeiner Jugend Schneidergeſelle geweſen ſein und unter dem Grafen Thurn im böhmiſchen Kriege zuerſt Soldatendienſte geleiſtet haben; unter Banér und Torſtenſon finden wir ihn im ſchwediſchen Heere, ſeit 1655 im brandenburgiſchen, wo er bald den Rang eines Generalfeldzeugmeiſters und Feldmarſchalls erlangte und in den Reichsfreiherrnſtand erhoben wurde). Das Beſoldungs- und Verpflegungsweſen der Truppen wurde geregelt, die Bewaffnung und Ausrüſtung verbeſſert, die Feſtungen hergeſtellt, die Mannszucht eingeſchärft, ein förmliches Kriegsrecht erlaſſen. Kriegsweſen.

Um die Mittel für das Heerweſen, den Hofhalt und die Staatsverwaltung zu beſchaffen, wurde das Finanz- und Steuerweſen des Landes revidirt und geordnet, und im Steuerweſen. Stände in der Mark.

Jahr 1667 ſtatt der unerſchwinglichen directen „Contribution", die auf den Grundſtücken und Häuſern laſtete, den märkiſchen Städten die Erhebung einer indirecten Verbrauchsſteuer (Acciſe) geſtattet, eine aus Holland übernommene Beſteuerungsform, die ſich für die damalige Zeit außerordentlich bewährte und den Druck erleichterte; die Ritterſchaft aber widerſtrebte dieſer Steuer und behielt die alten Abgaben bei. In den letzten Jahren des Kurfürſten wurden die Staatseinkünfte bis auf etwa $2\frac{1}{2}$ Mill. Thaler geſteigert, wovon faſt die Hälfte für die Unterhaltung des Heeres verwendet wurde. Die Oppoſition der märkiſchen Stände gegen den hohen Steuerdruck nahm immer mehr ab. Die eigenmächtige ſelbſtherrliche Art der Landesfürſten jener Zeit hob ſich überall über die morſchen und verwitterten ſtändiſchen Inſtitute hinweg; das alte privilegirte Korporationsweſen entſprach längſt nicht mehr den Bedürfniſſen eines fortgeſchrittenen Staats- und Volkslebens. Es war nicht etwa eine kräftige politiſche Entwicklung, die von dem aufſtrebenden fürſtlichen Abſolutismus zertreten worden wäre, ſondern aus eigener Verſchuldung und einem natürlichen Geſetz zufolge fiel dieſe morſche Frucht überall zu Boden. Ein Glück war es, wenn, wie in Brandenburg, die ſchrankenloſe landesherrliche Gewalt an einen Fürſten überging, der für das Wohl und die Größe ſeines Staates und Volkes Verſtändniß und Hingebung hatte.

Der Geheime Rath. Der Graf von Waldeck.

Friedrich Wilhelm hatte die Gabe, mit ſicherem Blick die geeigneten Männer auszuwählen und an den richtigen Platz zu ſtellen; in ſeinem Geheimen Rath, einer Centralbehörde für die innere Landesverwaltung wie für die auswärtigen Angelegenheiten, auch für gewiſſe Juſtizſachen, waren tüchtige und patriotiſche Männer, wie Otto von Schwerin, der erſte Miniſter und höchſte Landesbeamte, und der Graf Georg Friedrich von Waldeck, zugleich Staatsmann und Feldherr, der aus holländiſchen in kurfürſtliche Dienſte getreten war, „einer der Männer, in welchen das Gefühl der Selbſtändigkeit, das ſich in Brandenburg regte, zuerſt zu energiſchem Bewußtſein kam." In den großen Fragen der Reichspolitik kam bei dem Grafen von Waldeck zum erſtenmal die Idee einer preußiſch-deutſchen Union, wie ſpäter in dem Fürſtenbund Friedrichs des Großen, zum Durchbruch. Seine Reformpläne zur Reichsverfaſſung und ſeine Ideen von einem Fürſtenbund unter brandenburgiſch-preußiſcher Vorherrſchaft führten freilich, wie ſo manche andere Entwürfe, nicht zu poſitiven Reſultaten, ſind aber ein Denkmal ſeiner politiſchen Einſicht, ſeines ſtaatsmänniſchen Geiſtes und ſeines patriotiſchen Sinnes. Nachdem der Graf im ſchwediſch-polniſchen Kriege gute Dienſte geleiſtet, gab er bald darauf, durch ſeine herriſche Art in mancherlei Mißhelligkeiten verwickelt, ſeine brandenburgiſche Beſtallung auf (Mai 1658) und nahm ein hohes ſchwediſches Kriegsamt an, was ihm mit Recht ſehr verdacht wurde, denn neue Kämpfe mit Brandenburg ſtanden vor der Thür. Es kam jedoch in der Folge eine äußerliche Verſöhnung mit dem Kurfürſten zu Stande; ſpäter finden wir Waldeck im Türkenkrieg des Jahres 1685 wieder; 1692 iſt er geſtorben.

Fürſorge für Landescultur und Handel.

Die Seele der Regierung blieb immer der Kurfürſt ſelbſt, der für alle Zweige der Verwaltung ein offenes Auge hatte. Es galt zunächſt, die durch den Krieg arg geſchädigte materielle Cultur des Landes zu heben. Der Kurfürſt ſorgte dafür, daß die Domänen, die ſich in dem traurigſten Zuſtande der Verſchleuderung, Verwahrloſung und Mißwirthſchaft befanden, ausgelöſt oder eingezogen, ordentlich verpachtet und betrieben wurden und einen höheren Ertrag einbrachten. Er munterte zum Anbau der zahlreichen wüſten Stellen der Mark auf, zog fleißige und geſchickte Coloniſten ins Land, unterſuchte und beſſerte nach Kräften die Verhältniſſe des Ackerbaues und der Viehzucht. Ebenſo ließ er dem Gewerbe, der Fabrication, dem Handel alle Förderung zu Theil werden. Im Jahr 1685, als in Frankreich die religiöſen Verfolgungen wütheten, zog er über 7000 Hugenotten nach Berlin, eine tüchtige induſtrielle Kolonie, die ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Eine

für damalige verhältnißmäßig vorzügliche Poſteinrichtung verband bald die weit auseinander liegenden brandenburgiſchen Gebietstheile; der neuangelegte Friedrich-Wilhelmscanal vermittelte den Verkehr der Oder mit der Spree und Elbe. Vom Seehandel freilich, deſſen hohe Bedeutung für den Wohlſtand eines Landes er in Holland kennen gelernt haben mochte, war der Kurfürſt ſo gut wie ausgeſchloſſen; ſein Antheil von Pommern enthielt keinen einzigen werthvollen Hafenplatz; Stettin und die freie Schifffahrt auf der Oder in ſeinen Beſitz zu bekommen war ihm trotz der angeſtrengteſten Bemühungen und verſchiedener Tauſchanträge nicht möglich geweſen; Schweden, Dänen, Polen waren die Herren der Oſtſee; der Kurfürſt war ſich deſſen wohl bewußt und trug es mit ſchwerem Mißmuth. Die Begründung einer beandenburgiſchen Seemacht, die Beförderung des transmarinen Handels war bis an ſein Lebensende eines ſeiner hauptſächlichſten Anliegen, wenn gleich die Ungunſt der geographiſchen Lage dauernde Erfolge verbot. Durch einen holländiſchen Kaufmann, Benjamin Raulé, den er zum Oberdirector des Seeweſens ernannte, ließ er eine Anzahl Kriegsſeegatten bauen, die nicht nur bei den militäriſchen Opeeationen gute Dienſte leiſteten, ſondern auch die Handelsintereſſen ſchützten. Selbſt an die ſpaniſche Flotte wagten ſich die brandenburgiſchen Kriegsſchiffe, um eine alte Subſidienforderung einzutreiben, und man erſtaunte in der ganzen Welt nicht wenig über das plötzliche Auftreten einer vorher ganz unbekannten Seemacht. Dabei war der Kuefürſt bemüht, überſeeiſche Colonien zu erwerben. Im Jahr 1682 errichtete er eine afrikaniſche Handelscompagnie, nachdem er von einigen Negerhäuptlingen in Guinea die Anerkennung ſeiner Oberherrſchaft und das Verſprechen erhalten hatte, nur mit brandenburgiſchen Schiffen Handel zu treiben. Der Major von der Gröben wurde mit zwei Schiffen und einer Kompagnie Saldaten nach Afriea geſandt (1683), pflanzte an der Goldküſte die brandenburgiſche Fahne auf und errichtete einige Forts mit Garniſonen; eine Geſandtſchaft dieſer Negerreiche kam ſogar nach Berlin und erneuerte die Verträge. Das abenteuerliche Unternehmen hatte freilich keinen dauernden Erfolg, zeugt aber von dem kühnen Geiſt und weiten Geſichtskreis des Kurfürſten. Die ferne Colonie wurde unter König Friedrich Wilhelm I. an die Holländer verkauft, die von Anfang an alle möglichen Feindſeligkeiten dagegen geübt hatten.

Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften.

Ueber den materiellen Gütern des Lebens wurden aber auch die idealen nicht vergeſſen: auch die Wiſſenſchaften und Künſte erfreuten ſich der Fürſorge des einſichtigen Fürſten. Die Univerſität Frankfurt wurde aus dem Zuſtand tiefen Verfalls zu neuer Blüthe erweckt, auch das gänzlich darniederliegende untere Schulweſen hob ſich unter der Gunſt und Pflege des Landesherrn. Aus den Niederlanden wurden Maler, Bildhauer, Stempelſchneider in die kurfürſtlichen Dienſte gezogen und entfalteten ihre Kunſtfertigkeit in der von den Muſen bis dahin wenig beſuchten Mark; holländiſche Baumeiſter und Zimmerleute waren bemüht, das unanſehnliche Berlin, zur Zeit des weſtfäliſchen Friedens eine Stadt von noch nicht 10,000 Einwohnern, einigermaßen in Stand zu ſetzen, wie es die Würde der Reſidenz und die Prachtliebe des Kurfürſten beanſpruchte. Der phantaſtiſche Plan einer „Univerſal-Univerſität", den der ſchwediſche Reichsrath Bengt Skytte entworfen, kam freilich nicht zur Ausführung, zeugte aber von der hohen Begeiſterung des Kurfürſten für freie Geiſtesbildung. In einer Stadt der Mark ſollte eine Gelehrtenrepublik von Männern der Kunſt und Wiſſenſchaft aller Nationen und Glaubensbekenntniſſe errichtet werden, wo in völliger politiſcher und religiöſee Freiheit nur der Dienſt der Muſen gepflegt würde. Die Bereicherung der Berliner Bibliothek ließ er ſich zeitlebens angelegen ſein und begünſtigte Künſtler und Gelehrte aller Art; um ſeine und ſeines Hauſes Geſchichte auf die Nachwelt zu bringen, ſtellte er eigene Hofhiſtoriographen an, wie Schookius und den Franzoſen Rocoles, auch der Italiener

Gregorio Leti hatte sich für seine schmeichelnde und oberflächliche Geschichte des Hauses Brandenburg der kurfürstlichen Gunst zu erfreuen. —

Kirchliches. Eine wohlthuende Erscheinung in jener Zeit des engherzigsten Konfessionshasses und der widerwärtigsten dogmatischen Streitigkeiten ist auch der aufgeklärte und duldsame Sinn des Kurfürsten in religiöser Hinsicht. Waren ja doch die brandenburgischen Fürsten als reformirte Herren lutherischer Länder von selbst auf eine weitherzige Auffassung confessioneller Dinge angewiesen. Für viele um des Glaubens willen Verfolgte waren die brandenburgisch-preußischen Lande eine Zufluchtsstätte und der Kurfürst schützte sie trotz des Eifers der rechtgläubigen Priester. Selbst die vielverketzerten aus Polen vertriebenen Socinianer wurden thatsächlich in Preußen geduldet, und wegen ihres stillen, ehrbaren, fleißigen Wandels geschätzt, wenn gleich der Kurfürst dem Verlangen der Stände nachzugeben und offiziell ein Verbot gegen sie zu erlassen gerathen fand. Das Lästern und Schmähen der reformirten und lutherischen Geistlichen gegen einander, das Verfluchen und Verleumden des entgegengesetzten Bekenntnisses von den Kanzeln herab war ihm ein Gräuel und er ließ es sich nach Kräften angelegen sein, die Ausbrüche des geistlichen Fanatismus zu verbieten und zu bestrafen; den Besuch der Universität Wittenberg, wo damals eine maßlose lutherische Orthodoxie gelehrt wurde, verbot er allen seinen Unterthanen. Als ein schönes Ziel erschien ihm stets die gänzliche oder doch möglichst weitgehende Vereinigung der beiden protestantischen Bekenntnisse; aber die Zeloten jener Zeit brandmarkten alle Versuche zur Friedensstiftung als „Synkretismus“ und gottlose Religionsmengerei. Die Religionsgespräche, die er anordnete, führten zu keiner innerlichen Einigung, doch hielt des Kurfürsten strenges Wort die geistlichen

16. Sept. 1664. Eiferer einigermaßen in Schranken. Eine kurfürstliche Verordnung, welche das gegenseitige Schmähen und Verlästern von den Kanzeln verbot, vor absurden und boshaften Consequenzen aus den Lehren der Gegner warnte, den Streit über die Gnadenwahl insbesondere untersagte, die Taufe ohne Exorcismus gestattete, wurde allen Pfarrern der Mark zur Unterschrift vorgelegt, erregte aber unter der lutherischen Geistlichkeit laute Klagen über Gewissenszwang und Glaubensdruck. Gleichwohl unterzeichneten die meisten den Revers aus Furcht ihr Amt zu verlieren. Einzelne, die es aus Gewissensbedenken weigerten, wie der geistliche Liederdichter Paul Gerhard und der fanatische Archidiaconus Reinhardt in Berlin, wurden wirklich ihres Amtes entsetzt, ein Schritt, der dem Kurfürsten, trotzdem er sich alle Mühe gab den berühmten Kirchendichter zu halten, und bald auch den Zwang der Reverse aufhob, sehr verdacht wurde. — In die Zeit der katholischen Conversionen während der letzten Regierungsjahre des großen Kurfürsten fällt auch die Abfassung der „Lehnin'schen Weissagung“ über das Haus Hohenzollern und die Mark Brandenburg, Wünsche eines ultramontanen Gemüthes als Prophezeiungen ausgesprochen, aus der Vergangenheit die Zukunft deutend. Die neueste Forschung glaubt in dem bisher unbekannten Verfasser nicht einen Mönch des dreizehnten Jahrhunderts, sondern den im Jahr 1668 zum Katholicismus übergetretenen und nach Prag ausgewanderten Berliner Consistorialrath Andreas Fromm zu finden.

2 Die nordischen Kriege der fünfziger Jahre.

a. Der polnische Krieg.

Ausbruch des schwed.-poln. Kriegs. Mit Karl X. Gustav von Pfalz-Zweibrücken, der mit Leib und Seele dem Waffenhandwerk ergeben war, schlug Schweden die einige Jahre unterbrochene kriegrische Bahn wieder ein und erfüllte bald aufs Neue den Norden mit

Schlachtenlärm und Blutvergießen. Die ſchwediſche Kriegsluſt war durch die langen Kämpfe in Deutſchland nicht erſchöpft; das kleine arme Land genügte nicht dem Drange dieſes aufſtrebenden Volkes und der pfälziſche König dachte ſeine junge Krone am beſten durch neuen Kriegsruhm, neue Beute und Eroberung zu ſichern. Da bot ſich ihm ein günſtiges Feld in Polen. Der Waffenſtillſtand von Stuhmsdorf (XI, 979) hatte den langen Hader zwiſchen den beiden Nationen nur zeitweilig zur Ruhe gebracht und mehrmals war man auch unter der Regierung Chriſtinens unmittelbar vor dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten geſtanden. König Johann Caſimir, der letzte Waſa auf dem polniſchen Thron, weigerte dem neuen ſchwediſchen König die Anerkennung, ſei es weil er wirklich durch den Uebergang der Krone an ein anderes Haus ſeine Erbrechte verletzt glaubte, ſei es weil er durch Erneuerung ſeiner Anſprüche eine hohe Abfindung erlangen zu können hoffte. Karl X. aber war dieſer Anlaß nur erwünſcht, ſeiner und ſeines Volkes Kriegsluſt genug zu thun und unter einer ehrenvollen Fahne einen neuen Eroberungszug anzutreten; der ſchwache König Johann Caſimir und das parteizerriſſene polniſche Reich ſchienen kein allzu gefährlicher Gegner, zumal die Koſacken und Ruſſen gleichzeitig mit Polen im Krieg lagen.

Friedrich Wilhelms Haltung.

Es galt dem Schweden vor Allem, den Kurfürſten von Brandenburg in ſein Intereſſe zu ziehen, und Friedrich Wilhelm zeigte bei den Unterhandlungen über ein Bündniß die ganze Gewandtheit und Verſchlagenheit, die ihn als Meiſter des diplomatiſchen Ränkeſpiels in ganz Europa berühmt machte. Mit Schweden konnte die brandenburgiſche Politik nur unter ſchwerer Ueberwindung Hand in Hand gehen; der Verluſt der beſſeren Hälfte Pommerns verſchmerzte ſich nicht leicht und fortwährende Grenzſtreitigkeiten ſteigerten die Spannung. Auf der andern Seite aber winkte dem Kurfürſten als lockender Preis des ſchwediſchen Bündniſſes die Befreiung von der polniſchen Lehnsherrſchaft. Freilich konnten die durch neue Siege berauſchten Schweden unter einem kräftigen eroberungsluſtigen König für Brandenburg noch weit gefährlicher werden als das in ſtarkem Rückgang begriffene polniſche Reich. War doch die traditionelle ſchwediſche Politik auf die Herrſchaft der geſammten Oſtſeeküſten gerichtet; ſie würde nach der Niederwerfung Polens ſchwerlich vor den kurfürſtlichen Grenzen ſtille geſtanden haben. Dieſe Erwägungen und Befürchtungen durchkreuzten den Geiſt Friedrich Wilhelms und ließen ihm am gerathenſten erſcheinen, die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten, eine vorſichtige Haltung zwiſchen den beiden Mächten einzunehmen und ſchließlich die Entſcheidung ſo gut wie möglich zu ſeinem Vortheil auszunützen. Die Unterhandlungen mit dem Schwedenkönig hielt er durch die mannichfachſten Ausflüchte und übertriebene Entſchädigungsanſprüche hin und ließ ſich zu gleicher Zeit von Polen um ſeine Vermittelung angehen.

Unterwerfung Polens.

Ehe noch der Kurfürſt aus ſeiner Zurückhaltung herausgetreten war, brach der ſchwediſche Feldmarſchall Wittenberg von Stettin auf und zog durch das brandenburgiſche Gebiet gegen Großpolen. Faſt ohne Widerſtand unterwarf ſich das Land; ein ſtarkes polniſches Adelsheer unter den Palatinen Opalinski und Gruſinski hatte ſich an der Netze gelagert, ergab ſich aber ohne Schwertſtreich und überlieferte die Palatinate Poſen und Kaliſch dem ſchwediſchen Schutze.

Juli 1655.

30. Aug. 1655. Nach wenigen Wochen konnte Karl X., der mit einem neuen Heere dem Feldmarschall nachgefolgt war, in Warschau einziehen; bald ergab sich auch Krakau; Okt. der König Johann Casimir flüchtete nach Oppeln, das ihm vom Kaiser verpfändet war; die Starosten, die Edelleute, die Truppen huldigten dem neuen Herrn; ein Heer von 11,000 Mann unter Potocki, das Krakau entsetzen wollte, streckte die Waffen; die „Quartianer", die stehenden Truppen (sogenannt von dem vierten Theil der Kroneinkünfte, zu dem ihr Unterhalt veranschlagt war) verstärkten die schwedische Macht. Ein zweites Heer unter Magnus de la Gardie war zu gleicher Zeit von Livland aus in Litthauen eingefallen; allein hier hatten die Russen, welche die günstige Gelegenheit zur Gebietserweiterung sich nicht entgehen ließen, bereits siegreiche Fortschritte gemacht und Wilna erobert, zum nicht geringen Verdruß der Schweden, die von dem Umsichgreifen der moskovitischen Macht Gefahr für ihre Besitzungen an der Ostsee fürchteten; denn schon richteten die Russen ihr Auge auf diese für eine europäische Stellung und für den Handelsverkehr so überaus wichtigen Seegegenden. Doch aber wagten die Schweden noch nicht, sich mit diesem zweifelhaften Bundesgenossen zu überwerfen. Fast gleichzeitig mit Karl X. langten russische Truppen in unmittelbarster Nähe von Warschau an. Nach einem Feldzug von wenigen Wochen, fast ohne Widerstand schien das polnische Reich vernichtet und aufgelöst, und man konnte schon die Frage aufwerfen, ob der kühne Schwedenkönig die polnische Krone an sich zu nehmen oder nur die besten Landestheile an der Ostsee sich anzueignen und den Rest an befreundete Fürsten und Mächte zu vertheilen gedenke. Die stolzesten Pläne erfüllten seinen hochstrebenden Geist; allein die glänzenden Erfolge ruhten auf schwacher Grundlage.

Der Königsberger Vertrag. Durch den unerwartet raschen Siegeszug des Schwedenkönigs gerieth der Kurfürst von Brandenburg in nicht geringe Verlegenheit; er stimmte jetzt seine Forderungen wesentlich herab, aber auch Karl Gustav seine Anerbietungen. Die Unterhandlungen wurden schließlich ganz abgebrochen; der Kurfürst betrieb seine Rüstungen mit größter Anstrengung, rückte in das polnische Preußen ein und bewog die dortigen Stände, sich mit ihm zur Landesvertheidigung zu verbünden; in Großpolen, Litthauen, Masovien zeigte man Neigung, sich unter brandenburgischem Schutz von der schwedischen Herrschaft loszumachen. Um der Gefahr im Rücken zu begegnen, wandte sich der Schwedenkönig ebenfalls in das polnische Preußen und begann die Feindseligkeiten gegen die Brandenburger. Die Städte Thorn, Elbing u. a. ergaben sich nach der Reihe der überlegenen schwedischen Heeresmacht; nur Danzig leistete kräftigen und erfolgreichen Widerstand. Die brandenburgischen Truppen wichen überall zurück; bald überschritt der rasche Schwedenkönig die Grenze des herzoglichen Preußens und stand in den letzten Tagen des Jahres wenige Stunden vor Königsberg. Der Kurfürst hatte sich verrechnet und mußte jetzt eine Uebereinkunft schließen, die gegen seine früheren Forderungen ungünstig genug abstach. In dem Königsberger Vertrag erkannte er für das Herzogthum Preußen die schwedische Lehnsherrlichkeit an, verpflichtete sich, den Schweden 1500 Mann zu stellen, freien Durchzug, den Gebrauch der Seehäfen und einen Antheil an den Seezöllen zu gestatten, das polnische Preußen vollständig zu räumen; dafür erhielt

Nov. Dezbr. 1655.

Dezbr.

17. Jan. 1656.

er das Bisthum Ermland als ſchwediſches Lehn, die Räumung ſeines Gebiets und Verzicht auf die früher an Polen geleiſtete Jahresſumme.

Karl X. ſtand auf dem Gipfel ſeiner Größe, aber der Boden wankte unter ſeinen Füßen. Nirgends hatten die Schweden eine feſte Stütze, auch nicht an ihrem neuen Vaſſallen, dem Kurfürſten, der nothgedrungen den Vertrag eingegangen war. Noch unzuverläſſigere Bundesgenoſſen waren die Ruſſen, die ſich durch die ſchwediſchen Siege in ihren eigenen Eroberungen gehemmt ſahen; ſchon kam es zwiſchen beiden in Litthauen zu Feindſeligkeiten. Von den entfernteren Mächten waren ganz beſonders Holland und der Kaiſer der aufſtrebenden ſchwediſchen Macht gram. Die Frucht der ſchwediſchen Siege konnte nur die vollſtändige Beſitzergreifung der Oſtſee ſein; vom Oſtſeehandel aber zog Holland ein viertel ſeiner Einkünfte und die Republik konnte daher dem Beſtreben, jenes Meer zu einem ſchwediſchen Binnenſee zu machen, nur mit größter Beſorgniß zuſehen; die Generalſtaaten ermunterten alle Feinde Schwedens zum Widerſtand und ſandten ſelbſt Schiffe aus, um die Feindſeligkeiten zu eröffnen. Der Bund Schwedens mit England, dem Rivalen Hollands im See- und Handelsverkehr, brachte nicht viel praktiſche Vortheile. Auf der andern Seite blickte der Kaiſer mit Beſorgniß und Mißtrauen auf die ſchwediſchen Fortſchritte; mußte man doch fürchten, Karl X. werde den deutſchen Eroberungszug Guſtav Adolfs erneuern, noch feſteren Fuß im Reiche faſſen und das proteſtantiſche Uebergewicht verſtärken; der alte Haß gegen die Macht, welche die habsburgiſchen Weltherrſchaftspläne vor Kurzem zu Fall gebracht, regte ſich aufs Neue. Auch der König von Dänemark, der einen Anfall von ſchwediſcher Seite längſt befürchtete und fortwährend vor Augen ſah, machte ſtarke Rüſtungen. Kurz, es gab Feinde ringsum.

Stellung des ſchwed. Königs zu den europ. Mächten.

Wie mit einem Zauberſchlage waren die ſchwediſchen Waffen von Sieg zu Sieg geeilt. Aber in Polen erholte man ſich, als König Karl nordwärts gezogen, ebenſo raſch von dem lähmenden Schrecken. Bei dem Adel, der in ſeiner Selbſtſucht, Erſchlaffung und Parteileidenſchaft den Schweden keinen Widerſtand entgegengeſetzt, ja mit König Karl conſpiratoriſche Unterhandlungen geführt hatte, kehrte doch die Scham ein, daß man das große Reich einer ſolchen Handvoll fremder Soldaten preisgegeben, und zudem laſtete der ſchwediſche Druck ſchwer auf dem Lande. Die Aufreizungen der katholiſchen Geiſtlichkeit entflammten das gläubige Volk gegen den proteſtantiſchen König. Es gab ſich noch einmal ein nationaler Aufſchwung kund. Eine Anzahl Magnaten, unter Führung der Palatine Stanislaus Potocki und Lankoranski ſchloſſen eine Conföderation zu Tyskiewiez und forderten den in Schleſien weilenden König auf, in ihrer Mitte zu erſcheinen. Bald war auf den Ruf des hohen Adels der Aufſtand in Polen und Litthauen allgemein; die polniſchen Regimenter, welche ſich unter die Fahne des Eroberers geſtellt, fielen ab; die Erfolge der ſchwediſchen Waffen ſchienen ebenſo raſch zerronnen, wie ſie erfochten waren. Vergeblich waren die Ver-

Die Erhebung Polens. 1656.

7. Jan. 1656.

ſprechungen des Schwedenkönigs, jeden Bauer, der einen aufſtändiſchen Edelmann todt oder lebendig einliefern würde, von der Leibeigenſchaft befreien und mit der Nutznießung der erledigten Adelsgüter beleihen zu wollen.

Karl X. war jedoch nicht der Mann, vor einer plötzlichen Gefahr zu verzagen. Alsbald rückte er wieder in das Herz von Polen vor, unter fortwährenden Kämpfen mit
Febr. 1656. den Heerhaufen der Aufſtändiſchen. Bei Golomb wurde der tapfere Czarnecki geſchlagen. In bitterer Winterkälte, unter unerhörten Mühſeligkeiten drangen die Schweden noch einmal bis Jaroslaw vor. Allein täglich verſtärkte ſich die Uebermacht, mit der die polniſchen Feldherrn Czarnecki, Konteepolski, Lubomirski u. a. das kleine ſchwediſche Heer zu erdrücken drohten. Einer offenen Schlacht wichen die Polen aus, indem ſie es der Noth des Landes, den Beſchwerden in den unwegſamen Gegenden, dem Hunger und dem fortgeſetzten kleinen Bandenkrieg überließen, die Feinde aufzureiben. Karl X.
März. mußte unter dieſen Umſtänden den Rückzug gen Warſchau antreten, von Czarnecki und den Litthauern des Fürſten Sapieha fortwährend beunruhigt. Zwiſchen den Flüſſen Weichſel und San eingeſchloſſen, gerieth das ſchwediſche Heer in große Gefahr und mußte ſich durch eine außerordentlich kühne That, den Uebergang über den Fluß auf einer nur zur Hälfte vollendeten Brücke, mit nur drei Booten, unter den Augen des
April. Feindes, den Weg nach der Hauptſtadt bahnen. In demſelben Monat noch erlitt Czarnecki eine neue Niederlage bei Gneſen.

Vertrag von Marienburg.

Allein die Schweden waren durch die letzten Ereigniſſe doch furchtbar gelichtet worden und vermochten kaum mehr, ſich in dem feindlichen Lande aufrechtzuhalten. Eine engere Verbindung mit Brandenburg ſchien die einzige Rettung. Der König begab ſich jetzt ſelbſt wieder nach Preußen, theils um die Belagerung von Danzig kräftiger zu betreiben, theils um die Verhandlungen mit Brandenburg abzuſchließen. Der Kurfürſt, der den Königsberger Vertrag ſchmerzlich empfand, gerieth aufs Neue ins Schwanken und überlegte, auf welcher Seite ſein Intereſſe am beſten gewahrt ſei. Am liebſten wäre er parteilos geblieben, wenigſtens ſo lange, bis ſich die Entſcheidung abſehen ließ; er wollte keinen der beiden Rivalen auf Koſten des andern allzu mächtig werden laſſen. Die Neutralität war aber nicht möglich, und Polen ſchon jetzt auf den Kurfürſten wegen ſeiner bisherigen Haltung außerordentlich erbittert. Als daher Karl X. in ſeiner gefährlichen Lage den Kurfürſten beſtürmte, eine bewaffnete Allianz einzugehen, und ihm reichen Lohn nach der Niederwerfung des polniſchen Reiches
25. Juni 1656. verſprach, kam endlich der Bund von Marienburg zu Stande. Der Kurfürſt verpflichtete ſich, 4000 Mann zu dem König ſtoßen zu laſſen; dafür wurden ihm als Erſatz der Kriegskoſten vier großpolniſche Palatinate (Poſen, Kaliſch u. a.) mit voller Landeshoheit zugeſagt und der Lehnsvertrag in einzelnen Punkten erleichtert.

Schlacht bei Warſchau.

Wenige Tage nach dem Abſchluß dieſes Vertrags mußten die Schweden
1. Juli. nach tapferſter Vertheidigung die Stadt Warſchau räumen. Hier zog ſich nun die Entſcheidung zuſammen. Bei der Mündung des Bug in die Weichſel vereinigte ſich der Kurfürſt mit dem ſchwediſchen Heer; unter ihm befehligte der Graf Georg Friedrich von Waldeck die Reiterei, der Generalfeldzeugmeiſter von Sparr

das Fußvolk und Geſchütz. Das brandenburgiſche Heer war weit größer als ausbedungen; mit den Schweden vereinigt mochte es 25,000, das polniſche mit den litthauiſchen Truppen unter Gonſiewski 40,000 Mann zählen. An den Ufern der Weichſel in unmittelbarer Nähe der Hauptſtadt Warſchau entſpann ſich nun eine gewaltige dreitägige Schlacht, die mit der völligen Niederlage und wirren Flucht des polniſchen Heeres endete. Die zähe Tapferkeit der Schweden und Brandenburger und die geſchickten taktiſchen Anordnungen entſchieden das Schickſal des Tages. Ohne Widerſtand konnten die Sieger in Warſchau einziehen und ſich an der reichen Beute erholen. 28—30. Juli 1656.

Allein zur weiteren Verfolgung des Sieges, zur ſchonungsloſen Niederwerfung Polens wollte der Kurfürſt die Hand nicht bieten; er fürchtete von der ſchwediſchen Uebermacht für ſeine eigene Sicherheit und wollte ſich die Ausſöhnung mit Polen nicht gänzlich abſchneiden; ein gewiſſes Gleichgewicht der beiden Mächte herzuſtellen oder zu erhalten, war ſtets das Ziel ſeiner Politik. Er ſuchte jetzt den Frieden zu vermitteln, trennte ſein Heer von dem ſchwediſchen und kehrte nach Preußen zurück, wo der Einfall litthauiſcher und tatariſcher Schwärme und ihr grauenhaftes Wüthen ſeine Anweſenheit dringend erforderte. Das brachte Karl X. um die beſte Frucht ſeines Sieges. Das polniſche Heer erholte ſich bald wieder von der Niederlage; der Adel conföderirte ſich aufs Neue; da und dort erlitten die Schweden Verluſte und ihre Lage in dem feindlichen Lande wurde mit jedem Tag ſchwieriger. Vom Kaiſer, von Holland kam Aufmunterung zum weiteren Krieg und Zuſage von Unterſtützung; das Verhältniß zu Rußland nahm eine für Schweden ſehr bedrohliche Wendung; die franzöſiſche Friedensvermittelung wurde trotz aller Niederlagen von den Polen zurückgewieſen, bevor die Schweden alle Eroberungen geräumt hätten; Dänemark rüſtete längſt zum Kriege. König Johann Kaſimir konnte wieder in Warſchau einziehen und erſchien bald in Danzig, das die ganze Zeit über von einer holländiſchen Flotte unterſtützt, trotz gütlicher Anträge und feindlicher Verſuche treu bei Polen ausgehalten hatte; am Lyck wurde eine brandenburgiſch-ſchwediſche Truppenabtheilung unter dem Grafen von Waldeck von einem großen litthauiſchen Heere unter Gonſiewski geſchlagen. Der Sieg bei Warſchau bleibt ohne Frucht. Oktbr.

In dieſer gefahrvollen Lage ſah ſich Karl X. genöthigt, die weitgehendſten Anforderungen des Kurfürſten zu befriedigen, um ihn bei dem Bündniß feſtzuhalten. Es kam jetzt der Vertrag von Labiau zu Stande, der den Königsberger Lehnsvertrag aufhob und den Kurfürſten und ſeine männlichen Nachkommen als ſouveräne Herzoge von Preußen anerkannte, wogegen dieſer den Schweden ſeinen Beiſtand zur Behauptung Weſtpreußens ſicherte und ſich ihnen zur gemeinſamen Vertheidigung ihrer Länder verbindlich machte. Allein auch jetzt wurde der Kurfürſt kein zuverläſſiger Bundesgenoſſe, begann vielmehr alsbald, in der Ueberzeugung, daß der Schwedenkönig ſich gegen die von verſchiedenen Seiten heraufziehenden Gefahren doch nicht werde behaupten können, mit Polen zu unterhandeln. Vertrag von Labiau. 20. Nov. 1656.

Um dieſe Zeit gelang es dem diplomatiſch und militäriſch gleich gewandten König Karl X., den Fürſten von Siebenbürgen, Georg Rakoczy, der nach der Krone der Jagellonen oder doch wenigſtens einem Stück des Landes lüſtern war, und den Hetman der Koſaken zu einem Heereszug gegen Polen zu bewegen, während gleichzeitig Kaiſer Der Feldzug des Fürſten Rakoczy. Jan. 1657.

Ferdinand III., dem die polnische Thronfolge für einen jüngeren Prinzen seines Hauses
1. Decbr. 1656. in Aussicht gestellt war, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Johann Kasimir abschloß und die Versöhnung mit Brandenburg eifrig betrieb. Der Feldzug des unfähigen Siebenbürgers, der sich eine mühelose Besitzergreifung des Landes versprochen, hatte wenig Erfolg. Sein Heer, wohl 60,000 Mann stark, bestand aus buntgemischten Schaaren, Ungarn, Kosaken, Walachen u. a., und war ohne alle Disciplin und Kriegstüchtigkeit. Zwar
Mai 1657. gelang die Vereinigung mit König Karl und die Eroberung der wichtigen Festung Brzesk; allein dann ging der ganze Feldzug in nutzlose und aufreibende Märsche über. Zu dem kam jetzt die Nachricht, daß die Dänen die Feindseligkeiten gegen die deutschen Besitzungen Schwedens eröffnet hatten, und rief den König Karl auf einen andern Kriegsschauplatz. Er ließ jedoch einen Theil seines Heeres unter General Stenbock bei dem Siebenbürger, der
Juni. mit dieser Hülfe auf kurze Zeit Warschau noch einmal besetzte. Allein seit dem Abzug des Schwedenkönigs fühlte sich Rakoczy rathlos und verlassen, und als nun auch die Oesterreicher in Polen einbrachen, gab er alles Vertrauen auf; sein Heer lief fast auseinander und war zum Kriege gar nicht zu gebrauchen; er folgte den Kosaken nach Volhynien und ging, von diesen zweifelhaften Bundesgenossen im Stich gelassen, in der äußersten Bedrängniß einen schimpflichen und nachtheiligen Frieden mit den Polen ein; an Ehre und Macht geschwächt, kehrte er dann in sein Land zurück (S. 438).

Vertrag von Wehlau. Zu dem Abzug des siebenbürgischen Fürsten trug das Auftreten eines neuen Feindes, der Oesterreicher unter Montecuccoli und Hatzfeld, auf dem polnischen Kriegsschauplatz wesentlich bei. Die Kaiserlichen erzwangen die Uebergabe von
Aug. 1657. Krakau von dem schwedischen Commandanten Würtz, der die entlegene Stadt so lange tapfer gehütet; allein gegen die österreichische Hülfe hegte der polnische König tiefes Mißtrauen und die Bundesgenossen waren von vornherein eifersüchtig und uneinig. Johann Kasimir war nach den vielen Drangsalen der letzten Zeit friedensbedürftig und suchte sich eine kräftige Stütze für den Fall des wiederauflebenden schwedischen Kriegsglücks zu verschaffen. Die Sicherheit gegen einen neuen Anfall von schwedischer Seite lag für Polen in erster Linie in einer Aussöhnung mit dem Kurfürsten von Brandenburg, der seinerseits in dem gewaltigen Ansturm von Polen, Dänen, Oesterreichern und Russen gegen die schwedische Macht seine Interessen am besten in einem Bund mit den Alliirten gewahrt glaubte. So
19. Sept. 1657. kam denn endlich zu Wehlau der polnisch-brandenburgische Friedensvertrag zu Stande. Gegen Rückgabe aller polnischen Eroberungen erhielt Friedrich Wilhelm das Herzogthum Preußen in voller erblicher Souveränetät, mit dem Rückfall an Polen beim Aussterben seiner männlichen Nachkommenschaft. Zugleich schlossen beide Theile einen Vertheidigungsbund gegen Schweden auf die Dauer des Kriegs, mit Festsetzung der einander zu gewährenden Hülfsmannschaften. Einige Wochen später kamen die beiden Fürsten in Bromberg zusammen und erneuerten den Vertrag, wobei der Kurfürst noch die beiden Herrschaften Lauenburg und Bütow an der pommerisch-preußischen Grenze und die, jedoch noch von den Schweden besetzte Stadt Elbing erwarb. König Karl X., damals im siegreichen Vordringen in Dänemark begriffen, war über den Abfall des Kurfürsten sehr erbittert, obwohl nach der treulosen Staatskunst der Zeit das Geschehene lange verheimlicht

und die trügeriſchen Unterhandlungen fortgeſetzt wurden. Mit gutem Grunde durfte ſich der Kurfürſt der ernſteſten Rache von Seiten der Schweden verſehen und ſetzte ſich nicht nur ſelbſt in Vertheidigungsſtand, ſondern war auch erfolgreich bemüht, einen umfaſſenden Waffenbund gegen Schweden zu bilden. Er ſchloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit Dänemark und mit Oeſterreich. Allein das Mißtrauen und die Rivalität der Mächte, die Hinterhaltigkeit und Unehrlichkeit der Politik jener Tage ſtanden einer energiſchen gemeinſamen Action im Wege. 10. Nov. 1657. 9. Febr. 1658.

Der Vertrag von Wehlau war ein Ereigniß von weitreichender hiſtoriſcher Beziehung. „Die große deutſche Colonie im Oſten“ ſagt Ranke „deren Gründung den lange fortgeſetzten Anſtrengungen der deutſchen Nation zu verdanken war, wurde dadurch in ihre urſprüngliche Unabhängigkeit von den benachbarten Mächten hergeſtellt, wenigſtens in ſoweit als ſie den Kurfürſten von Brandenburg Herzog von Preußen als ihr Haupt anerkannte. Und was lag nicht alles für dieſen Fürſten ſelbſt und für ſein Haus in dem Ereigniß. In der Mitte der großen Reiche, die ihnen bisher ihren Willen auflegten und eine eigenthümliche Politik nach eigenem Intereſſe doch in der That verhinderten, erſcheinen der Fürſt und das Land als ihnen ebenbürtig und gleichberechtigt, als nur von ſich ſelbſt abhängig. Es war das Werk eines geſchickten Steuermanns, der in dem politiſchen Sturm, der ſich um ihn her erhob, die Richtung ſeiner Fahrt mehr als einmal verändert und zuletzt glücklich in den ſichern Hafen gelangt. Für die Bildung des Staates iſt die Erwerbung inſofern unſchätzbar, als ſie den Kurfürſten aller Rückſicht auf die Politik von Polen entledigte: er konnte fortan ſeinen eigenen Geſichtspunkten folgen.“

Der Fortgang der ſchwediſchen Unternehmungen in Polen nach der Schlacht bei Warſchau wurde weſentlich durch den gleichzeitigen Ausbruch des ruſſiſchen Krieges gehemmt. Zaar Alexei, Sohn und Nachfolger Michaels Feodorowitſch (XI. 900) benutzte die Zerrüttung des Polenreichs, um ſich des größten Theils von Litthauen und Volhynien zu bemächtigen. Konnte er Anfangs als ein Verbündeter des Schwedenkönigs betrachtet werden, ſo ſah ſich doch jeder der beiden durch die Fortſchritte des andern in ſeinen Abſichten und Beſtrebungen durchkreuzt; Mißtrauen, Eiferſucht, da und dort offene Feindſeligkeiten konnten nicht ausbleiben. Die aufſtrebende moscovitiſche Macht hatte längſt die ſchwediſchen Oſtſeeprovinzen mit begehrlichen Blicken betrachtet; war es doch der einzige Punkt, von dem aus Rußland in den europäiſchen Verkehr eintreten konnte, eine Poſition von entſcheidender Wichtigkeit für die Zukunft des jungen Reiches. Die gefährliche Lage des von ſo vielen Seiten bedrohten Schwedenkönigs eröffnete für den Zaaren lockende Ausſichten. Die ſchwediſchen Oſtſeeprovinzen waren in der traurigſten Verfaſſung; die beſten Streitkräfte zog der poniſche Krieg an; die Feſtungen waren verfallen; an Geld, an Waffen und Proviant war der äußerſte Mangel; die Einwohner griechiſchen Bekenntniſſes ſtanden mit ihren Sympathien offen auf Seiten der Ruſſen. Als die Moskowiter die Grenze von Ingermanland überſchritten, fanden ſie geringen Widerſtand; kaum daß die feſten Plätze von den ſchwachen Garniſonen gehalten werden konnten. Dann führte der Zaar ſelbſt ein gewaltiges Heer, das auf 100,000 Mann angegeben wurde, gegen Livland. Neuhaus, Dünaburg, Kockenhuſen mußten den ſtürmenden Ruſſen die Thore öffnen. Die Wuth und Grauſamkeit, womit die damals noch gänzlich rohen und zuchtloſen Ruſſen die Landſchaften heimſuchten, erregte ſelbſt in jener an Kriegsleiden aller Art gewöhnten Zeit Entſetzen und Grauen. Bald langten die wilden Horden vor Riga an. Hier brach ſich freilich ihr Ungeſtüm, denn im Belagerungsweſen, überhaupt in der Kunſt der Kriegsführung hatten ſie noch äußerſt wenig Erfahrung. Nach ſechswöchiger Belagerung ſahen ſie ſich zum Abzug Ruſſiſch-ſchwediſcher Krieg. 1656—1658. Juni 1656. Auguſt.

Oktbr. 1656. genöthigt. Dafür gelang es ihnen, sich Dorpats durch Kapitulation zu bemächtigen, wo wenige hundert Mann zehn Wochen lang 18,000 Feinden getrotzt hatten, und sich hier einen Stützpunkt für weitere verheerende Streifzüge zu schaffen. Dafür rächten sich dann die Schweden unter Magnus Gabriel de la Gardie durch Einfälle in russisches Gebiet; die Litthauer unter Gonsiewski ergossen sich ihrerseits über Livland und versuchten sich ebenfalls vergeblich an Riga; das ganze Jahr 1657 und bis ins Jahr 1658 hinein währte in jenen Gegenden das entsetzliche Kriegsschauspiel, ohne irgend eine entscheidende und großartige Waffenthat. Den Russen ward endlich, im Rücken von den Tataren bedroht, die Beendigung des Kriegs wünschenswerth; daher kam ein dreijähriger Waffenstillstand zum Abschluß, dem zufolge Jeder im einstweiligen Besitze dessen blieb, was er in Händen hatte. Im dritten Jahre darauf wurde der definitive Frieden von Kardis geschlossen, worin die Russen ihre Eroberungen in Liv- und Esthland herausgaben.

Decbr. 1658.

21. Juni 1661.

b Die dänischen Kriege.

Schwedens erster dänischer Krieg. 1657. 1658. Veranlassung.

Als Karl X. mit dem Fürsten von Siebenbürgen vereinigt tief in Polen stand, kam die Nachricht, daß der längst befürchtete Krieg mit Dänemark durch die Feindseligkeiten dieses Reiches eröffnet worden, und daß der vom inneren Polen bis Livland ausgedehnte Kriegsschauplatz jetzt auch auf die schwedischen Besitzungen in Deutschland erweitert sei. Die Unternehmungen in Polen mußten nun unterbrochen oder doch sehr eingeschränkt werden; denn die Gefahr an der Elbe und am Sund bedrohte Schwedens Macht aufs Unmittelbarste. Seit dem Frieden von Brömsebro (XI, 1004) lag dieser Krieg in der Luft; die Waffen zwischen den beiden Nachbarreichen hatten seitdem geruht, nicht aber die Eifersucht, das tiefe Mißtrauen in die Absichten des Gegners und der Argwohn gegen jede Machtvergrößerung des Rivalen. Die dänische Politik betrachtete mit steigender Besorgniß das Umsichgreifen der schwedischen Herrschaft, die sich an sämmtlichen Ostseeküsten festzusetzen und Dänemark von allen Seiten zu umklammern drohte. Wenn Schweden erst mit seinen polnischen Unternehmungen fertig geworden, glaubte man einen Angriff auf das scandinavische Nachbarreich mit Sicherheit erwarten zu müssen. Es schien rathsamer, dieser Gefahr zuvorzukommen, so lange der kriegslustige König Karl X. durch die Verwicklungen mit Polen und Rußland in Anspruch genommen und in seiner vollen Machtentfaltung gehemmt war. Das dänische Reich war freilich damals in arger Zerrüttung, die Königsmacht durch die Adelsoligarchie gebrochen, das Heer- und Finanzwesen in trostloser Verfassung. Allein auswärtige Bundesgenossen schienen zu ersetzen, was dem Reiche selbst an Kraft fehlte. Die Generalstaaten trugen trotz des neuen Handelsvertrags feindselige Gesinnung gegen Schweden; der Kaiser munterte zum Kriege an und stellte Hülfe in Aussicht; ein glücklicher Feldzug, so hoffte König Friedrich III., werde auch die gebrochene monarchische Macht in seinem Reiche kräftigen; die Stimmung in den neuerworbenen Landschaften Schwedens schien das Unternehmen zu befördern. Unter dem Einfluß dieser Aussichten und Hoffnungen wurde auf dem Reichstag zu Odense der

Beſchluß gefaßt, den alten Krieg zu erneuern und ſich in das unbeſonnene Wag- Febr. 1657.
niß zu ſtürzen, welches das Reich an den Rand des Abgrundes bringen ſollte.

Die Vorwände des Kriegs waren ziemlich unbegründet; die Beſchwerden betrafen den Schutz, den der verbannte däniſche Graf Korfiz Uhlefeld am ſchwediſchen Hofe für ſeine landesverrätheriſchen Umtriebe gefunden, die Vorenthaltung einiger ſtreitigen Stücke Landes, die Beeinträchtigung des Sundzolls durch Anlegung neuer Zölle und Einſchmuggelung fremder Waaren unter ſchwediſcher Flagge und dergl. Die beſte Entſchuldigung des unüberlegten Vorgehens lag darin, daß man einen über kurz oder lang doch unvermeidlichen Krieg bei Benutzung der jetzigen Bedrängniſſe des Gegners unter den günſtigſten Auſpicien beginne.

Der Angriff begann zugleich von verſchiedenen Seiten. Eine däniſche Flotte Ausbruch des Kriegs. Karls X. Siegeszug. Juni 1657.
blockirte Gothenburg und andere ſchwediſche Häfen, um den Handel zu ſperren; gleichzeitig rückten däniſche Heere in Halland und in Bremen ein. In Schweden war man keineswegs überraſcht und hatte die Vertheidigungsanſtalten nicht vernachläßigt; der Reichsdroſt Graf Brahe organiſirte die Gegenwehr und rief die Bauernſchaften unter Waffen; Stenbock, ein trefflicher Feldherr, kam aus dem Polenkriege heran und leitete die Operationen in Halland und Schonen; gleichwohl hatten die Dänen auf dieſem Theil des Kriegstheaters das Uebergewicht, und auch von Norwegen aus machten ſie in den Herbſtmonaten ſiegreiche Fortſchritte in Jemtland und Herjedalen. Allein die Entſcheidung mußte ſich jenſeits des Meeres vollziehen. Der König Karl X. hatte bei der erſten Nachricht von den däniſchen Feindſeligkeiten den unfruchtbaren polniſchen Krieg im Stich gelaſſen; ſein kühner Muth wurde auch durch die neue Gefahr nicht niedergebeugt. Mit wenigen tauſend Mann Kerntruppen zog er in Eilmärſchen nordwärts und ſtand bald an der holſteiniſchen Grenze. Während General Wrangel die Feinde Juli 1657.
aus dem Bremiſchen jagte, unterwarf der König ſelbſt faſt ohne Schwertſtreich Auguſt.
ganz Holſtein, Schleswig und Jütland; ein Feldzug von wenigen Wochen genügte, um die Ueberlegenheit der ſchwediſchen Waffen aufs Neue darzuthun. Beſtürzung und Schreck bemächtigte ſich aller Gemüther. Auch die ſtarke Feſtung Fridericia wurde mit ſtürmender Hand genommen, eine außerordentlich kühne Waffenthat. Der Kern des däniſchen Reichs aber war nicht das Feſtland, ſondern die Inſeln. Den Feind hier, in ſeinem Herzen zu treffen, war das kühne Ziel des raſtloſen Schwedenkönigs; es drängte ihn um ſo mehr, eine Entſcheidung herbeizuführen, als die Gefahr von Seiten der verbündeten Polen, Oeſterreicher und Brandenburger mit jedem Tage wuchs.

Mit dem Uebergang auf die Inſeln zu warten, bis die beſſere Jahreszeit Der Uebergang über den Belt.
die Schiffahrt geſtattete, ſchien dem raſchen Schwedenkönig zu langwierig; die Strenge des Winters gab ihm einen Plan von unerhörter Kühnheit ein. Ueber das Eis des kleinen Belt ſüdlich von Middelfart wurde in den letzten Tagen des Januar der Uebergang nach Fünen bewerkſtelligt, trotzdem vom gegenüberliegen- Jan. 1658
den Vorgebirg Ivernaes aus die Dänen ein heftiges Feuer eröffneten und unter zwei Schwadronen das Eis zuſammenbrach. Das däniſche Heer auf Fünen

wurde zersprengt und gefangen genommen. Es stand nun aber noch das schwierigere und gefährlichere Werk des Uebergangs nach Seeland, über den viel breiteren großen Belt bevor. Es war eine entscheidungsvolle Stunde, als der Entschluß gefaßt wurde, auch dieses Wagniß zu bestehen. Die Vorsichtigen warnten vor der Schwäche und den Lücken des Eises, vor dem Thauwind, der mit strengerer Kälte abwechselte. Mit sorgenvollem Sinn erwog der König die Möglichkeit, mit dem ganzen Heere in den Fluthen begraben, oder auf einer der Inseln abgeschnitten zu werden; viele warnende Stimmen erhoben sich gegen das tollkühne Unternehmen, dessen gleichen die Kriegsgeschichte nicht kennt. Und doch wurde das Wagniß ausgeführt. Nicht der nähere, aber ununterbrochen über das Wasser führende Weg von Nyborg nach Corsoer wurde gewählt, sondern der weitere über die Inseln Langeland, Laaland, Falster, zwischen denen die Meeresstraßen minder breit sind. So zog denn eine ganze Armee, Reiterei, Fußvolk und Geschütz, über die mit einer leichten Eisdecke belegten Gewässer. „Es war etwas Erschreckliches", sagt ein zeitgenössischer Bericht, „während der Nacht über dieses zugefrorene Meer zu marschiren, wo das Trampeln der Pferde den Schnee geschmolzen hatte, so daß das Wasser wohl eine Elle hoch auf dem Eise stand und man jeden Augenblick fürchten mußte, irgendwo das Meer offen zu finden". Das beispiellos kühne Wagstück glückte; nach wenigen Tagen stand das Heer auf dem Boden von Seeland und bald dicht vor Kopenhagen, das von der Landseite äußerst mangelhaft befestigt war.

Anfang Februar 1658.

Friede von Roeskilde.

Jetzt gewannen die englischen und französischen Friedensvermittler Gehör. Dänemark konnte im Augenblick an Widerstand nicht mehr denken, und auch Karl X., dem die Uebermacht seiner andern Feinde schon lange Sorge machte, ergriff gerne den Frieden. So wurde denn zu Roeskilde (Rothschild) der Vertrag geschlossen, der Dänemark die schwersten Opfer auferlegte. Beide Mächte entsagten allen Bündnissen, welche zu des andern Schaden eingegangen waren, und verpflichteten sich, fremden feindlichen Flotten die Ostsee zu sperren. Schweden erhielt ferner durch Schonen, Blekingen, Halland, Drontheim, Bohuslän, die Insel Bornholm eine sehr bedeutende Gebietsvergrößerung und gelangte dadurch in den vollen Besitz seines eigenen Continents und eines Stückes von Norwegen; es wurde ein abgeschlossenes Ganze, durch die See und durch den norwegischen Gebirgsrücken von dem dänischen Reiche getrennt. Der verbannte dänische Edelmann Korfiz Ulfeld mußte in seine Güter und Rechte wieder eingesetzt werden. Die schwedische Macht stand in diesem Augenblick auf dem Gipfel ihres Glücks, und in ganz Europa bewunderte man den heldenmüthigen König, der aus Noth und Gefahr nur immer größer hervorging. Allein der Friede mit Dänemark trug von vornherein nur den Charakter eines Waffenstillstandes; die Verhandlungen über eine engere Allianz führten nicht zum Ziele.

28. Febr. 1658.

Der zweite dän. Krieg. 1658. 1659.

Der Friede von Roeskilde war von König Friedrich III. als ein Auskunftsmittel in der Noth ergriffen worden; die Opfer waren zu bedeutend, um so schnell verschmerzt werden zu können. Die Aussichten, daß sich in den großen kriegerischen Verwickelungen das Glück gegen Schweden wenden könne, waren zu lockend, als daß Dänemark nicht noch einmal die Entscheidung der Waffen hätte versuchen sollen. Die Holländer, welche die schwedische Uebermacht in der Ostsee fort-

während mit Beſorgniß betrachteten, reizten zu einem neuen Kriege an und ſtellten jetzt kräftigere Unterſtützung in Ausſicht; die Verbündeten im Oſten, Brandenburg, Polen, Oeſterreich, ſchickten ſich ebenfalls an, den Dänen zu Hülfe zu kommen. Auf der andern Seite dachte auch Karl X. jetzt mit ſeinen alten Gegnern abzurechnen nnd wollte nicht einen ſo zweideutigen Freund, wie Dänemark es dermalen war, im Rücken laſſen. Auf beiden Seiten ſah man die Erneuerung des Kriegs als eine Nothwendigkeit an. Der ſchwediſche König, gewohnt ſeine Entſchlüſſe raſch auszuführen und dem Gegner zuvorzukommen, griff zuerſt zum Schwert.

Als die Dänen ſich weigerten, Schiffe aufzuſtellen, um der holländiſchen Flotte den Eintritt in die Oſtſee zu verwehren, eröffnete der König die Feindſeligkeiten aufs Neue. Noch ſtanden von dem erſten Kriege ſchwediſche Beſatzungstruppen in Dänemark, als Karl X. wiederum an Seeland anlegte und nach wenigen Tagen vor Kopenhagen hielt. Aber die Hoffnung, durch die Schnelligkeit ſeines Angriffs die Stadt überrumpeln zu können, erwies ſich diesmal als eitel. Die Ausſicht, die Freiheit und Selbſtändigkeit des Vaterlandes zu verlieren und gänzlich in Schweden einverleibt zu werden, erzeugte einen patriatiſchen Aufſchwung, eine nationale Begeiſterung, dergleichen man lange in Dänemark nicht erlebt hatte. Die baufälligen Mauern und Befeſtigungen wurden mit größtem Eifer hergeſtellt, die Bürger, die Studenten traten unter Waffen. Angeſichts dieſer entſchloſſenen Haltung gab Karl den Gedanken, die Hauptſtadt mit ſtürmender Hand zu nehmen, auf und entſchloß ſich zur Belagerung, die jedoch keineswegs den gewünſchten Fortgang hatte. Zwar gelang es dem tapfern E. G. Wrangel, das feſte Kronenborg zur Uebergabe zu zwingen und ſich zum Herrn des Sundes zu machen, aber Kopenhagen widerſtand allen Angriffen und Belagerungsarbeiten, die unter Stenbocks Leitung unternommen wurden. Und doch hätte die Stadt, an vielen Stellen in Brand geſchoſſen und vom Hunger bedrängt, am Ende ſich ergeben müſſen: wenn nicht zur Rettung die holländiſche Flotte unter dem Admiral Opdam erſchienen und zugleich die Verbündeten im Anmarſch gegen Holſteln geweſen wären. Im Oreſund kam es zu einer heftigen Seeſchlacht; trotz der rühmlichen Haltung der ſchwediſchen Marine bahnte ſich die holländiſche Flotte den Weg nach Kopenhagen. So wurde die Hauptſtadt entſetzt und die Holländer und Dänen wurden Herren des Meeres.

Patriotiſcher Aufſchwung in Kopenhagen. Aug. 1658. Septbr. Oktbr.

Jetzt kamen auch die öſtlichen Alliirten dem bedrängten Dänemark zu Hülfe. Vereinigt mit kaiſerlichen und polniſchen Truppen unter Montecuccoli und Czarnecki zog der Kurfürſt Friedrich Wilhelm in das von den Schweden beſetzte Herzogthum Holſtein; unter ihm befehligten die Generale Sparr, Derfflinger und der aus ſchwediſchen in brandenburgiſche Dienſte getretene Fürſt Johann Georg von Anhalt-Deſſau. Mit überlegenen Streitkräften zogen die Verbündeten durch die Herzogthümer bis tief in Jütland hinein. Nicht nur in Dänemark erhob ſich der Widerſtand wieder kräftiger, auch allenthalben in den neuerworbenen Landſchaften regte ſich die Auflehnung gegen die ſchwediſche Herrſchaft. Drontheim mußte nach tapferſter Gegenwehr von der ſchwediſchen Garniſon geräumt werden, als ein däniſches Heer vor der Stadt erſchien und die Bürgerſchaft dem alten Herrn ſich anſchloß; auf der Inſel Bornhalm verjagten die Einwohner die ſchwediſche Beſatzung und kehrten unter die däniſche Hoheit zurück. Gleichzeitig wüthete in Pommern und Preußen der Krieg. Ein polniſch-kaiſerliches Heer lag lange Monate vor Thorn, bis endlich die Handvoll ſchwediſcher Beſatzungstruppen unter den ehrenvollſten Bedingungen ſich ergab. Das kühne Unternehmen, der Stadt Kopenhagen jetzt durch einen Sturm mit ungenügender Mannſchaft Herr zu werden, ſchlug

Die Verbündeten in Dänemark. Decbr. Decbr. 1658. Febr. 1659.

fehl. Es kam zu einem furchtbaren nächtlichen Kampf in den Gräben und Wällen; nach empfindlichem Verluste mußten die Schweden sich zurückziehen und verschanzten sich allenthalben auf den Inseln in festen Stellungen. Es schien um diese Zeit, als sollten die langen Unterhandlungen mit England, dem alten Rivalen Hollands, zum Ziele führen; es zeigte sich eine starke englische Flotte im Sund, um die Holländer zu beobachten und die Schweden knüpften daran die zuversichtlichsten Hoffnungen. Allein der Sturz des Protectors Richard Cromwell vereitelte diese Aussichten; die holländische Flotte herrschte wieder allein zur See und hemmte die Schweden auf das Empfindlichste in der Freiheit ihrer Bewegungen.

Ausgang des Kriegs. Mai 1659. Mit dem Fall von Friderieia war das ganze dänische Festland von den Schweden gesäubert und in den Händen der Verbündeten; nur auf den Inseln hielt sich Karl X. unbezwungen. In Pommern und Preußen brach dann der Herbst 1659. Krieg mit erneuter Heftigkeit aus; ein starkes kaiserliches Heer unter de Souches zog aus Schlesien nach dem schwedischen Pommern; eben dahin wandte sich die Hauptmacht der Verbündeten aus Jütland unter dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm selbst. Eine Reihe fester Plätze fiel in ihre Hand; aber die Eifersucht und Uneinigkeit verhinderte entscheidende Erfolge; Stettin widerstand allen Angriffen. Trotz der Uebermacht der Feinde hielt sich der tapfere Schwedenkönig aufrecht; auch als ein brandenburgisches Heer unter dem General Quast, mit Polen und Novbr. Kaiserlichen verbunden, auf holländischen Schiffen nach Fünen übersetzte und die Schweden unter dem Pfalzgrafen Philipp von Sulzbach bei Nyborg schwer aufs Haupt schlug, wankte Karl X. nicht in seinen festen Stellungen auf Seeland. Allein der unverzagte Kriegsheld zweifelte doch, auf die Dauer der feindlichen Uebermacht widerstehen zu können; er trug sich schon lange mit Friedensgedanken und hatte seine gewaltigen Pläne, die einst auf die Theilung von ganz Polen und Dänemark gerichtet waren, unter den schweren Widerwärtigkeiten der Zeit wesentlich herabgestimmt. Allein er sollte das Ende dieses Krieges nicht Tod Karls X. Gustav. 23. Febr. 1660. erleben. Gerade hatte er noch einen Feldzug gegen das dänische Norwegen angeordnet, als ihn, erst 38 Jahre alt, ein plötzlicher Tod hinwegraffte.

Friedensschlüsse. Der Tod des schwedischen Königs erleichterte den Friedensschluß; die vormundschaftliche Regierung erhob keine allzuhohen Ansprüche; die Finanznoth des Reichs, der zerrüttete Zustand des Heerwesens, der Druck, der auf den vom Feinde besetzten Provinzen lastete, riethen dringend zum Frieden, den auch die westlichen Mächte, England, Holland, Frankreich, welche sich in den sog. „Haager Conceerten" zur gemeinsamen Vermittelung in den nordischen Wirren verbunden, energisch betrieben. So wurde denn endlich ein allgemeiner Congreß in dem Kloster Oliva bei Danzig eröffnet, der 3. Mai 1660 nach monatelangem Unterhandeln und Feilschen zu einem Frieden zwischen Polen, dem Kaiser und Brandenburg einerseits und Schweden anderseits führte. Die territorialen Veränderungen, die der fünfjährige Krieg hervorbrachte, waren sehr unbedeutend; die Eroberungen wurden gegenseitig zurückgegeben. Polen entsagte den Ansprüchen auf den schwedischen Thron, wodurch dieser lange Successionsstreit beendet wurde, und erkannte Schweden im Besitz von ganz Livland an. Das Herzogthum Preußen wurde in der im Wehlauer Vertrag erlangten Souveränetät bestätigt.

University of Michigan

Einen Monat ſpäter ſchloß auch Dänemark Frieden mit dem Nachbarreiche. Als die Holländer eine Uebereinkunft mit Schweden eingingen und ihre Flotte, die den ganzen inſularen Kriegsſchauplatz beherrſcht hatte, aus dem Sund zurückzogen, hatte man auch in Dänemark keine Neigung den Kampf fortzuſetzen. In dieſem Kopenhagener Frieden wurde im Allgemeinen der Rothſchilder Vertrag beſtätigt, doch wurde der Artikel über den Ausſchluß fremder Flotten von der Oſtſee aufgehoben und Drontheim in Norwegen nebſt der Inſel Bornholm an Dänemark zurückgegeben. 5. Juni 1660.

Die von den Schweden beſetzte und Brandenburg als Pfandſchaft zugeſprochene Stadt Elbing wurde den Polen überliefert und von dieſen auch nicht herausgegeben; erſt unter dem Nachfolger Friedrich Wilhelms (1698) wurde die Stadt mit Gewalt unter brandenburgiſche Hoheit gebracht, was in Polen große Aufregung und faſt einen neuen Krieg erzeugte; die Pfandſumme wurde jedoch nie bezahlt und die Stadt blieb auf immer brandenburgiſch.

Einige Jahre nach dem Friedensſchluß ſtrebte der Kurfürſt mit Erfolg, ſich des Beſitzes der wichtigen Stadt Magdeburg zu verſichern. Das Erzſtift war ihm im weſtfäliſchen Frieden als erbliches Herzogthum nach dem Tode des damaligen Verweſers, des Prinzen Auguſt von Sachſen, zugeſichert worden (XI., 1015), mit dem Rechte, ſogleich die Huldigung entgegenzunehmen. Im Erzſtift fand er auch keine große Schwierigkeiten, wohl aber in der Stadt, welche nach wie vor ihre Reichsfreiheit behauptete und aufrecht zu halten ſuchte und ſich auf eine dunkle Faſſung des Friedensinſtruments ſtützte, welche zwar keine Anerkennung der ſtädtiſchen Freiheit enthielt, doch aber zu Gunſten ihrer Anſprüche gedeutet werden konnte. An der Spitze der Bürgerſchaft ſtand damals Otto Gericke, der berühmte Erfinder der Luftpumpe. Um die Huldigung zu erzwingen, zog der Kurfürſt ein gewaltiges Heer um die Stadt zuſammen. Der ſchwache Adminiſtrator war im Einverſtändniß und die Bürgerſchaft ſah ſich genöthigt, den Treueid zu leiſten und eine brandenburgiſche Beſatzung aufzunehmen, gegen die Zuſicherung, daß ihre Rechte und Privilegien nicht beeinträchtigt werden ſollten. Bei dem Tode des Adminiſtrators (1680) fiel dann der wichtige Beſitz in die alleinigen Hände des Kurfürſten. Erwerbung von Magdeburg. 1666.

3. Die Souveränetät in Preußen.

Nachdem der Kurfürſt von Brandenburg die Souveränetät über das Herzogthum Preußen erworben, war es ſein eifrigſtes Anliegen, dieſelbe durchzuführen und praktiſch geltend zu machen, und zwar in dem weiten unbeſchränkten Umfang, in welchem er und die Fürſtenſchaft jener Zeit landesherrliches Recht verſtanden. Die Freiheit und die bedeutende Macht, welche die dortigen Stände beſaßen und eiferſüchtig hüteten, war ſeinem herriſchen und autokratiſchen Sinn aufs Aeußerſte zuwider. Das durch den Krieg hart mitgenommene Land ſeufzte unter einer von Jahr zu Jahr ſteigenden, unerträglichen Steuerlaſt und nahm die neue Souveränetät, die ſich zunächſt in nichts als Geldforderungen, Militärdruck und Mißachtung der alten Landesfreiheiten zeigte, keineswegs freundlich auf. Die Mißſtimmung, die namentlich unter der Königsberger Bürgerſchaft, aber auch unter dem Adel und der lutheriſchen Geiſtlichkeit hervortrat, nahm bisweilen einen ſehr heftigen Charakter an und führte wiederholt zu Hülfegeſuchen an den Warſchauer Hof. An der Spitze der ſtädtiſchen Oppoſition ſtand der Feindſelige Stimmung in Preußen.

Digitized by Google

Schöppenmeiſter von Königsberg, Hieronymus Rhode; die feindſelige Agitation unter dem Adel betrieb vor Allen der Oberſt Chriſtian Ludwig von Kalk-
1661. ſtein. Die Stände proteſtirten auf einem Landtag geradezu gegen die Loslöſung von Polen, die ohne ihren Willen vollzogen worden und ihren Privilegien nachtheilig ſei; die Souveränetät ſei weder ihnen, noch dem Kurfürſten nützlich. Es wurden eifrige Anſtrengungen gemacht, ſich mit polniſcher Hülfe von dieſer läſtigen und, wie man darlegte, ohne Zuſtimmung der Stände rechtlich ungültigen Souveränetät zu befreien.

Wachſende Oppoſition. Rhode in Haft.

Das alte ſtändiſche Weſen lag hier mit dem neuen monarchiſchen Staatsbegriff in einem jahrlangen erbitterten Kampfe. Wie der Kurfürſt ſich weigerte, die ſtändiſchen Privilegien im alten Umfange zu beſtätigen und danach zu handeln, ſo die Stände, die neue Souveränetät anzuerkennen. Es wurde öffentlich geſagt, daß man härter als türkiſch regiert ſei und Alles daranſetzen werde, die Freiheit wieder zu erringen. Die von den Ständen für Anerkennung der Souveränetät verlangte „Aſſecuration" beanſpruchte, daß der Kurfürſt ohne ihre Bewilligung weder Krieg anfange noch Bündniſſe ſchließe, keine fremden Truppen ins Land bringe, keine neuen Zölle und Abgaben einführe; der Landtag ſollte auch ohne fürſtliche Berufung alle zwei Jahre zuſammentreten und die Stände, wenn ihre Rechte verletzt würden, des Eides entbunden ſein. Dagegen nahm der vom Kurfürſten aufgeſtellte Entwurf einer Regierungsverfaſſung eine nahezu unumſchränkte Gewalt in Anſpruch. Die Stände traten über dieſe Verfaſſung gar nicht einmal in Berathung. Der kurfürſtliche Statthalter, Fürſt Bogislaus von Raziwil, hatte einen ſchweren Stand; die Bürger, die Adligen veranſtalteten ſtürmiſche Verſammlungen und drohten mit offenem Landesverrath; die Landtagsverhandlungen führten bei der gereizten Stimmung zu keinem Erfolg und mußten wiederholt vertagt werden. Die Spannung wurde ſo ſtark, daß der Sohn des Schöppenmeiſters Rhode im Namen der Stadt nach Warſchau geſchickt wurde mit der Bitte um Hülfe und der Erklärung, „die Königsberger wollten eher dem Teufel unterthänig werden als länger unter ſolchem Druck leben;" von Polen aus wurde denn auch die Auflehnung geſchürt und unterſtützt. Man ſtand vor der offenen Empörung; der Kurfürſt zog drohend Kriegsvolk um Königsberg zuſammen, während die Bürger ebenfalls zu den Waffen griffen und ſich anſchickten, polniſche Truppen aufzunehmen. Es war dem Kurfürſten vor Allem darum zu thun, Rhode, den Leiter der ganzen Bewegung in ſeine
Okt. 1662. Hand zu bekommen. Und dies gelang ihm auch durch Gewalt und Liſt, obwohl die Königsberger Bürgerſchaft ſich zuſammengeſchaart hatte, um die Verhaftung ihres Wortführers mit gewaffneter Hand zu hindern. Ungeachtet der dringenden Bitte der Bürgerſchaft und der Verwendung des Königs von Polen, wurde Rhode des Hochverraths überwieſen erklärt und blieb ſechzehn Jahre, bis an ſeinen Tod (1678) in Gewahrſam zu Peitz. Ein Gnadengeſuch an den Kurfürſten, der vielleicht zu vergeben geneigt war, brachte der trotzige Mann nicht übers Herz, da er Recht und keine Gnade verlange.

Huldigung und Verſöhnung. 16. Nov. 12. März 1663

Das Schickſal Rhodes brach den Widerſtand der Königsberger und verſchaffte den gütigen Worten des Kurfürſten Eingang; die Schöffen, Zünfte und Deputirten der Stadt erkannten jetzt willig die Souveränetät an. Nach langen Verhandlungen mit den Ständen kam endlich die verlangte „Aſſecuration" zu Stande. Der Kurfürſt entſchuldigte ſich, daß er wider das Recht der Stände den polniſchen Vertrag allein abgeſchloſſen, und verſprach in Zukunft, bei ſolchen Handlungen, die das Herzogthum beträfen, der Stände Rath einzuholen und ohne dieſen nichts zu beſchließen. Er verbieß.

die Souveränetät nur in dem Umfang brauchen zu wollen, wie ſie den Verträgen zwiſchen Preußen und Polen und der Landesverfaſſung gemäß ſei, beſtätigte ſämmtliche Privilegien und Rechte der Stände und die ungefährdete Uebung der lutheriſchen Religion mit Beſchränkung des landesherrlichen Rechts in Kirchenſachen. Ohne ſtändiſchen Rath und Einwilligung ſollte wegen des Herzogthums Preußen kein Krieg angefangen, ſollten keine Steuern und Abgaben auferlegt werden. Die Landtage ſollten in regelmäßigen Zwiſchenräumen berufen und Niemanden der Weg Rechtens und Beſchwerde über öffentliche Angelegenheiten verſchloſſen werden. Nun kam endlich die feierliche Huldigung des Adels, der ſtädtiſchen Abgeordneten und Beamten an den Kurfürſten und, für den Fall des Erlöſchens des kurbrandenburgiſchen Mannsſtammes, an die Krone Polen zu Stande. Allein auch nachher geriethen die alte Freiheit und die neue Souveränetät noch oftmals in Kampf; der Kurfürſt hielt ſich keineswegs immer an die Aſſecuration; das Mißtrauen der Stände war ſtets rege und die ewigen Steuerforderungen machten viel böſes Blut. Mit großer Härte und Unbilligkeit wurden die ſeit einem halben Jahrhundert verpfändeten Domänen zurückgefordert, und wo die Beſitztitel nicht ganz unanfechtbar waren, oft mit offenbarer Willkür die Einziehung verfügt. 28. Okt. 1663.

Das allgemeine Mißvergnügen drohte wenige Jahre ſpäter wieder in offenen Kampf und Aufruhr auszubrechen. Der erwähnte Chriſtian Ludwig von Kalkſtein hatte ſeinen Widerſpruch gegen die Souveränetät nie aufgegeben und den Huldigungseid nicht geleiſtet. Als er jetzt ſeiner Hauptmannſchaft von Oletzko entſetzt wurde, ſann er in ſeinem Ingrimm auf Rache am Kurfürſten, drohte mit einem Einfall der Polen und hätte bei der herrſchenden Gährung leicht eine große Bewegung ins Leben rufen können. Dem kam der Kurfürſt durch raſche Gefangennahme des gefährlichen Mannes zuvor. Kalkſtein wurde des Hochverraths ſchuldig erkannt, zum Tode verurtheilt und zu ewiger Gefangenſchaft begnadigt. Streng und gewaltſam brach der harte Kurfürſt Schritt für Schritt den Widerſtand; die ſteigende Steuerlaſt mußte getragen werden, allein das neue Regiment hatte wenig Freunde im Lande, wenn auch die offene Widerſetzlichkeit gegen den geſtrengen Herrn nachließ. Kalkſtein wurde nach einjähriger Haft in Freiheit geſetzt, nachdem er Urfehde geſchworen nnd gelobt hatte, ſich ohne Erlaubniß des Kurfürſten nicht von ſeinen Gütern zu entfernen. Allein der unruhige und rachſüchtige Mann ſpann alsbald neue gefährliche Umtriebe, indem er ſich an den Warſchauer Hof begab, wo auch der jüngere Rhode weilte. Am polniſchen Hofe fanden die Anſchläge gegen den Kurfürſten ſtets geheimes Entgegenkommen und Aufmunterung; Kalkſtein rühmte ſich öffentlich, er werde es dahin bringen, daß Preußen wieder ein polniſches Lehen werde. Die Auslieferung des eidbrüchigen Hochverräthers, die der Kurfürſt verlangte, wurde verweigert. Vor dem Reichstag reichte der verwegene Mann, angeblich im Namen der preußiſchen Stände, ein Bittgeſuch um Befreiung von dem brandenburgiſchen Joch ein. Als alle Vorſtellungen des Kurfürſten gegen die landesverrätheriſchen Umtriebe nicht fruchteten, nahm auf ſeine Veranlaſſung der brandenburgiſche Reſident in Warſchau, von Brandt, durch Liſt und Waffengewalt den Kalkſtein gefangen und ließ ihn ſchleunig nach Preußen ſchaffen. Darin lag unſtreitig eine Verletzung des Völkerrechts; am polniſchen Hofe war man äußerſt erbittert und verlangte die Rückgabe des Entführten unter Kriegsdrohungen; Brandt hatte ſich, um Repreſſalien zu entgehen, ſchleunigſt ebenfalls nach Preußen begeben. Die Sache führte zu höchſt gereizten Auseinanderſetzungen zwiſchen den beiden Höfen; doch ſcheute man ſich beiderſeits vor einem Krieg um des einen Menſchen willen; der Kurfürſt gab entſchuldigende Erklärungen ab, als habe er die Entführung nicht veranlaßt, die Thäter mußten ſich einige Zeit verborgen halten, und der polniſche Hof gab ſich endlich zur Ruhe. Kalkſtein aber wurde nach Memel gebracht und dort in einem ſehr formloſen, in verſchiedener Beziehung den Kalkſtein. 1667. Decbr. 1668. 30. Nov. 1670.

preußiſchen Landesgeſetzen widerſprechenden Verfahren als Hochverräther zum Tode ver-
8. Nov. 1671. urtheilt. Das Urtheil wurde auch alsbald durch Enthauptung vollſtreckt. Die hinterliſtige Ergreifung und blutige Execution des Kalkſtein war freilich keine rühmliche That, aber das unbotmäßige landesverrätheriſche Treiben des verwegenen Edelmanns hatte die Strafe wohl verdient, und ſie übte eine gewaltige Wirkung auf das noch immer widerſpenſtige preußiſche Land. Das harte Regiment mit ſeinem unerſchwinglichen Steuerdruck und ſeinen vielfachen Verletzungen des Rechts und Herkommens wurde ſeitdem, freilich mit innerm Widerſtreben, doch aber mit Fügſamkeit ertragen.

4. Die ſchwediſchen Feldzüge in den ſiebenziger Jahren.

Frankreich u. Schweden.

Während der Kurfürſt dergeſtalt ſeine loſen Ländergebiete zu einem Staat zuſammenfaßte, nahm er auch an den großen Weltereigniſſen erfolgreich Theil und gab dem brandenburgiſchen Namen in der europäiſchen Politik eine Stellung, wie keiner ſeiner Vorfahren ſie eingenommen. Wir haben die weltbewegenden diplomatiſchen und militäriſchen Ereigniſſe, die Ludwigs XIV. Ehrgeiz und Herrſchſucht zu Anfang der ſiebziger Jahre hervorrief, an einer andern Stelle kennen gelernt und erfahren, welchen Antheil der große Kurfürſt daran hatte, der Einzige, dem des Vaterlandes Mißhandlung zu Herzen ging und der mit klarem ſtaatsmänniſchen Blick von Anfang an die von der ungezügelten Eroberungsluſt Frankreichs drohenden Gefahren erkannte. Er allein unter den europäiſchen Mächten nahm ſich der bedrängten Republik Holland an, und trieb den Kaiſer widerwillig und mit halbem Herzen in den Reichskrieg gegen Frankreich hinein. Daß die deutſchen Waffen dem übermächtigen Feind gegenüber ſo wenig Erfolge errangen, war nicht die Schuld des thatkräftigen Kurfürſten, der die lahme Kriegführung und den allgemeinen Mangel an Nationalſinn und Vaterlandsliebe bitter genug empfand.

Die ſchwediſche Ariſtokratie in franzöſiſchem Solde.

Während der Kurfürſt im Elſaß und am Oberrhein den Heeren Ludwigs XIV. gegenüberſtand, gelang der franzöſiſchen Staatskunſt jenes Meiſterſtück, das uns bereits bekannt iſt. Es galt den entſchloſſenſten und eifrigſten Gegner vom Reichsheer abzuziehen, und dazu ſchien das beſte Mittel, die Schweden zu einem Einfall in die Mark zu veranlaſſen. In Schweden war die franzöſiſchgeſinnte Partei, an deren Spitze der Reichskanzler Magnus de la Gardie ſtand, ſeit alten Zeiten mächtig und ſchon Jahre lang floſſen franzöſiſche Penſionen und Subſidien ins Land. Schon im April 1672 war zwiſchen Frankreich und Schweden ein Vertrag geſchloſſen worden, worin die beiden Kronen ſich den Beſitz der deutſchen Erwerbungen gegenſeitig gewährleiſteten und das nordiſche Reich gegen anſehnliche Subſidien insbeſondere zu bewaffnetem Einſchreiten im Krieg gegen die Holländer ſich verpflichtete, wenn den letztern von einer andern Macht Hülfe geleiſtet werde. Am liebſten wäre man freilich in Stockholm neutral geblieben und hätte die Hülfsgelder dennoch bezogen, wie es auch in der That mehrfach gelungen war. Die ſchwediſche Regierung hatte Anfangs gehofft, ſich mit einer Friedensvermittelung begnügen zu können; allein ſie wurde gegen ihren Willen weiter gedrängt. „Sie hatte ſich in luftigen Kriegsbildern bewegt, um ihren Bedürfniſſen abzuhelfen, bis die ſcheckliche Wirklichkeit im ungünſtigſten Augenblick über ſie einbrach. In der drückendſten Geldverlegenheit, mit einem ungeordneten Wehrſyſtem und unter einer überhand nehmenden Schlaffheit in der ganzen Verwaltung

ging Schweden in einen Krieg, welcher nicht einmal wie die früheren für den eigenen, ſondern zu Frankreichs Vortheil geführt wurde". Das war der Fluch der traditionellen ſchwediſchen Subſidienpolitik. Als jetzt die franzöſiſchen Diplomaten ernſtlich mit der Einſtellung der Zahlungen drohten und an die vertragsmäßigen Verpflichtungen erinnerten, mußte Schweden dem Drängen Folge leiſten. Zögernd und bedächtig ſchritt man zu Feindſeligkeiten; man meinte anfangs nur eine Preſſion auszuüben, den Kurfürſten zum Rückzug vom Reichsheer zu veranlaſſen; aber es wurde bald ernſter, als man in Stockholm vorgehabt.

Einfall der Schweden in die Mark.

Unter dem Vorgeben, ſie kämen nicht als Feinde und würden gleich nach der Rückkehr des Kurfürſten aus dem Elſaß deſſen Gebiet räumen, zogen ſchwediſche Regimenter unter dem altersſchwachen Feldmarſchall Karl Guſtav Wrangel Decbr. 1674. aus dem Bremiſchen und Pommern in die Ukermark ein und ſchickten ſich an, hier Winterquartiere zu nehmen. Sie traten Anfangs mit größter Schonung und Milde auf und vermieden alle Feindſeligkeiten, wie denn auch der Statthalter der Kurmark, Fürſt Johann Georg von Anhalt-Deſſau, den ungebetenen Gäſten keinen Widerſtand leiſtete, doch aber die verfügbaren Truppen zuſammenzog und die feſten Plätze in Vertheidigungsſtand ſetzte. Allein lange ließ ſich der ſonderbare Zuſtand zwiſchen Freundſchaft und Feindſchaft nicht aufrecht halten. Die Schweden breiteten ſich immer weiter in der Mark aus und erhoben Steuern und Kriegsleiſtungen; es kam bald zu offenen Feindſeligkeiten, Gewaltthaten, Plünderungen, namentlich als an des kranken Feldmarſchalls Stelle ſein Stiefbruder Wolmar Wrangel trat und den franzöſiſchen Einflüſterungen mehr Gehör ſchenkte. Es begann nun in dem wald- und ſumpfreichen Lande ein erbitterter Parteigängerkrieg. Die ſchwediſche Soldateſca übte bald wieder alle jene Erpreſſungen und Gräuel, die wir aus der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges kennen; voll Ingrimm erhoben ſich die Bauern und wehrten das zügelloſe Kriegsvolk auf eigene Hand ab, ſo gut es ging. Das entgalten dann wieder die Schweden mit erhöhten Mißhandlungen. Noch ſieht man da und dort, als Erinnerung an jenen Guerillakrieg, in märkiſchen Kirchen die Fahnen, unter denen die Bauernhaufen auf eigenen Antrieb ins Feld rückten; unter dem rothen brandenburgiſchen Adler ſteht die Inſchrift: „Wir ſind Bauern von geringem Gut, und dienen unſerm gnädigſten Kurfürſten und Herrn mit unſerm Blut".

Die Schweden waren bald im Beſitz des ganzen Havellandes bis vor Spandau Mai. Juni 1675. und Berlin; die drei wichtigſten Havelpäſſe, Brandenburg, Rathenow und Havelberg, waren in ihrer Hand; ſchon ſchickten ſie ſich an, die Elbe zu überſchreiten und dem franzöſiſch geſinnten Herzog von Hannover die Hand zu reichen.

Der Kurfürſt zieht heran.

Die Gefahr war aufs Aeußerſte geſtiegen; aber der Retter war nicht mehr ferne. In ſeinen Quartieren am Oberrhein hatte der Kurfürſt die Kunde von dem Vordringen der Schweden vernommen. Er ſcheint durch die Nachricht keineswegs betroffen oder ſchmerzlich berührt worden zu ſein. Seine alten Pläne, dieſe Feinde vom deutſchen Boden zu treiben, tauchten alsbald wieder auf. „Das kann den Schweden Pommern koſten" war ſein erſtes Wort. Dort war Schlachten-

ruhm und Ländergewinn zu erwerben; dort war ein ehrenhafter Krieg zu führen, während am Rhein im Bunde mit Oesterreich nur Demüthigung und Schmach zu holen war. Gleichwohl übereilte sich der klug berechnende Fürst nicht mit der Rückkehr in seine Lande; hätte er alsbald vom Krieg gegen Frankreich abgelassen, so hätten ohne Zweifel die Schweden sein Gebiet ohne weitere Feindseligkeiten wieder geräumt. Die Diversion war ja ursprünglich nur das Ziel des Einfalls. Der Kurfürst aber wollte den alten Streit diesmal ausfechten; ein ehrenvollerer Anlaß, mit Schweden gründlich abzurechnen, konnte sich nicht bieten. Zunächst ließ er wieder alle diplomatischen Fäden spielen; an den Kaiser, an die Reichsfürsten, an Holland, Dänemark, England wandte er sich um Unterstützung; allein er fand überall kühle Abweisung oder doch wenig Ernst und Aufrichtigkeit.

Mai 1675. Der Kurfürst ging selbst nach dem Haag und erhielt dort auch die Zusicherung von Hülfe zur See, wie auch einige benachbarte deutsche Fürsten in Bremen einzufallen bereit waren. Allein im Wesentlichen mußte der Brandenburger doch auf seine eigene Kraft vertrauen. In aller Stille wurden nun die Vorbereitungen getroffen; das Heer hatte sich in den fränkischen Quartieren erholt und durch neue Werbungen verstärkt. Ende Mai wurde der Marsch über den Thüringer

21. Juni. Wald angetreten; bald war Magdeburg erreicht, und unaufhaltsam ging es weiter, die Reiterei und ein auserlesenes Fußvolk auf Wagen voran, auf grundlosen Straßen, durch strömenden Regen. Es galt die schwedische Linie an der Havel durch einen plötzlichen Ueberfall zu durchbrechen, die getrennten Heerabtheilungen an der Vereinigung zu hindern und sie einzeln zu schlagen. Die

Ueberfall v. Rathenow. Schweden hatten nicht die mindeste Kunde von dem Heranrücken der Brandenburger; das rasche Vorgehen der schneidigen Kriegsmänner war vom besten Erfolge gekrönt. In aller Stille gelangten sie vor Rathenow, den Mittelpunkt

25. Juni 1675. der schwedischen Aufstellung, und ein kühner Handstreich lieferte den wichtigen Havelpaß in die Gewalt des Kurfürsten. Der Marschall Derfflinger, damals ein Mann von fast siebzig Jahren, gewann, indem er sich für einen flüchtigen schwedischen Offizier ausgab, die Havelbrücke; gleichzeitig drangen andere Truppenabtheilungen unter dem Kurfürsten selbst und seinen besten Generalen von verschiedenen Seiten in die Stadt; es entbrannte ein wilder Straßenkampf und nach anderthalbstündigem Gefechte war die finnische Besatzung vollständig niedergehauen und zersprengt. Das war der in der preußischen Kriegsgeschichte vielgefeierte Ueberfall von Rathenow, der die beiden Flügel des schwedischen Heeres in Havelberg und Brandenburg aus einanderriß. Es galt nun, ihre Vereinigung zu hindern, ihre Trennung zu benutzen.

Schlacht bei Fehrbellin. Während die beiden schwedischen Haupteorps den Rückzug antraten, um hinter dem Flüßchen Rhin ihre Vereinigung zu vollziehen, schickte der Kurfürst kleine Streifschaaren voraus, welchen es gelang, die Päße bei Fehrbellin, Kremmen und Oranienburg zu zerstören oder zu besetzen. Ohne die Ankunft seines Fußvolkes abzuwarten, das zum größten Theil noch von Magdeburg her

im Anmarſche war, ſetzte der raſche Kurfürſt den abziehenden Feinden nach. Die brandenburgiſche Vorhut, 1500 Reiter unter dem Landgrafen Friedrich von Heſſen-Homburg „mit dem ſilbernen Bein“, erreichte denn auch bald den Nachtrab der vom General Wrangel befehligten ſchwediſchen Hauptmacht bei dem Dorfe Linum, eine halbe Meile von Fehrbellin, und ließ ſich ſofort in ein Gefecht ein. Der Kurfürſt ſtand noch weiter zurück und hatte den Landgrafen angewieſen, vorläufig den Kampf nicht zu beginnen. Als er aber vernahm, daß Homburg trotzdem mit den Feinden bereits handgemein geworden, zog er ſchleunig zur Verſtärkung heran; es war freilich faſt nur Reiterei, fünftauſend Mann, die er dem doppelt überlegenen ſchwediſchen Heere entgegenſetzen konnte. Hier, bei den Dörfern Linum und Hakenberg, entbrannte nun jener erbitterte Kampf, der nach dem nahen Fehrbellin benannt, in der brandenburgiſchen Kriegsgeſchichte eine ewig denkwürdige Stelle einnimmt. Auch hier wieder zeichnete ſich der alte Derfflinger vor Allen aus; indem er die wichtigſte Poſition, einen Hügel bei Hakenberg, beſetzte, gab er recht eigentlich den Ausſchlag; um dieſen Hügel, von dem aus einige brandenburgiſche Geſchütze ein ſehr wirkſames Feuer eröffneten, entbrannte ein mörderiſcher Kampf; allein die Brandenburger hielten den gewaltigen Stürmen am Ende doch Stand. Der Oberſt von Mörner wurde erſchoſſen, der Kurfürſt ſelbſt gerieth mitten ins Handgemenge mit ſchwediſchen Reitern; dicht neben ihm fiel ſein Stallmeiſter Emanuel Froben; einer ſpätern unbeglaubigten Erzählung zu Folge hatte er mit ſeinem Herrn das Pferd getauſcht, weil er bemerkt hatte, daß die Feinde nach dem Schimmel des Kurfürſten mit beſonderem Eifer feuerten. Nach einem mehrſtündigen über die Maßen wilden und erbitterten Kampfe behaupteten, trotz aller Tapferkeit der alten ſchwediſchen Regimenter, die Brandenburger ihre Stellung; mit dem Reſt eines zerſprengten, gelichteten, erſchöpften Heeres erreichte Wrangel Fehrbellin und die Rhinbrücke; eine weitere Verfolgung konnte auch der Kurfürſt nicht wagen.

28. Juni. (18 Juni a. St.) 1675.

„Das ganze Unternehmen“, ſagt Erdmannsdörfer, „von dem ſcharfen Ritt aus Franken her durch das Reich bis zum Siege bei Fehrbellin war nur ein einziges Vorſtürmen ohne Athemholen geweſen; elf Tage lang hätten zuletzt die brandenburgiſchen Reiter nicht abgeſattelt. Welch andere Art der Kriegsführung dies, als ſoeben noch die unglückliche Campagne im Elſaß, mit ihren fehlgebornen Schlachten, mit ihren ſtrategiſchen Künſteleien, mit ihren demüthigenden Erfolgen. Das war ſeit langem einmal wieder eine deutſche Kriegsthat ganz aus Sturm und Feuer gewirkt, die alte »furia tedesca« hatte gezeigt, daß ſie noch lebte, und bald erklangen weithin die Lieder von der Schlacht bei Fehrbellin und von dem Sieger, den man von hier an den großen Kurfürſten zu nennen pflegte“. Die Volksſage hat die herrliche Kriegsthat mit einer Menge romantiſcher Züge und anekdotenartiger Erzählungen ausgeſchmückt, und der patriotiſche Stolz der nachfolgenden Geſchlechter hat ſich ganz beſonders an dieſer Begebenheit aufgerichtet. War es doch ſeit langer Zeit der erſte deutſche Schlachtenſieg, nicht mit ausländiſcher Hülfe und um fremder Intereſſen willen erfochten, ſondern in rühmlicher Vertheidigung des vaterländiſchen Bodens gegen fremden Angriff. In jenen Zeiten der nationalen

Schmach und Bedrückung konnte der Fehrbelliner Sieg als das Morgenroth einer beſſeren Zukunft angeſehen werden.

Bündniſſe gegen Schweden

Schon am folgenden Tage, nachdem einige Verſtärkung eingetroffen, ſetzten die Brandenburger den Feldzug fort. Fehrbellin ſelbſt wurde genommen; der flüchtige Reſt des ſchwediſchen Heeres vereinigte ſich endlich bei Wittſtock mit dem andern Flügel, den Marſchall Wrangel, der Bruder des bei Fehrbellin geſchlagenen Generals, befehligte. Die Schweden konnten ſich nicht mehr im Lande halten; ſie zogen durch das Mecklenburgiſche nach Wismar, in voller Auflöſung; die einheimiſchen Truppen waren furchtbar gelichtet; die geworbenen riſſen maſſenhaft aus. Allein mit der Vertreibung der Feinde vom brandenburgiſchen Boden war das Ziel des Feldzugs nicht erreicht; der einzig würdige Preis des glorreichen Sieges war nach des Kurfürſten Meinung die völlige Verdrängung der Schweden von der deutſchen Erde, die Beſitzergreifung der großen Strommündungen. Kaiſer Leopold erklärte jetzt endlich die Schweden für Reichsfeinde, ſagte Reichshülfe zum ferneren Kriege zu, ſandte auch eine Truppenabtheilung unter dem General Cob durch Schleſien zum Beiſtand; im Grunde aber war er eiferſüchtig auf die Erfolge des Kurfürſten und mißtrauiſch gegen deſſen Vergrößerungspläne und wirkte ihm, ſoviel er konnte, entgegen. Die norddeutſchen Fürſten ſuchten ihrerſeits ſich einen Antheil an der Beute zu ſichern. Der kriegeriſche Biſchof von Münſter, Bernhard von Galen, beſetzte im Bund mit dem Kurfürſten das Bremenſche; die Herzöge von Hannover und Lüneburg ſchloſſen ſich dem Bunde gegen Schweden an und entwarfen Theilungsverträge über das Herzogthum Bremen, das von dem ſchwediſchen General Heinrich Horn mit ſeiner geringen Truppenmacht bis auf wenige feſte Plätze faſt ohne Widerſtand geräumt wurde. Gleichzeitig trat auch Dänemark in die Vereinigung gegen Schweden ein und verſtändigte ſich mit dem Kurfürſten über die Vertheilung der ſchwediſchen Provinzen, die man gemeinſam erobern wollte. Allein unter den Verbündeten herrſchte viel Zwietracht, Eiferſucht und Mißtrauen, die anderen möchten von der Beute zu viel erhalten. Die Mißſtimmung ſtieg oft ſo hoch, daß man kaum mehr wußte, wer Freund oder Feind ſei.

Krieg in Pommern.

Unter dieſen Verhandlungen, welche dem Krieg eine erweiterte Ausdehnung gaben, vergingen mehrere Monate. Erſt im Spätherbſt wurden die militäriſchen Operationen ernſtlich wieder aufgenommen. Es galt nun, die Schweden aus Pommern zu treiben.

Okt. 1675. General Bogislaw von Schwerin erſtürmte Wollin und Swinemünde; der Kurfürſt ſelbſt drängte, im Bunde mit Dänemark, die Schweden bis Stralſund zurück und

24. Decbr. nahm Wolgaſt; nach harter Belagerung eroberten die Dänen Wismar. Dann ermannten

Jan. 1676. ſich auch die Schweden wieder; General Mardefeld nahm Swinemünde aufs neue und verſuchte mehrere, jedoch erfolgloſe Stürme auf Wolgaſt. Im folgendem Sommer begann das Kriegstreiben in Pommern mit erneuter Heftigkeit. Ein großer Erfolg war

Aug. 1676. die Eroberung der ſtarken ſchwediſchen Feſtung Anklam durch die Verbündeten.

Die Dänen fallen in Schweden ein.

Auch die Flotte, auf der die Hoffnung Schwedens beruhte, rechtfertigte die Erwartungen nicht. Sie vermochte nicht die Vereinigung der holländiſchen und der däniſchen

Juni 1676. Seemacht zu hindern und erlitt bei Oeland eine empfindliche Niederlage. Seitdem waren

die Feinde Herren der See und hinderten die Verbindung mit dem deutſchen Kriegsſchauplatz; man mußte einen Einfall in Schonen und Halland erwarten als Entgelt für die ſchwediſchen Landungen auf Seeland; durch das ganze Volk ging Gährung und Unzufriedenheit, der junge König Karl XI. war rathlos, niedergeſchlagen, verzweifelt; man glaubte vor dem Untergang Schwedens zu ſtehen. Die Dänen ſäumten denn auch nicht, die Verlegenheit des Feindes ſich zu Nutze zu machen und 16,000 Mann ſtark unter König Chriſtian V. ſelbſt, an der Küſte von Schonen, in ihren früheren Beſitzungen, zu landen. In Schonen erwachte die alte Ergebenheit an die däniſche Krone aufs Neue; Helſingborg, Landskrona, Chriſtianſtadt fielen. Der däniſche Adel des Landes ließ Juli 1676.
ſich in verrätheriſche Verbindungen mit dem früheren Herrn ein; in den Wäldern rotteten ſich die „Schnapphähne“ zuſammen und führten auf eigene Hand den kleinen Krieg gegen Schweden, überall gegenwärtig und höchſt gefährlich und dabei nirgends zu faſſen. Gleichzeitig rückte ein anderes Heer von Norwegen aus in Bohuslän ein und überſchwemmte ganz Weſtergötland. Bei Halmſtad zeigte ſich jedoch noch einmal die alte Aug.
ritterliche Tapferkeit der Schweden. König Karl XI., der einen tollkühnen Muth bewies, leitete den Angriff, der mit der Zerſprengung und Gefangennahme des däniſchen Heeres endete. Der unermüdlichen Thätigkeit des Königs gelang es dann, in den entlegeneren Theilen des Reichs die Bauern unter die Waffen zu rufen und bald ein Heer von gegen 15,000 Mann um ſich zu vereinigen. Das Glück wechſelte raſch in dieſen Kriegen, wo ſo oft eine zufällige kleine Uebermacht, ein gelungener Handſtreich oder Ueberfall die Entſcheidung eines ganzen Feldzugs mit ſich brachte. Der Schwedenkönig, deſſen Feuereifer auch der hereinbrechende Winter nicht abkühlte, zog jetzt wieder in Schonen ein und bei Lund, der alten Biſchofsſtadt, wo die vormundſchaftliche Regierung vor zehn Jahren eine Univerſität geſtiftet, kam es zu einer gewaltigen Schlacht. Das ſchwediſche Heer, vom Feldmarſchall Helmfeldt und unter ihm von Aſcheberg be- Decbr. 1676.
fehligt, verleugnete auch diesmal ſeine alte Kriegsſchule und tactiſche Ueberlegenheit nicht, trotzdem es an Zahl und Ausrüſtung dem däniſchen nachſtand. Karl erfüllte alle Pflichten eines tapfern Soldaten und umſichtigen Feldherrn. Dreimal glaubte jede Partei ſich des Sieges ſchon gewiß, ſo wogte die Entſcheidung hin und wider in dieſer großen und blutigen Schlacht. Am Ende behielten die Schweden das Uebergewicht, ein glänzender Lichtblick in einer traurigen Zeit, da man an der Zukunft des Reiches ſchon zu verzweifeln begonnen. Das ſchwediſche Heer war ebenfalls ſo geſchwächt, daß eine Ruhepauſe im Kriege eintreten mußte. Nur den „Schnapphähnen“ wurde jetzt ernſtlich das Handwerk gelegt und die Bauern, die das Treiben der wilden Geſellen begünſtigt, mit Strenge zum Gehorſam zurückgeführt. Im nächſten Sommer brach der Krieg mit erneuter Heftigkeit aus. Die Dänen zogen mit gewaltiger Heeresmacht vor Malmö, Juni 1677.
die wichtigſte Feſtung in Schonen, wurden aber bei dem Verſuch, die Stadt zu ſtürmen, von der tapfern Beſatzung mit ſchweren Verluſten zurückgeſchlagen. Dagegen erlitt die ſchwediſche Flotte, die in Pommern landen ſollte, wiederum eine Niederlage in Kiöge- Juli.
Bugt; die vereinigten Holländer und Dänen beherrſchten aufs neue die See und hinderten die Verbindung mit dem deutſchen Kriegsſchauplatz. Das Waffenglück ſchwankte hin und her; zur See war es meiſt den Dänen, zu Lande den Schweden günſtig. Auch die Schlacht bei Landskrona, wo der Feldmarſchall Helmfeldt fiel, entſchied für Juli.
König Karl XI. Dagegen nahmen in Weſtergötland, wo eine andere däniſche Armee unter Gyldenlöw operirte, die Dinge eine bedrohliche Wendung; der Reichskanzler de la Gardie ſelbſt wurde bei Uddevalla überraſcht und empfindlich aufs Haupt geſchlagen. Aug.
Auch im folgenden Jahre noch dauerte der Krieg innerhalb der ſchwediſchen Grenzen fort und zog ſich hauptſächlich um die beiden Feſtungen Chriſtianſtadt und Bohus zuſammen; während König Karl ſelbſt die erſtere zur Capitulation zwang, entſetzte Guſtav Otto Aug. 1678.

Stenbock die hartumlagerte Feste Bohus und vertrieb die Feinde aus jenen Gegenden. Zu einer wirklichen Entscheidung aber wollte es trotzdem nicht kommen.

Stettin und ganz Pommern erobert.

Das Streben des Kurfürsten war seit lange vor Allem darauf gerichtet, der Stadt Stettin, des wichtigsten Stützpunktes der schwedischen Herrschaft in Deutschland, Meister zu werden. Der festen Stadt hatte man bisher vergeblich durch dänische und holländische Geschwader von der Seeseite beizukommen gesucht; eine schwedische Besatzung und die Bürgerschaft selbst leistete entschlossenen Widerstand. Im Sommer 1677 zog nun der Kurfürst alle verfügbaren Truppen, auch lüneburgsche, münstersche, dänische Hülfsschaaren, um die trotzige Seeburg zusammen und eröffnete ein heftiges und zerstörendes Geschützfeuer. Trotz der

Aug. bis Decbr. 1677.

ärgsten Bedrängniß hielt sich die Stadt monatelang, und als sie endlich die Waffen streckte, war sie ein rauchender Schutthaufen. Der Kurfürst habe von denen, die jetzt seine Unterthanen werden wollten, eine Probe der künftigen Hingebung erwarten dürfen, äußerten die Abgeordneten der Bürgerschaft nach der Uebergabe. Die Verhandlungen des Friedenscongresses zu Nymwegen, die von Anfang an für den Kurfürsten eine so ungünstige Wendung nahmen, die großen Fragen der allgemeinen Politik, die in engstem Zusammenhang bestimmend auf alle Ereignisse des europäischen Welttheaters einwirkten, verkümmerten freilich am Ende dem Kurfürsten die Früchte aller seiner Kriegsthaten und heldenmüthigen Anstrengungen. Doch aber ließ er, in der Hoffnung, wenigstens einen Theil der Eroberungen zu dauerndem Gewinn zu behalten, von dem Vorsatz nicht ab, die nordischen Eindringlinge vom deutschen Boden völlig zu verdrängen. Die Schweden waren nach Stettins Fall in Pommern auf den westlichen Winkel beschränkt. Dahin wandte sich nun der Kurfürst. Die Insel Rügen fiel nach

Sept. 1678.

kurzem Widerstand in seine Hände, als er mit seinen Feldherrn Derfflinger, Götz und Schöning auf einer kleinen, von dem berühmten Admiral Tromp geleiteten Flotte dahin absegelte; der tapfere schwedische General Königsmark warf sich nun in das feste Stralsund. Und auch diese Stadt, die vor einem halben Jahrhundert dem siegreichen Wallenstein einen unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt, zog die weiße Fahne auf, als das furchtbare brandenburgische Ge-

22. Okt. Novbr.

schütz seine Wirkung that. Im nächsten Monat ergab sich auch Greifswald, der letzte schwedische Besitz in Pommern; die ganze Frucht aus dem dreißigjährigen Kriege war dahin.

Der Krieg in Preußen.

Was den Schweden auf der einen Seite so schlecht ausgefallen war, wiederholten sie jetzt auf einer andern. Schon einige Zeit hatte König Karl XI. im Einvernehmen mit den französischen Staatsmännern, welche den Kurfürsten noch länger im Osten festzuhalten und vom Rheine abzuziehen suchten, einen Einfall von dem schwedischen Livland in das herzogliche Preußen geplant. In dem Lande gab es von der Errichtung der Souveränetät her noch Unzufriedenheit und Gährung genug und der unter den Kriegsereignissen anhaltende oder vermehrte Steuerdruck war nicht geeignet, die Stimmung zu bessern. Der König von Polen, Johann Sobiesky, stand schon lange zu Frankreich in engen Beziehungen und eine mächtige Partei an seinem Hofe schürte in

franzöſiſchem und ſchwediſchem Intereſſe zum Krieg gegen den Kurfürſten. Es kam nun ein Bündniß zwiſchen Polen und Schweden zu Stande, worin die Anzahl der beiderſeitigen Truppen und die Theilung der Eroberungen feſtgeſetzt war; allein als die Expedition ſich mehr und mehr verzögerte, verlor König Johann die Luſt, ſich mit dem Unternehmen zu befaſſen. Einſtweilen geſtattete er, daß im königlichen Preußen durch den Marquis von Bethune Truppen geworben wurden, um die Schweden bei dem beabſichtigten Einfall zu unterſtützen und den Brandenburgern den Uebergang über die Weichſel zu wehren. Der Kurfürſt war in einer ſchwierigen Lage: Mit Schweden im offenen Kampf, mit Polen in langjähriger Spannung, von den Franzoſen in ſeinen Cleviſchen Beſitzungen bedroht und verlaſſen von allen Bundesgenoſſen, die um jene Zeit ihren Frieden mit Frankreich ſchloſſen. Allein der tapfere Kurfürſt verzagte nicht. Im Spätherbſt rückte der ſchwediſche General Heinrich Horn, gegen die preußiſche Grenze vor und gelangte bald bis Tilſit, Inſterburg und Wehlau, ohne daß die ſchlechtbewaffnete und ungeübte Landmiliz Widerſtand geleiſtet hätte; es fehlte ſogar nicht an landesverrätheriſchen Verbindungen mit den Feinden. Der Kurfürſt ſchickte alsbald die verfügbaren Truppen unter dem General Görzke voraus, um Königsberg zu decken, und zog dann in der grimmigen Winterkälte ſelbſt an die Oſtgrenze ſeines Reichs, mit ihm die alten bewährten Heerführer, Derfflinger, Schöning u. A. Im königlichen Preußen ließ er die ſtrengſte Mannszucht halten, um die Polen nicht zum Krieg zu reizen. Auf die Kunde von ſeiner Ankunft wichen die Schweden, von Kälte und Mangel ſchwer mitgenommen und der erwarteten polniſchen Hülfe beraubt, ſchon wieder zurück. Die brandenburgiſche Reiterei folgte ihnen auf der Ferſe nach, mit ihr die erleſenſten Fußtruppen, der Schnelligkeit halber auf Schlitten fortgeſchafft. Das war die berühmte „bewaffnete Schlittenfahrt", ein Feldzug voll unerhörter Drangſale, in einem unwegſamen, dürftig bevölkerten und wenig Nahrung bietenden Lande, in eiſiger Winterkälte. Quer über das gefrorene friſche und kuriſche Haff ging die wilde Jagd nach Königsberg und Tilſit, die Generale Görzke und Henning von Treffenfeld immer voran; der Rückzug der Schweden, die abermals durch die brandenburgiſche Schnelligkeit in Beſtürzung gerathen, wurde immer fluchtähnlicher und zuchtloſer. Eine eigentliche Schlacht gab es nicht auf dieſem Feldzug, aber zahlreiche kleine Gefechte und unerhörte Strapazen aller Art, die mehr Menſchen wegraffften als das Schwerdt. Leichen, zurückgelaſſene Geſchütze, weggeworfene Waffen bezeichneten den Weg. Mit kaum 1500 Mann gelangte Horn endlich nach Riga, bis unter die Mauern dieſer Stadt von den brandenburgiſchen Reitern verfolgt.

Aug. 1677. Nov. 1678. Jan. 1679. Febr. 1679.

So waren die Schweden in zwei großen Feldzügen niedergeworfen. Aber die herrlichen Waffenthaten brachten keine Frucht. Als Kaiſer und Reich den ſchimpflichen Frieden zu Nymwegen mit Frankreich abgeſchloſſen und der auf dem Höhepunkt ſeiner Macht ſtehende Ludwig XIV. gebieteriſch die Beendigung des Kriegs verlangte, mußte auch der Kurfürſt nachgeben (S. 398). Die Pariſer Staatsmänner beharrten dabei, das verbündete Schweden in ſeinem vollen Beſitz herzuſtellen, die franzöſiſchen Heere bedrängten die rheiniſchen Beſitzungen des Kurfürſten aufs Aeußerſte und drohten, wenn nicht alsbald Friede geſchloſſen werde, mit aller Macht die brandenburgiſchen Kernlande anzugreifen. Schritt für Schritt und ſchweren Herzens mußte der geheime Rath Meinders, der brandenburgiſche Unterhändler, von ſeinen Anſprüchen zurückweichen. Selbſt Stettin, deſſen Beſitz der Lieblingswunſch des Kurfürſten geweſen, war nicht zu halten, auch nicht für das Angebot, Cleve an Frankreich abzutreten.

Frieden von St. Germain.

29. Juni 1679. So wurde denn der Friede mit Frankreich und Schweden zu St. Germain en Laye geschlossen. Der Kurfürst mußte alle pommerschen Eroberungen herausgeben, mit Ausnahme einiger ganz unbedeutenden Landstriche auf dem rechten Oderufer; zum Ersatz des erlittenen Schadens erhielt er von Frankreich eine dürftige Geldsumme.

6. Okt. 1679. Einige Monate später schlossen auch Dänemark und Schweden den Frieden von Lund, der die territorialen Festsetzungen des Kopenhagener Vertrags (S. 615) bestätigte, und die Franzosen räumten nach und nach das Mindensche und Clevische Gebiet. Das war die ganze Frucht der ruhmvollen Kriegsthaten von Fehrbellin bis Riga. Voll tiefen Schmerzes unterzeichnete der Kurfürst den Vertrag. „Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen" war der Text der Friedenspredigt. Brandenburg hatte Ursache, sich dieses Bibelwortes zu erinnern; waren ihm doch durch die Unzuverlässigkeit und Schwäche der Bundesgenossen alle Waffenthaten zum Unheil ausgeschlagen. Der Kaiser selbst begünstigte die französische Restitutionspolitik, „denn es stehe seiner Maj. nicht an", äußerte ein kaiserlicher Minister, „daß sich ein neuer König der Vandalen an der Ostsee erhebe". Die bittern Erfahrungen, die der Kurfürst beim Nymweger Frieden machte, und die schlimmen Früchte, die ihm bisher seine Theilnahme an den Reichskriegen wider Frankreich eingebracht, erklären es zur Genüge, daß auch Brandenburg den ferneren Uebergriffen Ludwigs XIV. gleichgültig zusah.

5. Die letzten Lebensjahre des großen Kurfürsten.

Häusliche Verhältnisse. Nach dem Tode der oranischen Luise, an der er Zeitlebens mit größter Verehrung gehangen († 1667), hatte sich der Kurfürst mit Dorothea, einer Prinzessin von Holstein-Glücksburg, verwittweten Herzogin von Lüneburg, vermählt, die ihm aber die treffliche erste Gemahlin nicht ersetzen konnte. Im kurfürstlichen Hause herrschte, seit aus den beiden Ehen Kinder vorhanden waren, mannichfach Unfrieden und Eifersucht. „Daß die Kurfürstin hierbei die gehäßige Rolle gespielt habe, die man ihr zuschreibt", sagt Ranke, „dafür findet sich keinerlei Beweis. Sie liebte in dem Hause zu herrschen und zu walten; sie wollte ihre eigenen Kinder so gut wie immer möglich versorgen; aber darum hat sie ihre Stiefsöhne nicht gehaßt noch verfolgt. Der Kurfürst rühmt einmal die mütterliche Sorgfalt, die sie für seine sämmtlichen Kinder an den Tag lege. Den nächsten Anlaß zu dem Mißvergnügen des Kurprinzen gab der Kurfürst selbst. Das große Verdienst, das er besaß, sein Ansehen in der Welt, seine geistige Ueberlegenheit und der natürliche Zug der meisten Regenten, ihren Nachfolgern gegenüber ihre Autorität ungeschmälert zu erhalten, mag dazu beigetragen haben, daß er den Kurprinzen, der einen aufstrebenden Geist in sich nährte, mit einer gewissen zurückweisenden Härte behandelte; wenigstens klagt dieser selbst darüber".

Vater und Sohn. Eine hauptsächliche Quelle des Unfriedens zwischen dem Kurfürsten und dem Prinzen Friedrich, dem Thronerben nach dem plötzlichen Tod des älteren Karl Emil († 7. Dezbr. 1674) war des ersteren Vorsatz, wider die Hausverträge und die natürliche gesunde Staatsklugheit, den nachgebornen Söhnen gesonderte Provinzen als regierenden Herren zuzuweisen. Was immer für Ursachen zusammengekommen sein mögen: die Stellung zwischen dem Vater und dem ältesten Sohn und dessen Verhältniß zu seiner Stiefmutter war in den letzten Lebensjahren des Kurfürsten äußerst gespannt. Der Argwohn jener Zeit, der gleich mit dem schwärzesten Verdacht bei der Hand war, schrieb der Kurfürstin Dorothea sogar einen Vergiftungsversuch gegen den Prinzen zu, wie denn auch der plötzliche Tod seines Bruders Ludwig der Verleumdung neue Nahrung gab.

1687. Es kam soweit, daß der Kurprinz sich außer Landes, nach Kassel, flüchtete und nach Cleve gehen zu wollen erklärte, was den Vater dermaßen verdroß, daß er den

Sohn enterben wollte. Zwar wurde durch die Vermittelung von Eberhard Danckelmann, dem Erzieher und vertrauteſten Rath des Prinzen, eine Verſöhnung hergeſtellt und der Thronfolger kehrte nach Berlin zurück. Allein das Teſtament wurde trotzdem nicht umgeſtoßen.

Das Teſtament des großen Kurfürſten. 9. Febr. 1686.

Nachdem früher ſchon mehrere derartige Vermächtniſſe abgefaßt waren, vollzog der Kurfürſt ſeinen letzten Willen unter Beſtätigung des Kaiſers in einem Teſtamente, das man nur als Erzeugniß eines altersſchwachen müden Geiſtes oder als Ausfluß übergroßer Vaterliebe beklagen kann. Verſchiedene Stücke des Staatsgebiets, Minden, Halberſtadt, Ravensberg u. A., wurden den nachgebornen Söhnen als unabhängige Territorien angewieſen, wenn auch das Kriegs- und Steuerweſen und die Vertretung auf dem Reichstage in der Hand des künftigen Kurfürſten vereinigt bleiben ſollte. Es war freilich für jene Zeit, da das Recht der Primogenitur noch keineswegs ein feſt und allgemein anerkannter ſtaatsrechtlicher Grundſatz war und auch die Landesherrſchaft vielfach gleich einem privatrechtlichen Beſitz aufgefaßt wurde, nicht leicht, die ſtandesgemäße Ausſtattung nachgeborner Söhne mit dem Prinzip des untheilbaren Staatsganzen in Einklang zu bringen, und der Kurfürſt glaubte, durch die ſelbſtändige Anweiſung von Land und Leuten an die jüngern Söhne die Einheit des Staats nicht zu gefährden, da ja in den hauptſächlichſten Funetionen des Staatslebens die Hoheit des Aelteſten gewahrt blieb. Doch aber war das Vermächtniß des großen Kurfürſten ein Abfall von der brandenburgiſchen Tradition und ſeinen eigenen politiſchen Grundſätzen und hätte, wenn es zur Ausführung gekommen wäre, nur zur Lockerung der kaum gegründeten Staatseinheit beitragen können.

Auseinanderſetzung mit dem Kaiſer über die ſchleſiſchen Anſprüche.

In den letzten Lebensjahren des Kurfürſten kam mit dem Kaiſer ein Abkommen zu Stande, welches damals vielleicht eine ſehr weittragende Bedeutung nicht beſaß, aber eine Angelegenheit betraf, die in der Folge noch zu den gewaltigſten Verwickiungen führen ſollte. Es handelte ſich um die ſeit mehr als einem halben Jahrhundert ſchwebenden Differenzen über die ſchleſiſchen Anſprüche. Brandenburg behauptete nicht nur fortwährend ſein Recht auf das kraft einer Erbverbrüderung Brandenburg zuſtehende, von Oeſterreich aber eingezogene und dem Fürſten von Lichtenſtein verliehene Herzogthum Jägerndorf (XI., 1037), ſondern auch bei dem Ausſterben des piaſtiſchen Hauſes in Liegnitz (1675) auf Grund eines von Kurfürſt Joachim II. geſchloſſenen Erbvertrags (vom Jahr 1545) auf die drei Herzogthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau. Die böhmiſche Krone hatte die piaſtiſche Erbverbrüderung nie anerkannt und geſtützt auf dieſen zweifelhaften ſtaatsrechtlichen Grund hatte Oeſterreich die Fürſtenthümer als erledigte Reichslehen in Beſitz genommen. Für Jägerndorf war man am Wiener Hof bereit, allenfalls eine Entſchädigung zu geben, namentlich als die Türkenkriege den Kaiſer Leopold nöthigten ſich nach brandenburgiſcher Hülfe umzuſehen. Es kam nun zu Berlin ein geheimer Allianzvertrag zu Stande, in welchem Oeſterreich einen kleinen Landſtrich, den Schwiebuſer Kreis, abtrat, Brandenburg dagegen nicht nur ſeinen weiteren ſchleſiſchen Anſprüchen entſagte, ſondern auch das engſte Bündniß mit dem Kaiſer einging. Sie verſprachen ſich gegenſeitige Hülfeleiſtung, falls Einer feindlich angegriffen werden ſollte; der Kurfürſt ſollte, um zu dieſem Zweck eine ſtarke Kriegsmannſchaft erhalten zu können, öſterreichiſche Subſidien beziehen, und verſprach dafür, bei einer Kaiſerwahl ſeine Stimme einem Erzherzog zu geben und bei der bevorſtehenden Erledigung der ſpaniſchen Erbſchaft die Rechte der deutſchen Linie verfechten zu helfen. In Folge dieſes Vertrags zogen in demſelben Jahre 8000 Brandenburger unter dem General Johann Adam von Schöning dem Kaiſer gegen die Türken zu Hülfe und bewährten im fernen Ungarlande bei der Erſtürmung von Ofen ihren alten Kriegsruhm (S. 454.). Es war ein Vertrag, der die brandenburgiſche Politik für eine noch

22. März 1686.

unabsehbare Zukunft fesselte und den wiederholt ausgesprochenen Erklärungen des Kurfürsten selbst entgegen die umfassendsten Ansprüche gegen ein geringfügiges Zugeständniß preisgab. Eine österreichische Partei am Berliner Hofe hatte den Abschluß des Vertrags, der den vornehmsten Ministern niemals mitgetheilt worden ist, in aller Stille betrieben, und der alte Kurfürst glaubte in den damaligen Verhältnissen der allgemeinen Politik um jeden Preis ein enges Uebereinkommen mit dem Kaiser schließen zu müssen. Das Meisterstück der diplomatischen Schlauheit Oesterreichs bestand aber darin, daß die Abtretung jenes kleinen Territoriums nicht einmal Ernst war. Der Kurprinz Friedrich, der die Trennung von Frankreich und die enge Verbindung mit dem Kaiser für die beste brandenburgische Politik hielt, ließ sich, über die rechtlichen Ansprüche seines Hauses wie über die ganze Sachlage mangelhaft unterrichtet, zu dem geheimen Versprechen bewegen, den Schwiebuser Kreis an den Kaiser zurückzugeben, wenn er an die Regierung gelange. Der Fürst hat sich später selbst bitter darüber beklagt, daß er bei Ausstellung dieses Reverses überrumpelt und getäuscht worden sei. Gleichwohl aber wurde die „Retradition" im Jahre 1695 ausgeführt, womit dann freilich auch die anderweitigen Ansprüche in Schlesien wieder auflebten.

Tod Friedrich Wilhelms. Sein Testament nicht ausgeführt.

Mitten in der thätigsten Fürsorge für die Verwaltung seiner Lande nahte dem Kurfürsten die letzte Stunde. Er hatte schon geraume Zeit an Gicht und Wassersucht gelitten, ohne sich doch durch die Leibesbeschwerden in der Hingebung an die Staats- und Regierungsgeschäfte stören zu lassen. Als er sein Ende herannahen fühlte, ließ er die geheimen Räthe und seine Familie zu sich bescheiden, trennte sich von ihnen mit tröstlichen Worten und wohlmeinenden Ermahnungen und verschied sanft und gottergeben. Sein Testament kam zum Wohle des Staats nie zur Ausführung. Der neue Herrscher selbst und seine vornehmsten Räthe waren der Ansicht, daß die beabsichtigte Landestheilung nicht nur der Entwickelung des Staats verderblich, sondern auch ungesetzlich sei, im Widerspruch mit den Hausgesetzen, der „Achilleischen Disposition" und dem Geraer Vertrag (IX. 25, XI. 1036) stehe; in dem Rechte der Primogenitur sahen sie den Grund- und Eckstein für die Größe des Staats. Auch die nachgebornen Söhne ließen es sich gefallen, daß man das Vermächtniß von sehr zweifelhafter und anfechtbarer Rechtsgültigkeit nicht ausführte, und begnügten sich mit einer ansehnlichen Apanage (Vertrag von Potsdam, 3. März 1692). So entging der junge Staat der Gefahr, aufs Neue als ein privatrechtliches Theilungsobject im mittelalterlichen Sinne betrachtet und aus Familienrücksichten in Bruchstücke getrennt zu werden. — Die Markgrafschaft Schwedt, welche hundert Jahre unter einer apanagirten Seitenlinie bestand, besaß keine landesherrliche Selbständigkeit.

29. April 1688.

Die geschichtliche Bedeutung des großen Kurfürsten.

Die obigen Blätter geben den Nachweis, wie sehr mit Recht Kurfürst Friedrich Wilhelm als der Begründer des preußischen Staats verehrt werden darf. Diese fast halbhundertjährige Regierung hatte genügt, das kleine zerrüttete brandenburgische Territorium, das beim Beginn jener Laufbahn an Macht und Ansehen hinter andern deutschen Fürstenthümern zurückstand, und ein armes, durch Kriegsleiden ausgesogenes Volk zu einer Großmacht zu erheben, die in den Welthändeln fortan ein gebietendes Wort mitzusprechen hatte. Die fürstlichen Nachfolger bauten nur auf der vom großen Kurfürsten gelegten Grundlage fort, und daß sie, die dem Vorfahren keineswegs alle an Kraft und Einsicht glichen, doch fort und fort den Staat zu mehren und zu festigen in der Lage waren, zeugt von der Gediegenheit der Fundamente, die jener errichtet. Seit Friedrich Wil-

jelm den ſtändiſchen Trotz gebrochen und die entfremdeten Stämme ſeines zer-
iſſenen Reiches mit einem gemeinſchaftlichen Gefühl der Zuſammengehörigkeit
rfüllt hatte, konnte erſt von einem brandenburgiſch-preußiſchen Staat die Rede
ein, und die Hingebung an das Ganze, die Opferwilligkeit für politiſche und
ıationale Ziele war ſeitdem ein dem preußiſchen Volke vor andern deutſchen
Stämmen eigenthümlicher Zug; hier gab es doch eine Geſchichte, an der ſich der
ıatriotiſche Sinn aufrichten konnte. Wie der große Kurfürſt dieſe Geſchichte
ıorgezeichnet, iſt ſie auch in der Folge geblieben: nicht mühelos und zufällig iſt
ieſer Staat groß geworden, ſondern durch harte Anſtrengung, durch blutigen
krieg und ernſte Arbeit; bei aller Bereitſchaft aber, das gute Recht und die
ıolitiſche Exiſtenz mit dem Schwert zu vertheidigen, ſehen wir doch nimmer rohe
Eroberungsluſt und ſchnöde Unterdrückung Schwächerer um ſich greifen, wie die
leichzeitige franzöſiſche Geſchichte abſtoßende Beiſpiele auf jeder Seite liefert.
Es geht bei aller nüchternen Realität durch des großen Kurfürſten und die nach-
olgende Geſchichte Preußens ein idealer Zug, die Ahnung und ſpäter das Be-
ußtſein, daß dem aufſtrebenden Staate, dem ſchon damals beziehungsreich die
Grenzen ſeines größten Umfangs von jenſeits des Rheins bis zur Memel abge-
eckt waren, das Heiligthum der nationalen Staatsbildung anvertraut ſei, der
Beruf, aus Stammeseiferſucht und dynaſtiſcher Zerſplitterung heraus dem
Streben der Nation nach einer politiſchen Gemeinſchaft Genüge zu thun. So
eht der große Kurfürſt vor uns, nicht als ein tapferer Schlachtenſieger blos,
ndern auch als ein Staatsmann voll Wohlwollens, voll Einſicht und ſcharfen
Blickes, voll genialer, bisweilen zu weit ausgreifenden Gedanken, von hartem,
urchfahrendem, herriſchem Weſen; nirgends aber Despotenlaune und Tyran-
enart; nein, dieſe Hohenzollernhärte überwand auch harte Stoffe zum Wohl
es Ganzen und zwang ſpröde Elemente in den Dienſt des Staates. Und dabei
ar dieſe rauhe Natur unter der ſchweren kriegeriſchen und politiſchen Arbeit
ineswegs für die zarteren Regungen des Geiſtes, die künſtleriſchen und wiſſen-
haftlichen Beſtrebungen unempfindlich; wir haben davon ja in den vorigen
Blättern Kenntniß genommen; wie hätte er auch ſonſt dem idealen deutſchen
Volke jemals als ein würdiger Führer erſcheinen können! Und vor Allem traf
: in ſeiner religiöſen Haltung mit den Gefühlen der Beſten der Nation zuſam-
ten. Von tiefinnerlicher Frömmigkeit, hat er doch jene edle Geiſtesfreiheit und
Duldſamkeit ſein Lebenlang kundgegeben, die ihn zum würdigen Vorkämpfer
es proteſtantiſchen Europa in jener Zeit der katholiſchen Reaction und des eng-
erzigſten Confeſſionalismus machte. Stark und wehrhaft nach Außen, geachtet
nd gefürchtet in einer Zeit, da das heilige römiſche Reich zum Spielball fremder
Eroberungsluſt und zum Spott der Völker geworden, im Innern von einer bis
ahin in Deutſchland unbekannten Hingebung an die Intereſſen des Staats und
er Geſammtheit erfüllt, ein Gemeinweſen von bürgerlicher Rechtsgleichheit, con-
ſſioneller Duldſamkeit und geiſtiger Freiheit, ſoweit es die Begriffe der Zeit

gestatteten, so ging der Staat des Kurfürsten auf seine Nachfolger über, befruchtet mit den schönsten Keimen für eine große ruhmreiche Zukunft.

6. König Friedrich I.

Friedrich III. (I) 1688—1713. geb. 11. Juli 1657.

Des großen Kurfürsten ältester überlebender Sohn Friedrich III. war dem Vater an schöpferischer Thatkraft, an Festigkeit des Willens und Einsicht des Geistes nicht gewachsen; er war weder Staatsmann noch Feldherr; er sah das Wesen der Herrschaft häufig mehr in der Entfaltung von äußerem Glanz und Prunk, als in der Pflege der Landeswohlfahrt und der Erhöhung der wirklichen Machtmittel des Staates. Auch der Vater war für die Aeußerlichkeiten fürstlicher Hoheit, für den Eindruck eines prunkvollen Auftretens nicht unempfänglich und brachte gern seine landesherrliche Würde in einem blendenden Ceremoniel zum Ausdruck; allein bei ihm war die Prachtliebe mehr ein Mittel zum Zweck; er kannte die Wirkung dieser Dinge auf die Welt und benutzte sie zur Erhöhung seines Ansehens und der Ehrfurcht vor seiner fürstlichen Person; nimmer hätte er darüber das Wesen der Sache übersehen und nie, wie so viele andere Fürsten aus der prunkenden Zeit Ludwigs XIV., einen Luxus entfaltet, der über seine Verhältnisse und die knappen Mittel seines Staates ging. Wohl aber kam dies unter seinem Sohne vor. Am Berliner Hofe ging es jetzt oft prächtiger und freigebiger bei der Entfaltung eines glänzenden Hofceremoniels, bei der Veranstaltung von Festen und Lustbarkeiten her, als es der Ernst der Zeit und die Armuth des Landes gestattete. Der Berliner Hof sollte dem Ludwigs XIV. an Pracht nicht nachstehen und der Kurfürst selbst verwandte die größte Sorgfalt auf die Feststellung einer peinlichen Etikette und die Anordnung rauschender Feste, die dann der Ceremonienmeister von Besser in schwülstigen Versen besang. Eitelkeit, der Grundfehler des Kurfürsten Friedrich, ließ ihn an solchen Dingen innerlich Gefallen finden und ihnen eine Wichtigkeit beimessen, die sie nicht verdienen. Es ist bezeichnend für seine Sinnesart, daß er schon als zehnjähriger Knabe einen Orden stiftete und daß die bedeutendste Errungenschaft seiner Regierung eine Rangerhöhung war.

Pflege der Künste und Wissenschaften.

Die Neigung zur Entfaltung von Pracht und Glanz zeigte sich jedoch bei Friedrich III. nicht etwa bloß in übermäßigem Aufwand der Hofhaltung und in verschwenderischer Freigebigkeit für eitle Vergnügungen und äußeren Prunk: er hatte auch eine offene Hand für edlere Bestrebungen der Kunst und Wissenschaft und seinem leicht erregbaren, für vielseitige Eindrücke empfänglichen Sinne waren die geistigen Interessen keineswegs fremd. Er und noch mehr seine zweite Gemahlin Sophie Charlotte, die Tochter Ernst Augusts von Hannover, waren feingebildete Naturen, die durch künstlerische Genüsse, durch den Umgang mit geistreichen und gelehrten Männern, durch wissenschaftliche Beschäftigungen den Reiz des Lebens zu erhöhen wußten. Als ein schönes Denkmal seines Sinnes für Wissenschaft und geistige Freiheit steht die Universität Halle da, die der Kurfürst i. J. 1692 als lutherische Hochschule gründete, um der verknöcherten Orthodoxie in Leipzig und Wittenberg das Gegengewicht zu halten.

Männer wie Thomaſius und Hermann Francke, die wegen ihres Freimuths aus Sachſen vertrieben worden, brachten, wie wir ſpäter erfahren werden, die junge Hochſchule bald in Flor. In Berlin wurde eine Academie der bildenden Künſte errichtet und eine Societät der Wiſſenſchaften, unter dem Vorſitz von Leibnitz, der ganz beſonders die Pflege der mathematiſch-phyſikaliſchen und der Sprachſtudien anregte. Künſtler und Gelehrte aller Art wurden herangezogen, wie Philipp Spener und der berühmte Samuel von Pufendorf, der die Geſchichte des großen Kurfürſten mit ebenſoviel Gründlichkeit als Freiſinn behandelte, wie der Bildhauer und Baumeiſter Andreas Schlüter; dann die franzöſiſchen Prediger und Kirchenhiſtoriker Jacob Lenfant und Iſaak von Beauſobre, die Ueberſetzer des Neuen Teſt. ins Franzöſiſche, die Archäologen und Sprachforſcher Vignoles und Laeroze, Jacob le Duchat, der Herausgeber Rabelais' u. A. Und nicht allein die prunkvolle Wiſſenſchaft, auch das untere Schulweſen, der Volksunterricht fand ſorgfältige Pflege. Die Reſidenz wurde bedeutend erweitert und mit ſchönen Denkmälern und Bauwerken geſchmückt (Lange Brücke, Zeughaus, Ausbau des Schloſſes, Reiterſtatue des großen Kurfürſten). In dem nahen Luſtorte Lietzenburg (von da an Charlottenburg genannt) waltete die anmuthige Sophie Charlotte, die von Leibnitz in die Wiſſenſchaften und ſelbſt in die Tiefe der Philoſophie eingeführte Kurfürſtin, in einem geiſtig angeregten, von der ſteifen Etikette des Hofes entbundenen Kreiſe gebildeter und bedeutender Männer, in Muſik und literariſcher Unterhaltung, eine geiſtige Atmoſphäre voll Freiſinns, zwangloſer Würde und Feinheit.

Auswärtige Politik.

In ſeiner auswärtigen Politik wandelte Friedrich III. im Ganzen die Wege des Vaters und war gleich dem großen Kurfürſten bemüht, in den gewaltigen Weltereigniſſen, welche ſich um die Scheide des Jahrhunderts vollzogen, den Ruhm, das Anſehen und die Macht des brandenburgiſch-preußiſchen Staates zur Geltung zu bringen und zu erhöhen. Der Antheil, den Brandenburg auch unter Friedrich III. an den europäiſchen Verwickelungen nahm, war keineswegs kraftlos oder unrühmlich, wenn auch wenig erfolgreich. Eine entſchiedene Hingebung an das proteſtantiſche Bekenntniß, die ihn überall zur thatkräftigen Unterſtützung ſeiner Glaubensgenoſſen und zur eifrigen Beförderung der Unternehmung Wilhelms von Oranien gegen England veranlaßte, und ein lebhaftes deutſch-patriotiſches Gefühl, das ſich in der energiſchen Betreibung des Reichskriegs gegen Ludwig XIV. und der perſönlichen Theilnahme an den militäriſchen Vorgängen in den Rheingegenden kundgab, iſt Friedrich III. ebenſo wenig abzuſprechen wie ſeinem Vater und Vorgänger. Wenn es in den weitausgreifenden politiſchen Combinationen des großen Kurfürſten Zeiten gab, wo er ſich Frankreich näherte und im Bunde mit dieſer Macht ſeine Entwürfe durchzuführen gedachte, ſo glaubte Friedrich III. entſchiedener und conſequenter ſeine und des Reiches Wohlfahrt durch ein enges Zuſammengehen mit dem Kaiſer gewahrt und hielt am Bunde mit Oeſterreich, für das er am Rhein gegen die Franzoſen und in Ungarn gegen die Türken kämpfte, trotz mancherlei Enttäuſchungen feſt. Die Erfolge entſprachen keineswegs den Opfern und Anſtrengungen; die Theilnahme an den großen Kriegen der Zeit brachte dem Staat wenig Gewinn und bei den Ryswiker Friedensverhandlungen wurde der Kurfürſt mit einer Geringſchätzung

behandelt, die den für perſönliche Ehre und äußern Glanz ſo empfänglichen Mann im tiefſten Innern verletzte.

Eberhard von Danckelmann.

In den auswärtigen Angelegenheiten wie im Innern ſtand Eberhard von Danckelmann an der Spitze der Regierung, der erwähnte ehemalige Erzieher Friedrichs, der an Stelle Schwerins als Oberpräſident die Leitung der Geſchäfte neben den einflußreichſten Räthen der früheren Herrſchaft, einem Grumbkow, Meinders, Paul Fuchs u. A., führte. Der Kurfürſt war dem begabten, energiſchen und tüchtigen Manne in den erſten Jahren ſeiner Regierung mit außerordentlicher Gewogenheit und dem höchſten Vertrauen zugethan, überließ ihm faſt allein die geſammte Staatsverwaltung und überſchüttete ihn und ſeine ſechs Brüder mit Würden und Ehren. Allein die Hingebung des unbeſtändigen, ſchwachen und lenkbaren Kurfürſten erkaltete mit der Zeit. Der geringe Erfolg der auswärtigen Politik, der mit der Erſchöpfung der Finanzen Hand in Hand ging, wurde dem Miniſter zum Vorwurf gemacht; ſeine übermächtige Stellung, ſeine Herrſchſucht, die keinen andern aufkommen ließ, ſein hochfahrendes, im Bewußtſein ſeiner Verdienſte und ſeiner Rechtſchaffenheit ſchroffes Weſen hatte ihm viele Feindſchaften bereitet und unausgeſetzt wurde an ſeinem Sturze gearbeitet; auch die Kurfürſtin war ihm nie zugethan, und ſelbſt der Kurfürſt wurde mit der Zeit des ſtrengen, eigenmächtigen und kargen Mannes müde, der für die großen Bedürfniſſe des glänzenden Hofhalts nicht immer die Mittel ſchaffen wollte oder konnte. In der fürſtlichen Umgebung ſpann vor Allen der Freiherr Kolb von Wartenberg, ein geſchmeidiger Hofmann und Diplomat, ein Pfälzer von Herkunft, Ränke gegen den leitenden Miniſter. Als Danckelmann bemerkte, daß die Gunſt ſeines Herrn im Schwinden
Nov. 1697. ſei, kam er um ſeine Entlaſſung ein und erhielt ſie. Allein nicht zufrieden mit dieſem Erfolg, ſtellten die Höflinge dem Kurfürſten vor, der gekränkte Mann könne die Kenntniß aller Staatsgeheimniſſe mißbrauchen; Danckelmann wurde plötzlich verhaftet, in verſchiedene Feſtungen gebracht und ſein Vermögen mit Beſchlag belegt. Er wurde angeklagt, eine eigenmächtige und unregelmäßige Verwaltung geführt, das Staatsintereſſe und die Ehrfurcht gegen den Kurfürſten verletzt zu haben; eine Reihe gänzlich unbegründeter, zum Theil geradezu lächerlicher Beſchuldigungen wurde vorgebracht und ein höchſt formloſer Prozeß angeſtrengt, der dem Miniſter keine Verſchuldung nachweiſen konnte. Gleichwohl wurde er zehn Jahre lang in Haft gehalten und auch dann noch ſtrenge überwacht und eingeſchränkt. Erſt unter der folgenden Regierung wurde der alte ſchwergekränkte Mann in volle Freiheit geſetzt. Der ganze Vorgang iſt ein häßliches Denkmal der damaligen Juſtiz und für den Charakter des Kurfürſten wenig rühmlich. An Danckelmanns Stelle trat der hauptſächliche Urheber ſeines Sturzes, Kolb von Wartenberg, neben dem nur der General Barfuß als Kriegs-, Fuchs als Juſtizminiſter und der geh. Rath Jigen, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete, Einfluß beſaßen. Der habgierige, ränkeſüchtige, gegen den Hof ſchmeichleriſche, gegen Untergebene hochfahrende Günſtling war ein ſchlechter Erſatz für den rechtſchaffenen, charakterfeſten Danckelmann.

Die Idee der Königskrone.

Was dem Kurfürſten Friedrich III. an territorialen Erwerbungen, an Gebietsvergrößerung entging, erſetzte er durch eine Rangerhöhung, die freilich zunächſt nur äußerlichen Glanz verlieh, doch aber auch eine große politiſche Bedeutung in ſich ſchloß, namentlich in einer Zeit, da die Fragen des Ceremoniels ſo tief in den Verkehr der Staaten eingriffen. Es war eine öfter aufgetauchte Idee, die kurfürſtliche Ländermaſſe, die ſchon damals weit über den Umfang eines gewöhnlichen Reichsfürſtenthumes emporragte, mit der Königswürde auszuſtatten, die auf das außer-

halb des Reichsverbands ſtehende Herzogthum Preußen zu gründen wäre, und dem mächtigen Kurfürſtenthum, das ſeit einem halben Jahrhundert in allen europäiſchen Verwicklungen eine entſcheidende und ſelbſtändige Rolle ſpielte, die äußere Repräſentation zu geben, die es beanſpruchen durfte. Mit beſonderem Eifer ergriff der prachtliebende, von einem hohen Gefühl ſeiner Würde durchdrungene Kurfürſt Friedrich dieſe Idee, die ſchon ſein Vater gehegt hatte. Die Erwerbung der Kurwürde durch das Haus Hannover, der engliſchen Königskrone durch Wilhelm von Oranien, der polniſchen durch Auguſt von Sachſen verſchob die ganzen europäiſchen Rangverhältniſſe zu Ungunſten Brandenburgs. Man muß, um ſich die Wichtigkeit eines ſolchen Vorhabens zu vergegenwärtigen, die eigenartigen und peinlich ſtrengen Rang- und Etikettenverhältniſſe im damaligen diplomatiſchen Verkehr ſich vorſtellen.

„Noch bildeten", ſo ſchildert Ranke dieſe Zuſtände, „die abendländiſchen Fürſtenthümer und Republiken eine große Körperſchaft, an deren Spitze der römiſch-deutſche Kaiſer ſtand. Wie mannichfaltige und langwierige Unterhandlungen hat es ſelbſt der Krone Frankreich gekoſtet, das Prädicat Majeſtät zu erlangen, das ſonſt nur dem Kaiſer gebührte. Dem Könige von Frankreich wollten die übrigen Könige gleich ſein; dieſen ſtellte ſich wegen der Königreiche, die ſie einſt beſeſſen, die Republik Venedig zur Seite; wohl haben die kurfürſtlichen Geſandten in Wien unbedeckten Hauptes ſtehen müſſen, während der venezianiſche ſich bedeckte; aber nur ſchlecht waren die Kurfürſten und ſouveränen Herzoge mit dieſem Vorrang zufrieden; auch ſie forderten die Bezeichnung Sereniſſimus, den Titel Bruder, für ihre Geſandten das Prädicat Excellenz. Selbſt den mächtigſten weltlichen Kurfürſten aber fiel es ſchwer, hierin einen Schritt weiter zu kommen, weil, was man ihnen zugeſtand, dann auch von den geiſtlichen, die doch zum Theil bloße Reichsbarone von Herkunft waren, in Anſpruch genommen wurde. Es konnte nicht anders ſein, als daß dieſe Rangſtreitigkeiten auf die Unterhandlungen in den großen Congreſſen zurückwirkten. Um der widerwärtigen Mißverſtändniſſe, die zugleich tief in die Geſchäfte eingriffen, auf einmal überhoben zu werden, gab es für den Kurfürſten von Brandenburg nur das eine Mittel, die königliche Würde anzunehmen. Augenſcheinlich iſt, daß der brandenburgiſche Staat, wie er nunmehr war, keine ſeinen Machtverhältniſſen entſprechende Repräſentation finden konnte, ſo lange das Oberhaupt deſſelben eben nur den Rang eines Kurfürſten beſaß, der an einem Beſitz haftete, welcher doch nur ungefähr den dritten Theil der Landſchaften bildete, aus denen ſeine Macht beſtand."

Erwerbung der Krone.

Es koſtete freilich am Wiener Hofe, deſſen Einwilligung in die Erhebung des Herzogthums Preußen zur Königswürde man in erſter Linie für unerläßlich hielt, wie auch bei den andern europäiſchen Höfen langwierige und mühevolle Unterhandlungen, um die gewünſchte Anerkennung zu erreichen. Der brandenburgiſche Geſandte in Wien, Bartholdy, gab ſchon alle Hoffnung auf; um auf einem andern Wege zum Ziele zu kommen, entwarf der Jeſuit Vota, der Beichtvater Auguſts des Starken, eine Denkſchrift, worin dem Kurfürſten der Rath gegeben war, ſich vom Papſte die Königswürde zu verſchaffen, ein Gedanke, auf den man weitgehende Entwürfe hinſichtlich einer religiöſen Bekehrung Brandenburgs baute; in der That unterſtützte auch der Jeſuitenpater Wolf, ein einflußreicher Mann am Wiener Hofe, eifrig die Krönungsfrage; ein ſeltſamer Zufall wollte, daß der Kurfürſt durch eine Verwechſelung der Chiffre ſich perſönlich an den vielvermögenden

Pater, ſtatt an ſeinen Geſandten gewendet. Allein man täuſchte ſich in der Feſtigkeit und Aufrichtigkeit der proteſtantiſchen Geſinnung Friedrichs III. Am Ende ließen die Verwicklungen, welche durch die ſpaniſche Thronfolge herbeigeführt und von dem Kurfürſten vorzugsweiſe im Intereſſe ſeiner Rangerhöhung ausgebeutet wurden, den Lieblingswunſch ſeines Herzens doch in Erfüllung gehen. Gegen mancherlei Zuſagen, bei künftigen Kaiſerwahlen das Haus Oeſterreich berückſichtigen zu wollen, in andern Fragen der Reichspolitik ihm zu Willen zu ſein, insbeſondere aber ſeine ſpaniſchen Anſprüche mit Waffengewalt zu unterſtützen, verſtand ſich der kaiſerliche Hof, dem die brandenburgiſche Bundesgenoſſenſchaft von größtem Werth ſein mußte, zur Anerkennung der preußiſchen Königswürde, worauf die feierliche Krönung mit niegeſehenem Gepränge in Königsberg erfolgte. Der glänzenden Handlung unmittelbar voran ging die Stiftung des ſchwarzen Adlerordens, der höchſten Auszeichnung der preußiſchem Krone.

Kronvertrag vom 16. Nov. 1700.

18. Jan. 1701.

„Obwohl die neue Würde nur auf Preußen gegründet war, ſo umfaßten doch Titel und Rang alle Provinzen; auch der durch herrliche Thaten wachſende Kriegsruhm, der ſich an den Namen Preußen knüpfte, war ein Gemeingut Aller. Die dem deutſchen Reiche angehörigen Gebiete wurden aus der Reihe der anderen deutſchen Landſchaften gleichſam herausgehoben und zu einer beſondern Einheit zuſammengefaßt, wie ſorgfältig man auch ſonſt noch das Verhältniß zu dem Reiche aufrecht erhielt.“ Die europäiſchen Mächte erkannten nach einander im Lauf der nächſten Jahre die neue Würde an, zuletzt Frankreich und Spanien im Utrechter Frieden; nur Papſt Clemens XI. erließ einen wirkungsloſen Proteſt gegen die Anmaßung, Könige zu ernennen, ein Recht, das nur dem heiligen Stuhl zuſtehe.

Finanzielle Erſchöpfung.

Die großen Verwicklungen, welche der nordiſche und der ſpaniſche Erbfolgekrieg über Europa brachten, zogen natürlich auch den preußiſchen Staat in ihre Kreiſe; an faſt allen Schlachten des Erbfolgekrieges, bis weit in Italien hinein, haben preußiſche Regimenter mit Auszeichnung und Ruhm theilgenommen, obwohl die gleichzeitigen nordiſchen Wirren die ganze Kraft König Friedrichs hätten in Anſpruch nehmen ſollen und weit mehr Gewinn in Ausſicht ſtellten. Die preußiſchen Waffenerfolge blieben denn auch ziemlich unfruchtbar und die nordiſchen Verwicklungen wurden, wie wir an einem andern Orte ſehen werden, von ferne nicht benutzt, wie es einem thatkräftigen und aufſtrebenden Reiche geziemt hätte. Und, was das Schlimmſte war, durch die koſtſpieligen Kriegsunternehmen und den ſtets wachſenden Aufwand der Hofhaltung geriethen die Finanzen des Staats und die ganze Verwaltung in die höchſte Verwirrung; ſtets neue und erhöhte Steuern ſogen das Mark des Volkes aus. Unter allen Verſuchen, die damals gemacht wurden, um die fiſcaliſchen Einkünfte zu ſteigern, war keiner einſchneidender und für die geſammte Landescultur bedeutſamer als das Unternehmen einer rationelleren und einträglicheren Bewirthſchaftung der ſehr ausgedehnten Domänen.

Die Domänenfrage.

An die Stelle der bisherigen Zeitpacht der Domänen ſollte die Vererbpachtung und eine vermehrte Parzellirung mit intenſiverem Anbau treten. Chriſtian Friedrich

Luben von Wulffen war der Schöpfer dieſer Idee und wurde mit der Ausführung der Reform betraut. „Seine Gedanken waren nicht allein fiscaliſcher Art; ſie erinnern bereits an eine Agriculturgeſetzgebung, die ſpäter aus ganz anderen Rückſichten vorgenommen worden iſt. Er wollte die von den Vorwerken abhängigen Bauern der harten Dienſte entledigen, zu denen ſie den Pächtern verpflichtet waren, und ihre perſönlichen Leiſtungen tn ein Dienſtgeld verwandeln; er hegte die Hoffnung, in Folge der Begründung neuer Bauerſtellen werde ſich das Land bevölkern, die Jugend ſich dem Ackerbau widmen, vielleicht eine große Anzahl von Fremden anziehen; in der Menge der Unterthanen beſtehe die Glorie des Herrn, ſowie die Sicherheit des Landes; denn in ein Gebiet, das überall mit Eigenthümern beſetzt ſei, werde ſich kein Feind mehr wagen." Hand in Hand damit ging der Verſuch, eine Art Landwehr zu errichten, die Bauernſöhne zu einer ländlichen Miliz auszubilden, welche ſich gegen feindliche Ueberfälle vertheidigen könnte. Allein das Erbpachtsſyſtem, das man in ziemlich weitem Umfang in den erſten Jahren des 18. Jahrh. durchführte und das Anfangs auch glänzende fiscaliſche Erfolge aufwies, bewährte ſich ſchließlich doch nicht oder blieb wenigſtens weit hinter der gehegten Erwartung zurück. Man gab die Idee auf und kehrte zur Zeitpacht zurück.

Sturz des Grafen Wartenberg.

Dieſe Vorgänge trugen mit zu dem Sturz der bisherigen Günſtlinge und Rathgeber bei, welche als Förderer des Erbpachtplanes aufgetreten waren, insbeſondere des Grafen Wartenberg. Der Graf hatte ſich zwar durch ſein geſchmeidiges und unterwürfiges Weſen bei dem ſchwachen König in einem beiſpielloſen Grade in Gunſt geſetzt und ſich durch eine königliche Verordnung ſicher geſtellt, wonach alle Verantwortung in Geſchäftsſachen nicht ihm, ſondern ſeinen Unterbeamten zur Laſt fallen ſollte; aber andrerſeits hatte er und noch mehr ſeine anmaßende Gemahlin, eine Frau von niederer Herkunft und Bildung, früher das Eheweib eines kurfürſtlichen Kammerdieners, durch Habſucht, Hoffahrt und herriſches Betragen ſich eine Menge Gegner an dem ränkevollen Hofe gemacht und es wurde unabläſſig an ſeinem Sturz gearbeitet. Viele Intriguen fielen nur zum Schaden der Anſtifter aus; ſo wurde der Feldmarſchall Barfuß, die beiden Grafen Dohna, der Hofmarſchall von Wenſen bei einem Verſuche, den Günſtling beim König zu verdächtigen, in Ungnaden ihrer Aemter entlaſſen. Der Miniſter umgab ſich nun mit noch gefügigeren Gehülfen; der Graf Wartensleben erhielt die Leitung des Kriegsweſens, der Graf Wittgenſtein, ein hochfahrender, eigennütziger Mann, die Finanzgeſchäfte. Unter dem Drucke dieſes „dreifachen Wehs", wie die drei einflußreichſten Männer ſpottend genannt wurden, kam das Land an den Rand der Verzweiflung. Allein mit der Zeit gewannen die Gegner des anmaßenden Günſtlings doch Gehör bei dem alternden König, namentlich da auch der Kronprinz, Friedrich Wilhelm, der einzige Sohn der um dieſe Zeit (1. Febr. 1705) verſtorbenen Königin Sophie Charlotte, die Leiter des herrſchenden Verwaltungsſyſtems mit ſeiner Verſchwendung und ſeinen Mißbräuchen haßte. Das Vorſpiel zum Sturze des allmächtigen Günſtlings war die Verhaftung des Grafen Wittgenſtein, dem man Eigenmächtigkeit und Unredlichkeit in der Finanzverwaltung, ſelbſt offenbare Unterſchlagung Schuld gab. Es kamen arge Dinge, die ſchnödeſte Mißwirthſchaft zu Tage und er wurde aus dem Lande verbannt. Wenige Tage ſpäter wurden auch dem Grafen Wartenberg die Inſignien ſeines Amtes abgefordert. Im Genuſſe einer ſtattlichen Penſion und großer Reichthümer, die er auf die Seite gebracht, zog er aus dem Lande, ſtarb aber ſchon im zweiten Jahre darauf.

1702.

Decbr. 1710.

Tod des Königs.

Dem alternden König gingen dieſe Dinge ſehr nahe, zumal auch eine neue Ehe, die er mit Sophie Luiſe von Mecklenburg geſchloſſen, einer ſtreng lutheriſchen

Prinzessin, welche durch ihren Bekehrungseifer und fanatischen Sinn dem Gemahl sehr lästig ward und am Ende in religiösen Irrsinn verfiel, ihm nicht das er-
† 25. Febr. 1713. sehnte häusliche Glück für seinen Lebensabend brachte. Er überstand auch diese Vorgänge nicht lange; nachdem ihm zwei Enkel frühzeitig gestorben, hatte er ein Jahr vor seinem Tod noch die Freude die Geburt eines dritten zu erleben; es war Friedrich, in der Folge „der Große" genannt.

Territoriale Erwerbungen unter Friedrich I.

Die territoriale Vergrößerung des preußischen Staats unter Friedrich I. war nicht bedeutend. Er kaufte (1697) von dem geldbedürftigen August dem Starken von Sachsen die Vogtei über Stift und Stadt Quedlinburg und das Reichsschulzenamt in der Stadt Nordhausen; doch gelang die Besitzergreifung, deren Rechtsgültigkeit bestritten wurde, erst als der König die Städte mit Truppen besetzte, und auch in der Folge erhoben sich aus diesem zweifelhaften Kaufgeschäft nach mancherlei Verwicklungen. Ferner nahm Friedrich die dem großen Kurfürsten als Pfandschaft für eine Kriegsentschädigung zugesprochene
1698. Stadt Elbing mit Gewalt in Besitz (S. 615) und fügte sie, als die Summe nicht bezahlt wurde, dauernd dem preußischen Gebiet bei. Die bedeutendste Erwerbung, freilich aber wegen der weiten Entfernung und der fremden Nationalität von zweifelhaftem Werthe, war die Souveränetät über Neufchatel und Valengin (Welsch-Neuenburg), ein Stück der oranischen Erbschaft, die nach dem Tode des kinderlosen Königs Wilhelm von England (1702) an König Friedrich, den Sohn der oranischen Luise fiel. Nach dem Aussterben des Hauses Longueville (1707) besaß das Haus Nassau-Oranien unzweifelhaft die nächsten Erbrechte auf das Fürstenthum, und der Erbe der oranischen Ansprüche war König Friedrich. Trotz des Widerspruchs Ludwigs XIV. und einer ganzen Reihe anderer Prätendenten gelang es dem preußischen König, der auch im Lande den meisten Anhang hatte und von den Ständen anerkannt wurde, seine Erbrechte durchzusetzen und im Frieden von Utrecht die Bestätigung seiner Souveränetät zu erlangen. Doch war das Verhältniß stets nur eine lockere Personalunion; in eine eigentliche politische Verbindung konnte das ferne Land mit dem nordischen Staat nicht treten. Aus der oranischen Erbschaft, welche übrigens zu häßlichen Zerwürfnissen mit Holland und dem von dem letzten Oranier gegen den alten Ehevertrag des großen Kurfürsten zum Erben eingesetzten Seitenverwandten, Johann Wilhelm Friso von
1712. Nassau-Dietz führte, erwarb Friedrich schließlich auch die Grafschaft Mörs, indem er die Holländer mit gewaffneter Hand daraus vertrieb. Durch Kauf wurde ferner ein großer Theil der Grafschaft Teckelnburg an der Ems mit dem preußischen Staat vereinigt.

2. Schweden im siebzehnten Jahrhundert.

1. Schweden unter der Königin Christine.

Christinas Minderjährigkeit 1632—1644. geb. 8. Decbr. 1626.

Gustav Adolf hinterließ von seiner Gemahlin, der brandenburgischen Marie Eleonore, eine einzige Tochter, Christine, die bei des Vaters Tod noch im zartesten Kindesalter stand. Die Stände faßten alsbald den Beschluß, eingedenk des Erbvertrags von Norköping (XI., 886), in Ermangelung männlicher Nachkommen des seligen Königs das „hochgeborne Fräulein" als erkorene Königin und Erbfürstin Schwedens anzuerkennen; während ihres minderjährigen Alters möchten die fünf hohen Reichsämter, der Drost, der Marschall, der Admiral, der Kanzler und der Schatzmeister, die Verweserschaft führen. Die Würden des Drosts und des Schatzmeisters, die erledigt waren, wurden zugleich neu besetzt

und zwar beide durch Glieder der Familie Oxenſtjerna, die ſomit drei Stellen in der Vormundſchaft inne hatte. Sodann wurde eine Reichsverfaſſung feſtgeſetzt. Der Kanzler Axel Oxenſtjerna entwarf eine „Verordnung über Staat und Regierung des Reiches“ im Namen Guſtav Adolfs, der mehrfach die Reichsverfaſſung neu zu ordnen beabſichtigt und den Grundſätzen des Kanzlers Zuſtimmung ertheilt hatte, ſo daß der nach ſeinem Tode vorgelegte Verfaſſungsentwurf als ſein Teſtament angeſehen werden konnte. Die Aufgabe des Königs in dieſer Hinſicht war nach Geijers Anſicht „zunächſt den von ſeinem Vater niedergedrückten Adel am Ende mit dem Erbreich zu verſöhnen. Dem Adel ſetzte er eine vom Könige abhängige Beamtenmacht entgegen. Die Regierungsform von 1634 bildet in dieſer Hinſicht bloß aus, was ſeine Regierung als Grund gelegt. Daß die Beamtenmacht zu einer neuen Adelsmacht ward, das lag in den Umſtänden einer vormundſchaftlichen Regierung, welche dazu vielleicht noch mehr durch ihre Verdienſte als durch ihre Fehler beigetragen“. Der Entwurf Oxenſtjerna's wurde mit einigen Veränderungen von den Ständen angenommen. Der Satz „Schweden iſt ein Erbreich, kein Wahlreich“ wurde weggelaſſen; noch war die alte Neigung zum Wahlreich nicht ganz erloſchen, und man behielt ſich die Möglichkeit vor, dieſen Grundſatz unter andern Verhältniſſen vielleicht noch einmal geltend zu machen, dachte auch, den Anſprüchen des polniſchen Waſazweiges auf dieſe Weiſe ſicherer zu begegnen. 29. Juli 1634.

Die neue Verfaſſung ordnete die Zuſammenſetzung, Wirkſamkeit und Befugniſſe der oberſten Behörden, des ausſchließlich aus einheimiſchen Edelleuten beſtehenden Reichsraths und der fünf hohen Aemter, die an der Spitze von fünf Kollegien ſtehen, des Hofgerichts, des Kriegsraths, der Admiralität, der Kanzlei und der Rechnungskammer; ſie regelte die Verwaltung und Gerichtsverfaſſung, die Eintheilung des Reichs, militäriſche und Beamtenverhältniſſe und insbeſondere die Regierungsweiſe während der Abweſenheit oder Minderjährigkeit des Königs. „Dieſe Regierungsform“ heißt es bei Rühs „iſt nicht blos eine Inſtruction für die Vormundſchaft, ſie iſt vielmehr eine vollkommene Conſtitution; überall leuchtet aus ihren Beſtimmungen ein vortrefflicher Geiſt, ein heller politiſcher Blick hervor; nur das war ein Uebel, daß der Reichsrath aus lauter Edelleuten beſtand; es war vorauszuſehen, daß dieſer Stand ſein Uebergewicht benutzen und ſich auf Koſten der übrigen immer größere und bedeutendere Vorrechte verſchaffen werde“. War doch ohnehin ſeine ſtaatsrechtliche Stellung als ein Mittelglied zwiſchen dem König und den Ständen eine ſchwankende, unſichere und zu Uebergriffen einladende. „Umſtände noch mehr als Grundſätze machten ſpäter die Verfaſſung von 1634 dem ſchwediſchen Volke unbehaglich. Sie kam niemals in allen Theilen zur Ausführung. Für ihre Zeit war ſie ein Werk politiſcher Weisheit. Man muß Axel Oxenſtjerna bewundern, deſto mehr, je näher man ihn kennen lernt und je größer die Hinderniſſe ſind, mit denen er zu kämpfen hatte. Während die Laſt des Krieges draußen auf ſeinen Schultern ruht, umfaßt ſein Blick in der Ferne alle innern Verhältniſſe ſeines Vaterlandes“. Nach ſeiner Rückkehr vom Friedenscongreß zu Brömſebro (XI., 1004) wurde der Reichskanzler zum Grafen von Södermöre erhoben unter ſchmeichelhafteſter Anerkennung ſeiner Verdienſte. Es war das letzte Zeichen von Vertrauen; bald kamen andere Familien, die de la Gardie, die Brahe empor und die Oxenſtjernas wurden gefliſſentlich zurückgeſetzt; ſie waren zu einer allzugroßen Höhe und Macht geſtiegen: man mißtraute ihren Abſichten und war ihrer Herrſchaft überdrüſſig.

Friedensschlüsse.

Um die schwedischen Kräfte ganz auf den deutschen Krieg verwenden zu können,
Sept. 1635. schlossen die Reichsverweser den sechsundzwanzigjährigen Frieden von Stuhmsdorf mit Polen (XI., S. 979). Damit wurde ein Krieg zu einem vorläufigen Ende gebracht, den Christine noch von ihrem Vater und Großvater geerbt und der nach zeitweiligem Waffenstillstand immer von Neuem wieder ausbrach. Die Schweden blieben im Besitze von Livland, das Gustav Adolf in einem mehrjährigen erbitterten Kampfe erobert.
Aug. Sept. 1621. Seit der furchtbaren Belagerung der Stadt Riga, die sechs Wochen lang den schwedischen
Jan. 1626. Stürmen widerstand, ehe sie endlich fiel, bis zur blutigen Schlacht bei Wallhof in Kurland war in den livischen und kurischen Landen viel schwedisches und polnisches Blut geflossen und eine Stadt nach der andern hatte dem siegreichen nordischen König die Thore öffnen müssen. Die Eroberungen in Preußen aber, die Städte an der Ostsee,
1626—1629. die Gustav Adolf in den „preußischen Feldzügen" in seine Gewalt gebracht und großentheils noch in dem Altmärker Vertrag (XI., 925) festgehalten hatte, mußten an Polen zurückgegeben werden. Zwei große Kriege gleichzeitig zu führen, überstieg die Kräfte Schwedens; darum vertrug es sich unter erheblichen Opfern mit Polen; allein unter der folgenden Regierung brach der Riesenkampf aufs Neue aus. Vortheilhafter war der
Aug. 1645. Friede von Brömsebro mit Dänemark (XI., 1004), das freilich zu Land und zur See bis zur Vernichtung unterlegen war. Außer der uneingeschränktesten Zollfreiheit im Sunde, deren Verletzung von Seiten Dänemarks die hauptsächlichste Ursache der Mißhelligkeiten gewesen, erwarb Schweden die Provinzen Jämtland und Herjeådalen, die Insein Gothland und Oesel, und die Provinz Halland, die jedoch nach dreißig Jahren durch eine entsprechende Entschädigung abgelöst werden könnte. Schweden begann damit Herr seines eigenen Continents zu werden. Die schwedischen Erwerbungen an der Ost- und Nordsee, in Pommern und Bremen, welche der westfälische Friede einbrachte, haben wir früher kennen gelernt (XI., 1014).

Christinas selbständige Regierung 1644—1654

An ihrem achtzehnten Geburtstag übernahm die Königin Christina die Regierung selbständig. Die schlimmste Erbschaft, welche die Monarchie aus der vormundschaftlichen Verwaltung antrat, war die durch den langen Krieg erzeugte finanzielle Verlegenheit und die Veräußerung eines bedeutenden Theils der Krongüter, zu welcher sich die Reichsverweser aus Mangel an andern Mitteln veranlaßt gesehen. Schon unter Gustav Adolf waren die Steuern, die vorzugsweise auf den Bauern lasteten, zu einer unerschwinglichen Höhe gestiegen; die unentbehrlichsten Lebensmittel wurden mit indirecten Abgaben belegt oder gar zum Monopol der Regierung gemacht. Die Veräußerung der Domänen wirkte um so unheilvoller, als sie nur an den Adel gestattet war und vielfach auch die Kronrenten der Steuerbauern in sich schloß, wodurch der Edelmann leicht die Möglichkeit gewann, freie Bauern sich unterthänig zu machen. Es wurden Stimmen laut, alle Steuerpflicht habe ihren Ursprung vom ersten Besitzrecht der Krone an den Boden, und das Ueberlassen der Rente an den Adel schließe daher ein Ueberlassen des Bodens selbst in sich. Das uralte Recht des freien bäuerlichen Grundbesitzes war in Gefahr. Christine bestätigte nicht nur die während ihrer Minderjährigkeit vorgenommenen Veräußerungen, sondern sie schritt noch weit rücksichtsloser auf dem bedenklichen Wege weiter und ließ ihrer Neigung zu Freigebigkeit und Verschwendung alle Zügel schießen. Unter dem Bauernstand und selbst dem niedern

Adel gab ſich eine tiefe Bewegung gegen die großen Geſchlechter kund, welche alle Macht und allen Beſitz an ſich zu reißen ſuchten. Die Zukunft der Bauern, klagt eine Flugſchrift der Zeit, ſei, aus einem freien Reichsſtande zu Leibeigenen und Knechten zu werden; die Milde der Königin werde mißbraucht, ſo daß ſie bald nicht mehr als den Titel von Reich und Krone habe; die Auflagen wären ſo hoch geſtiegen, daß ſie fürder nicht zu ertragen, die Beſchwerden des gemeinen Volkes würden an den Reichstagen nicht gehört.

Im Jahre 1650 übergaben Geiſtlichkeit, Bürger und Bauern der Königin eine „Proteſtation über die Zurückgabe der Krongüter", worin ſie begehrten, daß man alle ſolche Allodialdonationen abſchaffe, das Entfremdete an die Krone zurückbringe und alljährlich ein Unterſuchungsgericht abhalte, zu richten, was gegen das Recht der Krone und die Freiheit des gemeinen Volkes begangen worden. Die Aufregung war ſo groß, daß man am Vorabend eines Bürgerkriegs zu ſtehen glaubte. Die Königin nahm die Anträge gnädig auf, wich aber doch einer Entſcheidung aus. Die Schwierigkeit dieſer Frage beſtärkte ſie in ihrem Entſchluß, das Scepter andern und kräftigeren Händen anzuvertrauen. Erſt der Folgezeit war eine Löſung vorbehalten.

Die Thronentſagung.

Um die Zukunft der Dynaſtie ſicherzuſtellen, drangen die Stände in die Königin, ſich zu vermählen oder aber einen Nachfolger aus den nächſten Seitenverwandten des königlichen Hauſes einzuſetzen. Man erwartete allgemein, ſie würde ihrem Vetter Karl Guſtav, dem Sohn des Pfalzgrafen Johann Kaſimir von Zweibrücken (Kleeburg), die Hand reichen. Unter der Aufſicht der Pfalzgräfin Katharina, Guſtav Adolfs Schweſter, war ſie erzogen und der Vetter, der in Schweden geboren und herangewachſen war, ihr ſchon in der Kindheit verlobt worden; allein die Königin fand kein Gefallen an ſeiner Perſon und ebenſo wenig an einer andern Ehe. Es widerſtrebte ihrem ſelbſtändigen eigenwilligen Sinn, einem Manne ſich unterzuordnen, irgend Jemanden, und ſei es auch der Gemahl, als ihren Gebieter anzuerkennen. Um dem Drängen der Stände ein Ende zu machen, kam Chriſtine mit dem Vorſchlag heraus, den Pfalzgrafen zu ihrem Nachfolger zu ernennen, und durch ihr energiſches Eintreten für dieſen Entſchluß erreichte ſie es in der That, daß der Reichsrath und die Stände Schwedens trotz vielfacher Bedenken der Thronfolge Karl Guſtavs zuſtimmten, im Falle die Königin ohne Erben ſtürbe. Im folgenden Jahre erkannte der Reichstag die Erblichkeit der Krone für die männlichen Nachkommen des Pfalzgrafen an. Bald darauf eröffnete die Königin ihr ſchon mehrere Jahre gehegtes Vorhaben die Krone niederzulegen.

März 1649.

1650.

Oct. 1651.

Es gab Leute, die es nicht abwarten konnten, bis ſie die Abſicht auch wirklich ausführte. Der junge Arnold Meſſenius, der Sohn des gleichnamigen Hiſtoriographen, überhäufte in einer Schrift, die er dem Pfalzgrafen zuſandte, die Königin und das Adelsregiment mit Schmähungen und Anklagen und ſuchte Karl Guſtav zu bereden, mit gewaffneter Hand den Thron in Beſitz zu nehmen. Der Urheber der hochverrätheriſchen Flugſchrift und ſein ſchuldloſer Vater erlitten den Tod durch die Hand des Scharfrichters und endeten damit ihr unglückliches Geſchlecht.

Decbr. 1651.

Charakter der Königin Chriſtine.

Zu dem Entſchluſſe der Thronentſagung trugen ebenſowohl die ſchwierigen politiſchen Verhältniſſe bei, die wir angedeutet, wie die perſönliche Sinnesart und Denkweiſe

der Königin. Ihr fehlte die Hingebung an das rauhe Land ihrer Geburt, an die harte und ſtarre Natur ihres Volkes und deſſen ſtrengen religiöſen Sinn, und dieſes wiederum nahm Anſtoß an den zahlloſen ausländiſchen Günſtlingen, an dem Eindringen fremder Sitten und Moden, an dem verſchwenderiſchen prunkvollen Leben am Hofe; ſie fühlte ſich in ihrem eigenen Vaterlande nicht heimiſch. Ihr fehlte auch die Kraft und der Wille, ſich ernſtlich der Staatsgeſchäfte anzunehmen und unter ſchweren politiſchen Wirren eine mühe- und ſorgenvolle, vorausſichtlich aufreibende und wenig erſprießliche Thätigkeit zu üben. Wenn ſie, namentlich im Anfang, mit größtem Eifer ihren Regierungspflichten oblag, allen Rathsſitzungen anwohnte, den diplomatiſchen Verkehr perſönlich pflegte, von allen Angelegenheiten ſich aufs Genauſte unterrichtete, ſo entſprang dies doch mehr der ihr eigenen Sucht, mit ihrem Geiſt und Verſtand, mit der Selbſtändigkeit ihres Urtheils zu glänzen, als daß ſie für die Aufgaben des Staatslebens eine wirklich innere Hingebung beſeſſen hätte. Ihre eigentlichen Intereſſen lagen ganz wo anders. Sie war von einer ſelbſt unter Männern jener Zeit ſeltenen Tiefe der klaſſiſchen und gelehrten Bildung, die ihr vor Allen der unterrichtete und duldſame Johannes Matthiä, in der Folge Biſchof von Strengnäs, beigebracht, von einem ungewöhnlichen Lerntrieb beſeelt, in den antiken Schriftſtellern wie in den philoſophiſchen Disciplinen bewandert. An männlichen Geiſtesbeſchäftigungen fand ſie Gefallen, wie ſie auch in ihrer Lebensweiſe, in ritterlichen Uebungen, in wildem Reiten, in den Freuden der Jagd, in der Verachtung von äußerer Anmuth und Würde, häufig ihr Geſchlecht vergeſſen ließ. Geiſtreiche Geſpräche und gelehrte Disputationen ſagten dieſem ſtarken Geiſte mehr als alles Andere zu. An ihrem Hofe ſammelten ſich die berühmteſten Männer der Wiſſenſchaft, ein Hugo Grotius, Descartes, Conring, Iſaac Voſſius, Nicolaus Heinſius, Salmaſius, der Philoſoph und Dichter Stjernhjelm, die Rechtsgelehrten Stjernhöök und Loccenius, die Bearbeiter des ſchwediſchen Rechts, und viele andere Ausländer und Einheimiſche von Geiſt und Ruf, die Gunſt und Unterſtützung fanden. Die älteren Univerſitäten Upſala und Greifswald und die neugegründeten Hochſchulen zu Dorpat und Abo wurden reichlich ausgeſtattet und, ſoweit dies damals in Schweden überhaupt möglich war, mit tüchtigen Lehrkräften beſetzt.

Uebertritt zum Katholicismus.

Das arme ungebildete Volk, das auch in höheren Geſellſchaftsſchichten noch von einer unglaublichen Unwiſſenheit und Rohheit war, hatte freilich von dieſem fremden gelehrten Prunk wenig Gewinn, und Chriſtine ſelbſt ſchöpfte aus dem Verkehr mit der Wiſſenſchaft nicht reine Geiſtesbildung und edle Humanität, ſondern Zweifelſucht und eitle Selbſtgefälligkeit. Es fehlt dieſem Charakter vor Allem an dem glücklichen geſunden Ebenmaß. Hocherhaben über die Ideenkreiſe ihres Geſchlechtes und Volkes, findet ſie in ihrer Umgebung, in dem ihr zugefallenen Felde der Wirkſamkeit keine Befriedigung und überſpringt die Schranken, die ihr die natürliche und geſellige Ordnung geſteckt. Aus dieſer Stimmung der Ueberſättigung und Unzufriedenheit verfiel ſie dann auf die religiöſen Dinge. Einſt hatte ſie mit ihrem Lehrer Johann Matthiä, der in der Folge (1664) zugleich mit dem Biſchof Joh. Terſerus von Abo wegen Irrlehren und Hinneigung zum Calvinismus ſeines biſchöflichen Amtes entſetzt wurde, ſich für die Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen begeiſtert; der lutheriſche Zelotismus, der ihr dabei begegnete, ſtieß ſie ab; ſie wurde mehr und mehr, wie ihrem Lande, ſo auch dem Glauben deſſelben entfremdet. Sie gerieth in religiöſe Zweifel; es ſchien ihr, als ſei alle Religion Menſchenerfindung und im Grunde gleichgültig, zu welcher man ſich bekenne. Manche der auswärtigen Gelehrten nährten dieſen Hang; insbeſondere einem franzöſiſchen Freigeiſt und Arzt, Bourdelot, der ſie von einer Krankheit geheilt und ſeitdem in höchſter Gunſt ſtand, wird eine erfolgreiche Thätigkeit in dieſer ſkeptiſchen Richtung zugeſchrieben. Aus innerer Zweifelſucht, Frivolität und Eitelkeit aber haben

ſchon viele haltloſe Naturen eine letzte Zuflucht im Schooße der katholiſchen Kirche geſucht. Die Jeſuiten erkannten bald den günſtigen Boden und arbeiteten an dem Bekehrungswerk; ein neuer Günſtling, Don Antonio Pimentelli, der ſpaniſche Geſandte, kam ihnen dabei zu Hülfe. „Abgeſtoßen von tauſend Zufälligkeiten", ſagt Ranke, „unberührt vom Geiſte des Proteſtantismus, eigenwillig reißt ſie ſich von ihm los; das Entgegengeſetzte, von dem ſie nur eine dunkle Kunde hat, zieht ſie an; daß es in dem Papſt eine untrügliche Autorität gebe, ſcheint ihr eine der Güte Gottes angemeſſene Einrichtung; darauf wirft ſie ſich von Tage zu Tage mit vollerer Entſchiedenheit; es iſt, als fühlte ſie das Bedürfniß weiblicher Hingebung hierdurch befriedigt." Der Uebertritt zum katholiſchen Bekenntniß war ſchon vor ihrer Abdankung innerlich vollzogen.

Nachdem auf Bitten des alten Reichskanzlers die Thronentſagung noch mehrere Jahre verſchoben worden, brachte Chriſtine ihren Entſchluß wirklich zur Ausführung, und unmittelbar darauf verließ ſie, einer anſehnlichen Rente verſichert, das Land ihrer Geburt; wehmüthig ſahen die Stände und das Volk den letzten Sproſſen der Waſa ſcheiden; in demſelben Jahre ſtieg auch Axel Oxenſtjerna ins Grab. Zu Innsbruck trat des großen Guſtav Adolf Tochter öffentlich zur katholiſchen Kirche über. Nachdem ſie in Rom von Papſt Alexander VII. die Firmung erhalten, durchreiſte ſie zwei Jahre lang Frankreich. In Fontainebleau ließ ſie, als ob ſie noch ſouveräne Königin wäre, ihren Stallmeiſter den Marquis Monaldeſchi wegen angeblichen Hochverraths in der Schloßgalerie umbringen, eine in Roman und Dichtung vielbehandelte myſteriöſe Geſchichte, die ihr bei Mit- und Nachwelt böſen Leumund zuzog. Nach der Hauptſtadt der katholiſchen Welt zurückgekehrt, verbrachte ſie daſelbſt den Reſt ihres Lebens zu den Füßen des heil. Vaters, in vollen Zügen die literariſchen und künſtleriſchen Anregungen genießend, welche die Weltſtadt am Tiber bot. Zweimal erſchien ſie noch auf dem ſchwediſchen Boden und ſuchte nach dem Tode ihres Nachfolgers ihre Thronanſprüche wieder hervor; allein für die katholiſche Königin regten ſich nirgends mehr Sympathien im Lande. Am 19. April 1689 endete ſie in Rom ihr verfehltes Leben. Von ihrem hochgebildeten Geiſt zeugen ihre zahlreichen literariſchen Arbeiten, Memoiren, Sinnſprüche, Briefe, voll der feinſten Gedanken und treffendſten Urtheile. Sie wurde in der Peterskirche begraben, wo ihr Papſt Innocenz XII. ein von Carlo Fontana ausgeführtes Denkmal errichten ließ.

Ausgang Chriſtinens.

Juni 1654.

10. Nov. 1657.

1658.

2. Die pfälziſchen Könige.

Die kurze Regierung Karls X. Guſtav wurde faſt vollſtändig von den großen Kriegen mit Polen und Ruſſen, Dänen und Brandenburgern ausgefüllt, die wir an einer andern Stelle kennen gelernt haben. Die guten Abſichten des Königs für die innere Verwaltung kamen unter den auswärtigen Sorgen und Anſtrengungen größtentheils nicht zur Ausführung. Die brennende Frage der Zeit, die Herſtellung des finanziellen Gleichgewichts, die in erſter Linie auf der Reduction der entfremdeten Krongüter beruhte, wurde zwar unter der Leitung des Kammerpräſidenten Hermann Fleming in Angriff genommen, gerieth aber nach einem

Karl X. Guſtav. 1654—1660. geb. 1622

kräftigen Anlauf unter den Kriegswirren bald ins Stocken, und man ſchritt in der beſtändigen Geldverlegenheit ſogar zu neuen Verpfändungen. Hätte Karl X. länger gelebt, ſo würde er ohne Zweifel des Regiments im Innern ſich mit derſelben Thatkraft angenommen haben, die er nach Außen entfaltete. Denn der erſte Pfälzer auf dem ſchwediſchen Königsthron war nicht allein ein ſchneidiger Kriegsheld, ſondern auch ein Staatsmann voll Einſicht in die innere und auswärtige Politik, voll Bildung und Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt, voll Verſtändniß für die Bedingungen der ſtaatlichen Blüthe und Wohlfahrt, von einem hohen Bewußtſein ſeiner königlichen Pflichten und Rechte, von einer wahrhaft raſtloſen Thätigkeit und Arbeitskraft, von einer Zähigkeit und Energie, wie ſie allen dieſen ſchwediſchen Pfälzern eigen war und bisweilen an Starrſinn grenzte, im Glück kühn aufſtrebend, aber auch im Unglück nicht verzagt.

Die vormundſchaftliche Regierung 1660—1672

Als dieſe edle Kraft unter dem Uebermaß der Anſtrengung und Arbeit zuſammengebrochen war (S. 614), traten die ſchwierigen innern Verhältniſſe alsbald zum Vorſchein. Schon das Teſtament gab zum heftigſten Streite Anlaß. Der König hatte die Regierung während der Unmündigkeit ſeines vierjährigen Sohnes ſo geordnet, daß ſeine Gemahlin Hedwig Eleonore von Holſtein an der Spitze der fünf höchſten Reichsbeamten die vormundſchaftliche Verwaltung führen ſollte; zum Reichsfeldherrn hatte er ſeinen Bruder Herzog Adolf Johann, der ſich in den polniſchen und däniſchen Kriegen vielfach ausgezeichnet, zum Reichskanzler ſeinen Schwager Magnus Gabriel de la Gardie eingeſetzt, einen pracht- und kunſtliebenden Mann, der „ſchwediſche Mäcen" genannt, verſchwenderiſch, wankelmüthig nnd der nöthigen Energie entbehrend; zum Reichsſchatzmeiſter war Hermann Fleming ernannt, der bisher an der Spitze des Reductionsgeſchäfts geſtanden, ein deutlicher Beweis, daß der König auch nach ſeinem Tode das große Finanzwerk fortgeſetzt und damit die Macht der hohen Ariſtokratie vermindert zu ſehen wünſchte. Die letztere erhob denn auch aus Haß gegen den hochfahrenden und durchgreifenden Herzog und die gefährlichen Reductionsbeſtrebungen lebhaften Widerſtand gegen das Teſtament und focht deſſen Geſetzlichkeit an; es konnte nicht vollſtändig ausgeführt werden. Die Königin und der Reichsrath übernahmen einſtweilen die Regierung, deren Seele der Reichsdroſt Per Brahe war, ein ächter Repräſentant der alten ſchwediſchen Hocharistokratie, ganz in den Ideen der Vergangenheit lebend. Die Reduction hörte jetzt faſt ganz auf; dafür fanden neue Verpfändungen des Kronguts, an denen die Mitglieder der Regierung ſelbſt theilnahmen, und läſtige Zollerhöhungen ſtatt, die den Handel beſchwerten; immer raſcher ſchritt man dem finanziellen Ruin entgegen. Unter den nichtadeligen Ständen und ſelbſt unter dem niedern Adel herrſchte eine tiefe Gährung gegen die Hocharistokratie. Auf dem Reichstage von 1660 ſchon brach die Aufregung der Gemüther in heftige Kämpfe aus. Der Herzog Adolf Johann wurde jetzt endgültig durch den Reichstag von der Regierung ausgeſchloſſen; der ergeizige Mann gab damit freilich ſeine Anſprüche nicht auf; allein er machte vergebliche Anſtrengungen und Umtriebe, um zu ſeinem Recht zu kommen; auf dem Reichstag von 1664 wurde er nochmals zurückgewieſen und ſein Vertrauter Bengt Skytte, ein unruhiger, abenteuerlicher, intriganter Mann, ſeiner Stelle im Reichsrath verluſtig erklärt. Auch Hermann Fleming wurde aus ſeinem Reichsſchatzmeiſteramte gedrängt und durch Guſtav Bonde erſetzt, der, obwohl ein ernſter, thätiger und erfahrener Mann, wenig zu leiſten vermochte, weil er die einzige Rettung, die Reduction, nicht ernſtlich zu ergreifen wagte. Statt deſſen wurden immer neue unfruchtbare Finanzpläne entworfen, die das Uebel höchſtens ver-

tuſchten, aber nicht an der Wurzel traſen. Es war die Nemeſis, daß der Sohn des unterlegenen Fleming das Werk in der Folge ſo energiſch zu Ende führen ſollte. Die erſten Jahre der vormundſchaftlichen Regierung ſind durch den Sieg und die Uebermacht des Reichsraths und des Ritterhauſes über die nichtadeligen Stände bezeichnet. Allein im Ritterhauſe wuchs wieder in feindlichem Gegenſatz zur Hocharistokratie der niedere Adel empor, an deſſen Spitze der Freiherr Johann Gyllenſtierna ſtand, ein Mann, der eine bedeutſame Einwirkung auf die politiſche Entwicklung hatte, zumal als er in der Folge aus einem Verfechter der Adelsmacht ein feuriger Vorkämpfer der Souveränetät der Krone und der monarchiſchen Alleinherrſchaft wurde. Die innern Schwierigkeiten, mit denen die vormundſchaftliche Regierung zu kämpfen hatte, wurden noch geſteigert durch die Fehler der auswärtigen Politik. Dieſelbe wurde jetzt faſt allein unter dem Geſichtspunkt der Subſidien betrachtet; wer am meiſten bot, konnte die ſchwediſche Bundesgenoſſenſchaft haben, die ſich freilich am liebſten nur in Neutralität oder in Friedensvermittelung äußerte. Von einem feſten und klaren Syſtem der äußern Politik war nicht mehr die Rede; die entgegengeſetzten Ziele und Beſtrebungen durchkreuzten ſich in der Regierung ſelbſt; bald hatte dieſe, bald jene Strömung die Oberhand. Wie unwürdig und verderblich dieſe Politik war, zeigte ſich recht deutlich in dem Bremiſchen Kriege, der mit unerhörtem Leichtſinn unternommen ward und die Stellung der vormundſchaftlichen Regierung wie kein anderes Ereigniß erſchütterte.

Der Bremiſche Krieg. 1665. 166 6.

Der Anſpruch der Stadt Bremen auf Reichsunmittelbarkeit, eine Frage, die im weſtfäliſchen Frieden nicht mit der nothwendigen Klarheit und Beſtimmtheit feſtgeſtellt war, hatte ſchon früher Anlaß zu Mißhelligkeiten gegeben. Jetzt wurde dieſer Streitpunkt wieder aufgegriffen und die Beſeitigung der zweifelhaften Bremiſchen Anſprüche zum Vorwand eines Feldzugs gemacht. In Wahrheit galt es viel weniger dieſer localen, praktiſch nicht ſehr wichtigen Streitfrage, ſondern der Kriegszug war ein Glied in der Kette der großen europäiſchen Verwickelungen. Schweden ſtand damals in engliſchem Sold und Intereſſe und es ſollte gegen die mit England in Krieg befindlichen Holländer vom Bremiſchen aus ein ſchwediſcher Angriff gemacht oder doch mit einer ſolchen Diverſion gedroht werden; man wollte einen Vorwand für ſchwediſche Rüſtungen auf deutſchem Boden haben. Man wurde durch die unſeligen Subſidien weiter in die europäiſchen Wirren gedrängt, als man ſelbſt beabſichtigt hatte. Zu einer kräftigen und entſchiedenen Theilnahme am Krieg hatte man weder Neigung noch Fähigkeit. Am Ende blieben noch dazu die engliſchen Soldzahlungen aus, und nun hatte man einen ganz zweckloſen Krieg im eigenen Lande und mußte froh ſein, nicht noch weiter in die weſteuropäiſchen Wirren hineingezogen zu werden. Zu einem Angriff auf die Stadt Bremen kam es denn eigentlich auch gar nicht. Als endlich der Reichsfeldherr Karl Guſtav Wrangel mit einer anſehnlichen Armee vor die Stadt rückte, nahmen ſich ihrer die benachbarten deutſchen Fürſten an, und es wurde ein Vergleich geſchloſſen, der das ſtaatsrechtliche Verhältniß in der alten Unklarheit beſtehen ließ. Bremen hielt zwar den Anſpruch auf ſeine Reichsunmittelbarkeit aufrecht, verſprach aber, ſie vorläufig nicht praktiſch geltend zu machen. Eine geſteigerte Zerrüttung der Finanzen und ein höchſt zweifelhafter Kriegsruhm war die einzige Frucht, die Schweden aus dem unbedachten Unternehmen zog.

Juli 1666. Nov.

Karls XI. ſelbſtändige Regierung. 1672—1697. geb. 1655. Ziele und Charakter des Königs

Die finanziellen Schwierigkeiten, der Steuerdruck, die Schuldenlaſt, die Zerrüttung und Lähmung der ganzen Verwaltung, die Unzufriedenheit und Gährung im Lande hatten die äußerſte Höhe erreicht, als Karl XI. für mündig erklärt wurde und die Regierung in die eigene Hand nahm. Noch wußte man nicht, weſſen man ſich von ihm zu verſehen habe. Er hatte einen mangelhaften

Unterricht genoſſen, war von ſeiner ſchwachen Mutter wegen ſeiner zarten Geſundheit in jeder Weiſe verzogen worden; von Staatsſachen verſtand er nichts und hatte bisher wenig Intereſſe dafür gezeigt; am Kriegsweſen allein hatte er Freude; man wußte nur, daß er eine heftige, durchfahrende Art hatte; von der unbeugſamen Feſtigkeit ſeines Charakters und ſeiner Willensſtärke hatte man noch keine Proben. Es folgten dann die größtentheils unglücklichen Jahre des Kriegs mit Dänemark und Brandenburg (S. 618 ff.), welche alle Schäden und Leiden des Staatsweſens offenkundig ans Licht brachten und noch ſteigerten. Man ſah, daß der junge König ein wackerer Soldat war, wie das ſeinem kräftigen Geſchlecht im Blute lag. Aber in jenen Jahren der ſchweren Schickſalsſchläge reifte in dem jugendlichen Fürſten auch der feſte Entſchluß, das Staatsweſen auf ſtärkere und geſündere Grundlagen zurückzuführen und der ariſtokratiſchen Mißwirthſchaft, die das Reich an den Rand des Abgrundes gebracht, ein Ende zu machen. Er fand für ſeine Beſtrebungen eine treffliche Stütze in dem erwähnten Johann Gyllenſtierna, der in den traurigen Zeiten, da die ganze Verwaltung lahm lag und der Staat auseinanderzufallen drohte, eine große Thätigkeit, Umſicht und Uneigennützigkeit an den Tag gelegt und ſich dem König werth zu machen gewußt hatte. Gyllenſtierna, von ſtreng ariſtokratiſchen Grundſätzen zum ergebenſten Dienſt des neu aufſtrebenden Königthums fortgeſchritten, wurde bald allmächtig, und ſeine zahlreichen Gegner und früheren Geſinnungsgenoſſen rächten ſich an dem Abtrünnigen durch ungerechtfertigte Verdächtigungen, als habe er hochverrätheriſche Abſichten auf die Krone und das Leben des Königs. Die Demüthigung des hohen Adels und der Sturz des Reichsraths, die Ordnung des Staatshaushalts, die Befreiung Schwedens von auswärtigem Sold und dem Dienſt fremder Intereſſen, die Beſchränkung der Kriegs- und Eroberungspolitik und die Pflege der inneren Wohlfahrt, das waren die Ziele der neuen Regierung, und ſie konnte bei dem größten Theil der Nation auf Zuſtimmung rechnen. Freilich hatte die Unterdrückung des übermächtigen hohen Adels die der Stände überhaupt zur Folge, und auf ſchrankenloſer Grundlage erhob ſich das ſouveräne Königthum.

Auswärtige Politik.

Von den auswärtigen Welthändeln hielt ſich die ſchwediſche Politik unter Karls XI. ſpäterer Regierung ſo fern, als es bei den engen Wechſelbeziehungen und in einander laufenden Intereſſen der europäiſchen Länder möglich war. Die große Rolle, die Schweden ſeit einem halben Jahrhundert auf der Weltbühne geſpielt, hatte freilich die Grenzen des Reichs erweitert und den ſchwediſchen Namen in ganz Europa zu hohem Anſehen gebracht, aber die innere Kraft und Feſtigkeit nicht gefördert. Der Bund mit Frankreich hatte Schweden immer weiter in eine ungemeſſenen Eroberungspolitik geführt und die Kraft des Staats in fernen Unternehmungen aufgerieben. Karl XI. aber dachte nicht an neue Erwerbungen, die mit Frankreichs Hülfe in der großen territorialen Umwälzung jener Zeit vielleicht zu erlangen geweſen wären, ſondern an Sicherung und Befeſtigung des Erworbenen. Damit ſtand ein tiefgehender Umſchwung in der auswärtigen Politik Schwedens in Verbindung. Zunächſt wurden, ſoweit der alte Hader und die nie ganz beſeitigte Eiferſucht zwiſchen den beiden Mächten es zuließ, engere freundſchaftliche Beziehungen zu Dänemark geſucht, als deren Ausdruck die Ver-

mählung Karls mit der schönen und sanften Prinzessin Ulrike Eleonore gelten konnte. Sodann wurde eine Annäherung an den Kaiser und die gegen Frankreichs Uebermacht verbündeten Staaten vollzogen. Bengt Oxenstierna, der nach dem Tode des energischen und weitblickenden Johann Gyllenstierna († Juni 1680) die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, wirkte während seiner langen Amtsführung unablässig im kaiserlichen Interesse, trotz vielfacher Gegenbemühungen von Seiten des französischen Hofes und der noch immer einflußreichen französischen Partei in Schweden, an deren Spitze der intrigante Graf Nils Bielke stand. Im Verein mit den Alliirten nahmen schwedische Truppen an den späteren Kriegen gegen Frankreich theil, wenn gleich der Eifer nicht gerade groß war. Es gelang Ludwig XIV. nicht mehr, den schwedischen König zu einer Allianz oder auch nur zu einem Neutralitätsvertrag zu bewegen, und Nils Bielke, der mit Oxenstierna in immerwährendem Kampfe lag, fiel am Ende gänzlich in Ungnade. Die schwedische Friedensvermittelung (S. 591 f.) war das Einzige, was die französische Politik erreichen konnte.

Reformen der Verwaltung und Fürsorge für die materielle Wohlfahrt.

Ein Mann weder von genialer Herrschergröße noch von schöpferischen Ideen, hat Karl XI. doch die schwedische Staatsverfassung und Verwaltung, die politischen und socialen Zustände von Grund aus umgestaltet und in die innere Entwicklung des Landes weit folgenreicher eingegriffen als die großen Schlachtenhelden, die vor und nach ihm auf dem Throne saßen. Rastlos, mit Härte und Rücksichtslosigkeit, mit unermüdlicher Arbeitskraft und Hingebung, mit einer seltenen Zähigkeit hat er nach seinem Ziel gestrebt; von Allem nahm er selbst Einsicht, griff überall fördernd und anspornend ein, durchreiste monatelang die Länder seines Reiches, um sich mit allen Verhältnissen bekannt zu machen, und erfüllte mit dem oft übergeschäftigen Eifer, der ihn antrieb, auch seine Untergebenen; ein schwedischer Beamtenstand, der nichts als den Dienst des Königs und Staats kannte und in der hingebendsten Pflichterfüllung seine Aufgabe und seinen Stolz sah, ist nur unter Karl XI. großgezogen worden.

Viel Segensreiches hat diese Regierung geschaffen, alle Zweige des Handels und Gewerbwesens wurden mit unermüdlicher Fürsorge, mit Aufmunterung aller Art, mit neuer Anregung bedacht; Sicherheit des schwedischen Seehandels war das hauptsächlichste Ziel, welches der König bei den diplomatischen und kriegerischen Verwicklungen in den beiden letzten Decennien des Jahrhunderts verfolgte; hohe Schutzzölle und Einfuhrverbote waren freilich in erster Linie die Mittel, durch welche die Volkswirthschaft jener Zeit die einheimische Industrie zu befördern meinte. Unter der Fürsorge der Regierung entstanden neue Straßen und Kanäle, der Postverkehr wurde verbessert; ganz besonderer Pflege erfreute sich das wichtigste Gewerbe Schwedens, der Bergbau, die Kupfer- und Eisengruben; Graf Fabian Wrede, der einsichtsvolle Leiter der Finanzverwaltung, entfaltete in dieser Hinsicht eine sehr ersprießliche Thätigkeit. Durch die strenge Ueberwachung der Beamten und Richter, durch die Reformen in allen Zweigen der Verwaltung und Justiz hob sich der Wohlstand und die Rechtssicherheit. Je mehr der hohe Adel die zermalmende Hand des harten Königs fühlte, desto freier athmeten die Bauern und die Stadtbürger auf, denen Karl ein gnädiger Herr war. Wenn auch beim König die kriegerischen Neigungen nicht im Vordergrund standen, so verkannte er doch keineswegs die Nothwendigkeit einer starken Heeresmacht in jenen eisernen Zeiten. Das Kriegswesen war vortrefflich eingerichtet und zu jedem Schlage bereit. Die Flotte, um welche sich der Admiral Hans Wachtmeister sehr verdient machte, war in bestem Stand. Eine

wichtige Reform im Heerweſen wurde dadurch erzielt, daß an Stelle der allgemeinen Aushebungen, die daneben eine umfangreiche Werbung nöthig machten, jeder Landſchaft die Aufbringung einer beſtimmten Truppenzahl auferlegt wurde; dadurch wurde die Laſt, von der die Höfe der Adels bisher vollſtändig befreit waren oder doch nur in geringerem Maß betroffen wurden, gleichmäßig auf das Ganze vertheilt. Unter heftigen Kämpfen wurde die „beſtändige Rottirung", die fortan eine gerechtere und zweckmäßigere Grundlage der Recrutirung der ſchwediſchen Kriegsmacht bildete, auf dem Reichstag des Jahres 1682 durchgeſetzt. Und wie in alle Seiten des öffentlichen Lebens die Hand Karls XI. reformirend und organiſirend eingriff, ſo wurde jetzt auch die ſchwediſche Kirchenordnung zum Abſchluß gebracht, ein Werk, wobei der gelehrte Erzbiſchof Olaf Svebillus ſehr thätig war; auch hier zeigte ſich die herrſchende Strömung darin, daß das königliche Kirchenregiment ſcharf hervorgehoben und die Macht und Selbſtändigkeit der Hierarchie eingeſchränkt wurde.

Die Reduction.

Die wichtigſte Frage, welche die ganze Regierung Karls XI. durchzog, betraf die „Reduction" und die Herſtellung des finanziellen Gleichgewichts, und die zähe Energie des Königs ließ nicht nach, ehe er ſeinen Plan bis in die letzten Conſequenzen ausgeführt hatte. Wir haben ſchon erwähnt, wie ſehr während der vergangenen Regierungen die Krongüter verſchleudert und entfremdet und damit dem Staate die finanzielle Grundlage ſeines Beſtandes untergraben worden war. Der Geldmangel drohte jede Regung des Staatslebens zu unterdrücken, die ganze Verwaltung zu lähmen; die Beamtenlöhne konnten Jahre lang nicht bezahlt werden, alle Zweige der Adminiſtration zerfielen, das Heerweſen war in Zerrüttung, der Staatscredit aufs Tiefſte geſchädigt. Dieſen an den Wurzeln des Gemeinweſens nagenden Uebelſtänden abzuhelfen, war das eifrigſte Beſtreben Karls XI., ſeit ihm die Beendigung des Krieges die Hände für die innere Regierung frei ließ. Es begann eine gewaltige politiſche und ſociale Umwälzung, es wurde ein tiefer Schnitt in die geſammten Beſitz- und Geſellſchaftsverhältniſſe gethan. Man mag die Härte und Schonungsloſigkeit des Königs beklagen, die vor keinen Schranken des Rechts, des Herkommens, der Billigkeit ſtill hielt: allein das Wohl des Staats erforderte eine ſo durchgreifende Energie und eine Ausgleichung der öffentlichen Laſten und Pflichten zu Gunſten der untern Stände, auf Koſten des Hochadels, der die langen Kriegszeiten und die vormundſchaftlichen Regierungen zu übermäßiger Bereicherung und zur Erwerbung einer politiſchen und ſocialen Stellung benutzt hatte, welche in den Rahmen der Geſammtheit kaum mehr einzufügen war. Der hohe Adel erhob freilich gegen die Pläne des Königs einen ſtarken Widerſtand; allein die monarchiſche Gewalt, der in der Reductionsfrage die untern Stände, die Bauern, die Bürger, auch die Prieſter und der niedere Adel mit aller Kraft zur Seite ſtanden, wurde Schritt vor Schritt der hochadligen Oppoſition Meiſter, und ſeit dem Reichstag von 1680 wurden eine Reihe von Maßregeln beſchloſſen und mit rückſichtsloſeſter Energie ausgeführt, welche das politiſche, geſellige und materielle Uebergewicht der alten Adelsfamilien an der Wurzel knickten. Auf jedem Reichstag wurde der Widerſtand geringer; die heftigen Stürme, wie ſie auf den denkwürdigen Ständeverſammlungen von 1680 und 1682 ſich erhoben, wichen allmählich demüthiger Reſignation oder dumpfer ohnmächtiger Gährung. Zunächſt wurde beſchloſſen, die Verwaltung der vormundſchaftlichen Regierung zu unterſuchen; die „große Commiſſion", welche die Stände mit dieſer Arbeit betrauten, trat unverzüglich in Thätigkeit und zog nicht nur die Vormünder, ſondern den ganzen damaligen Reichsrath zur Verantwortung; viele Große wurden zu ſehr bedeutenden Rückerſtattungen verurtheilt. Waren ſchon damit der Hochadel und die reichsräthlichen Familien empfindlich getroffen, ſo ſchnitt die gewaltige „Reduction", welche ſeit 1680 ins Werk geſetzt wurde, noch viel tiefer in ihre Intereſſen ein. Zunächſt wurden die

großen Lehen, die Graf- und Freiherrſchaften mit ſelbſtändiger Gerichtsbarkeit und Verwaltung eingezogen, die nach deutſchem Vorbild vor mehr als hundert Jahren eingeführt worden, aber im ſchwediſchen Staatsleben nie Wurzel geſchlagen hatten. In fortſchreitender Härte wurde die Reduction auf immer neue Kategorien von Gütern ausgedehnt, ſchließlich auf alle Beſitzungen, die jemals, auch in den älteſten Zeiten, zur Krone gehört hatten; kein Rechtstitel, auch nicht Kauf oder Tauſch, hinderte die Rückforderung. Auch in den ſpäter erworbenen Ländern, in den Oſtſeeprovinzen, in Pommern und Bremen wurde die Reduction ausgeführt. Der Leiter des ſchwierigen finanziellen Werkes war Claës Fleming, ein Mann von ſeltener Arbeitskraft und ſchonungsloſer Energie. Die ganzen Grundbeſitzverhältniſſe wurden umgeworfen Güter eingezogen, von denen ſeit Jahrzehnten Niemand wußte, daß ſie ehemals zur Krone gehört hatten, die von den zeitigen Inhabern wohl erworben und in gutem Glauben beſeſſen waren; wo ſich nur in alten Grundbüchern oder vergeſſenen Urkunden ein Anſpruch der Krone nachweiſen ließ, wurde er ohne Ausnahme und Rückſicht geltend gemacht. „Der König", ſagt Carlſon, „verfuhr hierbei nach den ſtrengſten Grundſätzen. Das Recht des Staates ſtand in ſeinen Augen ſo hoch, daß jedes andere vor demſelben zurücktreten mußte, und als der höchſte Vertreter deſſelben glaubte er ohne Bedenken mit dem Beſitzthum der Einzelnen verfahren zu können, wie es das Bedürfniß des Gemeinweſens erforderte. Seine Auffaſſung der Sache war, daß die Güter der Krone durch keine Verjährung aufhören konnten ihr rechtmäßiges Eigenthum zu ſein, und es konnten und mußten in Folge deſſen Einziehungen gemacht werden, wenn ſie für Befriedigung irgend eines öffentlichen Bedürfniſſes nöthig waren. Auf Grund dieſer Auffaſſung maß er der Beweisform nicht das Gewicht bei, welches allgemein geltende Rechtsgrundſätze unzweifelhaft forderten". Viele reiche und mächtige Adelsfamilien wurden vollſtändig zu Grunde gerichtet; keine vergangenen Verdienſte, kein Anſehen und keine Würde, auch nicht die Verwandtſchaft mit dem König ſchützte vor der gefürchteten Reduction; ihr hervorragendſtes Opfer vielleicht war der alte Reichskanzler Magnus Gabriel de la Gardie; es gab keine große Familie, die nicht die empfindlichſte Einbuße an ihrem Vermögen erlitten hätte, theilweiſe geradezu in Dürftigkeit verſetzt worden wäre. In ſechs Jahren war aus Privathänden an die Krone ein Capital in Grundbeſitz übergegangen, welches mehr als 3 Mill. Reichsthaler jährlicher Rente gab. Man muß den damals herrſchenden Werth des Geldes in Betracht ziehen, um ſich die Größe der Beſitzumwälzung vorzuſtellen. Auf dem Reichstag von 1686, wo ſchon aller Widerſtand gebrochen war, wurde durch ein hart an den Staatsbankerott ſtreifendes, ſehr willkürliches und unbilliges Verfahren, das im Weſentlichen in der Herabſetzung des Zinsfußes und Abrechnung der früher bezahlten höheren Zinſen vom Capital beſtand, die rieſige Staatsſchuld um mehr als die Hälfte vermindert. Es iſt begreiflich, daß dieſe gewaltigen Finanzoperationen eine ungeheuere Aufregung hervorriefen; der Haß und die Verzweiflung machte ſich in Schmähſchriften, Drohungen und gefährlichen Conſpirationen gegen den König Luft; als Fleming in jungen Jahren der übermäßigen Arbeitslaſt erlag (1685), glaubte man an Vergiftung; viele Große, wie der ausgezeichnete Feldherr Otto Wilhelm von Königsmark, traten voll Unwillens in fremde Dienſte. Nirgends erregte die Reduction größere Mißſtimmung und Gährung, als in Livland, wo eine mächtige, reiche und trotzige Ritterſchaft waltete und keine angeſtammte Loyalität gegen das ſchwediſche Königthum beſtand. Aber auch hier wurde das Werk der Rückerſtattung ſchonungslos durchgeführt, beſonders unter dem harten und energiſchen Gouverneur Graf Haſtfehr. Als Wortführer der Ritterſchaft trat damals ſchon der Hauptmann Johann Reinhold von Patkul auf, ein ehrgeiziger, rachſüchtiger und intriganter Mann aus altem livländiſchem Adel. Mit Mühe wurde der Auf-

ehr in Livland niedergehalten; trotzige und drohende Zuschriften wurden dem König eingesandt. Allein noch überwog das gewaltige Ansehen des Monarchen und die Furcht vor seiner Macht. Der Führer der Bewegung, Patkul, flüchtete außer Landes und spann seitdem an den auswärtigen Höfen seine rachsüchtigen Umtriebe gegen Schweden. Bald nach des Königs Tod schoß in jenem Ostseelande die verderbliche Saat auf.

Die absolute Monarchie.

Wie das materielle Uebergewicht des hohen Adels gebrochen wurde, so auch seine politische Machtstellung; die ganze Staatsordnung Schwedens wurde unter Karl XI. zu Gunsten der absoluten Monarchie umgestaltet. Der Reichsrath wurde von Grund aus reformirt und mit ganz ergebenen Anhängern des Königs besetzt; diejenigen Mitglieder, welche schon während der Minderjährigkeit dieses Amt ausgeübt, wurden fast alle zum Rücktritt genöthigt. Unter dem Namen „königlicher Räthe" wurde dies stolze Collegium in eine rein berathende und vom König gänzlich abhängige Behörde verwandelt. „Diese uralte Institution", sagt Carlson, „trat in den Schatten und der Ausgangspunkt für eine neue Entwicklung der Staatsordnung Schwedens war gegeben. Auf den Reichthum und das Ansehen der hohen Aristokratie sich stützend, hatte die frühere Autorität des Reichsrathes eine selbständige, wiewohl unbestimmte Stellung im Staate eingenommen; von den Ständen wie vom König unabhängig, hatte sie die Macht jener geleitet und die des letzteren gezügelt. Zu einem nicht geringen Theile in Folge eigenen Verschuldens gezwungen, diese Stellung, deren Grundfesten schon erschüttert waren, aufzugeben, wurde der Reichsrath nun das dienstwillige Werkzeug der absoluten Königsmacht, und als er nach ihrem Falle wieder zu Einfluß gelangte, erschien er als Organ der Stände". Die Königsmacht setzte sich sodann mit derselben Leichtigkeit und Schrankenlosigkeit über die Gewalt der Stände hinweg, und auch diese beugten sich demüthig vor dem überlegenen Willen. Auf dem Reichstag von 1682 wurde es ausdrücklich anerkannt, daß der König das Recht habe, auch ohne Mitwirkung der Stände Gesetze zu erlassen, ein Zugeständniß, das praktisch allerdings nicht die Bedeutung hatte, die man ihm später beilegte; denn das staatliche Grundrecht der Gesetzgebung war überhaupt nie unzweideutig festgestellt, die Mitwirkung des Reichstags nicht immer für nothwendig gehalten worden, und es ist auch in dem Verfahren bei der späteren Gesetzgebung nach jenem Beschluß keine Aenderung gegen früher zu bemerken. Die Steuerbewilligung war fortan das einzige unbestrittene Recht der Stände und wurde ebenfalls nur in sehr demüthiger Weise ausgeübt, zumal Karl XI. nach seinen großen Reductionen in seinen Steuerforderungen sich mäßigen konnte. Auf dem Reichstag des Jahres 1693 wurde in fortschreitender Selbstentsagung die „Souveränetätserklärung" erlassen, worin die Stände anerkannten, daß der König als ein souveräner Fürst, der nach seinem Gutdünken befehlen könne, ohne irgendwie beschränkt oder gebunden zu sein, den Reichstag zu berufen nicht nöthig gehabt habe, daß Se. Majestät als ein selbstherrschender, allein gebietender und souveräner König eingesetzt wäre, der Niemanden auf Erden für seine Handlungen verantwortlich

ſei, ſondern nach ſeinem Gutdünken Macht und Gewalt habe, als ein chriſtlicher König ſein Reich zu beherrſchen und zu regieren. Das war eine im ſchwediſchen Recht und Herkommen nicht begründete Unterwürfigkeit, und es blieb denn auch in einer ſpäteren Periode der ſchwediſchen Geſchichte der Rückſchlag gegen die unumſchränkte Königsmacht nicht aus. Die Staatsſchöpfung Karls XI. ging an ihrer eigenen Ueberſpannung zu Grunde und die augenblicklich durch eine überlegene Willenskraft niedergeworfenen Gewalten erhoben bald gefahrdrohend das Haupt. Die Vorzeichen der Reaction ließen ſich ſchon erkennen, als Karl XI. aus den Leben ſchied. † 5. April 1697.

3. Dänemark und Norwegen.

1. Dänemark unter Chriſtian IV. und Friedrich III.

Eine nicht minder tiefgreifende Umgeſtaltung des Staatslebens trat in dem Königreich Dänemark ein, wo in Folge einer Revolution, bei der kein Tropfen Blut floß, der beſchränkteſte Monarch Europa's zu abſoluter Souveränetät gelangte und der übermächtige Herrenſtand ſeiner bedeutendſten Rechte und Privilegien verluſtig ging. Wir haben in früheren Blättern den monarchiſchen Adelsſtaat des däniſch-norwegſchen Reichs kennen gelernt (X, 567. XI, 857). Der durch die Wahl der ariſtokratiſchen Geſchlechter zum Thron berufene König ſchien mehr der Vorſitzende des Reichsraths als der Herrſcher eines freien Volkes zu ſein. Denn er mußte durch eine Wahlcapitulation die Krone mit ſo vielen Bedingungen und Zugeſtändniſſen erkaufen, daß die Gewalt und die Hoheitsrechte auf ein ſehr geringes Machtgebiet beſchränkt waren. Die edlen Geſchlechter, welche die Königswahl beſtimmten, waren ſtets bedacht, ihre Privilegien zu mehren und die Staatslaſten von ſich abzuwälzen: wir wiſſen, daß ihre Güter von Steuern und Zehnten befreit waren, ein Vorrecht, das für das Land um ſo drückender war, als die Gutsherren immer mehr darauf ausgingen freie Bauernſchaften in ihr Bereich zu ziehen und gutshörig und leibeigen zu machen; ſie hatten ausſchließlich die Reichsrathsſtellen im Beſitz; die Domänen ſahen ſie als Erbgüter an, kamen den darauf laſtenden Verpflichtungen in ungenügender Weiſe nach und entzogen ſich aller Rechenſchaft; ſie wußten ſich Befreiung von Zöllen und Abgaben und eine Ausnahmsſtellung bei den Gerichten zu verſchaffen; alle Staats- und Regierungsgeſchäfte lagen in ihren Händen. König Chriſtian IV., ſonſt ein unternehmender, thatkräftiger Fürſt, war nicht im Stande in dieſe Verhältniſſe Wandel zu bringen: Die kriegeriſchen Verwickelungen mit Deutſchland und Schweden, in die ihn ſein unruhiger Geiſt drängte, nöthigten ihn, ſich den guten Willen der Magnaten durch aufmerkſames und entgegenkommendes Benehmen zu erhalten, und geſtatteten ihm keine Muße zu inneren Reformen: Vergebens hatte er ſich in Wien ein kaiſerliches Patent verſchafft, welches das

Das däniſche Wahlkönigthum.

Recht der Erstgeburt und die Nachfolge ohne Wahl festsetzte; er vermochte dasselbe nur in den schleswig-holsteinischen Herrschaften zur Geltung zu bringen, während es in Dänemark unbeachtet blieb.

Christ. IV. † 1648. Als Christian IV. in dem Jahre des westfälischen Friedensschlusses aus dem Leben schied, konnte sein zweiter Sohn Friedrich erst nach einem Interregnum, während dessen die Königswahl vollzogen ward, zu der väterlichen Würde gelangen, so eifersüchtig suchte man die Idee einer Erbberechtigung fern zu halten. Und doch war Christian IV. ein volksbeliebter Regent. So wenig er auch vom Glück begünstigt war, so wenig die Friedensschlüsse von Lübeck und Brömsebro (XI, 918, 1004) ihm zur Ehre und dem Lande zum Heil gereichten; dennoch wurde sein Name gefeiert. Das Volkslied: „König Christian stand am hohen Mast" verherrlichte seinen Heldenmuth in der Seeschlacht an der Kolberger Heide vor dem Kieler Hafen im Schwedenkrieg. Die neue Hauptstadt Norwegens, Christiania, die auf den Trümmern des im Jahre 1624 durch Brand zerstörten Opslo errichtet worden, die Festung Glückstadt in Holstein, Christianstadt in Schonen u. a. verewigten sein Andenken; er galt als der Begründer der dänischen Marine; er brachte den Seehandel in Aufschwung, förderte die Anlegung von Colonien in Ost- und Westindien, in Afrika und anderwärts und führte in Norwegen manche gute Einrichtung ein; er trug sich sogar mit dem Gedanken, den Bauernstand von der drückenden Leibeigenschaft zu erlösen, ein Gedanke, der jedoch vor den Augen des selbstsüchtigen Adels wenig Gnade fand. Ein gebildeter Fürst, der mehrere Sprachen verstand, beförderte Christian IV. auch Bildung und Wissenschaften; Tycho de Brahe erfreute sich der königlichen Unterstützung, wenn gleich nicht in so reichlichem Maße wie unter dem Vater. Selbst seine große Hinneigung zu schönen Frauen, woraus viele häusliche Zerrüttungen für ihn und das Reich erwuchsen, brachte ihn nicht um die Volksgunst.

Häusliche Verhältnisse. Corfiz Ulefeld. Nach dem Tode der Königin Catharina von Brandenburg schloß nämlich Christian IV. eine morganatische Ehe mit Christine Munk, der Tochter eines jütländischen Edelmanns, erhob sie zur Gräfin von Schleswig-Holstein und zeugte mit ihr zwei Söhne und acht Töchter, die er bis auf die jüngste als legitim anerkannte. Die Töchter wurden in der Folge mit eingebornen Edelleuten vermählt, von denen zwei: Hannibal Sehestedt und Corfiz Ulefeld (Ulfeld) sich der besonderen Gunst des königlichen Schwiegervaters erfreuten und mit Gütern, Würden und Ehrenstellen überhäuft wurden. Durch den Einfluß einer neuen Geliebten Wibeke trennte sich Christian später von der Gräfin und hielt sie, obwohl ein gerichtliches Urtheil sie von der ihr schuldgegebenen Untreue freisprach, in Gefangenschaft. Dies reizte Ulefeld, einen eben so klugen, talentvollen und unterrichteten als leidenschaftlichen und ehrgeizigen Mann, zur Rache. Im Vertrauen auf seine Familienverbindungen, seinen Reichthum und seine bedeutende Stellung als Reichshofmeister suchte er nach dem Tode seines Schwiegervaters die Zeit bis zur neuen Königswahl im eigenen Interesse auszunutzen. Den Gedanken, selbst als Thronbewerber aufzutreten, ließ er nicht laut werden, um nicht die Eifersucht der andern Geschlechtshäupter zu erregen; aber wenn es ihm gelänge, einem Bruder seiner Gemahlin, dem Grafen Waldemar die Krone zuzuwenden, würde die

eigentliche Gewalt doch in ſeine Hände fallen. Darum war er eifrigſt bemüht, durch Verlängerung des interimiſtiſchen Zuſtandes Zeit zu Umtrieben und Intriguen zu gewinnen. Man ſprach ſogar davon, ob nicht Dänemark eines Königs ganz entbehren könne. Die feingeſponnenen Fäden zerriſſen jedoch: ſelbſt ſein Schwager Sehestedt, Vicekönig von Norwegen wandte ſich von ihm ab. Friedrich III. wurde zum König gewählt; doch mußte er in einer Handfeſte der Adelsgemeinde neue Zugeſtändniſſe auf Koſten der Königsgewalt machen: der Reichsrath legte ſich bei Erledigung einer Stelle das Vorſchlagsrecht bei, wodurch das durch Cooptation ergänzte Ariſtokraten-Collegium den Charakter eines permanenten Regierungsorgans erhielt; die vier höchſten Reichsämter ſo wie die Statthalterwürde in Norwegen ſollten nur an ſolche Perſonen verliehen werden, welche der Reichsrath empfehlen würde; keinen Beſchluß dieſes oligarchiſchen Körpers ſollte der König aufheben oder abändern dürfen u. A. m. 8. März 1648.

Wie offenkundig indeſſen auch die Ränke und Umtriebe Uhlefelds waren, König Friedrich III., ein Mann von ruhigem Temperament, trug es dem Ehegatten ſeiner Halbſchweſter nicht nach. Er wurde im folgenden Jahr nach dem Haag geſandt, um mit den Niederländern einen Handels- und Seevertrag abzuſchließen; die Wirkung dieſer Geſandtſchaftsreiſe war der „Redemtions-Tractat", durch den die Holländer von der Entrichtung des Sundzolles gegen eine jährliche Abfindungsſumme und eine augenblickliche Geldhülfe entbunden wurden und dafür verſprachen, im Falle eines Krieges Dänemark zu unterſtützen. Erregte dieſes Abkommen die Unzufriedenheit der Großen, ſo hatte eine prunkvolle Rede, in der Uhlefeld den ariſtocratiſch-monarchiſchen Staat Dänemark mit dem ariſtokratiſch-republikaniſchen Gemeinweſen der Niederlande auf gleiche Linie ſtellte, am Hofe zu Kopenhagen Anſtoß gegeben. Beſonders fühlte ſich die Königin Sophie Amalie von Lüneburg, eine ſtolze, geiſtvolle und kluge Fürſtin, welche Friedrich noch als Adminiſtrator von Bremen in jungen Jahren heimgeführt, durch das Auftreten des anmaßenden hochfahrenden Edelmannes verletzt. Die trefflichen Eigenſchaften der Königin waren allgemein anerkannt: Sie beſaß Verſtand, Muth und Einſicht; ſie gab ihren Kindern eine gute Erziehung, ſie theilte mit ihrem Gemahl alle Sorgen in treuer Hingebung. Aber ſie zeigte den Deutſchen am Hofe mehr Liebe und Vertrauen als den Dänen, ein unverzeihlicher Fehler in den Augen des eingebornen Adels. Durch ihre Fürſprache erhielten zwei deutſche Beamten, der „Kammerſchreiber" Chriſtoph Gabel aus dem Bremenſchen, ein verſtändiger gewandter Mann und der geheime Kammerſecretär Theodor Lenthe aus Lüneburg trotz ihrer beſcheidenen Stellung großen Einfluß bei dem König. Friedr. III. 1648—1670. 1649. Die Königin Sophie Amalie.

Dieſe nationale Eiferſucht gab den Häuptern der Oligarchie eine feſte Unterlage für ihre perſönlichen Zwecke: Uhlefeld und die übrigen Glieder der königlichen Nebenfamilie benutzten die hohen Reichsämter und ihre Stellung an der Spitze des Adels zu einem ſo übermüthigen anmaßenden Auftreten, daß der Hof und insbeſondere die Königin ſich dadurch verletzt und zurückgeſetzt fühlten. Manches mag auf beiden Seiten geſchehen ſein, um die Spannung und gereizte Stimmung Hof und Oligarchie.

zu steigern; es heißt die Königin sei den Töchtern Christians IV. und der Munk mit Stolz entgegengetreten; Uhlefeld und seine Gemahlin wurden von Dina Winhofvers, der Wittwe eines Holsteiners, die sich in der vornehmen Gesellschaft Zutritt zu verschaffen wußte und durch Intriguen und Zwischenträgereien Zwietracht und Feindschaft zu stiften suchte, des Vorhabens einer Vergiftung des Königs beschuldigt; die Weigerung des mächtigen Reichshofmeisters, Rechenschaft über die Verwendung der Staatsgelder während seiner Gesandtschaft abzulegen, ließ schlimme Absichten argwöhnen. Daß Dina Winhofvers von Uhlefeld wegen Verleumdung und falscher Beschuldigung gerichtlich angeklagt von dem Reichsrathe zum Tode verurtheilt ward, galt in den Hofkreisen nicht als Beweis ihrer wirklichen Schuld; es war ja bekannt genug, welchen Einfluß die mächtigen Adelshäupter auf die gerichtlichen Entscheidungen zu üben pflegten. Und wirklich wiederholte Georg Walter, der sich einst als Commandant von Rendsburg durch seine Tapferkeit großen Ruhm erworben hatte und von dem König zum Obersten und geheimen Rath befördert worden, nach der Hinrichtung der Verurtheilten dieselbe Beschuldigung. Auch gegen ihn reichte Uhlefeld eine Anklage bei dem Reichsrath ein; der König aber, um ein neues Bluturtheil zu verhüten, verwies den Oberst aus dem Lande und entzog ihn somit der Rache des Feindes. Darin erblickte der Reichshofmeister nicht nur eine tödtliche Beleidigung, sondern auch die
Juli 1651. geheime Absicht ihn zu verderben. Er entfloh daher nach Amsterdam und begab sich dann an den schwedischen Hof, um diesen zur Erneuerung der Dänenkriege zu reizen. In Kopenhagen aber benutzte man das hochverrätherische Beginnen Uhlefelds zu einem Schlag gegen die ganze Verwandtschaft. Ebbo Uhlefeld, gleichfalls mit einer Tochter der Christine Munk vermählt, und Graf Waldemar, dem Corfiz einst die Krone zu verschaffen gesucht, folgten dem Beispiel des Bruders und Schwagers, und auch Seheſtedt, dessen Treue eben so wenig zuverlässig war, als die der andern, entwich aus dem Reiche. Ihre Güter wurden unter Sequester gelegt, dann eingezogen, ihre Aemter und Ehrenstellen an Andere vergeben. Die Strafe war hart, aber nicht unverdient; die Folge bewies, daß die übermüthigen Adelshäupter alles vaterländischen Gefühls bar waren und nur von egoistischen Zwecken geleitet wurden.

Uhlefeld und der Schwedenkrieg.

Jahrelang weilte Corfiz Uhlefeld in Stockholm, ohne sein Ziel zu erreichen: der Thronwechsel in Schweden, der polnische Krieg, in welchem Graf Waldemar im Heere Karls X. seinen Tod fand, alle die Verwickelungen und Zeitverhältnisse, die uns aus früheren Blättern bekannt sind, verhinderten die Erneuerung der alten Fehden zwischen den Nachbarreichen. Erst als Karls X. Waffenglück und die andern oben angedeuteten Ursachen die Eifersucht und Besorgniß der dänischen Regierung und Stände erweckten, so daß Friedrich sich in die nordischen Kriege einmischte und dadurch den waffengeübten Schwedenkönig selbst in das Inselreich hineinzog, reiften auch die Rachepläne Uhlefelds
Febr. 1658. Er war es, der den Rothschilder Frieden vermittelte, ein Denkmal der Schmach seines Vaterlandes, für ihn selbst aber und seine Genossen die Wiederherstellung in ihre Güter und Ehren (S. 612). Wir wissen, wie kurz dieser Friede dauerte. Nur dem patrioti-

ſchen Aufſchwung der Kopenhagener Bürgerſchaft und dem heldenmüthigen Benehmen des Königs und der Königin war die Rettung der Hauptſtadt zu danken, bis der unerwartete Tod Karls X. den Frieden von Kopenhagen herbeiführte (S. 615).

2. Die däniſche Revolution vom Jahre 1660.

Der Reichstag von Kopenhagen.

In jenen großen Tagen der Prüfung, da ſich die begeiſterte Volkskraft ſo wunderbar entfaltete, hatte man die deutſche Fürſtentochter Tag und Nacht auf den Wällen herumreiten ſehen bald allein, bald an der Seite des Gemahls, Soldaten und Bürger zu Kampf und Widerſtand aufmunternd, während der Adel auch in dieſer Zeit der Noth ſeine Selbſtſucht nicht verleugnete. Seine Immunitäten, für die er dem Staate beſtimmte Pflichten leiſten ſollte, ſah er ſchon längſt nur als eine Quelle zu Mehrung ſeiner Einkünfte und ſeiner Machtſtellung an; man rechnete nach, daß er, obwohl im Beſitz von zwei Drittheilen des ganzen Königreichs, doch nicht mehr als 70,000 Rthr. zur Unterhaltung der Armee und Flotte beigetragen, und ſtatt den ihm obliegenden Roßdienſt in eigener Perſon zu verrichten, ſandte er einige ungeübte Knechte, Bauern oder Fuhrleute ins Feld; deſto eifriger nahm er ſeiner Standesrechte wahr. Man hatte den Krieg hauptſächlich mit Miethſoldaten führen müſſen, die nun auf ihre Löhnung drangen. Und woher Geld nehmen, da eine große Schuld auf dem Staat laſtete, die Kaſſen leer waren und der niedrige Pacht für die Krongüter kaum in Betracht kam? Das gemeine Weſen litt an ſchweren Wunden, zu deren Heilung nun Mittel gefunden werden mußten. Zu dem Ende wurde auf den September ein allgemeiner Reichstag nach Kopenhagen einberufen, bei dem die drei ſtimmberechtigten Stände: Adel, Geiſtlichkeit und Stadtbürger in voller Zahl vertreten waren. Die Bauernſchaft, die ehedem gleichfalls an den Sitzungen Theil genommen, war ſo herabgekommen, daß ſie längſt keinen eigenen Stand mehr bildete. Der größte Theil der Kronbauern war durch Pfandſchaft oder Kauf unter die Gewalt des Adels gerathen und leibeigen geworden. Nach der Eröffnung des Reichsconvents wurde von der Regierung die Aufgabe geſtellt: „daß Mittel ausgefunden werden müßten zur gebührenden Unterhaltung des Königs und ſeines Hauſes; Miliz, Flotte und Feſtungen in guten Stand zu ſetzen, die Reichsſchulden zu tilgen und auswärts den Credit der Krone zu erhalten“. Zu dem Ende wurde eine allgemeine Conſumtions-Acciſe in Vorſchlag gebracht, wie ſie einige Zeit vorher in Holland und England eingeführt worden. Da meinten aber die Herren vom Reichsrath und vom Adel, daß ſie ſelbſt vermöge ihrer Immunitäten für ihre perſönlichen und häuslichen Bedürfniſſe von einer ſolchen Abgabe befreit wären, nur die beiden andern Stände und die Bauerſchaften ſollten derſelben unterliegen. Es klang daher wie eine Kriegsloſung, als der Biſchof von Seeland, Hans Svane und der erſte Bürgermeiſter von Kopenhagen Nanſen, ein erfahrener verſtändiger Mann, der ſich im letzten Krieg durch vaterländiſchen Muth hervorgethan hatte, die Bemerkung hinwarfen:

8. Sept. 1660.

„Das natürlichſte wäre wohl, daß der König vor allen Dingen ſich in den Beſitz ſeiner Domänen ſetzte und alles künftighin dem Meiſtbietenden verpachten würde, ausgenommen was den Reichsräthen an Beſoldungs-Statt angewieſen ſei. Würde dies nicht zureichen, ſo möge für den Reſt eine Conſumtionsſteuer eingeführt werden und der Adel dabei vorangehen". Es läßt ſich denken, welchen Sturm das Auftreten der Wortführer der Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft, die ſich gleich Anfangs das Verſprechen zu gemeinſchaftlichem Vorgehen gegeben hatten, bei den privilegirten Herren erregte. Rauſen war ohnedies ſchon um ſeiner deutſchen Herkunft willen den Inſeldänen in der Seele verhaßt. Bald nachher wurde ein Schriftſtück bekannt, welches als ein offenes Manifeſt gegen den geſammten Adelſtand betrachtet werden konnte: darin war nicht nur die Zurückforderung und Neuverpachtung der Krongüter und die allgemeine Zollpflichtigkeit empfohlen, ſondern auch die Verminderung der Staats- und Hofämter und die Errichtung einer gemiſchten Aufſichts-Commiſſion zur Prüfung und Controlirung aller Einnahmen und Ausgaben des Reichs. Es ging ein revolutionärer Luftzug aus dem dritten Stand hervor: während der Adel wochenlang mit kleinlicher Seele feilſchte, wie hoch oder gering ſein Antheil an der einzuführenden Acciſe geſetzt werden möchte, und in einer weiſen Sparſamkeit im Hof- und Staatshaushalt und in der ausſchließlichen Anſtellung guter däniſcher Männer die Summe ſeiner Reformvorſchläge zuſammenfaßte; ſtrebte der willensklare charakterfeſte Rauſen und Hand in Hand mit ihm der redegewandte vorſichtig-kluge Svane auf eine Umgeſtaltung des ganzen beſtehenden Verfaſſungsbaues hin. Mit Umgehung des Reichsraths übergaben ſie dem König ſelbſt ein mit zahlreichen Unterſchriften verſehenes Schriftſtück, in welchem eine Domänen-Reduction als erſtes Heilmittel des kranken Staatsorganismus verlangt war.

Abſchaffung der Capitulation und Begründung des Erbkönigthums.

Eine ſolche tief eingreifende Maßregel konnte jedoch nur dann mit Ausſicht auf dauernden Beſtand durchgeführt werden, wenn die Capitulation beſeitigt und das Erbkönigthum geſetzlich begründet ward. Dies war auch die Anſicht der Königin und des gewandten ſtaatsklugen Kammerſchreibers Gabel, und durch ſie wurde auch der König zu der Ueberzeugung gebracht, daß nur durch einen ſolchen Staatsſtreich das däniſche Königreich vom gänzlichen Schiffbruch gerettet werden könnte. Es kam dem geraden ehrlichen Fürſten ſchwer an, gegen ſeinen Krönungseid zu handeln, in ein Complot zwiſchen dem Hof und der ſtändiſchen Oppoſition zu willigen. Aber er traute den Abſichten und klugen Rathſchlägen Gabels, der die Seele des ganzen Unternehmens und der Vermittler und geheime Agent zwiſchen den Betheiligten war. Unter dem Vorwand, größere Sicherheit für die aufgeregte Hauptſtadt zu ſchaffen, wurde eine Bürgerwehr errichtet und dem Befehlshaber der Beſatzungstruppen General Schack, einem zuverläſſigen Anhänger der königlichen Sache untergeordnet. Vergebens ſuchte der Adel, dem es unheimlich zu werden anfing, die Verbindung zwiſchen Geiſtlichkeit und Bürgerſchaft zu zerreißen, indem er ausſprengen ließ, auch der Kirchenzehnten ſollte

abgeſchafft werden; es gelang dem beredten Biſchof, die Beſorgniſſe ſeiner Collegen zu zerſtreuen und das einträchtige Zuſammengehen beider Stände zu erhalten. Erbreich mit Aufhebung der Capitulation war die Loſung.

Die Einführung einer Stempelſteuer, zu welcher der Reichsrath den König nöthigte, vermehrte die verbitterte Stimmung unter dem Bürgerſtande. Soll damit der Finanznoth abgeholfen werden? fragte man ironiſch. Wie erſtaunte der Reichshofmeiſter Joach. von Gersdorf, als ihm am 8. Oktober zwei mit den Unterſchriften ſämmtlicher Abgeordneten der Geiſtlichkeit und des Bürgerſtandes verſehene Geſuche überbracht wurden, daß man dem König die Krone des Reichs als Erbkrone anbieten ſolle. Auch ſeine herbeigerufenen Collegen vernahmen das unerhörte Verlangen mit Entſetzen. Es vergingen mehrere Tage in der größten Aufregung. Die hohen Herren beſtritten den Abgeordneten das Recht, einen ſolchen Antrag, der in den zur Verhandlung beſtimmten Punkten gar nicht inbegriffen ſei, in den Reichstag zu bringen; beide Theile wandten ſich an den König, die Einen, daß er den Convent auflöſe, die Andern, daß er ihre Bitte gewähre. Auf der Schloßbrücke begegnete der Reichsrath Otto Krag der ſtädtiſchen Deputation. „Kennt ihr dieſen?“ fragte er den Führer Nanſen, indem er mit drohender Geberde auf den blauen Thurm, das Gefängniß für Staatsverbrecher hinwies. „Was hängt dort oben?“ entgegnete der Angeredete auf den Kirchthurm mit der Sturmglocke zeigend. Wie milde und ſalbungsvoll und doch wie nachdrucksam floſſen die Worte von den Lippen des Biſchofs, bald um dem König in feierlicher Audienz die Erbkrone als Dank der Nation für die muthige Hingabe an das Vaterland anzubieten, bald um die Herzen des Reichsraths und Adels zu rühren, daß ſie bei dem großen Werke gemeinſame Sache mit ihnen machen möchten. Seine Worte brachten auf die ſteinharten Seelen der Magnaten keinen Eindruck hervor, wohl aber die einmüthige Haltung und das feſte Auftreten der beiden Stände, von denen keiner wich und wankte. Der Reichsrath hatte ſeine Weigerung auch damit gerechtfertigt, daß das Collegium unvollſtändig ſei; da wurde von der Kopenhagener Bürgerſchaft ein Geſuch an den König gerichtet, er möge die erledigten Stellen beſetzen aber nicht mit Adeligen, ſondern mit Gliedern aus dem Bürgerſtand und der Geiſtlichkeit, und mit Richtern und Beamten. Bei der Audienz im Schloſſe ſahen die Anweſenden mit Erſtaunen, daß Hannibal Seheſtedt vertraulich mit dem Hofe verkehre und ſich freundlich mit Svane unterhalte, ein Beweis, daß dieſer Edelmann erſten Ranges ſich von ſeinen Standesgenoſſen wie einſt von Corfiz Ulfeld abgewandt habe und des Königs Sache zu führen bereit ſei. Friedrich hatte nun alle Bedenken überwunden, freudig und entſchloſſen erklärte er, wenn Reichsrath und Adel ſich nicht mit dem Klerus und Bürgerſtand vereinigten, würde er von den letzteren allein ſich zum Erbkönig erheben laſſen. Es wehte eine unheimliche Luft in Kopenhagen: „die ganze Landesregierung ſtand ſtill, es war eine Pauſe des neuen Werdens“. Man hörte wohl hie und da herzhafte Aeußerungen, daß man eher Gut und Blut hingeben als in das Erbreich willigen würde; aber man glaubte nicht an ſolche großſprecheriſche Betheuerungen; denn gleichzeitig ſuchte mancher in mitternächtiger Stille ſich aus der Stadt zu ſtehlen; die Wache ließ jedoch Niemand zum Thor hinaus, der nicht einen Paß von Bürgermeiſter Nanſen hatte. Zu allem Unglück lag auch der Präſident Gersdorf während der Zeit auf dem Krankenbette. Reichsrath und Adel erkannten endlich die Nothwendigkeit, in die Erblichkeit der Krone zu willigen; um aber ihre Privilegien durch ein Bollwerk zu ſchützen, ſollte der Wahlcapitulation keine Erwähnung geſchehen. In dieſer Form wurde am 13. Oktober in einer feierlichen Reichstagsſitzung dem anweſenden König die Gabe von den Wortführern der drei Stände dargebracht, wobei Nanſen die Hoffnung ausſprach,

daß in Zukunft auch Geiſtlichkeit und dritter Stand eine Stimme im Reichsrath haben würden. Aber war denn eine durchgreifende Verfaſſungsreform möglich, ſo lange die Capitulation, das Palladium des Reichsraths und Adels zu Rechte beſtand? Dem erſten Schritt mußte nothwendig der zweite folgen.

Die königliche Dictatur. 14. Okt. 1660.

Ein gemiſchter Ständeausſchuß von zwanzig Perſonen ſollte am folgenden Tag in einem Saale des Schloſſes die künftige Staatsordnung in Ueberlegung nehmen: es war eine heiße ſtürmiſche Sitzung und herbe Worte wurden ausgeſtoßen. Die Meinungen und Anſprüche gingen ſo weit auseinander, daß aus dem Schooße der Verſammlung keine Vereinbarung zu erwarten ſtand. Wenn auch der Fundamentalſatz nicht mehr beſtritten ward: „daß das Wahlkönigthum ſammt der darauf beruhenden Capitulation in Dänemark aufgehoben ſein und die Krone Friedrichs III. Nachkommen männlichen wie weiblichen erblich zuſtehen ſolle“, wenn man auch den König von dem auf die Verfaſſung geleiſteten Eide zu entbinden für nothwendig hielt; ſo verzweifelte man doch bald an der Möglichkeit, ſich über ein neues Staatsgrundgeſetz zu vereinigen, das an die Stelle der bisherigen Handfeſte treten möchte. Die Einen wollten möglichſt viel von ihren Vorrechten behalten, die Andern die Gleichberechtigung Aller durchgeführt wiſſen. Bei dieſem Zwieſpalt der Meinungen gelang es der ſanften einſchmeichelnden Beredſamkeit Svanes die Verſammlung zu überreden, daß man die ganze Sache vertrauensvoll in die Hände des Königs legen, ihm eine dictatoriſche Gewalt übertragen ſollte, damit er eine neue Ordnung ſchaffe. Von dem gerechten, weiſen und frommen Sinne des Fürſten ſei zu erwarten, daß er Alles aufs Beſte einrichten werde; er habe von ſeinen Vorfahren ein reiches Maß von Tugenden und edlen Eigenſchaften ererbt, er habe im letzten Krieg ſeine Vaterlandsliebe und ſeinen königlichen Geiſt in ſo glänzender Weiſe bethätigt, daß man zu dem Glauben berechtigt ſei, er werde das Glück und die Wohlfahrt des Reiches aufs Gewiſſenhafteſte wahrnehmen; man ſolle dem Wort der Schrift nachkommen: „wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe“. Die treffliche Rede des Biſchofs zündet ein den Herzen der Anweſenden, ſie zeigte einen Ausweg aus den Irrgängen der politiſchen Zwietracht. Reichsrath und Adel hatten erkannt, daß die beſtehenden Rechte und Formen nicht mehr in ihrer ganzen Integrität erhalten werden könnten: mußten ſie aber Opfer bringen, ſo durften ſie von dem König mehr Billigkeit und Rückſicht erwarten, als von dem Bürgerſtand, der die Loſung „Freiheit und Gleichheit“ ausgegeben; und auch die Führer der andern Factionen wollten lieber einen Fürſten, der ihnen zu Dank verpflichtet war, zum Ordner des künftigen Staatsweſens annehmen, als einen Verfaſſungskampf heraufbeſchwören, der leicht Elemente in die Höhe bringen möchte, die ihnen nicht minder gefährlich werden konnten als dem Herrenſtand.

14. Okt. So wurde denn noch an demſelben Abend eine Urkunde aufgeſtellt und unterzeichnet, kraft deren Friedrich III. als erblicher König regieren und ſtatt der nun hinfällig gewordenen Capitulationsverfaſſung eine neue Staatseinrichtung doch

mit Berückſichtigung der beſtehenden Privilegien treffen möge. „Alle hofften jetzt durch eine und dieſelbe Politik zu gewinnen, und kein Theil wollte dem andern den Vortheil der reſignationsvollſten Hingebung an den König allein laſſen“.

Ein feierlicher Huldigungsakt, mit dem größten Glanz unter freiem Himmel in Scene geſetzt, war die Einweihung der neuen Aera in der Geſchichte von Dänemark; ſie machte den beſchränkteſten Monarchen von Europa zum unbeſchränkteſten. „Wer aber vielleicht vor zwölf Jahren die Krönung und erſte Huldigung geſehen hatte“, bemerkt Spittler, „und jetzt ſich erinnerte, welche Rolle damals Ulrieke geſpielt, er der gegenwärtig mit ſeiner Gemahlin auf Bornholm gefangen ſaß, dem miſchten ſich doch wohl bei allem Prunk und Jubel auch ſeltſame Gefühle mit ein ob der Vergänglichkeit aller menſchlichen Herrlichkeit und Größe.“ Der neue Huldigungseid wurde von allen Ständen mit Begeiſterung geleiſtet. Zu Anfang hielt der Kanzler eine Anrede an die Verſammlung des Inhalts: „der König laſſe durch ihn für dieſe ihre Liebe danken und gebe das Verſprechen, daß er nicht allein als ein gnädiger Herr und chriſtlicher Erbkönig regieren, ſondern auch allernächſtens eine ſolche Regierungsform anordnen wolle, daß gewiß alle ſeine Unterthanen von ihm und ſeinen Erben eine chriſtliche und milde Herrſchaft zu erwarten haben ſollten.“

3. Dänemark als unbeſchränkte Monarchie.

Neue Regierungscollegien.

Mit dieſer Erbhuldigung, die vier Wochen nachher in derſelben feierlichen Weiſe von Vertretern aller Stände wiederholt ward, hatte ſich die Nation dem König auf Gnade und Ungnade ergeben. Niemand konnte ſagen, wann und wie die neue Ordnung eintreten werde. Bei dem Adel und Reichsrath entſchwand bald der Rauſch der Begeiſterung; wäre nicht Schweden gleichfalls in einem Zuſtande der Zerrüttung geweſen, ſo hätten leicht neue Complotte entſtehen können; und auch die andern Stände, die ein goldenes Zeitalter erwartet, ſtimmten ihre Hoffnungen herab. Eine allgemeine Umlage für den Unterhalt einer beträchtlichen Militärmacht, welche der ſouveräne König zunächſt anordnete, war gerade nicht geeignet, die Gemüther zu befriedigen oder zu erheben. Wie begierig immer die Dänen der neuen Verfaſſungsurkunde entgegenſahen; ſie mußten ihre Ungeduld bezähmen: Gabel übereilte ſich nicht, es war ihm nicht um die Verwirklichung von ſtaatsrechtlichen Doctrinen zu thun; er faßte praktiſche Ziele ins Auge. Zunächſt wurden die hohen Reichsämter beſeitigt und durch Regierungscollegien und einen Staatsrath erſetzt, worin auch bürgerliche Mitglieder verwendet wurden; Sehеſtedt erhielt als Lohn für ſeinen Uebertritt zur Hofpartei das Amt eines Reichsſchatzmeiſters.

Von dieſen Behörden gingen nun die Maßregeln aus, welche der Adelsgemeinde einen ſchweren Schlag verſetzten und manche Familie dem Ruin nahebrachten. Die bisherigen Domanialpachtungen wurden abgeſchafft und eine wirthſchaftliche Selbſtverwaltung eingeführt. Vorgeſchoſſene Kapitalien ſollten, bis die Rückzahlung möglich ſei, einſtweilen verzinſt und ſtatt der Grundhypotheken Schuldbriefe dafür ausgegeben werden. Aber wie mancher behaupiete Vorſchüſſe geleiſtet oder Lieferungen gemacht zu haben, deren Richtigkeit er nicht darzuthun vermochte! Staatsgläubiger dieſer Art

wurden als Betrüger verfolgt. Durch die beiden Maßregeln waren der Ariſtocratie die Quellen der Macht und der Einkünfte auf Staatskoſten verſchloſſen. Denn mit einem Staatsrath, wo Svane, das Haupt der däniſchen Kirche und Nanſen, der Vorſtand der Kopenhagenſchen Municipalität, die ſich fortwährend der königlichen Gunſt und Gnade erfreuten, Sitz und Stimme hatten, und mit Regierungscollegien, deren Glieder und Beiſitzer zum Theil dem Bürgerſtande angehörten, deren Präſidenten dem König unmittelbar Vortrag hielten, in denen Gabel und Lenthe das entſcheidende Wort führten, war die alte eigenmächtige Verwaltung der Reichsräthe und Reichsbeamten nicht mehr vereinbar. So verſchwanden denn auch die hohen Herren, die früher ein Neben- und Mitregiment gebildet hatten, mehr und mehr aus dem neuen königlichen Amts- und Regierungsorganismus. Sie konnten immerhin zufrieden ſein, daß ihr Schickſal in die Hände eines milden und gerechten Monarchen gelegt war; denn es fehlte nicht an Stimmen, die viel weiter gehende Maßregeln verlangten; eine Reduction der Krongüter, ſo durchgreifend wie ſie bald darauf in Schweden durch Karl XI. vorgenommen ward, ſchien den Kronbauern das richtige Heilmittel. Gegen 6000 Bauernhöfe, die ehedem frei geweſen, ſeien durch die Gewaltherrſchaft des Adels in eine Knechtſchaft gerathen ſo drückend wie die ägyptiſche Sclaverei der Kinder Israel. Friedrich III. begnügte ſich vor der Hand mit dem Errungenen: ein königliches Regiment geſtützt auf eine abhängige Beamtenhierarchie und auf eine zuverläſſige Militärmacht und gleiche Verpflichtung Aller bei den Staatslaſten bot ihm eine hinreichende Sicherheit ſouveräner Macht. Er konnte ſogar noch der Hoffnung Raum geben, daß er in hochwichtigen Dingen, wie bei der Entſcheidung über Krieg und Frieden, bei der Einführung neuer Steuern und Auflagen neben dem Staatsrath und den Regierungscollegien auch die Meinung der Stände einholen werde. Seine abſolute Königsgewalt wurde dadurch nicht beſchränkt; denn ſolche Stände beſaßen ja nur eine berathende Stimme, ihre Beſchlüſſe hatten nur ein moraliſches Gewicht. Nur Corfiz Ulfeld ſollte empfinden, daß man ſeine Umtriebe und ſchwediſchen Sympathien nicht vergeſſen habe. Aufs Neue unter Anklage geſtellt entging er der Todesſtrafe nur durch heimliche Flucht, aber ſeine ſtolze hochſinnige Gemahlin wurde über zwanzig Jahre in der härteſten Gefangenſchaft gehalten, ein Opfer der unverſöhnlich zürnenden Königin Sophie Amalie.

Das Königsgeſetz.

Eine Staatsurkunde, die von allen Ständen in Dänemark und ſelbſt in Norwegen und Island unterzeichnet wurde, war die feierliche Sanction des Geſchehenen, eine Souveränetätsacte, wodurch die Nation die Errungenſchaften der Revolution als rechtsbeſtändig und als Ausdruck ihres Geſammtwillens anerkannte und guthieß, eine Art Plebiscit, wie die ſpäteren Volksabſtimmungen in dem Bonaparteſchen Frankreich. Geſtützt auf dieſen Rechtstitel, kraft deſſen dem König Friedrich III. und allen ſeinen Deſcendenten völlig unumſchränkte Gewalt übertragen war, ging nun die Regierung auf dem Wege der Reformen voran, doch ohne Uebereilung und Härte: die Einlöſung der verpfändeten Domänen, neue Verpachtungen, Ausdehnung der Freiheit über Bauerngüter, die ehemals der Krone gehört hatten im Laufe der Zeit aber leibeigen geworden waren, wurden allmählich und mit ſchonender Rückſicht durchgeführt; die Geiſtlichkeit wurde unabhängiger geſtellt und in ihrem Einkommen aufgebeſſert; die Städte, insbeſondere Kopenhagen erhielten manche neue Rechte in Beziehung auf die innere Verwaltung und auf Handel und Schifffahrt. Alles was auf

dieſe Weiſe innerhalb mehrerer Jahre auf Grund der Souveränetätsakte eingeführt wurde, erhielt dann ſeinen rechtsgültigen Abſchluß durch das „Königsgeſetz“ oder die pragmatiſche Sanction, worin der Stammherr alle ſeine Nachkommen verpflichtete, die Souveränetät der abſoluten Königsgewalt heilig und unverbrüchlich zu wahren, bei dem evangeliſchen Glauben zu verharren und an dem Fundamentalſatz zu halten, daß die Krone ungeſchwächt und ungetheilt nach dem Rechte der Erſtgeburt ſich in der Dynaſtie vererbe. Dieſes Königsgeſetz, „gleichſam ein Commentar über die Souveränetäts-Akte“, das der Kanzlei-Secretär Schuhmacher, der Sohn eines Weinhändlers, der ſeine natürlichen Anlagen durch eingehende Studien und große Reiſen ausgebildet und in verſchiedenen Stellungen ſeinen Scharfſinn und politiſchen Geiſt bewährt hatte, entworfen und Theodor Reinkingk, ein berühmter Juriſt in Glückſtadt revidirt haben ſoll, wurde jedoch erſt fünf Jahre ſpäter, bei der Krönung des neuen Königs Chriſtian V. veröffentlicht, als die neuen Einrichtungen ſich bereits befeſtigt und eingelebt hatten. Wohl hielten ſich Anfangs viele vom Adel in malcontenter Zurückgezogenheit und machten dem in Brügge weilenden Corfiz Ulfeld von ihrer Unzufriedenheit brieflich Mittheilung; aber mit der Zeit, als einer um den andern von den älteren Herren zu Grabe ging, verſöhnte ſich die jüngere Generation mit den veränderten Verhältniſſen. „Wer nur immer in ſeiner kleinen Spanne Zeit lebt, der kann nicht begreifen, wie ſchnell das Gras wächſt und wie viele Dinge das ſchnell gewachſene Gras ruhig und ſicher deckt. Nanſens Urenkelin wurde von einem Krag als Gemahlin heimgeführt. In der neuen Generation erzählte man ſich mit Lächeln, was für Kranſeköpfe die Väter geweſen ſeien.“ Bald verfaßte der hochgelehrte Profeſſor J. Wandal von Kopenhagen auf Grund der Bücher Samuelis und anderer bibliſchen Stellen ein Werk über die Rechte eines abſoluten Königs, das ein kanoniſches Anſehen erlangte.

14. Nov. 1665.

Chriſtian V. 1670—1699.

Das Bild eines orientaliſchen Deſpoten, das dort mit grellen Farben dargeſtellt iſt, ſollte nach dem neuen Staatsrecht für jeden König gelten, und es war nur Gnade und Milde, wenn er nicht den vollen Gebrauch von den ihm zuſtehenden Rechten machte. So hatten auch einſt in den Tagen der erſten Stuarts die hochkirchlichen Biſchöfe gelehrt. Wenn ein ſolches Königthum in Tyrannei ausarte, dürften die Miniſter und Räthe Bitten und Ermahnungen anwenden, auch dem Volke ſtänden Bitten und Thränen frei. Aber jeder Widerſtand ſei eine Verſündigung gegen Gott, der die höchſte Gewalt unmittelbar gebe und dem, den er zum König einſetze, bei der Salbung mit der Fülle der Gewalt innere ſchöpferiſche Gaben verleihe. Zwiſchen dem König und der Gottheit beſtehe eine fortwährende myſtiſche Verbindung. Die Rechte, die ſich früher die Stände angemaßt, ſeien Uſurpationen geweſen, die durch die Revolution von 1660 abgeſtellt worden. Das abſolute Erbkönigthum ſei die einzig rechtmäßige von Gott eingeſetzte Gewalt und Obrigkeit. Adam ſei der erſte König geweſen.

Neue ſtaatsrechtliche Doctrin.

Solchen ſtaatsrechtlichen Theorien praktiſche Geltung zu verſchaffen, war das politiſche Beſtreben des ſtaatsklugen Miniſters Peter Schuhmacher, der nach dem Beiſpiele Richelieu's durch zweckmäßige Einrichtungen die abſolute Monarchie vollends ausbildete und zum Dank für ſeine Verdienſte von Chriſtian V. zum

Peter Schuhmacher, Graf von Greifenfeldt.

Grafen von Greifenfeldt zum Großkanzler und Ritter vom Elephantenorden, zum höchsten gesellschaftlichen Rang erhoben ward. Ein neugeschaffener Grafen-
1671. und Freiherrnstand mit bestimmten Privilegien und hierarchischen Abstufungen und die Errichtung des Danebrog-Ordens fesselte die Aristocratie an den Thron und brachte durch den Stachel des Ehrgeizes die alte selbständige Adelsmacht in Vergessenheit. Menschliche Eitelkeit griff begierig nach dem Spielwerk und verhüllte die Ohnmacht mit einem von der Krone verliehenen Schimmer. Mit Titel und Orden geschmückt fanden die adeligen Herren des Nordens leicht Zutritt zu den Pariser Salons und zu den Hofkreisen Ludwigs XIV.

Welche Gefahren aber die absolute Königsgewalt in ihrem Schooße berge, sollte Greifenfeldt selbst erfahren, er der Sohn des Glücks, der stolze Emporkömmling, den die königliche Gnade mit Reichthümern und Ehren überschüttet hatte. Trotz seiner Verdienste um die Erhöhung und Befestigung der souveränen Machtstellung und um die Verbesserung der Rechtsverhältnisse und des Gerichts- und Polizeiwesens in Dänemark und Norwegen durch Aufstellung eines neuen Gesetzbuches und trotz seiner auch in der
1676. auswärtigen Politik bewiesenen Umsicht erlebte er einen tragischen Ausgang. Es gelang einer mächtigen Adelsfaction, die Eifersucht des Königs gegen den Kanzler zu erwecken, als ob er sich zu große Gewalt und Ehre anmaße und durch ungerechte Mittel und verrätherische Verbindungen mit auswärtigen Höfen sich bereichert habe. Er vertheidigte sich mit Würde und überzeugender Beredsamkeit; aber die Feinde waren zu zahlreich. Er wurde zum Tode und zum Verlust seines Vermögens und seiner Ehre verurtheilt. Auf dem Schaffot wurde ihm das Leben geschenkt, aber die Umwandlung der Strafe in lebenslängliche Gefangenschaft konnte kaum als ein Akt der Gnade gelten. Er mußte drei und zwanzig Jahre lang in harter Kerkerhaft schmachten zuerst in Friedrichshaven und dann, als die Gegner aus einer Bemerkung des Königs, „der einzige Greifenfeldt habe den wahren Nutzen Dänemarks besser eingesehen, als jetzt der gesammte geheime Rath" eine Aenderung seines Schicksals befürchteten, in dem entlegenen Thurm von Munkholm bei Drontheim. Von Christian endlich in Freiheit gesetzt starb er einige Wochen darauf im selben Jahre mit dem König, eine furchtbare Warnung für alle die sich dazu hergeben, den Willen der Könige von den Fesseln des Gesetzes zu lösen.

Christ. V. spätere Regierung.

Gegen den Rath des Kanzlers hatte sich Christian V. in den großen Coalitionskrieg wider Ludwig XIV. eingelassen, in der Hoffnung, mit Hülfe der Verbündeten die an Schweden abgetretenen Landschaften wieder zu erlangen und seinen Verwandten, den Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein-Gottorp, den Gründer der Universität Kiel (1665), der mit dem Hofe von Stockholm durch Familienbande und politische Sympathien befreundet war, seiner selbständigen Herrschaft zu berauben. Wir haben die Wechselfälle dieses Land- und Seekriegs im Zusammenhang mit den brandenburgisch-schwedischen Feldzügen kennen gelernt (S. 622 ff.). Den Herzog lockte der Dänenkönig unter dem Scheine vertraulicher Mittheilungen nach Rendsburg und hielt ihn dann gefangen bis er sich bereit zeigte, seiner vollen landesherrlichen Gewalt zu entsagen und die Festung Tönningen abzutreten. Aber der Friede von St. Germain sicherte nicht blos die Integrität Schwedens; dem Herzog von Holstein-Gottorp mußten auch alle Länder und Gerechtsame zurückgegeben werden, die kraft älterer

Friedensſchlüſſe ihm gebührten. Chriſtian Albrechts Sohn, der ſeinem Vater in der Herrſchaft folgte, trat durch ſeine Vermählung mit einer Tochter Karls XI. in noch nähere Beziehungen zu dem ſchwediſchen Königshaus. Um ſo geſpannter wurde ſein Verhältniß zu König Chriſtian, als dieſer bei dem Tode des Grafen Anton Günther Oldenburg und Delmenhorſt, auf welches auch Gottorp und die Ploener Nebenlinie des Holſteiniſchen Hauſes Anſpruch erhoben, mit Dänemark vereinigte. Auch an dem zweiten Coalitionskrieg wider Frankreich nahm Chriſtian V. Theil; wir wiſſen, welchen Schrecken der däniſche Namen in Irland verbreitete, als der Krieg zwiſchen dem Oranier und dem von Frankreich unterſtützten Stuart auf jener Inſel zur Entſcheidung kam (S. 564 f.). Dennoch ſchwebte ihm der Hof Ludwigs XIV. als Vorbild vor Augen; auch Kopenhagen ſollte von den Herrlichkeiten von Paris und Verſailles ſeinen Antheil haben. Eine Ritterakademie wurde gegründet, die geſellſchaftliche Bildung verfeinert, ein neues Opernhaus errichtet. Aber der entſetzliche Brand, der bei der Aufführung eines mythologiſchen Effektſtückes das Theater ſammt der Amalienburg verzehrte und gegen dreihundert Menſchen den Flammentod brachte, blieb den Bewohnern der Hauptſtadt lange im Gedächtniß. Es erſchien wie ein Gottesurtheil gegen die eitle Ruhmbegierde des nordiſchen Hofes.

4. Polen und Sachſen.

1. Polen unter den letzten Waſa und die Koſakenkriege.

Während in Dänemark die Adelsherrſchaft durch einen aus der Geiſtlichkeit und der Bürgerſchaft hervorgegangenen revolutionären Akt der Selbſthülfe zu Gunſten des abſoluten Königthums gebrochen ward, gelangte dieſelbe in Polen zu ihrer vollen Ausbildung, zu einer Ariſtocratenrepublik mit monarchiſcher Spitze. Wir haben in früheren Blättern (VIII, 537 ff., XI, 870 ff.) den Entwickelungsgang des polniſchen Staatsweſens kennen gelernt. Als Sigmunds III. Sohn Wladiſlaw IV., der ſich einſt mit dem Gedanken getragen, das Moskowitiſche Reich mit dem polniſchen zu vereinigen (XI, 899), durch die Wahl des Adels den väterlichen Thron beſtieg, mußte er die Prärogative der Krone durch neue Zugeſtändniſſe an die herrſchende Kaſte vermindern. „Alljährlich ſollte ein neues, zweites Viertel des Ertrags der königlichen Domanial-Güter zur Erhaltung des ſtehenden Militärs und beſonders zum Unterhalt der Artillerie ausgeſetzt werden; blos die königlichen Tafelgüter blieben von dieſer Abgabe frei. Ueberdies ſollte der Münzertrag künftighin nicht mehr dem König, ſondern der Republik zugehören“. Ohne alle Rückſicht auf die Wohlfahrt und Sicherheit der Nation war der polniſche Adel mit dem engherzigſten Egoismus nur bedacht, bei jedem Regierungswechſel die Pacta conventa zum Vortheil ſeines Standes zu erweitern, ſeine eigenen Leiſtungen für das gemeine Weſen auf das geringſte Maß herabzuſetzen, die nichtadeligen Volkstheile von aller Mitwirkung am öffentlichen Leben

Der polniſche Adelsſtaat.

Wladiſlaw IV. 1632—48.

auszuſchließen, ſie an jedem freien ſelbſtändigen Handeln zu hindern. Nicht nur, daß die Gutsherren die eigenen Bauern in harter Leibeigenſchaft hielten, ſie wollten auch nicht zugeben, daß die Unterthanen in den Kronländereien beſſer geſtellt wurden. Denn da die Domanialgüter durch Pacht oder Pfandſchaft meiſtens in adeligen Händen waren, ſo konnten den Herren aus einer ſolchen Verſchiedenheit Nachtheile erwachſen. Die bäuerliche Bevölkerung ſollte die gleiche Knechtſchaft ertragen; eine Ungleichheit würde unter den Hörigen der Adelsgüter ein Verlangen nach Freizügigkeit, ein bedenkliches Trachten nach Veränderung und Bewegung erzeugen. Und ſollte die Adelsgemeinde gar das Bürgerthum begünſtigen, die ſtädtiſche Bevölkerung, ohnedies ſo neuerungsſüchtig und für Democratie und Gleichberechtigung ſo empfänglich, durch Beiziehung zum politiſchen Leben mit Begierden und Beſtrebungen erfüllen, die ſich leicht zu einer gefährlichen Oppoſition gegen den Adel ſelbſt ſteigern könnten? War es doch eine durch die Geſchichte hinlänglich bewährte Erfahrung, daß das Stadtbürgerthum, wo es am öffentlichen Leben einen berechtigten Antheil hatte, mit der Krone gegen die Privilegirten gemeinſame Sache machte! So nahm denn das polniſche Staatsweſen mehr und mehr die feſte kryſtalliſirte Form eines Organismus an, in dem alle Lebenskraft in einer Adelskaſte concentrirt war, welche der Krone die Bahn ihrer Bewegung abmaß und durch enggezogene Schranken regelte, jedes fremdartige Element mit deſpotiſcher Hand niederhielt. Mit Argusaugen wachte die Ariſtocratie, daß die beſtehenden Zuſtände und Einrichtungen keine Veränderung erfuhren, daß die Verfaſſung der „Republik" Polen rein erhalten, die Freiheiten und Rechte der herrſchenden Klaſſe durch keinerlei Reformen beeinträchtigt oder durchbrochen würden, alle Regierungshandlungen in den engen Formen der Capitulationsrechte unter ſtrenger Controle des Reichstages ſich bewegten. Es wurde dem König nicht geſtattet, nach dem Beiſpiele anderer Potentaten, durch Einführung von Orden oder Titeln, durch gräfliche oder fürſtliche Rangerhöhungen die Gleichheit der Adelsgemeinſchaft zu ſtören; die Glieder der polniſchen Ariſtocratie dünkten ſich weit erhaben über alle ſtändiſchen Würden und Auszeichnungen des Auslandes, ſie hielten ſich für Kurfürſten, denn das Staatsoberhaupt war ja nur ein Geſchöpf ihrer Wahl, das ihren Willen vollzog. Allein ſo einträchtig die Magnaten in dem Beſtreben waren, die Königsmacht zu ſchwächen und alle fremden und nichtadeligen Elemente fern zu halten, ſo parteiſüchtig waren ſie unter einander, ſo ſehr lähmten ſie durch leidenſchaftliches Factionsweſen, durch Umtriebe und Complotte jede nationale Kraftentfaltung, jede obrigkeitliche Autorität.

Johann Caſimir und die Kaſaken.

Wenn unter der Regierung des Königs Wladiſlaw die äußere und innere Ruhe wenig geſtört ward, ſo lag die Urſache darin, daß im Weſten alle Nationen auf dem großen deutſchen Kriegsſchauplatz beſchäftigt waren, im Oſten die Ruſſen ihre Kräfte ſammeln mußten, um die durch die langen bürgerlichen Kämpfe und Zerrüttungen empfangenen Wunden zu heilen, und im Innern kein Zündſtoff zu politiſchen Parteikämpfen vorlag. Aber noch ehe dieſer König aus der Welt

ging und ſein Bruder Johann Caſimir auf Grund derſelben Pacta conventa zum König gewählt ward, erlitt dieſe Ruhe eine Unterbrechung durch den ſechsjährigen Koſakenkrieg, deſſen Ausgang nicht minder zu der Schwächung des polniſchen Reiches beitrug als der unmittelbar darauf folgende Krieg gegen Schweden-Brandenburg, der uns bereits bekannt geworden iſt. Jener Theil des im Norden des ſchwarzen und Aſowſchen Meeres ſeßhaften weit verzweigten Volksſtammes, den Stephan Batori der polniſchen Oberhoheit unterworfen und organiſirt hatte (XI, 875) und der von ſeinen Wohnſitzen im Süden der Waſſerfälle des Dnepr den Namen „Saporoger" führte, war den Polen ein Dorn im Auge. Das an Krieg und Freibeuterei gewöhnte in freier Autonomie unter einem ſelbſtgewählten Hetman lebende Reitervolk, das durch die Kargheit des Reichstags nur ungenügend in dem Dienſt und Sold des Königs beſchäftigt ward, ließ ſich durch die ſchutzherrlichen Bande, womit es an die polniſche Krone geknüpft war, nicht abhalten, aus ſeinen von Felſen, Wald und Gebüſch durchzogenen, durch Verhacke und Schanzwerke gedeckten Wohnſitzen bald dahin bald dorthin Streifzüge und Raubfahrten zu unternehmen, wodurch der Regierung in Warſchau manche Verlegenheiten und Widerwärtigkeiten bereitet wurden. Hatte doch eine Schaar verwegener Geſellen, mit andern Stammesgenoſſen verbunden ohne Geſchütz die Handelsſtadt Aſow eingenommen und mehrere Jahre lang behauptet, jene Metropole des mercantilen Verkehrs zwiſchen Aſien und Europa, die einſt von den Türken den Genueſen entriſſen worden, und die von der Zeit an zum Erisapfel zwiſchen Rußland und der Pforte ward. Und noch mehr verdroß es die Gutsbeſitzer in der Ukraine und im ganzen ſüdlichen Polen, daß ſo viele ihrer leibeigenen Bauern dem Druck der Frohndienſte und der Geißel der Hörigkeit entflohen und bei den Koſaken, die ohnedies als Anhänger der griechiſchen Kirche den papiſtiſch geſinnten Polen und ihren jeſuitiſchen Lehrmeiſtern ſo ſehr verhaßt und verabſcheut waren, eine Freiſtätte ſuchten, wo ſie unter dem Schutze verbriefter Rechte in Sicherheit leben konnten. Wie wenig Adel und König ſonſt Liebe und Vertrauen zu einander hatten, in der Abneigung gegen alle Diſſidenten und insbeſondere gegen die ſchismatiſchen Koſaken waren beide einig. Johann Caſimir war mehr eine prieſterliche als königliche Natur: auf großen Reiſen, die er unter der Regierung ſeines Bruders durch Deutſchland, Holland, Frankreich und Italien unternommen, war er in Rom dem Jeſuitenorden beigetreten und zum Cardinal erhoben worden, und wenn er auch ſpäter wieder in den weltlichen Stand zurückkehrte, und mit päpſtlicher Erlaubniß ſich vermählte, ſo bewahrte er doch die Grundſätze und Tendenzen der Geſellſchaft Jeſu und eine Neigung für den geiſtlichen Stand in ſeinem Herzen.

Johann Caſimir 1648—1669.

(1637—42).

Regierung und Reichstag faßten daher den Beſchluß, die Freiheiten der Koſaken zu beſchränken und der ſtaatlichen Selbſtändigkeit ein Ende zu machen. Eine feſte Burg, Kudak am erſten Waſſerfall gegen Kiew zu, von einem franzöſiſchen Ingenieur erbaut und mit einer polniſchen Beſatzung verſehen, ſollte das Reitervolk überwachen und im

Anfang der Koſakenkriege.

Zaum halten. Ein verunglückter Verſuch, das Werk zu zerſtören, bot die willkommene Gelegenheit, mit Strenge vorzugehen. Der Anführer wurde wider gegebenes Verſprechen hingerichtet und die Ausnahmsſtellung durch Reichstagsbeſchluß aufgehoben. Die freie Wahl ihres Hetman ſo wie alle Sonderrechte ſeien durch die Rebellion verwirkt worden. Forian ſollte der Kronfeldherr alle Oberſten und Hauptleute d. h. alle Behörden in dem militäriſch gegliederten, in Regimenter getheilten Gemeinweſen der Koſaken ernennen und zwar aus dem Adel, kein Unterſchied ſollte mehr beſtehen zwiſchen einem Koſaken und einem polniſchen Bauer, der demokratiſche Soldatenſtaat mit brüderlicher Gleichheit in ariſtokratiſcher Weiſe umgeſtaltet werden. Nun wurde von den königlichen Regierungsbeamten und von der katholiſchen Prieſterſchaft um die Wette an der Unterdrückung und Bekehrung der Koſaken gearbeitet und dabei keine Gewaltthat geſcheut. Nicht mehr der Metropolite von Kiew, ſondern der Papſt in Rom ſollte als Oberhaupt der Kirche verehrt werden. Der Bogdan Chmelnicki, ein tapferer Koſakenführer von polniſcher Abkunft wurde von einem Staroſten ſeines Gutes beraubt und als er in Warſchau Klage führte, überfiel der Beamte ſein Haus, nahm ihm ſein Weib und heirathete
1647. ſie ſelbſt, nachdem er ſie zur katholiſchen Kirche gebracht. Da rief Chmelnicki die Koſaken zu den Waffen und eröffnete mit Hülfe der Tataren, jenes mächtigen Bruchtheils der einſt ſo gewaltigen „Goldenen Horde", der in der Krim im alten Taurien unter türkiſcher Hoheit ein kriegeriſches Nomadenleben führte, einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Polen. Der Feldherr Potocki erlitt eine ſchmähliche Niederlage um dieſelbe
Mai 1648. Zeit da Wladislaw aus der Welt ging. Ihm wäre es vielleicht möglich geweſen, den Abfall zu verhüten; denn er war dem tapfern Koſakenführer bisher gewogen geweſen und hatte die Härte und Ungerechtigkeit der polniſchen Magnaten verdammt. In einem Krieg wider die Türken, den er kurz vor ſeinem Ende im Schilde geführt, konnte ihm das ſtreitbare Volk weſentliche Dienſte leiſten. Aber unter dem neuen König, der ganz in der Gewalt des Adels ſtand, war für das ketzeriſche und rebelliſche Volk keine
Aug. 1649. Gnade zu hoffen. Und wenn auch durch den Zborowſchen Vertrag der Verſuch einer Ausgleichung gemacht ward, ſollte der kluge Chmelnicki gegen die unſichere Zuſage einer Amneſtie und die Ernennung zum Hetman die Vortheile aus der Hand geben, die ihm das Waffenglück und das factiöſe Treiben der Adelshäupter gerade jetzt eingebracht? Zudem wollten die Koſaken nicht wieder zur Feldarbeit zurückkehren, nicht wieder der Gewalt der polniſchen Magnaten und den Verführungskünſten der Jeſuiten ausgeſetzt ſein. So war der Vertrag von kurzer Dauer und die Zukunft auf die Spitze des Schwertes geſtellt.

Abfall der Koſaken von Polen zu Rußland.

Der Krieg war blutig und wechſelvoll; aber wohin ſich auch der Sieg neigen mochte, die Nation und die Republik trug in allen Fällen Schaden und Schwäche davon. Und welche Gräuel mußte ein Kampf zu Tage bringen, der zugleich ein Bürger-, ein Racen- und ein Religionskrieg war, und in welchem wilde mohammedaniſche Tatarenhaufen und entlaufene polniſche und lithauiſche Bauern unter der Fahne der Koſaken ſtritten? Der Hetman Chmelnicki ſelbſt gerieth in Sorge über die verwilderten Banden, die nur noch ihren rohen Trieben und Leidenſchaften folgten. Namentlich wünſchte er die Tataren los zu werden. Dies konnte er aber nur bewerkſtelligen, wenn er ſich entweder mit Polen verſöhnte oder eine andere Hülfe anrief. Der erſtere Ausweg war für ihn ſo gut wie verſchloſſen. Denn in Polen nahm während dieſes Krieges die Adelsoligarchie einen ſolchen Charakter an, daß nicht Verfaſſung und Geſetz, ſondern Anarchie

im Lande zu herrſchen ſchien. In den Landesverſammlungen wurde nicht mehr mit Gründen für und wider verhandelt, ſondern die Mehrheit pflegte die widerſprechende Minderzahl durch lautes Geſchrei, durch tumultuariſche Drohungen, ja durch offene Gewalt zum Schweigen zu bringen. Zwietracht, Factionsgeiſt und Parteiwuth traten ſo ſehr ohne alle Scheu hervor, daß einzelne Großen die Unternehmungen der Koſaken förderten, und im Reichstag kam zum erſtenmal 1652. das Beiſpiel vor, daß einer der Landboten oder Deputirten mit ſeiner einzigen Gegenſtimme den Fortgang der Berathungen verhinderte und die von der Verſammlung gefaßten Beſchlüſſe für ungültig erklärte, ein Fall, der anfangs verwünſcht und verabſcheut bald ein anerkanntes Recht ward. Nur mit Stimmeneinheit ſollte ein gültiger Reichstagsbeſchluß gefaßt werden können. Wir werden dieſes abenteuerliche Recht des Liberum Veto, das als Gegengift die bewaffneten Conföderationen in ſeinem Schooße barg, in ſeinen, alles ſtaatliche Leben zerſetzenden Wirkungen noch näher kennen lernen: für jetzt hatte das Umſichgreifen der Anarchie und der Adelsfactionen die Folge, daß der Hetman Chmelnicki den Gedanken an eine Verſtändigung mit der Republik aufgab und ſich nach anderweitiger Hülfe umſah. Und was konnte ihm da vortheilhafter erſcheinen als ein Anſchluß an das Moscowiterreich, das unter dem Hauſe Romanow gerade ſo der feſten monarchiſchen Concentration entgegenging, wie die polniſche Adelsrepublik der Auflöſung aller ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Bande? Zar Alexei nahm mit Billigung einer Reichsverſammlung die Boten des Koſakenhauptmanns 1654. freundlich und entgegenkommend auf. Dem Abſchluß eines Schutzbündniſſes, kraft deſſen der Ueberſchuß der Bevölkerung der Sloboden ſich in den unbewohnten aber fruchtbaren Landſtrichen in der Gegend von Bielgorod niederlaſſen durfte und den Grund zu den raſch emporblühenden Anſiedelungen von Achtirka, Sumi, Charkow u. a. legte; folgte ein Staatsvertrag mit gegenſeitigen Rechts- Sept. 1653. verbindlichkeiten. Als Chmelnicki ſeinen verſammelten Starſchinen und Oberſten die Bundesakte vorlegte und ſie fragte, ob ſie lieber einem katholiſchen König gehorchen und mit Mohammedanern in Freundſchaft leben oder von einem rechtgläubigen mächtigen Monarchen geſchützt werden wollten, entſchieden ſich alle für den Anſchluß an das durch Religion und Sprache verwandte Brudervolk der Ruſſen. Alle Koſaken ſchwuren darauf dem großen Zar in Moskau, deſſen Oberhoheit bereits ein anderer Zweig der Koſakenfamilie, der am Don ſeßhafte Stamm anerkannt hatte, den Eid der Treue und empfingen die Beſtätigung aller März 1654. der Rechte, die ſie früher unter der Hoheit des Polenkönigs genoſſen hatten.

Polen in Kriegsnoth.

Nun nahm der Krieg weitere Dimenſionen an: Koſaken und Ruſſen drangen gemeinſam gen Weſten vor, ſchlugen den lithauiſchen Großfeldherrn Joh. Radzivil in die Flucht und eroberten in raſchem Siegeslauf die Städte Smolensk, Witebsk, Minsk, Grodno u. a. O. Das geſchah um dieſelbe Zeit, als der Schwedenkönig den oben beſchriebenen Feldzug von Weſten her unternahm und bis Warſchau vorrückte (S. 603 ff). Ein polniſcher Edelmann, der Kron-Unterkanzler Hieron. Radziejowski, der vom König

tödtlich beleidigt, zuerſt heimlich mit den Koſaken conſpirirt hatte, dann mit rachegl
ühender Seele an den Hof von Stockholm geflohen war, diente dem Schwedenkönig als Führer und feindlicher Aufſtifter gegen das eigene Vaterland. Und nun brach die Kriegsfurie von allen Seiten in das polniſche Land ein: Ruſſen und Koſaken, Schweden und Deutſche, der Siebenbürger Rakoczy trachteten gleichzeitig die Republik zu verſchlingen. Schon damals tauchte der Gedanke einer Theilung Polens auf. Aber Dank der durch die Geiſtlichkeit bewirkten Erhebung der Polen ſelbſt und der Eiferſucht und Zwietracht der Feinde unter einander ging die Nation, wenn auch mit zerſchlagenem Körper doch lebendig aus dem Todeskampf hervor. Der Zar, der ſein Schwert gegen die ſchwediſchen Oſtſeeprovinzen kehren wollte, ſchloß mit Polen auf Grund des Be-
Okt. 1656. ſtehenden in Wilna einen Waffenſtillſtand. Aus einem Gegner wurde nunmehr Alexei ein Helfer, da er den gemeinſchaftlichen Feind Karl X. bekämpfte. Zu dieſem freundſchaftlichen Verhältniß trug nicht wenig der Umſtand bei, daß die polniſchen Magnaten dem Zaren mit der Ausſicht ſchmeichelten, nach dem Tode Johann Caſimirs würde er zum Nachfolger gewählt werden. Denn der letzte kinderloſe Waſa war ein ſchwaches Reis auf dem rauhen Polenſtamm. Als der Schwedenkönig wider Dänemark zog, wurde der Krieg gegen Polen und Rußland mit geringerem Eifer fortgeſetzt, ohne daß jedoch die Waffen gänzlich geruht hätten; aber der Tod des unternehmenden eroberungsluſtigen Fürſten vor Kopenhagen führte zu einer Reihe von Friedensſchlüſſen, deren Ergebniſſe uns bereits bekannt ſind. Durch den Wehlauer Vertrag entſagte der König Johann Caſimir der Lehnsherrlichkeit über das Herzogthum Preußen und drei Jahre ſpäter im Frieden von Oliva ſeinen Anſprüchen auf Eſthland und Livland, die nun wieder an die Krone Schweden fielen, eine Beſtimmung, in welche auch der Moskowiten-Zar in dem „ewigen Frieden“ von Kardis (einem Gut zwiſchen Dorpat und Revat) einging.

Neuer Koſakenkrieg und polniſche Parteikämpfe.

Als dieſer Friede mit Schweden zum Abſchluß kam, war der Krieg zwiſchen Polen und Rußland wieder in vollem Gang. In Warſchau erkannte man, welche Schwächung die Republik durch den Verluſt der Ukrainiſchen Koſaken erlitten. Nach war die ruſſiſche Macht nicht ſo furchtbar, daß man in Polen ſich vor einer Erneuerung des Kriegs geſcheut hätte. Es wurden Verſuche gemacht, die Koſaken wieder zu gewinnen. Ein Abfall und Revolutionsakt hinterläßt nach der Durchführung leicht eine Mißſtimmung, die durch perſönliche Motive und Aufreizungen geſteigert und zu Parteizwecken benutzt werden kann. Namentlich werden rohe Naturvölker, bei denen Vernunft und politiſche Berechnung hinter den Leidenſchaften zurückſtehen, raſch durch momentane Impulſe dahin oder dorthin gelenkt. Bogan Chmelnicki, der während des Krieges aus
Aug. 1657. der Welt ging, hatte vor ſeinem Tode bewirkt, daß die Volksgemeinde ſeinen ſechzehnjährigen Sohn Georg zum Nachfolger wählte; aber deſſen Vormund, der ehrgeizige Johann Wigowskt ſtrebte ſelbſt nach dieſer Würde, die er am erſten mit Hülfe des Polenkönigs erlangen zu können hoffte. In Warſchau kam man ſeinen Anträgen gern entgegen, man war bereit, die Rückkehr des verlornen Sohnes mit einem Verſöhnungs- und Freudenfeſt zu feiern: in dem mit Wigowski und ſeinen Parteigängern abgeſchloſſe-
1658. nen Vertrag von Hadiatſch wurde ausgemacht, daß die Koſaken gegen Zuſicherung religiöſer Freiheit und politiſcher Autonomie wieder unter die Lehnsherrlichkeit Polens zurückkehren ſollten; dafür ſollte Wigowski als Hetman anerkannt werden und die Befugniß erhalten aus der Mitte des Volkes einen Ritterſtand zu bilden, dem die Rechte des polniſchen Adels zukommen würden. Aber gerade dieſe letztere Beſtimmung, die Wiederholung des früheren Verſuchs, in die demokratiſche Gemeinſchaft einen Keil zu treiben, machte den Vertrag unausführbar und erzeugte neue Spaltungen. Sollten die Koſaken, denen die Gleichheit tief im Blut lag, zugeben, daß das hohe Vorrecht ihrer Geburt und ihres Stammes durchbrochen und abgeſchwächt, daß Einzelne aus ihrer

Mitte durch beſondere Ehren ausgezeichnet und zu Häuptern über die andern geſetzt würden? In Kurzem ſchaarte ſich eine nicht minder große Partei um den jungen Georg Chmelnicki und forderte, daß der Eid der Treue, den man vor ſechs Jahren dem Zaren geſchworen, gehalten werde. Dies war der Anfang eines neuen Krieges zwiſchen Polen und Rußland, in welchem die Koſaken in zwei Heerlager geſpalten auf beiden Seiten ſtritten. Der Kampf geſtaltete ſich um ſo heftiger als noch perſönliche Motive mitwirkten: Der König und die Königin nämlich hegten den eifrigen Wunſch, daß der Herzog von Enghien, der einzige Sohn des Prinzen Condé dermaleinſt den Thron in Warſchau einnehmen möchte, während Alexei, geſtützt auf die Zuſage der Großen die Krone davonzutragen wünſchte. Wie hatte der Zar glauben können, daß der turbulente Adel oder die fanatiſche Geiſtlichkeit jemals einen nicht unirten Fürſten auf ihrem heiligen Throne dulden würden! Der mehrjährige Krieg zwiſchen den beiden rivaliſirenden Nachbarvölkern war ohne entſcheidende Wechſelfälle; denn da keine auswärtigen Staaten oder Völkerſchaften ſich einmiſchten, ſo hielten ſich die Gegner das Gleichgewicht. Leicht hätte Polen, da es noch immer an Größe und Waffenübung den Moskowitern überlegen war, die Ueberhand erlangen können; allein die Republik war wieder durch Zwietracht und Parteiung zerriſſen. Kam es doch ſo weit, daß der Krongroßmarſchall Georg Lubomirski, welcher den König und die Hofpartei verhindern wollte, noch bei Lebzeiten Joh. Caſimirs einen Nachfolger wählen zu laſſen, zuletzt, als man ihn der Majeſtätsverletzung anklagte und ihn an Gut und Leben beſtrafen wollte, die Fahne der Empörung entfaltete und dem eigenen König zwei Treffen lieferte. Man verglich ſich endlich dahin, daß die Wahlſache unberührt bleiben ſollte; und da ein Krieg mit der Pforte drohte, ſo hielt man es für gerathen, auch mit den Ruſſen eine Uebereinkunft zu treffen. Nach längern Unterhandlungen wurde dann in dem Dorfe Andruſſow zwiſchen Smolensk und Mſtislawl ein Frieden geſchloſſen, vorläufig auf dreizehn Jahre ſechs Monate, in Folge deſſen der Zar Smolensk, Severien und Tſchernigow ſo wie die Oberherrſchaft über die Ukrainiſchen Koſaken jenſeit des Dnepr erhielt, auch noch auf zwei Jahre im Beſitz von Kiew blieb. Die Wojewodſchaften Polozk, Witebsk und polniſch Livland wurden der Republik zurückgegeben. 1665. 1666. 20. Jan. 1667.

Die inneren Bewegungen, von denen bald nachher ſowohl die Republik Polen als das Zarenreich heimgeſucht wurden, hatten zur Folge, daß der Frieden von Andruſſow ſorgfältiger beobachtet ward, als die früheren Abkommen. Während nämlich die Saporoger Koſaken ſich allmählich in die gegebenen Verhältniſſe fügten, entſtand unter dem verwandten Zweige, der am Don ſein umherſchweifendes oder ſeßhaftes Daſein verbrachte, ein furchtbarer Aufruhr gegen die Ruſſen, denen jenes Reitervolk bisher ſo weſentliche Dienſte geleiſtet, ſo viel zur Erweiterung und Befeſtigung ihrer Herrſchaft beigetragen hatte. Wie der polniſche Reichstag ſo wollte auch die ruſſiſche Regierung die Autonomie und die Vorrechte der Donbewohner abſchaffen und ſie unter die Ordnungen und Geſetze des Geſammtreiches beugen. Sie ſollten das freie Wahlrecht ihrer Oberen und Atame und ihre herkömmlichen Volksgerichte nach eigenen ererbten Rechtsgewohnheiten aufgeben und unter der Obmacht des Wojewoden von Tſcherkask ſtehen. Als Jurii Alex. Dolgoruki dieſes Uniformitätsſyſtem mit großer Strenge durchzuführen ſuchte, erhob Stenka Raſin, deſſen Bruder wegen Wiederſpenſtigkeit mit dem Strange hingerichtet worden, die Fahne der Empörung und trug, von andern Häuptlingen unterſtützt Tod und Verderben in die Wolgagegenden bis an das kaſpiſche Meer. Ueber drei Jahre durchſtürmten die Koſakenhaufen, von Tag zu Tag ſich mehrend die öſtlichen Landſchaften des Reichs, füllten die Städte Sſaratow, Sſamara, Atamas mit Blut und Entſetzen und verbreiteten Schrecken bis in die Hauptſtadt. In drei Monaten wurden elftauſend Menſchen durch

Aufſtand der Donſchen Koſaken gegen Rußland. 1667—71.

Scharfrichters Hand am Leben gestraft. Erst als der verwegene Anführer nach einer
2. Juni 1671. unglücklichen Schlacht in die Gewalt der Russen gefallen und in Moskau nach den entsetzlichsten Torturen und Peinigungen, wobei er keinen Schmerzenslaut hören ließ, gevierttheilt worden war, erloschen allmählich die Flammen des Bürgerkriegs.

2. Johann Sobiesky und August II. von Sachsen.

Casimir's Thronentsagung.

Während des großen Krieges war die Königin, eine Tochter Frankreichs aus der Welt gegangen, wie man sagte aus Verdruß, daß ihre Pläne hinsichtlich der Thronfolge gescheitert waren. Nun reifte auch bei Johann Casimir der Entschluß, sich von dem politischen Leben zurückzuziehen und die letzten Jahre den religiösen Dingen zu weihen. Als er einst auf der erwähnten großen Reise während des spanisch-französischen Krieges auf einer genuesischen Galeere, die ihn nach Spanien bringen sollte, an der Küste der Provence landete, wurde er auf Richelieu's Befehl aus Staatsgründen zurückgehalten und zwei Jahre lang unter Aufsicht gestellt. Der Aufenthalt war ein unfreiwilliger gewesen; dennoch scheint Johann Casimir an dem Land, wo die Adelsmacht niedergeworfen und die königliche Majestät auf so glänzende Höhe gestellt war, großes Wohlgefallen gefunden zu haben, dort wollte er sein Leben beschließen. Nachdem er sich eine an-
1669. sehnliche Leibrente ausbedungen, nahm er auf dem Reichstag Abschied von der polnischen Nation und begab sich nach Frankreich, um in der alten Bischofstadt Nevers, im reizenden Gebiete der obern Loire seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Es war ein wichtiger Moment in der Geschichte der Republik Polen, als der letzte Wasa, in dem noch ein Tropfen vom Blute der Jagellonen floß, dem Lande seiner Ahnen den Rücken zuwandte. Fortan war die Königswahl an keine dynastische Traditionen, an keine Rücksichten der Pietät weiter gebunden. Die Freiheit des Adels war unbegrenzt, ein verhängnißvolles Gut für die Machthaber.
† 16. Decbr. 1672. Johann Casimir überlebte seine Thronentsagung noch drei Jahre, ferne von dem Schauplatz wilder Parteikämpfe und Wahlstürme, die seiner Abdankung auf dem Fuße folgten.

Stürmische Wahlbewegungen.

Eine Krone übt auf den fürstlichen Ehrgeiz eine so mächtige Anziehungskraft, daß es nie an Bewerbern fehlen wird, welche alle Mittel und Hebel einsetzen, um den lockenden Preis zu erlangen. Gesellen sich dann zu den persönlichen Motiven noch äußere dynastische Interessen und Einflüsse, so gestaltet sich häufig die Wahlagitation zu einem Wahlkrieg. Dieser Fall trat nach Johann Casimirs Entfernung schnell genug in Polen ein: Der wahlberechtigte Adel spaltete sich in zwei Parteien, in eine französisch-lothringische und in eine deutsch-Neuburgische, die einander bis aufs Blut bekämpften, so daß der Reichstag, erschreckt über das wilde Treiben ein Gesetz erließ, daß in Zukunft kein König mehr abdanken dürfe, ein trauriges Zeugniß, wie wenig neidenswerth selbst den Magnaten die höchste Ehrenstelle in der Republik Polen dünkte. Nach einem siebenmonatlichen Interregnum voll leidenschaftlicher Kämpfe und Umtriebe, Ränke und

Intriguen vereinigten ſich endlich die Factionen auf einen einheimiſchen Edelmann mittleren Ranges, Michael Wisniowiecki, weniger aus Gründen ſeiner Bedeutung oder Würdigkeit, als weil der tapfere lithauiſche Kriegsmann ohne großes Vermögen und mächtigen Familienanhang Niemanden Beſorgniß einflößte, dem Einfluß und den Vorrechten der Großen keine Gefahr zu bereiten ſchien. So wenig trug der Mann Verlangen nach der Auszeichnung, daß er mit Thränen bat, ihm nicht eine Laſt aufzulegen, die über ſeine Kräfte ginge. Und nur zu bald zeigte es ſich, wie richtig er ſeine Lage beurtheilt hatte. Die Häupter des Senats und des Klerus, vor Allen der Primas Nieol. Prazmowski und der Kronfeldherr Johann Sobiesky, voll Neid und Erbitterung daß der geringere Adel in einer patriotiſchen Aufwallung bei der Wahl den Ausſchlag gegeben, machten dem neuen König das Amt ſehr ſchwer; ſchon der erſte Reichstag wurde geſprengt und alle vaterländiſch geſinnten Männer erkannten mit Schrecken und Beſorgniß, wie reißend das Gemeinweſen dem Verfall und Verderben zueile, wie wenig der Mann, dem man das Steuer in die Hand gezwungen, der ſchwierigen Aufgabe gewachſen ſei.

Michael Wisniowiecki. 1669—1673.

Außer den inneren Parteibewegungen ſchuf beſonders das unruhige Treiben der Koſaken ein Meer von Verwirrung und Verlegenheiten. Der kriegeriſche Volksſtamm, unzufrieden, daß er in zwei Häiſten zerriſſen worden, wovon die eine unter ruſſiſcher, die andere unter polniſcher Herrſchaft ſtehen ſollte, trachtete nach Wiedervereinigung, ſei es durch Rückkehr unter die Hoheit der Republik, oder durch Anſchluß an den Zar von Moskau. Daß bei dieſem Streben nach Veränderung ſich wieder verſchiedene Parteien und Factionen unter herrſchſüchtigen Führern bildeten, die geleitet von perſönlichen Intereſſen oder von vorwiegenden Sympathien theils nach Warſchau theils nach Moskau den Blick richteten, lag in der Natur der Dinge und der Menſchen. Es war noch nicht vergeſſen, wie viel Schlimmes früher die polniſche Herrſchaft gebracht; aber auch das Joch der ruſſiſchen Knäſen war nicht leicht. Unter den inneren Unruhen der beiden Volkstheile diesſeit und jenſeit des Dnepr, und unter den Parteikämpfen des einen Hetman gegen den andern, traten auch conſpiratoriſche Umtriebe mit den Tataren der Krim, den alten Waffenbrüdern und durch dieſe mit der Pforte ins Daſein, Umtriebe die ſowohl den Ruſſen als den Polen verderblich wurden. Es iſt uns bekannt, daß gerade damals die Oſmanen unter dem energiſchen Regimente der beiden Köprili einen kriegeriſchen Aufſchwung nahmen: ſie entriſſen den Venetianern nach einem Rieſenkampfe die Inſel Candia und ſuchten Siebenbürgen und Ungarn unter die Lehnshoheit der Pforte zu zwingen, wobei ihnen eingeborne Magnaten Hülfe leiſteten. Aehnliche Verhältniſſe boten ſich ihnen nun auch in der Ukraine dar: der ehrſüchtige und ränkevolle Hetman Doroſchenko war bereit, den Beiſtand der Türken zur Erwerbung der Führerſchaft über alle Koſaken mit der Anerkennung der Oberhoheit der Pforte zu erkaufen. Die kecke Sprache des polniſchen Geſandten in Konſtantinopel mehrte die Kriegsluſt des Sultans Mohammed IV. Bald ſtand ein zahlreiches Türkenheer vor den Mauern von Kaminiez am Dnieſter. Die ſchwach vertheidigte Stadt mußte ſich ergeben; der Kronfeldherr Sobiesky war nicht ſtark genug, den übermächtigen Feind zurückzudrängen; ganz Podolien fiel in türkiſche Hände; Lemberg mußte durch eine hohe Brandſchatzung den Abzug der Janitſcharen erkaufen. Der ſchwache König Michael erſchrak und ſchloß eilends den ſchmachvollen Frieden von Budziak, kraft deſſen Podo-

Koſaken- und Türkenkrieg

Aug. 1672.

18. Sept. 1672.

lien den Osmanen und die Ukraine dem Kosakenhetman unter der Hoheit der Pforte verbleiben und die Republik ein beträchtliches Jahrgeld als Tribut entrichten sollte. In Kaminiez rückte ein türkisches Besatzungsheer ein und bei Choezim am rechten Ufer des Dniester bezogen 80000 Osmanen ein befestigtes Lager.

Johann Sobiesky. 1674—1696.

Wie schimpflich immer dieser Friedensvertrag war, der Reichstag in Warschau trug doch Bedenken durch Verweigerung der Bestätigung den schrecklichen Feind zu reizen: nur die dringenden Vorstellungen Sobiesky's, der mit Febr. 1673. Thränen im Auge die Versammlung beschwor, die Uebereinkunft zurückzuweisen und zugleich Vorschläge über die Weiterführung des Krieges machte, weckten Muth und Selbstvertrauen. Der Friedensvertrag wurde verworfen und der Kronfeldherr ermächtigt, den Waffengang zu erneuern. Der kleinmüthige König gerieth darüber in solche Aufregung, daß er auf den Tod erkrankte und einige 10. Nov. 1673. Monate nachher in einem Alter von fünfunddreißig Jahren in Lemberg starb. Sobiesky rettete die Ehre und den kriegerischen Ruhm der Nation. Um dieselbe Zeit, da der unglückliche König aus der Welt ging, machte er einen Angriff auf das weitgedehnte Lager bei Choezim und fügte dem feindlichen Heere eine vollständige Niederlage zu. Der Kampfplatz war mit Tausenden von Leichen und Verwundeten überdeckt. 8000 Janitscharen nebst anderem Kriegsvolk fanden auf dem fluchtähnlichen Rückzug nach Kaminiez durch den Einsturz der überfüllten Dniesterbrücke ihren Tod in den eisigen Wellen des Stromes. Die große grüne Hauptfahne, die der Kronfeldherr mit eigener Hand erbeutet, sandte er als Siegestrophäe dem heiligen Vater in Rom, der sie in St. Peter aufhängen ließ. Unter diesen Eindrücken fand die Königswahl statt. Sechs fürstliche Bewerber waren aufgetreten, zum Theil mit den glänzendsten Versprechungen. Aber trotz aller Intriguen und Parteiumtriebe wurde doch der Sieger von Choezim mit 19. Mai 1674. patriotischer Begeisterung zum König ausgerufen. Die kriegerische Tugend des tapfern Edelmanns, die eine ruhmvolle Zukunft versprach, und die Thätigkeit der französisch gesinnten Partei, die an dem Gesandten Ludwigs XIV. einen einflußreichen Begünstiger hatte, wirkten zusammen, um die Ränke egoistischer Factionen zu zerreißen und dem Verdienste den Ehrenlohn zu verleihen. Aber auch nach seiner Wahl, noch ehe die Krönung erfolgen konnte, mußte der neue König die Grenzlande gegen den übermächtigen Feind vertheidigen. Rachedürstend rückten die Osmanischen Heere von Kaminiez aus in das polnische Gebiet, füllten Podolien, die Ukraine, Galizien mit grausenhafter Verwüstung und bedrohten Lemberg. Da zog Sobiesky abermals mit Heeresmacht gegen die Türkenhaufen ins Feld und erfocht, trotz seiner weit geringeren Streitkräfte, unter den Mauern Aug. 1675. von Lemberg einen zweiten glänzenden Sieg. Aber auch diese Niederlage war nicht vermögend die Pforte zum Aufgeben des Friedens von Budziak zu bewegen, noch über ein Jahr hatte der Krieg seinen ununterbrochenen Fortgang; und als die kleine und an Allem Mangel leidende Armee Sobiesky's bei dem Orte Zurawna in der Nähe des Dniester von einem überlegenen Türkenheer in Blokade

gehalten wurde, hatte es den Anſchein, als ob die Anſtrengungen Polens ohne Früchte bleiben ſollten. Allein Dank der unverzagten Haltung des Königs und der Beſorgniß der Pforte vor einem mit Rußland drohenden Krieg, welcher die türkiſchen Waffenerfolge in Ungarn beeinträchtigen könnte, gewannen in Konſtantinopel die Friedensgedanken das Uebergewicht. Man beſchloß um den Preis einer Ermäßigung der früheren Vertragsbedingungen den Krieg wider Polen zu Ende zu bringen. Nach dem verläufigen Abkommen von Zurawna wurde Okt. 1676. in Konſtantinopel eine neue Friedensurkunde vereinbart. Darin verzichtete der März 1678. Sultan auf den Tribut und begnügte ſich mit einer Grenze, welche den größten Theil von Podolien mit Einſchluß der Feſtung Kaminiez der Türkei zuwies, dagegen zwei Drittel der Ukraine ſammt der Oberhoheit über die dort ſeßhaften Koſaken im Beſitz der Republik ließ.

Drei Jahee ſpäter wurde auch zwiſchen Rußland und der Pforte der Friede von Radzin auf zwanzig Jahre geſchloſſen, welcher dem wechſelvollen Krieg, den beide Jan. 1681. Völker um Tſchigirin und am Dnepr geführt, ein Ende machte. Georg Chmelnicki, den der Sultan als Hetman der Koſaken anerkannt hatte, fand in dieſem Krieg ſeinen Tod. Die Türken mußten alle Anſprüche auf die Ukraine aufgeben und Kiew blieb im Beſitz der Ruſſen.

Als die Türkennoth vorüber war, kehrten die Leidenſchaften der Factionen und die bürgerlichen Unruhen in Polen zurück. Trotz ſeiner großen Verdienſte im Feld hatte Sobiesky viele Gegner. Man warf ihm vor, daß er ſich von ſeiner Gemahlin, der Tochter eines franzöſiſchen Marquis allzu ſehr beeinfluſſen und ſich für die politiſchen Zwecke Ludwigs XIV. gebrauchen laſſe; daß er ſeine Stellung zur Erwerbung von Reichthümern für ſeine Familie ausbeute und die Krone bei ſeinem Hauſe zu erhalten trachte; daß er ſeine Freunde und Anhänger bei Vergebung von Würden und Ehren mit Parteilichkeit bevorzuge. In Lithauen hatte die ſtolze Familie Pac, die ihren Urſprung von den Florentiniſchen Pazzi ableitete, ſeine Wahl bekämpft, und ihre feindſelige Geſinnung auch nachher nicht abgelegt: um ein Gegengewicht zu bilden, begünſtigte Sobiesky das reiche Geſchlecht der Sapieha, denen man tatariſche Abſtammung beilegte. Bald war Graf Kaſimir Sapieha der mächtigſte Herr des Großfürſtenthums und nährte den ehrgeizigen Gedanken in ſich, dermaleinſt die Krone Polens zu erwerben oder falls dieſe Hoffnung fehlſchlüge, das lithauiſche Land von der Republik loszureißen und wie ehedem zur Zeit Jagello's zu einem ſelbſtändigen Fürſtenthum zu erheben. Er vertraute auf den Beiſtand Oeſterreichs, deſſen Intereſſen er ſtets eifrig verfocht. — Es geſchah im Widerſpruch mit der Hofpolitik, als Johann Sobiesky jenen berühmten Feldzug zum Entſatz von Wien unternahm, der ſein Haupt mit unverwelklichen Lorbeeren umflechten ſollte. In ſeiner Seele regte ſich noch einmal der kriegeriſche Aufſchwung, dem er die Krone verdankte. Im Bunde mit Kaiſer und Reich und unterſtützt von Rußland hoffte er die Türken auf immer von der polniſchen Erde zu verjagen und die verlornen Gebietstheile

Sobiesky's ſpätere Regierung und Ausgang.

wieder mit dem Mutterlande zu vereinigen. Die Hoffnung ſollte nicht in Erfüllung gehen; wir wiſſen, wie wenig Dank das Haus Oeſterreich dem Retter Wiens zollte. Dem polniſchen Reich trug der glorreiche Feldzug ſeines Königs keine Früchte; vielmehr wurden ſeitdem die Türken ſchlimmere Nachbarn als zuvor. Der heilige Bund, durch den ſich die chriſtlichen Nationen, die Venetianer Polen, Ruſſen, das deutſche Reich und die öſterreichiſchen Völker zum Rieſenkampf gegen die Mohammedaner vereinigten, kam nur dem Hauſe Habsburg zu gute. Wie tapfer und mannhaft König Johann Jahr aus Jahr ein ins Feld zog, er war nicht im Stande, den Ungläubigen Kaminiez und Podolien zu entreißen oder das Fürſtenthum Moldau für die Republik zu erobern. Die abnehmende Kriegsluſt der Polen, der Mangel an Geld, Mannſchaft und genügendem Geſchütz und die heimlichen Künſte der Neider und Gegner unter den Magnaten lähmten die Kraft des Königs und verhinderten Erfolge, die mit ſeinen erſten Kriegsthaten in Vergleich geſtanden hätten. Er lag ſchon über zwei Jahre im Grabe, als der Carlowiczer Friede, deſſen wir früher Erwähnung gethan, die Pforte verpflichtete, Kaminiez abzutreten und allen Anſprüchen auf Podolien und die Ukraine zu entſagen. Und wie viel Verdruß bereiteten dem König die Ränke ſeiner launenhaften, leidenſchaftlichen Gemahlin, die ſogar ſelbſt die Wahl ihres Sohnes Jacob zu hintertreiben ſuchte! Und wie viel Bitteres bekam er von den Magnaten und hohen Würdenträgern zu hören! Rief doch auf einem Reichstag
1689. zu Grodno Kaſimir Opalinski, Biſchof von Kulm ihm zu: „Sire, entweder regiere gerecht oder höret auf zu regieren“! In Lithauen ſtand der Oberbefehlshaber Kaſimir Sapieha, der bald nach dem Wiener Feldzug mit dem König zerfallen war, in offener Empörung gegen Sobiesky, als dieſer ſich in einem Streite der Grafen wider den Biſchof von Wilna auf die Seite des letzteren ſtellte. Als der Kriegsheld, der nicht nur wegen ſeiner Feldherrngaben, ſondern auch wegen ſeiner allgemeinen Bildung, ſeines ritterlichen Weſens und ſeiner Welt- und Menſchenkenntniß, die er durch große in der Jugend unternommene Reiſen ſich erworben und durch ſein wechſelvolles Leben vermehrt hatte, die letzte würdige Königsgeſtalt auf dem polniſchen Thron war, kummervoll und mit getäuſchten Hoffnungen
† 17. Juni 1696. ins Grab ſtieg, konnte man an den leidenſchaftlichen Parteibewegungen der Großen die Stürme vorausſehen, die über ſeiner Leiche ſich erheben würden.

Der ſächſiſch-franzöſiſche Wahlkampf in Polen.

Es dauerte ein volles Jahr, ehe die neue Königswahl ſich vollziehen konnte, obwohl nur zwei Bewerber ernſtlich in Betracht kamen: der Prinz von Conti, für welchen der franzöſiſche Hof durch ſeinen Geſandten den Abbé Polignac wirkte, und Auguſt II., Kurfürſt von Sachſen, den Kaiſer Leopold und ſein Sohn Joſeph begünſtigten. Der ganze Adel war in zwei Factionen geſpalten und ſchon bei dieſer Gelegenheit bewährte ſich die Hohnrede der Völker, daß derjenige unter den Thronandidaten den Preis erringen werde, der den letzten Thaler in der Taſche habe. Wie einſt im römiſchen Reiche die Imperatorenwürde von den Prätorianern durch Donative erkauft wurde, ſo die polniſche Krone durch höhere

oder geringere Geldſpenden an die wahlberechtigten Edlen. Der Kurfürſt von Sachſen, der durch ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche das Hinderniß der Religion beſeitigte und ſich die Unterſtützung Oeſterreichs und der Jeſuiten erwarb, hatte den Vortheil, daß er näher bei der Hand war, daß ſein Bevollmächtigter, der nachmalige Feldmarſchall Flemming, ein gewandter, ſchlauer, in den Mitteln nicht wähleriſcher Kriegsmann und Diplomat reichlicher mit Gold verſehen war als Polignac und an ſeinem Schwager dem Caſtellan von Culm einen thätigen Unterhändler hatte. Auch begünſtigte der junge Zar Peter den deutſchen Bewerber. Hätte der franzöſiſch geſinnte Cardinal Primas die Wahlhandlung in dem Momente vorgenommen, als viele Adelige durch franzöſiſche Beſtechungen gewonnen waren, ſo hätte der Prinz von Conti wahrſcheinlich die Stimmenmehrheit erhalten, denn die Sympathien für Frankreich waren weit verbreitet im Weichſellande; da ſich aber die Entſcheidung hinauszog und dem franzöſiſchen Bewerber das Geld ausging, ſo erhielt die ſächſiſche Partei mehr und mehr Oberwaſſer, denn der Kurfürſt hatte durch Veräußerung und Verpfändung vieler Stammgüter und Anrechte, durch Aufgeben der ſächſiſchen Erbanſprüche auf das Herzogthum Lauenburg gegen eine Entſchädigung von 1,100000 Gulden, durch Einführung indirekter Steuern und Abgaben, durch Anlehen zu hohen Zinſen und andere Mittel ſolche Summen aufgebracht, daß er für ſeine Wahl zehn Millionen polniſche Gulden aufwenden konnte. Und auch mit andern glänzenden Zuſagen und Verheißungen war Flemming nicht ſparſam. Das Feld war für den Kurfürſten bereits gewonnen, als der Prinz mit einer kleinen franzöſiſchen Flotille an der Rhede von Danzig landete. Seine Erſcheinung hätte ſeinen Parteigängern neue Hoffnung einflößen können, wäre er nicht ein Mann ohne Muth und Verſtand geweſen und nicht mit leeren Händen angekommen. So gewann denn die ſächſiſche Bewerbung das Uebergewicht. „Auch der Cardinal Primas würde nicht ſo lange gezaudert haben ſich zu unterwerfen, wenn er bei Schätzung der Kleinodien, die er ſich ſtatt der Baarſchaft bedungen, mit ſeinen Käufern hätte einig werden können“. Aber auch nachdem die Wahl auf dem Felde von Wola ſich zu Gunſten des Kurfürſten entſchieden hatte, mußte Conti und ſeine Partei mit (17) 27. Juni 1697. Gewalt zur Niederlegung der Waffen gezwungen werden, zu welchem Zweck 30,000 Sachſen in das Königreich einrückten. Dadurch ſah ſich der franzöſiſche Bewerber genöthigt, Danzig zu verlaſſen und in die Heimath zurückzukehren.

Am 15. September wurde Auguſt II. in Krakau zum König von Polen gekrönt, nachdem er die Pacta conventa beſchworen und dabei noch die weitere Bedingung angenommen hatte, „daß er weder für ſich ſelbſt noch durch Andere Güter für ſein Haus erwerben könne“. Nach dem Carlowiczer Frieden (S. 461) wurde durch einen „Pacifications-Reichstag“ feſtgeſetzt, daß der König außer einer Leibwache von 1200 Mann keine fremden Truppen im Reiche halten dürfe; im Falle einer Uebertretung ſolle dem polniſchen Adel das Recht zuſtehen, mit den Waffen ihre Entfernung zu erzwingen. So wurde Sachſen durch ſein Herr- König Auguſt II. 1697—1733.

ſcherhaus an die turbulente Adelsrepublik Polen geknüpft, eine Verbindung, die für beide Staaten unheilvoll und verderblich war. Das ſächſiſche Volk ſeufzte ſchwer unter der Laſt, die durch den Ehrgeiz und die ſelbſtſüchtige Politik ſeines Kurfürſten auf ſeinen Nacken gelegt wurde; und das polniſche Staatsweſen ſchritt unter den beiden deutſchen Königen Auguſt II. und Auguſt III. immer weiter auf der abſchüſſigen Bahn, die dem Abgrund zuführte. Parteileidenſchaften, Conföderationen, ſtürmiſche Berathungen, die den polniſchen Reichstag ſprichwörtlich gemacht haben, bildeten das politiſche Leben; die Fortſchritte der europäiſchen Cultur blieben der Nation fremd. Sie verharrte in dem mittelalterlichen Zuſtande mit ſtrenger Scheidung der Stände, während das übrige Europa einer Auflöſung der Standesbegrenzungen und einer Verſchmelzung der verſchiedenen Volksklaſſen zuſtrebte. Der hohe Klerus theilte die Vorrechte des Adels, der niedere die Unwiſſenheit und den Aberglauben der Leibeigenen, die zahlreiche und ſchmutzige Judenſchaft war im Beſitz des Kleinhandels und der wenigen Gewerbe. Neun Zehntel der Einwohner waren hörige Bauern, die ohne irgend einen Rechtsſchutz der Willkür ihrer Herren preisgegeben waren. Die Frohnden wuchſen bis zu der Höhe von vier Tagen in der Woche, die Brutalität des perſönlichen Verhältniſſes überſprang alle Schranken.

3. Kurſachſen ſeit dem weſtfäliſchen Frieden.

Johann Georg I. 1611—1656.

Kurfürſt Johann Georg I. überlebte den dreißigjährigen Krieg, deſſen Wechſelfälle und Schreckniſſe außer der Rheinpfalz kein anderes Land in ſo erſchütternder Weiſe erfahren als das an Schlachtfeldern ſo reiche Sachſen, noch acht Jahre. Als endlich die Worte erfüllt wurden, „ſiehe auf den Bergen kommen Füße eines guten Boten, der da Frieden predigt," fing das Volk wieder an aufzuleben. Aber erſt zwei Jahre ſpäter, 22. Juli 1650. nachdem endlich die letzte ſchwediſche Beſatzung aus Leipzig abgezogen war, konnte das Friedensfeſt gefeiert werden, von gar Vielen mit Thränen auf den Trümmern ihrer Habe. Bald ſah man flüchtige Proteſtanten aus Böhmen einwandern, die vor dem Religionsdruck in ihrer Heimath eine neue Zufluchtsſtätte ſuchten. Sie gründeten im 1654. wildeſten Theile des Erzgebirges auf dem „Faſtenberge im Hungerlande" Johann-Georgenſtadt. Und als ob der gütige Gott den Leidenden eine Hülfe ſenden wollte in der Noth und bitteren Armuth der Zeit, kamen damals die erſten Kartoffeln in die ſächſiſchen Lande. Ein großer Theil des Unglücks rührte von der unverſtändigen Politik des Kurfürſten her. Sein Wahlſpruch: „Ich fürchte Gott, liebe Gerechtigkeit und ehre meinen Kaiſer" mochte ernſtlich gemeint ſein, aber zur richtigen Anwendung fehlte ihm die Einſicht. Wir wiſſen, welche unſelige Folgen für Sachſen und für die proteſtantiſche Sache der einſeitige Frieden von Prag gebracht hat (XI, 975 ff.); des Kurfürſten engherziger Confeſſionsglauben, durch den er ſogar verleitet wurde, ſich der Aufnahme der Calviniſten in den Reichsfrieden zu widerſetzen, bewies, daß ſeine Gottesfurcht und ſeine Gerechtigkeit ſehr kurz bemeſſen waren; und daß er im Widerſpruch mit der Albertiniſchen Succeſſionsordnung durch ſein Teſtament ſeinen drei jüngeren Söhnen Auguſt, Chriſtian und Moritz beſondere Landestheile zuwies und ſo die kurfürſtliche Primogenitur durch die Seitenlinien Weißenfels, Merſeburg und Zeitz ſchwächte, zeugte von geringer politiſcher Einſicht und von wenig Sinn für die Macht der Dynaſtie

und die Wohlfahrt des Landes. Denn nicht genug, daß in einem Zeitpunkt, da Brandenburg unter ſeinem großen Kurfürſten ſo mächtig emporſtieg, Kurſachſen durch die Theilung auch an Landbeſitz von der erſten Stufe herabgedrängt ward; ſo war die Anordnung auch für den Nachfolger auf dem kurfürſtlichen Throne, Johann Georg II. eine Quelle von Streitigkeiten und widerwärtigen Auseinanderſetzungen mit ſeinen Brüdern, die ſelbſt durch den „freundbrüderlichen Hauptvergleich" in Dresden nicht gänzlich beſeitigt wurden. 22. Apr. 1657.

Zum Glück war die Trennung vom Hauptlande nicht von Dauer. Nach einigen Generationen erloſchen die drei Seitenlinien (Zeitz 1718; Merſeburg 1738; Weißenfels 1746) worauf ihre Beſitzungen wieder an das Kurhaus zurückfielen. Für die Weltgeſchichte war ihre Exiſtenz von keiner Bedeutung, wenn man nicht als eine ſolche gelten laſſen will, daß Chriſtian Auguſt von Zeitz durch ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche der Moderichtung der Zeit huldigte, und auch ſeinen Bruder Moriz Wilhelm zu demſelben Schritt verleitete; doch trat letzterer kurz vor ſeinem Tode wieder zu der Religion ſeines Hauſes zurück. Auch von der Weißenfelſer Linie folgte der jüngſte Sohn Auguſts dem Zuge der Zeit.

Auch die Regierung des zweiten Johann Georg brachte dem Lande wenig Glück, dem Kurhauſe wenig Ruhm. Die alte Hinneigung zu Oeſterreich-Habsburg beherrſchte wohl in den meiſten Fällen die ſächſiſche Politik; an der europäiſchen Aſſociation gegen Frankreich nahm auch Sachſen Theil (S. 429); dennoch war weder der kurfürſtliche Hof in Dresden, wo man an Prachtentfaltung Verſailles nachzuahmen ſuchte, noch waren die geheimen Räthe ſtark und charakterfeſt genug, den Lockungen und Verführungskünſten Ludwigs XIV. und ſeiner Staatsmänner zu widerſtehen. Als der Kurfürſt-Erzbiſchof Johann Philipp von Mainz mit Frankreichs Unterſtützung die Erbherrlichkeit über die Stadt Erfurt, die im dreißigjährigen Krieg unter Schwedens Beiſtand reichsſtädtiſche Rechte erworben hatte, wieder geltend machte, wurde in Dresden mittelſt Beſtechung einflußreicher Räthe durchgeſetzt, daß der Kurfürſt der Stadt die ſächſiſche Schutzhoheit entzog, was zur Folge hatte, daß das mit der Acht belegte und von franzöſiſchem und lothringiſchem Kriegsvolk bedrängte Erfurt ſich wieder der geiſtlichen Herrſchaft unterwerfen mußte. Das nachträglich erwirkte kaiſerliche Salvatorium gegen ſolche „illegale und beſchwerliche Alienation" blieb ohne Wirkung. Bei dieſer Gelegenheit ſah man zum erſtenmal franzöſiſche Truppen bis nach Thüringen vordringen (S. 364). Dieſe Hinneigung zu Frankreich, die in der Eiferſucht auf Brandenburg ihren tiefſten Grund hatte und dem franzöſiſchen Machthaber die Einwirkung auf Deutſchland weſentlich erleichterte, hatte zur Folge, daß das franzöſiſche Hofweſen mehr und mehr in Sachſen nachgeahmt ward. „Der Kurfürſt ſelbſt war ein großer Freund der Pracht und der Vergnügungen und opferte ihnen Summen auf, die das vom Kriege ſo ſehr entkräftete Land kaum aufzubringen wußte" heißt es bei Böttiger. „Der Hofſtaat wurde durch die jetzt erſcheinenden Kammerherren (42 im J. 1681), unter denen auch ein vom Kaiſer geadelter Caſtrat de Sorlyſi war, der des Kurfürſten Günſtling geweſen ſein ſoll, bedeutend vermehrt, und durch die unzähligen Feſte, Nachtturniere bei Fackeln, Jagden, Löwenhetzen, Komödien, italieniſche Opern, wendiſche Hochzeiten, Wirthſchaften und andere Maskeraden und Aufzüge, Feuerwerk, Vogel- und Scheiben-Schießen eine Quelle kaum zu verantwortender Verſchwendung". Und welche Summen verſchlangen die Garden und Leibcompagnien zu Roß und zu Fuß, die Prachtbauten, das Opern- und Komödienhaus, die Ball-, Reit- und Schleßhäuſer, die Kunſtkammer, die Ausſchmückung des Schloſſes, die Anlegung des großen Gartens, die Anfänge eines ſtehenden Heeres! Vergebens erhoben die Landſtände Einſpruch gegen einen Luxus, der ſchon im J. 1660 Hof und Staat an den Rand eines Bankerotts brachte und zu einer Zurückhaltung der Zinszahlungen zwang; der Kurfürſt erklärte, „die zu

Johann Georg II. 1656—1680.

1664.

Führung der von Gott erhaltenen kurfürstlichen Reputation nöthige Erhaltung des Hofstaats" gehöre zu den unentbehrlichen Bedürfnissen. Nachdem schon ein großer Theil der Schulden getilgt war, beliefen sich dieselben noch auf mehr als fünf Millionen Gulden. Dafür wurden denn der Kurfürst und sein Bruder August von Weißenfels, der Erbauer der Augustusburg, wegen ihrer Liebe für Kunst und Wissenschaft gepriesen und in den Palmenorden aufgenommen! Die Liebe zur Bildung und der Sinn für die idealen Güter erbte freilich in dem Wettiner Fürstenhaus fort; und auch auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Staatsverwaltung werden von Johann Georg II. viele zweckmäßige Reformen und Verordnungen gerühmt; aber doch verarmte das Land immer mehr; und unter der Sucht nach fürstlicher Hoheit, Glanz und Herrlichkeit blieb die Wohlfahrt eines biedern treuherzigen Volkes unbeachtet.

Johann Georg III. 1680—1691.

Eine ganz andere Natur war Johann Georg III. Nicht auf Hofpracht, Kunst und friedliche Lebensgenüsse war sein Sinn gerichtet, sondern auf Krieg und Politik. Und wenn auch Sachsen nicht berufen sein konnte, auf eigene Hand in die großen Weltbegebenheiten einzugreifen, so hat der Kurfürst doch stets unter Kaiser und Reich wider die Feinde gestritten, welche von Osten und von Westen die Grenzen bedrohten. Noch bei Lebzeiten seines Vaters hatte der willenskräftige Fürst bei Sinzheim wider Turenne gefochten; und in der großen Schlacht unter den Mauern Wiens wider die Türken haben sächsische Hülfsregimenter unter des Kurfürsten eigener Führung nicht unwesentlich zu dem siegreichen Ausgang beigetragen. Und als Johann Georg nach diesem Ereigniß verstimmt über das wenig entgegenkommende Benehmen des kaiserlichen Hofes gegen den lutherischen Bundesgenossen wieder in sein Land zurückkehrte, kämpften sächsische Regimenter in österreichischen und venetianischen Diensten wider den Erbfeind der Christenheit in Ungarn und im fernen Peloponnes. Vor Koron, Navarin, Modon und an vielen andern Orten wurde der Name der sächsischen Obersten Schönfeld und Toppauer mit Ruhm genannt, und bei der Eroberung von Ofen waren 5000 Sachsen unter Christian von Merseburg thätig. Zugleich wahrte der Kurfürst seine oberherrlichen Rechte gegen die verwandten Seitenlinien. In dem Dresdener Elueidationsrecess vom 12. Sept. 1682 mußte der Weißenfelser Herzog das Primogeniturrecht und andere kurfürstliche Prärogativen anerkennen. Noch rühmlicher war die Haltung Johann Georgs III. gegenüber der französischen Eroberungspolitik. In demselben Jahr, da Straßburg dem Reich entrissen ward, schloß er mit Friedrich Wilhelm von Brandenburg das Bündniß von Finsterwalde: denn, sprach er eben so verständig als vaterländisch, „nicht eher würde Ludwig ruhen, als bis er die Kaiserkrone an sich gezogen und der deutschen Nation dasselbe Joch aufgelegt, welches Frankreich drücke. Die Uneinigkeit der Deutschen sei es, welche dem Franzosen die Wege baue. Man müsse eher das Aeußerste wagen, als es unter den härtesten Bedingungen zu einem gleisnerischen, schändlichen und verderblichen Frieden kommen und ohne Noth das fremde Joch sich auflegen lassen." Aber nicht alle deutschen Fürsten theilten diese hochherzige Ansicht. Ludwig XIV. gewann Zeit, seine Reunionen zu vollenden. Erst als das Maß übervoll war, kam es zu dem uns bekannten zweiten Coalitionskrieg, in welchem der sächsische Kurfürst, der Verbündete Wilhelms von Oranien, wider die Franzosen ins Feld zog. Bei der Belagerung von Mainz fand sein Verwandter Christian von Weißenfels den Tod; nach der Capitulation dieser Rheinfestung setzte der Kurfürst über den deutschen Strom; aber sein Feldmarschall Schöning vermochte sich mit dem kaiserlichen Oberfeldherrn Caprara nicht zu verständigen, daher wurde wenig ausgerichtet. Der Krieg war erst recht im Beginnen, als Johann Georg wegen angegriffener Gesundheit seine persönliche Theilnahme aufgeben mußte. Krank wurde er nach Tübingen gebracht, wo er im 45. Lebensjahr starb.

2. Sept. 1686.

Aug. 1689.

12. Sept. 1691.

Sein Tod war ein ſchweres Unglück für das ſächſiſche Land und Volk. Denn war auch ſeine Regierung nicht frei von Uebeln; verſchlangen auch ſeine Reiſen und Kriege hohe Geldſummen, welche die Landſtände mit Seufzen bewilligten; ſo wurde doch alles Schlimme zugedeckt und in Vergeſſenheit gebracht durch die Leidenſchaften ſeiner Söhne, denen nach einander die väterliche Herrſchaft zufiel. Mit ihnen begann in Dresden das Mätreſſenweſen, das ſo viel Unheil über das ſächſiſche Land bringen ſollte. Johann Georg IV. trat in die Kriegspolitik des Vaters ein und erneuerte mit Friedrich III. von Brandenburg den Bund auf einer perſönlichen Zuſammenkunft beider Fürſten in Torgau. Ein gemeinſchaftlicher Ritterorden „des güldenen Armbandes“ mit den Deviſen „aufrichtige Freundſchaft“ und „auf immer vereinigt“ ſollte Zeugniß geben von dem einträchtigen Zuſammengehen und eine Doppelheirath des Kurfürſten und ſeines Bruders Friedrich Auguſt mit zwei dem Brandenburger Hauſe angehörenden Frauen, den Markgräfinnen von Anſpach und von Baireuth, das Bündniß beſiegeln. Dieſe Ehen brachten keinen Segen. Johann Georg hatte ſchon zu ſeines Vaters Lebzeiten ein Liebesverhältniß angeknüpft mit der Tochter des Gardeoberſten Rudolf von Reitzſchütz, einer ſehr ſchönen, aber ungebildeten und verbuhlten jungen Dame. Nach ſeiner Thronbeſteigung erhob er die Geliebte zur Reichsgräfin von Rochlitz, beſchenkte ſie mit Gütern und mit einem Palaſte und umgab ſie mit einem kleinen Hofſtaat. Die Vermählung, die der Kurfürſt wider Willen einging, vermochte ihn nicht auf andere Wege zu bringen. Magdalene Sibylle und ihre intrigante Mutter wußten den liebeſüchtigen Fürſten immer tiefer in ihre Netze zu ziehen: man redete von einem ſchriftlichen Eheverſprechen; in einer Flugſchrift wurde eine Vertheidigung der Polygamie verſucht. Das dadurch zwiſchen Dresden und Berlin erzeugte Mißverſtändniß wurde noch geſteigert durch die feindſeligen Zuträgereien des Feldmarſchalls Schöning, eines Edelmanns aus der Neumark, der ſich mit dem Brandenburger Hof überworfen hatte und in ſächſiſche Dienſte getreten war. Rachſüchtig und intrigant ſuchte er ſeinen neuen Herrn, deſſen Vertrauen er raſch gewann, ſo daß der Oberſt von Flemming aus Verdruß darüber in das Brandenburgiſche Heer eintrat, auf andere politiſche Bahnen zu führen. Aber alle Pläne wurden durch unvorhergeſehene Ereigniſſe vereitelt. Schöning wurde im Töplitzer Bad von den Oeſterreichern feſtgenommen und auf dem Spielberg in Haft gebracht, wodurch die Verhandlungen mit dem franzöſiſchen Geſandten ins Stocken geriethen; und einige Zeit nachher wurde die Gräfin Sibylle in ihrem 20. Lebensjahr von den Kinderblattern hingerafft, den Kurfürſten, der ſich von ihrem Krankenlager nicht trennen wollte, durch Anſteckung nach ſich ziehend. Johann Georg IV., der letzte regierende Fürſt, der in der Freiberger Familiengruft ſeine Ruheſtätte fand, war in Beziehung auf Geiſt, Kraft und Bildung kein unwürdiges Glied des Wettiner Fürſtenhauſes, aber eine Leidenſchaft von ſo heftiger Natur, daß man ſie von Zaubermitteln und hölliſchen Kräften herleitete, raubte ſeiner kurzen Regierung alle Würde und edle Früchte. Ein Inquiſitoriſches Gerichtsverfahren der widerlichſten Art, in Folge deſſen die Reitzſchütziſche Familie von ihrer Höhe herabgeſtürzt und ihrer angehäuften Schätze beraubt ward, war eine der erſten Handlungen der neuen Regierung unter dem jüngeren Bruder Friedrich Auguſt. Schöning erlangte durch Beſtechung eines kaiſerlichen Miniſters ſeine Freiheit wieder, folgte aber nach zwei Jahren ſeinem kurfürſtlichen Herrn ins Grab; Flemming kehrte nach Sachſen zurück, wo er ſich dem neuen Herrſcher durch Dienſtbefliſſenheit bald unentbehrlich machte und zu hohen Ehren emporſtieg.

Johann Georg IV. 1691—1694. Jan. 1692. Juni 1692. 4. April 1694. 27. April

Keine Name iſt bis zur Stunde im Munde des ſächſiſchen Volkes ſo gefeiert als der des Kurfürſten Friedrich Auguſt des Starken; und doch

Friedrich Auguſt der Starke 1694—1733.

hat keiner dem Lande so tiefe Wunden geschlagen, keiner die innersten Gefühle seiner Unterthanen so empfindlich verletzt, keiner die geschichtliche und politische Stellung des Kurstaats so schwer geschädigt als er. Friedrich August war eine imponirende Fürstengestalt, die sich der Volksphantasie tief einprägte und die Leiden und Schmerzen, welche er dem mitlebenden Geschlechte zufügte, bei den Nachgebornen in Vergessenheit kommen ließ. Ein vollkommener Cavalier, der mit glänzenden körperlichen Vorzügen einen lebhaften gewandten Geist, vielseitige Bildung, ritterliche Manieren verband, der die Gunst der Frauen und die Zuneigung der Männer in gleichem Grade zu gewinnen wußte, auf dem Schlachtfelde, in wildem Jagdrevier sich eben so sicher und frohmuthig bewegte, wie im prachtschimmernden Salon, im Kreise eleganter Herren und Damen, im Glanze gesellschaftlicher Vergnügungen, wie sollte nicht im Zeitalter Ludwigs XIV. ein solcher Fürst eine hervorragende Rolle in der großen Welt spielen? Und doch war die Stelle, zu der ihn das Schicksal berufen, so wenig geeignet, seiner nach Größe und Auszeichnung dürstenden Seele den genügenden Schauplatz zu gewähren. Schon als er in jungen Jahren die Länder Europa's durchreiste, in Wien die Freundschaft des römischen Königs Joseph gewann, in Paris, London und Madrid das glanzvolle Hofleben und den Luxus der reichen Aristocratie bewunderte, in Italien sich an den Schätzen der Kunst ergötzte, nagte an seinem Herzen das drückende Gefühl, daß er in dieser Welt der Pracht und Herrlichkeit eine untergeordnete Stellung einnehme. Und doch trug er das Bewußtsein in sich, daß er alle Gaben besitze, sich auf der Höhe des Lebens mit Sicherheit und Auszeichnung zu bewegen. Dieses Mißverhältniß zwischen der inneren Sehnsucht und der zugewiesenen Stellung verlor sich auch nicht, als ihm durch den frühen Tod des Bruders der kurfürstliche Thron zu Theil ward. Denn auch der bescheidene Wirkungskreis eines von Ritterschaft und Landständen beschränkten Reichsfürsten konnte seinen Stolz und Ehrgeiz nicht befriedigen. Für die hohe Regentenaufgabe, das Erbland seines Hauses durch verständiges Wirken von den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Schäden zu befreien und zu neuer Blüthe emporzuheben, fehlte ihm Sinn und Hingebung. Er wollte höher hinaus; er wollte im Rathe der Mächtigen mitsprechen, die Herrlichkeiten der Welt genießen, die er in den großen Hauptstädten kennen gelernt, vom Glanze der Majestät sich umleuchtet sehen.

Der Religionswechsel.

Die Feldzüge in Ungarn, deren wir früher gedachten (S. 460), trugen dem Kurfürsten gerade nicht viele Lorbeeren ein, wenn schon die Türken ihn wegen seiner Riesenstärke „die eiserne Hand" nannten. Doch wurde der Freundschaftsbund mit Joseph noch inniger geknüpft, aber auch zugleich der Uebertritt zur katholischen Kirche eingeleitet. Wie viel dabei der Kaisersohn selbst, wie viel die Bekehrungskunst der Jesuiten, wie viel die Zureden des Convertiten Christian August von Sachsen-Zeitz, Cardinal und Erzbischof von Gran mitgewirkt haben, ist schwer zu entscheiden; der durchgreifendste Beweggrund war aber offenbar der Wunsch, durch den Uebertritt das Hinderniß zu beseitigen, das seiner Königswahl in Polen entgegengestanden hätte und von der Gegenpartei zu Gunsten des französischen Mitbewerbers ausgebeutet woeden wäre. So geschah

denn in Baden bei Wien der verhängnißvolle Schritt. Das ſächſiſche Volk wurde, als das Geheimniß bei Gelegenheit der Königswahl offenkundig ward, von großem Schmerz ergriffen. Im bangen Vorgefühl der kommenden Dinge ſtimmte die Dresdener Gemeinde nach Beendigung des Tedeum für das Wahlergebniß im polniſchen Reichstag das fromme Lied Selneckers an: „Ach bleib bei uns Herr Jeſu Chriſt"! Selbſt die feierliche Erklärung, welche der Kurfürſt nach ſeiner Krönung als König Auguſt II. bekannt machen ließ, daß er die Gewiſſensfreiheit ſeiner Unterthanen und die Augsburgiſche Confeſſion nicht verletzen werde, daß die lutheriſche Religion, die Landesverfaſſung, Kirchen, Univerſität und Schulen in Sachſen in dem bisherigen Zuſtande verbleiben ſollten, vermochte die Unruhe und Beſorgniß nicht aus den Gemüthern zu verſcheuchen. Eben ſo wenig wurde die Verfügung, daß ein evangeliſcher Fürſt des Wettiner Hauſes das Directorium in Kirchen- und Religionsſachen in Verbindung mit dem geheimen Rathe in Dresden zu führen haben ſolle, von dem ſächſiſchen Volk als genügende Bürgſchaft für die Erhaltung der bisherigen Ordnung in Staat und Kirche angeſehen. Zeigte doch die Einſetzung des Fürſten Egon von Fürſtenberg zum Statthalter von Sachſen und die Errichtung einer neuen Regierungsbehörde, welche die höchſte Gewalt in den Kurlanden ausüben, eine Mitteiſtellung zwiſchen dem König und ſeinen ſächſiſchen Unterthanen einnehmen ſollte, daß es mit dieſer Erklärung nicht ſo ernſt gemeint ſei. Nur auf die nachdrücklichſten Vorſtellungen der Landſtände wurde nach einiger Zeit der Reviſionsrath wiedee aufgehoben und eine andere Einrichtung getroffen.

23. Mai (2. Juni) 1697.

24. Juni 1697.

Wir werden dem ſächſiſch-polniſchen Herrſcher in den folgenden Blättern noch öfters begegnen. Um die leere Würde eines Schatten-Königs zu erlangen, brachte er ſein Erbland um die ehrenvolle Stellung eines Hauptes des proteſtantiſchen Deutſchland, die es bisher inne gehabt, und die von der Zeit an auf Brandenburg-Preußen überging. Und um ſeiner Sinnlichkeit, ſeiner Prachtliebe und ſeinem Ehrgeize zu fröhnen, ſchlug er die treue Hingebung ſeines Volkes und den Wohlſtand ſeines Landes in den Wind. Ueber Opern und Concerten, über Feſtlichkeiten und Luſtſchwelgereien, über Mätreſſen und Jagdpartien überſah der gewiſſenloſe Fürſt die Thränen ſeiner Unterthanen in ſchweren Zeiten und die Leiden ſeines gedrückten hartbeſteuerten Volkes; und um ſeinem Thron einen vornehmen ariſtokratiſchen Charakter zu geben, begünſtigte er Adel und Ritterſchaft auf Koſten der Bürger und Bauern. Und dennoch hat die Nachwelt ihn gefeiert! Es liegt in der Natur der Menſchen, daß ſie die Vergangenheit gern in einem verklärten Bilde betrachten, die Schatten durch die Lichtſeiten verſchwinden laſſen, zumal, wenn eine impoſante Perſönlichkeit die Züge dazu liefert. Und eine ſolche Perſönlichkeit war Kurfürſt Friedrich Auguſt der Starke. In allen ſeinen Handlungen lag eine gewiſſe Genialität; er ſpielte den großen Herren mit angeborner Sicherheit; in die gewaltigen Zeitverhältniſſe griff er mit kühner Hand ein. Ein ſolcher Mann, der ſeine Stellung auf der Höhe des Lebens mit Virtuoſität behauptete, der den Kunſtſinn nährte, der die Rolle eines Königs und eines Ritters ſo meiſterhaft zu entfalten wußte, der den Geſchmack und die geſellſchaftliche Zeitbildung in ſeiner Umgebung zur Geltung brachte, wird ſtets die Phantaſie des Volkes feſſeln, ſtets das Intereſſe eines Hiſtorikers erregen, wie ſehr es auch immer den Menſchenfreund betrüben

mag, daß bürgerliche Tugend und christliche Sitte mißachtet wurden, daß über dem weltlichen Luſt- und Freudeleben die Thränen der gedrückten Armuth unbeachtet blieben und wie tief jedes patriotiſche Gemüth ſich verletzt fühlen mochte, daß der ſo reich begabte Fürſt einem Phantom nachjagte und darüber die Wurzeln untergrub, welche Jahrhunderte lang Volk und Fürſtenhaus zu gemeinſamem Wachsthum emporgetrieben. Seit dem Religionswechſel Friedrich Auguſts gingen die Lebensintereſſen der Herrſcher und der Beherrſchten nach verſchiedenen Richtungen auseinander.

5. Rußland unter dem Hauſe Romanow.

1. Der Aufbau des Reichs.

Zar Michael. 1613—1645.

In ſchweren Tagen hat die ruſſiſche Nation durch einen Akt der Selbſthülfe die Wiedergeburt ihres zerrütteten Staatsweſens begründet, indem ſie dem jugendlichen Haupte der Familie Romanow die Krone zuwendete (XI, 900 ff.) Michael Feodorowitſch Romanow wäre nicht im Stande geweſen, das Staatsſchiff durch die ſchwellenden Wogen zu lenken, hätte ihm nicht ſein einſichtsvoller Vater, der Patriarch Philaret mit Rath und That zur Seite geſtanden, wie ein älterer Mitregent beſtimmend in den Gang der öffentlichen Dinge eingegriffen und dreizehn Jahre lang bis zu ſeinem Tode die höchſte Macht ausgeübt. Auch nachdem man mit Schweden und mit Polen Frieden geſchloſſen, waren die Zuſtände des Reiches noch ſchwierig genug: Die Finanzen waren zerrüttet, das Steuerweſen wenig geordnet, die Unterſchleiſe, die Bedrückung und Tyrannei der Knäſen und Bojaren in den Provinzen zu einer unerträglichen Gewaltherrſchaft entartet, der Handel durch die öffentliche Unſicherheit in Verfall gerathen, die militäriſchen Einrichtungen durch den Eigennutz der hohen Beamten vernachläſſigt und den ärgſten Mißbräuchen ausgeſetzt, die Geiſtlichkeit unwiſſend und unſittlich, der Bürgerſtand verarmt und verachtet, der Bauer in der drückendſten Leibeigenſchaft, das Reich von allen Meeren ausgeſchloſſen. Da war es denn ein Glück, daß der neue Zar Michael durch keine anderen Beſchränkungen als das alte Recht und Herkommen ſie ihm auferlegte, in der Freiheit ſeiner Handlungen gehemmt war (XI, 900), daß er Mäßigung und friedfertigen Sinn mit gutem Willen verband, daß er ſelbſt und ſein Sohn ſich einer langen Regierungsdauer erfreuten, daß Gehorſam und Unterwürfigkeit unter die Gewalt des Großfürſten der geſammten Nation wie eine heilige Pflicht tief eingeprägt war. „Alle Bojarenkinder, heißt es in einem Reiſebericht der Zeit, haben das Bewußtſein, daß Alle dem Zar Gut und Blut ſchuldig ſind. Knechtſchaft ſehen die Moskowiter nicht für eine Schande, ſondern für eine Ehre an, Alle rühmen ſich, des Großfürſten Sclaven zu ſein; ſein Wille iſt Geſetz, ſelbſt wenn er Einem befiehlt, Vater oder Mutter zu tödten. Damit ein ſolcher Zuſtand bleibt, iſt ihnen verboten aus

† 1. Okt. 1632.

dem Reiche zu gehen, aus Furcht, daß wenn ſie zu fremden Fürſten und Völkern kämen, deren Bildung ihnen die Knechtſchaft verabſcheuenswerth machen würde." Weit entfernt jedoch, dieſe Hingebung der Nation zum Ausbau eines autokratiſch-abſolutiſtiſchen Regierungsſyſtems zu verwerthen oder zu mißbrauchen, trug Zar Michael Sorge, die hervorragenden Männer in den verſchiedenen Ständen zur Theilnahme und Mitwirkung an dem Staatsleben beizuziehen, um bei den nothwendigen Reformen und Neugeſtaltungen ſich ihres Rathes und ihrer Vorſchläge zu bedienen. Es geſchah nicht kraft einer bindenden Geſetzgebung, einer verbrieften Verfaſſung, daß der Großfürſt Abgeordnete des Adels, der Geiſtlichkeit, der Stadtbewohner nach Moskau einberief, um ihre Anſichten über Fragen innerer Verwaltung und Rechtspflege oder über neue Kriegsfälle zu vernehmen; es war ſein eigener freier Wille. Auf den Rath ſeines Vaters verſammelte er im goldenen Saale der Zarenburg „gute und verſtändige Leute, die fähig wären, über die erlittene Unbill, Gewaltthätigkeiten und Verheerung Auskunft zu geben." Die Kundgebungen der Verſammlung ſollten dem Landesherrn nur die Uebelſtände bezeichnen und Wege der Abhülfe vorſchlagen; die Entſchließung und Ausführung blieb allein ihm ſelbſt und ſeinen Regierungsorganen vorbehalten ohne alle Controle oder Rechenſchaftspflicht. Die Beweiſe von Vertrauen und Loyalität, die dem Zaren von allen Seiten dargebracht wurden, konnten ihn nur anſpornen, wiederholt ſolche berathende Verſammlungen einzuberufen: alle Klagen, die darin laut wurden, galten den Mißbräuchen, der Raubſucht, der Gewaltherrſchaft, den Veruntreuungen der Wojewoden in den Provinzen, Uebel, die nur durch die zwingende Macht eines unbeſchränkten Willens, nur durch die ſtarke Hand eines abſoluten Herrſchers beſeitigt werden konnten. Keine Stimmen der Oppoſition gegen die Krone ließen ſich hören, ſondern nur Aufforderungen, die Zügel ſtraffer anzuziehen, die Schäden und Gebrechen zu heilen, die in der Unredlichkeit, Käuflichkeit und Habſucht der Großen ihre Wurzeln hatten. Der Zar handelte daher ganz in Uebereinſtimmung mit der Nation, wenn er ſeine Sorgfalt faſt ausſchließlich den ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Angelegenheiten zuwendete, wenn er den ſich oft genug darbietenden Veranlaſſungen zu neuen Kriegen mit Polen oder mit den Türken und Tataren ausweichend mit Eifer und Umſicht die inneren Reformen in die Hand nahm. Durch Volkszählung und Vermögensaufnahme wurde der Grund zu einer gerechteren Beſteuerung und zu einem den wahren Verhältniſſen entſprechenden Militärdienſt gelegt; durch ſtrenge Prüfung und Beaufſichtigung der Verwaltung und Rechtspflege wurden Mißbräuche gehoben, das Anſehen der Regierung geſtärkt, die Unterthanen durch Vertrauen und Gehorſam aufs engſte an den Thron geknüpft; durch Sittengeſetze und Polizeiverordnungen der Trunkſucht, der Ausſchweifung, den laſterhaften Gewohnheiten des Volkes Schranken geſetzt. Durch Begünſtigung fremder Einwanderungen aus den europäiſchen Culturländern wurde das Kriegsweſen verbeſſert, wurden Bergbau, Hüttenwerke,

Eisenhämmer, Mühlen in Betrieb gesetzt; Monopolrechte an deutsche und holländische Kaufleute, Handelsverträge mit den Niederlanden, mit England, mit Frankreich brachten den Verkehr im innern Rußland in Aufschwung, mehrten die Einkünfte der Krone und führten das Reich in die Staatenfamilie Europa's ein. Zugleich wurde Sibirien weiter durchforscht und fester an den Zarenthron geknüpft. Der Ruf von den Reichthümern des Landes an edlen Gesteinen und Metallen, an feinem Pelzwerk führte Schaaren unternehmender Leute (Promyschleniks) zu den Ufern des Ob, des Jenisei, ja bis zum Amurfluß und zum Ochotskischen Meer. Städte wurden angelegt und von allerlei Volk bezogen: Pelym, Beresow, Werchoturie, Tobolsk, Narym, Tomsk u. a., in Moskau wurde eine sibirische Kammer eingerichtet, in Tobolsk ein Erzbisthum oder Eparchie gegründet. Ueber Schneefelder, Einöden und Urwälder trieb die Gewinnsucht vorwärts; die kleinen Horden der Eingebornen wurden unterworfen und zur Tributzahlung gezwungen. Russen, Kosaken, Tataren und andere Einwanderer siedelten sich an und errichteten Handelsstationen und vielbesuchte Jahrmärkte. — So rief schon der Gründer des Romanowschen Herrschergeschlechts ein Regierungssystem ins Leben, das seinen Nachfolgern zur Richtschnur diente; Michael zeigte die Wege, auf denen sein Sohn Alexei und sein Enkel Peter fortschritten, nur daß diese, unternehmender und energischer als der Ahnherr, neben den Künsten des Friedens und der Verwaltung auch Waffen und Kriege nicht verschmähten. Denn das Reich bedurfte zu seinem Gedeihen ausgedehnterer Grenzen. Das Meer, dessen Zugänge Michael durch die Rückgabe der von den Kosaken eroberten Handelsstadt Asow an die Türken und durch den Frieden von Stolbowa mit Schweden aufgegeben hatte, mußte wieder gewonnen werden. Die weissagenden Worte Gustav Adolfs, „von nun an werde es dem Russen schwer sein, über diesen Bach (die Ostsee) zu springen" sollten sich nach zwei Menschenaltern als unrichtig erweisen.

12. Juli 1645. Michael Feodorowitsch starb an seinem Geburtstage, erst neun und vierzig Jahre alt. „Er regierte sanftmüthig", heißt es in der Reisebeschreibung von Olearius, „und erzeigte sich sowohl gegen Ausländische als Einheimische glimpflich, sodaß Jedermann dafür hielt, das Land habe wider Gewohnheit in vielen hundert Jahren nicht einen so frommen Herrn gehabt". Ihm folgte sein Sohn Alexei Michailowitsch in einem Alter von kaum sechzehn Jahren. Die neue Regierung begann unter wenig günstigen Aussichten. Dem jungen Fürsten fehlte es nicht an gutem Willen, aber an Kraft und Umsicht. Ihm stand nicht wie seinem Vater ein Philaret zur Seite, der eben so weise als wohlwollend und patriotisch die Schritte des unerfahrenen Zar gelenkt hätte; auch seine Mutter starb wenige Wochen nach dem Tode des Gemahls. Desto mehr Einfluß gewann der bisherige Hofmeister und Erzieher Alexei's, der eben so habsüchtige als ehrgeizige Bojar Boris Iwanowitsch Morosow, auf die Staatsverwaltung, „so daß fortan sich Zar und Regierung nach seinem Willen und Belieben richteten". Um seine Macht

Alexei Michailowitsch. 1645—1676.

feſter zu begründen, verlieh Moroſow die wichtigſten Aemter und Hofſtellen an ſeine Freunde und Günſtlinge, hielt den Großfürſten von allen ernſten Geſchäften ab und ſuchte ſogar durch Familienbande ſeinem fürſtlichen Zögling näher zu treten, indem er, als der Zar die älteſte Tochter eines unbedeutenden Edelmannes, Miloslawski, die zwanzigjährige Maria zu ſeiner Gemahlin erkor, die jüngere Schweſter derſelben, Anna, in die Ehe nahm. Und nun erlangten die Verwandten der Zarin und Moroſows die höchſten Stellen, die ſie auf die eigennützigſte und habgierigſte Weiſe zu ihrer eigenen Bereicherung ausnützten.

Aufſtände und Reformen.

Beſonders ſchändete ſich Pleſchtſcheejew der Vorſitzende des hohen Gerichtshofes im Rathhaus durch Käuflichkeit, Habſucht und gewiſſenloſe Willkür. Monopole, parteiiſch und gewinnſüchtig an Begünſtigte vergeben, vertheuerten die nothwendigſten Lebensmittel. Voll Wuth über die drückende Erhöhung der Salzpreiſe machte die Bevölkerung von Moskau ihrer Erbitterung durch einen Aufſtand Luft. Moroſow's Palaſt wurde 1. Juni 1648. erſtürmt und ausgeplündert; der Reichsrathsdiäk (Kanzler) Naſar Tſchiſtal, der das verhaßte Salzmonopol an ſich gebracht hatte, wurde aus ſeinem Verſteck hervorgeholt und zu Tode geprügelt; Pleſchtſcheejew mußte am andern Tag der raſenden Menge ausgeliefert werden und fiel der Volkswuth zum Opfer: ſein Schwager Trachaniotow wurde auf der Flucht eingeholt und vor dem Troyzkiſchen Kloſter hingerichtet. Erſt als der Zar die feierliche Zuſage gab, daß die Monopole abgeſchafft, die Mißbräuche beſeitigt und rechtſchaffene Männer angeſtellt werden ſollten, legte ſich der Aufruhr. Seiner Fürbitte verdankte Moroſow die Rettung. Mit dem Ruf: „Was Gott und der Zar will, das geſchehe"! ſtand die Menge von der Auslieferung ab. Selbſt in Ausbrüchen der Wuth gegen ungerechte Beamte und Richter vergaß das ruſſiſche Volk nie die Ehrfurcht und den Gehorſam gegen die geheiligte Majeſtät des Großfürſten. Es

Geſetzbuch.

geſchah ohne Zweifel unter dem Eindruck dieſer Volkserhebung, daß der Zar nach einer Berathung mit der Geiſtlichkeit, den Reichsbojaren und den vornehmſten Hofbeamten die Abfaſſung eines Landrechts anordnete. Zu dem Ende wurde eine Juſtizcommiſſion 17. Juli 1648. ernannt, beſtehend aus drei Knäſen und zwei Rechtsgelehrten, welche aus den Vorſchriften der Apoſtel und der heiligen Väter, aus den Geſetzen und Verordnungen der byzantiniſchen Kaiſer, aus den Ukaſen der Moskowitiſchen Großfürſten und aus älteren Rechtsbüchern und Urtheilen der Bojarenhöfe ein Reichsgeſetzbuch aufſtellte. Nach Vollendung der Arbeit wurden die Häupter der Nation, geiſtlichen und weltlichen Standes zu einer großen Landesverſammlung nach Moskau entboten, damit das Werk ihnen 3. Oktbr. 1649. bekannt gemacht und durch ihre Unterſchrift bekräftigt würde. Darauf wurde das neue Geſetzbuch (Uloshenie) gedruckt und verbreitet mit dem Befehl, daß fortan alle Rechtsſachen nach demſelben entſchieden werden ſollten. Und wie der Aufſtand von Moskau Veranlaſſung zu dieſer legislatoriſchen Neuerung gegeben, ſo führten im folgenden Jahr die Volksbewegungen in Pſkow und Nowgorod zur Errichtung eines Po- 1650. lizeiinſtituts, das unter verſchiedenen Namen ſeitdem fortbeſtanden hat. Als nämlich Geheime Polizei. in beiden Städten, wo ſich die Erinnerung an die alte Selbſtändigkeit noch nicht verloren hatte, Volksbewegungen mit rohen Ausſchreitungen ausbrachen, in Pſkow weil ein ruſſiſcher Kaufmann Emilianow im Namen der Regierung das Kornmonopol zu drückenden Maßregeln anwandte, in Nowgorod weil ein Aufwiegler die Bevölkerung gegen die deutſchen Handelsleute als Anhänger Moroſows in Aufruhr brachte, wurde nach der gewaltſamen Unterdrückung der Empörung und der Beſtrafung der Rädelsführer, die „Kammer der geheimen Angelegenheiten" errichtet zu dem Zweck, „dafür zu ſorgen, daß die Gedanken und Befehle des Zar ganz nach ſeinem Willen aus-

geführt würden", eine aus untergeordneten Amtleuten und Schreibern bestehende Behörde, die mehr durch das Geheimnißvolle ihres Auftretens und Wirkens als durch ihre Gewalt und Befugnisse dazu beitrug, das Volk in Furcht und Gehorsam zu halten und von allem agitatorischen Treiben abzuschrecken. — Die auswärtigen Kriege mit Polen und Schweden, die wir aus früheren Blättern kennen, stärkten das Nationalgefühl und die innere Eintracht; und wenn auch die Grenzen nicht erweitert wurden, so hatte doch der Abfall der Kosaken von Polen eine Schwächung der Republik und eine Stärkung des Moskowitenreichs zur Folge. Aber während dieser kriegerischen und politischen Verwickelungen drang in Rußland mehr und mehr die Einsicht durch, daß die Nation nur dann zu einer ihrer Größe entsprechenden Machtstellung gelangen, nur dann über die angrenzenden Reiche die Oberhand gewinnen könne, wenn sie sich die Kriegskunst, die Disciplin und Bewaffnung, und alles nützliche Wissen des westlichen Europa zu eigen mache, eine Einsicht, die bald zur praktischen Anwendung kam und im russischen Staatsleben eine neue Aera begründete. Nach der bisherigen **Kriegsverfassung**, die auch in dem neuen Gesetzbuch beibehalten war, bestand das russische Heer vorzugsweise aus Reiterei, gebildet aus den Gutsherren und ihren Knechten, den alten „**Strelitzen**", die in größere Haufen oder Armeecorps („Polke") getheilt unter der Fahne der Bojaren und Wojewoden auf das Gebot des Zaren ins Feld zogen. Diese Strelitzen etwa 40,000 Mann bildeten wie die türkischen Janitscharen eine stehende Armee, oder vielmehr, da sie verheirathet waren und die Söhne in den Stand des Vaters eintraten, eine Heergemeinde mit mancherlei Vorrechten. Der dritte Theil davon diente als Leibwache des Zar in der Hauptstadt, den andern fiel die Hut der Grenzen zu, wobei ihnen die in befestigten Orten stationirten und mit Grundbesitz versehenen „alten Soldatenregimenter" behülflich waren. Diese Heerordnung wurde nach und nach in der Weise umgestaltet, daß den Strelitzen und dem alten Landesaufgebot neue Regimenter zur Seite traten, welche durch Aushebung von den Kron-, Adels- und Kirchengütern, durch Aufnahme von Freiwilligen und durch Einreihung fremder Reisläufer oder Berufssoldaten zusammengebracht, von auswärtigen Offizieren in Armirung, Disciplin und Sold nach europäischer Weise organisirt wurden, und deren Hauptstärke in Fußvolk bestand. Doch dienten darin auch berittene Mannschaften, Dragoner und „Reiter" vorzugsweise aus „besitzlosen Bojarenkindern" bestehend. Mit schwerem Geschütz versehen und von den fremden Offizieren militärisch eingeübt waren diese „neue Regimenter" den Strelitzen und dem Landaufgebot an Kriegstüchtigkeit bald überlegen. Die fremden Anführer, besonders Schotten, Deutsche, Holländer, erfahrene Leute aus dem dreißigjährigen Krieg oder aus den englischen Bürgerkriegen, wie Alexander Leslie stiegen bald zu hohen militärischen Aemtern empor, wie sehr sie auch wegen Verschiedenheit der Religion und der Abstammung bei den Eingebornen verhaßt und verachtet waren. Zu diesen geregelten Truppen kamen noch die Kosaken als Miliz oder zu Streifzügen.

Kriegsverfassung.

Zar und Patriarch.

Die Neuerungen des Zar gaben viel Aergerniß, zumal da der größere Militäraufwand die Abgaben mehrte und finanzielle Verlegenheiten und Nothstände bereitete; die Verwirrung im Münzwesen verbunden mit Falschmünzerei erreichte eine soche Höhe, daß in den sechziger Jahren mehrere Volksaufstände ausbrachen, die mit einer Strenge unterdrückt werden mußten, wie sie unter der vorhergehenden Regierung nie vorgekommen war. Aber je mehr die Anhänger des Alten dem Zar bösen Willen trugen, daß er die Einrichtungen und Satzungen der Ahnen durch Reformen umgestalten wolle, daß er „fremden Göttern diene"; um so standhafter mußte Alexei auf dem betretenen Weg beharren, wollte er

nicht die ſouveräne Machtfülle ſchwächen. Darum unterließ er in ſeinen ſpäteren Regierungsjahren die Einberufung der weltlichen und geiſtlichen Magnaten und ſtädtiſchen Vertreter zu berathenden Verſammlungen, wie ſie früher ſtattgefunden, damit nicht von ſeinem freien Willensakt ein Recht für ſie ſelbſt, eine Pflicht für den Zaren abgeleitet werden möchte. Vor Allem war er befliſſen, ſeine unbeſchränkte Autorität gegenüber der Kirche aufrecht zu halten. Unter der vorigen Regierung hatte der Patriarch von Moskau, das Oberhaupt des ruſſiſchen Klerus eine Macht geübt, die der des Zaren gleich kam, ſo daß Philaret in den öffentlichen Aktenſtücken als „großer Herrſcher" bezeichnet ward. Dieſe Stellung ſuchte Nikon, dem Alexei im Jahre 1652 die Patriachenwürde übertrug, auf immer für die Kirche zu gewinnen. Es iſt nicht gewiß, ob er ſich ſelbſt den Titel ſeines großen Vorgängers beigelegt und dadurch ſeinen Rang dem des Staatsoberhauptes an die Seite geſtellt hat; aber von ſeinen Untergebenen und Anhängern wurde der Ehrentitel Philarets auch auf ihn übertragen. Dieſe Ueberhebung reizte den Neid und Groll der Knäſen und Bojarenhäupter und ſie unterließen nicht die Eiferſucht und den Argwohn des Zaren gegen den Stolz und die Anmaßung des Patriarchen zu wecken. Alexei war dem bedeutenden Kirchenmanne, der von geringer Herkunft durch wiſſenſchaftlichen Eifer wie durch chriſtliche Tugend und Sitte ſich zu ſolcher Höhe und Auszeichnung emporgearbeitet hatte und wegen ſeiner Wohlthätigkeit, Enthaltſamkeit und aſcetiſchen Lebensweiſe wie ein Heiliger verehrt wurde, in hohem Grade gewogen, er hatte ihn früher aus einer Kloſterzelle in der Nähe des weißen Meeres auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Nowgorod berufen und ihm ſtets die größten Beweiſe von Vertrauen und Verehrung gegeben. Aber die Eingriffe in die Staatsangelegenheiten wollte er nicht dulden; von der Zarin und einer dem Patriarchen feindlich geſinnten Hofpartei aufgeſtiftet, entzog er ihm mehr und mehr die Mitwirkung an den öffentlichen Geſchäften. Nikon ertrug dieſe Entfremdung des Monarchen nicht mit Gleichmuth. Er ſetzte eigenmächtig einen Stellvertreter ein und zog ſich in hierarchiſchem Stolz in ein Kloſter zurück, ohne jedoch ſeine Würde aufzugeben. Dadurch führte er ſeinen Sturz herbei. Der Zar ließ ihn vergeblich auffordern, entweder nach Moskau zurückzukehren oder ſeiner Stelle zu entſagen. Nikon verweigerte beides und bewirkte durch dieſen Trotz und Uebermuth, daß Alexei ihm ſeine Gunſt gänzlich entzog und den Gegnern desſelben mehr und mehr ſein Ohr lieh. Und deren Zahl war nicht gering; denn der Patriarch hatte nicht nur durch ſeinen hierokratiſchen Starrſinn die weltlichen Würdenträger gegen ſich aufgebracht, er hatte auch durch liturgiſche Reformen bei der Geiſtlichkeit und den Gemeinden eine ſtarke Oppoſition hervorgerufen.

Kirchenreform und Nikons Ausgang.

Im Laufe der Zeit hatten ſich nämlich in den ſlavoniſchen Kirchenbüchern und Glaubensformeln wie in der ſlavoniſchen Ueberſetzung der heil. Schriften Abweichungen von den altgriechiſchen Satzungen, Ausdrücken und Gebräuchen eingeſchlichen. Bei einer Vergleichung mit den alten Handſchriften der griechiſch-orthodoxen Kirche kam es zu

Tage, daß die in der ruſſiſchen Kirche gebräuchlichen dogmatiſchen und rituellen Texte und Vorſchriften (der Stoglawnik) nicht in Allem mit den Symbolen und dem Wortlaute der altgriechiſchen Mutterkirche übereinſtimmten. Nikon trug daher Sorge, daß durch ſchriftkundige Geiſtlichen und Theologen eine Reviſion der ruſſiſch-ſloveniſchen Religionsbücher vorgenommen, an der Hand alter Manuſcripte das Fehlerhafte beſeitigt und neue Agenden und Textbücher mit möglichſter Annäherung an die altgriechiſchen Formeln und Ausdrücke angefertigt und eingeführt wurden. Aber nicht Alle waren mit dieſen Aenderungen einverſtanden; Viele hielten an dem Gewohnten feſt, verwarfen die Neuerungen als willkürlich und ſinnentſtellend und beſchuldigten den Patriarchen, er ſei nicht rechtgläubig. So entſtand die Partei der Roskolniken, „die im Gegenſatz zu der gelehrten Correctheit den volksthümlich überlieferten Formen und Ausdrucksweiſen als Altgläubige treu bleiben wollten.“ Geiſtliche und Mönche, die dem Oberhaupte der Kirche wegen der von ihm durchgeführten ſtrengen Sittenzucht ohnedies abgeneigt waren, nährten die Unzufriedenheit und den Fanatismus der unwiſſenden Menge. Dieſe innere kirchliche Angelegenheit ſtand in keinem direkten Zuſammenhang mit dem Conflikte zwiſchen Krone und Patriarchat, da Alexei ſelbſt und die Mehrheit des Klerus und der Gläubigen die Aenderungen billigten; aber ſie mochte doch den Zaren in dem Vorſatz beſtärken, gegen den ſtarrſinnigen Hierarchen mit energiſchen Maßregeln vorzugehen. Er berief eine große Anzahl geiſtlicher Würdenträger aus Rußland und dem Orient nach Moskau, darunter die Patriarchen von Alexandrien und Antiochien, welche gleichſam ein Concil der griechiſch-orthodoxen Kirche bilden und als höchſter Gerichtshof in der Streitſache ein entſcheidendes Urtheil fällen ſollten. Der Ausſpruch lautete, Nikon habe ſeine Stelle willkürlich verlaſſen, mehrere hochgeſtellte Männer geiſtlichen und weltlichen Standes ohne Grund gebannt und dem Zaren gegenüber die ſchuldige Ehrfurcht verletzt. Auf Grund dieſes Urtheils wurde der Patriarch, trotz ſeiner muthigen
1666. Vertheidigung ſeines Amtes entſetzt und zu lebenslänglicher Buße nach dem entlegenen Kloſter Therapontow verwieſen, zum großen Schmerz des Volkes, das den heiligen ſittenſtrengen Prieſter hoch verehrte. Die von ihm angeordneten liturgiſchen und dogmatiſchen Aenderungen dagegen und die Verbeſſerungen der Kirchentexte in den kanoniſchen Büchern wurden als richtig anerkannt und von der Synode ſanctionirt. Aber die Partei der Altgläubigen beſtand fort trotz Strafen und Bußen, wodurch man die Widerſtrebenden zum Gehorſam zwingen wollte, und hielt feſt an den Gebräuchen, Vorſchriften und Gebetsformeln des Stoglawnik. Sie trug zugleich die Keime einer politiſch-nationalen Oppoſition gegen die Einführung fremder Sitten und europäiſcher Cultur in ihrem Schooße. In jenem Verbannungsort wurde Nikon wie ein Gefangener unter ſtrenger Aufſicht gehalten, während die Patriarchenwürde von ganz Rußland einem gefügigeren Kirchenhaupt, dem Archimandriten Joaſaph übertragen ward. Erſt nach Alexei's Tod wurde dem geſtürzten Prälaten geſtattet, nach ſeinem geliebten Kloſter Woßkreßensk zurückzukehren. Aber er ſollte nur als Leiche dahin gebracht werden. Er ſtarb auf der Reiſe (17. Aug. 1681) und wurde dann mit den ſeinem Range gebührenden Ehren beſtattet.

2. Zar Feodor und die Regentin Sophia.

Tod Alexei's. 29. Jan. 1676.

Mitten in dem Krieg gegen die Koſaken und Türken, deſſen wir oben Erwähnung gethan (S. 669 f.), ſtarb Zar Alexei, ein Fürſt von edlen Anlagen, wohlwollender Geſinnung und großer Frömmigkeit. Aus ſeiner erſten Ehe mit Maria Miloslawsky hatte er zwei Söhne und ſechs Töchter, aus der zweiten

mit Natalia Naryſchkina, der ſchönen Tochter eines geringen Edelmannes den vierjährigen Sohn Peter und zwei Töchter. Die Thronbeſteigung des Erſtgebornen, Feodor Alexejewitſch ging nicht ohne Gewaltſtreiche vor ſich. Der Günſtling des verſtorbenen Zar, Matweejew, der die zweite Heirath bewirkt hatte, wurde unter der Beſchuldigung, er habe die Krone dem unmündigen Prinzen Peter zuwenden wollen, um dann die Regentſchaft ſich anzueignen, von den Miloslawski's, den Verwandten der Mutter Feodors geſtürzt, ſeines Vermögens beraubt und in die Verbannung gejagt. Neue Günſtlinge drängten ſich an den Thron und machten den Anfang der Regierung des jungen Fürſten durch Habgier und Gewaltthätigkeiten eben ſo verhaßt, wie einſt Moroſow und Genoſſen die erſten Jahre der Herrſchaft ſeines Vaters. — Unter Feodor wurden die von Alexei begonnenen Reformen um einen bedeutenden Schritt weiter geführt durch die Vernichtung der Geſchlechtsregiſter oder Stufenbücher (Rosrad), durch welche der Dienſtrang der Familien im Heer und bei den Staatsämtern beſtimmt ward. Während des Türkenkrieges nämlich waren ſehr viele Mißſtände hervorgetreten, die ihre Hauptquelle in dem ſog. „Meſtnitſcheſtwo", in dem genealogiſchen Verzeichniß der zu Aemtern und Ehrenſtellen Berechtigten ihre Quellen hatten. Wer einer Familie angehörte, die unter ihren Ahnen hochgeſtellte Würdenträger zählte, durfte denſelben Rang als erbliches Recht für ſich in Anſpruch nehmen und brauchte ſich keinem zu unterwerfen, der nicht ähnliche Vorzüge geltend machen konnte, eine hierarchiſche Stufenleiter, bei der kein perſönliches Verdienſt in Anrechnung kam, gleichſam ein „goldenes Buch" erblicher Ehren- und Familienrechte. Dieſe Barriere gegen jeden Fortſchritt wurde nun durch einen durchgreifenden Akt niedergeriſſen. Nachdem zuerſt in einer Verſammlung von Militärbeamten unter dem Vorſitz des reformfreundlichen Fürſten Waſſily Galizyn der Beſchluß gefaßt worden war, die Strelitzen nicht wie bisher in „Hunderte" ſondern in Rotten von 60 Mann zu theilen und den Offizieren die im weſtlichen Europa üblichen Benennungen und Rangſtufen zu geben, ſo daß die bisherige Stellung in der Dienſtordnung durchbrochen, der Dienſtrang nicht nach erblichen Bevorzugungen, ſondern durch die freie Entſchließung des Zar beſtimmt würde, berief Feodor die Häupter der Bojarenariſtokratie, der Landeskirche, der Beamtenſchaft in den Audienzſaal ſeines Schloſſes, ſetzte die Mißbräuche des Meſtnitſcheſtwo auseinander und brachte die Verſammlung zu dem Beſchluß, daß die genealogiſchen Geſchlechtsregiſter vernichtet, das Inſtitut der Rosradkammer aufgelöſt werden ſollte. Und noch in derſelben Sitzung wurden ſämmtliche Rang- und Stufenbücher vor den Augen des Zar und der hohen Würdenträger verbrannt, ein Staatsſtreich, durch den dem altruſſiſchen Weſen die Wurzeln abgehauen und dem Einſtrömen europäiſcher Einrichtungen und Cultur die Schleußen geöffnet wurden. An Stelle der Rangbücher mit den erblichen Anſprüchen der Nachgebornen wurde die Anlegung eines Adelsbuches angeordnet, „das jedoch keinen andern Zweck hatte, als das Andenken an die Vorfahren zu erhalten ohne daß

Feodor Alexejewitſch 1676—1682.

Nov. 1681.

Jan. 1682.

auf dieſe genealogiſchen Verzeichniſſe ein Anſpruch auf beſondere Bevorzugungen im Staatsdienſt begründet werden konnte".

Parteibeſtrebungen.

„Eine Nation, die mit orientaliſch-ſlaviſcher Naturanlage einer andern Verfaſſung als der deſpotiſchen nicht fähig iſt, ſagt Herrmann, die das Streben und den inneren Drang nicht kennt, das Geſetz der Freiheit ſelbſt zu finden, fügte ſich ſeitdem in die Nothwendigkeit, die Ergebniſſe, die Kräfte und Potenzen der fortgeſchrittenen Intelligenz in ihr Bereich zu ziehen und ſelbſt wider Willen dem weltbeherrſchenden Einfluß der romaniſch-germaniſchen Bildung ſich zu unterwerfen". Durch die Anwendung von Gewaltmaßregeln zu hohen Zwecken iſt die ruſſiſche Nation auf dem Wege „autokratiſcher Europäiſirung" zu einer eigenartigen Weltmacht emporgeſtiegen. So oft auch das Altruſſenthum, das die kirchlichen, politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände der Vorfahren feſthalten wollte, dem Eindringen der neuen Lebensformen feindlich entgegentrat, wie leidenſchaftlich die heimiſchen Elemente in ſchroffem Fremdenhaß die ausländiſchen Einflüſſe zurückzuweiſen bemüht waren, ſie vermochten den Gang der Dinge nicht aufzuhalten. Die Oppoſition ſcheiterte an der eiſernen Nothwendigkeit, an der Macht einer auf die Mehrheit der Nation und auf die Volksnatur ſich ſtützenden perſönlichen Gewaltherrſchaft.

Die Miloslawskys und Naryſchkins. 27. Apr. 1682.

Zu dieſer naturgemäßen Entwicklung drängten auch die geſchichtlichen Ereigniſſe. Der ſchwächliche Zar Feodor ſtarb nach einer ſechsjährigen Herrſchaft kinderlos; ſein Bruder der ſechzehnjährige Iwan, der das nächſte Recht auf den Thron hatte, war durch körperliche Gebrechlichkeit und Geiſtesſchwäche unfähig zur Regierung, daher wurde auf Betreiben des Patriarchen Joakim und der ariſtokratiſchen Hofpartei Feodor's Halbbruder, der zehnjährige Peter Alexejewitſch als Zar ausgerufen; bis zu ſeiner Volljährigkeit ſollte ſeine Mutter Natalia Kirillowna Naryſchkina die Regentſchaft führen. Sollte aber die Partei der Miloslawsky, welche bisher den größten Einfluß bei Hof und in der Regierung geübt hatte, zugeben, daß der verhaßte Bojar Matweejew, der ſofort aus der Verbannung zurückkehrte, und die Verwandten der Zarin, die geringe Adelsfamilie der Naryſchkin zu Macht und Anſehen gelangten? Dies zu verhindern griffen die Miloslawsky zu einem ſchändlichen Mittel. Im Bund mit der eben ſo klugen als ehrgeizigen Zarewna Sophia, Alexei's dritten Tochter aus der erſten Ehe, die ſchon bei Feodor großen Einfluß beſeſſen hatte und nicht geneigt war, ihr Leben in klöſterlicher Zurückgezogenheit zu verbringen, reizten ſie die Strelitzen durch falſche Gerüchte und Branntweinſpenden zum Aufruhr. Die rohe Soldatenſchaar, ergrimmt über die militäriſchen Neuerungen und die Verkürzung ihres Soldes, vergriff ſich zuerſt an den ihnen verhaßten Oberſten und drang dann mit wildem Tumult vor den Palaſt. Man hatte ausgeſprengt, Iwan ſei von der Naryſchkin getödtet worden: um dieſe Verleumdung zu widerlegen trat Natalia mit den beiden Großfürſten auf die „rothe Treppe" des Kreml. Bei ihrem Anblick ſchien ſich die Wuth zu legen, die Soldaten gaben den Ermahnungen Matweejews Gehör; aber die Aufreizungen der Anhänger Sophiens und die unbeſonnene Drohrede des Fürſten Michael Dolgoruki, Präſidenten der Strelitzen-Kanzlei, trieben die aufgereizten halbtrunkenen Schaaren zu neuen Aus-

brüchen. Sie ſtürmten die Treppe hinauf, warfen Matweejew und Dolgoruky auf die aufgerichteten Speere der untenſtehenden Kameraden und ermordeten dann mehrere im Palaſte anweſenden Edelleute, deren Namen ſich auf einer von den Miloslawskys angefertigten Liſte befanden. Damit nicht zufrieden, durchſtürmten die Tobenden die Stadt und häuften Gräuel auf Gräuel. Der Vater des ermordeten Dolgoruky, ein achzigjähriger Greis erlag den tödtlichen Streichen, eben ſo der Knäs Romodanowski der Sieger von Tſchigirin, der Bojar Iwan Naryſchkin, Bruder der Zarin und mancher andere. Nach dieſem blutigen Eingang verlangten die Strelitzen, daß Iwan und Peter gemeinſchaftlich herrſchen und Sophie die Regentſchaft führen ſollte.

Altruſſiſche Reaction unterdrückt.

So hatte denn die ehrſüchtige Fürſtin das Ziel erreicht, nach dem ihre Seele verlangte. Sie lohnte die Leiter und Werkzeuge mit Gnaden und Ehrenzeichen und berief ihre Anhänger in die hohen Staatsämter. Den größten Einfluß hatte ihr Günſtling, Fürſt Waſſily Galizyn, ein geiſtreicher, gebildeter und der europäiſchen Civiliſation befreundeter Magnat, mit dem Sophia durch zarte Bande verknüpft war. Da ſollte ſie nun aber bald empfinden, welche Geiſter ſie und die Miloslawskys durch die Palaſtrevolution wach gerufen hatten. Iwan Chowanski und ſein Sohn Feodor, welche an der Stelle der ermordeten Dolgoruki zu Verwaltern der „Strelitzen-Kammer" ernannt wurden, ſuchten im Gegenſatz zu Galizyn und der Großfürſtin ſelbſt dem Altruſſenthum den Sieg zu verſchaffen. Nicht nur daß die Strelitzen auf jede Weiſe bevorzugt wurden, daß ſie ſich das „Fußvolk des Hofes" nennen durften, daß ſie die Güter der Ermordeten an ſich brachten, daß auf dem „ſchönen Platz" in Moskau ein Denkmal ihre Verdienſte um das Zarenhaus der Nachwelt verkünden ſollte; der herrſchſüchtige Chowanski ſuchte auch mit ihrer Hülfe die Sekte der „Raskolniken" oder Altgläubigen wieder in die Höhe zu bringen, die kirchlichen Neuerungen Nikons und Alexei's abzuſchaffen, vielleicht ſogar ſich ſelbſt die Krone anzueignen. Der ſeines Amtes entſetzte Geiſtliche Nikita, „Puſtoswät", der Scheinheilige genannt, predigte auf offenem Markte gegen die herrſchende Kirche, nannte den Patriarchen und die Biſchöfe Diener des Antichriſts, Verfolger des wahren Glaubens und der heiligen Bücher. Eine von Chowanski veranſtaltete Disputation zwiſchen beiden Parteien im Audienzſaal des Zarenpalaſtes, der auch die Regentin und andere Glieder der Herrſcherfamilie beiwohnten, nahm faſt den Verlauf der Räuberſynode von Epheſus. Der Trotz und Uebermuth der Strelitzen und Altgläubigen ließ eine völlige Umkehr in allen öffentlichen Angelegenheiten befürchten. Eine ſolche Reaction, wodurch die Errungenſchaften eines Jahrhunderts vernichtet worden wären, wollten Sophia und ihre Rathgeber nicht ins Leben treten laſſen; nachdem ſie den „Afterheiligen" Nikita hatte verhaften und hinrichten und ſeine eifrigſten Anhänger in entlegene Klöſter bringen laſſen, entfernte ſie ſich aus der Hauptſtadt, entbot die übrigen bewaffneten Mannſchaften, die nicht wie die Strelitzen der alten Kirchenpartei angehörten, nach dem Troyzkiſchen Kloſter und ließ die beiden Chowanski, als ſie im Vertrauen auf ihre Macht der Einladung der Regentin eben dahin Folge leiſteten, ſofort ergreifen und ohne Verhör und Richterſpruch umbringen. Dieſes energiſche Verfahren hatte die erwartete Wirkung. Nach einigem drohenden Aufbrauſen gaben die Strelitzen klein bei und lieferten ſelbſt die Anſtifter zur Beſtrafung aus. Die Hinrichtung von dreißig Rädelsführern ſtellte die Autorität der Regierung her und ſchlug die altruſſiſche Reaction nieder. 17. Sept. 1682.

Sophiens Regentschaft 1682—1689.

Nun konnte Sophia im Geiste ihres Vaters und Bruders die Regentschaft, zu der sie über ihre beiden älteren Schwestern und zwei Wittwen-Zarinnen „vorbei“ gelangt war, ohne innere Störungen fortführen: Iwan war blödsinnig, Peter ein unmündiger Knabe, den man leicht unschädlich machen konnte. So sicher fühlte sich die ehrsüchtige ränkevolle Zarentochter, daß sie nach einiger Zeit den Titel „Selbstherrscherin von ganz Rußland“ annahm. Die großen politischen und kriegerischen Verwickelungen der europäischen Staaten, die uns aus früheren Blättern bekannt sind, trugen nicht wenig zur Erhöhung und Befestigung ihres Ansehens bei: die christlichen Mächte, die damals sich zu dem großen Kampfe wider das Osmanenreich vereinigt hatten, suchten die Bundesgenossenschaft und die Mitwirkung Rußlands und erwiesen der Großfürstin auf dem Zarenthron viel Aufmerksamkeit. Sie erneuerte mit dem Polenkönig Sobiesky den Frieden, in welchem die Republik allen Ansprüchen auf die von Alexei eroberten Landschaften und Städte, namentlich auf Smolensk und Kiew für immer entsagte, und trat dem großen Kriegsbund gegen die Türkei bei. Mittlerweile reifte Peter zum Jüngling heran und erregte die Besorgniß der Regentin. Sie haßte den Halbbruder und seine Verwandten mit der ganzen Leidenschaft der Miloslawsky. Man sagte ihr nach, sie habe ihn durch Gift aus der Welt zu schaffen gesucht; aber seine riesenstarke Natur überstand die Gefahr; doch soll die epileptische Krankheit, an der er sein Leben lang gelitten, eine Folge davon gewesen sein. Sophia mochte hoffen durch das Eintreten in die christliche Waffenbrüderschaft gegen jeden Umschwung der Dinge gesichert zu sein. Dazu wären aber entscheidende Waffenerfolge nöthig gewesen. Diese fehlten jedoch den russischen Heeren gerade in dem Augenblick, da die andern Verbündeten in den Donauländern und zur See so glänzende Trophäen davontrugen. Die Feldzüge, die der Günstling der Großfürstin, Wassily Galizyn, dessen militärische Befähigung seinen staatsmännischen Talenten keineswegs entsprach, gegen die Tataren in der Krim und
1687. im südlichen Dneprgebiet unternahm, fielen unglücklich aus: Die Heerfahrt der Russen und Kosaken durch die Steppen war voll Ungemach und Beschwerden; die Tataren zündeten das Gras an, damit die Pferde kein Futter fänden; bald ging auch dem Heere der Mundvorrath aus; ein verlustvoller Rückzug mußte angetreten werden. Der Kosaken-Hetman Samoilowitsch wurde der Verrätherei beschuldigt und nach Sibirien verbannt; an seine Stelle trat der verschlagene, treulose Mazeppa, der einst als Page am Hofe des Polenkönigs Johann Casimir
Mai 1689. gedient hatte. Ein zweiter Feldzug, zu dem Galizyn zwei Jahre später schritt, hatte keinen bessern Fortgang: mühsam bewegten sich die Russen über das Steppenland am Dnepr bis in die Nähe von Perekop, wagten aber nicht die Halbinsel Krim zu betreten, sondern zogen wieder ab, ohne den Tataren den geringsten Schaden zugefügt zu haben. Dennoch wurden Führer und Soldaten als Sieger gefeiert und mit reichen Geschenken belohnt.

Dieſe ehrloſe Kriegsführung zu einer Zeit, wo die chriſtlichen Heere unter Prinz Eugen die glänzendſten Lorbeeren über die Mohammedaner erfochten, empörte den muthvollen ehrliebenden Zarenjüngling Peter, der jetzt ein Alter von ſiebenzehn Jahren erreicht, durch natürliche Anlagen und gute Erziehung eine frühe geiſtige Reife erlangt und ſich bereits mit Eudoxia einer Boſarentochter aus der alten und reichen Familie der Lapuchin vermählt hatte. Er machte der Halbſchweſter bittere Vorwürfe über die elende Kriegsführung und über die Verſchleuderung der Staatsgüter an unwürdige und verdienſtloſe Menſchen und verlangte, daß ſie bei öffentlichen Gelegenheiten nur als Großfürſtin, nicht als „Selbſtherrſcherin“ erſcheine. Sollte aber die ehrſüchtige Zarentochter die ſouveräne Gewalt, die ſie ſieben Jahre lang geübt, an den jungen Halbbruder abgeben, den verhaßten Naryſchkins das Staatsruder überlaſſen? Lieber wollte ſie den Weg der Revolution betreten, die Geiſter des Altruſſenthums zu Hülfe rufen. Peter hatte in dem ſchöngelegenen Luſtſchloß von Preobraſchensk, wo er unter der Aufſicht ſeiner Mutter und der Fürſten Boris Galizyn und Jacob Dolgoruki ſeine Jugend verbrachte, frühzeitig ſeine militäriſche Anlage und ſeinen wißbegierigen Geiſt kund gegeben. In der deutſchen Kolonie Sloboda, zwiſchen Moskau und dem Dorfe Preobraſchensk, wo die Ausländer ihre Wohnungen hatten und wo der junge Großfürſt viel und gern verweilte, hatte er ſeine Neigung einigen Fremden zugewendet, die ihm in der Folge wichtige Dienſte leiſteten, wie der uns ſchon bekannte Schottländer Patrick Gordon und der Hauptmann Lefort aus Genf. Das gebildetere Leben, die edlere Häuslichkeit, der feinere Familienverkehr, die ihm hier vor Augen traten, machten großen Eindruck auf ſeinen empfänglichen Sinn und flößten ihm Liebe für das fremdländiſche Weſen ein. Ein Holländer oder Straßburger, Franz Timmermann unterrichtete ihn in der Mathematik, in der Befeſtigungskunſt und in der geſammten Kriegswiſſenſchaft; unter der Anleitung von Gordon und Lefort hatte der junge Fürſt aus ſeinen Geſpielen und Altersgenoſſen, denen ſich bald auch andere junge Adelige freiwillig anſchloſſen, eine aus zwei Compagnien beſtehende Leibwache gebildet und ſie nach deutſcher Weiſe uniformirt und militäriſch eingeübt, die erſte Grundlage der beiden Garderegimenter, des Preobraſchenskiſchen und Semonowſchen, die in der Folge den Kern der ruſſiſchen Heeresmacht bildeten. Dieſe Hinneigung für das Ausländiſche erweckte den Neid und die Eiferſucht der Strelitzen und Altgläubigen: ſie fürchteten, wenn Peter die höchſte Gewalt in ſeine Hände bekäme, würde er in ſeinem Reformeifer über den Vater hinausgehen. Darauf bante die herrſchſüchtige ränkevolle Zarewna ihre heimlichen Pläne. Gegen den Rath Waſſily Galizyn's, den die Leidenſchaften weniger verblendeten als ſeine Gebieterin, beſchloß ſie die altruſſiſche Reaction wider den neuerungsſüchtigen Halbbruder ins Feld zu führen. Feodor Schaklowitoi, der Oberſt der Strelitzen verſammelte im Kreml 6000 Mann dieſer Soldatenkaſte und las ihnen den ſchriftlichen Befehl der Regentin vor: „den Zar Peter, weil er deutſche Sitten

Der mißlungene Staatsſtreich u. Sophiens Sturz.

Auguſt 1689.

einführe, den Glauben verletze und die treuesten Söhne des Vaterlandes dem Verderben weihe, zugleich mit seinen Anhängern auszurotten." Allein der Boden wankte bereits unter ihren Füßen. Peter wurde vor der ihm drohenden Gefahr durch zwei Ueberläufer noch zeitig genug gewarnt, um mit seiner Mutter, seiner Gemahlin und einigen Getreuen aus dem offenen Dorf Preobraschensk nach der Troyzkischen Klosterfestung zu entfliehen, wo er vor den Nachstellungen der Halbschwester, die im Namen des blödsinnigen Zar Iwan das Regiment fortführte, gesichert war. Von dort aus rief Peter den jungen Adel und die fremden Truppen zu seinem Schutze auf. Bald hatte er eine bewaffnete Macht zu seiner Verfügung, die unter der Anführung des tapfern und entschlossenen Oberst Patrick Gordon und des ihm befreundeten Lefort jedem Angriff Trotz bieten konnte. Die Strelitzen verloren den Muth; sie wagten keinen Widerstand, als ihr Anführer Schaklowitoi des Hochverraths angeklagt und nebst einigen Mitschuldigen hingerichtet ward. Vergebens suchte nun Sophia, die immer noch im Namen Iwans sich als Regentin geberdete, einen Ausgleich zu erlangen: die Beweise ihrer aufrührerischen und verbrecherischen Absichten waren so offenkundig, daß alle Vermittelungsversuche scheitern mußten. Sie wurde in ein Kloster verwiesen, das sie selbst in der Nähe von Moskau erbaut hatte, und unter Aufsicht gestellt, damit sie nicht nach Polen entfliehen und dem Reiche neue Unruhen bereiten möchte. Galizyn wurde auf die Fürbitte seines Verwandten, des Fürsten Boris, Peters Vertrauten, von der Todesstrafe freigesprochen, aber mit seinem Sohn nach einer entlegenen Provinz verbannt, ein Verlust für das neue Regiment, dem er durch seine Kenntnisse und seine Hingebung an die fremde Cultur wesentlichere Dienste hätte leisten können als Alexander Menschikow, den Peter aus niedrigem Stande zu seinem Kammerdiener und vielvermögenden Günstling erhob. Aber Wassily hatte sich von der ränkevollen Gebieterin zu tief in ihre ehrgeizigen Pläne und selbst in ihre Liebesnetze verflechten lassen, als daß der junge Zar hätte Vertrauen zu ihm gewinnen können. Am 9. September 1689 hielt Peter als Herrscher des russischen Reiches unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in den Kreml. Iwan durfte bis zu seinem Tod (1697) den Zarentitel führen und in den öffentlichen Urkunden als Mitregent genannt werden. Die Geschichte weiß nichts von ihm zu berichten, als daß drei Töchter aus seiner Ehe ihn Vater nannten. Davon war die älteste, Katharina, an den Herzog von Mecklenburg, die zweite Anna an den Herzog von Kurland vermählt.

Lefort. Franz Lefort, Sohn eines angesehenen Genfer Bürgers und Rathsherrn geb. am 2. Jan. 1656, war für den Kaufmannstand bestimmt, zeigte aber mehr Neigung für die militärische Laufbahn und trat daher 1674 in holländische Kriegsdienste. Aber unternehmend und leichtsinnig folgte er schon im nächsten Jahr einem holländischen Oberst, der für das russische Heer geworben war, nach Archangel und von da nach Moskau. In der Stoboda, der „Freistatt" der Deutschen, wo alle Ausländer ihren Aufenthalt nehmen mußten, machte der Hauptmann Lefort die Bekanntschaft von Patrick Gordon und begleitete ihn auf dem Feldzug gegen die Türken (1678). Nach der Schlacht

von Tſchigirin unter Romodanowski's Oberbefehl kam er nach Kiew, diente dann im Heere des Fürſten Galizyn gegen die Tataren und ſtieg zum Rang eines Generallieutenant empor. In der kritiſchen Periode, da der Kampf zwiſchen der Regentin Sophia und dem Zarenſohn Peter ausbrach, ſtellten ſich Gordon und Lefort mit ihren Truppen auf die Seite der Zarenpartei im Troyzkiſchen Kloſter. Durch dieſe Treue und Hingebung gewannen beide das Herz des jungen lebhaften Großfürſten. Er beſuchte ſie häufig in der Sloboda und überzeugte ſich, daß für ſeine civiliſatoriſchen Pläne in dieſer Fremdencolonie die geeignetſten Vermittler zu finden ſeien. Er ſah ein, „daß er eines Mannes von Bildung, Erfahrung und Kenntniſſen bedurfte, der zugleich eine Elaſticität des Geiſtes wie des Körpers, einen friſchen frohen Muth und einen Thatendrang beſaß, um ihm auf allen Wegen zu folgen". Einen ſolchen Mann fand der Zar in Lefort: erzogen in einer reformirten Stadtgemeinde, die an Bildung und Wiſſen unter die erſten Sitze und Pflanzſtätten der Civiliſation gerechnet werden durfte; in Marſeille und Amſterdam in das Induſtrie- und Handelsleben eingeführt, hatte der talentvolle Mann ſich Kenntniſſe, Erfahrungen und Einſicht geſammelt, die ſeinem neuen Vaterlande nützlich werden konnten, und zugleich in religiöſen und politiſchen Dingen einen freieren Standpunkt und eine kosmopolitiſche Weitherzigkeit gewonnen, die ihn auch unter einer Bevölkerung anderen Glaubens und anderer Nationalität eine friedliche Werkſtätte finden ließen. Dazu kamen noch ſeine, liebenswürdige Manieren, die ihm ſchon früher die Gunſt der beiden Fürſten Galizyn erworben hatten, ein heiteres lebhaftes Temperament und geſellige Gewandtheit und Unterhaltungsgabe. Es konnte daher nicht fehlen, daß er bei dem jungen empfänglichen Großfürſten Vertrauen und Zuneigung fand. Zar Peter machte ihn zu ſeinem Führer und Rathgeber, beſprach mit ihm alle Pläne ſeiner civiliſatoriſchen Neuerungen und hörte ſeine Vorſchläge und Berichte an. Lefort wurde ſein ſteter Begleiter und Geſellſchafter, ſein Günſtling und Freund, ſein Gefährte auf ſeinen Entdeckungsreiſen nach den Culturländern des weſtlichen Europa. Die altruſſiſche Partei betrachtete den hergelaufenen Fremdling ſtets mit Scheelſucht: ſie ſtellte ihn als einen Abenteurer dar, der den jungen Herrſcher nicht nur mit den Vorzügen der Civiliſation, ſondern auch mit den Laſtern derſelben vertraut gemacht habe, eine Anſicht, die ſich als Tradition auf die folgenden Geſchlechter vererbte. Erſt der neueſte Biograph, Moritz Poſſelt, hat es unternommen, geſtützt auf Briefſchaften und authentiſche Documente, den hochgewachſenen, ſtattlich ſchönen Mann, der eben ſo kräftig und gewandt die Waffen trug, das Schlachtroß tummelte, das Wild im Forſt jagte als er die Feder zu führen und Ideen zu erzeugen und vorzutragen verſtand, in ſeiner wahren Geſtalt und Bedeutung darzuſtellen, den Mann, „der von der Vorſehung auserſehen und dazu befähigt war, an einer welthiſtoriſchen Arbeit, deren Baſis der Genius eines großen Volkes war, thätigen ſiegreichen Antheil zu nehmen". Die Trunkſucht, die er mit ſeinem Herrn gemein hatte, vermochte weder ſeine Arbeitskraft zu ſchwächen noch ihn an der Ausführung der ſchwierigſten politiſchen und diplomatiſchen Geſchäfte zu hindern. Geniale Naturen pflegen ſich nicht immer in den Grenzen der Mäßigung und der guten Sitten zu halten; und ſo mag auch an der Schilderung von dem luſtigen Leben, von den Trinkgelagen mit derben Späßen und Ausgelaſſenheit, von dem Tabakrauchen im Kreiſe luſtiger Zecher und von tollen Ausſchweifungen manches Wahre ſein; aber dieſe dunkeln Schatten ſollen die Lichtſeiten nicht verdecken. Sicherlich hat der Zar aus dem langjährigen vertrauten Umgang mit dem ihm ſo ſympathiſchen Manne viele Anregung und Belehrung, viele Gedanken und Entwürfe empfangen, wenn auch, wie ſchon Spittler richtig bemerkt, „ein Kopf dieſer Art überall früh oder ſpät ſeinen Lefort gefunden haben würde". Als Peter auf die Nachricht von dem Tode des Freundes von Woroneſch her-

† 2. März 1698. beilte, sprach er neben der Leiche stehend mit trauriger Miene: „Auf wen kann ich mich jetzt verlassen? er war der Einzige, der mir treu gewesen!“

3. Peter der Große. Erste Periode.

Peter der Große. 1689—1725. „Der Zar Peter war ein außerordentlicher Mensch, von einer Schnellkraft, die nie gelähmt werden zu können schien, und von einem Wahrheitssinn, den kein religiöses oder politisches Vorurtheil täuschen konnte. Sein Ehrgeiz, so grenzenlos er war, verleitete ihn nie zur Eitelkeit, seine Wißbegierde nie zur bloßen Neugier, sein großer Monarchie-Plan nie zur kahlen Habsucht des Eroberers, und so rastlos thätig er war, so standhaft war er auch in allen seinen Entwürfen“. Seine Energie und Thatkraft bebte vor keiner Gefahr und vor keinem Hinderniß zurück, und seine glorreichen Erfolge nach Außen söhnten vielfach aus, was er im Innern Gewaltthätiges beging. Als Mittel der Cultur dienten ihm Reisen, vertrauter Umgang mit Menschen aller Art und eigene Versuche. Durch Lefort erfuhr der Zar zuerst wie die Länder des civilisirten Europa aussähen; dies erzeugte in seiner empfänglichen Seele Liebe zur Ordnung und den Wunsch, einen ähnlichen Zustand in seinen Staaten herbeizuführen. Und wer wäre geeigneter gewesen, ein Volk, das in roher Sinnlichkeit befangen, von dem Erhabenen und Göttlichen, von dem Sittlichen und Geistigen im Menschen ein eben nur dämmerndes Bewußtsein hatte, auf eine höhere Stufe der Cultur emporzuheben, das russische Reich aus einem asiatischen, wie es bisher gewesen, zu einem europäischen Staat umzuwandeln und ihm eine Stellung unter den herrschenden Nationen anzuweisen, als der an Geist und Körper gesunde, von reger Wißbegierde, rastlosem Streben und unermüdlichem Thätigkeitstrieb erfüllte Zarensohn Peter? Es war keine leichte Aufgabe, bei dem herrschenden Fremdenhaß des russischen Volkes, bei der selbst unter den Familiengliedern, unter den Hofleuten und Großbeamten verbreiteten Abneigung gegen Neuerungen in den bestehenden Zuständen tiefgehende Reformen einzuführen, neue Einrichtungen zu schaffen. Nur ein so genial angelegter Fürst, der mit klarer Einsicht und schneller Fassungskraft zugleich den festen Willen und die durchgreifende Energie und Thatkraft verband, konnte die unzähligen Schwierigkeiten überwinden, die sich seinen Ideen und Absichten entgegenstellten. Neben der Verbesserung des Kriegswesens, die Peter stets in erster Linie im Auge hatte, war sein Streben besonders der Beschaffung einer eigenen Marine, einer Kriegs- und Handelsflotte zugewendet. Als er zur Alleinherrschaft gelangte, hatte Rußland nur in Archangel, an der eisigen Nordküste einen Hafen und Schiffahrtsort, der durch weite Einöden von den belebteren Provinzen des Reiches getrennt, zur Entwickelung einer Seemacht ganz ungeeignet war. Nichts lag ihm daher mehr am Herzen, als dem russischen Reich den Zugang nach den Meeren im Süden und Westen und eine Marine zu schaffen. Noch jetzt sieht man in Petersburg das kleine Fahrzeug, das er aus einem alten

Boot durch den holländiſchen Schiffbauer Carſten Brandt auf der Moskwa herſtellen ließ, und das der Volkswitz den „Großvater der ruſſiſchen Flotte“ nennt. Bald entfaltete ſich auf allen Schiffswerften des ſtromreichen Landes eine große Thätigkeit; aus Holland und Deutſchland wurden Zimmerleute und Werkmeiſter herbeigerufen, bei deren Arbeiten Peter ſelbſt Hand anlegte; er reiſte wiederholt nach Archangel, um fremde Schiffe in Augenſchein zu nehmen und ſeekundige Matroſen zu werben; auf einer ſtürmiſchen Seefahrt führte er ſelbſt das Steuerruder; zu Woroneſch wurden Kriegsſchiffe gebaut und Lefort zum Admiral ernannt, mittelſt zweier Nebenflüſſe und eines Durchſtichs die zwei Hauptſtröme Don und Wolga in Verbindung geſetzt. Der Kaiſer und die chriſtlichen Mächte leiſteten dem Zaren allen Vorſchub, damit die Türken und Tataren auch von Norden her mit mehr Erfolg bekriegt werden möchten. Nach mehreren Angriffen wurde Aſow mit Hülfe brandenburgiſcher, öſterreichiſcher und holländiſcher Offiziere eingenommen und damit der erſte Zugang zu dem ſüdlichen Meer gewonnen. 1697. Mit Feſtungswerken verſehen ſollte die günſtig gelegene Stadt ein Mittelpunkt des aſiatiſch-ruſſiſchen Handels und zugleich ein Kriegshafen werden.

Peters erſte Reiſe. 1697. 98.

Vor den Mauern von Aſow überzeugte ſich der junge Fürſt, daß nur europäiſche Kriegskunſt den Ruſſen das Uebergewicht über die Türken verleihen könne. Er faßte daher den Entſchluß, ſeine Nation der militäriſchen Einrichtungen und der ganzen intellectuellen und induſtriellen Thätigkeit der europäiſchen Culturvölker theilhaftig zu machen, und alle die geiſtigen Errungenſchaften, von denen er bisher nur aus den Darſtellungen Anderer, eines Lefort und Gordon Kunde erhalten, durch eigene Anſchauungen kennen zu lernen. Nachdem er die Verwaltung des Staats einem Bojarenrath unter dem Vorſitz des Fürſten Feodor Romodanowski übertragen und den Oberbefehl über das Heer in die Hände des tapfern und umſichtigen Patrick Gordon und des Generals Alexei Schein gelegt, trat er mit einer großen Zariſchen Ambaſſade, begleitet von Lefort, Menſchikow u. a. unter dem Namen Peter Michailow die erſte Reiſe in die Fremde an. Er beſuchte Livland und Kurland, er beſprach ſich in Königsberg mit Kurfürſt Friedrich III. von Brandenburg; er unterrichtete ſich in Berlin über Kriegsweſen und Artillerie. Aber wie wurde erſt ſeine Bewunderung und ſeine Wißbegierde erregt, als er in Holland das rege Leben in den Häfen und Schiffswerften gewahr ward, als er die Kanäle und Dämme, die Sägemühlen, die Oel- und Papiermühlen erblickte, die Maſchinen und Werkſtätten, das lebhafte Treiben in Markt und Straße bemerkte! Es iſt ja weltbekannt und in Kunſt und Poeſie gefeiert, wie Peter mit zehn Edelleuten aus ſeinem Geſandtſchaftsgefolge in dem Dorfe Saandam bei einem Schiffbauer Dienſte nahm, mit der Axt in der Hand als Zimmermann auf den Werften arbeitete und Alles beobachtete und lernte. In Amſterdam, wo er an dem verſtändigen Bürgermeiſter Witſen einen erfahrenen Führer und Berather fand, ſetzte er ſeine praktiſchen Studien und Uebungen fort: er unterrichtete ſich über Maſchinenweſen, Fabriken, Gewerbe; er ver-

kehrte mit Gelehrten, Technikern und Handwerkern und warb brauchbare und geschickte Arbeiter für den russischen Dienst. Ueber sechshundert fleißige Werkleute, Künstler, Aerzte, Militärs segelten im nächsten Frühjahr von Amsterdam nach Rußland ab, begleitet von einigen französischen Refugiés. — Der Friedenscongreß von Ryswick hatte damals viele hohe Gäste nach dem Haag geführt; aber Peter bewahrte strenge sein Incognito. Doch hatte er eine Zusammenkunft mit Wilhelm von Oranien, und nahm gerne dessen Einladung zu einem Besuche in England an. In dem regsamen Inselreiche und seiner Weltstadt, die er im Anfang des neuen Jahres besuchte, wurde er von solcher Bewunderung der
Jan. 1698. großartigen Seemacht hingerissen, daß er ausrief: „Wäre ich nicht Zar von Rußland, so möchte ich englischer Admiral sein". Ganze Ladungen von Waffen, Kriegsmaterial, Instrumenten, Manufacturerzeugnissen wurden in Holland und England erworben und auf erkauften Fahrzeugen nach Archangel geschickt. Im Frühjahr reiste Peter mit seinen Begleitern über Dresden nach Wien, wo er wieder mit Einwilligung des Kaisers Leopold mehrere Officiere verschiedener Grade anwarb, um das russische Heerwesen auf europäischem Fuß einzurichten, und venetianische Schiffcapitäne in Dienst nahm.

Aufstand und Unterdrückung der Strelitzen. 1698.

Eben war der Zar im Begriff von der Donaustadt aus nach Venedig zu reisen, als ihn die Nachricht von einem Aufstand der Strelitzen und Altrussen zur schleunigen Rückkehr nach Moskau mahnte. Schon vor seiner Abreise hatte er Kunde von einer Verschwörung erhalten. Durch rasche Entschlossenheit und Geistesgegenwart hatte er das gefährliche Complot vereitelt und die Rädelsführer hinrichten lassen. Schon dabei hatte die Zarentochter Sophie, deren ehrsüchtige Seele die klösterliche Zurückgezogenheit schwer ertrug, ihre Hände im Spiel. Die Gerüchte von bevorstehenden weitgreifenden Veränderungen, die während der Abwesenheit Peters verbreitet und durch die fortdauernde Einwanderung so vieler Fremden bestärkt wurden, mehrten die Unzufriedenheit. Die Strelitzen, die sich in ihrer bisherigen ungebundenen Lebensweise bedroht sahen, altgläubige Priester, welche von der Neuerungssucht des Zaren Gefahr für die altrussische Kirche und für die überlieferten Sitten und Lebensgewohnheiten fürchteten, malcontente Bojaren, denen vor neuen Staatslasten bange war, diese und andere Elemente, die schon mehrfach ihre Abneigung gegen alle Reformen kund gegeben, vereinigten sich zu einer Empörung, die von den Miloslawskys und der Großfürstin Sophia heimlich genährt, einen gewaltsamen Umsturz des herrschenden Regiments herbeiführen sollte. Es war der letzte große Kampf des Altrussenthums gegen die neue Ordnung der öffentlichen Dinge und Lebensformen. Von der lithauischen Grenze sollten die Strelitzen, nachdem sie die verdächtigen Hauptleute weggeschafft, sich gegen Moskau in Bewegung setzen, alle Ausländer und Anhänger der fremden Sitten erschlagen, den einzigen Sohn Peters, den kaum siebenjährigen Alexei zum Zaren ausrufen und während seiner Minderjährigkeit der Großfürstin Sophia wieder die Regentschaft übertragen. Aber als die Aufrührer der Haupt-

ſtadt nahe kamen, ſtießen ſie bei dem Woſkreſenſki-Kloſter auf die Truppen, die Gordon und auf ſein Drängen auch General Schein ins Feld geführt. Es entſpann ſich ein Treffen, in welchem die Strelitzen den beſſer bewaffneten Gegnern erlagen. Ueber viertauſend wurden gefangen und eingekerkert, die übrigen zerſprengt oder erſchoſſen. Als Peter über Wieliczka und Rawa, wo er mit dem neuen Polenkönig Auguſt II. eine Zuſammenkunft hatte, wieder in Moskau eintraf, war der Aufſtand bereits unterdrückt, aber er war entſchloſſen, durch furchtbare Strafgerichte allen ähnlichen Bewegungen vorzubeugen. Und ſo wurden denn in Moskau und in Preobraſchensk Blutſcenen aufgeführt, wie man ſie nur zeitweiſe in Conſtantinopel erlebt hat. Das Foltern, Hängen, Rädern, Enthaupten wollte kein Ende nehmen; der Zar legte ſelbſt Hand an. Ein zum Tode Beſtimmter rief dem Landesherrn, der ihm zu nahe ſtand zu: „Fort da, Herrſcher, hier iſt mein Platz“! Denn bei aller Hinneigung zu dem europäiſchen Culturleben blieb Peter doch in Sitte, Denkart und Handlungsweiſe ein Barbar, dem Branntweintrinken ergeben, roh in ſeinen Begierden und Ausſchweifungen und wüthend im Zorn. Vor dem Fenſter der Großfürſtin Sophia wurden drei der Schuldigen aufgeknüpft, Bittſchriften, die an ſie gerichtet waren, in den Händen haltend. Sie ſelbſt kam mit dem Leben davon, theils aus Rückſicht ihrer Geburt, theils weil ihre Mitſchuld nicht erwieſen werden konnte: aber ſie mußte bis zu ihrem Tode (1704) in einer engen Kloſterzelle ſchmachten, die nur durch eine einzige vergitterte Oeffnung Licht erhielt, davor die Galgen mit den modernden Leichen. Unbarmherzig ſchlug der Zar die Anhänger des Altruſſenthums nieder: ſelbſt ſeine Gemahlin Eudoxia, die ihre Neigung für die alte Landesſitte nicht zu verbergen vermochte, wurde verſtoßen und mußte den Schleier nehmen. Den Patriarchen, der ihn mit dem Bilde der heil. Jungfrau um Schonung bat, ſchickte er zornig fort mit den Worten: Pflichterfüllung gegen das Volk ſei das beſte Zeichen der Frömmigkeit.

18. Juni 1698.

Der Schrecken, der durch dieſe Blutgerichte in Aller Glieder fuhr, kam dem Vorhaben Peters, ſein Reich nach dem Muſter der europäiſchen Culturländer umzugeſtalten, trefflich zu Statten. Anzug, Tracht, Wohnung und Lebensweiſe wurden bei Hofe und in den Bojaren- und Beamtenkreiſen nach holländiſchem, deutſchem und franzöſiſchem Vorbilde verändert. Die Bärte, in den Augen der Altruſſen die ſchönſte Manneszier, mußten entfernt werden, nur Popen und Bauern durften ſie beibehalten; im Schloſſe, in den Regierungsgebäuden, in den Paläſten waren Bartſcheerer aufgeſtellt, um ihr Werk zu verrichten. Wer die ruſſiſche Nationaltracht nicht ablegen wollte, mußte eine Abgabe zahlen. Bisher war die Frauenwelt wie im Morgenlande von den Männern abgeſchloſſen, jetzt fanden gemiſchte Geſellſchaften ſtatt, zum Vortheil der Mäßigkeit und der ſocialen Bildung; der aſiatiſche Luxus der Vornehmen an koſtbaren Gewändern, Kleinodien, Dienerſchaft und Karoſſen hörte auf, ſeitdem der Zar ſelbſt ſich der größten Einfachheit befliß; Wohnhäuſer und Gärten wurden nach holländiſcher und

Das veränderte Rußland.

deutscher Weise eingerichtet. Vor Allem war Peter bedacht, das Heerwesen ganz nach europäischem Muster umzugestalten: Die Strelitzen wurden nach und nach aufgelöst, das Aufgebot des Adels und der Bojarenkinder nur auf Nothfälle beschränkt. Die Hauptkriegsstärke bestand in den neuen Truppenkörpern, die aus den von den Gutsherren und der Geistlichkeit nach Maßgabe ihrer Hofstätten oder Feuerplätze zu stellenden Reeruten gebildet und von ausländischen Offizieren nach europäischer Weise eingeübt wurden. Den ersten Rang nahmen die beiden Garderegimenter ein, die Zierde der russischen Militärmacht. Dem regulären Heere waren Kosaken, Tataren, Kalmücken als bewegliche leichte Cavallerie beigefügt. Die Artillerie wurde vermehrt, der Schiffsbau kräftig gefördert. Der
1699. Carlowitzer Frieden, der im nächsten Jahr zum Abschluß kam (S. 462), ließ Rußland im Besitz der eroberten Stadt Asow. Bereits war auch der Bau von Taganrog in Angriff genommen. Wie erstaunten die Türken, als plötzlich eine russische Fregatte in den Hafen von Konstantinopel einlief! Der Schwedenkrieg im neuen Jahrhundert öffnete den Russen bald auch die Ostsee. Mit der Kraft und dem Instincte eines schöpferischen Genius nahm Zar Peter das Werk einer durchgreifenden Umgestaltung des russischen Reiches in seinem äußeren Umfange wie in seinen inneren Einrichtungen in die Hand und führte seine Ideen mit Hülfe der in der Fremde erworbenen Erfahrungen und der ausländischen Lehrmeister ins Leben ein. Wir werden bei einem späteren Rückblick auf das durch seine wirksame Thätigkeit „veränderte Rußland" die Organisationen kennen lernen, die neben und unter den wechselvollen Kriegsereignissen und Waffenthaten vorgenommen wurden: die nächste Sorge des Herrschers war auf die Vermehrung der Staatseinnahmen durch Erhöhung und bessere Regulirung der Kopfsteuer, der Zölle und Abgaben, auf Ordnung der Verwaltung und des gesammten wirthschaftlichen Lebens und auf feste Begründung seiner souveränen Macht in allen Formen

Steuerwesen und Volkswirthschaft.

des Staats und der Kirche gerichtet. Die Ausgaben für Heer und Flotte, für die Kriegsbedürfnisse und die inneren Reformen drängten zu neuen finanziellen und staatsökonomischen Maßregeln, wie sie in andern Ländern längst bestanden: die Kopf- oder Personalsteuer, die durch eine neue Volkszählung und durch Ausdehnung auf alle gutshörigen Leute und Knechte der adeligen und geistlichen Besitzungen einträglicher gemacht wurde, die Auflagen und Sporteln für öffentliche Urkunden und Gerichtsurtel, die größere Belastung der Gewerbe und der Nationalindustrie, die ihren Ausgleich in der Erleichterung und Beförderung des Verkehrs, des Bergbaues, der Fabrikthätigkeit hatte, verbunden mit einem geregelteren Geschäftsgang und einer genaueren Controle der Beamten und der Steuerkammern (prikas), schufen in dem weiten Reiche mit seinen unerschöpflichen Hülfsmitteln in Kurzem große Einnahmequellen.

Errichtung des hochheiligen Synod.

Vor Allem war Peter bedacht, die Kirche mit ihren unermeßlichen Reichthümern mehr als bisher zu den Bedürfnissen des Staats beizuziehen. Dies war aber ein schwieriges Unternehmen so lange der Patriarch von Moskau als

kirchliches Oberhaupt eine Stellung neben dem Thron beanſpruchte. Nun war ein großer Theil des Klerus noch immer dem Raskolnik zugethan, und ſelbſt diejenigen unter den Prieſtern und Mönchen, die zur Staatskirche hielten, blickten doch mit tiefem Mißtrauen auf die Vorliebe des Zaren für die ketzeriſchen Länder; ſie fürchteten, daß mit der deutſchen Bildung auch kirchenreformatoriſche Elemente in das heilige Rußland eingeführt und die orthodoxe Religion gefährdet werden möchte. In dieſen hierarchiſchen Bau wollte nun der Zar einen Keil treiben; neben dem weltlichen Herrſcher ſollte nicht ein Kirchenhaupt ſtehen und durch eine geiſtliche Miliz ſeine organiſatoriſche Thätigkeit hemmen oder durchbrechen. Da kam es ihm denn zu ſtatten, daß im Jahre 1700 der Patriarch Adrian, der zehnte in der Reihe der ruſſiſchen Patriarchen aus dem Leben ſchied. Peter ernannte keinen Nachfolger, weil die Lage des Reichs ihm jetzt nicht die nöthige Gemüthsruhe zu dem wichtigen Schritt gewähre: er ſetzte einen Verweſer (Eparchen) als „Hüter des Patriarchenſtuhls“ ein, der mit Hülfe eines Oberkirchenraths alle reinreligiöſen und kirchenrechtlichen Geſchäfte beſorgen ſollte, während eine von ihm unabhängige „Kloſterkammer“ unter dem Vorſitz eines weltlichen Beamten die ökonomiſchen Angelegenheiten, insbeſondere die Kloſtergüter unter ſeine Verwaltung nahm. Der erſte Eparch, Stephan Jaworsky, der Peters Aufmerkſamkeit durch eine Rede am Grabe des Bojaren Schein auf ſich gezogen hatte, war trotz ſeiner auswärts geſchöpften Erziehung nicht der rechte Mann für die Organiſationspläne des Herrſchers. Sein „Felſen des Glaubens der rechtgläubigkatholiſchen orientaliſchen Kirche“, eine Schrift, die nach Peters Tod im Druck erſchien, kann als Beweis dienen, daß er ſich in den beſchränkten Geſichtskreiſen altruſſiſcher Orthodoxie bewegte. Um ſo mehr beſaß Feofan Prokopowitſch, ein aufgeklärter gelehrter Theologe, der durch Reiſen und Studien in Rom ſelbſt die katholiſchen, in Deutſchland und Holland die reformatoriſchen Lehrſyſteme kennen gelernt hatte, die Eigenſchaften und die Bildung, die Peter wünſchte. Der Zar ließ daher den proviſoriſchen Zuſtand fortbeſtehen, damit ſich Klerus und Volk an eine Kirche ohne patriarchaliſches Oberhaupt gewöhnen möchten, und ließ ſich von Prokopowitſch eine Kirchenordnung ausarbeiten, wie ſie ſeinen abſolutiſtiſchen Anſchauungen entſprach. Auf Grund dieſes „Geiſtlichen Reglaments“ wurde in der Folge die Patriarchenwürde abgeſchafft und aus Biſchöfen, Aebten und Erzprieſtern der „Hochheilige Synod“ eingeſetzt, zu dem der Zar die Mitglieder ernannte und einen weltlichen Staatsbeamten als „Wächter des Geſetzes“ den Sitzungen beiordnete. Stephan Jaworsky wurde Präſident dieſes neuen Oberkirchenrathes, mußte aber den ihm verhaßten Prokopowitſch und einen andern reformatoriſch geſinnten Kirchenmann als Vicepräſidenten neben ſich dulden. Seitdem ſtand in Rußland Kirche und Staat unter einem abſoluten Selbſtherrſcher. Es wird erzählt, als eine Deputation von Klerikern den Kaiſer bat, der ruſſiſchen Kirche wieder einen Patriarchen zu geben, habe er an ſeine Bruſt ſchla-

gend geantwortet: „Hier iſt euer Patriarch“! Das thatſächſiche Verhältniß konnte nicht einfacher und ſchärfer bezeichnet werden.

F. Literatur und Geiſtesleben.

Literariſche Hülfsmittel. Bei dem folgenden Culturabſchnitt war ein weites Gebiet wiſſenſchaftlicher Hülfsmittel zu durchwandern: für die klaſſiſche Literatur Frankreichs ſind die Nachweiſungen ſchon oben S. 350. erbracht. Zu den dort angeführten Schriften ſind noch nachzutragen: die Einleitung zu Molières Luſtſpielen überſ. von Graf Baudiſſin (Lpzg. 1865) und Boſſuet und die Unfehlbarkeit von E. Laur (Mannh. 1875). — Für die Philoſophie und was damit zuſammen hängt konnten die Werke von Kuno Fiſcher („Vorleſungen über Geſchichte der neueren Philoſophie“, Stuttg. und Mannh. 1852 ff. t. 1. 2. 3.), von Ed. Zeller („Geſch. der deutſchen Philoſophie ſeit Leibnitz“ München 1873.), von Ueberweg („Grundriß der Geſchichte der Philoſophie von Thales bis auf die Gegenwart“) Berl. 1865. 66. 2. Aufl. u. a. W. benutzt werden. — Am reichhaltigſten ſind die Quellen und Hülfsmittel für die deutſche Dichtung: Neben den ſchon öfters angeführten literaturgeſchichtlichen Werken von Gervinus, Goedeke, Koberſtein-Bartſch, H. Kurz u. a. findet die folgende Periode eine ausführliche Behandlung in: Geſch. der deutſchen Dichtung neuerer Zeit von Dr. C. Lemcke I. von Opitz bis Klopſtock Leipzg. 1871. und Deutſche Dichter des ſiedzehnten Jahrhunderts, mit Einleitungen und Anmerkungen von K. Goedeke und Jul. Tittmann Leipg. 1870 ff. Bibliothek d. Dichter herausg. von W. Müller und K. Förſter Leipzg. 1822—38. 14 voll. Piſchon, Denkmäler der d. Spr. Bd. III. Berl. 1843. — Flemings deutſche Ged. v. Lappenberg (Stuttg. Verein 1865.) „Der Abenteuerliche Simpliciſſimus“, in mehreren neuen Ausgaben von Keller, (Stuttg. 1854. 62. Lit. Verein), Heinr. Kurz (Leipzg. 1863 f.) u. a. Ueber Moſcheroſch (Philander v. Sittewald) H. Dittmar, Bibl. der Sat. und Humoriſten 1. Berl. 1830. — Koch, Geſch. des Kirchenlieds und Kirchengeſangs. Stuttg. 1852 f. 3 voll. u. a. W.

I. Frankreichs klaſſiſche Literatur.

1. Allgemeines.

Charakter der franzöſiſchen Literatur.

Ludwigs XIV. Regierung ſtellte nicht nur die Periode der politiſchen Macht und monarchiſchen Herrlichkeit dar, ſie war auch das goldene Zeitalter der Literatur, der Künſte und Wiſſenſchaften. Wir werden in den folgenden Blättern die hervorragenden Geiſter kennen lernen, welche dieſe Culturwelt erzeugten und belebten und den Ruhm des großen Königs bei Mit- und Nachwelt verkündeten. Wie verſchieden immer an Gaben und Richtungen ſo waren doch alle ein getreues Spiegelbild des Hof- und Geſellſchaftslebens, die unmittelbaren Heroſde der Denkweiſe, Anſichten und Gefühle jener vornehmen Kreiſe, die ſich um den Hof von Verſailles bewegten, ſich nach ihm bildeten, von ihm die Impulſe und das Richtmaß empfingen. Die geſammte Literatur trägt den Stempel äußerlicher Glätte und Eleganz, der dem ganzen monarchiſchen Frankreich aufgeprägt war und dem Ausland ſo mächtig imponirte, dieſelbe Reinheit und Politur in Rede

und Darſtellung, welche der franzöſiſchen Sprache die Herrſchaft in Europa verſchaffte, dieſelben formalen Vorzüge, die der geſellſchaftlichen Unterhaltung in den vornehmen und gebildeten Cirkeln ihre Anmuth und ihre Reize verliehen. Sprache, Stil, Versbau hatten einen leichten angenehmen Fluß, an dem man keine Mühe, keine Studien bemerken durfte, die ein Abbild waren von der graziöſen Converſation, wie ſie in den Salons herrſchte. Nicht durch Originalität oder kühne Conceptionen, nicht durch ſchwungvolle Phantaſie oder geniale Gebilde glänzten die Dichter und Künſtler des klaſſiſchen Zeitalters, ſondern durch Schönheit und Correctheit der Form, durch äußere Politur, durch kunſtmäßigen Aufbau und Anlage. Die Schriftſteller ſtiegen nicht in die Tiefe der Natur und des Seelenlebens hinab, ſondern ſuchten ihre Vorbilder in der vornehmen Welt, in den Hofcirkeln und geiſtreichen Geſellſchaftskreiſen. Die poetiſche Begeiſterung, die das Herz ergreift oder die Phantaſie zu kühnen Schöpfungen fortreißt, blieb dem conventionellen Zeitalter Ludwigs XIV. fremd. Alles Große und Ungewöhnliche iſt ſtets ein Feind der regelrechten kunſtmäßigen Uebereinkunft und wirkt unharmoniſch. Es entſprach daher vollkommen dem Hoftone und den geſellſchaftlichen Formen jener Tage, daß man für Drama und Theater die ariſtoteliſchen Kunſtregeln aufſtellte, wodurch jedem Ueberſchreiten der geſetzmäßigen Schranken, jedem allzukühnen Aufſchwung der Einbildungskraft, jeder genialen Neuerung Thür und Thor verſchloſſen ward; wie im Leben die Freiheit durch die Regeln der Mode und Convenienz gebunden war, ſo ſollte auch der dichteriſche Genius ſich auf gemeſſener Bahn fortbewegen. Und ſo ſehen wir denn das geiſtige Schaffen ganz in Uebereinſtimmung mit den übrigen Erſcheinungen des Tages, ganz im Dienſte und nach dem Geſchmacke des Hofes und der ariſtokratiſchen Geſellſchaft, ganz in dem eleganten Gewande, in den feſtgeſetzten Formen der Pariſer Welt auftreten. Mögen die großen dramatiſchen Dichter Corneille und Racine für ihre Tragödien, Molière für ſeine Komödien die Stoffe aus dem Alterthum oder aus der ſpaniſchen Sagen- und Bühnenwelt herholen, mag Boileau im horaziſchen Geiſte das Füllhorn der Schmeichelei ausgießen oder mit Ironie und Witz heimiſche Zeiterſcheinungen behandeln; Alles nimmt eine franzöſiſche Geſtalt und Färbung an, in allen Erzeugniſſen ſpiegelt ſich das monarchiſche Frankreich, ſpiegeln ſich die Anſchauungen, die Gedankenkreiſe, die Geſchmacksrichtungen der Gegenwart ab. Die geſammte Literatur und Kunſt iſt ein kosmographiſches Bild der Pariſer Geſellſchaftsbildung. Selbſt die Fabel tritt bei Lafontaine im Salongewande auf. Nicht einmal in mythologiſcher Hülle darf der ſanftmüthige fromme Fénélon ungeſtraft das Ideal eines Regenten zeichnen, das dem Verſailler Muſterkönig ſo wenig entſpricht. Aus den tonangebenden Geſellſchaftskreiſen und mit Rückſicht auf die darin herrſchenden Grundſätze und Lebensanſchauungen ſchöpft Larochefoucauld den Stoff für ſeine Maximen; ebendaher nimmt La Bruyère die Beiſpiele für ſeine Charaktere; in den vornehmen Geſellſchaftskreiſen hat Frau von Sevigné

die feine Kunst gelernt, die Erlebnisse des Tages und die Persönlichkeiten der großen Welt in zierlichen Briefen zu schildern. Auch die pikante Form und die redselige Medisanee, womit der Graf von St. Simon seine Erfahrungen, die Begebenheiten und die Männer und Frauen seiner Zeit in seinen Denkwürdigkeiten vorführt und abschildert, ist ein Reflex des Hof- und Salonlebens. Selbst die Trauerreden eines Bossuet sind nur ein Abbild des künstlichen und rhetorischen Pathos, das zeitweise unter der weltmännischen Feinheit und Eleganz verborgen lag, und die academischen Reden eines Fontenelle waren nur Panegyriken in gewandter Sprachkunst und fließendem Periodenbau. Auch die bildnerische Kunst, wie sie unter den Händen eines Lebrun und seiner Genossen sich entfaltete, strebte nicht nach dem Idealen, sondern diente nur dem Geschmack der Zeit und der Verschönerung des äußeren Lebens. Claude Lorrain hat seine sinnigen seelenvollen Stimmungs- und Landschaftsbilder in Italien geschaffen. Die Männer der Wissenschaft verwendeten ihre Thätigkeit auf Erforschung des Alterthums oder des Mittelalters, indem sie die historische Vergangenheit in Kirche und Staat zu ergründen und an der Hand neuer aus Archiven und Bibliotheken zu Tage geförderten Documente zu beleuchten suchten; eine kritische Beurtheilung der Zeitgeschichte, wie sie Mezeray beabsichtigte, fand keine Gnade in den Augen der Regierung. So strebte denn auch die Geschichtschreibung unter den Händen eines Varillas und Vertot mehr nach dem Ruhm schöner coulanter Darstellung als nach Wahrheit und ernster Belehrung. Nur die exacten Wissenschaften, die Mathematik in ihrer reinen und angewandten Gestalt feierten wie die Poesie ihr goldenes Zeitalter. Dagegen wandten die selbständigen Geister, die auf dem Gebiete philosophischer Forschung ihre eigenen Wege suchten, ihrem Vaterlande den Rücken, wenn sie nicht wie Pascal und die geistreichen Männer von Portroyal ihre Opposition durch religiöse Mystik und Resignation ausgleichen wollten. Descartes, der Begründer der neueren speculativen Philosophie, der in dem monarchischen Königthum Ludwigs XIV. und dem absoluten Staatswesen nicht den Abglanz und Wiederschein der göttlichen Weltordnung zu erblicken vermochte, schlug die Werkstätte seiner Gedankenthätigkeit in Holland auf; desgleichen Pierre Bayle, für dessen skeptische und kritische Verstandesarbeit in dem katholischen Frankreich kein sicherer Raum war. Das Zeitalter des großen Königs duldete nur solche Geister, die als dienende Werkleute sich bei dem Aufbau und der Ausschmückung des einheitlichen monarchischen Reichsorganismus verwenden ließen. Widersprüche und Dissonanzen wurden ferne gehalten.

2. Die französische Academie und das Drama.

Die Academie und die französische Sprache.

Wir haben in früheren Blättern (X, 706 ff.) den Einfluß der klassischen Literatur des Alterthums auf die französische Poesie und Darstellungsweise nachgewiesen. Dieses enge Anschließen an die antiken Formen und Dichtungsarten verblieb der französischen Literatur auch dann noch, als durch Richelieu's Akademie, deren Entstehung

aus einer gelehrten Privatgeſellſchaft wir früher angegeben (S. 46), für Sprache und Geſchmack ein höchſter Gerichtshof gegründet worden. Dieſes Inſtitut, das Ludwig XIV. unter ſeine perſönliche Obhut nahm, das gleichſam zum Hofſtaat des königlichen Hauſes gehörte, benahm übrigens der franzöſiſchen Literatur die freie Entwickelung und drückte ihr den Charakter der höfiſchen und hauptſtädtiſchen Modebildung auf. Nur was die Grammatik und das Wörterbuch der Akademie als ſprachrichtig bezeichnete, fand allgemeine Geltung und ihre Poetik und Rhetorik beſtimmten die Formen und Regeln, wie man dichten und ſchreiben müſſe. Hatte das Erſtere wenigſtens den Vorzug, daß die franzöſiſchen Schriftſteller Sprache und Stil beachten und ausbilden, nach eleganter und correcter Darſtellung ſtreben mußten, ſo ſchlug dagegen das Letztere jede Naturanlage, jede geniale Eigenthümlichkeit in die Schranken der Convenienz und Regel. Nichts deſto weniger verſchaffte jene Eleganz der Form, jene Leichtigkeit und Gewandtheit des Stils, jene feine Ausdrucksweiſe, wie ſie in den gebildeten Geſellſchaftskreiſen des Hôtel Rambouillet, bei der Marquiſe de Sevigné, bei Ninon de l'Enclos und ihrem Freund St. Evremond in Uebung war, verbunden mit Frankreichs politiſchem Uebergewicht, der franzöſiſchen Sprache und Literatur faſt ein ganzes Jahrhundert lang die Herrſchaft in Europa. Die für den geſelligen Verkehr, für Converſation wie für Briefe beſonders ausgebildete franzöſiſche Sprache, auf deren Vervollkommnung die Hauptſorge aller Gelehrten und Dichter jener Zeit, aller die auf Geiſt und Bildung Anſpruch machten, gerichtet war, blieb fortan die Sprache der Diplomatie, der Höfe und der höhern Geſellſchaft; ihre Schriftſteller und Schöngeiſter ſtanden mit den berühmteſten Fürſten und Staatsmännern in brieflicher Verbindung. Dies begann ſchon mit Balzac und Voiture, deren zierliche Briefe, moraliſche und politiſche Betrachtungen über die Erſcheinungen der Zeit, über Leben, Sitten und Denkweiſe der vornehmen Welt in rhetoriſcher, ſentenzenreicher Schönrednerei enthaltend, von der ſchwediſchen Chriſtine, von Richelieu und von dem ganzen gebildeten Europa bewundert wurden. Balzacs „Prinz", das Ideal eines Regenten und „Ariſtipp", das Muſterbild eines Miniſters ſind Lobſchriften auf Ludwig XIII. und Richelieu. Wie ſehr dagegen der Deſpotismus des Cardinals und ſeiner Schützlinge in der Akademie jede wahre Poeſie vernichtete, erſieht man aus den erbärmlichen Produkten eines Chapelain und Desmarets, die (jener durch ſeine Jungfrau von Orleans, dieſer durch ſeinen Clovis) den Franzoſen ein Nationalepos ſchaffen wollten, und aus dem Widerſtand, den der einzige geniale Dichter, Peter Corneille von Rouen, bei Begründung eines Nationaldrama zu überwinden hatte. So lange der junge Dichter, „eine zugleich beſcheidene und hochſtrebende, durch beſchränkte Verhältniſſe auf eine gewiſſe Fügſamkeit angewieſene, aber in ſich ſelbſt auf das Ideale gerichtete Natur" ſich dem herrſchenden Geſchmack anbequemte, in „Melite" und den fünf andern Luſtſpielen, mit denen er ſeine dramatiſche Laufbahn begann, die Lebensintereſſen der vornehmen Welt und den feinen Converſationston abſpiegelte und in ſeiner erſten Tragödie „Medea" ſich genau an ſein lateiniſches Vorbild Seneca hielt, erfreute ſich Corneille der Gunſt des dictatoriſchen Staatsmannes; er ſchien in den Planetenkreis einzutreten, der von der Sonne Licht und Wärme empfängt. Als er es aber wagte, ohne Zuſtimmung des Cardinals und der Akademie ſein Hauptdrama, den Cid, auf die Bühne zu bringen, worin er den von den Spaniern entlehnten tragiſchen Stoff und die dem Euripides und Seneca nachgeahmte Form und prunkvolle Darſtellung zu einem, in Sprache und Ton eigenthümlichen Dichtungsſtücke umzuſchaffen gewußt hatte, fanden der Cardinal und ſeine Freunde an der neuen Richtung Vieles auszuſetzen, mußten aber erfahren, daß die ſonſt überall unterdrückte Nationalſtimme wenigſtens in der Literatur noch Gewicht habe. Denn während Chapelain im Namen der Akademie eine klaſſiſche Kritik des Cid ausarbeitete, und ein ſehr mittelmäßiger Kopf, Scudéry, deſſen

Balzac 1594—1654. Voiture 1598—1648.

Corneille 1606—84

Schwester durch ihre breiten Romane im falschen Geschmack jener Zeit sich einen Namen und viele Nachahmer erworben, tadelnde Bemerkungen gegen denselben schrieb, fand Corneille's Drama solchen Beifall, daß er von dem französischen Volke, das für Romantik und effectvolle Scenerie noch nicht allen Sinn abgestreift hatte, seitdem als erster dramatischer Dichter bewundert ward. Die Literaturgeschichte stellte den Cid an die Schwelle des „goldenen Zeitalters", das im Anbruch begriffen war. Gehoben durch den Beifall der Nation verfaßte Corneille in den nächsten Jahren die drei Dramen „die Horatier", „Cinna", „Polyeucte" und das dem spanischen Dichter Rojas (XI, 299) nachgebildete Lustspiel „der Lügner", welche für die ausgezeichnetsten Produkte seiner Muse gelten und sich bis zur Stunde auf der Bühne erhalten haben. Wenn auch die handelnden Persönlichkeiten, in deren Conflict mit der Welt, mit den Geschicken, mit den gegebenen oder geschaffenen Situationen das dramatische Pathos besteht, weniger individuell entwickelt sind als in dem englischen oder deutschen Drama, mehr den typischen Charakter der spanischen Stücke an sich tragen, so lassen sich doch gewisse Beziehungen auf Zeitinteressen, auf die herrschenden Ideen des Lebens, auf die Ansichten über Königthum, über höchste Gewalt, über religiöse und politische Tagesfragen nicht verkennen. In den Horatiern „ist es die Hingebung für das Vaterland vor welcher jedes persönliche und individuelle Verhältniß verschwindet"; in Cinna „erscheinen die republikanischen Stürme und Zwistigkeiten, aus denen gehässige Leidenschaften und blutige Ereignisse entspringen, im Gegensatz zu der Monarchie, die, nachdem sie einmal begründet ist, keiner Gewaltsamkeiten zur Sicherung ihrer Zukunft bedarf und nur nach Verdienst belohnt und bestraft, die Fabel des Stücks beruht auf dem Widerstreite der Rachsucht, welche die Nachkommen der Besiegten erfüllt, und der Milde, mit welcher der Fürst sie entwaffnet". In dem christlichen Trauerspiel Polyeucte stellt der Dichter die siegreiche Macht und die Wahrheit der christlichen Ideen vor Augen und berührt die damals viel besprochenen Streitigkeiten über Gnade, Vorherbestimmung und Willensfreiheit. Mit diesen Stücken, denen noch „Rodogune" und der „Tod des Pompejus" beigefügt werden dürfen, erreichte Corneille den Höhepunkt seiner Kunst. Die späteren Productionen, worin er meistens spanischen Originalien folgt, wie „Heraclius", wie „Sancho von Aragonien", wie „Nicomedes" zeugen von einer frühen Abnahme seiner Schöpferkraft; selbst seine „Andromeda", ein Schauspiel mit eingestreuten Gesängen, worin er die Correctheit und Würde des tragischen Stils mit den Reizen eines Spectakelstücks nach spanischer Art zu vereinigen suchte, vermochte das Volk nicht mehr zu begeistern. Und als in Racine ein neues dramaturgisches Talent auftrat, fing man an den alternden Corneille zu vergessen, obwohl er fortfuhr bis in sein siebenzigstes Jahr für die Bühne thätig zu sein. Dennoch gilt Peter Corneille mit Recht als der Schöpfer der dramatischen Poesie Frankreichs. In allen seinen Stücken, deren Zahl sich auf mehr als dreißig beläuft, rollt er eine Welt voll „großartig angeregter und energischer Naturen" vor uns auf. Er hatte ein seltenes Gefühl für das Große der tragischen Kunst und ein ebenso seltenes Talent, energische Charaktere die stärkste Sprache der Leidenschaft mit Würde reden zu lassen. Sein Sinn war, „nicht allein durch Schrecken und Mitleid, sondern auch durch Bewunderung den ethischen Zweck der Tragödie, die Reinigung der Leidenschaften zu erreichen". Aus den kritischen Untersuchungen, die Corneille selbst seinen Theaterstücken beifügte, so wie aus den drei Abhandlungen über die Tragödie, erkennt man, mit welcher Umsicht und Ueberlegung, mit welchem Studium und Ernst er zu Werke ging, wie sehr er sich Mühe gab, Composition, Sprache und Charakterzeichnung in Uebereinstimmung zu setzen. Aber man ersieht auch daraus, daß er weniger durch Genialität als durch die Macht der Kunst zu wirken suchte, weniger auf die angeborne poetische Begabung und schöpferische Phantasie als auf Gesetz und Regel, auf Methode und Reflexion Werth legte. „Die Empfin-

dungen und Leidenſchaften, bemerkt Bouterwek, gehen in den meiſten Stellen ſeiner Trauerſpiele einen eben ſo abgemeſſenen Schritt, wie die Alexandriner, deren gewöhnlich zwei und zwei einen Gedanken einſchließen". Vom griechiſchen und römiſchen Alterthum hat er nur den Stoff und den Namen entlehnt; aber weder die Charaktere noch die Anlage und der Gang der Handlung entſprechen den griechiſchen Vorbildern. Das klaſſiſche Nationaldrama, wie es Corneille in das franzöſiſche Theater eingeführt hat, iſt nur dem Schein nach antik, in Wahrheit ein Kind der auf romantiſchen Ideen und Anſchauungen beruhenden Zeitbildung.

Aus Mißverſtändniß der ariſtoteliſchen Poetik wurde das Geſetz der drei Einheiten (Zeit, Ort, Handlung), wonach alle Momente der tragiſchen Handlung an demſelben Orte und in dem engen Zeitraum eines Tages ſich entfalten müßten, eigenſinnig feſtgehalten, ſo groß auch die Unwahrſcheinlichkeiten waren, in die ſich die Dichter dadurch verwickelten. Der Stoff wurde gewöhnlich der griechiſchen und römiſchen Geſchichte oder dem Oriente entnommen, aber die Helden traten mit der Feinheit der gebildeten Welt und mit den Sitten des franzöſiſchen Hofes auf, eine Vermiſchung des Antiken und Modernen, die bisweilen höchſt wunderlich erſcheinen mußte; und da der Ton und die Bildung der vornehmen Kreiſe in die Poeſie übertragen wurde, ſo konnte es nicht fehlen, daß ein kaltes Pathos und hohle Declamation häufig an die Stelle der Natur und der wahren Empfindung traten. Aber die Schönheit der Form und Sprache, die Glätte der Verſification, die kunſtmäßige Anlage entzückten ganz Europa und verſchafften dem franzöſiſchen Geſchmacke überall den Sieg. Aus den Alten ſchöpfte Corneille die Lehre, „daß die Nebenſachen nicht auf die Bühne gebracht werden müſſen, um das Gemüth nicht zu zerſtreuen. Ihm kam es nur darauf an, die großen Motive, welche die Begebenheit innerlich beleben, den Kampf zwiſchen Liebe und Ehre, hervorzuheben, die großen Geſtalten der alten Romantik auf eine dem Sinne ſeiner Zeit gemäße Weiſe zu veegegenwärtigen. Damit berührte er eine Lebensader ſeiner Zeit." So liegt im „Nicomède" die Idee, „daß die Nationalfreiheit, das oberſte aller Güter, von dem Fürſten um jeden Preis vertheidigt weeden müſſe", im „Tod des Pompejus" dagegen tritt die ſchwache und verrätheriſche Gewalt eines kleinen Fürſten und ſeiner Miniſter, welche ihr Verfahren mit empörenden Grundſätzen beſchönigen, um ſo verächtlicher auf. „Rodogune" beruht auf der Leidenſchaft, „welche den Zweck des Lebens in dem Beſitze der Gewalt erblickt, alle durch die Sitte gebotene Zurückhaltung ſprengt, aller Verhüllung entſagt und das innerſte Weſen hervorkehrt; bis auch endlich die, mit der ſie ſtreitet, ſich das Herz faßt, zu lieben und zu haſſen, und dem Sohne Rache gegen ſeine Mutter zum Preiſe ihrer Liebe ſetzt. Es entſtehen Situationen, welche zu den gräßlichſten gehören, die jemals auf der Bühne vorgekommen ſind, aber eine Ader in dem nationalen Charakter und ſelbſt in den Stimmungen der Zeit berühren." Ueberhaupt zeigen die Frauen Corneille's „die Miſchung ehrgeiziger Theilnahme an den öffentlichen Dingen und peeſönlicher Leidenſchaft, Liebe oder Rachſucht, wodurch ſeine Landsmänninnen nicht ſelten in die Geſchichte eingegriffen haben". Zuweilen erſcheinen ſie als Vertheidigerinnen der Nationalität, wie Sophonisbe und die Fürſtin in „Viriathe".

Während Corneille vom Hof wenig beachtet ein zurückgezogenes Leben führte, ſtieg ein glänzender Stern empor, der echte Repräſentant des goldenen Zeitalters Ludwigs XIV. in der dramatiſchen Poeſie — Jean Racine, der Sohn eines königlichen Salzverwalters aus einem Städtchen in Isle-de-france. Nachdem er auf der gelehrten Schule von Beauvais ſich gute Kenntniſſe in der Sprache und Literatur des Alterthums erworben, widmete er ſich frühzeitig der Poeſie. Sein Genius ließ ihn raſch den Weg erkennen, der zum Ziele führte: ein Lobgedicht voll überſchwenglicher Tiraden, worin die Göttin des Ruhmes die Muſen aufruft, ihren himmliſchen Wohnſitz zu verlaſſen und ſich an den Hof zu begeben, um den großen Ludwig zu bewundern, erwarb ihm die Gunſt des Königs und einen Jahresgehalt. Dank ſeinem gewandten Benehmen, Jean Racine 1639—99

ſeinem gefälligen Aeußern und ſeinen feinen Manieren iſt dieſe Gunſt des Hofes und des Königs mit der Zeit ſtets gewachſen. Bald wuede Racine duech ſeine poetiſchen Leiſtungen auch der Liebling dee Stadt Paris und der Nation. Neben ihm teat Corneille mehr und mehr in Vergeſſenheit, obwohl die beiden erſten Stücke Racines: „die feindlichen Brüder" und „Alexander" noch ſehr an den ältern Meiſter erinnerten. An Kraft und Charakterſchildeeung dem Dichter der Normandie nachſtehend iſt Racine in formaler Vollendung der deamatiſchen Poeſie weit über ihn hinausgeſchritten. Die Schönheit und feierliche Wüede der Sprache und Dietion, die Eleganz dee Darſtellung, die Glätte des Veesbaues und der gleichmäßige Fluß der Rede, wie ſie bereits in der „Andromache" und in „Britannieus" hervortraten, waren ſo hervorragende und eigenthümliche Vorzüge, daß ſie verbunden mit der harmoniſchen Zuſammenſetzung und Klarheit der Anlage und der kunſtmäßigen Entwickelung der Handlung einen ergreifenden Eindruck machen mußten. Die Feauencharaktere ſind ſanfter und weiblicher als bei Corneille und ſelbſt in ſtürmiſchen Situationen ruhiger. „Corneille's Größe und Drang und Racine's Adel und Anmuth ſind die Ideale geweſen, deren Verwirklichung das feanzöſiſche Weſen nachgeſtrebt hat".

Racine wählte faſt ausſchließlich griechiſche und römiſche Stoffe, aber ſeine Helden und Heldinnen ſind Abbildee der franzöſiſchen Herren und Damen der hohen Geſellſchaft. Im „Britannieus" iſt die Schildeeung des verfeinerten, von Tücke und Ränken umſtrickten eömiſchen Hofs zu Neeo's Zeit beſonders intereſſant und gelungen, weil die ähnlichen Zuſtände des franzöſiſchen Hofes unter Ludwig XIV. dem Dichter dabei vor der Seele ſtanden, was ſeinem Gemälde Faebe und Leben gibt. Denn „ein unbedingtes, rückſichtsloſes Ergreifen und Wiedergeben des Gegenſtandes wurde nur da recht durchführbar, wo das geſellſchaftliche Leben ſelbſt denſelben bildete". In der „Berenice", einem kunſtvoll angelegten Trauerſpiel mit regelmäßig fortſchreitender Handlung in einee Reihe intereſſanter Situationen, iſt eine feine Schmeichelei auf Ludwigs erſte Geliebte nicht zu verkennen. Das von dee Herzogin von Orleans den beiden berühmten Dichtern zue Bearbeitung gegebene Süjet dieſes Stückes bildet die Reſignation eines großen Fürſten, des Kaiſers Titus, auf eine leidenſchaftliche Zuneigung. Corneille legte nun den meiſten Nachdruck auf die politiſchen und nationalen Motive, indeß Racine den innern Steeit mehr als Gegenſatz zwiſchen Vernunft und Pflicht auffaßte und das Hauptgewicht auf die Bewegungen und Stüeme der Seele bei der Nothwendigkeit einer Trennung legte. Im „Mitheldates" entwickelte Racine eine richtige Kenntniß des Alterthums, nur iſt hier die Anſicht, daß in jedem Stücke ein Liebesverhältniß vorkommen müſſe, beſonders übel angewandt. Von der „Iphigenia" und „Phädea" behaupten die franzöſiſchen Kritiker, beſonders Laharpe, daß ſie den Stücken des Euripides, die jenen als Voebildee dienten, vorzuziehen ſeien; hinſichtlich dee Anlage mögen ſie vielleicht Recht haben, aber die kräftigen Züge und das echte Coloeit des Alterthums, wie ſie ſich in Euripides bei allen Mängeln noch finden, fehlen der pomphaften und conventionellen Poeſie der Franzoſen gänzlich. In beiden hatte Racine den Höhepunkt ſeinee dichteriſchen Ausbildung erreicht, als Frau von Maintenon in eine Art Pietismus verſank und an dee weltlichen Dichtkunſt Anſtoß nahm. Sie beredete dahee Racine zu den beiden letzten Dramen bibliſchen Inhalts: „Eſthee" und „Athalie", wovon jenes für die unter dem Schutz der Frau von Maintenon ſtehende weibliche Erziehungsanſtalt von St. Cyr beſtimmt wae, das letztere, mit Chören ausgeſtattete heeeliche Teauerſpiel erſt nach des Dichtees Tod zue Aufführung kam. In beiden Stücken wollte man politiſche Tendenzen erkennen, das erſte ſollte den Sturz des mächtigen Miniſtees Louvois, dee unter Hamans Namen verſteckt wae, bezweckt haben, das zweite ſollte gegen Wilhelm III. geeichtet geweſen ſein und die Verherrlichung des jungen Sohnes Jaeobs II. im Auge gehabt haben. Auch im Luſtſpiel und in der Lyrik hat ſich Racine verſucht: ſeine „Plaideurs" odee Peozeßluſtigen, eine Nachahmung

der Weſpen des Ariſtophanes ſind mit Beifall aufgeführt worden; dagegen ſtehen ſeine Oden und Epigramme ſeinen dramatiſchen Werken und auch ſeinen proſaiſchen Schriften, beſonders ſeinen eleganten Briefen nach.

Gleichzeitig mit Racine brachte Jean Bapt. Poquelin genannt Molière aus Paris das franzöſiſche Luſtſpiel zur Vollendung. Molière, Sohn eines königlichen Kammerdieners, war, nachdem er eine wiſſenſchaftliche Erziehung genoſſen, zuerſt Director einer wandernden Schauſpielertruppe, bis ihm die Leitung und Anordnung der königlichen Bühne übertragen wurde. In dieſer Stellung wirkte er viele Jahre lang mit unermüdlicher Thätigkeit als Dichter und Schauſpieler, wohlgelitten bei Hofe, für deſſen Unterhaltung bei feſtlichen Gelegenheiten er befliſſen war, beliebt bei dem Volke, für das er ſeine leichteren Stücke verfaßte, geachtet wegen ſeines rechtſchaffenen freimüthigen Charakters und nur in ſeinem häuslichen Glück geſtört durch den Leichtſinn ſeiner Frau, einer Schauſpielerin. Molière verband mit der Kenntniß des antiken Dramas und der ſpaniſchen Bühne tiefe Menſchenkenntniß und ein vollkommenes Verſtändniß ſeiner Zeit mit allen ihren Gebrechen und Schwächen. Sorgfalt bei der Ausarbeitung und Gewandtheit und Leichtigkeit im Verſemachen gaben ſeinen Dichtungen eine hohe Vollendung und Glätte der Form, ſeinem Dialog die echt franzöſiſche Grazie. Er dichtete mit derſelben Leichtigkeit eine genialiſche Poſſe, wie das feinſte durchdachteſte Charakterſtück und wenn er auch hie und da die komiſchen Farben ſtark auftrug, ſo blieb er doch ſelbſt in den freiſten Spielen des Muthwillens ein correcter Dichter, und über dem Studium des Plautus und Terenz hat er nie die Natur und das wirkliche Leben aus dem Auge verloren. Molière. 1620—73.

Unter Molières Dramen muß man die ſchnell entworfenen Gelegenheitsſtücke (wie la princesse d'Elide, l'amour médecin und ſelbſt les fâcheux) von den ausgearbeiteten und klaſſiſchen Stücken unterſcheiden. In dieſen wußte er geſchickt die antike Charakterkomödie und ihr moraliſches Ziel mit den ſpaniſchen Intriguenſtücken, in denen die Anlage, die Verwickelung des Knotens und der Begebenheit die Hauptſache iſt, zu verbinden. Unter ſeinen fünfunddreißig Komödien heben wir hervor: die Affectirten (les précieuses ridicules), worin die damals herrſchende Ziererei und Sentimentalität, die Affectation des Geſchmacks, Alles geiſtreich und originell ſagen zu wollen, und die gezwungene Complimentenſucht dem Spotte preisgegeben wird; die Schule der Männer und die Schule der Frauen, worin die Reſultate einer verkehrten Behandlung der Frauen dargeſtellt werden, gehören nach Anlage, Charakterzeichnung und Sprache zu ſeinen gelungenſten Stücken; in der dramatiſchen Poſſe „Kritik der Schule der Frauen" machte er die albernen Beurtheilungen dieſes Dramas lächerlich. Der Menſchenfeind (misanthrope) iſt durch den Streit Rouſſeau's und d'Alembert's über die Errichtung eines Theaters in Genf berühmt geworden, wobei jener das Stück einſeitig ſophiſtiſch tadelte und dieſer es eben ſo einſeitig ſophiſtiſch vertheidigte. Das Komiſche und Lächerliche eines taktloſen Wahrheitsfreundes in einer unwahren Welt und eines ungeſchickten Vertheidigers wahrer Empfindung im gewöhnlichen Verkehr des Lebens iſt freilich für das größere Publikum zu fein. Um daher das Volk nicht leer ausgehen zu laſſen, verfaßte Molière von Zeit zu Zeit Poſſen und Nationalfarcen zur Beluſtigung der Menge. Dahin gehören: Der Arzt wider Willen, der Bürgergeldmann, Georg Dandin, Sganarelle, Scapins Schelmenſtreiche, der eingebildete Kranke, deſſen Darſtellung auf der Bühne dem kranken Dichter ſelbſt den Tod brachte, u. a. Nachdem Molière noch in dem nicht im gewöhnlichen alexandriniſchen Versmaße, ſondern in ungebundener Rede verfaßten Charakterſtück: der Geizige und in den „gelehrten Frauen" Gebrechen ſeiner Zeit gegeißelt, bearbeitete er das vollendetſte ſeiner Stücke, den Tar-

tuffe, worin er das scheinheilige Treiben der Frömmler und Pietisten, die unter der Maske der Religion eigennützige und weltliche Absichten und sinnliche Begierden verbergen, auf eine so anschauliche Weise darstellte, daß in den höheren Kreisen, wo solche Heuchelei damals häufig vorhanden war, ein heftiger Sturm gegen das Stück erhoben wurde und es nur selten zur Aufführung kam.

Seit Corneille, Racine und Molière war das Drama die Lieblingsgattung der französischen Poesie; Tragödien und Komödien entstanden in Menge, geriethen aber bald in Vergessenheit. Im Trauerspiel vermochten nur wenige Nachahmer Corneilles, wie dessen Bruder Thomas Corneille und der ältere Crebillon sich auf der Bühne zu erhalten. Der erstere trat mit der Tragödie „Graf Essex" in die Fußstapfen des Meisters, der letztere führte in mehreren dramatischen Behandlungen alterthümlicher Stoffe (Idomeneus, das Triumvirat) den Genius des Zeitalters Ludwigs XIV. unverändert in das achtzehnte Jahrhundert hinein, nur daß er durch übertriebenes Pathos und durch seine Vorliebe für Scenen des Schreckens und der Leidenschaften die klassische Ruhe seiner Vorgänger trübte. Noch größer war die Productivität in der Lustspielpoesie, aber auch noch größer der Abstand der späteren Komiker von Molière. Zu den talentvollsten gehört der geistreiche Abenteurer Jean François Regnard, bekannt durch sein Sclavenleben in Algier, durch seine Reisen über Land und Meer und durch seine wunderbaren Lebensschicksale. Aber selbst in seinen Charakter- und Intriguenstücken können witzige Einfälle und komische Situationen den Mangel an Tiefe und Menschenkenntniß, die Molière in so hohem Grade besaß, nicht ersetzen. Der „Spieler" und der „Universalerbe" sind unter seinen Stücken am merkwürdigsten, jenes, weil er darin sich und sein eigenes zerrissenes Leben darstellt, dieses als Sittenspiegel der Zeit. Neben Regnard haben sich die Conversationsstücke von Rivière Dufresny, Zeichner und Gaetenkünstler unter Ludwig XIV. und die Komödien der Schauspieler Legrand („Jedermanns Freund") und Baron („die Coquette") am längsten auf der Bühne erhalten. Baron folgte den Spuren Molières, während Legrand sein nicht gewöhnliches Talent durch die Hinneigung zum Gemeinen und Uebertriebenen oft verdunkelte, wogegen der feine Menschenkenner und Charakterzeichner Destouches mehr den moralischen Zweck des Drama ins Auge fassend, einen rührenden sentimentalen Ton in die Komödie eingeführt hat. — Ein Menschenalter nach Racine und Molière hat der geistreiche, vielseitige Voltaire, dessen weltgeschichtliche Stellung in der Literatur und im gesammten Geistesleben in der Folge eingehender behandelt werden wird, auch der Bühne seine Aufmerksamkeit und seine Feder zugewandt. Er erreichte aber weder in der Tragödie, noch in der Komödie seine Vorgänger. Seine Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit hinderte ihn an einer sorgfältigen Ausarbeitung, was eine mindere Vollendung der Form zur Folge hatte, und der Mangel eines tiefern religiösen Gemüths und ernster sittlicher Grundsätze benahm seinen Tragödien die Gediegenheit und Würde der ältern. „Mit Vergnügen wirft seine Muse das tragische Gewand von sich ab und erscheint mit frivoler Geberde auf dem Markt, wo ein vornehmer oder niedriger Pöbel an dem Gemeinen seine Freude hat". Geist, Witz und Talent, die Voltaire in hohem Grade besaß, waren nicht vermögend, diesen Mangel zu decken, so sehr auch seine Eitelkeit ihn glauben machte, daß diese Eigenschaften zur Ueberwindung aller Schwierigkeiten hinreichten. — In Zaïre und Alzire suchte Voltaire durch christliche Gesinnung zu rühren, obwohl er sein Leben lang das Christenthum bekämpfte; im Oedipus, Brutus und Cäsars Tod steht er an Kenntniß der Geschichte und Zustände des Alterthums weit hinter Corneille und Racine zurück; in der Merope suchte er die Majestät des griechischen Drama ohne Beiziehung der romantischen Liebe zu erneuern; im Mahomet wollte er die Ge-

Regnard 1647—1709.

Voltaire 1694—1778.

fahren des Fanatismus, oder vielmehr des Glaubens an irgend eine Offenbarung schildern, entstellte aber auf schnöde Art einen großen geschichtlichen Charakter.

Bei dem hohen Interesse des Hofes und der Pariser Gesellschaft für das Theaterwesen konnte es nicht fehlen, daß man auch die musikalische Kunstproduction für die Bühne zu verwerthen suchte. Wir werden der Ausbildung der Oper, deren Anfänge im elften Bande d. W. erwähnt sind (S. 775), an einem andern Orte gedenken. Die Aufführung italienischer Singspiele durch eine florentiner Sänger- und Schauspielergesellschaft, die Mazarin nach Paris berufen, gab Veranlassung zur Gründung der „königlichen musikalischen Akademie", aus welcher die große oder heroische französische Oper hervorging, bei deren Entwickelung der florentiner Tonsetzer Lulli und der französische Theaterdichter Phil. Quinault ihre Talente vereinigten. Quinault 1634—1688.

3. Boileau. Lafontaine. Fenelon.

Die lyrische Poesie, in der früheren Epoche die am meisten gepflegte Dichtgattung, nahm keinen so glänzenden Aufschwung als die dramatische. Weder die Lieder, Sonette und andere kleinere Gedichte des Hofpoeten Isaac de Benserade, dem über zwanzig Jahre das Amt oblag, die Ballette und Festivitäten des Hofes mit Versen zu verschönern; noch die zum Theil witzigen und geistreichen aber auch leichtfertigen Gelegenheitsgedichte und Episteln der genialen Genußmenschen aus dem Gesellschaftskreise der Ninon de l'Enclos, der neuen Aspasia, eines Chapelle, Bachaumont, Chaulieu u. a. haben eine nachhaltige Wirkung, einen bedeutenden Einfluß gehabt. Es waren poetische Erzeugnisse des Tages im Tone und in den gewandten Formen der gesellschaftlichen Zeitbildung, des französischen Esprit. Auch für die Hirtenpoesie, für die bukolischen Empfindungsgemälde einer Madame Deshoulières und für die Idyllen eines Fontenelle, die sich ehedem in der romanischen Welt einer so großen Vorliebe erfreuten, hatte das damalige Geschlecht das Interesse verloren. Erst Nicolas Boileau Despréaux, der Horaz der Franzosen hob auch die Lyrik und die andern Dichtungsarten auf die Höhe der dramatischen Poesie und wurde neben Racine, mit dem er sehr befreundet war, der eigentliche Repräsentant der dichterischen und sprachlichen Formvollendung des Zeitalters des großen Ludwig. Sohn eines Rechtsgelehrten in Paris widmete sich Boileau gleichfalls diesem Studium, ging dann zur Theologie über, so wenig sein Weltsinn für den geistlichen Stand paßte und wählte endlich Dichtkunst und schöne Literatur als Lebensberuf. Er gewann bald die Gunst des Königs, der ihm einen Jahrgehalt aussetzte und ihn neben Racine zum Hofhistoriographen ernannte. Boileau's Hauptverdienst bestand in der vollendetsten Ausbildung der französischen Sprache und des Stils, so daß er als Gesetzgeber der poetischen Formen und des Geschmacks angesehen ward. Phantasie besaß er wenig, aber einen offenen Blick und ein gesundes Urtheil für alle Erscheinungen im Leben wie in der Kunst; und Niemand verstand es besser, die Resultate seiner scharfen Beobachtungsgabe mit Witz und Verstand in eleganten Versen vorzutragen. „Fast unempfänglich für die höheren Reize der Poesie, die aus dem Innersten der Seele entspringen und zum enthusiastischen Mitgefühl hinreißen, hatte er den feinsten Takt für das Richtige und Schickliche und für die wahre Harmonie der Gedanken und des Ausdrucks". Sein bedeutendstes Werk sind seine Satiren, worin er mit Freimüthigkeit die Heuchelei und Anmaßung der Jesuiten, die durch ihr Journal de Trevoux den französischen Geschmack bilden und leiten wollten, die Erbärmlichkeiten der zahlreichen Dichterlinge und die Gebrechen seiner Zeit züchtigt, zwischen der scherzenden Heiterkeit der Horazischen und dem strafenden Ernst der juvenalischen Benserade † 1690. Boileau 1636—1711

Satire die Mitte haltend. In seinen Episteln, wo die glatten, leichtfließenden Verse nicht selten an tändelnde Geschwätzigkeit grenzen, erscheint Boileau als niedriger Schmeichler des Königs, dessen Gunst und Protection er sich auf diesem Wege erwarb; durch seine Poetik in vier Gesängen, die er verfaßte als er auf dem Gipfel seines Ansehens stand, wurde er Gesetzgeber der Dichtkunst nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa, so niedrig auch sein Standpunkt, so oberflächlich sein Urtheil ist und so wenig eingehend in das Innere der Kunst seine Kritik erscheint. Dem komischen Heldengedicht „das Chorpult" (le lutrin) fehlt es nicht an interessanten Partien und erheiternden Scherzen, wenn es auch an Mannichfaltigkeit und poetischem Muthwillen hinter dem „Eimerraub" des Italieners Tassoni (X, 352) zurücksteht. Den Stoff bildet eine Stadtanekdote vom gewaltigen Streit zweier Chorherren über die Beibehaltung oder Entfernung eines großen wurmstichigen Pultes. Die Situationen sind mit komischer Wahrheit in poetischen Bildern und mit Beiziehung allegorischer Figuren ausgemalt. In seinen Oden setzte Boileau seiner Schmeichelei die Krone auf; aber gerade diese Gattung bewies seinen Landsleuten, daß er eigentlich kein Dichter, wenigstens kein Odendichter sei. Die Oden und geistlichen Lieder des mürrischen, aus Frankreich verwiesenen Joh. Baptist Rousseau, des Schützlings des Prinzen Eugen, haben bei aller Frostigkeit doch viele Vorzüge vor denen Boileau's.

Johann Baptist Rousseau † 1741.

Der gelesenste Dichter Frankreichs ist Lafontaine, dessen Erzählungen und Fabeln sich noch jetzt in Aller Händen befinden. In einer Welt voll Zwang, Förmlichkeit und steifen vornehmen Wesens bewahrte „der gute Mann", wie man ihn nannte, stets seine angeborne Naivetät, seine heitere Unbefangenheit und seine kindliche Natur, glücklich und zufrieden mit dem harmlosen einfachen Leben, wozu ihm einige Gönner und Freunde die Mittel gewährten. Im Leben wie in der Literatur wußte er sich von allen Kunstregeln frei zu halten und den fremden Stoffen durch leichte und anmuthige Behandlung, durch „naturnachahmende Mannichfaltigkeit des Ausdrucks und Musik der Verse" ein „gallisches Gepräge" zu geben. Aber ohne hohen Flug der Phantasie und ohne energische Entwickelung poetischer Gedanken und Gefühle ist Lafontaine nur groß in der leichten Erzählungsgabe, in der gefälligen Kunst reizender und witziger Darstellung. Auch seine kleineren lyrischen Gedichte, Lieder, Elegien, so wie die mythologisch-romantische Dichtung „Psyche" sind nur durch die Lieblichkeit und Anmuth ihrer Form hervorragend. In seinen dem Boccaccio und den alten Provençalen nachgebildeten Erzählungen findet sich zwar nicht die offene Unsittlichkeit jener ältern Dichter, aber an schlüpfrigen und lüsternen Stellen ist auch bei ihm kein Mangel. Dafür deängte die Geistlichkeit in den Jahren der religiösen Devotion den harmlosen Greis zu Bußübungen. Lafontaine's Fabeln wurden als Schul- und Kinderbuch in allen Familien bekannt und dienten den folgenden Fabeldichtern als Vorbild, so sehr auch ihre breite Geschwätzigkeit dem Wesen und der Natur der echten Fabel entgegen war. Auch die muntern und muthwilligen Erzählungen Jacques Vergier's fanden viele Leser, obwohl sie an naiver Feinheit weit hinter Lafontaine zurückstehen.

Lafontaine 1621—1694.

Epos.

Während die größten Dichtertalente sich der dramatischen Poesie zuwandten, blieb das Epos Geistern von untergeordnetem Range überlassen. Nachdem Desmarets, ein Dichter, dem es nicht an Phantasie und poetischem Gefühl, wohl aber an Geschmack und Kunstsinn fehlte, in seinem „Clovis" statt eines Heldengedichts einen „versificirten Ritterroman" mit dem ganzen Apparat einer romantischen Zauberwelt geschaffen und der „epische Reimer" Chapelain den unglücklichen Versuch gemacht, in der historischen Dichtung „die Jungfrau oder das befreite Frankreich" ein Nationalepos aufzustellen, unternahmen noch einige Dichter die schwierige Aufgabe mit gleich geringem Erfolg. So der schon erwähnte Scudery, ein provenzalischer Edelmann, der durch sein Heldengedicht

„Alarich oder das besiegte Rom" sich der Schwedenkönigin Christine empfehlen wollte, und der Jesuitenpater Lemoine, der „den heiligen Ludwig oder die Wiedereroberung der heil. Krone" zum Gegenstand einer Epopöe machte, welche allenthalben die Nachahmung Tasso's erkennen läßt. Erst Voltaire beachte durch seine Henriade auch die epische Dichtung nach der Meinung der Franzosen zur Vollendung. Aber die historisch treue Schilderung eines Bürgerkriegs in wohllautenden Alexandrinern mit allegorischen Figuren ist von einem echten Heldengedicht noch sehr weit entfernt. Dagegen wurde eine dem Epos verwandte Gattung, der Roman eifrig gepflegt und in verschiedene Formen gebracht: So hat Gautier des Costes de la Calprenede aus der Gascogne, ein Mann von dichterischen Anlagen und südländischer Phantasie und Beredsamkeit, Begebenheiten aus der Geschichte des Alterthums im Geiste und in der Manier der älteren Ritterromane aber im Spiegel der Gegenwart in redseliger Breite dargestellt; in seine Fußtapfen trat die schon erwähnte Madeleine de Scudery mit sieben bändereichen Romanen. Bald ging man jedoch von diesen antikromantischen Darstellungen in allzu gedehnter Ausführlichkeit über zu den historischen Romanen, Novellen und Hofgeschichten, worin man Personen und Zustände der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit zum Gegenstand der erzählenden Darstellung wählte, bald mehr in freier Erfindung, wie die Damen La Force und Villedieu in ihren geschichtlichen Romanen, oder wie Roger de Rabutin, Graf von Bussy in seinen unzüchtigen „Gallischen Liebesgeschichten" einer Art scandalöser Chronik aus der vornehmen Welt; bald in der Form von angeblichen Memoiren, Dichtung und Wahrheit verbindend wie die Gräfin von Lafayette in ihrer „Geschichte der Herzogin von Orleans", in ihren Denkwürdigkeiten über den französischen Hof, in ihrer „Prinzessin von Cleves". Nur in dem schönen Buch „Zaide", dem trefflichsten historischen Roman der Zeit, ist die hochgebildete Gräfin mehr ihrer eigenen Erfindungsgabe gefolgt. Bedeutender sind die Leistungen der Franzosen im komischen Roman, wobei ihnen die spanischen Dichter zum Vorbild dienten. Der uns als Gemahl der Frau von Maintenon bereits bekannte Paul Scarron, der trotz seines gichtbrüchigen gebrechlichen Körpers nie seinen Witz und Humor verlor und in der burlesken Poesie sich einen berühmten Namen erworben, hat außer seinen Lustspielen auch einen „komischen Roman" und eine „travestirte Aeneide" verfaßt, mustergültig durch Witz und Sprachgewandtheit. Den größten Ruhm aber in der Gattung des den Spaniern entlehnten komischen Romans erlangte René Lesage aus der Bretagne, der sich auch um die Einführung der spanischen Intriguenstücke auf die französische Bühne und um die Ausbildung der komischen Oper verdient gemacht hat. Die „Geschichte des Gil Blas von Santillana" ist wegen der klassischen Darstellung und fesselnden Diction fast so verbreitet und berühmt geworden wie der Don Quixote von Cervantes, und der „hinkende Teufel" erregte großes Interesse durch die zahlreichen Anspielungen auf Personen, Zustände und Geschichten von Paris zu jener Zeit.

Roman.

Lafayette † 1693.

Scarron 1610—1660.

Lesage 1677—1747.

Zur epischen Dichtung gehört auch das merkwürdige, in poetischer Prosa geschriebene Buch des uns bereits bekannten Bischofs Fenelon, die Abenteuer Telemachs, ein Werk von edlem Geist und freisinnigen politischen Grundsätzen, das eine solche Verbreitung erlangte, daß es in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist und nächst der Bibel und der Nachfolge Christi die meisten Auflagen erlebt hat. Fenelon, ein edler Mann von mildem Charakter und christlicher Gesinnung und Tugend, war Erzieher der königlichen Enkel und schrieb dieses an Homers Odyssee sich anschließende Werk in der Absicht, dem Erben des Thrones die Pflichten eines Regenten anschaulich zu machen und ihn vor den Irrwegen zu bewahren, auf welche Ludwig durch seine Herrschsucht, seine Ruhmbegierde und seine Kriegsliebe geführt worden. „Dem kriegerischen, verfolgenden, prächtigen, absoluten Königthum Ludwigs XIV.

Fenelon 1651—1715.

ſetzte er ein friedliches, tolerantes, den Geſetzen unterworfenes, auf die Förderung eines unſchuldigen, einfachen Volkslebens gerichtetes entgegen, das offenbar das Ideal ſeines Zöglings, des Herzogs von Bourgogne ſein ſollte." Nie hat der Erzieher eines Fürſten ſein Amt mit ſo großem Eifer, ſo klarem Blick und mit ſo ſteter Rückſicht auf das Land, dem der Zögling angehörte, verwaltet. Da die in dem mythologiſchen Roman „Telemach" aufgeſtellten Grundſätze durch den grellen Contraſt mit der Regierung Ludwigs XIV. als eine Satire auf die letztere gelten konnten und man hie und da Anſpielungen zu finden glaubte, ſo verbot der von dem neidiſchen Boſſuet gegen Fenelon aufgereizte König nicht nur den bereits begonnenen Druck dieſes „Regentenſpiegels" ſondern beiegte auch den Biſchof, mit deſſen myſtiſch-religiöſen Anſichten er überdies unzufrieden war, mit ſeiner Ungnade. Erſt nach Ludwigs Tod wurde das Ganze vollſtändig gedruckt und zugleich die merkwürdige Abhandlung („Anweiſungen für das Gewiſſen eines Königs") beigefügt, in der Fenelon aus den Lehren des Chriſtenthums die Grundſätze einer von Räthen aus dem Volke umgebenen conſtitutionellen Monarchie ableitete, die regelmäßige Einberufung der Generalſtände empfahl und die Verwaltung des Staates nach feſten Geſetzen zur Gewiſſensſache der Regenten machte. Nicht in der Größe und dem Glanze eines Reiches, ſondern in der Wohlfahrt der Angehörigen deſſelben ſieht er die Aufgabe der Staatsverwaltung. Die zur Vergrößerung des Reiches oder für den Ruhm eines Fürſten geführten Kriege werden in den Schriften Fenelons auf das Entſchiedenſte verdammt. Alle Staaten gehören nach ihm einer einzigen großen Genoſſenſchaft, dem menſchlichen Geſchlechte an, demnach ſind alle Kriege nur Bürgerkriege. Bei ihm findet ſich zuerſt die ſchöne Idee der Philanthropie klar ausgeſprochen. „Fenelon würde es vorziehen, wenn die Macht niemals mit der Religion in Verbindung gerathen wäre; in ihm erſcheint die individuelle Religion, auf ein unmittelbares Verhältniß der geiſtlichen Spiritualität zu ihrem göttlichen Urquell, die ſich nur vor Abwegen zu hüten hat, gegründet, von der Idee des menſchlichen Geſchlechts durchdrungen; ſeine Sprache ſtrebt nach der Leichtigkeit und Anmuth, die das Ideal des achtzehnten Jahrhunderts bildet." Die gehaltene ſanfte Würde des Stils harmonirt vortrefflich mit dem Inhalte des Werks, wobei die didaktiſche Tendenz den heroiſchen Geiſt zurückdrängte. Durch die gehobene Sprache in ungebundener Rede tritt das Buch ſeinem moraliſchen Zweck näher. Von demſelben Geiſte edler Sittlichkeit und Menſchenliebe ſind auch die übrigen Schriften Fenelons durchweht, ſeine „Unterſuchungen über das Daſein Gottes" und ſeine Abhandlung „über die Erziehung der Töchter". Die „Todtengeſpräche, oder Dialoge großer Männer im Elyſium", der Form aber nicht dem Geiſte nach eine Nachahmung der Lucianiſchen Geſpräche (IV, 308), ſind lehrreiche Reflexionen in dialogiſcher Form religiöſen und moraliſchen Inhalts.

4. Die Proſaliteratur.

Wir haben erwähnt, daß die franzöſiſche Akademie die ſchönſten Früchte ihrer Thätigkeit in der Ausbildung einer correcten und eleganten Schrift- und Umgangsſprache erntete. Nicht nur die poetiſchen Arbeiten in gebundener und ungebundener Redeform geben Zeugniß von dem hohen Aufſchwung, den die franzöſiſche Sprache und Diction durch den lebhaften Wetteifer der Dichter und Schriftſteller in dieſen regſamen und bewegten Zeiten Ludwigs XIV. genommen hat, auch die wiſſenſchaftlichen Werke philoſophiſchen oder religiöſen Inhalts, auch die Reden und rhetoriſchen Schriften, auch die Geſchichts- und Memoirenliteratur und vor Allem die Briefe und die Studien und Reflexionen in Briefform erlangten eine formale Vollendung, die mit der Geſammtbildung des Jahrhunderts ſich auf gleicher Höhe hielt. Descartes hat nicht blos in dem philoſophiſchen Wiſſen, ſondern auch in der ſprachlichen Darſtellung der philoſophiſchen Gedanken und

Forſchungen eine neue Aera begründet. Vor Allem war, wie wir früher geſehen, der Janſenismus die hohe Pflanzſchule und Werkſtätte der Proſaliteratur; aus dem Portroyal gingen die vornehmen Geiſter hervor, welche die nach Form und Inhalt vortrefflichen Werke geſchaffen haben, die den damaligen und den nachfolgenden Geſchlechtern als Muſter der Sprache und des Stils galten.

An ihrer Spitze ſteht Blaiſe Pascal, der uns ſchon früher (S. 409) als der Widerſacher der Jeſuiten bekannt geworden iſt. Pascal, einer der bedeutendſten Mathematiker und Phyſikee, der die Wahrſcheinlichkeitsrechnung erfunden und durch ſeine Unterſuchungen auf dem Gebiete der Phyſik und Mechanik ſich in den Naturwiſſenſchaften eine hervorragende Stelle erworben hat, dem manche ſogar die Priorität der Entdeckung des Gravitationsgeſetzes zuſchreiben wollten, huldigte Anfangs der Skepſis des Popularphiloſophen Montaigne, des geiſtreichen Edelmanns aus Peigord und Maiee's von Bordeaux, der in ſeinen „Eſſays" den Glauben der Menſchen an alle geltenden Dogmen, an alle beſtehenden Sitten dee Geſellſchaft, an alle Einrichtungen des Staats erſchütterte und wie ſein Vorbild Horaz in dem natuegemäßen Genuſſe die einzige Lebensweisheit erkannte. Aber Pascal beharrte nicht auf dem negativen Standpunkt: von der teoſtloſen Lehre des Philoſophen, daß alles Erkennen unſichee und begrenzt ſei, ſich abwendend unterwarf er ſein Urtheil tn Glaubensſachen der Entſcheidung der Kirche, flüchtete ſich in die chriſtliche Myſtik und überwand die Anſätze zum Epicureismus durch Aseetik. Sein Ziel war, die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft und die Bedüeſniſſe des Gemüths in eine befreundete Stellung zu einander zu ſetzen. Beſeelt von ſteengee Wahrheitsliebe, von aufrichtigee religiöſer Frömmigkeit und ernſtlicher Sittlichkeit nahm Pascal Anſtoß an der ſchlaffen Moral des den menſchlichen Schwachheiten und Neigungen allzu ſehr Rechnung teagenden Ordens und richtete unter dem Namen Montalto gegen die Väter Jeſu jene „Peovinzialbriefe", die bis auf den heutigen Tag wegen des voetrefflichen Stils, der feinen Ironie, des witzigen und gewandten Vortrages und der ſchlagenden Beweisführung als ein Muſter klaſſiſcher Polemik gelten. Im Tone gutmüthigee Einfalt deckt er die Geheimniſſe des ſchlauberechnenden Oedens auf und mit edlem Ernſt beleuchtet und verſpottet er die Caſuiſtik und die ſittenverderbenden Lehren der Jünger Loyola's. Dieſe lettres provinciales, der natürliche und ungeſuchte Ausdruck eines aufrichtigen, auf die Gnade Gottes bauenden Gemüthes, mit der ganzen Anmuth und Correetheit eines feingebildeten logiſch denkenden Mannes vorgetragen, haben der Geſellſchaft Jeſu eine Wunde geſchlagen, die keine Sophiſtik, keine Verdammung zu heilen vermochte. „Alle Gedanken ſind ſo klar entwickelt, der Ausdruck iſt in jeder Zeile ſo natüelich und beſtimmt, der gerechte Spott ſo treffend, und die ganze Manier hat bei aller Bitterkeit der Ironie einen ſo hinreißenden Charakter der Wahrheit, daß die Jeſuiten ſich ſchämen mußten, wenn ſie ſich in dieſem Splegel erblickten". — Von der Polemik gegen die jeſuitiſche Entſtellung der chriſtlichen Religtonslehren ſtieg Pascal zum „Apologeten des Chriſtenthums" auf. Während er in den Briefen aus der Provinz der Wahrheit, Vernunft und Moral thr Recht und ihre Stellung anwies, ſuchte er zugleich die Nothwendigkeit und die Berechtigung des Glaubens darzuthun. Allein das große Werk, worin er im Gegenſatz zu Carteſius die Unzulänglichkeit der Vernunft zur Erkenntniß der letzten Gründe und Urſachen der Dinge und dte Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung und mithin die Waheheit der chriſtlichen Religton philoſophiſch darzuſtellen ſuchte, blieb unvollendet. „Ihm zufolge ſind nur zwei Philoſophien möglich: die eine des Zweifels, welche von Gott entfernt; die andere, welche in den Menſchen die Kraft vorausſetzt, zu wiſſen, ſich zu Gott zu erheben". Er findet, daß dieſe beiden Syſteme einander ewig bekämpfen, einander zerreiben, zerſtören, eben dadurch abee die Religton hervorrufen und dem Evangelium Platz machen. Doch ſieht er die religiöſe Offenba-

Pascal 1623—1662.

rung, der er sich zuwendet, nicht in der kirchlichen Rechtgläubigkeit. Das unter dem Titel „Gedanken" (pensées) nach seinem Tode von seinen Freunden herausgegebene geistreiche Buch, theils theologischen, theils skeptisch-philosophischen Inhalts enthält nur Bruchstücke dieses großen Werkes, woraus jene absichtlich Alles entfernten, was dem neugeschlossenen „Kirchenfrieden" und dem guten Verhältnisse zu der Geistlichkeit hätte hinderlich sein können.

Larochefoucauld 1613—1680.

Um dieselbe Zeit da Pascal den Entschluß faßte, „nichts weiter sein zu wollen als ein Apostel der tieferen Religion" und sein Genie in stiller Eingezogenheit sich entfalten ließ, reifte in der großen Welt der feine Beobachtungsgeist des Herzogs François de la Rochefoucauld. Wir haben den hochgestellten Mann, den Verehrer der schönen Herzogin von Longueville schon während des Krieges der Fronde kennen gelernt, an dem er so thätigen Antheil genommen und von dessen politischen Gängen, Intriguen und Schachzügen uns seine Memoiren ein so interessantes Bild entwerfen. Man hat diese Denkwürdigkeiten mit den Annalen und Historien des Tacitus verglichen; aber die leichte anmuthige Erzählungsweise des französischen Feudalherrn gleicht dem herben sinnschweren Stil des römischen Republikaners so wenig wie der Inhalt der Darstellungen und der Charakter der Autoren. Weit entfernt von der stoischen Härte und weltverachtenden Resignation des Römers, lebte der reiche vornehme Edelmann nach Beendigung der bürgerlichen Unruhen mitten in der großen Welt, im Genusse aller geselligen Freuden und im Umgange mit den glänzendsten und geistreichsten Männern und Frauen, denen sein Haus zum Sammelplatz diente. Da hatte denn der feingebildete Welt- und Lebensmann Gelegenheit genug zu den Beobachtungen, wie sie sich in dem aphoristischen Buch „Reflexionen und Maximen" abspiegeln, einem Buche, aus dem man ersieht, wie sehr der Egoismus die Haupttriebfeder der höheren Kreise war; denn die Maximen Rochefoucaulds sind nicht sowohl „Resultate des allgemeinen Denkens" als Kennzeichen der damaligen Sitte. Während Pascals „Gedanken" einen idealen Standpunkt für Geist und Gemüth zu erstreben suchen, sind die Reflexionen des Herzogs kalt, weltklug, voll Witz und Eleganz aber ohne Glauben an menschliche Tugend und Begeisterung.

La Bruyère 1639—1696.

Wenige literarische Erzeugnisse aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV. wurden wegen ihrer eleganten Form und lebensvollen Schilderungen so viel gelesen und so sehr bewundert als „die Charaktere" des feinen Weltmannes Jean de la Bruyère. Durch Bossuet als Lehrer eines der königlichen Prinzen empfohlen, hat er sein Leben bei Hofe und in der vornehmen Gesellschaft zugebracht und seine Beobachtungen und Studien als Stoff und Grundlage für seine Schilderungen der menschlichen Charaktere benutzt, wie sie sich in den Sitten, Lebensformen und socialen Erscheinungen der Zeit abspiegelten. Angeregt durch die Charaktere des Theophrast, die er den seinigen in einer französischen Uebersetzung beigefügt hat, macht La Bruyère die Persönlichkeiten, die er sorgfältig studirt, zur Folie eines allgemeinen Sitten- und Zeitgemäldes; aber er begnügt sich nicht mit Umrissen gewisser allgemeinen Formen der menschlichen Denkart und Sitte, wie der alte Peripatetiker, sondern seine Charakterbilder steigen vom Individuellen und Einzelnen zum Allgemeinen auf, wodurch sie Leben, Wahrheit und feste Gestaltung empfingen. Alles ist fein beobachtet und mit sicherer Meisterhand gezeichnet, nur daß man mitunter das Gekünstelte und Studirte herausfühlt. Der größte Fehler in den Augen des Weltmannes sind lächerliche Gewohnheiten, denn die Lächerlichkeit ist die Klippe, woran der Mensch in der Gesellschaft scheitert. Durch die Eleganz der Sprache und des Stils hat La Bruyère seinen Reflexionen und Charakterzeichnungen den Stempel rhetorischer Vollkommenheit aufgeprägt; aber an wissenschaftlicher Bedeutung war er nicht hervorragend. Als er kurz vor seinem Tode in die Akademie aufge-

nommen ward, wurde in einem Epigramm bemerkt, daß zu der Zahl Vierzig eine Null gehöre.

Memoiren.

Von der ſtiliſtiſchen Ausbildung der ſchönen Proſa dieſes klaſſiſchen Zeitalters geben auch die Denkwürdigkeiten und Briefe Zeugniß, die zum Theil nicht einmal für die Oeffentlichkeit beſtimmt durch die Schilderungen der Perſönlichkeiten und die ſcharfen Beobachtungen eine mächtige Anziehungskraft üben. Wir haben in den obigen Blättern mehrere dieſer perſönlichen Aufzeichnungen kennen gelernt; viele haben nur Werth durch die hiſtoriſchen Mittheilungen, aber manche wie die Memoiren von Sully, Retz, Saint Simon u. a. tragen zugleich ein literariſches und künſtleriſches Gepräge an ſich. Die Denkwürdigkeiten Sullys ſind freilich von angefochtener Echtheit, aber immerhin ein herrliches Denkmal der Verdienſte und hohen Geſichtspunkte des Miniſters und Vertrauten des vierten Heinrich. Die Memoiren des gewandten geiſtreichen Kardinals de Retz ſind als treues Abbild der bewegten Zeit der Fronde eben ſowohl durch ihren Inhalt als durch ihren für die Kenntniß der Converſationsſprache der vornehmen Kreiſe ſo wichtigen Stil merkwürdig. Seine Schriften zeigen eine Feinheit des Pinſels und eine Sicherheit der Conturen, wie man ſie nur bei großen Meiſtern findet, ſind aber weniger zuverläſſig in den Erzählungen. Die ausführlichen Memoiren des Louis de Rouvroy, Herzogs von Saint-Simon ſind erſt in unſerer Zeit in ihrer authentiſchen Geſtalt der Oeffentlichkeit übergeben worden, nachdem ſie wegen ihrer ſcharfen Urtheile über den Hof und hochgeſtellte Perſönlichkeiten faſt ein ganzes Jahrhundert im Staatsarchiv unter Schloß und Riegel gehalten geweſen. Saint-Simon, deſſen Vater von Ludwig XIII. den Herzogstitel erhalten hatte, machte unter dem Marſchall von Luxemburg die niederländiſchen Feldzüge mit und focht bei Fleurus und Neerwinden. Schon damals faßte er den Entſchluß, ſeine Erlebniſſe aufzuzeichnen und legte zu dem Zweck ein Tagebuch an, die erſte Grundlage ſeiner Memoiren. Da er ſich von Ludwig XIV. vernachläſſigt glaubte, zog er ſich vom Militairdienſt zurück, ohne jedoch mit dem Hofe zu brechen. Mitten in dem Parteitreiben ſtehend, mit der Maintenon verfeindet, mit den herzoglichen Häuſern der Orleans und Bourgogne in Beziehung, verlieh er ſeinen Memoiren, an denen er über fünfzig Jahre arbeitete, das Gepräge ſeiner perſönlichen Eindrücke und Stimmungen, nicht ohne ein aufrichtiges Streben nach Wahrhaftigkeit, aber in ſeinen Urtheilen von einſeitigen Anſichten und Parteirückſichten geleitet. Beſonders wichtig iſt ſein Werk für die Zeit der Regentſchaft, unter welcher er ſelbſt wieder politiſch thätig war. Nach dem Tode des Herzogs von Orleans zog er ſich auf ſein Landgut Laferté zurück, wo er bis zu ſeinem Tode (1755) an dem Werke ſeines Lebens arbeitete. Daß das Buch von großer Bedeutung ſei ſowohl in Beziehung auf den hiſtoriſchen Inhalt als auf Sprache und Kunſtform, darin ſtimmen alle überein, wie ſehr auch über die Glaubwürdigkeit die Urtheile auseinander gehen. Franzöſiſche Literarhiſtoriker ſtellen St. Simon mit Tacitus zuſammen. „Schon ſehr ähnlich, ſagen ſie, ſei der Gegenſtand, eine Epoche abſoluter Regierung, in welcher alles Daſein der Menſchen von der Gnade oder Ungnade der Fürſten abhänge, und des Verfalles: St. Simon habe nicht die beredte Kürze, die Tiefe der Maximen des Tacitus, aber auch er wiſſe dann und wann mit Einem Worte zu malen und nichts ſei willkommener als ſeine Ausführlichkeit; er habe ſich eine Sprache geſchaffen, welche incorrect und ordnungslos, alles ausdrücke; er wiſſe zugleich die äußere Erſcheinung und das innere Leben von Perſonen vor die Augen zu bringen, alle verſchiedenen und oft einander widerſprechenden Eigenſchaften laſſe er nach einander auf der Leinwand erſcheinen, ſo daß ſich das Bild berichtige und ergänze“. Aber auch ſelbſt diejenigen Kritiker, welche die Unparteilichkeit und Gerechtigkeit ſeiner Urtheile anfechten und die Memoiren „das Denkmal eines betrogenen Ehrgeizes“ nennen, nicht als Geſchichte, ſondern als ein

Libell gelten lassen wollen, „das nur darum Succeß habe, weil es, indem es ein großes Zeitalter sehr im Einzelnen verdächtige, der Eitelkeit der heutigen Generation schmeichle; selbst solche bewundern doch das originelle Colorit seines Stils, das Leben seiner kleinen Dramen, in denen die Menschen ihre Eitelkeit, ihren Neid, ihre Habsucht an den Tag legen, ohne es zu merken, und erkennen ihm den Rang eines großen Schriftstellers zu.

Ranke schließt sein aus einer Vergleichung und Prüfung einzelner Angaben geschöpftes Urtheil dahin ab: „Persönliche Sympathie und Antipathie beherrschen meistens seine Urtheile und seine ganze Anschauung. Jene Tendenz der Uebertreibung und steigenden Medisance, der um die nackte Wahrheit wenig bekümmerte Talent der Erzählung, verbunden mit persönlicher Abneigung oder Vorliebe, die aus der Parteistellung entspringen, und falsche Information über das Factische bringen bei ihm große Verunstaltungen der Historie hervor. Als eine Quelle reiner historischer Belehrung kann dies Buch, trotz des blendenden Talentes, mit dem es geschrieben ist, auf keine Weise angesehen werden". Um so größer ist seine Bedeutung für die Kenntniß des Hofes, des Parteiwesens, der öffentlichen Meinung, wie sie sich in der vornehmen Welt vernehmen ließ. „Was sonst flüchtig von Mund zu Munde geht, und wieder vergessen wird, zeichnet St. Simon auf: nicht etwa unparteiisch, Lob und Tadel, sondern als ein volles und echtes Mitglied dieser Gesellschaft, bald als eifriger Anhänger, bald als heftiger Feind. Wenn die Medisance vorherrscht, so ist es nicht sowohl seine Schuld, als der Charakter der Gesellschaft."

Briefe.

Frau von Sevigné 1626—1696.

Wie die erwähnten Memoiren, die wir aus einer großen Zahl ähnlicher Productionen als die anziehendsten hervorgehoben haben, spiegeln auch die Briefe der Marquise von Sevigné das Leben und die Gesellschaft zur Zeit Ludwigs XIV. in kaleidoscopischen Bildern ab. Die feingebildete Dame, die mitten unter den Verführungen des Hofes die Reinheit der Seele und echte Weiblichkeit bewahrt hat, gibt in der unvergleichlichen Anmuth und Leichtigkeit, womit sie die Begebenheiten des Tages darstellt, ein lebensvolles Gemälde von der gebildeten Gesellschaft der Zeit. „Frau von Sevigné hat Sympathie für Alles, was sie berührt, das Größte wie das Kleinste: für die Zerstreuung der Stadt, die Einsamkeit des Landlebens, die Festlichkeiten des Hofes, wie für die Foliobände theologischer Controversen; sie ist reizbar, den Dingen hingegeben und doch dabei voll von Nachdenken, etwas für sich selbst". Ihre Briefe sind ein treuer Spiegel der Zeit in allen Richtungen und Erscheinungen. Nicht durch die Schönheit der Form, aber durch Unmittelbarkeit und Naivetät des Ausdrucks, merkwürdig sind die Briefe und Denkwürdigkeiten der mehrfach erwähnten Pfalzgräfin Elisabethe Charlotte, zweiten Gemahlin des Herzogs von Orleans, ein Denkmal deutschen Gemüths, deutscher Gesinnung und Natur. Mitten in dem Gewühle des Hofes einsam, ohne Liebe für den unbedeutenden ausschweifenden Gemahl, fühlte sie sich mit ihrem Bedürfniß vertraulicher Mittheilung auf entfernte Verwandte angewiesen, denen sie warme und ausschließende Sympathien widmet, denen sie über Alles Mittheilungen macht, was ihr Herz bewegt, was ihr Schmerz oder Freude bereitet, mit rücksichtsloser Offenheit über Frau von Maintenon, über den Hof, über die Spitzen des gesellschaftlichen Lebens sich auslassend.

Flüchtlingsliteratur.

Auch die Hugenottenkämpfe und die Revocation des Edikts von Nantes trugen zur Hebung und Bereicherung der französischen Literatur bei, wenn gleich nicht in solchem Grade wie die Jansenistischen Streitigkeiten im Schooße der katholischen Kirche selbst. Wir wissen, daß so manche wissenschaftlich gebildete Männer reformirter Confession sich außer Landes flüchteten. Die namhaftesten darunter suchten ein Asyl in Holland, wo sie unter dem Schutze der confessionsverwandten Republik einen gesicherten Boden für ihre literarische Thätigkeit fanden und ihre Ansichten in polemischen und philosophischen Werken niederlegten. In den letzten Jahrzehnten des siebenzehnten Jahrhun-

derts waren die Niederlande eine fruchtbare Werkſtätte für geiſtige Arbeit, an der ſich alle Nationen betheiligten. Die Kriege Frankreichs gegen die holländiſchen Generalſtaaten galten nicht minder dem freien Geiſt, der dort gegen Gewiſſenszwang und Glaubensdespotismus ſeine Schwingen regte und der Forſchung und Wiſſenſchaft ihre Berechtigung zu erhalten ſuchte, als den politiſchen Gegenſätzen und den commereiellen Sonderintereſſen. Zu den ſtärkſten Geiſtern, die ſich der religiöſen Intoleranz in der Heimath durch die Flucht nach Holland entzogen und die ſchriftſtelleriſche Kunſt, die Virtuoſität in Stil und Sprache, die ſie im Vaterland ſich angeeignet, in der Fremde in Anwendung brachten, gehört Pierre Bayle, Sohn eines reformirten Geiſtlichen in Südfrankreich. Durch Studien in der Heimath und in der Schweiz mit vielſeitigen Kenntniſſen ausgerüſtet, hat er während ſeines langen Aufenthalts in Rotterdam eine große Anzahl ſcharfſinniger Schriften philoſophiſchen, polemiſchen und kritiſchen Inhalts verfaßt, welche die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ihn lenkten, bald Zuſtimmung, bald Widerſpruch erregten. Auch begründete er dort eine periodiſche Schrift (Nouvelles de la république des lettres), welche die Sache der freien Forſchung gegenüber dem Jeſuiten-Journal de Trevoux verfocht. Bayle's Hauptwerk iſt ſein hiſtoriſches und kritiſches Wörterbuch, worin er an eine Anzahl Namen aus der politiſchen, kirchlichen und literariſchen Geſchichte ſeine gelehrten Unterſuchungen und ſkeptiſchen Betrachtungen anreiht, ein Buch, das, bei aller Ruhe und Gewiſſenhaftigkeit der Forſchung, zum Zweifel und Ungtauben anregt und daher von jeher heftige Tadler unter allen Parteien gefunden hat. Ergriffen von den Leiden der Verfolgung, ſchrieb er ferner das berühmte Büchlein: „über die religiöſe Toleranz", deren Werth er aus eigener Erfahrung kennen gelernt hatte, und unterſtützte darin ſeine Vernunftgründe durch Sprüche und durch den Geiſt der Bibel. Bayle's Grundſatz, daß die menſchliche Vernunft nur vermögend ſei, Irrthümer zu entdecken, keineswegs aber die Wahrheit zu erkennen, hat ſeinen Unterſuchungen einen auflöſenden und vernichtenden Charakter aufgedrückt. Er bekämpfte mit Freimuth und überzeugender Gründlichkeit und Klarheit alle Irrthümer und Vorurtheile in Kirche, Staat, Wiſſenſchaft und Leben und unterwarf alles Vorhandene in Sitten, Meinungen, Staatseinrichtungen und Religion ſeinem prüfenden Verſtand. Ein Vorkämpfer der Denk- und Glaubensfreiheit, hat er mit Kühnheit und Gelehrſamkeit den Widerſpruch zwiſchen Denken und Glauben, Vernunft und Offenbarung nachgewieſen und daraus die Berechtigung zum Zweifel und den Anſpruch auf Duldung jeder von den herrſchenden kirchlichen Vorſtellungen abweichenden Ueberzeugung hergeleitet, ſofern ſie nur dem Staat nicht gefährlich werden konnte. Seine Schriften waren um ſo wirkſamer, als er Meiſter des Stils war und ſelbſt den gelehrteſten Abhandlungen durch witzige und unterhaltende Darſtellung und Anekdoten ein Intereſſe zu geben wußte. In ſeine Fußtapfen traten der geiſtreiche Weltmann St. Evremond, der, nachdem er Jahrelang unter Mazarin in den gebildetſten Kreiſen der franzöſiſchen Hauptſtadt ſich bewegt, für ſeine kritiſchen und ſkeptiſchen Arbeiten und ſeine epicureiſche Lebensphiloſophie zuerſt in Holland und dann im ſtuartſchen England eine Freiſtätte ſuchte und als Flüchtling in London ſtarb, und der gleichfalls in Holland lebende Genfer Leclerc, der in zahlreichen hiſtoriſchen, theologiſchen und philoſophiſchen Schriften des Meiſters Anſichten überbietend den Zweifel zur vollkommenen Verneinung ſteigerte.

Bayle 1647—1706

Auf entgegengeſetztem Standpunkte ſteht der als Kanzelredner, Hugenottenbekehrer und Eiferer für katholiſche Rechtgläubigkeit bekannte Boſſuet, zuerſt Erzieher des Dauphin dann Biſchof von Meaux und Mitglied des Staatsraths, ein klugee, ehrgeiziger Prälat, der ſeine Gelehrſamkeit und ſchriftſtelleriſche Begabung im Dienſte der galliceaniſchen Kirche zu verwerthen, die Wahrheit der kirchlichen Offenbarung mit Hülfe eingehender hiſtoriſcher Studien und Argumente zu begründen, dabei aber auch durch ſein

Boſſuet 1627—1704.

literarisches wie durch sein praktisch-kirchliches Wirken Gunst und Einfluß bei Hofe zu erlangen suchte. „Er verfocht die religiöse Idee, wie sie sich mit dem Staat gleichsam verschmolzen hat, und die einmal festgesetzte Doctrin, mit der Sicherheit, welche wohlbegründete Ueberzeugung und tieferes Verständniß gewähren, in dem majestätischen Ausdruck der Kirchensprache des siebenzehnten Jahrhunderts." Seine „Darstellung (Exposition) der katholischen Glaubenslehre" kann als das Programm der gallicanischen Kirche über alle streitigen Doctrinen gelten. Außer seinen geistlichen Trauerreden und polemischen Schriften wider die Protestanten („die Geschichte der religiösen Veränderung (variations) in der protestantischen Kirche") ist unter Bossuets didaktisch-rhetorischen Schriften besonders hervorzuheben: sein mit Kraft und Beredsamkeit geschriebenes, zunächst für den Dauphin Ludwig bestimmtes Werk über die Weltgeschichte (discours sur l'histoire universelle), der erste Versuch, die Geschichte als ein Ganzes und mit christlich-theologischer Beziehung aufzufassen, die Wege zu zeigen, auf welchen die göttliche Vorsehung die Menschen geleitet, an der Hand einer kosmopolitischen Uebersicht aller großen Weltbegebenheiten die Erziehung des Menschengeschlechts nach dem Rathschluß Gottes zu erkennen. Zu dem Ende suchte er einerseits die Vergänglichkeit aller irdischen Größe, anderseits die Anstalten der Vorsehung zur Entwickelung und Erhaltung eines ewig unwandelbaren Glaubens anschaulich zu machen, eine kunstvoll geordnete rhetorisch durchgeführte theologische Tendenzschrift, die aber weder dem Historiker noch dem Philosophen Genüge zu thun vermochte. In seinem, gleichfalls dem Dauphin bestimmten „Abriß der Geschichte von Frankreich", und in seiner Abhandlung: „Die Politik nach der Heil. Schrift", worin er die Uebereinstimmung der Formen der französischen Monarchie mit den Aussprüchen der Bibel nachzuweisen suchte, huldigt er einer absolutistischen Staatslehre, welche dem Fürsten unumschränkte Gewalt und Autorität, den Unterthanen als Mittel gegen Willkür und Tyrannei — demüthige Vorstellungen und Gebete gestattet. Bossuet trug, wie auch seine gefeierten Mitbewerber um die Palme der Kanzelberedsamkeit, Flechier, Bourdaloue u. A. kein Bedenken, die Ausrottung der calvinischen Ketzerei als eine der preiswürdigsten Thaten des großen Königs zu rühmen.

5. Wissenschaft und Kunst.

Alterthumskunde und Geschichtsforschung.

Nicht blos auf den Gebieten der schönen Literatur war das Zeitalter Ludwigs XIV. ein goldenes, in allen Zweigen menschlichen Wissens und Könnens wurden Anstrengungen gemacht, die zu den erfreulichsten Resultaten führten. Es ist bereits erwähnt, welche Impulse der Minister Colbert, ein Staatsmann von weitem Blick und hohem Geiste, im Sinne und zum Ruhme seines Monarchen allen Wissenschaften zu geben bemüht war, sei es durch Staatsunterstützungen, sei es durch Gründung gelehrter Gesellschaften und Vereine oder durch Förderung der höheren Bildungsanstalten. Die Naturwissenschaften, die Mathematik, die Astronomie und Geographie nahmen einen erfreulichen Aufschwung, und wenn auch die Alterthumskunde sich nicht mehr auf der früheren Höhe hielt (X, 687 ff.), wenn der größte Kenner und Erklärer der antiken Sprachen und Schriften, Claude Saumaise (Salmasius) um der Religion willen das schöne Frankreich mit Holland und Schweden vertauschte und wie schon ein Menschenalter vor ihm der Genfer Casaubonus in der Fremde sein Grab fand; so wurden doch auch unter Ludwig XIV. die klassischen Werke der griechischen und römischen Welt durch Ausgaben, Commentare und Uebersetzungen zugänglicher gemacht. Neben La Bruyère, Fontenelle u. a. war die Uebersetzung des Homer durch Frau Dacier ein weitverbreitetes Buch, und der Jesuit Pelresque, der mit den ersten Gelehrten seiner Zeit in brief-

lichem oder perſönlichem Verkehr ſtand, hat um die Begründung der Archäologie ſich weſentlich verdient gemacht. Die Editionen der Klaſſiker „zum Gebrauch des Dauphin" (in usum Delphini), obſchon mehr ausgezeichnet durch typographiſche Ausſtattung als durch inneren Werth, trugen gleichfalls zur Verbreitung der Alterthumskunde bei. — Ebenſo blieb auch die Geſchichtſchreibung und Geſchichtforſchung nicht ohne Pflege, wenn gleich auch hierin das ſechzehnte Jahrhundert größere Leiſtungen aufzuweiſen hatte. Unter den gelehrten Arbeiten, deren Hauptzweck auf die Zuſammenſtellung und Anordnung des Materials, auf die Beſchaffung der Fundamente zum Unterbau der Hiſtoriographie gerichtet war, ſtehen in erſter Reihe: Tillemonts Schriften über die römiſche Kaiſergeſchichte und die erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche, ein Werk, das Gibbon bei ſeiner Geſchichte des Untergangs des römiſchen Reichs fleißig benutzt hat; Pagi's kritiſche Forſchungen der kirchlichen Annalen des Baronius, ein gründliches und mit Geiſt abgefaßtes Werk vom freiſinnigen Standpunkte der galliceaniſch-katholiſchen Kirche; Beauforts kritiſche Schrift „über die Ungewißheit der fünf erſten Jahrhunderte der römiſchen Geſchichte", worin mit gelehrter und kritiſcher Prüfung der Schriftſteller nachgewieſen wird, daß die traditionelle Geſchichte des älteſten Rom nirgends eine urkundliche Gewähr für ſich habe; Rollins fleißige, aber kritikloſe „römiſche Geſchichte"; und Du Cange's Wörterbücher (Gloſſarien) über die Latinität und Gräcität des Mittelalters, wodurch das Verſtändniß des Feudalrechts und der Zuſtände des Mittelalters ſehr gefördert ward. Dieſe und andere hiſtoriſche Sammelwerke, vor Allem die erſte ſyſtematiſche Zuſammenſtellung der alten franzöſiſchen Hiſtoriker von André Duchesne, die Sammlung von Urkunden über die Kirchengeſchichte Frankreichs von Baluze, Coiberts Bibliotheear, die „Orientaliſche Bibliothek" von Herbelot u. a. W. verdankten der königlichen Protection ihren Urſprung und Fortgang. So verdienſtvoll indeſſen dieſe und ähnliche gelehrte Werke und Sammlungen ſein mochten, dem Bedürfniß der gebildeten Stände für hiſtoriſche Belehrung oder Unterhaltung konnten ſie nicht genügen; dafür mußte eine Geſchichtſchreibung ins Leben gerufen werden, welche mehr mit dem Geſchmack, mit der ſprachlichen und ſtiliſtiſchen Geſammtbildung der Zeit übereinſtimmte. So entſtanden denn Geſchichtswerke, bei denen es mehr auf eine angenehme Lectüre als auf kritiſche und wahrhaftige Durchforſchung und Verarbeitung des hiſtoriſchen Stoffes abgeſehen war, wie die franzöſiſche Geſchichte von Varillas, die Verſchwörung gegen die Republik Venedig im J. 1618 von St. Real, die geſchichtlichen Werke des Abbé René Aubert de Vertot über die Revolutionen in Rom, in Portugal, in Schweden und über den Orden von Malta u. a. W. Aber weder dieſe wenig gründlichen und zuverläſſigen Geſchichtsbücher noch die zahlreichen Memoiren der Zeit konnten den hiſtoriſchen Sinn und das Bedürfniß der Menſchen nach wahrhaftiger Geſchichtserkenntniß befriedigen; man verlangte eine Hiſtoriographie im Geiſte des griechiſchen und römiſchen Alterthums oder der Italiener des ſechzehnten Jahrhunderts; aber dieſes Verlangen blieb unbefriedigt; das Zeitalter Ludwigs XIV., in allen übrigen Wiſſenſchaften und Künſten ein muſterſchaffendes, brachte keinen Hiſtoriker erſten Ranges hervor; denn das Geſchichtswerk des Hugenotten d'Aubigné, „gedankenreich, markig und gedrungen", (X, 709) gehört einem früheren Menſchenalter an. Der einzige Mann, der die Aufgabe eines wahren Hiſtorikers begriff, war François de Mezeray, Verfaſſer einer Geſchichte von Frankreich. Dieſer zwar keineswegs elegante aber gründliche Schriftſteller faßte das Nationalleben in ſeiner Tiefe und Totalität auf und ſtellte im Geiſte der Fronde, der er einſt durch Flugſchriften gedient, das Syſtem der Generalpächter und das ganze drückende Abgabe- und Steuerweſen mit männlichem Freimuth in ein ſo grelles Licht, daß er darüber die Stelle und den Gehalt eines königlichen Hiſtoriographen verlor. Wie ſollte auch in einer Zeit, da

Vertot 1655—1735.

Mezeray 1610—1686.

die ganze Nation für das Königthum schwärmte, da mit der absoluten Monarchie ein Cultus getrieben ward, eine würdige, freimüthige und charaktervolle Historiographie aufkommen? Wie viele Anerkennung man immer dem gründlichen Fleiß eines Jean Mabillon, des Begründers der diplomatischen Wissenschaft zollen mag; so viel Belehrung die ausführliche Geschichte Frankreichs von dem Jesuitenpater Daniel oder die Kirchengeschichte des Abbé de Fleury darbieten mag; von dem Ziele der wahren Geschichtschreibung sind sie nach Form und Inhalt weit entfernt. Fast sämmtliche Historiker gehörten dem geistlichen Stande, meistens dem Ordensclerus an, und ihr Hauptstreben war dahin gerichtet, die Begebenheiten im Interesse der Kirche und des Königthums darzustellen. Den Charakter und den Genius eines Thukydides oder Tacitus durfte man in den Tagen eines Louis XIV. bei geistlichen Schriftstellern nicht suchen. Der einzige Mann, der nach Mezeray noch ein Verständniß für die Aufgabe und die Tugenden eines echten Geschichtschreibers zeigte, der mit Wahrheitsliebe und unparteiischem objectiven Sinn an seinen Gegenstand herantrat, war der Hugenotte Rapin de Thoyras, der dem Inselande, das dem Flüchtigen nach der Aufhebung des Nanter Edikts ein Asyl gewährte, seinen Dank durch die charaktervolle Darstellung der Geschichte Englands abtrug.

Jurisprudenz und Staatswissenschaft

Auch in dem Gang der Rechtsstudien bemerkt man ein ähnliches Bestreben, die Errungenschaften des Alterthums mit den Zeitbedürfnissen und Zeitideen in Uebereinstimmung zu setzen, wie bei der Alterthumskunde. Wenn im Zeitalter der Renaissance der uns bereits bekannte Cujarius (X., 691. XI., 432) seine erstaunliche Arbeitskraft dazu verwendet hat, den Zeitgenossen die Pandekten verständlicher und zugänglicher zu machen, indem er den Text durch Vergleichung vieler Handschriften verbesserte, den Sinn und die wahre Bedeutung der Rechtsbestimmungen zu erforschen, durch Noten und Commentare zu erklären und festzusetzen sich bemühte, wenn er durch seine Studien und Arbeiten wesentlich zu der systematischen Ausbildung des römischen Rechts und der gesammten Rechtswissenschaft beitrug, unterstützt durch die gleichzeitigen Leistungen ähnlicher Art in andern Ländern (X, 901); so waren die späteren Generationen mehr bestissen, den gehobenen Schatz zu hegen und zu pflegen, die Rechtsinstitute des Alterthums für die Gegenwart nutzbringend zu machen, die Landesrechte an der Hand der römischen Jurisprudenz auszubilden, zu ordnen und wissenschaftlich zu gestalten. So wurde in Frankreich eine Verbindung und Durchdringung des römischen Rechts und der Landesrechte angestrebt durch Dumoulin, der eben so kundig der alten wie der neuen Rechte „die Pariser Coutumes praktisch commentirte und sich den Namen des französischen Papinian erwarb. Von den Begriffen des römischen und des altfranzösischen Rechts aus setzte sich Dumoulin auch dem Vordringen der päpstlichen Autorität entgegen". — Auch auf die Entwickelung der staatsrechtlichen Ideen übten die römischen Rechtsanschauungen ihre Gewalt, um so mehr als sie der Ausbildung des monarchischen Absolutismus förderlich schienen. Die Ansichten von einem durch Verträge und Volksrechte beschränkten Königthum, wie sie unter dem Einfluß calvinischer Doctrinen bei einem Languet und Boëtie hervorgetreten (X, 710), wurden durch die revolutionären und anarchischen Bewegungen in den letzten Decennien des sechzehnten und den ersten des siebzehnten Jahrhunderts mächtig erschüttert und das absolute Erbkönigthum wie in der Wirklichkeit so auch in der Theorie als göttliche Institution, als Fels in dem wogenden Staatsleben aufgestellt. War doch schon, wie erwähnt, Jean Bodin, ein mit den letzten Gliedern des Hauses Valois vielfach verbundener Rechtsgelehrter, angesichts der Unsicherheit der öffentlichen Zustände zu Ansichten gelangt, die der unbedingten Monarchie sehr nahe kamen. In dem berühmten Werk „vom Staat" untersuchte Bodin das Wesen und die Vorzüge und Nachtheile der verschiedenen Staatsformen und redete

Bodin 1530—1596.

der abſoluten concentrirten Staatsgewalt, wie ſie die römiſche Geſetzgebung vorzeichnete, im Gegenſatz zu den zerfahrenen Zuſtänden des mittelalterigen Lehnſtaats das Wort. Geht er auch keineswegs ſo weit, daß er, wie ſpäter Hobbes theoretiſch, oder wie die Hof- und Staatsmänner Ludwigs XIV. praktiſch das Prinzip des l'état c'est moi aufſtellte und befolgte; iſt er auch der Anſicht, daß es ſich empfehle, dem Volke ein Steuerbewilligungsrecht zu gewähren, wenn gleich nicht als unbedingtes Staatsgrundgeſetz, da es Fälle geben könne, wo der Fürſt, dem das allgemeine Wohl anvertraut ſei, die Beiſtimmung der Stände nicht abwarten könne; ſo erſcheint ihm doch Ungehorſam und Anarchie als eine ſo große Gefahr, daß eine monarchiſche Autokratie dagegen als ein kleineres Uebel anzuſehen ſei. „Beſonders iſt Bodin durchdrungen von dem Begriffe der Majeſtät, welche dem Fürſten zukomme, über dem Niemand ſei als Gott allein; aus dieſem leitet er das Recht des Kriegs und Friedens, des Lebens und des Todes, die Exemtion von den Geſetzen, das oberſte Gericht und beſonders die Hoheit über die Geiſtlichkeit her, deren Reichthümer, Vorrechte und ſelbſtändige Befugniſſe ihm verwerflich ſcheinen". Der Souverän ſei in ſeinem Gewiſſen an ſeine Eide und Zuſagen gebunden, halte er ſich aber nicht daran, ſo habe Niemand das Recht, denſelben, ſofern er ein von Gott eingeſetzter legitimer Fürſt iſt, zu zwingen; Unterwerfung unter die königliche Gewalt aus Liebe zur Ordnung und zum Vaterland müſſe demnach als Fundamentalgeſetz gelten. Wie die engliſchen Tories hält alſo auch Bodin den Grundſatz von dem paſſiven Gehorſam gegenüber dem legitimen Staatsoberhaupt aufrecht, und auch darin ſtimmt er mit den Oxforder Hochkirchenmännern überein, daß er der Idee einer Staatskirche den Vorzug gibt und es als ein Unglück anſieht, wenn es in Einem Reiche mehr als Eine Religion gebe. Aber er iſt weit entfernt, gewaltſame Bekehrungen zu billigen. Sei es einmal durch den Willen des allmächtigen Gottes geſchehen, daß verſchiedene Bekenntniſſe in einem Lande beſtehen, ſo müſſe der Fürſt die Abgewichenen lieber dulden, als den Staat in Gefahr bringen; vor Allem müſſe er ſich hüten, die Waffen gegen ſie zu führen, ſchon um der Möglichkeit willen, von ſeinen Unterthanen beſiegt zu werden, wodurch die Autorität erſchüttert würde. Hätte Bodin die Zeit der Hugenottenbekehrungen unter Ludwig XIV. erlebt, ſo würde er nimmermehr in die Lobpreiſung der royaliſtiſch-klerikalen Ultras eingeſtimmt haben. Von der Apologetik eines Boſſuet, der die abſolutiſtiſche Gewaltherrſchaft aus der heil. Schrift zu rechtfertigen ſuchte, oder von der unwürdigen Servilität der Staatsmänner und Höflinge am Throne des „großen" Ludwig, welche das politiſche Leben der Nation gleichſam auslöſchen und auf ein einziges geweihtes Haupt übertragen wollten, war er weit entfernt. Nur wo alle Organe die ihr von der Natur zugewieſenen Funetionen verrichten, könne Geſundheit und Lebenskraft beſtehen. — Auch das Privatrecht wurde an der Hand des römiſchen ausgebildet. Jean Domat aus Auvergne, ein intimer Freund von Pascal und gleich dieſem aus Portroyal hervorgegangen, ſchrieb ein klaſſiſches Werk „über die bürgerlichen Rechte in ihrer natürlichen Ordnung", wie ſie ſich in der Familie und der menſchlichen Geſellſchaft ausprägen, ein Werk von chriſtlich ideal-philoſophiſchem Standpunkt, das, wie ein franzöſiſcher Hiſtoriker ſich ausdrückt, dem von Cujacius aufgeſtellten und neugeſchaffenen Rechtskörper die Seele hinzufügte. Obwohl Janſeniſt wurde Domat doch auf die Empfehlung des Miniſters d'Agueſſeau von Ludwig XIV. begünſtigt.

Kunſtgeſchmack und Kunſtthätigkeit.

Gleich der Literatur ſtanden auch die ſchönen Künſte im Dienſte des Hofes. Haben die früheren franzöſiſchen Könige im Louvre, im Schloſſe von Fontainebleau und in ſo manchen andern impoſanten Gebäuden die Architectur der italieniſchen Renaiſſance nach Frankreich verpflanzt, ſo wurde Ludwig XIV. der Begründer eines neuen Kunſtſtiles, der zum Gewaltigen das Zierliche, zur einfachen Größe den Schmuck und die bunte Mannichfaltigkeit hinzufügend als „Roeoco" eine kunſtgeſchichtliche Bedeutung in ganz

Europa erlangt hat. In dem Schloſſe zu Verſailles mit ſeinen Prachtſälen und Galerien, mit ſeinen Gartenanlagen, Baumgängen und Springbrunnen, bei deſſen Bau die erſten Architekten, vor Allen die beiden Manſart, Oheim und Neffe, thätig waren, bei deſſen Ausſchmückung mit Decken- und Wandgemälden, mit Bildwerken und Ornamenten die erſten Maler, wie Lebrun, Jouvenet, Mignard und die geſchickteſten Bildhauer wie Girardon, Coyſevox, Desjardins Hand anlegten, wirkten alle Künſte zuſammen, um ein der monarchiſchen Macht und Herrlichkeit des großen Königs entſprechendes Denkmal zu ſchaffen. Wie man auch immer über die Kunſtrichtung des Rococo urtheilen mag, durch die techniſche Ausbildung des Einzelnen, duech die zierliche reiche Decoration im Innern, durch die Anwendung überlegter Kunſtregeln hat ſie ihren Werken ein graziöſes Gepräge aufgedeückt, das mit dem ganzen Geſchmacks- und Bildungsſtand des Zeitalters, mit dem Ueberwiegen von Form und Geſetz über Genie und Einbildungskraft

Nic. Pouſſin 1594—1665.

in Uebereinſtimmung war. Der ſteenge antikiſieende Stil eines Nicolaus Pouſſin, des ältern, der ſowohl als Hiſtorienmalee wie als Schöpfer der heroiſchen Landſchaft ein würdiger Vertreter franzöſiſcher Kunſtleiſtung im Zeitalter des Eclectieismus (X, 385 ff.) war, ſtand nicht mehr mit dem Zeitgeſchmack in voller Harmonie: wie in der Tragödie Coeneille und Raeine zwar ſich an die Vorbilder und Regeln der antiken Dramaturgie hielten, aber durch Beiziehung romantiſcher Eiemente ihren Schöpfungen einen milderen Charakter aufprägten, ſo auch die Maler. Durch die vteileicht auf Pouſſins Aneegung von Colbert 1667 gegründete Akademie von St. Luca in Rom wurde die feanzöſiſche Kunſt mit dee italieniſchen in Veebindung gehalten. Wäheend Nicolaus Pouſſin ſich völlig in den Sinn des Aiterthums zu verſenken und von dieſer Anſchauung aus ſeine Compoſitionen zu geſtalten ſuchte, ſteeifte ſchon ſein Schwager Caſpar Dughet,

Caſpar Pouſſin (Dughet) 1613—75.

gleichfalls Pouſſin genannt, in ſeinen landſchaftlichen Bildern das Strenge und Herbe ab und ging zu einer freieren Behandlung, zu einer lebensvolleren Fülle und Friſche übee. Dieſer durch moderne Sentimentalität und verfeineete Zeitbildung gemäßigte antikiſirende Charakter gab der feanzöſiſchen Kunſt ihr eigenthümliches Gepräge. Der

Vouet 1582—1641.

kühne Naturalismus des den Venetianern und dem Caravaggio nachſtrebenden Malers

Leſueur 1617—55.

Simon Vouet vermochte nlcht durchzudringen; ſchon ſein Schüler, Euſtache Leſueur lenkte in die edleren Schönheitsformen der ältern Italiener ein und gelangte dadurch zum Ausdruck einer milden und liebenswürdigen Gemüthsſtimmung, der beſonders in ſeinen Seenen des Mönchslebens hervortritt. Dee eigentliche Repräſentant der franzöſiſchen Malerei im Zeitalter Ludwigs XIV. war der königliche Hofmaler Charles Le-

Lebrun 1619—1690

brun, der vorzugsweiſe die künſtleriſchen Unternehmungen zu leiten hatte und das Haupt einer ganzen Cohorte von Künſtlern und Technikern aller Art war. Lebrun war ein Mann von großer Begabung, aber er wandte ſein Talent vorzugsweiſe dazu an, „jene theatraliſche Scheingröße, welche für dieſe Epoche der franzöſiſchen Geſchichte ſo charakteriſtiſch iſt, zur künſtleriſchen Ausbildung zu bringen. Seine großen und umfaſſenden Darſtellungen haben ein pomphaft decoratives Gepräge, in welchem er ſeinem Zeitgenoſſen Cortona ebenbürtig zur Seite ſteht; inneres Gefühl, individualiſirende Geſtaltung, Klarheit und Gemeſſenheit in Auffaſſung und Anordnung werden in ihnen mehr oder weniger vermißt". Seine Kunſtrichtung blieb das Vorbild für das ganze

Claude Lorrain 1600—1682.

folgende Jahrhundert bis zur Revolution. Weit höher als Lebrun ſteht jedoch Claude Gelée, bekannt unter ſeinem Heimathsnamen Lorrain, ein Landſchaftsmaler, bei dem ſich die plaſtiſche Strenge der Linienführung Pouſſins zum anmuthsvollſten Wohllaut auflöſte, der wie kein anderer Meiſter es verſtand, „in die Geheimniſſe des Naturlebens zu dringen und im bezaubernden Spiele des Sonnenlichts, im Schmelz thauiger Gründe, im Reiz duſtig abgetönter Fernen eine Stimmung zu erreichen, die wie eine ewige Sabbathfeier in die Seele dringt. Bei ihm iſt alles Glanz, Licht, ungetrübte Klarheit und

harmonie eines erſten Schöpfungsmorgens im Paradieſe". Aber in Paris und Verſailles war für eine ſolche Kunſtrichtung keine Stätte; ein Sohn armer Lothringer Eltern verbrachte er den größten Theil ſeines Lebens in Italien, zumal in Rom, wo er auch ſtarb mit Hinterlaſſung eines anſehnlichen Vermögens, das ihm ſeine zahlreichen Landſchaftsbilder eingetragen.

Schluß.

Die große Zahl geiſtreicher und geſchmackvoller Schriftſteller und Künſtler, welche von der Mitte des ſiebenzehnten bis in die erſten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts das franzöſiſche Geſellſchaftsleben beherrſchten, die Geſetze des Geſchmacks und der feinen Bildung in allen Erzeugniſſen der Kunſt, der Literatur, des geiſtigen Verkehrs für ganz Europa aufſtellten, die Formen des Umgangs, die Regeln der Mode feſtſetzten, hat die lange Regierung Ludwigs XIV. und die nächſten Jahre zu einem goldenen Zeitalter der Cultur und der ſchöngeiſtigen Ausbildung erhoben, wie die Geſchichte nur wenige Epochen zu verzeichnen hat. Man könnte die Zahl der Namen, welche nur die Spitzen und Hauptträger dieſes literariſchen und künſtleriſchen Reichthums bezeichnen, leicht um das Doppelte erhöhen, ohne die ganze Fülle der Kräfte und Leiſtungen zu erſchöpfen. Gar manche Sterne, die damals am geiſtigen Horizont glänzten, ſind in der Folge ſpurlos verſchwunden. Wer lieſt noch, außer den Literarhiſtorikern den Bovier de Fontenelle aus Rouen, den Neffen des großen Corneille, der nicht blos durch die ſchon erwähnten Idyllen oder Schäfergedichte ſich einen Namen machte, ſondern auf allen Gebieten des Könnens und Wiſſens in gebundener und ungebundener Rede die formalen Vorzüge entfaltete, die damals ſo hoch geſchätzt wurden, der zwei Menſchenalter hindurch der beſtändige Secretär der Akademie geweſen und ſowohl wegen univerſeller Bildung und ſeinen Geſchmacks als wegen ſeiner liebenswürdigen Umgangsformen in ganz Europa berühmt war! Ein echter Schöngeiſt ohne Tiefe und Originalität aber Meiſter der eleganten Diction in Schrift und Rede hat Fontenelle in ſeinem langen Leben als Philoſoph im Geiſte Montaigne's, als Gelehrter und als Dichter geglänzt, ohne daß ſeine Werke bei der Nachwelt ſich in großem Anſehen zu behaupten vermocht hätten. Denn wie ſollten poetiſche Productionen dauernden Beifall finden, welche kein höheres Ziel hatten, als eine angenehme Unterhaltung zu ſchaffen? Und doch hat Fontenelle dramatiſche Stücke aller Gattungen, Komödien, Tragödien und Singſpiele verfaßt, hat Fabeln, Epigramme und kleinere Poeſien in glatten zierlichen Verſen gedichtet, hat eine ganze Reihe akademiſcher Gedächtnißreden oder Elogien geſchrieben und gehalten, hat in einer Sammlung von Briefen, die er ſelbſt als „galante" bezeichnete, nicht nur mit Balzac und Voiture, ſondern ſelbſt mit Frau von Sevigné gewetteifert, hat in kritiſchen Abhandlungen über Poetik und Rhetorik im Verein mit Perrault die damals viel behandelte Streitfrage über die Vorzüge der antiken und modernen Dicht- und Redekunſt zu Gunſten der letzteren zu entſcheiden geſucht, hat mit Fenelon durch „Todtengeſpräche" in der ſkeptiſchen und ironiſchen Richtung Lucians gewetteifert. — Eben ſo wenig hat Fontenelle's Rivale Houdart de la Motte die Unſterblichkeit erlangen können, die ihm ſeine Eitelkeit und ſeine Selbſtüberſchätzung vorſpiegelte. Ohne Genie aber begabt mit großem Nachahmungstalent hat er ſowohl in der dramatiſchen als lyriſchen Poeſie nur Werke geliefert, die er älteren Dichtern entlehnt oder abgeſehen hatte. Und doch hatte auch Lamotte viele Verehrer und Bewunderer, wie ſehr auch immer ſowohl ſeine poetiſchen Erzeugniſſe als ſeine Theorie der Dichtkunſt den Beweis lieferten, daß dem ſpäteren Zeitalter Ludwigs XIV. Sinn und Verſtändniß für jede echte Poeſie abgingen. Den Zeitgenoſſen des alten Monarchen und des Regenten war die Poeſie nur ein Mittel und Werkzeug Wohlgefallen zu erregen, das Leben zu verſchönern, höchſtens noch eine nützliche Moral oder Belehrung mit der Unterhaltung zu verbinden. Phantaſie und Begeiſterung, der Born aller wahren Poeſie,

Fontenelle 1657—1757.

Lamotte 1672—1731.

ſtehen bei ihnen im Dienſte des Verſtandes und unter der Zucht kritiſcher Grundſätze. Ein natürlicher Aufſchwung der Seele, ein inneres Schauen gelten ihnen als Eigenſchaften, die nur durch Anwendung des Zügels zweckmäßig gebraucht werden können. Pegaſus muß von Verſtand, Kritik und Regel gelenkt und geleitet werden; Reflexion, Studium und äſthetiſche Bildung ſind die Schule und Lehrmittel des Dichters. Den Parnaß erſchwingt man nicht mit dem Auge des Sehers, man erreicht ihn durch mühſames Aufſtelgen mittelſt zweckmäßiger Hülfsmittel. Es war gleichſam eine Reaction gegen dieſe conventionellen Geſchmacksregeln, gegen dieſe „Unterhaltungen des Witzes und Verſtandes", daß ſich am Ende des Jahrhunderts eine Fluth von Feenmärchen aufthat, die nach dem Vorbilde der orientaliſchen Erzählungen „Tauſend und eine Nacht" der freien Einbildungskraft ihr Recht zu vindleiren ſuchten. Am bekannteſten waren „die Märchen meiner Mutter Gans" von dem genannten Karl Perrault, dem Verfechter der modernen Literatur im Vergleich mit den Alten, und die „vier Fakardine" des Grafen Anton von Hamilton. Meiſtens von Damen cultivirt (La Force, d'Annoy u. a.) wurden die Feenmärchen mit der Zeit zu pädagogiſchen Zwecken ausgebeutet. Selbſt Fénélon hat für die Erziehung des Herzogs von Bourgogne ſolche Spiele der Phantaſie geſchrieben.

II. Philoſophie.

1. Carteſius, Geulinx und Malebranche.

Das Suchen nach übernatürlicher Wahrheit.

Die moderne Geſammtbildung ging zunächſt aus dem Beſtreben hervor, die Feſſeln abzuſtreifen, welche das Mittelalter der freien menſchlichen Entwickelung auf allen Lebensgebieten angelegt, mit der Tradition zu brechen und auf das Urſprüngliche zurückzugehen. Nachdem die Naturwiſſenſchaft und Aſtronomie ſich von den kirchlichen Banden befreit, die Reformation gegen den Dogmatismus der Scholaſtik Proteſtation erhoben, ſuchte der denkende und forſchende Geiſt auf neuen Wegen, ohne ſich an die Vorausſetzungen einer geoffenbarten Wahrheit, einer poſitiven Wiſſens- und Glaubensnorm zu halten, zu einer höheren Erkenntniß über das Univerſum, zu einer weiteren und freieren Weltweisheit emporzuſteigen. Copernicus und ſeine Nachfolger hatten die mittelalterige Gebundenheit der Weltanſchauung in ihrer äußern Erſcheinung zerriſſen, durch die Reformatoren war das kirchliche Glaubensſyſtem erſchüttert worden; nun galt es zunächſt aus dem Vorrathshauſe geiſtiger Arbeiten und Errungenſchaften neue Waffen und Werkzeuge für einen ſelbſtändigen Wiſſenſchaftsbau auszuſuchen. Was war da natürlicher, als daß man die verſchiedenen Geſtaltungen der Gedankenwelt des griechiſchen Alterthums von Neuem als Inbegriff des philoſophiſchen Erkennens und als Richtſchnur des Lebens aufſtellte, nur bereichert und im Einzelnen rectifiſeirt durch die neuen Entdeckungen in den Räumen des Himmels und der Erde? Wir haben geſehen, wie bereits am Ende des ſechzehnten Jahrhunderts der Italiener Bruno, von mathematiſchen und aſtronomiſchen Studien ausgehend durch eine neue Naturphiloſophie den Dualismus zwiſchen

Gott und Welt, Geiſt und Materie auszugleichen verſuchte und ſeine Kühnheit mit dem Flammentod büßte (IX, 941). Schon im fünfzehnten Jahrhundert, als Copernicus die Welt des Scheines mit gewaltiger Hand zerſchlug und die Geiſter ſo mächtig aufregte, hatte der uns bekannte Cardinal Nicolaus Cuſanus (VIII, 277) Biſchof von Brixen eine Gottes- und Weltlehre aufgeſtellt, die auf ſkeptiſchen und myſtiſchen Grundformen beruhend zu ähnlichen Reſultaten und Speculationen gelangt war, wie ſie ein Jahrhundert ſpäter in den Schriften Bruno's vorgetragen wurden: allein in jenen Tagen der Morgenröthe des Humanismus und der unbefangenen Hingebung der höheren Geiſtlichkeit an die Studien des Alterthums und an eine von der Kirche emancipirte Weltweisheit erregten die lateiniſch geſchriebenen Werke des geiſtlichen Theoſophen und Naturweiſen weniger Anſtoß als in den Tagen reformatoriſch-proteſtantiſcher Kämpfe die meiſtens in italieniſcher Sprache abgefaßten Schriften Bruno's. Daß Italien, die Pflanzſtätte des Humanismus, nicht unberührt bleiben würde von der geiſtigen Sturm- und Drangperiode des ſechzehnten Jahrhunderts war natürlich; aber bei der raſchen Lebendigkeit des Volkes gerieth der Forſchungsgeiſt leicht ins Schrankenloſe, Unhaltbare und Schwärmeriſche. Giordano Bruno war ein Bruno 1550—1600.
mit ungewöhnlichen Gaben und Kenntniſſen ausgerüſteter Mann von dichteriſchen Anlagen, der dem Dominicanerorden entflohen ein bewegtes Wanderleben führte und zuletzt als er nach mancherlei Schickſalen in Genf, Paris, London und Wittenberg zu Padua philoſophiſche Vorleſungen zu halten wagte, von den Venetianern der römiſchen Inquiſition ausgeliefert ward, die ihn nach zweijährigen Kerkerleiden öffentlich verbrennen ließ, auf dem Campoſiore, da wo in unſern Tagen das geeinigte Italien dem Märtyrer der wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung und der freien Forſchung ein Denkmal ſetzte. Fußend auf der Lehre des Platonikers Ficino, daß die Gottheit in zahlloſen Formen oder Seelen über das Weltall ausgegoſſen ſei, hat Bruno alle dieſe Seelen in Eine zuſammengefaßt, in die Seele der Welt; ſie iſt Verſtand (Intelligenz, Geiſt), Seele und Körper zu gleicher Zeit, iſt Gott und Natur mit einemmal. Seine Lehre, daß die Welt (das Univerſum) als die geſchaffene Natur Eins ſei mit der Gottheit als der ſchaffenden, und beide ewig und unvergänglich, iſt eine geiſtreich entwickelte und mit Kraft und Wärme vorgetragene Erneuerung des althelleniſchen Pantheismus. Zu gleicher Zeit wurden auch die übrigen philoſophiſchen Syſteme des Alterthums in verjüngter Geſtalt vorgetragen, der Stoicismus durch Juſtus Lipſius, der Epicureismus mit ſeiner materialiſtiſchen Weltanſchauung durch Gaſſendi, der Skepticismus in milderer, populärer Form durch Montaigne und durch den Geiſtlichen Charron, der wie Leſſing, „das Suchen der Wahrheit, die in Gottes Schooß wohnt", als die Aufgabe des Menſchen und die Begränzung des forſchenden Geiſtes aufſtellte. Ariſtoteles wurde als das Haupt der katholiſchen Schulphiloſophie, als „die gottloſe Wehr der Papiſten" Anfangs von den reformatoriſchen Begründern des neuen Geiſteslebens verworfen und

bekämpft, dann aber von den Subtilitäten und Entstellungen der Scholastik befreit wieder in seine Rechte eingesetzt. Alle diese Restaurationen antiker Denkformen und Philosopheme gaben Zeugniß von dem Verlangen der damaligen Welt, aus der erstarrten Scholastik zu einem neuen Leben aufzusteigen, von dem Durst der Seele nach dem frischen Born der Erkenntniß. Zu diesen vorbereitenden und neue Wege suchenden Geistern darf auch der Dominicaner Thomas

Campanella 1568—1639.

Campanella aus Calabrien gerechnet werden, der den Versuch, neuen Wein in alte Schläuche zu fassen, indem er politische und sociale Reformen auf dem Grunde der Kirchenlehre und des Papismus aufbauen, aus dem Grabe des spanischen Absolutismus und der abgestorbenen Mönchsreligion Rettung bei einer unbeschränkten und allmächtigen Weltherrschaft des Pontificats suchen wollte, mit vieljährigem Gefängniß in Neapolitanischen Kerkern, mit Verfolgung und Exil büßen mußte, bis ihn der Tod in Paris von allen Leiden erlöste.

Das Dasein Gottes aus der Gewißheit der eigenen Existenz beweisend, sieht Campanella in der Welt ein lebendiges Abbild der mit den „Primalitäten" Macht, Weisheit und Liebe ausgestatteten unendlichen Gottheit, welche ihr Wesen und Sein in den Weltraum und in die vergänglichen Dinge ausgießt und wie ein erquickender Regen in der Pflanzenwelt alles Creatürliche mit Leben und Freude füllt. Von diesem Grundprinzipe ausgehend machte Campanella den Versuch, eine Theorie der Erkenntniß aufzustellen, eine systematische Gliederung alles Wissens zu begründen. Unter seinen zahlreichen Schriften, von denen er die meisten im Gefängniß verfaßt hat, ist am bekanntesten „der Sonnenstaat", ein lateinisch in Dialogform geschriebenes Ideabild eines Staats nach Art der platonischen Republik oder der Utopia von Thomas Morus. Die platonische Doctrin von der Herrschaft der Philosophen nimmt bei Campanella die Gestalt einer Priesterherrschaft unter der Suprematie des Papstes an, der die weltlichen Gewalten untergeordnet sein müßten. In dem Kopfe des Dominicaners bewegte sich eine eigenthümliche Welt voll kühner großartiger Gebilde und seltsamer halb mystischer halb trivialer Träumereien. Auch philosophische Gedichte hat Campanella verfaßt, von denen Herder eine Anzahl als „Seufzer eines gefesselten Prometheus aus seiner Kaukasushöhle" in der Adrastea ins Deutsche übertragen hat.

Cartesius 1596—1650.

Auf solchen Stufen und Grundlagen wurde der Bau der neueren Philosophie aufgeführt und zwar gleichzeitig in der doppelten Richtung des Realismus und Idealismus durch Baeon von Verulam und durch René Descartes. Von dem englischen Staatsmann und Philosophen, dem Begründer des Realismus haben wir früher gehandelt (S. 263 ff.). Auf entgegengesetztem Standpunkte steht René Descartes (Cartesius) einem altfranzösischen Geschlechte in Touraine entsprossen. Obwohl der katholischen Kirche angehörend und in einem Jesuitencollegium erzogen fand der philosophische Denker doch, als er nach mehreren Wanderjahren und Kriegsdiensten in Deutschland und gegen die Hugenotten sich ausschließlich den Studien und Wissenschaften widmete, daß die klerikal-absolutistische Atmosphäre seines Vaterlandes für seine geistige Entwickelung nicht geeignet sei; er soll gesagt haben, die Luft von Paris verhindere das abstrakte Denken. Er nahm seinen Aufenthalt in Amsterdam, wo er fern vom Gewühle des commerciellen

Treibens seine meisten Schriften verfaßte, sowohl die Abhandlungen in französischer Sprache, „philosophische Essays“ genannt, als die zwei lateinischen Hauptwerke: »Meditationes de prima philosophia« und »Principia philosophiae«. Im Jahre 1649 folgte er einem Rufe der Königin Christine nach Stockholm. In dieser Stadt des Nordens fand er nach einigen Monaten seinen Tod, seine Gebeine wurden in der Folge nach Paris gebracht und in der Genovefakirche beigesetzt. Descartes kannte die philosophischen Lehrmeinungen des Alterthums aber unbefriedigt von den Resultaten schloß er sich an kein System unbedingt an; in so fern durfte er mit Recht die Ehre der Originalität in Anspruch nehmen, auf die er so großen Werth legte. Dabei ist jedoch nicht zu verkennen, daß er von fremdem Gute sich Manches angeeignet hat, aber die Art wie er es verwerthete, wie er die Gedankensplitter Anderer mit den Gebilden des eigenen schöpferischen Geistes zu einem kühnen und großartigen Lehrgebäude geschickt und harmonisch zu verbinden verstand, hat ihm den verdienten Ruhm eingetragen, als Vater der modernen Philosophie gefeiert zu werden.

Descartes begann mit dem Zweifel: „Alles was die denkende Vernunft nicht geprüft hat, sind Meinungen, die wir entweder unter dem Einfluß der Erziehung, unter fremder Autorität oder unter dem Eindruck der Sinne aufgenommen haben. Mithin dürfen wir solche Meinungen nicht als Erkenntnisse betrachten, denn wir haben keine Bürgschaft dafür, daß sie wahr sind“. Von allen solchen überkommenen Meinungen sich durch kühne Skeptik losmachend suchte er nach einem Fundamente zu einem neuen Lehrgebäude. Da stellt sich ihm der Zweifel selbst als ein Grund- und Eckstein dar, die Gewißheit des Zweifels gilt ihm als feststehend; wo aber Zweifel ist, ist Denken und Selbstbewußtsein. Von diesem Denken und Selbstbewußtsein ausgehend schließt Cartesius, in folgerichtigem logisch-mathematischen Gedankengang, auf die Existenz der denkenden Substanz, der Seele mittelst des berühmten Satzes: „Ich denke, also bin ich“ (cogito ergo sum). Was nun dieser denkenden Substanz, der Seele oder dem Geist als klar und deutlich Gedachtes innewohnt, muß wahr sein. Dahin gehört vor Allem die Idee von einem höchsten vollkommenen Wesen, die eine angeborne sein müsse, da nicht der unvollkommene Mensch, sondern nur Gott selbst der Urheber davon sein könne. So folgert denn der Philosoph aus dem Vorhandensein der Vorstellung von einem absolut vollkommenen Wesen in der menschlichen Seele die Existenz eines solchen Wesens, ohne welche die Vorstellung nicht möglich wäre. Aus der der Seele eingebornen Idee Gottes schließt er auf das Dasein Gottes und aus dem Bewußtsein der Endlichkeit des eigenen Ich auf die Wirklichkeit einer unendlichen Substanz. Und wie er aus einer der Seele eingebornen Vorstellung oder Idee die Existenz Gottes beweist, so aus den übrigen Ideen der Dinge, die wir klar und deutlich erkennen, die wirkliche Existenz auch dieser. Den Gegensatz zu der denkenden Substanz bilden die körperlichen Substanzen, welche Descartes aus einer Urmaterie sich entwickeln läßt, die nichts anders sei als die reine in Thätigkeit begriffene Ausdehnung. Geist und Materie sind ihm ganz heterogene Wesen, die nicht auf einander einwirken können, eine dualistische Welt ohne Mittelstufen und Verbindungsglieder. Nur durch eine fortwährende Assistenz oder Beihülfe Gottes lasse sich der Zusammenhang zwischen körperlichen und geistigen Erscheinungen, eine Wechselbeziehung zwischen Leib und Seele erklären. „Gott ist das Prinzip der objektiven Erkenntniß und der materiellen Bewegung; er ist für den Geist die an-

geborne Idee, die ihm die objektive Existenz klar macht; er ist für die Materie das primum movens, das in der Körperwelt Bewegung erzeugt". Diese Keime wurden von den Cartesianern Geulinx und Malebranche weiter ausgebildet und durch die nähere Bestimmung der Mitwirkung Gottes das System des Meisters einer neuen Entwickelung entgegengeführt.

Der Versuch des französischen Philosophen, alle Erscheinungen der Körperwelt lediglich aus der Bewegung der physischen Bestandtheile mittelst Druck und Stoß zu erklären, erschütterte die bisherige Ansicht, welche für jede Erscheinung besondere Qualitäten und Kräfte annahm, aufs Gewaltigste; nach seiner mechanischen Naturphilosophie („Corpuscularphilosophie") war die Causalität und der innere Pragmatismus das höchste Gesetz, eine mechanische Naturnothwendigkeit das höchste Prinzip. So bildete Descartes eine Lehre aus, „welche durch ihren Gegensatz gegen die damals verbreitetsten Ansichten der philosophischen Schulen, die Doctrinen über die verborgenen Qualitäten, die Endursachen, das Leere, durch den Scharfsinn ihrer Ausführung und ihre rationalistische Tendenz ein sehr wirksames Ferment der geistigen Bewegung der neueren Jahrhunderte geworden ist". In dem einsamen Landhause zu Amsterdam fand Descartes eine sichere Freistätte für seine weltbewegende Philosophie, wie sie ihm in Paris unter den Augen der Sorbonne und des Pater Joseph, „des scharfen Wächters der Rechtgläubigkeit" nie zu Theil geworden wäre. Denn wie vorsichtig immer der französische Weltweise gegenüber der Kirchenlehre sich verhielt, wie sehr er der „geoffenbarten Wahrheit seine Reverenz machte": eine Philosophie, welche an die Spitze den Zweifel an der Wahrheit aller überlieferten Sätze stellte, welche einen Gott lehrte, der bei der Weltschöpfung und Weltregierung nicht nach Zwecken handelt, sondern nur das Gesetz der Causalität repräsentirt, welche die bisherigen Beweise vom Dasein Gottes nicht anerkannte, welche eine Bewegung der Weltkörper aufstellte, wonach die Rotation derselben um die Erde als eine Unmöglichkeit erschien, hätte weder bei der Kirche noch bei der Regierung auf Duldung und Geltung rechnen dürfen. Wurde doch unter Ludwig XIV. ein förmliches Verbot über die cartesianische Lehre ausgesprochen, nachdem dieselbe bereits als Fundament und Eckstein der neueren Philosophie in der ganzen Culturwelt Anerkennung gefunden.

Cartesius und die Mathematik in Frankreich.

Auch die Geometrie verdankt dem französischen Philosophen eine ungemein fruchtbare Entdeckung. Durch seinen glücklichen Gedanken, in ausgedehnter Weise nach einer neuen Methode die Rechnung auf Raumgebilde anzuwenden, erhielt diese Wissenschaft eine unverhoffte Bereicherung, die im Laufe der Zeit eine völlige Umgestaltung herbeiführte. Die bis dahin gekannten Sätze wurden unter allgemeine Gesichtspunkte gebracht und neue Wahrheiten erschlossen sich der Forschung. So einleuchtend auch die Fruchtbarkeit von Descartes' Entdeckung war, so fand dieselbe doch nicht sofort allgemeine Anerkennung und Verbreitung. Das Werk über die Geometrie war dunkel und kurz geschrieben, so daß einem allgemeinen Verständniß sich Hindernisse in den Weg stellen mußten. Selbst unter den Männern der Wissenschaft hatte Descartes Gegner, die seine Entdeckung theils aus Unkenntniß, theils aus Neid bekämpften. Aber auch eifrige

Anhänger und gelehrte Commentatoren fand die Carteſiſche Geometrie, unter denen in Frankreich ein Freund und begeiſterter Verehrer des Philoſophen, Florimond de Beaune ſich hervorthat. Die eifrigſten Vertheidiger und Erklärer fand des Carteſius Geometrie in Holland. Hier wirkte in dieſem Sinn der Leydener Profeſſor van Schooten, ferner der uns durch ſein tragiſches Ende bekannte holländiſche Staatsmann Jan de Witt, der die Zeit, die ihm die Staatsgeſchäfte übrig ließen, gern den mathematiſchen Studien widmete; endlich Jan Hudde, Bürgermeiſter von Amſterdam. Auch der Mechanik, welche damals durch Galileis Entdeckungen auf eine neue Stufe emporgehoben war, und deren Sätze einen lebhaften Meinungsaustauſch unter der Gelehrtenwelt hervorgerufen hatten, wandte Descartes die Tiefe ſeines Forſchungsgeiſtes zu. Aber wenn man auch hier die Kühnheit ſeiner Gedanken bewundern muß, ſo iſt doch auf der andern Seite nicht zu beſtreiten, daß phiſoſophiſche Speculationen ihm vielfach den offenen Blick auf Vorgänge der Natur getrübt haben. Und nachdem Galilei durch nüchterne Naturbetrachtung, verbunden mit wunderbar mathematiſchem Scharfblick die Geſetze der Bewegung erkannt hatte, war Descartes' Rückkehr zu metaphyſiſchen Betrachtungen über die Bewegung ein Rückſchritt, wenn auch im Einzelnen manche Erweiterung der Kenntniſſe ihm zu verdanken iſt. Auch nach einer phyſiſchen Erklärung der Bewegung der Himmelskörper hat Descartes geforſcht; er hat darüber eine Anſicht aufgeſtellt, die obwohl geiſtreich und tiefſinnig, doch nicht zu einer völlig befriedigenden Erklärung der Vorgänge führen konnte, und daher bald in Vergeſſenheit gerathen iſt. Descartes ſtellt ſich das ganze Weltall vor als ſchwimmend in einer ätheriſchen Flüſſigkeit, die in einer wirbelnden Bewegung begriffen iſt. Im Mittelpunkt dieſes Wirbels befindet ſich die Sonne, die in freilich unerklärbarer Weiſe als die fortwirkende Urſache dieſer Wirbelbewegung anzuſehen iſt. Durch dieſe Wirbel werden die Planeten in ihren Bahnen fortgeriſſen. Diejenigen Planeten, die wie die Erde noch von Trabanten umkreiſt ſind, ſind demnach als Mittelpunkte von kleineren Wirbelbewegungen zu betrachten, welche ſelbſt wieder in dem großen Wirbel mit dahingeriſſen werden. Dieſelbe Vorſtellungsweiſe dient Descartes zu einer Erklärung der Schwerkraft, und dennoch hat auch er, wie vor ihm ſchon Kepler, die Gleichheit der Urſache der Schwerkraft und der Planetenbewegung geahnt, die ſpäter durch Newton ſo glänzend nachgewieſen wurde.

Fermat. 1608—1665.

Ein Zeitgenoſſe und theilweiſe Gegner von Descartes war Peter Fermat, ein Mann von ſeltener Tiefe des Geiſtes in Fragen der reinen Mathematik, der als Rath am Parlament zu Toulouſe in ſeinen Muſeſtunden ſich mit wiſſenſchaftlichen Studien beſonders aus dem Gebiete der Mathematik beſchäftigte, und dabei zum Entdecker von Wahrheiten wurde, die zu den tiefverborgenſten der Wiſſenſchaft gehören. Es iſt beſonders der Theil der Mathematik, deſſen Aufgabe die Erforſchung der Eigenſchaften ganzer Zahlen iſt, in welchem Fermats Größe liegt. Seit den Zeiten des alten Diophant war in dieſem Gebiet ein weſentlicher Fortſchritt nicht gemacht worden. Fermat hat mit forſchendem Geiſt dieſes ſchwierige Feld bis in ſeine Tiefen durchdrungen, und daraus Schätze gefördert, die auf Jahrhunderte hinaus der Nachwelt ein Räthſel blieben, und die ſelbſt die heutige Wiſſenſchaft noch nicht nach allen Seiten hin vollſtändig begriffen und erſchöpft hat. Denn Fermat hat ſeine Entdeckungen nicht in einem ausgearbeiteten Werke veröffentlicht; die meiſten ſeiner Sätze fanden ſich als handſchriftliche Anmerkungen in ſeinem Exemplar des Diophant und wurden erſt nach ſeinem Tode bekannt gemacht. Andere ſtellte er nach damaliger Sitte den Fachgenoſſen als Probleme hin, an denen ſie ihren Scharfſinn darthun ſollten.

Gegner des Carteſius.

Die Carteſianiſche Lehre war ein zu mächtiger Schlag in das geſammte Geiſtesleben der Zeit, als daß nicht in jener Periode der Gährung und des Kampfes ſich viele Stimmen für und wider hätten vernehmen laſſen ſollen. Abgeſehen von den Apologeten

der katholischen und protestantischen Theologie und den unbedingten Aristotelikern haben auch namhafte Forscher, wie der uns bekannte Hobbes (S. 268 f.) und der um die Förderung der mathematischen und astronomischen Wissenschaft hochverdiente Gassendi von naturalistischem Standpunkte aus Einwürfe gegen den Cartesianischen Dogmatismus erhoben. Und selbst Blaise Pascal ist, abweichend von Arnauld und anderen Jansenisten des Port-Royal, gegen die Grundgedanken seines Zeitgenossen in die Schranken getreten. Die meiste Anfechtung fanden Descartes' mathematische und physikalische Ansichten. In jener Zeit des Schaffens und Werdens, der revolutionären Auflehnung gegen alles Traditionelle waren Streitigkeiten unter den Fachgenossen an der Tagesordnung; aber nicht immer war es der reine Trieb nach Wahrheit, sondern häufig persönliche Eifersucht und Neid, was die Gemüther erhitzte; weit öfter war die Priorität einer Entdeckung mehr als die wissenschaftliche Behauptung selbst Gegenstand des Streits und der Anfeindung.

Geulinx und Malebranche.

Weit größer war indessen die Zahl derjenigen Gelehrten, welche sich zu dem Cartesianischen System bekannten oder auf dessen Grund weiter bauten. Der scharfe Dualismus zwischen Geist und Körper, wodurch die thatsächlichen Beziehungen zwischen psychischen und somatischen Vorgängen selbst unter Annahme göttlicher Beihülfe unerklärlich blieben, konnte nicht verfehlen Bedenken und Widerspruch zu erregen. Diesen zu heben und auszugleichen verschärften die Cartesianer Geulinx und Malebranche die Mitwirkung Gottes bei dem Lebensprozeß; jener indem er lehrte: „Gott habe die menschliche Natur so eingerichtet, daß Seele und Leib zwar in gar keinem unmittelbaren Zusammenhang stehen, daß aber in jedem der beiden Theile in jedem Augenblick ganz dieselben Veränderungen vor sich gehen, welche darin vorgehen würden, wenn sie wirklich auf einander einwirkten", und damit den sogenannten „Occasionalismus" begründete, welcher einen continuirlichen Akt Gottes, ein „Wunder" statuirte: „bei Gelegenheit des leiblichen Vorganges rufe Gott in der Seele die Vorstellung hervor; bei Gelegenheit des Wollens bewege Gott den Leib"; Malebranche dagegen, Priester des Oratoriums suchte das dualistische System des Descartes dadurch auszugleichen, daß er die körperlichen und geistigen Substanzen, die dieser getrennt und selbständig neben einander bestehen ließ, durch eine thätigere Einwirkung Gottes, welche die Einheit der Dinge und des Denkens sei, in Wechselbeziehung setzte; „nur Gott könne der Spiegel sein, in dem wir die Körperwelt sehen, nur von ihm könne unser Körper in Bewegung gesetzt werden". Er kam zu dem Resultate: „daß wir alle Dinge in Gott schauen, der der Ort der Geister sei, indem wir Theil nehmen an seinem Wissen". Gotteserkenntniß sei daher die höchste Weisheit und ein sittlicher Lebenswandel die Folge davon.

Malebranche 1638—1715.

So führte denn der fromme mystisch angelegte geistliche Philosoph Nic. Malebranche in mehreren durch Eleganz der Sprache und Darstellung ausgezeichneten Werken „über Erforschung der Wahrheit", „Abhandlung über Natur und Gnade"; „metaphysische und christliche Betrachtungen" u. a. die Cartesianische Lehre einen Schritt weiter, indem er Geist und Materie, Subjekt und Objekt in einer höheren Substanz zu versöhnen suchte, die Gottheit aus der Stellung eines Causalprinzips, das nur gelegentlich das Leben des

Universums in Gang erhält, zu dem einzigen Realgrund alles Seins und Denkens erhob. Aber sein mystischer Idealismus, der in dem „Schauen in Gott" gipfelt, obwohl dem Offenbarungsglauben näher stehend als das cogito ergo sum seines Meisters, stimmte doch nicht ganz mit der theologischen Rechtgläubigkeit überein, daher auch er manche Anfechtungen erfuhr. Noch weniger konnte die philosophische Speculation bei einer Lehre stille stehen, welche den Cartesianischen Gegensatz der Substanzen anerkennend eine unendliche Substanz jenseits der Welt als ein besonderes absolutes Wesen existiren ließ, in welchem alle Geister und alle Ideen wohnen, in welchem wir alle Dinge erkennen sollen wie das Auge die körperlichen Gegenstände im Lichte.

2. Spinoza.

Die Wissenschaft mußte streben, die drei gesonderten Welten einheitlich zu fassen, die Keime des Pantheismus, der Immanenz Gottes in der Welt, die in Malebranche verborgen lagen, zur Entfaltung zu bringen, in der denkenden Weltvernunft die Einheit des Universums zu begreifen. Auf diese höchste Stufe der Ausbildung wurde der Cartesianische Idealismus geführt durch Baruch (Benedict) Spinoza, den Sprößling einer aus Portugal stammenden in Amsterdam seßhaften jüdischen Kaufmannsfamilie. Zum Rabbiner bestimmt und in der Religionslehre des Talmud unterrichtet wandte sich jedoch der strebsame wißbegierige junge Mann bald ab von den engen Doctrinen der Synagoge und flüchtete sich in das weite Reich der Speculation. Von seinen Glaubensgenossen wegen „schrecklicher Irrlehren" aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, selbst vom Meuchelmord bedroht, verließ Spinoza seine Vaterstadt und führte ein einsames zurückgezogenes Leben, bald in diese bald in jener holländischen Stadt, seinen Unterhalt durch das Schleifen optischer Gläser sich verschaffend, bis er im Haag am 21. Febr. 1677 starb, erst fünf und vierzig Jahre alt. Ausgestoßen von den Juden als abgefallener Sohn, gemieden von den Christen, zu deren Gemeinschaft er nicht übertreten wollte, hat Spinoza in stiller Verborgenheit sein folgenreiches System ausgearbeitet, in welchem zum erstenmal der Pantheismus in seiner strengen ungemilderten Eigenthümlichkeit sich geltend machte und den olympischen Sitz in der philosophischen Weltanschauung der neueren Zeit erstieg, ein großartiges Lehrgebäude, worin mit folgerichtigem Geiste dargelegt wird, wie sich Alles mit mathematischer Nothwendigkeit aus Einem obersten absoluten Grunde entwickele, der freien Selbstbestimmung keinen Raum gestattend. Einfach, bedürfnißlos und von strengster Sittlichkeit in seinem Leben hat Spinoza in genügsamer Selbstzufriedenheit jede äußere Abhängigkeit verschmäht, kein angebotenes Lehramt angenommen, alle Geschenke oder Vermächtnisse zurückgewiesen.

Spinoza 1632—1677.

Unter Spinoza's Schriften, sämmtlich in lateinischer Sprache geschrieben und meistens erst nach seinem Tod herausgegeben, ist am bedeutendsten seine „Ethik nach geometrischer Methode", ein philosophisches Fundamentalwerk, dem die „Darstellung der cartesianischen Philosophie", der „theologisch-politische Tractat" und einige Abhand-

lungen und Briefe zur Vorbereitung und Ergänzung dienen. Dieses als „Ethik" bezeichnete Wissenschaftsgebäude behandelt in fünf Abtheilungen die Lehre von der Substanz oder Gott (Metaphysik), von der Natur und dem Ursprung der Seele (Physik), von den Affecten (Psychologie) und von der Macht des Denkens oder der menschlichen Freiheit (Ethik). Den cartesianischen Gegensatz von Sein und Denken, von Geist und Körper verwerfend legte Spinoza einer höchsten Substanz, der Gottheit, allein wirkliches unendliches Sein bei, während die endlichen Dinge nur Scheinsubstanzen, nur Modi oder Attribute der der Gottheit innewohnenden unendlichen Ausdehnung und des unendlichen Denkens seien. Die ewige absolute Substanz, die Vereinigung von Gedanken und Kraft, ist sowohl die Ursache ihrer selbst als alles Einzelnen; sie ist das „All Eine und Allgemeine, welches in allem Besonderen und Individuellen sich selbst als in seinen näheren Bestimmungen und Zuständen darstellt", die innere (immanente), nicht äußere (transiente) Ursache der Gesammtheit der endlichen Dinge, der Erscheinungswelt. „Alle Dinge sind nur Modificationen, heißt es bei Zeller, alle Vorgänge nur Wirkungen der Einen Substanz Gott und die Welt, die schöpferische und die geschaffene Natur sind Ein und dasselbe, nur unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet; was wir als Einheit Gott nennen, nennen wir als Vielheit, als Totalität aller seiner besonderen Erscheinungsformen die Welt; was sich unserer Einbildungskraft unter der Form der Zeit darstellt, das erkennt unser Denken unter der Form der Ewigkeit, als Ein ungetheiltes, unveränderliches, unendliches Wesen, welches wir aber ebendeshalb nicht wieder in ein Einzelwesen verwandeln, nicht mit Eigenschaften, die nur endlichen Wesen zukommen können, wie Verstand und Willen, begaben dürfen". Es gibt keine Zufälligkeit sondern nur Nothwendigkeit, die in Gott mit Freiheit verbunden ist, weil er die einzige Substanz ist, deren Wesen und Wirken durch keine andere beschränkt oder bedingt wird. „Gott bewirkt alles Einzelne nur mittelbar, durch anderes Einzelnes, womit es in Causalnexus steht, es gibt kein unmittelbares Wirken Gottes nach Zwecken, kein Wunder und keine causalitätslose menschliche Freiheit". Zwischen den Modificationen des Denkens und der Ausdehnung besteht kein ursachlicher Zusammenhang sondern eine durchgängige Uebereinstimmung, ein vollkommener Parallelismus, darin begründet, daß beide Attribute einer und derselben Substanz sind; daher trifft die Ordnung und Verbindung der Gedanken immer mit der Ordnung der ausgedehnten Dinge zusammen: „indem jeder Gedanke immer nur die Idee des zugehörigen Modus der Ausdehnung ist". Aber nicht alles Denken ist gleicher Art. Es gibt eine Stufenfolge in der Klarheit und dem Werthe menschlicher Gedanken von den verworrenen Vorstellungen, der „inadäquaten Erkenntniß" bis zu der philosophischen oder adäquaten Einsicht, die alle Dinge unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit, mit Hinsicht auf die Substanz auffaßt. „An das verworrene, am Endlichen haftende Vorstellen knüpfen sich die Affekte und die Knechtschaft des Willens, an die intellectuelle Erkenntniß aber die intellectuelle Liebe Gottes, worin unser Glück und unsere Freiheit liegt". „Je vollkommener der Mensch ist, um so adäquater werden seine Ideen sein, um so weniger wird er statt klarer Begriffe von bloßen Einbildungen geleitet werden, um so weniger wird er daher Leidenschaften unterworfen, um so freier und glückseliger wird er sein. In dieser Freiheit von Affecten, dieser Vernünftigkeit des Denkens und Wollens besteht die Sittlichkeit". Dazu führt aber nur eine reine Erkenntniß des göttlichen Wesens, und mit dieser höheren Erkenntniß ist unmittelbar auch jene „intellectuelle Liebe zur Gottheit" gegeben, „in welcher die höchste Vollkommenheit und Seligkeit des Menschen besteht". Die höchste Seligkeit besteht also in der lebendigen Erkenntniß Gottes und unser Glück und unsere Freiheit in der beständigen und ewigen Liebe zu Gott. Nicht ein der Tugend beigegebener Lohn, sondern die Tugend selbst sei die Seligkeit.

Dies ſind die Umriſſe und Grundlinien eines Syſtems, das durch die Folgerichtigkeit ſeiner Sätze und durch die enggeſchloſſene Beweisführung in die Gedankenwelt aller Zeiten mächtig eingriff, bald zum Widerſpruch reizend, bald Zuſtimmung erzwingend. Es war beſonders die Stellung, die Spinoza gegenüber der Kirchenlehre und den politiſchen Anſichten einnahm, was ihm bei Mit- und Nachwelt ſcharfe Angriffe zuzog. Er erkennt in der Sittlichkeit, die mit der Frömmigkeit zuſammenfällt, die Aufgabe der Religion; der Offenbarungsglaube und die kirchlichen Dogmen ſind ihm nur eine unvollkommene, vorſtellungsmäßige Form, „ſich der allgemeinſten Vernunftwahrheiten bewußt zu werden.“ Dadurch trat Spinoza der Theologie ſeiner Zeit mit unerhörter Selbſtändigkeit gegenüber. „Er unterwirft den Urſprung und den Inhalt bibliſcher Schriften der unumwundenſten Kritik; er verbirgt es nicht, daß er in Lehren, wie die Menſchwerdung Gottes, nur den baren Widerſpruch „die Quadratur des Zirkels“ zu ſehen wiſſe, er entzieht mit dem Wunder, mit der Perſönlichkeit Gottes und mit der perſönlichen Fortdauer nach dem Tode der herrſchenden Denkweiſe ihren ganzen Boden, und er wehrt jede Einſprache mit dem Satze ab, daß es für die Religion auf wiſſenſchaftliche Wahrheit gar nicht ankomme und daß ſie nicht zur Richterin über dieſelbe beſtellt ſei“. Klar und beſtimmt vertheidigt er die unbeſchränkte Freiheit der religiöſen und der wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung. In demſelben Geiſte, heißt es bei Zeller, ſind auch Spinoza's politiſche Grundſätze gehalten: „Zunächſt zwar ſtimmt er mit Hobbes darin überein, daß das natürliche Recht des Menſchen ſo weit reiche, als ſeine Macht, und daß der Naturzuſtand eben deshalb ein allgemeiner Kriegszuſtand ſei, aber das richtige Mittel, um aus dieſem Zuſtande herauszukommen, erkennt er nicht im Despotismus, ſondern in einem geſetzlich geordneten und auf der freien Zuſtimmung der Staatsbürger ruhenden Gemeinweſen“. Auch das Recht der Obrigkeit ſei eben ſo begrenzt wie ihre Macht; dieſe finde aber ihre Grenze an der menſchlichen Natur der Staatsbürger, welche nicht ungeſtraft verletzt werden könne, wenn nicht die Revolution naturgemäß und dann auch berechtigt werden ſolle. Demnach verlangt er wie in kirchlichen Dingen Toleranz ſo für das ſtaatliche Leben politiſche Freiheit. Wenn aber Orthodoxe und Abſolutiſten zu allen Zeiten gegen den Urheber pantheiſtiſcher Weltanſchauung und eines auf Naturrecht und Naturnothwendigkeit beruhenden Staats- und Geſellſchaftslebens zu Felde gezogen ſind, ſo haben dagegen alle freieren Geiſter den großartigen charaktervollen Denker in Spinoza erkannt. Begeiſtert ruft Schleiermacher in ſeinen Reden über Religion aus: „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verſtoßenen Spinoza. Ihn durchdrang der hohe Weltgeiſt, das Unendliche war ſein Anfang und Ende, das Univerſum ſeine einzige und ewige Liebe, in heiliger Unſchuld und tiefer Demuth ſpiegelt Er ſich in der ewigen Welt und ſah zu, wie auch Er ihr liebenswürdiger Spiegel war; voller Religion war er und voll heiligen Geiſtes; und darum ſteht Er auch da

Spinoza's wiſſenſchaftliche Stellung.

allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhaben über die profane Zunft, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht".

III. Deutsche Wissenschaft und Dichtung.

1. Allgemeines.

Das protestant. und das katholische Deutschland.

Wir haben am Ausgang des vorigen Bandes die Zustände kennen gelernt, die nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges und nach dem Abschluß des westfälischen Friedens im deutschen Reich und in der deutschen Nation obwalteten. Wenn unter so traurigen Verhältnissen das geistige Leben nicht gänzlich erloſch, wenn das deutsche Volk nicht hoffnungslos auf das Grab seines vergangenen Glückstandes hinschaute, vielmehr alle Kräfte anstrengte, um aus dem allgemeinen Schiffbruch noch einige Güter zu retten, auf den Ruinen ein neues Dasein zu schaffen, mit dem wirthschaftlichen Aufbau auch die Culturelemente wieder zu sammeln und zu einem neuen Palladium zu gestalten, so darf man in diesem Bestreben einen Beweis erblicken von der kräftigen Natur und dem ungebrochenen Lebensmuthe der deutschen Nation. Freilich haben wir keine so glänzenden Trophäen aufzuweisen, wie das große Nachbarvolk, das in den Tagen, da rechts vom Rheine die nationalen Güter zerschlagen und zerstreut wurden, die seinigen sammelte, wahrte und mehrte; dennoch hat auch die deutsche Kunst und Wissenschaft nicht gefeiert, und neben den entlehnten Schätzen auch manches eigene Kleinod zu Tage gefördert und auf den Markt geliefert. Daß das geistige Suchen und Schaffen sich fast ausschließlich in den Ländern zeigte wo die Reformation Wurzel gefaßt hatte, erklärt sich aus der natürlichen Nachwirkung jenes mächtigen Ereignisses auf das gesammte Geistesleben, aus den Anregungen, welche die Gedankenthätigkeit durch dasselbe empfangen, aus den neuerweckten Gefühls- und Empfindungskräften, zu denen es die Impulse gegeben. Im Gegensatz zu dem poetischen Schaffen des Mittelalters, das seine Hauptsitze im südlichen Deutschland, am Rhein und an der Donau gehabt hatte, nimmt die neuere Poesie, sowohl die selbständige religiöse als die entlehnte und nachgeahmte weltliche Dichtung, ja auch die philosophische Wissenschaft in den nördlichen Staaten, in Schlesien, Sachsen, Brandenburg ihre Wohnstätte; wo im Süden literarische Versuche gemacht werden, haben sie ihren Ausgang in protestantischen Ländern, in der calviniſchen Pfalz und in dem lutherischen Würtemberg, ein neuer Beweis, daß die Reformation eine That des germanischen Geistes war, daß der Herzschlag der katholischen Welt einer andern Richtung folgte. Zwar hat auch die protestantische Kirche dem freien Geiste häufig genug Schranken gezogen, jede Regung mit mißtrauischem Auge im Spiegel der dogmatischen Rechtgläubigkeit betrachtet, jede Toleranz und religiöse Weitherzigkeit beharrlich zurückgewiesen; doch aber hat durch die Verwerfung des päpstlichen Supremats und der kirchlichen Autorität die

proteſtantiſche Menſchheit die Feſſeln geſprengt, welche die Geiſter gefangen hielten. Wie ſehr Geiſtlichkeit und Regierung die freie Bewegung zu hemmen, mit inquiſitoriſcher Strenge die ſchmale Bahn confeſſioneller Orthodoxie einzuhalten bemüht waren: der geiſtige Bann war gebrochen, das Prinzip der freien Forſchung in Glauben und Wiſſen errungen; der Strom des inneren Lebens konnte eingedämmt und verzögert, nicht mehr aber zum Stillſtand oder in rückläufigen Fluß geſetzt werden. Wenn in den Tagen, da man in Frankreich die calviniſche Ketzerei mit barbariſchen Maßregeln auszurotten und in England mit Sophiſtik und Eidbruch den reformirten Kirchenbau zu untergraben ſuchte, ein Leibniz den conciliatoriſchen Gedanken einer Vereinigung aller Confeſſionen faſſen, unter den Nachwirkungen kriegeriſcher Zerſtörungswuth eine „Theodicee" ſchreiben und im Weltganzen eine von Gott geſetzte „präſtabilirte Harmonie" erblicken konnte, ſo gibt dies wahrlich ein edles Zeugniß von der idealen Natur des deutſchen Volkes und von dem hoffnungsreichen Glauben an eine höhere Vorſehung und an ein Fortſchreiten der Menſchheit im Suchen und Ergreifen der Wahrheit. Dem genialen Philoſophen war es nach ſeiner optimiſtiſchen Anſchauung undenkbar, daß eine Welt, in welcher die Einzelweſen, die untheilbaren Subſtanzen oder Monaden, die Gottheit oder die Urmonade abſpiegelten, von der ſie ausgegangen, und ſich, wenngleich mit verſchiedenen Qualitäten und Erkenntnißkräften ausgerüſtet nach den von Anbeginn beſtimmten Geſetzen der Nothwendigkeit und Cauſalität bewegen und entwickeln, daß eine Welt, worin die mit Vernunft und Selbſtbewußtſein begabte Menſchenſeele der Urſubſtanz am nächſten ſteht, nicht unter allen möglichen Schöpfungen die beſte ſein und das Uebel oder Böſe Macht haben ſollte über das Gute.

Für den Dienſt der Muſen war die Zeit wenig angethan; und dennoch wurden auch die Künſte nicht ganz vernachläſſigt. Im Kirchenlied wirkten Dichtung und Tonkunſt zuſammen, um die Gemüther über die Leiden des Erdenlebens zu erheben. Die alte Volksſprache und Volksdichtung, an ſich ſchon unbeholfen und derb, war in den ſturmvollen Jahren vollends in Gemeinheit und Entartung verſunken; wollte das deutſche Volk nicht hinter andern Nationen zurückſtehen, ſo mußte die literariſche Bildung in den Geſchmack und die Behandlungsweiſe der Renaiſſance eintreten. Und ſo fing man denn an nach dem Vorbilde des Auslandes die Sprache zu veredeln; Martin Opitz gab durch Lehre und Beiſpiel den Anſtoß, daß man die ſchönen Formen und die Vers- und Silbenmaße aus dem Alterthum und den romaniſchen Ländern in die deutſche Poeſie einführte, den Naturalismus der früheren Zeit durch eine Kunſtdichtung verdrängte, durch Ueberſetzungen und Nachbildungen fremder Dichtungen den eigenen Schatz mehrte und ſich anſtrengte, in poetiſchen Leiſtungen nicht hinter den Franzoſen und Niederländern allzuſehr zurückzuſtehen. Und wie ſteif und barock Manches heut zu Tage erſcheinen mag, wie matt und verkünſtelt insbeſondere die den Italienern und Spaniern entlehnten Schäfergedichte und die der

Dichtung und Kunſt.

Wirklichkeit entrückte idyllische Traumwelt einem realistischeren Zeitalter vorkommen müssen — durch die fremden Nachbildungen stärkte und übte das deutsche Volk seine Kräfte, bis es an dem Wettlauf in der geistigen Ringbahn theilnehmen und endlich die Palme erringen konnte. Auch in der prosaischen Dichtung gingen die Verfasser der „Gesichte Philanders von Sittewald" und des Schelmenromans „Simplicissimus" bei den Spaniern in die Schule, gaben aber ihren Werken ein so eigenthümlich deutsches Gepräge, bewegten sich in ihren Visionen und Schilderungen so sehr in der Wirklichkeit ihrer Zeit, daß nichts den fremden Ursprung verräth. Ganz auf eigenen Füßen stand dagegen Deutschland in der religiösen Dichtung, die mitten aus dem Jammer der Kriegszeit sich herausbildete. Und auch darin sehen wir, wie sich die Seele aus der kummervollen Gegenwart aufschwingt zu den göttlichen Regionen, wo Trost und Hülfe zu finden ist. Fleming rief aus: „In allen meinen Thaten, laß ich den Höchsten rathen"; Neumark konnte sich und der Welt die zuversichtliche Hoffnung geben, daß, wer nur den lieben Gott walten lasse von ihm wunderbar erhalten werde und auf keinen Sand gebaut habe; und Paul Gerhard singt: „Gib dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens." Als der gewissenhafte Mann durch die kurfürstlichen Toleranzbestrebungen in Berlin sein sächsisches Lutherthum gefährdet sah, „befahl er Gott seine Wege und wanderte ins Elend." Am meisten beherrschte das Fremde die Gebiete der bildenden Künste: wie in der Poesie so gab auch in der Malerei die italienische Kunstrichtung die mustergültigen Vorbilder. Doch zeigte Joachim Sandrart aus Frankfurt, den die Kriegsstürme nach Italien, Holland und England verschlugen, sowohl durch seine Werke als Maler und Kupferstecher wie durch seine Thätigkeit für die Entwickelung und Fortbildung der ersten deutschen Kunstakademie in Nürnberg, daß auch hier die Nothwendigkeit eines nationalen selbständigen Schaffens zum Bewußtsein gekommen. Das große Festgemälde im Rathhause zu Nürnberg zur Verherrlichung des westfälischen Friedens war gleichsam eine prophetische Andeutung, daß damit auch für das Kunstleben ein neuer Tag aufgehen werde.

Sandrart 1606—88.

2. Philosophie und religiöse Literatur.

Jacob Böhme 1575—1624.

Die religiösen Fragen, welche während des siebenzehnten Jahrhunderts auf den Gang des politischen Lebens einen so bedeutenden Einfluß übten, standen auch in den Gebieten der wissenschaftlichen Forschung und des künstlerischen Schaffens in erster Linie: die philosophische Speculation wie die lyrische und didaktische Poesie machten vorzugsweise die Religion zum Gegenstande ihres Nachdenkens und ihrer Empfindungen. Der Schlesier Jacob Böhme, ein armer Bauernsohn, der in seiner ersten Jugend das Vieh gehütet, dann in Görlitz das Schusterhandwerk erlernt und geübt hat, suchte wie Giordano Bruno den geheimnißvollen Zusammenhang des göttlichen Wesens und der creatürlichen Welt durch geistige Vertiefung zu ergründen. Fast ohne andere Bildung, als die aus der lutherischen Bibel geschöpfte und ohne andere Weltkenntniß, als wie sie ihm durch einige kleine Reisen und durch den Verkehr mit den

Bürgern und Handwerkern ſeiner Heimath zugeführt ward, kam Böhme durch eifriges Forſchen in der heil. Schrift und durch ſinnige Beobachtung der Natur, des Menſchenlebens und des eigenen Gemüthes zu Ideen und Anſchauungen, die wenn auch oft unklar und verworren aufgefaßt und vorgetragen, doch durch ihre Tiefe und Eigenthümlichkeit überraſchen und feſſeln. Freilich ſtehen ſeine Schriften, unter denen „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang"; „von der Geburt und Bezeichnung aller Weſen", gewöhnlich Signatura rerum genannt, am bekannteſten ſind, in Beziehung auf Sprache und Darſtellung weit zurück hinter den klaſſiſchen Werken der Janſeniſten von Portroyal; aber die Gedanken und philoſophiſchen Gebilde, die ſich aus den gährenden Sprachelementen und dem Unvermögen und der Unbehülflichkeit, den Conceptionen Form und Geſtalt zu geben, mühſam zum Ausdruck und zur Klarheit emporringen, haben die Bewunderung vieler hervorragenden Geiſter der ſpäteren Zeit erregt. Wie durch ein Wunder wurden die Schriften des trotz ſeines ſtillen chriſtlichen Lebens von der Geiſtlichkeit vielfach bedrängten frommen Mannes in den Stürmen des Krieges nach Amſterdam gerettet, wo ein Anhänger ſeiner Anſichten ſie veröffentlichte. In Holland und England fand die ſpeculative Myſtik des „deutſchen Philoſophen", wie er genannt wurde, bald die größte Verbreitung. Unbewußt die Wege der alten Gnoſtiker wandelnd, aber unabhängig von ihren Schriften, die er nicht kannte, ſuchte Böhme das Heraustreten der creatürlichen Welt aus der Einheit des göttlichen Weſens, der dreieinigen Gottheit zu erfaſſen und durch myſtiſche Erleuchtung, die ihn periodenweiſe erfüllte, die großen Räthſelfragen des chriſtlichen Dogmatismus, den Urſprung des Uebels, den Sündenfall, die Menſchwerdung des Sohnes u. A. zu löſen, nicht durch Operationen des Verſtandes mit Hülfe mathematiſcher oder phyſikaliſcher Beweisführungen ſondern durch unmittelbares Eindringen in den „Ungrund", in das „ewige Eine", das „ſtille Nichts", aus dem durch Negation, durch „Widerwärtigkeit" die Endlichkeit, das Creatürliche hervorgeht. „Alle Dinge beſtehen in Ja und Nein, es ſei göttlich, teufliſch, irdiſch oder was ſonſt genannt werden mag. Das Eine, als das Ja, iſt eitel Kraft und Leben und iſt die Wahrheit Gottes oder Gott ſelber. Dieſer wäre in ſich ſelbſt unerkenntlich und wäre darin keine Freude und Erheblichkeit noch Empfindlichkeit ohne das Nein. Das Nein iſt der Gegenwurf des Ja oder der Wahrheit". Soll das ewig Eine ſich ſelbſt offenbar werden, ſoll es einen Willen, eine Weisheit, ein Gemüth haben, ſo muß ein Gegenſatz in ihm ſein, denn „kein Ding mag ohne Widerwärtigkeit ihm ſelber offenbar werden". Das Nichts hat alſo eine Sehnſucht nach dem Etwas und dieſe Sehnſucht bewirkt, daß das ewig Eine ſich differenzirt, „ſich in die Schiedlichkeit einführt". Zunächſt geſchieht dies durch Unterſcheidung von Vater, Sohn und Geiſt in der Gottheit, alsdann durch Entwickelung der creatürlichen Welt vermittelſt der göttlichen „Qualitäten". Mit Bezug auf mehrere Stellen der Offenbarung Johannis nimmt Böhme ſieben Geiſter an, die er als Quellgeiſter oder Qualitäten bezeichnet, in denen „die ewige Natur in ihrem erſten Grunde ſteht", die ſchöpferiſchen Urtriebe, welche in der Tiefe der Natur quellen und treiben einestheils von der Gottheit unterſchieden, andertheils das göttliche Weſen ſelbſt nach ſeinen verſchiedenen Wirkungskreiſen darſtellend. „Sie alle faſſen ſich aber in der göttlichen Natur zuſammen, welche die ſechs andern Qualitäten aus ſich gebären und von welcher dieſelben umſchloſſen werden". Die heilige Dreifaltigkeit und dieſe ſieben Geiſter, die in unruhigem Schaffenstrieb ſich in zahlloſe Abtheilungen „qualiren", bilden das große Myſterium oder die ewige Natur, eine Welt des Lichts ohne Schatten, der Harmonien ohne Mißklang, „das himmliſche Freudenreich". Dieſe „geiſtliche Welt", in der nur das in unerſchöpflich reicher Entfaltung in ſich ſelbſt wirkende, arbeitende und ſchaffende Leben der Gottheit angeſchaut wird, konnte nicht genügen. „Was durch die Bewegung der Geiſter Gottes in der Natur entſtand", heißt es bei Zeller,

„waren Figuren, die aufgingen und wieder vergingen". Auch als Gott die Engel schuf „härter und derber zusammencorporirt", auf daß das Licht der himmlischen Natur„ in ihrer Härtigkeit heller scheinen sollte und daß der Ton des Körpers hell tönete und schallete, damit das Freudenreich in Gott größer würde", war die Welt noch sehllos, ohne Mängel und Sünde. Himmel und Erde und die ganze sichtbare Welt, die als „Gegenwurf" aus dem göttlichen „Ungrund" hervorgegangen, wurden durch dieselben Kräfte regiert, durch die sie entstanden waren. Selbst das Böse hatte eine göttliche Wurzel. Sollte die Offenbarung Gottes sich vollenden, so mußte nach Böhme „das Mysterium magnum in eine zeitliche Schöpfung eingeführt und in den Elementen sichtbar gemacht werden, auf daß der Geist Gottes mit etwas zu wirken und zu spielen habe". So entsteht die wirkliche Welt, die auch das Böse in ihrem Schooße trägt, zunächst nur als finsteren Grund, welcher nothwendig ist, um dem göttlichen Licht und Leben Schärfe zu geben, der aber mit der Ausdehnung wachsend auch an Orte gelangt, wohin er nicht kommen sollte. Um dieses Uebergreifen und Wuchern der Wurzeln und Keime des Bösen, diese Störung der göttlichen Weltordnung zu erklären, nimmt Böhme zu den mythischen Vorstellungen eines doppelten Sündenfalles in Lucifer und Adam seine Zuflucht. Auch Lucifer war ursprünglich ein in Gott qualirender gutgeschaffener Engel; erst durch seine Schiedlichkeit, durch seinen vom Ganzen sich loslösenden Willen „soll sich ein Theil der himmlischen Welt zur Härte und Herbigkeit zusammengezogen, die Natur in Gott sich zum Zorneifer entzündet, der grobmaterielle Stoff dieser Welt sich gebildet haben". Das Universum ging damit dem Chaos entgegen, wodurch die zweite Schöpfung nöthig ward, wie sie die Genesis vorführt. Durch den Fall Adams ging der Mensch, welcher die gefallenen Engel ersetzen sollte, seiner ursprünglichen hohen Würde und Vollkommenheit verlustig. „Doch erlosch das göttliche Licht in ihm nicht gänzlich, und in Christus erschien es persönlich, um dem Menschen zunächst die innere Befreiung vom Bösen möglich zu machen, der am Weltende auch seine äußere Ausscheidung und die Verklärung der Materie zu der ihrem inneren Wesen entsprechenden Gestalt folgen wird". Darum wählte Jacob Böhme das Johanneische Wort: „Unser Heil im Leben Jesu Christi in uns" zu seinem Wahlspruch.

Böhme's Stellung in der philosoph. Wissenschaft.

Man hat den Görlitzer Theosophen in der Folge wegen der Fülle tiefsinniger Gedanken, kühner und großartiger Anschauungen allgemein bewundert, ihn den „deutschen Philosophen", den Vorläufer christlicher Wissenschaft genannt. Von dieser Bewunderung ist man in neuerer Zeit zurückgekommen. „Eine nachhaltige Einwirkung auf die wissenschaftlichen Zustände", bemerkt Zeller, „ließ sich von einer Speculation nicht erwarten, welche ohne methodische Uebung des Denkens an die schwierigsten Aufgaben herantrat, die verwickeltsten und umfassendsten Fragen mit unklaren Anschauungen und ungeprüften dogmatischen Voraussetzungen zu lösen unternahm, welche statt scharfer Begriffe eine verwirrende Masse von schwankenden Bildern, statt wissenschaftlicher Untersuchung phantasievolle Dichtungen, statt verständiger Gedankenentwickelung apokryphische Räthsel darbot".

Leibniz 1646—1716.

Diesen Ehrenplatz eines Begründers der neueren deutschen Philosophie verdient ein anderer Mann, der mit schöpferischem Geiste universelle Bildung und einen Reichthum des Wissens verband, wie kein anderer Gelehrter seiner Zeit, verdient der geniale Denker und Schriftsteller Gottfr. Wilh. Letbntz, Sohn eines Leipziger Professors. Den Grund zu seiner Bildung legte er in Leipzig, seiner Geburtsstadt; aber Selbststudium, Reisen, längeres Verweilen zu London und Paris und Verkehr mit den größten Geistern des Auslandes hoben ihn bald über alle seine Zeitgenossen empor. Als junger Mann von einundzwanzig Jahren wurde er von dem früheren kurmainzischen Minister Joh. Christ. von Boineburg, der auch nach dem Austritt aus seinem Amte einer der einflußreichsten deutschen Staatsmänner geblieben war, in die Dienste des Kurfürsten Joh.

Phil. von Schönborn gezogen. In der Nähe dieſes gebildeten und wohlwollenden Fürſten verbrachte Leibniz fünf Jahre (1667—72) theils mit publiziſtiſchen, theils mit juriſtiſchen Arbeiten beſchäftigt. Wir wiſſen, daß er im Auftrage Boineburgs den Plan entwarf, Ludwig XIV. zu einem Unternehmen gegen Aegypten zu bewegen, durch welches die Eroberungsluſt dieſes Monarchen von Deutſchland und Holland abgelenkt und auf Koſten der Türkei eine Annäherung Frankreichs an Oeſterreich herbeigeführt werden ſollte. Die diplomatiſche Miſſion hatte keinen Erfolg für die Politik; aber für den deutſchen Rechtsgelehrten war ſie von Wichtigkeit: er verlebte vier Jahre in der Weltſtadt an der Seine, ein Aufenthalt, der für ſeinen Bildungsgang von der größten Bedeutung war. Huygens war ſein Lehrer in der höheren Mathematik; mit der franzöſiſchen Sprache und Philoſophie machte er ſich vertraut. Nach ſeiner Rückkehr trat er in die Dienſte des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg, und lebte nun vierzig Jahre lang als Bibliothekar und Rath in Hannover, wo er das Vertrauen des zum Kurfürſten erhobenen Herzogs Ernſt Auguſt genoß und an deſſen Gemahlin, der geiſtreichen Kurfürſtin Sophie eine wohlwollende Gönnerin fand. Die Berliner Akademie wurde von ihm gegründet; verſchiedene Höfe bezeigten ihm ihre Anerkennung durch Standeserhöhung, Titel und Penſionen, alle gelehrten Geſellſchaften durch Ernennung zum Mitglied. — Leibniz war in allen Wiſſenſchaften, im klaſſiſchen Alterthum und im Mittelalter, in den Schriften der Theologen und Philoſophen gleich bewandert und traf mit wunderbarem Tact und Scharfſinn ſtets das Richtige, an Fleiß und Thätigkeit kam ihm Niemand gleich. Das Studium der Jurisprudenz, dem er ſich zuerſt gewidmet, führte ihn zu den gründlichſten Unterſuchungen über Staats- und Völkerrecht, den Hiſtorikern zeigte er durch ſeine umfaſſenden Quellenforſchungen über die Geſchichte des Hauſes Braunſchweig, wie viel noch über die vaterländiſche Geſchichte aus dem Staube der Archive zu ziehen ſei; ſein großartig angelegtes Werk: „Annalen des deutſchen Reichs", das bei dem Tod des Verfaſſers erſt zum Jahr 1005 gediehen war, blieb zum großen Nachtheil der Geſchichtswiſſenſchaft über ein Jahrhundert blos Manuſcript, bis der vaterländiſche Sinn unſerer Zeit es an das Licht der Oeffentlichkeit zog. In Mathematik und Naturwiſſenſchaften begründete er eine neue Periode; er theilte mit Newton den Ruhm des Erfinders der Integral- oder Infinitesimalrechnung, die er in der erſten, von Otto Menken gegründeten, gelehrten Zeitſchrift Acta eruditorum bekannt machte, eine Erfindung, durch welche eine völlige Umgeſtaltung dieſer Wiſſenſchaft angebahnt ward. Daß der große engliſche Phyſiker und Mathematiker ihm die Priorität dieſer wichtigen Erfindung, die auf verſchiedenen Wegen aber im Grundgedanken übereinſtimmend faſt gleichzeitig in beiden Ländern geſchah (S. 270), ſtreitig machte, verbitterte ihm die letzten Tage ſeines Lebens. Von ſeinen theologiſchen Beſtrebungen, Einheit der Kirche zurückzuführen, wird ſpäter die Rede ſein, ſeine pſeudonyme Schrift über die Verfaſſung des deutſchen Reichs haben wir früher kennen gelernt (XI, 1030).

Die Leibniziſche Philoſophie.

In der Philoſophie hat Leibniz ſich an keine der herrſchenden Schulen angeſchloſſen, ſondern iſt unabhängig ſeine eigenen Wege gegangen. „Er verhält ſich zu Baron und Descartes nicht als Gegner, denn er will das Gleiche, was ſie wollen: eine natürliche Erklärung der Erſcheinungen, eine rationelle Betrachtung der Dinge; aber er wird auch nicht ihr Schüler, denn er findet jene Erklärung, ſo wie ſie dieſelbe gegeben haben, unzureichend und der Ergänzung durch andere, von ihnen vernachläſſigte Elemente bedürftig". Der philoſophiſchen Wiſſenſchaft ſoll ein „allgemeines Inventar aller Kenntniſſe" vorausgehen, der naturwiſſenſchaftlichen wie der hiſtoriſchen. Auf dieſe geſtützt ſuchte dann Leibniz an der Hand logiſcher und mathematiſcher Beweisführung zur vollen Klarheit und Beſtimmtheit des Denkens und zugleich zur Uebereinſtimmung mit der

Wirklichkeit zu gelangen. „Klarheit in den Worten, Brauchbarkeit in den Sachen" ist sein Wahlspruch, eine allgemeine „demonstrative Encyclopädie" herzustellen, die „Philosophie demonstrativ zu machen", ist die Idee, welche ihm vorschwebt. Erst nach längerem Suchen und Forschen gelangte er zu den philosophischen Grundgedanken, die er in verschiedenen zerstreuten Schriften niedergelegt hat. Den Mittelpunkt derselben bildet die Monadenlehre und die Annahme der prästabilirten Harmonie. Monaden nennt Leibniz die letzten einfachen untheilbaren Substanzen, die ursprünglichen einheitlichen Kräfte, die allem Zusammengesetzten zum Grunde liegen, das wahrhaft Seiende sind und nur durch eine Schöpfung Gottes entstehen, von einem Moment zum andern durch fortwährende Ausstrahlungen (Effulgurationen) der Gottheit entspringen. Sie haben Vorstellung (Perception) und Trieb, einige mit Bewußtsein und Unterscheidung, andere bewußtlos; aus jenen bestehen die beseelten Körper, die eine Centralmonade als Mittelpunkt haben, aus diesen äußerlich durch den Raum verbundenen, mindest thätigen und triebsamen Monaden die unorganischen Körper (Materie). „Jede Monade ist ein Spiegel des Universums, besitzt eine Vorstellung von Allem in der Welt; aber diese Vorstellung nimmt in jeder eine eigenthümliche Gestalt an; in jeder Monade spiegelt sich das Ganze ab, aber in jeder spiegelt es sich von der Seite und mit der Vollkommenheit ab, welche ihrer Natur entspricht. Die Vorstellungen oder Ideen sind bald klar, bald dunkel, und die klaren Vorstellungen theils deutlich theils verworren". Die Erkenntniß der Wahrheit beruht auf dem Grundsatz des zureichenden Grundes. Dieser zureichende Grund der Welt ist Gott, der Urquell alles Seienden und Möglichen, von dem alle Monaden ausgehen und der ihnen ihre Beziehung und ihr Verhältniß zu einander von Anfang an festgesetzt hat. Was die Cartesianer blos von dem Verhältniß der denkenden und ausgedehnten Substanz gesagt hatten, das dehnt der deutsche Philosoph auf das Verhältniß aller Substanzen überhaupt aus, „macht es aus einem anthropologischen zu einem kosmologischen Prinzip". Diese Einrichtung, vermöge deren alle Veränderungen der einen Monade den Verhältnissen und Veränderungen der andern entsprechen, nennt Leibniz prästabilirte Harmonie. „Gott hat jeder Monade gleich bei ihrer Schöpfung diejenige Natur verliehen, und eben damit diejenigen Thätigkeiten und diejenige Reihenfolge dieser Thätigkeiten in ihr angelegt, welche die Rücksicht auf alle anderen und auf das aus ihnen bestehende Weltganze fordert; jede ist daher durch die Idee aller andern bestimmt, und hilft ihrerseits alle andern bestimmen, und wiewohl keine von den andern eine Einwirkung erleidet, sondern jede sich mit reiner Spontaneität aus sich selbst entwickelt, greifen doch alle ihre Thätigkeiten und Zustände in jedem Augenblick vollkommen in einander, und es stellt sich aus allen diesen unzähligen Einzelwesen und ihren einander scheinbar ganz unabhängigen Entwickelungen jenes vollendete, in allen seinen Theilen durchaus harmonische Ganze her, das wir die Welt nennen. Dies ist das System der vorherbestimmten Harmonie, in welchem die Monadenlehre zum Abschluß kommt". Diese Harmonie als thatsächlich vorhanden in der wirklichen Welt nachzuweisen und zugleich darzuthun, „daß die Welt nur das Werk einer unendlichen Intelligenz, eines die höchsten Zweckbegriffe mit unbeschränkter Macht und Einsicht ausführenden schöpferischen Willens sein könne" ist die Aufgabe seiner Lehren über die Gottheit und über die beste Welt. Das Letztere geschieht in der „Theodicee", einer Schrift, die in scharfsinniger Beweisführung wenn auch nicht ohne Spitzfindigkeiten und Sophistik und mit gefälliger Leichtigkeit der Darstellung gegenüber dem Skepticismus Bayle's den Beweis zu liefern sucht, daß unter allen möglichen Welten die wirkliche die beste sei, daß das Uebel, das als nothwendige Schranke zu dem Wesen endlicher Dinge gehöre, in einer endlichen Welt nicht entbehrt werden könne. „Das physische Uebel oder der Schmerz sei heilsam als Strafe oder als Erziehungsmittel; das moralische Uebel oder das Böse konnte Gott nicht aufheben ohne die

Selbstbestimmung und damit die Moralität selbst aufzuheben; die Freiheit, nicht als Exemtion von der Gesetzmäßigkeit, sondern als Selbstentscheidung nach dem erkannten Gesetz gehöre zum Wesen des Geistes. Der Naturlauf sei so von Gott geordnet, daß er jedesmal dasjenige herbeiführe, was für den Geist das Zuträglichste sei".

Leibnizens wissenschaftliche Thätigkeit.

Die Harmonie, die Leibniz in dem Weltall erkannte, die ihn zu der optimistischen Anschauung führte, daß das Uebel und das Böse weitaus von dem Guten überwogen werde, fand er auch in seinem Innern; ihm erschien die Weltordnung als eine glückliche heitere Nothwendigkeit, „mit Grazie umzogen". „Leibniz war ein edler und liebenswürdiger Charakter", sagt Zeller, „von biederem offenen Wesen, wohlwollend und menschenfreundlich, feingebildet und geistreich im Umgang, ein Muster philosophischer Heiterkeit und Milde, voll Gefühl für das Wohl und die Vorzüge seines Volks und voll Entrüstung über die unwürdige Rolle, zu der es in jener Zeit herabgedrückt war, von warmer und aufrichtiger Frömmigkeit, wenn auch kein fleißiger Kirchenbesucher". Ohne Familie lebte er nur der Wissenschaft, der Erforschung der Wahrheit, der Beförderung der Humanität. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, die er um von dem Auslande verstanden zu werden, in lateinischer oder französischer Sprache verfaßt hat, wurden theils in gelehrten Zeitschriften Deutschlands und Frankreichs theils in monographischen Aufsätzen oder in Briefen und Sendschreiben niedergelegt; die bedeutenderen, wie die „Versuche einer Theodicee über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Uebels", wie die „neuen Versuche über den menschlichen Verstand" gegen Locke, wie die „Monadologie" und die „Prinzipien von der Natur und der Gnade" u. a. sind auch in's Deutsche und in andere Sprachen übersetzt. Er selbst mochte es tief beklagen, daß er äußerer Rücksichten halber sich seiner Muttersprache nur selten bedienen konnte; denn er selbst hat über die deutsche Sprachwissenschaft treffliche Gedanken ausgesprochen, und wo er seiner Feder freien Lauf läßt und sich von dem zopfigen Hof- und Kanzleistil der Zeit losmacht, ein reines, klares und körniges Deutsch geschrieben. Leibniz war ein Universalgenie der Wissenschaft, urtheilt K. Fischer. „Eine solche Fülle und Genialität des Wissens war seit Aristoteles nicht mehr in einem einzigen Kopf vereinigt. Seine Berufswissenschaft ist die Jurisprudenz, die er mit reformatorischen Ideen durchdringt; sein eigentliches Genie ist die Philosophie, deren Geschichte er mit einer gründlichen Gelehrsamkeit umfaßt und die er zugleich mit einem neuen Geist umbildet. Physik, Mechanik, Mathematik treibt er mit Vorliebe und Originalität, er ist in diesen Wissenschaften, welche die Herrschaft des Zeitalters führen, nicht bloß einheimisch, sondern erfinderisch thätig. Dabei ist er zugleich Diplomat, Publicist, Politiker, Geschichtschreiber und Bibliothekar. In Paris beschäftigen ihn gleichzeitig Kriegspläne für Ludwig XIV., mathematische Studien, mechanische Projekte und diplomatische Friedensunterhandlungen. In Hannover beschäftigen ihn gleichzeitig Bergbau, Geologie, Nationalökonomie, Münzwesen und Staatsschriften, im Interesse seines Fürsten. In allen Stücken ist er selbstthätig, durchdringend, erfinderisch. Er sucht eine neue universelle Philosophie, ein der Vernunft conformes Christenthum, eine diesem Christenthum entsprechende Kirche, befördert die allgemeine Civilisation, verwaltet Bibliotheken, gründet Akademien und ist daneben fortwährend mit der Erfindung der Weltschrift beschäftigt."

Stellung zur Religion und Kirche.

Leibniz hat sich sorgfältig gehütet, dem Offenbarungsglauben entgegenzutreten; dennoch wollte kein Geistlicher seinem Leichenbegängnisse beiwohnen. Eine Lehre, welche Aufklärung und Tugend für die Merkmale der wahren Religion erklärte, in der Sittlichkeit die höchste Stufe der Frömmigkeit erkannte und den Glauben nur in Uebereinstimmung mit Vernunft gelten lassen wollte, in deren Weltplan alle Wunder, mithin auch die Menschwerdung Gottes keine Stätte fanden, konnte vor der Orthodoxie nicht bestehen. Sie entdeckte unter der philosophischen Hülle die Keime, die zu dem späteren

Rationalismus führten, und widerstand den Prinzipien. Dies erfuhr auch Christian Wolff 1679—1754. Wolff, derjenige unter Leibnizens Schülern, welcher die zerstreuten Grundgedanken des Meisters zusammenstellte und zu einem förmlichen Lehrgebäude nach mathematischer Methode entwickelte und ausbildete. Sohn eines Handwerkers von Breslau hat der begabte und fleißige junge Mann als Professor in Leipzig und Halle sich rasch einen bedeutenden Wirkungskreis geschaffen und sowohl durch seine Schriften, als durch seine Lehrthätigkeit sich einen berühmten Namen gemacht, bis es den Orthodoxen und Pietisten gelang, bei dem zweiten König von Preußen, Friedrich Wilhelm I. den Philosophen als einen Feind des rechtgläubigen Christenthums zu verdächtigen und seine Verweisung aus Halle zu erwirken. Wolff erhielt den Befehl, „bei Vermeidung des Stranges" innerhalb vierundzwanzig Stunden das Königreich zu verlassen. Er siedelte darauf nach Marburg über, wo er seine wissenschaftliche Thätigkeit fortsetzte, bis nach des Königs Tod sein Sohn und Nachfolger Friedrich II. den Philosophen nach Halle zurückrief. So eifersüchtig übrigens Wolff auf den Ruhm der Originalität Anspruch machte, so war er doch nur der Erbe der Leibniz'schen Ideen, sein Hauptverdienst bestand darin, daß er diese zerstreuten Ideen des genialen Mannes mit logischer Klarheit und mathematischem Verstande zu einem System ordnete und die deutsche Sprache zu wissenschaftlichen Werken anwendete. Bis zum Jahr 1726 hatte er in gut geschriebenen deutschen Lehrbüchern alle Theile seiner Philosophie dargestellt und eine wissenschaftliche Terminologie geschaffen; erst als er sich mit der steigenden Ausbreitung seines Ruhmes immer mehr als einen „Professor der Menschheit" fühlte, bediente er sich der lateinischen Sprache.

Die Leibniz-Wolffische Philosophie.

Auch nach Wolff ist die „Aufklärung des Verstandes" Grundbedingung alles wissenschaftlichen Forschens und die daraus hervorgehende Erkenntniß der Wahrheit und die Liebe zum menschlichen Geschlecht das Ziel der Philosophie. Das gesammte Wissen unter den beiden Hauptgesichtspunkten der theoretischen und der praktischen Philosophie zusammenfassend entwickelt er zu dem Zweck die einzelnen Theile in ein auf mathematisch-logischer Methode aufgebautes festgeschlossenes System, dem der Charakter einer trockenen Schulweisheit anhaftet. Die Leibnizsche Monadologie in ihren kühnen Sätzen abschwächend löst er die Einheit von Seele und Leib auf und bringt somit die Lehre des Meisters der gewöhnlichen Weltauffassung näher. „Er will insbesondere denjenigen Monaden, welche nicht Seelen sind, nicht Vorstellungen beilegen, ferner die prästabilirte Harmonie nur als eine zulässige Hypothese gelten lassen und die Möglichkeit der natürlichen Wechselwirkung zwischen Leib und Seele nicht ausschließen". Indem er aber Seele und Körper sondert, ist er genöthigt, „die deutliche Erkenntniß von der dunkeln, die Moral von der Natur, Gott vom Universum zu trennen; und so wird hier jenes geistige Band aufgelöst, welches bei Leibniz im Begriff der Monade und Entwicklung die Ordnung aller Wesen zusammenhielt". An dem Optimismus und Determinismus hält auch Wolff fest. Die Welt erscheint ihm als ein mit Weisheit und höchster Zweckmäßigkeit geschaffenes Werk Gottes, durch welches er sich selbst offenbart. Alles vollzieht sich darin nach ewigen durch göttlichen Rathschluß bestimmten Gesetzen, nach einem ursprünglich festgesetzten Zusammenhang und Causalnexus, welcher kein willkürliches Eingreifen der Allmacht, kein Wunder zuläßt. Die Zweckmäßigkeit und den Nutzen der Dinge erkennen ist nach Wolff die höchste theoretische Weisheit und nützlich zu handeln die höchste praktische. Offenbarung und Wunder werden von Wolff nicht unbedingt verworfen aber nur mit solchen „Kriterien" oder „Kennzeichen" zugelassen, daß sie nur noch dem Namen nach für möglich, dem Wesen und der Sache nach für unmöglich erklärt wurden. Den Hauptnachdruck legte Wolff wie Leibniz auf die Sittenlehre. Beide bewunderten die Moral der Chinesen, die damals durch die Jesuitenmissionare in

Europa bekannt ward und für die jenes Zeitalter des Verſtandes ſich in ähnlicher Weiſe begeiſterte, wie hundert Jahre ſpäter die Romantiker für den contemplativen Quietismus der Inder. — „Wolffs hauptſächlichſte Leiſtung beſteht darin, daß er der erſte war, der es in Deutſchland unternahm, alle Wiſſensgebiete vom Standpunkt der modernen Philoſophie zuſammenhängend und methodiſch in erſchöpfender Vollſtändigkeit zu bearbeiten. Es war vom höchſten Werth, daß einmal mit dem Gedanken einer rein rationalen Weltbetrachtung Ernſt gemacht, daß die Forderung, Alles aus ſeinen natürlichen Urſachen zu erklären, nicht blos aufgeſtellt, ſondern auch in eingehender Unterſuchung an dem ganzen Erkenntnißſtoff durchgeführt wurde".

Pufendorf 1632—1694.

Unter den wiſſenſchaftlichen Größen, welche in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Welt des Erkennens zu klären und zu bereichern ſuchten, nimmt auch Samuel Pufendorf, dem wir in früheren Blättern ſchon mehrfach begegnet ſind, (XI, 1030. XII, 631) eine hervorragende Stelle ein. Sohn eines Paſtors aus Chemnitz hat der deutſche Gelehrte bald als Profeſſor an verſchiedenen Univerſitäten, bald als Staatsmann und Hiſtoriograph in Stockholm und Berlin gewirkt und zugleich, angeregt von Hugo Grotius und Hobbes in mehreren bedeutenden Werken die Begriffe des Natur- und Völkerrechts und die Lehre vom Staat zu begründen geſucht. Auch Pufendorf bediente ſich, um dem internationalen Charakter der damaligen Wiſſenſchaft zu genügen, bei Abfaſſung ſeiner rechtsphiloſophiſchen und hiſtoriſchen Schriften der lateiniſchen Sprache, ſo warm auch ſein Herz für das deutſche Volk ſchlug und ſo tief er die Erniedrigung empfand, zu der die Nation durch eigene und fremde Schuld herabgedrückt war. Wir wiſſen welchen Sturm der „Severinus de Monzambano" durch ſein kühnes Wort über die Staatsform des deutſchen Reiches erregte; erſt nach Pufendorfs Tod lernte man den wahren Verfaſſer kennen. In einer Reihe rechtsphiloſophiſcher Werke „über Natur- und Völkerrecht" „über die Pflicht des Menſchen und des Bürgers" ſuchte der deutſche Gelehrte zwiſchen Grotius und Hobbes eine vermittelnde Stellung über den Urſprung und das Weſen des Staats und des öffentlichen Rechts zu gewinnen, indem er von jenem das Prinzip der Geſelligkeit, von dieſem das des individuellen Intereſſes annimmt und durch den Satz vereinigt, „daß die Geſelligkeit im Intereſſe eines jeden Einzelnen liege." Wie Grotius leitet auch Pufendorf die allgemeinen Rechtsgeſetze aus der Vernunft und der menſchlichen Natur her, nicht von einem göttlichen Willen, einer Offenbarung; aber neben dem angebornen Geſelligkeitstrieb legt er großen Nachdruck auf das Geſelligkeitsbedürfniß, „indem er theils an die Hülfsloſigkeit des vereinzelten, auf ſich ſelbſt beſchränkten Menſchen, theils an die menſchliche Leidenſchaftlichkeit und Schlechtigkeit erinnert, welche den bloßen Naturzuſtand zwar nicht, wie Hobbes meinte, zu einem allgemeinen Kriegszuſtand, aber doch zu einem Zuſtand größter Unſicherheit mache", daher die letzte Quelle des Rechts in dem Selbſterhaltungstrieb zu ſuchen ſei. Der Hauptgrund für die Bildung von Staaten iſt ihm daher das Bedürfniß des Rechtsſchutzes, die Sicherung des Friedens; „der Staat entſteht, wenn ſich eine größere Anzahl von Menſchen für dieſen Zweck durch Verträge unter einer gemeinſamen Regierung vereinigt. Der Staat läßt ſich daher nur mittelbar auf göttliche Stiftung zurückführen und noch weniger darf der einzelne Regent ſeine Regierungsgewalt unmittelbar von Gott herleiten. Pufendorf nimmt deshalb auch keinen Anſtand, eine vertragsmäßige Beſchränkung der fürſtlichen Gewalt zuzulaſſen und ſelbſt den gewaltſamen Widerſtand gegen das Staatsoberhaupt will er, wenn auch zögernd, für gewiſſe äußerſte Fälle geſtatten." Noch ſchärfer verwirft er jeden Gewiſſens- und Religionszwang, die Durchführung einer abgeſchloſſenen Staatskirche: außer dem Glauben an einen Gott und eine Vorſehung ſolle der Staat von ſeinen Bürgern nichts verlangen, und jedem Bekenntniß freien Gottesdienſt geſtatten. In ſeinen hiſtorio-

graphiſchen Werken behandelte Pufendorf die Geſchichte von Schweden unter Karl Guſtav und von Brandenburg unter Friedrich Wilhelm dem großen Kurfürſten und ſeinem Sohne Friedrich.

Religiöſe Dichtung u. Literatur.

Wenn die Philoſophie mehr und mehr auf Wege gerieth, welche das Mißtrauen der dogmatiſchen Rechtgläubigen erregten, ſo hielt ſich um ſo mehr die Dichtkunſt auf dem kirchlichen Boden. Der evangeliſche Kirchengeſang, wobei ſich Dichter und Tonmeiſter zum harmoniſchen Bunde die Hände reichten, die religiöſe Empfindung durch entſprechende Melodien gehoben ward, war gleichſam das neutrale Gebiet, auf dem die theologiſchen Entzweiungen und Kämpfe zur Ruhe kamen. Wir haben in den beiden vorhergehenden Bänden (X, 918; XI, 742) das Kirchenlied in ſeiner Entwickelung und Bedeutung für das religiöſe Leben der Reformationszeit kennen gelernt; dieſer Zweig des Gottesdienſtes und der frommen Gemüthserhebung wurde auch im ſiebenzehnten Jahrhundert fort und fort geübt und ausgebildet und geſtaltete ſich zum gefühlvollſten Ausdruck der Seelenſtimmung und der Andacht in den Tagen der Trübſal und der Kriegsnoth. Eine warme und nachdruckſame Anregung zu innerer Vertiefung in Gott gab ein Prediger, der in den erſten Kriegsjahren in Celle als Superintendent geſtorben iſt — Johann Arndt. Sein Gebetbuch „das Paradiesgärtlein" und noch mehr ſeine „vier Bücher vom wahren Chriſtenthum" waren für die Zeitgenoſſen und für alle nachfolgenden Geſchlechter ein Licht und Leitſtern in dunkeln Tagen. Die religiöſe Innerlichkeit und die einfache treuherzige Bibelſprache Luthers, die unter den Kämpfen der Theologen über unerklärbare Glaubensſätze und ſymboliſche Rechtgläubigkeit aus der Schrift und von der Kanzel verſchwunden war, wurde in den Andachtsbüchern Arndts dem Herzen des Volkes wieder zugeführt. Nachdem er in dem „Buch der Heil. Schrift" zur Wiederaufrichtung des Bildes Gottes im Menſchen Anleitung gegeben, im „Buch des Lebens" gelehrt, wie durch Chriſtus Sünde und Leid überwunden werde, zeigt er im „Buch des Gewiſſens", wie das Reich Gottes als ein inneres Licht in der Seele erweckt werden müſſe und im „Buch der Natur", wie Welt und Natur von Gott Zeugniß gebe und zu Gott führe. Wie das Buch von der Nachfolge Chriſti hat ſich auch das Werk Arndts bis auf die Gegenwart als Andachtsbuch erhalten und manches Herz erhoben und getröſtet, wenn gleich die myſtiſchen Anklänge in der Zeit des ſteifen Dogmenglaubens dem „deutſchen Fénélon", wie man den Verfaſſer in der Folge hier und da bezeichnet hat, viele Anfechtungen von Seiten der Orthodoxen zugezogen haben. Arndt ſtammte aus dem Anhalt'ſchen, wo ſeit den Anfängen der Reformation ein für Bildung und Humanität empfängliches Fürſtengeſchlecht regierte. Dort entſtand auch der Palmenorden, deſſen Mitglieder neben der Förderung der Sprache und der Herüberführung fremder Literaturerzeugniſſe auf den vaterländiſchen Boden ſich beſonders die Fortbildung des Kirchenliedes zur Aufgabe ſtellten. Wir werden in den folgenden Blättern die Männer kennen lernen, die nach dem Vorgange des Dichterhauptes Opitz die kunſtreicheren Formen, die „geputzteren Reime" auch in die religiöſe Poeſie einführten. In den Pſalmen Davids fanden ſie alle Stimmungen ausgeprägt, welche die Wechſelfälle des Lebens auch in ihrer Bruſt erzeugten, den Schmerzensſchrei in Angſt und Noth, den Troſt und das Vertrauen auf göttliche Hülfe, die Kraft des Gebets und den Lobgeſang für die Rettung aus Trübſal und Anfechtung. Die Pſalmen wurden daher auch fort und fort überſetzt und nachgebildet. Alle die Dichter, die neben und nach Opitz den Muſen des Helicon dienten, die Fleming, Riſt, Herrmann, die Neumark, Andreä, Gryphius waren zugleich befliſſen, das evangeliſche Kirchenlied in den kunſtmäßigen Formen und der correcten Sprache und Versart der modernen Poeſie auszubilden. Die bekannteſten Lieder, die noch jetzt die proteſtantiſchen Geſangbücher zieren, ſtammen aus der drangſalvollen Zeit des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Wenn durch dieſen Drang der Seele zu

Arndt 1555—1620.

Kirchenlied.

der religiöſen Dichtung die geiſtliche Liederpoeſie an äußeren Vorzügen und an Reichthum und Mannichfaltigkeit gewann, ſo ging ſie dagegen in ſehr vielen Fällen der natürlichen Kraft und Innigkeit, der volksthümlichen Einfachheit, des unmittelbaren Herzensergusſes des älteren Kirchenlieds verluſtig. Mit der leichteren und correcteren Form nahm nicht ſelten die Gediegenheit des Inhalts, die Kraft und Wärme des religiöſen Gefühls ab.

Verſchiedene Richtungen in der religiöſen Dichtung.

Wie die geſammte Dichtung iſt auch die geiſtliche Poeſie vorzugsweiſe von den lutheriſchen Confeſſionsverwandten des nördlichen Deutſchlands ausgebildet worden. Die katholiſchen Gedichte eines Balde, Spee, Scheffler, in welchen die oft an ſchwärmeriſche Verzückung grenzenden ſinnlich-religiöſen Vorſtellungen und Gebilde des römiſchen Kirchenglaubens im Geiſte der alten Myſtiker mit ihren weichen Tönen, bilderreichen Gleichniſſen und überſchwenglichen Andachts- und Bußgedanken wiederkehrten, und die damit verwandte tändelnde Schäferpoeſie des Pegnitzer Blumenordens, die auf Grund des Hohenliedes den Heiland als Hirtenideal und Seelenbräutigam feierte und mehr dichteriſchen Schmuck einzuführen bemüht war, hatten keine durchſchlagende nachwirkende Bedeutung für die Entwickelung der geiſtlichen Poeſie. Dieſe blieb hauptſächlich an die ſeit Opitz geltende Kunſtpoeſie geknüpft und nahm unter den Händen der ſchleſiſchen, ſächſiſchen und norddeutſchen Dichter einen ſolchen kräftigen Aufſchwung, daß die übrigen Gattungen der Poeſie, ſelbſt wenn ſie von denſelben Verfaſſern ausgingen, weit hinter dem Kirchenliede zurückblieben. Bei der unermeßlichen Fruchtbarkeit, die ſich auf dieſem Felde zeigte, war es natürlich, daß nach Form und Inhalt die größte Verſchiedenartigkeit zu Tage trat. Die Einen, wie der Schleſier Chriſtian Knorr von Roſenroth, der die Tröſtung der Philoſophie des Boethius überſetzte, ein weitgereiſter kenntnißreicher Mann, näherte ſich der myſtiſchen Gefühlſamkeit ſeines Landsmannes Scheffler (Angelus Sileſius), in der Weltflucht und Vertiefung in Gott die wahre Seligkeit ſuchend; und Quirinus Kuhlmann von Breslau, ein theoſophiſcher Schwärmer und Abenteuerer, der nach einem wechſelvollen Leben zu Moskau wegen religiöſer und politiſcher Aufreizungen den Flammentod erleiden mußte (1689), trieb in ſeinen Liederſammlungen („Himmliche Liebesküſſe"; „Tugendſonnenblumen", „Kühl-Pſalter" u. a.) die Andachtsbegeiſterung bis zum Wahnwitz und Kinderſpiel. — Im Gegenſatz zu der in myſtiſchen oder überſchwenglichen Vorſtellungskreiſen ſich bewegenden religiöſen Poeſie nahm die kräftigere realiſtiſche Dichtung, die bei der einfachen Bibelſprache zu bleiben und lutheriſchen Sinn zu bewahren trachtete, einen erfreulichen Fortgang, wenn ſich gleich auch hier ein Umſchwung in Sprache und Verskunſt in Folge der Opitzſchen Reformationsthätigkeit bemerkbar machte. Am wenigſten wurde von den Neuerungen berührt: Joh. Val. Andreä aus Würtemberg, den wir früher als Urheber des Roſenkreuzerordens (S. 159) kennen lernten. In einem allegoriſch-geiſtlichen Gedicht „von der Chriſtenburg" redet er einem werkthätig-gläubigen Chriſtenthum im Geiſte der alten Reformatoren das Wort gegenüber den unfruchtbaren Grübeleien der Theoſophen und Scheinheiligen. Andreäs Zeitgenoſſe, der Schleſier Joh. Heermann trug dem veränderten Geſchmack mehr Rechnung: er führte die neue Verskunſt Opitzens in die Kirchendichtung ein, ohne jedoch die Innerlichkeit und warme Frömmigkeit zu verlieren. Seine „Haus- und Herz-Muſica", ſeine „Uebung in der Gottſeligkeit" enthielten Lieder und Hymnen, die bei den Zeitgenoſſen in großem Anſehen ſtanden. Wenn er von dem Elende der Zeitlichkeit und der Sündenlaſt mehr durchdrungen erſcheint als die älteren reformatoriſchen Sänger, mehr den Ton der Erniedrigung, der Zerknirſchung, der Seelenangſt anſchlägt als der ſeiner Erlöſung durch den Heiland ſichere Luther, ſo gaben ihm ſchwere Schickſalsſchläge, Krankheiten und Kriegsnoth Veranlaſſung genug zu Klaggeſängen und elegiſchen Herzensergießungen, zu traurigen Betrachtungen über

Knorr von Roſenroth 1636—89.

J. V. Andreä 1586—1654.

Heermann 1585—1647.

die Leerheit und Nichtigkeit alles Irdischen. Der gefeiertste Liederdichter nach Opitzschen Kunstregeln war Johann Rist, aber gerade dieser Dichter, den wir bald näher werden kennen lernen, hat mehr als irgend einer der poetischen Genossen dazu beigetragen, an die Stelle der gedrungenen, musikalischen, volksthümlich-herzlichen Lieder der älteren Periode die breite Geschwätzigkeit mit frommen Redensarten in glatter Form und metrischer Technik zu setzen. Wir werden sehen wie weit an Tiefe und religiösem Gefühl der Königsberger Simon Dach dem norddeutschen Freund überlegen war. Auch Georg Neumark, der uns noch öfters begegnen wird, hat in den Tagen der Aemuth, „als Thränen und Sorgen sein tägliches Frühstück waren", manches treffliche Kirchenlied angestimmt, ehe er in den „tönenden Schwulst und die gespreizte Dürre" der Schäferpoesie gerieth, und der geistliche Verfasser breiter Romane voll Gelehrsamkeit und frommer Gesinnung Andr. Heinr. Bucholz aus Rinteln in seinen für weitere Kreise bestimmten „Hausandachten" und „geistlichen Poemata" auch unter den Formen der neuen Kunstdichtung eine volksthümliche Einfachheit zu bewahren gewußt. Andr. Gryphius, dem wir an einem andern Orte begegnen werden, hat die poetische Begabung und Vielseitigkeit auch im Kirchenlied entfaltet, wo er von der schlichten Kraft und Einfalt des lutherischen Gesangs bis zum vollen Farbenschmuck einer reichen Erfindungsgabe aufzusteigen unternahm. Allerdings herrscht in seinen „Kirchhofsgedanken" und in seinen „geistlichen Oden" das Düstere und Schreckhafte vor und seine Phantasie ergeht sich am liebsten in Trauerbildern und im irdischen Thränenthal, zu freudigen Erhebungen konnte der schwergeprüfte Mann, der im achtundvierzigsten Lebensjahr ins Grab sank, seine Gemüthsstimmung und seine poetischen Ergießungen nicht emporschwingen. Wie verschieden von dieser trüben Weltanschauung ist die heitere Zuversicht und das Gottvertrauen, wie sie uns in den „geistlichen Andachten" des Predigers Paul Gerhard aus Sachsen entgegentreten! In keinem geistlichen Dichter des Jahrhunderts spiegelt sich der Geist Luthers so treu ab als in diesem Manne, der in keiner Lage seines Lebens den sittlichen Muth verlor, dessen Gedichte den Ausspruch bestätigen, „daß alles Gute auf dem Grunde der Heiterkeit wächst, die darum Ernst und Würde nicht ausschließt". Gerhard's 120 Lieder in einfacher kräftiger Sprache, von denen noch jetzt sehr viele in den Kirchengesangbüchern der protestantischen Welt sich finden, „sind eine helle Stimme des christlichen Volksgesangs in allen Beziehungen des Menschenherzens zu Gott." Seine Kreuzlieder sind allemal auch Trostlieder; thue und leide was Gott gefällt und gib dich zufrieden. Ein strenger Lutheraner verweigerte er als Prediger in Berlin die Unterschrift des von dem Kurfürsten verlangten Reverses, das Toleranzedikt einzuhalten, (S. 602), und gab lieber seine Stelle auf. Mit den Gesängen Gerhards dürfen die Lieder und Psalmen verglichen werden, die sein Freund Johann Francke aus der Lausitz in der „Geistlichen Zion" gesammelt hat, wenn auch manche davon nicht die Kraft und den poetischen Schwung der Gerhardschen erreichen. Auch bei Francke waltet eine zuversichtliche Gottesliebe, „die dem Irdischen und aller Frucht Trotz bietet" und im Toben der Welt „steht und in gar sichere Ruhe liegt." Nach einer alten Ueberlieferung hat auch die Gemahlin des großen Kurfürsten Luise Henriette, Tochter Friedrich Heinrichs von Oranien, deutsche Kirchenlieder gedichtet, wie denn das schöne Lied „Jesus meine Zuversicht" ihr zugeschrieben ward.

Bucholz 1607—1671.

Paul Gerhard 1606—76.

3. Martin Opitz und die Kunstdichtung seiner Zeit.

Wirkungen des dreißigjährigen Krieges.

Der dreißigjährige Krieg hat auf das geistige Leben des deutschen Volkes die nachtheiligsten Wirkungen geübt: nicht nur daß die großen Errungenschaften der Reformationszeit von der deutschen Erde weggefegt oder zerdrückt waren, daß die heimische

Kunſt und Literatur jeder Pflege und Fortbildung ermangelte; auch die Anſätze zur Begründung einer kunſtmäßigeren Dichtung im Sinne der antik-italieniſchen Renaiſſance, wie ſie zunächſt in Süddeutſchland, in Heidelberg, in Stuttgart, in Darmſtadt gemacht worden, waren dahingegangen. Jul. Wilhelm Zinkgref, Sohn eines Heidelberger Juriſten, ein durch Studien und Reiſen gebildeter ſtrebſamer Jüngling, der in einer Sammlung von Geſchichten, ſcharfſinnigen Ausſprüchen, „Teutſche Apophthegmata" genannt, die Erzählungskunſt eines Boccaccio einführen wollte und die Tyrtäiſche Lyrik in Alexandrinern als „Soldatenlob" oder Vermahnung zur Tapferkeit nachahmte, war in jungen Jahren den Leiden des Krieges zum Opfer gefallen. Der kräftige Odenſänger, Feſtordner und Hofdichter Georg Rud. Weckherlin aus Stuttgart, welcher nach dem Vorbilde der ausländiſchen Literaturen, die er auf größeren Reiſen in Frankreich und England kennen lernte, die neuhochdeutſche Gelehrtendichtung zu heben und auszubilden bemüht war, in einer Trauerode den Tod Guſtav Adolfs beklagte und in kunſtvoller Lyrik ſeine Stimmungen und Empfindungen über die Ereigniſſe und Eindrücke der Zeit ausgeſprochen, brachte die zwei letzten Decennien ſeines Lebens in England zu, wo er an der Spitze einer deutſchen Kanzlei im Intereſſe der pfälziſch-proteſtantiſchen Sache wirkte. Er begleitete das royaliſtiſche Heer auf dem Feldzuge gegen die Schotten, wo er als Arbeiter im königlichen Cabinet nach den Worten eines Zeitgenoſſen, zugleich Pyramus, Thisbe und den Löwen zu ſpielen hatte. Dietrich v. Werder, der poetiſche Repräſentant der Renaiſſance in Heſſen, der den Taſſo und Arioſto in Alexandrinern überſetzte und den „Krieg und Sieg Chriſti" in Sonetten beſang, eine Zierde des deutſchen Adels, der das Schwert und die Feder gleich trefflich führte, wurde durch vieljährige Kriegs- und Staatsdienſte der Poeſie entfremdet. Beſonders hatte die deutſche Sprache den kräftigen einfachen Charakter verloren, den ihr Luther verliehen, ſie war durch Einmiſchung vieler den alten und romaniſchen Sprachen entlehnten Fremdwörter entſtellt und zu einer „Baſtardſprache" entwürdigt worden.

Zinkgref 1591—1635

Weckherlin 1584—1651.

Werder 1584—1657.

Aus dieſer Entartung und Verwilderung das deutſche Culturleben emporzurichten, der heimiſchen Dichtkunſt eine Geſtalt zu geben, daß ſie den poetiſchen Erzeugniſſen der romaniſchen Länder wieder ebenbürtig an die Seite treten möchte, war nun die Aufgabe und das eifrige Bemühen der ſtrebſamen jungen Männer, die am Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts und meiſtens noch unter dem Waffengetöſe der Zeit das heilige Feuer der Poeſie zu erhalten und neu zu entflammen ſuchten. Daß ſie bei ihren Beſtrebungen ſich an die Vorbilder und Inſtitute der Italiener und Franzoſen anlehnten, war in Anbetracht der künſtleriſchen Stellung beider Nationen in der Zeit der Renaiſſance ganz natürlich: in Deutſchland hatte der Krieg die alte volksthümliche Literatur verſchlungen; es mußte eine neue geſchaffen werden. Dieſe konnte aber nicht mehr zu den alten Formen zurückkehren, die in ihrer mangelhaften Kunſtbildung den Anſprüchen der modernen Cultur widerſtrebten. Vorerſt mußte man auf Reinigung und Verbeſſerung der Sprache bedacht ſein. Man kam alſo auf denſelben Gedanken wie Richelieu in Paris, nämlich durch Gründung einer gelehrten Geſellſchaft einen Gerichtshof und eine Pflanzſtätte für Sprachbildung zu errichten. Schon ſeit einer Reihe von Jahren beſtand in Florenz die „Accademia della Crusca", die Kleiengeſellſchaft, ſo genannt, weil ſie das reine Mehl der italieniſchen Sprache von der groben Zuthat der Kleie ſäubern wollte. Sie ſuchte durch Bearbeitung eines Wörterbuchs die italieniſche Sprache auf Grund der klaſſiſchen Erzeugniſſe der Renaiſſance zu erhalten und fortzubilden. Dieſe Anſtalt, die auch der franzöſiſchen Academie zum Vorbild diente, hatte Fürſt Ludwig von Anhalt-Köthen während eines längeren Aufenthaltes in der Mediceerſtadt kennen gelernt. Nach ſeiner Rückkehr wurde bei Gelegenheit eines Beſuches bei der ihm verwandten herzoglichen Familie in Weimar auf ſeine Anregung nach dem

Die fruchtbringende Geſellſchaft.

Muster des Florentiner Vereins von einigen fürstlichen und adeligen Herren, unter denen besonders Kaspar von Teutleben hervorragte, die „fruchtbringende Gesellschaft“ 24. Aug. 1617. oder der „Palmenorden“ gegründet zu dem Zweck die deutsche Sprache rein zu sprechen und zu schreiben und so viel wie möglich von Fremdwörtern frei zu halten, mit der Devise „Alles zum Nutzen“. Wie wenig auch unter den Stürmen der nächsten Zeit, bei dem Mangel einer tonangebenden Hauptstadt und eines hervorragenden Dichtergenius die neue Stiftung ihr Ziel erreichte, mit ihrer zopfigen Pedanterie und der Spielerei, die fruchtbringenden Mitglieder mit Namen aus dem Pflanzenreich oder andern bezeichnenden Benennungen zu belegen; so war es doch schon ein Gewinn für die Literatur, daß ein aus hochgebornen und hochgelehrten Männern bestehender Verein, in welchem der gebildete Fürst Ludwig selbst, „der Nährende“ genannt viele Jahre lang den Vorsitz führte, für Sprache und Poesie, für die Pflege geistigen Lebens Interesse zeigte und auch in den trüben Tagen, die bald nach der Stiftung über das deutsche Reich hereinbrachen, den Sinn für höhere Güter aufrecht erhielt, ein patriotisches Gemeingefühl hegte und nährte, die Volkssprache adelte und wie Schottel und Gueinz durch grammatische Werke die hochdeutsche Sprache für die Wissenschaft und die Poesie ausbildete. Nach Ludwigs Tod kam der Vorsitz an Herzog Wilhelm IV. von Sachsen-Weimar, „der Schmackhafte“ genannt, und nun wurde die alte Stätte des Minnegesanges der Hauptsitz des Dichterbundes und Neumark von Weimar, „der Sprossende“ als „Erzschreinhalter“ der eigentliche dichterische Vertreter und zugleich der Geschichtschreiber des Ordens. Die Protection der vornehmen Ordensglieder erhöhte das Ansehen der Schriftsteller und schützte sie vor Schmähungen und Verunglimpfungen, trug aber auch bei, daß eine übermäßige literarische Productivität hervorbrach, die viel Unbedeutendes und Mittelmäßiges zu Tage förderte. Besonders riß ein wuchernder Uebersetzungsdrang aus allen Sprachen ein. Da die Gesellschaft trotz ihrer fürstlichen Patrone stets ein Privatverband blieb, so lief die individuelle Freiheit nicht wie in Frankreich Gefahr, einem obersten Tribunal des Geschmacks und der Sprache zu erliegen.

Martin Opitz 1597—1639. Diesem Palmenorden trat auch bald ein junger Mann bei, der berufen war als „Vater und Wiederhersteller der Dichtkunst“ in ganz Deutschland gefeiert zu werden — Martin Opitz aus Bunzlau in Schlesien. Aus einer bürgerlichen nicht unbemittelten Familie hervorgegangen erwarb er sich durch Studien und Talente während seiner nicht langen Lebenszeit so viele Ehre und Anerkennung, daß sein Name neben den gefeierten Schriftstellern des Auslandes genannt, daß er unter den Fruchtbringenden als „der Gekrönte“ bezeichnet und endlich von dem Kaiser als Opitz von Boberfeld in den Adelstand erhoben wurde. Opitz war kein Dichter ersten Ranges, seinen Ruf verdankte er mehr den formalen Vorzügen seiner poetischen Erzeugnisse als der Tiefe seiner Gedanken und Empfindungen; aber er fühlte den Beruf in sich, der Muse der Poesie eine heimische Wohnstätte zu bereiten und den Muth ihr sein Leben zu weihen. Wie Ronsard und das poetische Siebengestirn, wie Malherbe und seine Schule, gestützt auf die Poetik, welche Julius Scaliger aus den Dichtern des Alterthums zusammengestellt, die klassischen Dichtungsformen der antiken Welt nach Frankreich übertragen hatten (X, 704 ff), so wollte auch Opitz die deutsche Dichtkunst nach den Mustern und Vorbildern der Griechen und Römer und ihrer romanischen Jünger umgestalten, den volksthümlichen Charakter durch eine neue Geschmackslehre verdrängen. Schon als Gymnasiast zu Beuthen und Informator im Hause des kaiserlichen Rathes Tobias Scultetus verfaßte er eine lateinische Rede „Aristarchus oder über die Verachtung der deutschen Sprache“, die sein Streben ankündigte, die heruntergekommene Dichtkunst, die entweder in die Hände lateinisch schreibender Gelehrten oder unfähiger und ungebildeter Volksdichter und Bänkelsänger gerathen war, wieder auf die ihr gebührende Stelle zu heben, und diesem

Vorhaben iſt er ſein ganzes Leben hindurch treu geblieben. Als er in denſelben Tagen, da der Pfalzgraf Friedrich den kühnen Griff nach der böhmiſchen Königskrone wagte, den Studien an der Univerſität Heidelberg oblag, war er die Seele des Zinkgreſſchen Kreiſes, der ſich die Verpflanzung der antik-romaniſchen Renaiſſancepoeſie zur Aufgabe geſetzt hatte, und der Freund ſelbſt war es, der ſchon im J. 1624 in Straßburg eine Sammlung Opitziſcher Gedichte erſcheinen ließ, die bald als Muſter des neuen Kunſtgeſchmacks galten. Opitz führte ein bewegtes Leben. Von den Kriegsſtürmen umhergeworfen und wie Horaz kein Freund vom Fechten und Soldatenweſen, duecheeiſte er in Begleitung ſeines reichen däniſchen Freundes Hamilton, eines der Heidelberger Studiengenoſſen Frankreich und die Niederlande, wo er mit den großen lateiniſchen Schriftſtellern, wie de Thou, Hugo Grotius, Heinſius u. a. in Verbindung kam. Im J. 1622 folgte er einem Rufe des Fürſten Bethlen Gabor nach Siebenbürgen, wo er als Profeſſor am Gymnaſium in Weißenburg thätig war, bis ihn das Heimweh wieder in das Vaterland zurückführte. Dann verlebte er eine Reihe von Jahren an verſchiedenen kleinen Fürſtenhöfen Schleſiens nach Art der Hofdichter die erwieſene Gunſt und den geſpendeten Ehrenſold mit Schmeicheleien vergeltend.. Auch den Dienſt des Grafen Hannibal von Dohna, dem ſein katholiſcher Bekehrungseifer den Namen eines „Seligmachers" von Schleſien eingetragen, der ſeine ehemaligen Glaubensgenoſſen mit Dragonaden in die Meſſe trieb, verſchmähte der lutheriſche Dichter nicht, ja er überſetzte ſogar in ſeinem Auftrag das Buch eines Jeſuiten, „zur Beiehrung der Irrenden." Von dem Polenkönig Wladiſlaw IV. zum Hiſtoriographen ernannt ſtarb Opitz in jungen Jahren zu Danzig an der Peſt wie vier Jahre zuvor ſein Freund Zinkgref.

Die deutſche Poeterei.

Während dieſer Zeit war Opitz unermüdlich befliſſen ſowohl durch eigene lyriſche und didaktiſche Gedichte als durch metriſche Ueberſetzungen griechiſcher und lateiniſcher Dramatiker, italieniſcher und franzöſiſcher Lyriker und niederländiſcher Dichter (XI., 684 ff.) den neuen Kunſtgeſchmack zu begründen, deſſen Regeln und Grundſätze er in dem berühmten Schriftchen „von der deutſchen Poeterei" ſchon im Jahre 1624 dargelegt hat. Mit dieſer Poetik, welche Opitz auf Bitten einiger Freunde in fünf Tagen zuſammenſtellte, erlangte der ſchleſiſche Dichter ein geſetzgeberiſches Anſehen, begann für die deutſche Poeſie eine neue Aera. Wie niedrig immer der künſtleriſche Standpunkt des Verfaſſers, wie hausbacken und trivial ſeine Regeln und Bemerkungen den nachgebornen Geſchlechtern erſcheinen mögen; dennoch war das Schriftchen von durchſchlagender Wirkung und enthielt unter vielem Schutt und barocken zopfigen Ausſprüchen manche Goldkörner. Wenn auch ſeine Ausführungen über die Dichtungsarten einen philiſterhaften Horizont beurkunden, wenn auch ſeine Urtheile über die Alten wenig Verſtändniß von dem hohen Sinn und Genius der antiken Poeſie verrathen, wenn er in ſeinen Vorſchriften über die deutſche Dichterſprache mit dem Fehlerhaften auch manche treffliche Eigenſchaft, auch manche urſprüngliche Freiheit vor die Thüee weiſt, die Grenzlinie zwiſchen Natur und Ideal, zwiſchen Nachbilden und freiem Schaffen nicht richtig erfaßt und den Hauptzweck der Dichtung neben dem Ergötzen in der „herrlichen Nutzbarkeit", in der Belehrung und Beſſerung erblickt; wenn er auch die Einbildungskraft, die Mutter aller wahren Poeſie mindee hoch anſchlug als Witz und Verſtand, ſtatt Bilder epigrammatiſche Sprüche einführte; ſo hat er doch eine Ahnung von dem „hohen Weſen und Dignität" der Poeſie, von der erhabenen Stellung und Bedeutung der Poeten in der Menſchenwelt, von dem Glück und „Ergötzen", welches dem Dichter und Weiſen aus ſeinem Schaffen und Studium erwächſt; ſo begreift er doch, daß wie fruchtbar immer das Erlernen der Kunſtgeſetze und äſthetiſchen Vorſchriften für das Anfertigen von Gedichten ſei, der wahre Poet geboren ſein und den Himmel in ſich fühlen müſſe. Die Hauptbedeutung der „deutſchen Poeterei" lag in der Aufſtellung ihrer metriſchen und peoſodiſchen Geſetze, in der Einführung

festgebundener Formen für poetische Diction und Versbau. Indem Opitz die Lehre begründet, „daß wir aus den Accenten und dem Ton erkennen, welche Silbe hoch und welche niedrig gesetzt soll werden" und den Grundsatz aufstellt, daß man im deutschen Vers mit Hebung und Senkung eben so regelmäßig abwechseln müsse wie im antiken mit Länge und Kürze, richtete er für die neue Metrik das maßgebende Gesetz auf. Daß er zugleich den „heroischen" Vers oder Alexandriner, wie ihn die Franzosen ausgebildet, allen übrigen Versarten vorzog und in seinen eigenen größeren Dichtungen diese sechsfüßigen in der Mitte durch die stets gleiche Cäsur gebrochenen Jamben paradenmäßig aufrücken ließ, war kein Vortheil für den Wohllaut der deutschen Dichtung. Opitz war nicht der Erste, der den Alexandriner gebrauchte und empfahl, aber seine Autorität verschaffte ihm das Ehrenbürgerrecht auf dem deutschen Parnaß und insofern darf er als der Zugführer, als der „Leithammel" gelten.

Die Opitzsche Poesie.

Bei Abfassung der „deutschen Poeterei", die zehn Auflagen erlebte und eine Menge ähnlicher Schriften hervorrief, wie den „Wegweiser zur deutschen Dichtkunst" von dem Wittenberger Professor A. Buchner, hatte Opitz, obwohl er erst siebenundzwanzig Jahre zählte, bereits den Höhepunkt seiner poetischen Leistungsfähigkeit erstiegen: von einer Entwickelung und Fortbildung ist ferner kaum eine Spur vorhanden. Seine Arbeiten sind die Produkte seiner Studien, seiner Verstandesthätigkeit und Reflexion, seiner Aneignungs- und Nachbildungsgabe fremder Vorbilder des Alterthums und der Renaissance, die maßvollen und überlegten Ausdrücke seiner religiösen Gedanken und Gefühle oder seiner trüben und heiteren Stimmungen im Wechsel des Lebens, mitunter auch bloße Gelegenheitsgedichte. Zu der epischen Dichtung konnte sich Opitz nicht aufschwingen, so sehr er auch Vergils Aeneide bewunderte. Ein Epos bedarf einer Zeit der Sammlung und Ruhe nach einer aufregenden Sturm- und Drangperiode; dafür waren aber die Kriegsjahre nicht angethan. Für das Drama fehlte dem schlesischen Dichter der Schwung der Seele und die Anregung einer großen Bühne; obschon er die Antigone des Sophokles und die Trojanerinnen des Seneca in deutschen Alexandrinern und mit gereimten Chören übersetzte und dabei von dem Gedanken an das arme Vaterland bewegt ward und an die brudermörderischen Blutscenen, die wie einst vor Theben und Ilion sich in Deutschland abspielten, hatte Opitz doch keine Vorstellung von einer „Katharsis" von jener die Seele reinigenden und erhebenden Kraft, wie sie Aristoteles der echten Tragödie beilegt. Nur zu der lyrisch-dramatischen Bearbeitung des Hohenliedes, der Judith nach einem italienischen Schauspiel mit Chören und des italienischen Singspiels Daphne waren die Kräfte zureichend. Dagegen entsprach die beschreibende Lehrdichtung ganz der Idee, welche sich Opitz von dem Wesen und dem Zweck der Dichtkunst ausgedacht, in dieser Gattung, wozu auch die Schäferpoesie die Modedichtung der Zeit stimmte, entfaltete er daher seine höchsten Talente. Wie konnte er die Richtigkeit seiner Ansicht, daß die Poesie eine redende Malerei sei und den Zweck habe zugleich Wohlgefallen und nützliche Belehrung zu schaffen, trefflicher bewähren, als wenn er moralische Betrachtungen und landschaftliche Schilderungen in größeren beschreibenden Dichtungen niederlegte? Hier konnte er im Geiste eines Horaz und Vergil und im Geschmack der späteren Renaissance die Freuden und Reize des Land- und Schäferlebens preisen, Naturbilder zeichnen, vernünftige Lehren und Sittensprüche, sententiöse Weisheit, verständige Trostworte in gemessener Rede und glatten Versen vortragen, in landschaftliche Beschreibungen Reflexionen und Empfindungen einmischen, Alles mit Maß und Ueberlegung ohne überwogende Phantasie, ohne zu tiefe Gemüthsaufregung. So entstand auf dem holsteinischen Landgut Hamiltons das „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges"; so „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths" mit einer siebenbürgischen Gegend bei dem Orte und Bergwerk dieses Namens im Hintergrund; so das philosophische Gedicht „Vielgut oder vom

waheen Glück", ſo das beſchreibende oft geſchmacklos übertriebene Lehrgedicht „Veſuvius". In dem Schäfergedicht „Herchnia," einer dem Freiherrn von Schafgotſch gewidmeten proſaiſchen Erzählung, mit Gedichten durchwebt, ſind die Anfänge einer Landſchaftsmalerei in Worten enthalten. Natürlicher und mannichfaltiger zeigt ſich Opitz in ſeinen „poetiſchen Wäldern", in ſeinen „Epigrammen" und in den zahlreichen lyriſchen Gedichten geiſtlichen und weltlichen Inhalts, worin er in leichteren jambiſchen und trochäiſchen Verſen und Strophen eine reiche Fülle von Empfindungen, von Stimmungen, von Eindrücken und Einfällen des Augenblicks, von tiefreligiöſen Gefühlen wie von Weltluſt und Lebensfreude entfaltet. Nach ſeinen Grundſätzen hat ja der Dichter den Beruf, „den Menſchen durch Poeſie religiös und moraliſch zu erziehen, ihn wiſſenſchaftlich zu bilden, daneben dann auch wieder die Zügel zu lockern und der Heiterkeit und dem Genuſſe ſein Recht angedeihen zu laſſen". Darum finden auch Wein, Lieder und Liebe ihre Stelle, und die griechiſche Mythologie muß häufig mit ihren Gebilden aushelfen. Doch verwahrt er ſich in einer entſchuldigenden Vorrede gegen den Verdacht, als ob er in ſeinen dem Horaz nachgebildeten Liebesgedichten von eigenen Schönen und eigenen Freuden und Erlebniſſen ſpreche, als ob es ihm mit ſeinen erotiſchen Geſängen Ernſt wäre, und um mit ſeinen heidniſchen Göttern den Feinnen keinen Anſtoß zu geben, erklärt er ſie für Symbole der Natur, für menſchliche Perſonificationen und ſpottet gelegentlich der „Götterzunft mit ihrem Oberſten, der den Huren nachſchlich."

Opitzens Stellung und Eigenſchaften.

Opitz war kein genialer Dichter, aber ein vielſeitiges Talent, ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen in der alten und neuen Literatur und von regem Intereſſe für alles was des Menſchen Geiſt und Gemüth ergreift und bewegt. Hat er doch auch die Pſalmen und Heinſius' Lobgeſang auf Chriſtus überſetzt, und während er in vielen geiſtlichen Liedern die religiöſe Frömmigkeit der Zeit mit der modernen Kunſtrichtung zu verbinden ſuchte, hat er zugleich das mittelhochdeutſche Annolied herausgegeben! Iſt auch ſeine Poeſie eine Poeſie des Verſtandes, die verglichen mit der herzlichen Gemüthlichkeit Luthers und mit der empfindungsreichen Volksdichtung kalt, trocken und platt erſcheint; glänzen auch ſeine dichteriſchen Erzeugniſſe mehr durch ihre formalen Vorzüge, durch Reinheit der Sprache, durch Glätte des Versmaßes, durch Witz und Gewandtheit; ſo iſt er doch kein unebenbürtiger Zeitgenoſſe von Malherbe und Heinſius, nicht unwürdig des Ruhmes, den ihm die Mitlebenden und die nächſte Generation zugetheilt haben. Er hat der deutſchen Dichtung wieder Achtung und Anſehen verliehen, von der Poeſie ſelbſt und ihren Pflegern eine würdigere Auffaſſung begründet und nach allen Seiten belebend und anregend gewirkt. Selbſt in der religiöſen Dichtung hat er durch ſeine Kirchenlieder, durch ſeinen Lobgeſang auf die Geburt Chriſti u. A. eine neue Richtung angebahnt, indem er ſich nicht an die lutheriſche Bibel hielt, ſondern die geiſtlichen Stoffe in eine neue kunſtgerechte Sprache und Form kleidete. So ward Opitz der Fahnenträger der modernen Dichtkunſt in Deutſchland, der Meiſter einer Kunſtſchule, deren Geſetze und Regeln ein ganzes Jahrhundert lang canoniſche Geltung hatten. War es da zu verwundern, daß die Zeitgenoſſen und die nächſten Geſchlechter ihm unendliches Lob ſpendeten, ihm den Ehrenſitz auf dem deutſchen Parnaß einräumten, ihn zum Muſter und Vorbild ihres eigenen Schaffens wählten? Von dieſer Höhe hat ihn die neuere Kritik und Aeſthetik herabgeſtürzt; ſie hat dem ſchleſiſchen Dichter viele Schwächen vorgehalten und ihn für die Sünden ſeiner Nachahmer und Verehrer verantwortlich gemacht. Man bezeichnete ihn als einen charakterloſen Wohldiener und Schmeichler; allein wann waren denn die Dichter unempfänglich gegen Gönner und Wohlthäter? Die Kunſt mußte damals mehr als je nach Brot gehen und Opitz hat nur das Beiſpiel des hochgefeierten Horaz nachgeahmt wenn er den Spruch befolgte: „deß Brot ich eß', deß Lied ich ſing". Man hat ihm die Herabwürdigung der Dichtkunſt zu einer handwerksmäßigen Technik und

Kunstübung Schuld gegeben; allein warum hat ihn denn die Poetenzunft als ihrer Großmeister anerkannt, den unberufenen Chorführer nicht weggestoßen? In Opitz lebte, wie bemerkt, immer noch eine dunkle Ahnung, daß das Feuer der Poesie vom Himmel stamme, daß der Dichter nicht allein durch Regeln und Uebung herangebildet werden könne, daß ihm von Natur eine poetische Kraft inwohnen müsse. Wenn nun die Nachahmer und Nachbeter den Zusammenhang zwischen Himmel und Erde aus dem Gesichte verloren, wenn sie auf seine Worte schwuren, seinen Beispielen und Vorschriften folgten, so war dies ein Zeichen, daß jenem Geschlechte dichterische Kraft und Originalität abging, daß ihr Auge und ihr Sinn zu stumpf wae, um die wahre Himmelstochter zu erkennen und ihr zu dienen. Nur ein mächtiger Genius vermag poetische Schöpfungen hervorzubringen, die ihren göttlichen Ursprung in sich tragen und Begeisterung erwecken für das Schöne und Erhabene; aber eine solche genialische Kraft wohnte nicht in der Seele des schlesischen Dichters; Opitz war ein empfängliches und anregendes Talent, und mit dem Pfund, das ihm die Natur verliehen, hat er als verständiger Haushalter gewirthschaftet.

4. Deutsche Lyriker neben und nach Opitz.

Der neue Kunstgeschmack erlangte bald die Herrschaft in Deutschland; Opitz selbst erlebte noch die schönsten Triumphe seiner Wirksamkeit. Alle Lehrbücher über Dichtkunst waren im Grunde nur systematische Ausführungen des Opitzschen Entwurfs; selbst der Buchner 1591—1661. „Wegweiser zur deutschen Dichtkunst" des verständigen Buchner, eines Wittenberger Professors und Poeten, hielt sich an die Grundgedanken seines schiefischen Zeitgenossen. —

Katholische Dichter. Besonders fand Opitzens correcte Verstandespoesie in dem protestantischen Norden Beifall und Nachahmung, während der Süden und besonders die katholische Welt sich noch Balde 1603—1668. einige Zeit abwehrend verhielten. Jacob Balde aus Ensisheim im Elsaß, in München und anderen Städten Baierns als Jesuitenprediger thätig, blieb der lateinischen Dichtkunst treu, in der auch Opitz seine ersten Versuche niedergelegt hatte, und verfaßte eine große Anzahl lyrischer Gedichte, religiösen und weltlichen Inhalts, die von hoher Sprachgewandtheit und poetischem Erfindungssinn Zeugniß geben, aber in ihrem Schwulst und ihrer erkünstelten Liebesglut die italienische Nachahmung verrathen. Weniger gelangen Spee 1592—1635. ihm die deutschen Verse. Ein anderes Mitglied des Jesuitenordens Friedrich v. Spee, einer altadeligen Familie am Niederrhein entsprossen, derselbe, der zuerst durch sein Ankämpfen gegen die Hexenprozesse sich um die Menschheit verdient gemacht hat (XI., 1042), bringt in den lyrischen Gedichten, die nach seinem Tode in zwei Sammlungen als „Trutz-Nachtigall, oder geistlich-poetisch Lustwäldlein" und als „Guldenes Tugendbuch" in Köln herausgegeben wurden, die sinnlich-religiöse Anschauungsweise des jesuitischen Katholicismus mit Anklängen an das weltliche Volks- und Liebeslied und an die mittelalterige Mystik zum Ausdrucke. Ein Mann von Gefühl und Naturfinn hat Spee ähnlich den italienischen Malern der Zeit die neukatholische Sentimentalität und die christlichen Idealgestalten in weichen verschwimmenden Farben und verhimmelnden Tönen in seine Poesie eingeführt, mit einem Reichthum von Bildern, Verzückungen und mystischen Vorstellungen, die eine überreizte Phantasie, ein Schwelgen in landschaftlichem Naturleben und sinnlich-religiöser Gefühlseligkeit, eine „geistliche Wollust", erkennen lassen. Daß aber auch Spee dem Verlangen nach neuen metrischen Formen und Gesetzen nachzugeben sich genöthigt sah, auf Beobachtung des Silbenmaßes und des Accents drang, beweist, wie richtig Opitz den Geschmack und das Bedürfniß der Zeit erkannt hatte. Wie verschieden ist aber die weiche sinnlich-schwärmerische Naturanschauung des rheinischen Jesuiten, der Alles in den Dienst seiner religiösen Vorstellungen und süßlichspielenden Christus-

phantasien hineinzieht, das alte Bild von der Gemahlschaft der Seele und dem himmlischen Bräutigam in unendlichen Variationen vorführt, von der klaren nüchternen Verständigkeit des Schlesiers! Nur wo Spee in die geschichtlich-realistische Welt sich wagt wie in dem balladenartigen Gedicht von dem Gottesmann Franz Xavier, „in Japan weitentlegen" trifft er den rechten natürlichen Volkston, und wo er die Liebe Gottes in den Werken der Natur schildert, werden seine Verse kräftiger und schwungreicher. Ueberall tritt jedoch die mönchische Lebensanschauung hervor, die in der Verachtung des Irdischen, in dem Schmachten der Seele nach dem Himmel, in schmerzlicher Reue und Buße den Ausdruck wahrer Frömmigkeit sieht. — Ganz in den Vorstellungskreisen und in der Bilderphantasie Spee's bewegt sich auch ein schlesischer Dichter, der im Gegensatz zu den Opitzianern der mystisch-schwärmerischen Richtung folgte, die gleichfalls, wie wir bei Schwenckfeld und Jacob Böhme gesehen haben, in dem Oderlande eine Stätte hatte — Johann Scheffler aus Breslau, gewöhnlich Angelus Silesius genannt. Scheffler 1624—77.

Innerer Hang und äußere Beweggründe machten ihn dem Katholicismus geneigt, daher fiel es den Jesuiten, die das Modegeschäft der Bekehrungen unter österreichischem Einfluß und Beistand in Schlesien mit Eifer und Erfolg betrieben, nicht gar schwer, ihn zum Uebertritt zu bewegen. Er entsagte dem lutherischen Glauben und vertauschte den ärztlichen Beruf, den er bisher geübt, mit dem Priesterstand. Seine erste Hauptschrift „heilige Seelenlust oder geistliche Lieder der in ihren Jesum verliebten Psyche" verräth schon durch den Titel die neukatholische sinnlich-mystische Richtung eines Mannes, der „die Vereinigung mit der Gottheit zum Kern seiner Lehre gemacht". Da finden wir wieder jenes Schwelgen in dunkeln Gefühlen und symbolischen Bildern, hier und da untermischt mit warmen Herzensergießungen und innigen Gemüthsregungen, wie wir sie bei Spee bemerkt haben. Berühmter als die Psyche, bei welcher das Spielen und Tändeln mit sinnlich-religiösen Bildern und Ausdrücken allzusehr vorherrscht, ist der „Cherubinische Wandersmann. Geistreiche Sinn- und Schlußreime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitend", eine Sammlung religiöser Sprüche und Sinngedichte, zum Theil aus ältern mystischen Schriftstellern entlehnt, Manches erhaben und tiefsinnig, Manches in unklaren Begriffen einer „geheimen Gotteswelsheit" eines Versenken und Aufgehen in Gott sich bewegend. In seinen späteren Jahren führte Scheffler eine leidenschaftliche Polemik gegen die Lutheraner und veröffentlichte eine Sammlung von neununddreißig Streitschriften unter dem Titel „Ecclesiologia", die einen solchen Fanatismus und Confessionshaß athmen, daß man darin den Mann des „Einsseins mit Gott" nicht wieder erkennt, daher neuere Forscher zu der Ansicht neigten, jener zelotische Gegner des Protestantismus sei nicht der Verfasser des „Cherubinischen Wandersmann". Als eine Nachwirkung dieser antilutherischen Polemik kann Schefflers letztes Werk betrachtet werden: „die sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge", geschrieben in der finstern Absicht, „die Menschen mit der Vorbildung der ewigen Qualen der Hölle zur Tugend zu schrecken, mit der sinnlichen Ausmalung der himmlischen Freuden zu locken".

Auch in den alten Sitzen der Volkspoesie, in Straßburg, wo die „aufrichtige Tannengesellschaft" die überlieferte Dichterweise festzuhalten suchte, und in Nürnberg, wo der „Pegnitzer Blumenorden" und seine Stifter, der gelehrte und weitgereiste Patricier Georg Philipp Harsdörfer und der philosophisch und theologisch gebildete Klaj (Clajus) aus Meißen der fruchtbringenden Gesellschaft und dem schlesischen Sängerfürsten als Rivalen gegenübertraten, sträubte man sich gegen die unbedingte Unterwerfung unter die neue metrische Kunstschule. Harsdörfer suchte, auf einen Ausspruch des holländischen Dichters Vondel gestützt nachzuweisen, daß Opitz kein echter Dichter sei, weil es ihm an Erfindung fehle und seine meisten Arbeiten nur Um- und Nachdichtungen seien. Allein was er selbst und die andern Mitbegründer des „gekrönten Blumenordens" an Die Pegnitzer Schäferpoesie. Harsdörfer 1607—1658.

poetischen Producten zu Tage förderten, stand trotzdem daß sie die metrischen Formen und die Reimkunst bereicherten und durch Daetylen und Anapästen die leidenschaftliche Erregtheit andeuten zu können wähnten, doch weit hinter den Arbeiten der Schlesier zurück. Wie sehr die Pegnitzdichter, die sich Hirtennamen aus Sidneys übersetztem Schäferroman „Areadia" beilegten und auch Frauen in die Genossenschaft aufnahmen, den Ruhm der Originalität anstrebten, so daß Harsdörfer im Gegensatz zu Opitz eine eigene Poetik verfaßte unter dem geschmacklosen Titel: „Poetischer Trichter, die teutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugießen", ein Werk das sich als „Nürnberger Trichter" fortan im Sprichwort erhalten hat, so nahmen sie doch bei ihrer Schäferpoesie theils Opitz selbst, besonders seine Hercynia, theils die Hirtengedichte der romanischen Völker zum Vorbild, ja die Poetik Harsdörfers war wie die ganze Pegnitzer Schäferpoesie nichts als eine ins Schwülstige und Breite gezogene Umarbeitung des ältern Buches. Nur darin waren ihre Dichtungen originell, daß sie in geschmacklosen Bildern und Gleichnissen, in Ueberladenheit und Bombast, in künstlicher Spielerei mit Klingreimen und Naturlauten über alles Maß hinausgingen. Wie den Löwen aus den Klauen, so erkennt man nach ihrer Meinung den echten Poeten aus schönen Beiwörtern und daran ließen es denn die redseligen und schreibfertigen Triumvirn von Nürnberg, der pedantisch-gelehrte Harsdörfer in seinen „Gesprächspielen", „geistlichen Geschichtreden", „Andachtsgemälden" und zahllosen andern Werken, der „weitberühmte Urheber der dactylischen Lieder" Johann Klaj, in seiner „Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christi" und der geschichts- und sprachkundige Sigmund Betulius oder von Birken, genannt Floridan in seiner pompösen, goldflitterigen Fest- und Gelegenheitsdichtung, in seinen „Geschicht-Gedichten" oder „Gedicht-Geschichten", wie er den Roman verdeutschend nannte, in seinen „geistlichen Weihrauchkörnern" und in den dramatisirten Sing- und Schäferstücken nicht fehlen. Die Nürnberger Dichter, unter denen sich noch außer den genannten Mich. Dilherr und M. Dan. Omeis durch geistliche und weltliche Gedichte und Frau Cath. Reg. von Greiffenberg durch ihre „Siegessäule" und „geistliche Sonette" hervorthaten, suchten durch gezierte Künsteleі ihre dichterische Formgewandtheit zu zeigen; sie bildeten in ihrer Wortmalerei das Rauschen der Wälder, das Rieseln der Bäche, die Töne des Geschützes und der Trompete nach, sie machten den Versuch, ihre Poesie in die Form eines Reichsapfels oder eines zweigipfeligen Parnaß zu kleiden; ihre ganze Dichtung tritt in verkünsteltem Schäferstil auf; Hirtenlieder und Winzergesänge galten ihnen als die höchste und ursprünglichste Dichtungsart, die sie denn auch in allen möglichen Gestaltungen als Schäferromane, Allegorien, Sinngedichte, Parabeln, Fabeln zur Anwendung brachten. In geistlichen Eklogen wurde Christus als Hirte gefeiert, wie schon Balde und Spee gethan. Aus den Gräueln und der Barbarei der Kriegsjahre, die dem Westfälischen Friedensschluß vorangingen, flüchteten sich die Nürnberger Dichter in das Phantasiegefilde einer extremen Idealität, „wo nur die Liebe grausame Wunden schlägt, wo Alles friedlich unter Rosen und an stillen schönen Bächen und in sinnreich geschnörkelten Hütten gezierter Gärten beim Klang der Pansflöten und Schalmeien lebt, und nur verschmähte Liebe oder der Schmerz um ein Lamm das Leben trübt". Es sind idyllische Landschaftsbilder im Zopfstil, die nur selten an die Innigkeit eines Claude Lorrain erinnern. Und dennoch hat sich der Pegnitzer Blumenorden bis auf den heutigen Tag als literarische Gesellschaft in der alten Heimath des Meistergesanges erhalten. Es lag unter der schwächlichen Hülle doch ein gesunder Kern verborgen: ein frommer christlicher Sinn, deutsche Treue und bürgerliche Tugend, und der Zweck des blumigen Vereins, sittliche Reinhaltung der Dichtung und Förderung der deutschen Sprache leuchtete unter aller Manierirtheit hervor. Von Nürnberg aus verbreitete sich der Geschmack für die Schäferpoesie auch nach andern Gauen der deutschen Erde, nach Wolfenbüttel, wo

Klaj 1616—56. Birken 1626—81.

der Sprachforſcher und Kirchenliederdichter Schottel die tändelnde und bombaſtiſche Bildnerei eines Klaj und Birken nachahmte, und nach Helmſtädt, wo der Schleſier Enoch Gläſer in ſeiner „Schäferbeluſtigung", in „Hirtengedichten und Scherzliedern" bald die Nürnberger bald ſeinen Landsmann Opitz ſich zu Vorbildern wählte.

Paul Fleming 1609—1640.

Freier und kräftiger entwickelte ſich die Poeſie im nördlichen Deutſchland, wo die Opitzſche Dichtungsweiſe und Verslehre von maßgebendem Einfluß war, wenn ſie auch nicht allenthalben zur vollen Geltung kam. Paul Fleming, geboren in der ſächſiſchen Herrſchaft Schönburg, in Leipzig auf der Thomasſchule erzogen und für die „ſüße Luſt der Muſik, der Kummertröſterin" begeiſtert, auf der Univerſität dem Studium der Medicin ſich widmend, zeigte ſchon als Jüngling eine hervorragende Begabung zur lyriſchen Poeſie, die zu den größten Erwartungen berechtigte. Aber eine mehrjährige Reiſe, die er in Begleitung ſeines Freundes und Gönners Adam Olrarius im Gefolge einer Geſandtſchaft des Herzogs von Holſtein-Gottorp nach Rußland und die Wolga abwärts über das kaſpiſche Meer nach Perſien mitmachte, entfremdete ihn der Heimath. Während Olearius auf dieſen Wanderungen den Stoff für ſeine „Moſcowitiſche und Perſianiſche Reiſebeſchreibung" und die Anregung zu ſeinen Ueberſetzungen orientaliſcher Dichter fand, ſog der weniger kräftige Fleming auf der Fahrt den Krim einer Krankheit ein, die ihn bald nach ſeiner Rückkehr in Hamburg, wo er ſich als Arzt niedergelaſſen, in ein frühes Grab ſtürzte, ehe er ſeine dichteriſchen Anlagen zu fruchtbarer Entwickelung zu bringen vermochte. Fleming übertraf ſeinen Zeitgenoſſen Opitz weit an natürlicher Begabung wie an Geſinnung und Charakterfeſtigkeit. „Die Gedanken ſtrömten ihm leicht zu; er hatte tiefes Gemüth, Phantaſie und Unmittelbarkeit des Ausdrucks". Der neueſte Herausgeber ſeiner Gedichte, J. M. Lappenberg, will ihm eine Stelle unter den größten Dichtern anweiſen. Manche ſeiner Lieder erinnern durch ihre Gemüthlichkeit und durch ihren treuherzigen Ton an Walther von der Vogelweide; nur daß auch bei ihm das Hereinziehen des mythologiſchen Apparats, der Götter und Nymphen den barocken Geſchmack der Zeit verräth. Gelegenheitsgedichte, Liebesgeſänge, geiſtliche und weltliche Lieder, Epigramme und Sonette, gelungene Uebertragungen italieniſcher Dichter bilden den Inhalt ſeiner poetiſchen Werke. Sein Reiſelied, das ſich als Kirchengeſang erhalten hat: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchſten rathen"; das bekannte Sonett „an ſich" und ſeine eigene, drei Tage vor ſeinem Tod verfaßte Grabſchrift gehören zu ſeinen ſchönſten Arbeiten und geben Zeugniß von der „hellen ſtarken Dichterfreudigkeit" des liebenswürdigen Mannes, der „vergönnte Fröhlichkeit" liebte, der wie er ſelbſt von ſich rühmt, von Jugend an in Sanftmuth auferzogen, von dem Niemand je belogen und betrogen worden, deſſen Sinn ohne Falſch, in ſtiller Einfalt klug geweſen. Eine Schule vermochte der kurzlebige Fleming, der dem Vorgefühl ſeines frühen Hingangs oft in elegiſchen Tönen Ausdruck gibt, nicht zu gründen; doch mag die friſche, freie Liederdichtung, die über die Convenienz und Geziertheit ſich wegſetzend mitunter ins Derbe, Ausgelaſſene und Muthwillige gerieth, die „deutſchen Geſänge" eines Finckelthaus, die Liebes- und Trinklieder eines Homburg, eines Greflinger, eines Schweteger, Brehmen u. a. ihre Anregung von dem ſächſiſchen Sänger empfangen haben. „Seladons weltliche Liebe" und „weltliche Lieder" von Greflinger, Schwiegers „Geharniſchte Venus" und „Liebesgrillen" ſind ein kecker, friſch-ſinnlicher Griff ins realiſtiſche Leben.

Der Hamburger Dichterkreis.

Hamburg, wo Fleming ſtarb, wo die meiſten der genannten erotiſchen Dichter ihren Wohnſitz hatten, war im ſiebenzehnten Jahrhundert ein Mittelpunkt des wiſſenſchaftlichen und literariſchen Strebens, das aus dem benachbarten Holland manche Anregung empfing. In Hamburg ließ ſich auch Philipp Zeſen aus dem Anhaltiſchen nach einem fahrigen unruhigen Leben nieder, ein Mann der gelehrte Studien gemacht,

Zeſen 1619—89.

Frankreich und Holland bereiſt hatte und in lateiniſcher, franzöſiſcher und holländiſcher Sprache zu ſchreiben und zu dichten vermochte. Zeſen entfaltete eine große literariſche Thätigkeit: er war Dichter, Romanſchriftſteller, Aeſthetiker und Gelehrter, aber wegen ſeiner wunderlichen Grillen und Sonderbarkeiten viel verſpottet und angefeindet, hatte er manche literariſche Fehde auszufechten, manche Schmähung und Nachrede zu beſtehen. Trotzdem daß er von ſeinem Anhaltſchen Fürſten fortwährend in Ehren gehalten, von Dänemark beſchenkt, von dem Kaiſer geadelt und mit der Pfalzgrafenwürde begabt, von den holländiſchen Gelehrten Grotius und Voſſius empfohlen ward, fand er doch keine rechte Geltung und hatte mit Armuth und Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen. Zeſen war der Stifter und das Haupt der „deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft," die ſich die Reinheit der deutſchen Sprache, die Beſeitigung von Fremdwörtern und undeutſchen Ausdrücken, die Verbeſſerung der Grammatik und Rechtſchreibung zur Aufgabe ſetzte, verſtieg ſich aber in ſeinem Eifer für Purismus zu unſinnigen lächerlichen Verdeutſchungen und zu wunderlichen orthographiſchen und etymologiſchen Einfällen. Selbſt die mythologiſchen Götternamen ſollten durch deutſche Begriffswörter erſetzt, Jupiter zum „Erzgott", Juno zur „Himmelinne", Pallas zur „Kluginne", Venus zur „Luſtinne" umgewandelt werden. Schon mit einundzwanzig Jahren verfaßte Zeſen einen „Hochdeutſchen Helicon oder Grundrichtige Anleitung zur hochdeutſchen Dicht- und Reimkunſt", worin er eine größere Mannichfaltigkeit der dichteriſchen Formen und Versarten nach der Weiſe der Italiener, des Marini und ſeiner Schule empfahl (X., 353 f.); aber ſeine eigenen Dichtungen litten trotz ſeines Gefallens an anapäſtiſchen und dactyliſchen Verſen ganz an dem ſchlechten Geſchmack der Zeit; ſeine Fiſchartſchen Wortſpielereien und ſein Reimgeklingel reizten zur Spottſucht und zu gehäſſigen Kritiken. Wenn die Gedichte und Lieder, die er in dem „allzuhitzigen Praddel der vollblütigen Jugend" verfaßte, die „Jugendflammen" und „das dichteriſche Roſen- und Lilienthal", noch einiges natürliche Gefühl, noch Sinn für Liebe und Weltluſt verriethen; ſo verfiel er in den Gedichten ſeiner ſpäteren Zeit, in ſeinen „Gekreuzigten Liebesflammen", oder „geiſtlicher Gedichte Vorſchmack", in ſeiner poetiſchen Behandlung der Nachahmung Chriſti von Thomas a Kempis u. a. ganz in religiöſe Myſtik, in eine elegiſch-empfindſame Poeſie, die beſonders den frommen Frauen zuſagte, von denen er daher auch ſehr gefeiert ward und denen er Zutritt zu ſeiner Genoſſenſchaft geſtattete. Am meiſten machte ſich Zeſen bekannt durch Romane im franzöſiſchen Geſchmack, theils Nachbildungen, theils Ueberſetzungen der Scuderi (S. 704. 711), durch ſeine „Verſchmähte, doch wieder erhöhte Majeſtät" eine romanhafte Erzählung der „Begebniſſe Karls II. König von England", durch ſeine „Beſchreibung der Stadt Amſterdam", die von ſeinem Beobachtungsſinn zeugt. Dagegen ſind der Lehrroman „Aſſenat", worin an die Liebesgeſchichte Joſephs zur Tochter des Oberprieſters von Heliopolis allerlei Anſichten über orientaliſche Alterthümer, über Staat, Kunſt, Geſellſchaft und Religion der Aegypter geknüpft werden und „Simſon", deſſen Helden- und Liebesgeſchichte den Zettel oder Aufzug eines geſchichtlichen Gewebes bilden, in das dann allerhand Gelehrſamkeit und Weisheit in geſchmackloſer Breite und bombaſtiſcher Rede eingeſchlagen wird, eine unglückliche Verquickung von Kunſt und Gelehrſamkeit. — In Hamburg verbrachte auch Joh. Balth. Schupp aus Gießen ſeine letzten Lebensjahre als Paſtor zu St. Jacob, ein Dichter und vielſeitiger Schriftſteller. Am bekannteſten machte er ſich durch ſeine in Lucianiſcher Geſprächsform verfaßten Satiren (Regentenſpiegel; Deutſcher Lucianus; Kalender; Geplagter Hiob; Freund in der Noth u. a.), welche durch die unbefangene Auffaſſung der Weltverhältniſſe, durch die friſche Volksrede, durch geſchickt eingeflochtene Schwänke zu den beſten Produeten des Jahrhunderts zu zählen ſind. „Was Schupp ſchreibt und predigt, Erzählung, Abhandlung, Streitſchrift, Litanei u. ſ. w., Alles wird durch ſeine voll

Schupp 1610—61

hineingelegte Persönlichkeit lebendig und charakteristisch, somit ins Poetisch-Schöpferische hineingezogen". Er war ein Mann von Witz, Menschenkenntniß und Verstand und jeder Pedanterie Feind, munter ohne Geschwätzigkeit, deutlich ohne Breite, körnig und derb doch immer bescheiden. „Ein hitziger Kopf, ein deutsches Maul, aber ein ehrlich Herz".

Dichter in sächsischen Landen.

Neben Hamburg erhielt sich auch in Sachsen, in den Städten Leipzig und Dresden eine Dichtung, die nicht ganz in die Opitzsche Manier einging, sondern wie bei dem Rechtsgelehrten Joh. G. Schoch und bei David Schirmer aus Freiberg, Bibliothekar und Hofpoet in Dresden, eine selbständigere Stellung zu behaupten suchte, bald nach Hamburg, bald nach Nürnberg ihre Blicke wendend. In Schirmers „Poetischem Rosengebüsch" finden sich Anklänge anakreontischer Lieder und in Schochs drastischer „Komödie vom Studentenleben" muß die gespreizte Sittenlehre der Zeit einem derben Naturalismus weichen. Den sächsischen Dichtern kann auch der schon erwähnte Georg Neumark beigezählt werden. Denn obwohl er längere Zeit in Norddeutschland, in Königsberg, Danzig, Hamburg gelebt, ist er doch in Thüringen geboren (in Mühlhausen) und gestorben (in Weimar). Wir kennen ihn als den Verfasser des schönen Kirchenlieds „Wer nur den lieben Gott läßt walten", das noch jetzt eine Zierde der evangelischen Gesangbücher bildet. Nach einer alten Sage war der musikliebende Dichter einst in Hamburg in solche Noth gerathen, daß er sein Lieblingsinstrument, die Viola di Gamba verkaufen mußte; als er dann in Folge einer Anstellung in die Lage kam, den verkauften Schatz wieder zu erwerben, soll er in seiner Herzensfreudigkeit das Lied gedichtet haben. Mit diesem können aber Neumarks übrige Schriften keinen Vergleich aushalten. Sein „Poetischer Lustwald" und sein „poetisch-historischer Lustgarten" enthalten Gelegenheitsgedichte, Schäferlieder und Erzählungen aus der alten Geschichte mit Versen untermischt, in derber Niederländer Genremalerei, gemein in der Sprache und trivial im Inhalt. Sein „betrübt verliebter doch endlich hocherfreuter Hirt Filemon" ist eine abgeschmackte Liebesbeschreibung zweier hochedlen Personen in Gestalt einer Schäfergeschichte in gereimter und ungereimter Prosa. Bei Neumark und noch mehr bei seinem Geistesverwandten Joh. Gg. Albinus aus Naumburg, dem Verfasser des Kirchenlieds „Alle Menschen müssen sterben" und mehrerer erbaulichen Schriften, ist eine starke Annäherung an die schwülstige Schäferpoesie der Nürnberger und an die moralisirenden Gedichte der Niederländer, insbesondere des „Vater Cats" (XI., 688) nicht zu verkennen. Auch Johann Francke, Rathsherr und Bürgermeister in Guben, dessen Kirchenlieder an Innigkeit mit den Gerhardschen verglichen werden können, ist in seinen weltlichen Gedichten („Irdischer Helicon") matt und trivial. Seine „Vaterunser-Harfe", eine Sammlung von 333 kurzen, meist einstrophigen Gedichtchen über das Gebet des Herrn, erinnert stark an die Nürnberger Spielereien.

Neumark 1621—1681.

Albinus 1624—79.

Das nordöstliche Deutschland. Schlesien.

Die eifrigsten und ergebensten Anhänger zählte Opitz in seiner Heimath und im nordöstlichen Deutschland. In Schlesien wurde die ganze Jugend durch das Beispiel und die Erfolge des Landsmannes angeregt, sich poetisch zu versuchen, und gründete eine wahre Pflanzschule von Dichtern der neuen Art. Allein im Lande der Oder galt zu allen Zeiten der Spruch: „Gehet hin in alle Lande und lehret alle Völker", die Diener der Musen verließen die Stätte ihrer Geburt und trugen ihre dichterischen Gaben und Lehren nach anderen Orten, nach Königsberg, Danzig, Rostock, wo sich bald Dichterkreise bildeten, die in die Fußstapfen des Meisters traten, sodaß Simon Dach ihn anreden konnte, wer seiner süßen Hand solchen Nachdruck gegeben, „daß das ganze Norden-Land, wenn ihr schlagt, sich muß erheben". Schlesien selbst hat nur wenige Dichternamen aufzuweisen, wie den von Lessing gerühmten Andr. Scultetus, wie Wenzel Scherffer, Poet und Tonkünstler, wie Dan. von Czepko. Erst einige Zeit nach Opitz

feierte Schlesien ein neues goldenes Zeitalter der Dichtkunst. Dagegen lebten in den Städten am Strande der Ostsee viele thätige Jünger, die wie Joh. Peter Titz in Danzig, den Ruhm des Meisters verkündeten und in seinen Wegen wandelten. In jener Handelsstadt an der Ostsee verbrachte auch ein anderer Schlesier, David von Schweinitz den größten Theil seines Lebens, der Verfasser der elegischen Andachtsbücher: „Geistliche Herzensharfen" und „Evangelische Todesgedanken." — Besonders
Königsberg. war die Universitätstadt Königsberg, wo seit den Tagen der Reformation ein wissenschaftliches Leben sich regte und einst durch Lobwasser (X., 916) der Sinn für geistliche Dichtung geweckt worden war, ein Hauptsitz poetischen Schaffens als der erwähnte Simon Dach aus Memel daselbst den alten Gesang „ohne Geschick und Zier" abstellte und die neue „Kunst der deutschen Reime" begründete. Mit ihm verbanden sich einige gleichgesinnte Freunde, vor Allen der Rathsherr Robert Roberthin und der Tonkünstler H. Albert zu einem Dichterbund. Sie führten Schäfernamen wie die Pegnitzdichter oder verstellten ihre Namen in anagrammatischer Räthselweise. Albert hat viele Gedichte der Freunde und seine eigenen in Musik gesetzt und unter den Titeln „Arien und Melodien", „Musikalische Kürbishütte", „Poetisch-musikalisch Lustwäldlein" herausgegeben. Ein Geist der Schwermuth und der Trauer herrscht in den Liedern dieser Sänger, die meistens früh in's Grab sanken, oder in den Jahren der Pest, von welcher Königsberg mehrmals heimgesucht ward, den Tod vieler Geliebten zu betrauern hatten. In Naturgesängen, in geistlichen und weltlichen Liedern, in Gelegenheitsgedichten sprachen sie ihre düstern Lebensanschauungen aus und ihre elegischen Stimmungen im Vorgefühl, daß Alles bald zu Ende gehe. Sie machten sich noch bei Lebzeiten Grablieder unter einander. Bei solcher Geistesrichtung war es natürlich, daß ihnen das ernste religiöse Lied am besten gelang. Dach's geistliche Gedichte fließen aus dem Herzen und stimmen zur Andacht, während die Gelegenheitsgedichte, in denen er als Hofpoet den kurfürstlichen „Helden" und Frauen Weihrauch streut, durch die langweilige Leerheit wie durch ihre poetische Ueberschwenglichkeit ungenießbar sind. Ob das plattdeutsche Lied „Aennchen von Tharau", das Herder ins Hochdeutsche übertragen und das noch jetzt ein Lieblingsgesang des Volkes ist, von Dach herrührt ist ungewiß.
Rostock. Wie in Königsberg fand auch in Rostock die Poesie Pflege, als Andreas Tscherning aus Bunzlau, Opitzens Landsmann an der dortigen Hochschule als Professor der Dichtkunst wirkte. Auch Tschernings „deutscher Gedichte Frülling" und „Poetische Schatzkammer" athmen die trübe weltverachtende Stimmung, die in den Königsbergern zu Tage tritt. Körper- und Gemüthsleiden, die ihm einen frühen Tod brachten, und das Elend der Zeit führten ihn zu der elegischen Klage, „daß ihm der Sinne Wohnhaus vom Nebel der schwarzen Traurigkeit eingenommen sei". Der ge-
Rist 1607—67. feiertste Dichter nach Opitz war Johann Rist, aus Ottensen bei Altona, ein Mann von vielerlei Kenntnissen, zuletzt Prediger in Wedel an der Elbe und Mecklenburgischer Kirchenrath. Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, als der „Rüstige" bezeichnet und des Pegnitzordens, wo er den Namen „Daphnis aus Cimbrien" führte, hatte er viele Freunde und Lobredner, die ihn wohl als „Fürst aller Poeten in ganz Deutschland" priesen. Er wurde Pfalzgraf, gekrönter Poet und sogar vom Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhoben. Er gründete den „Schwanenorden an der Elbe", als Pflanzschule zu der fruchtbringenden Gesellschaft, in dem nur „gute Leute und sinnreiche Heldengeister" aufgenommen wurden. Und wie wenig verdiente dieser „nordische Apoll" den Ruhm, den ihm die Zeitgenossen spendeten. An Fruchtbarkeit freilich stand er keinem andern Dichter seiner Zeit nach: „Es rinnt ja so" hat einmal sein literarischer Gegner Philipp von Zesen den Namen Johannes Rist anagrammatisch zersetzt, wofür dieser seine Widersacher als „leichtfertige Buben und Landläufer" behandelte; die Zahl seiner geist-

lichen Lieder belief ſich allein auf ſiebenthalbhundert! Schon in ſeiner Jugend erſchien von ihm eine Sammlung lyriſcher Gedichte „Musa teutonica d. i. teutſche poetiſche Miscellaneen", theils Eigenes, theils Ueberſetzung und Nachbildung, die einen friſchen Zug haben, von Liebe und von Landleben ſingen, Guſtav Adolfs Tod beklagen und Bernhard von Weimar preiſen. Auch ſein „Poetiſcher Luſtgarten", ſeine „Hirtenlieder an Galathea" und ſein Singſpiel „Fiorabella" laſſen noch in ihrem Tone die italieniſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Muſter erkennen und haben noch eine volksthümliche Ader. Aber bald „zog er, als er zu Verſtand kam, die junge Hand von Venus ab und trieb das große Werk der Engel, geiſtliche Lieder zu ſchreiben". Er erklärte, daß die weltlichen Gedichte wider ſeinen Willen bekannt gemacht und ohne ſein Wiſſen in Muſik geſetzt worden. Ermuntert durch den Beifall, den ihm ſeine geiſtlichen Gedichte einbrachten, („Ermuntre dich, mein ſchwacher Geiſt"; „Hilf Herr Jeſu laß gelingen", „O Ewigkeit du Donnerwort"; „Werde munter mein Gemüthe") widmete er ſich faſt ausſchließlich dem religiöſen Geſang und wünſchte in der Vorrede zu ſeinem „poetiſchen Schauplatz" (1646), „daß alle ſeine Jugendverſe, darin der Venus und Cupido's gedacht werde, unverzüglich ins Feuer geworfen würden". Selbſt die Alten ſind ihm jetzt ein Aergerniß; er will den Terenz aus der Schule verbannen und meint in ſeinem „neuen deutſchen Parnaß", aus den Schriften der Heiden müſſe man die Weisheit wie aus einem Miſthaufen die Perlen ausſuchen; er verabſcheut Leda und Jupiter, Hymen und Adonis und wie die „ſauberen Burſche" alle heißen. Aber wie ſehr immer die religiöſen Gedichte, die er in vielen Sammlungen bekannt machte („Neue himmliſche Lieder"; „der an das Kreuz geheftete Jeſus Chriſtus"; „Sabbathiſche Seelenluſt"; „Alltägliche Hausmuſik frommer und gottſeliger Chriſten"; „Muſikaliſche Feſtandachten" u. a.) in ganz Deutſchland, ſelbſt in katholiſchen Kreiſen gerühmt wurden und ihm eine Fülle von Ehrengedichten und Auszeichnungen aller Art eintrugen; mit wenigen Ausnahmen bewegten ſie ſich in gewöhnlichen chriſtlichen Bildern und Vorſtellungen, in trivialen frommen Redensarten ohne Schwung und Innigkeit, ſchwankend zwiſchen gezierter Ueberſchwenglichkeit und proſaiſcher Faßlichkeit. Riſt machte aus der geiſtlichen Liederdichtung ein Geſchäft, daher den meiſten der handwerksmäßige Charakter anhaftet; ſie ſollten für alle Verhältniſſe und Lagen des chriſtlichen Lebens dienen. Viele waren oberflächlich hingeworfene breite und ſeichte Reimereien, eben ſo ſaft- und kraftlos wie ſeine moraliſchen oder belehrenden Geſpräche in Proſa über „das alleredelſte Naß" „die alleredelſte Zeitverkürzung" oder ſeine allegoriſchen Schauſpiele „das friedewünſchende Teutſchland" u. A. Ein frommer Eiferer auf der Kanzel ſcheute ſich Riſt doch nicht, ſeine Gegner zu verdächtigen und zu verleumden.

5. Epigramm. Satire. Proſadichtung.

Weſen des Epigramms.

Jede Uebertreibung nach einer Seite erzeugt naturgemäß den Gegenſatz als Correctiv. So mußte ſich auch gegenüber der geſpreizten breiten Kunſtdichtung der Opitzſchen Schule, die glatt in den Formen aber arm und leer an Gedanken und Gehalt ſich anmaßend in den Vordergrund drängte, eine reactionäre Strömung geltend machen. Das Gemüths- und Phantaſieleben wählte das Kirchenlied zum Gefäß ſeiner Gefühle und Betrachtungen, die Verſtandesſchärfe ſuchte im Epigramm ihren Ausdruck. Sowohl die Griechen und Römer als die Schöpfer der Renaiſſancepoeſie liebten eine Dichtungsgattung, in welcher häufig auf Grund einer Redensart, einer Anekdote, eines Sprichworts ein überraſchender Gedanke mit einer witzigen Wendung (Pointe) in ähnlicher Weiſe zum Bewußtſein gebracht wird, wie in der Fabel die moraliſche Nutzanwendung. Die griechiſchen Anthologien und der römiſche Dichter Martialis (IV., 305 f.) boten

viele Beispiele für eine Dichtungsart, die in knappster Form die mannichfaltigsten Gedanken abrundete und mit einer scharfen Spitze satirischer, spottender oder belehrender Richtung abschloß. An ihrer Hand haben besonders die Franzosen die Epigrammendichtung bearbeitet und häufig zum Ausdruck ihrer oppositionellen Gesinnung gemacht, die in anderer Gestalt nicht laut werden durfte; und in England hatte zur Zeit Elisabeths und Jacobs I. der arme Poet John Owen seine Gedanken und Lebensansichten in lateinischen Gedichten dieser Art niedergelegt, die von seiner scharfen Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß Zeugniß geben, nicht selten jedoch auch durch Trivialität und eintönige Wiederholung derselben Gedanken und Witze ermüden. Auch in Deutschland fand die Epigrammenpoesie einen fruchtbaren Boden: Opitz selbst und sein Freund Zinkgref gaben den Anstoß dazu. Man sammelte und übersetzte was man bei Andern vorfand und verarbeitete eigene Einfälle, Witze und Gedanken nach ältern Vorbildern. Sie verglichen ihre Thätigkeit mit der Arbeit der Biene: „so wie diese sollte das Sinngedicht Süßigkeit mit sich führen und einen wohlthätigen Stachel im Gemüthe zurücklassen." Der bedeutendste Epigrammendichter, dessen Werth jedoch erst die späteren Geschlechter erkannten und würdigten, war Friedrich von Logau, einer alten schlesischen Adelsfamilie entstammt, in dessen Sinngedichten sich Witz, gesunde Lebensansichten und ein freier unabhängiger Geist aussprachen. Die „hundert Teutsche Reimen-Sprüche Salomons von Golaw" enthalten viele freimüthige Bemerkungen und Anspielungen auf die damaligen öffentlichen Zustände und Sitten, nur daß das Persönliche sich zu häufig unter dem Allgemeinen verbirgt, daß das Epigramm mehr als „Ueberschrift" und Spruchgedicht auftritt. Logaus Sprüche, bemerkt Gervinus, „fließen aus den Lebenserfahrungen eines vornehmen und doch bescheidenen Mannes, der von Kniebeugen und Mützenrücken kein Freund war, der für sich ein König in seinem Hause, nicht Jedermanns Knecht sein wollte, aber doch der Welt Geschäfte in reichem Maße zu besorgen hatte". Logau 1604—55.

Gleichzeitig mit Logau hat der Bremer Arzt Valentin Löber die Epigramme Owens mit Geschick und Sprachgewandtheit ins Deutsche übersetzt. Andere haben, wie Kaspar Ziegler von Leipzig, das bei den Italienern und Franzosen beliebte Madrigal als Gefäß für ihre Gedankenspäne gewählt, eine Dichtungsform, die nach ihrer Meinung mit dem Epigramm das gemein hat, „daß es wenige Worte und weite Meinungen mit sich führe, dadurch es mit einer artigen Spitzfindigkeit in den Gemüthern ein ferneres Nachdenken verursache und bisweilen ein feines Morale oder Spruch einpräge". Auch die Räthseldichtung, die damals eifrig gepflegt ward, verfolgte ein ähnliches Ziel, Schärfung des Verstandes. — Wie neben Martial im kaiserlichen Rom Persius und Juvenal ihre Geißel über die Laster und Gebrechen der Zeit schwangen, so regte sich auch in Deutschland neben dem Epigramm die poetische Satire, die man zu jener Zeit nur für eine Erweiterung der epigrammatischen Spruchdichtung ansah. So tief ins Fleisch einschneidend wie jene Römer oder wie die Humanisten der Renaissance waren freilich die deutschen Satiriker des siebenzehnten Jahrhunderts keineswegs; auch sie begnügen sich die fehlerhaften Erscheinungen der Zeit, das Verkehrte und Entartete in der Gesellschaft in grellen Bildern vorzuführen. Nicht die hohe Satire, die das Mächtige und Herrschende am Maßstab eines Ideals mißt und mit Ueberzeugungstreue und sittlichem Muth die häßlichen Züge unter der weggerissenen Larve zeigt, konnte an dem Hof- und Universitätsleben jener Tage sich hervorwagen, sondern nur der Tadel und Spott über die thörichten Gewohnheiten, Sitten, Gebräuche, Neuerungen, die durch deutsche Nachahmungssucht eingedrungen. So hat Wilhelm Lauremberg, ein weitgereifter Mann von vielseitigen Kenntnissen, Professor der Mathematik in Rostock, in seinen „vier Scherzgedichten" in plattdeutscher Mundart „die Veränderlichkeit in allen menschlichen Dingen und das Nichtige des Modewesens der Zeit" anschaulich aber oft in derben und Löber 1620—55. Satire. Lauremberg 1591—1659.

schmutzigen Ausdrücken geschildert. Er spottet über den „jetzigen Wandel und Manieren der Menschen", über die „alamodische Kleidertracht"; er gibt eine witzige und lebendige Darstellung von „allemodischen Sprache und Titeln", von „allemodischer Poesie und Reimen", nicht in dem Tone eines morosen Sittenrichters, sondern eines skoptischen Alten, der sich über die Neuerungen lustig macht und an der alten Volkssitte, Volkssprache und Volksdichtung festhält. Auch Andreas Gryphius, den wir an einem andern Orte kennen lernen werden, und Joachim Rachel aus Schleswig zeigen die Fehler und Gebrechen der Zeit im Spiegel der Satire; aber sie haben ihre poetischen Formen den Alten und den Opitzianern abgeiernt. Rachels Sprache und Versart ist kunstmäßiger und correcter, seine Beobachtungsgabe feiner und verständiger, die Darstellung regelmäßiger und weniger unanständig; dagegen stehen seine „deutsche satirische Gedichte" in glatten Alexandrinern an Lebendigkeit und Natürlichkeit hinter den Lauremberg'schen weit zurück. „Bei Lauremberg steht man ganz in der Zeit und Gegenwart, wo die Stelle der Satire ist, Rachel, der zwar keine Thorheit, aber doch die Menschen zu schonen als Grundsatz ausspricht, wird allgemeiner und seine Satiren nehmen sich daher lehrhafter aus". Obwohl an Persius und Juvenal sich anlehnend, z. B. in der vierten Satire „die Kinderzucht", bewahrt Rachel doch Freiheit und Selbständigkeit in der Behandlung. In der ersten Satire „das poetische Frauenzimmer oder Böse Sieben" schildert er die sieben Hauptfehler der Frauen, um dann zum Schluß die würdige Hausfrau zu zeichnen; in der achten „der Poet" hält er ein scharfes Strafgericht über die Dichter mit manchen versteckten Anspielungen auf verkehrte oder läppische Kunstjünger z. B. die Puristen. Diesen Ton schlägt in noch schärferen Accorden eine in Prosa geschriebene Satire an, „Reim dich oder ich fresse dich" von Hartmann Reinhold, unter welchem Namen nach Gervinus, Goedeke u. a. der Kirchenliederdichter Gottfr. Wilh. Sacer als wahrer Verfasser verborgen liegt. In Form einer Belehrung, wie man es anfangen müsse, um in kurzer Zeit ein berühmter Dichter zu werden, wird über die neumodische Poeterei und die seichten abgeschmackten und gemeinen Poeten und Reimschmiede ein vernichtendes Urtheil gefällt.

Rachel 1618—69

Bedeutender und wirksamer tritt die Satire in einem Werke auf, das sich der ungebundenen Rede bedient, in dem berühmten Buche: „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald", welches Joh. Mich. Moscherosch aus einer aragonischen in Straßburg seßhaften Familie (Musenrosch) dem spanischen Dichter Quevedo (XI., 269 ff.) nachgebildet, zuerst als Uebertragung dann „aus eigenem Wohlvermögen fortgesetzt". Auch die deutsche Prosasprache war durch die Bemühungen der fruchtbringenden Gesellschaft und ihres thätigen Mitglieds Opitz aus den Verschränkungen und Verschnörkelungen des Curialstils zu einer kunstmäßigeren Ausbildung fortgeschritten. In dieser Gestalt erscheint sie zuerst bei Moscherosch, einem gelehrten Manne, der fünf lebende fremde Sprachen redete und mit der protestantischen Klarheit eine echt vaterländische Gesinnung verband. Als Beamter in verschiedenen Orten des Elsaß, im Hanauischen und Hessischen wirkend hat er die Noth der Zeit und des Vaterlandes in reichlichem Maße erfahren, Plünderung, Krankheit, Armuth und den Tod zweier Frauen ertragen und in dieser „Kreuzschule" das religiös gesammelte Gemüth in sich ausgebildet, das er in dem „christlichen Vermächtniß" an seine Kinder so schön aussprach. Obwohl der neuen Kunstdichtung nicht unkundig und als „Träumender" in den Palmenorden aufgenommen, hat Moscherosch doch mehr die älteren Schriftsteller seines Heimathlandes, die Brant, Fischart, Murner u. a. zu seinen Studien benutzt. Besonders diente ihm Bartholomäus Ringwaldt, der außer seinen Kirchenliedern auch lehrhafte Schriften verfaßt hat, „Christliche Warnung des treuen Eckart" und ein dramatisirtes Sittengemälde „Speculum Mundi" zum Vorbild. Auch aus Montaigne hat Moscherosch geschöpft,

Moscherosa 1601—69.

so wenig auch der heitere französische Lebensphilosoph mit dem ernsten deutschen Mann, dem unter den Trübsalen des Daseins „die Fröhlichkeit sehr eng gesponnen war", gemein hatte, und Owens Epigramme hat er ins Deutsche übertragen. Alle Eindrücke und Erfahrungen hat Moscherosch in dem satirischen Sittengemälde zusammengefaßt, in welchem er auf Grund einer französischen Uebersetzung der „Sueños" von Quevedo in einer Reihe von Träumen oder Visionen, wie sie jenem an übernatürliche Kräfte und Geheimlehre glaubenden Geschlechte zusagten, die Hauptgebrechen seiner Zeit in allgemeinen Schilderungen und Bildern lebendig darstellte. Es ist ein „turbulenter Jahrmarkt" von häßlichen Tageserscheinungen, in welchen Philander einführt. Nicht die Laster und Leidenschaften einer rohen, derben, urwüchsigen Natur werden ausgestellt, sondern „die feineren Laster einer falschen Bildung und die Verirrungen des Kopfes". Der Satiriker steigt nicht in die Tiefe des menschlichen Gemüthes hinab, um die bösen Triebe zu zeichnen, sondern er kämpft in der Sprache des Witzes und Verstandes gegen die Verkehrtheiten des Tages, die schlechten Sitten und Modegewohnheiten, die Thorheiten und schlimmen Eigenschaften der verschiedenen Stände. In der Vision „Todtenheer" macht er die Rechtsgelehrten mit ihrer juristischen Pedanterie und Terminologie, die Quacksalber, die Astrologen, das Höflingswesen lächerlich und läßt den alten Eulenspiegel fragen, ob er solche Thorheiten, die einzeln als Gebrechen des Tages aufgezählt werden, jemals begangen habe; in der Vision Alamode Kehraus werden von dem Erzkönig Ariovist und den altdeutschen Helden die neumodischen Trachten, die Perrücken, Schminken und drgl. und vor Allem die deutsche Bastardsprache, das Kennzeichen einer vaterlandslosen Bastardnatur verspottet. Besonders ist dem Dichter die „Reputation", die Modetugend und Modeehre des Adels mit der daran haftenden Unsitte der Duelle verhaßt. In der Vision vom „Soldatenleben" werden Züge aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in lebensvollen Schilderungen und in der ganzen Schauerlichkeit jener Schreckenszeit vorgeführt. Wie sehr dem wackeren Mann dabei das Herz blutete, ersieht man auch an einigen Gedichten, in denen er das Unglück des Vaterlandes beklagt: „O du armes Deutschland du, wie bist du gerichtet zu! Vor warst du an allen Gütern reich, jetzt bist du mehr als einer Wittwe gleich!" Seine mit lateinischen Versen und französischen, italienischen, spanischen Worten und Redensarten angefüllte Sprache und Darstellungsart gibt ein charakteristisches Bild der Zeit; sie ist aber nicht als seine eigenthümliche Schreibweise aufzufassen, sondern als Nachbildung und Verspottung des gemischten Sprachstils der Zeit: denn wo er wie in seinem Vermächtniß ernst blieb, schrieb er eine musterhafte Prosa. Wie groß die Wirkung von Philanders Sittengemälde auf die Zeit gewesen ist, erkennt man aus der weiten Verbreitung und den zahlreichen Nachahmungen und Fortsetzungen. Der Lucianische Schupp, dessen wir oben gedachten, hat für die schönsten seiner Discurse, den Regentenspiegel, den Hiob, die Einkleidung in Visionen gewählt.

Abraham a S. Clara 1642—1709.

Auch Ulrich Megerlin, bekannt unter dem Namen Pater **Abraham a Sancta Clara**, Hofprediger in Wien hat seine Reden und Erbauungsschriften in der alten Volksmanier mit Witzen und Schwänken untermischt („Huy und Pfuy der Welt"; „Merck Wien"; „Judas der Erzschelm" u. a.) zu satirischen Ausfällen auf die Gegenwart und die herrschenden Laster und Gebrechen benutzt, aber wie weit steht dieser „Caricaturschriftsteller" hinter dem männlichen Ernst eines Philander zurück. „Die Schnurren seiner Predigten und Schriften in Verbindung mit finsteren katholischen Schreckniſſen", so schildert Gervinus das Wesen dieses geistlichen Schriftstellers, „seine anekdotischen Possen gemischt mit dunklen Legenden, seine Aufklärung neben seinem Aberglauben, seine Derbheiten neben seinen höfischen Schmeicheleien, seine Volksmanier in Erzählung, Wortspiel, Sprichwort und Schwank verbunden mit seinen lateinischen Brocken, seine Belesenheit in rohen deutschen Poeten vereint mit der in den Kirchenvätern, seine Kunst

epigrammatische Wirkungen durch Spannung und Täuschung der Erwartung hervorzubringen, seine ganze burleske Manier angewandt auf lauter Kleinlichkeiten, und nirgends von einer Erkenntniß der Grundfehler seines Volks und seiner Wiener Gemeinde oder seiner Zeit ausgehend — Alles macht einen so ungeschlachten Wust aus, daß man schon große Freude an aller Art Schnurrpfeifereien haben muß, um nur diesen zu Gefallen, für die diese Werke allerdings eine große Fundgrube sind, sie durchzublättern."

Der Abenteuerliche Simplicissimus.

Das Soldatenleben, von dem Philander von Sittewald einzelne Umrisse gegeben, bildet die Unterlage eines andern vielgelesenen Volksbuches jener Zeit, des Romans „der Abenteuerliche Simplicissimus d. t. Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim". Der Verfasser Christoffel von Grimmelshausen, zuerst Soldat, dann Amtmann zu Renchen im Schwarzwald verbarg sich unter verschiedenen Namen, als Samuel Greifenson von Hirschfeld, als German Schleifheim von Suissort u. a. Wenn man bei Goedeke die Ausgaben, Fortsetzungen, Bearbeitungen und Nachahmungen überblickt, eine Titelreihe von mehr als dreißig Werken, so erhält man einen Begriff von der Verbreitung und Bedeutung des Buches, in welchem an den Schicksalen eines Abenteurers und Glücksritters die tiefbewegte Zeit des dreißigjährigen Krieges in allen Erscheinungen und Wechselfällen anschaulich gemacht wird; ein wahrheitgetreues Bild der Geschäftigkeit, Unruhe und Neusüchtigkeit jenes Geschlechtes. Alle Seiten und Ausgeburten jenes vielgestaltigen Lebens lernen wir in dem Roman kennen, bald mit mehr bald mit weniger Kunst der Einzeldarstellung: das wilde Landsknechtleben mit seinen Abenteuern, seiner Spielwuth, seiner Rauf- und Raubluft; den Aberglauben mit Teufelspuk, Hexen- und Zauberwesen; die unmenschliche Entartung, die besonders in dem dämonischen Bösewicht Olivier ergreifend geschildert ist; den Mangel an aller Loyalität und Treue im Soldatenstand, und den Wechsel des Dienstes nach äußeren Umständen; daneben das üppige und frivole Wollustleben in Paris, das schon das leichtfertige Treiben der Fronde erkennen läßt. — Auch der Simplicissimus ist einem spanischen Muster nachgebildet: Wir haben früher jene eigenthümliche Gattung von Dichtung kennen gelernt, die unter dem Namen picarischer Romane ihren Lauf durch die Welt machte, und in Frankreich durch Lesage zur Lieblingslectüre wurde, einen Lazarillo, einen Guzman de Alfarache (X, 74, XI, 271). In Form einer selbsterzählten Lebensgeschichte wird darin ein buntfarbiges Gemälde von wunderbaren Lebensschicksalen und Abenteuern entrollt. Die Helden sind Glücks- oder Unglückskinder, die aus den unteren Ständen empor oder aus den oberen herabkommen, in der Welt umhergeworfen werden, alle Lebensverhältnisse durchmachen, sich durch Schelmereien aus bedrängten Lagen helfen, durch die Noth klug und gewürfelt aber selten weise werden. Keine Zeit bot mehr Stoff zu solchen Lebensgemälden als der dreißigjährige Krieg, wo die Wirklichkeit selbst so viele Beispiele von großem Glückswechsel, von Umkehrung alles Bestehenden, von jähem Sturz und plötzlichem Emporsteigen darbot, wo Vornehm und Gering oft ihre Rollen tauschten, Herr und Diener in vertrautem Verkehr lebten. Die deutsche Literatur hatte bereits ein Vorbild eines solchen Abenteurerlebens in den Denkwürdigkeiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, der am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Begleitung des Herzogs Heinrich von Liegnitz als Vagabund, Zecher, Raufbold und Schuldenmacher im Reiche herumzog, ein freibeuterisches und dem Faustrecht entsprechendes Leben führte, seine Ausschweifungen und lüderlichen Streiche offen erzählte und bald starke Kundschaft erhielt, da er sich „mit Saufen einen großen Namen gemacht". Aber erst mit dem Simplicissimus wurde der „picarische Roman" eingebürgert und volksthümlich.

Simpliciſſimus erzählt, wie er als Bauernſohn im Speſſart ohne alle Erziehung herangewachſen, durch die Gräuel des Kriegs vom elterlichen Hauſe getrennt und van einem Einſiedler im Walde erzogen, unterrichtet und zur Gottesfurcht angehalten wird. Als dieſer lebensmüde ſich ins Grab legt, irrt Simplicciſſimus von Neuem umher, kommt in das Haus des Cammandanten Ramſay in Hanau (XI, 987), wa er durch ſein täppiſches Weſen und ſeine Eulenſpiegeleien ſeinem Herrn ſo großen Spaß macht, daß dieſer auf den Gedanken kommt, den unerfahrenen tölpelhaften Jungen durch allerlei Streiche ſeines Verſtandes zu berauben und zum Narrn abzurichten. Aber gewarnt von dem Pfarrer, deſſen Bekanntſchaft er durch den Einſiedel gemacht, entgeht er dem ihm zugedachten Schickſale, indem er die Diener und Helfer des Cammandanten, die ihn zum Narrn machen ſollten, ſelbſt narrt. Von ſtreifenden Kroaten geraubt, entflieht er in den Wald, führt ein Freibeuterleben und wird nach allerlei Gaunereien und Schalkheiten, wobei er jedoch immer eine ehrliche Haut bleibt, ein Kriegsmann. Als ſolcher zeichnet er ſich aus; er hieß nur der Jäger und ſtand im Ruf, zwei Teufel im Sold zu haben. Er erlangt Glück, Geld und Ehre und lebt als Freiherr. Bald geht es aber wieder abwärts. Seine Ehe, zu der er van dem Vater ſeiner Geliebten gezwungen wird, ſchlägt übel aus; er verliert ſein Geld, das er in einem Kölner Bankhaus niedergelegt; auf der Rückreiſe von Paris, wa er ein üppiges Leben führt und durch ſein Lautenſpiel wie durch ſeine Wohlgeſtalt in allerlei galante Verhältniſſe geräth, wird er durch die Blattern ſeiner Schönheit, ſeiner Haare und Stimme beraubt. Von den Soldaten Bernhards von Weimar gefangen macht er eine Reihe der bunteſten Abenteuer durch, treibt ſich als Quackſalber und Musketier herum und führt ein loſes Leben. Auf einer Pilgerreiſe nach Maria Einſiedeln wird er katholiſch, ſetzt aber ſein Vagantenleben fart. Er findet den Bauer aus dem Speſſart wieder und vernimmt von demſelben, daß der Einſiedler, dem er ſeine erſte Erziehung verdankte, ſein Vater und der Commandant in Hanau der Bruder ſeiner Mutter geweſen ſei. Nun folgt eine Reihe wunderlicher Erzählungen von den Sylphen im Rummelſee, von Sauerbrunnen, von abenteuerlichen Reiſen. Zuletzt bekehrt er ſich und wird gleichfalls Einſiedler, nachdem, wie er ſelbſt bekennt, ſein Leib müde, ſein Verſtand verwirrt, ſeine Unſchuld verloren und ſeine edle Zeit verſchwendet war. In einer Fortſetzung wird er auf eine Inſel verſchlagen, wo er, wie ſpäter Robinſan Cruſoe allein und einſam haust und ſeinen Lebenslauf beſchreibt.

Grimmelshauſen hat im Simpliciſſimus ein Stück ſeines eigenen Lebens beſchrieben, daher die unmittelbare Friſche und der Realismus der Schilderungen, der neben der volksthümlichen kernhaften Sprache und dem geſunden Humor dem Buche die große Verbreitung gegeben hat. Auch Grimmelshauſen iſt ohne Unterricht herangewachſen, hat ein wildes Soldatenleben geführt und iſt endlich katholiſch geworden. Auch er hat die Laſterhaftigkeit der Zeit, den Aberglauben und die ſittliche Entartung aus Erfahrung kennen gelernt, aber ſtets gegen das Schlechte, Ungeſunde und Gemeine angekämpft. Die Zahl ſeiner Schriften iſt ſehr groß, aber keine ſeiner ſpäteren Arbeiten kommt dem Simpliciſſimus gleich; es ſind zum Theil Nachbildungen der Satiren des Moſcheroſch, zum Theil Variationen, Fortführungen oder Wiederholungen der eigenen Manier. Was dem Simpliciſſimus zu allen Zeiten die Volksgunſt verſchafft hat, iſt neben der lebendigen Darſtellung des wirklichen Lebens mit allen ſeinen Auswüchſen vor Allem der vaterländiſche Sinn des Verfaſſers, das innige Gefühl für die unglücklichen Zuſtände des Reichs. Es wurde ſchon früher erwähnt, mit welchem Neid der Held des Romans auf die blühende Schweiz blickt (XI, 1039); an einer andern Stelle entwickelt ein verrückter Poet, der ſich für Jupiter hält, dem erſtaunten Kriegsmann einen Reichsverbeſſerungsplan, der an die pſeudonymen Schriften eines Chemnitz und Puſendorf erinnert (XI, 1029 f.). Ein Held, mit allen Kräften und Vollkommenheiten der Mythengötter ausgeſtattet, wird, von Vulcan mit einem Wunderſchwert verſehen, die deutſchen Länder durchziehen,

einer jeden Stadt ihr Recht und Gebiet und ihren Frieden geben; er wird aus jeder Stadt zwei der beſten uud klügſten Männer auswählen, die ein deutſches Parlament bilden ſollen, und Zölle, Frohnden, Leibeigenſchaft abſtellen. Er wird diejenigen unter den Großen, die verrucht und mit Gewalt widerſtreben, zu Boden ſchlagen und die übrigen zwingen den Geſetzen zu gehorchen. Alsdann wird er ein deutſches Kaiſerthum aufrichten, dem die Weltherrſchaft zufallen, zu dem die übrigen Reiche in Lehnsverband ſtehen ſollen. Für den Kaiſer und die Parlamentsherren wied er eine Weltſtadt gründen größer als Babylon, herrlicher als Jeruſalem zu Salomo's Zeiten mit einem Prachttempel und Kunſtmuſeum. Dieſer Held beruft auch die frömmſten Theologen und Schriftgelehrten der ganzen Welt zu einem Concilium in ſtiller Gegend, damit ſie aus der heil. Schrift und den uralten Ueberlieferungen eine chriſtliche Glaubensform aufſtellen, in der alle Confeſſionen ſich vereinigen möchten. Zwar werde der Höllenfürſt das Werk zu ſtören ſuchen, indem er jedem einzelnen Theologen ſeine Vortheile und Sonderintereſſen vormalt; aber der Held, der in der einen Hand den Frieden, in der andern Galgen und Rad hält, werde durch Ueberredung oder Gewalt die einheitliche Weltreligion aufrichten. Dann werde ein ewiger Friede auf Erden walten und Jupiter ſelbſt vom Olymp heeabſteigen und mit den Deutſchen ſich unter ihren Weinſtöcken und Feigenbäumen ergötzen. Es iſt bezeichnend, daß vor einiger Zeit im Berliner Abgeordnetenhaus der Simpliciſſimus von ultramontaner Seite angegriffen, von den Nationalliberalen vertheidigt ward.

Romanliteratur.

Der große Erfolg des Simpliciſſimus forderte zu Nachahmungen auf, daher der Schelmenroman mit irgend einem Krieg als Unterlage zu den verbeeitetſten Leſebüchern der Zeit gehörte. Aber in der höheren Geſellſchaft fand man kein Gefallen an den rohen Sittengemälden; da ergötzte man ſich immer noch an dem Amadis mit ſeiner Liebes- und Wunderwelt (IX., 346 f.), bis auch dieſe letzten Reſte einer vergangenen Weltanſchauung verſchwanden. Je mehr die Renaiſſance zur Herrſchaft kam, deſto mehe erlangte auch im Roman das Fremde die Oberhand. Zunächſt trat wie in den romaniſchen Ländern und in England der Schäferroman an die Stelle der alten Ritter- und Liebesgeſchichten. Wir wiſſen, daß die Pegnitzdichter ihre Hirtennamen aus dem überſetzten Schäferroman Arcadia von Sidney ſchöpften (XI., 589); auch italieniſche, franzöſiſche, ſpaniſche Hirtengeſchichten und Hirtengemälde wurden übertragen, bearbeitet, nachgebildet. Zeſen ſchrieb unter dem Namen „Ritterhold von Blauen" die „Adriatiſche Roſamund". Mit der Zeit gewann ein realiſtiſcherer Geſchmack Platz: man griff nach der Geſchichte; man ſuchte in Reiſebeſchreibungen den Stoff für fremde Sittengemälde, man verfaßte lehrhafte oder moraliſche „Gedichtgeſchichten", um die lüſterne oder unſittliche Lectüre, „die Amadisſchen Fabelbruten", durch ehrbare auf Erfahrung, Tugend und chriſtliche Sittenlehre aufgebaute Erzählungen zu veedrängen. Der Superintendent A. H. Buchholtz in Braunſchweig hat nicht blos geiſtliche Lieder gedichtet, der breite Liebesroman „Herakles' und Baliska's Wundergeſchichte" ſollte durch chriſtliche Geſinnung, durch Tugend und Treue den bedenklichen Inhalt der Liebesgeſchichten verdecken und für die Erdichtung durch Belehrung und Weisheit entſchädigen. Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig, der noch in alten Tagen zur katholiſchen Kirche übertrat, hat in ſeiner „Durchlauchtigen Syrerin Aramena" bibliſche Stoffe zu einem „Hof- und Weltſpiegel" benutzt, und in ſeiner „Octavia" in die römiſche Hiſtorie, Anekdoten, Erzählungen und Anſpielungen aus der Hof- und Zeitgeſchichte eingeflecut. Durch ſeine Romane wollte er „rechte Hof- und Adelsſchulen" bilden, „die das Gemüth, den Verſtand und die Sitten recht adlig ausformen und ſchöne Hofreden in den Mund legen". Durch ihn angeregt veefaßte der Schleſier Lohenſtein, dem wir ſpäter als dramatiſchen Dichter begegnen werden, die „ſinnreiche Staats-, Liebes-

Buchholtz 1607—1671.

Anton Ulrich v. Braunſchweig 1633—1714.

und Helden-Geschichte" Arminius und Thusnelda, „um seine weitläufige Gelehrsamkeit klüglich anzuwenden", ein wahres Archiv wissenschaftlicher Kenntnisse und Curiositäten aus Geschichte, Antiquitäten, Geographie und andern Gebieten in leidlichem Deutsch. Der Roman wurde als Rahmen benutzt, um eine Masse von gelehrten Notizen anzubringen, wie wir bereits bei Zesen erfahren haben. Besonders bediente man sich gern dieser Form zu Beschreibungen ferner Länder und Sitten, zu Schilderungen fremder Völker. Die „Asiatische Banise oder blutiges doch muthiges Pegu" von Anselm von Ziegler und Klipphausen aus der Lausitz, worin ein geschichtlicher Anhaltspunkt zu einer Schilderung der ostindischen Welt in bombastischer Sprache verwerthet ist, war lange Zeit ein Lieblingsbuch, und auch Happel's Romane, die bald nach China und in die östlichen Inselreiche führen, bald in der Grimmelshausenschen Manier deutsches Volks-, Fürsten- und Studentenleben schildern, wurden viel gelesen, bis beide Gattungen durch die Robinsonaden verdrängt wurden. Aus diesem polyhistorischen Irrwege suchte Christian Weise, Rector in Zittau, ein in allen Gattungen der Literatur thätiger Schriftsteller, den Roman zu befreien, indem er ihn wieder auf den Boden der Gegenwart zurückführte, zum Rahmen für nützliche Belehrung und Besserung, zu einer Schule der Weisheit und Sittenlehre zu machen suchte, in einer Form, die das Studium und die Nachahmung der Philandrischen und Simplicianischen Schriften erkennen läßt. In einer Reihe von lehrhaften humoristisch-allegorischen Romanen: („Die drei Hauptverderber in Deutschland von Sigm. Gleichviel"; „die drei ärgsten Erznarren, und die drei klügsten Leute in der ganzen Welt"; „der politische Näscher" u. a.) bekämpft Weise die Uebel und Mißstände des Tages, Unglaube, Hochmuth, Modesucht, die Machiavellische Politik u. A. und sucht an der Hand der alten Philosophie, besonders des Epiktet gesundere Lebensanschauungen und Grundsätze zu erwecken, den Roman zu einer Sittenschule für das Staats- und Privatleben zu erheben, Schriften die mehr wegen ihrer löblichen Tendenz als wegen ihres Stils und ihrer Sprache sich empfehlen. Aber trotz der steifen, unbeholfenen oft schwülstigen Darstellung wurden die Weise'schen Lehrromane, in denen hier und da empfindsame Lieder in volksthümlichem Sprachfluß eingestreut sind, viel gelesen und gaben den Anstoß zu einer Fluth von „politischen" Romanen, die durch ihre Plattheit und Trivialität die ganze Gattung in Mißcredit brachten.

Weise 1642—1708.

6. Dramatische Dichtung. Gryphius. Die zweite schlesische Schule.

Verfall der dramat. Poesie.

Weise war nicht blos Romanschriftsteller; er war auch lyrischer und dramatischer Dichter. In seiner Liedersammlung: „Ueberflüssige Gedanken der grünenden Jugend" schlägt er im Gegensatz zu der „Cavalier-Poesie" der Breslauer Herren einen kecken frischen Ton an, bald derb naturalistisch, bald verständig praktisch, bald, wie besonders in einer andern Sammlung: „Nothwendige Gedanken der grünenden Jugend" lehrhaft und trivial. Mehr Originalität entfaltet Weise in seinen Lustspielen, von denen manche, wie „die triumphirende Keuschheit, Lustspiel mit Pickelhäring", die ins Romantische übertragene Geschichte von Joseph (Floretto) und der Frau des Potiphar, natürlichen Witz, wenn auch mitunter gemein und niedrig in sich tragen. Dabei hatte er die löbliche Absicht, den Schülern „die deutsche Zunge zu lösen". — Uebrigens zeigt die dramatische Dichtung am deutlichsten, wie gering die poetischen Kräfte der Zeit und wie eng und niedrig insbesondere die Begriffe vom Wesen des Drama waren: „Wie der Roman, so ward auch das Schauspiel als ein Lebensspiegel angesehen und nur als eine Schule weltlicher Weisheit geduldet". Belehrung aller Art wurde auch hier angestrebt; die Schäferschauspiele der Pegnitzdichter waren in Gespräche umgesetzte Schäferromane, oder Singspiele mit religiös-allegorischem Inhalt; die biblischen Dramen Zesens

Moralitäten und Sittenlehren; die hiſtoriſchen Stücke lehrreiche Darſtellungen meiſtens aus der römiſchen Geſchichte oder, falls Zeitereigniſſe und politiſche Zuſtände der Gegenwart als Unterlage dienten, wurden die Beziehungen durch allegoriſche Namen verhüllt. Die alten Volks- und Schulſpiele waren verſchwunden; wer hatte bei den Nothſtänden der Zeit Sinn und Luſt für theatraliſche Aufführungen? Wo in einer Reſidenz noch eine Bühne fortbeſtand, wurde ſie in erſter Linie zu muſikaliſchen Productionen und zu Darſtellungen mit Schaugepränge benutzt; für dramatiſche Aufführungen in Schulanſtalten oder zu Volksbeluſtigungen blieb man bei dem Herkommen, bei den Schauſpielen vom alten Schlag. Auch Opitz, ſonſt überall tonangebend, vermochte keine dramatiſche Poeſie, die dem neuen Geſchmack entſprochen hätte, ins Leben zu rufen, und Johann Riſt mußte bei ſeinen hiſtoriſchen und allegoriſchen Stücken („das Friedewünſchende Deutſchland") noch Scenen in alter volksthümlicher Manier oder pantomimiſch-muſikaliſche Schauſtücke und Zwiſchenſpiele zu Hülfe nehmen; mitunter wurden auch allegoriſch-ſatiriſche Anſpielungen auf Zeitverhältniſſe oder bekannte Perſönlichkeiten angebracht.

Andreas Gryphius 1616—1664.

Erſt ein anderer Schleſier der Opitzſchen Schule, Andreas Gryphius aus Großglogau, ſchlug eine Bahn ein, die unter günſtigeren Verhältniſſen zu einem Nationaltheater hätte führen können, wie wir es in Spanien, England, Frankreich kennen gelernt. Gryphius, an dichteriſcher Begabung und Phantaſie ſeinem ältern Landsmann weit überlegen, hat ſowohl in der Lyrik als im Drama bedeutende Leiſtungen hervorgebracht. Seine Kirchenlieder ſind uns bereits bekannt. Der ſchwermüthige Trauerton findet ſeine Erklärung und Entſchuldigung in den harten Lebensſchickſalen, von denen der Dichter betroffen ward. Er war ein Unglückskind der ſchrecklichen Zeit. Im fünften Jahr verlor er ſeinen Vater, vielleicht durch Gift, im zwölften ſeine Mutter; die Gräuel des Kriegs und der Peſt, die ſich vor ſeinen Augen entfalteten, hinterließen die ſchrecklichſten Eindrücke in ſeiner Seele; er verlor einen Bruder und eine Schweſter und wurde ſelbſt von einer lebensgefährlichen Krankheit heimgeſucht. „So lange Titan ſein bleiches Angeſicht beſchaue" klagt er, „ſei ihm nie ein Tag ganz ohne Angſt beſcheert". Trotz ſeiner dürftigen Verhältniſſe, die ihn nöthigten, durch Unterricht ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen, erwarb er ausgebreitete Kenntniſſe in allen Wiſſenſchaften; er verſtand elf Sprachen und lernte als Reiſebegleiter die europäiſchen Culturländer Italien, Frankreich, die Niederlande kennen. Die letzten Jahre verbrachte er als Syndicus in ſeiner Vaterſtadt. Außer den geiſtlichen Liedern verfaßte Gryphius auch Sonette, Oden, Gelegenheitsgedichte und andere Erzeugniſſe weltlicher Lyrik, die alle Beweis geben von ſeiner geiſtigen Selbſtändigkeit, von der Wahrheit ſeiner Empfindungen, von ſeinem tiefen zur Myſtik geneigten Gefühlsleben, von ſeiner Einbildungskraft und Seelenkenntniß. Am höchſten ſteht jedoch Gryphius als dramatiſcher Dichter. Er war von der Natur mit allen Gaben ausgerüſtet, das deutſche Drama umzubilden; aber theils der Mangel einer deutſchen Bühne, theils die Gleichgültigkeit und geringe Bildung des Volks, theils die eigene trübe Lebensauffaſſung ſtanden ihm im Wege. Statt die Welt und die Menſchen in der Wirklichkeit zu beobachten und ſich an nationale Stoffe zu halten, ſchöpfte er aus Büchern und arbeitete nach gelehrten Vorbildern, wobei er unglücklicher Weiſe auf Seneca verfiel, deſſen hochtrabende, ſententiöſe Sprache und Uebertreibungen ſeinem ernſten zum falſch Heroiſchen geneigten Sinne zuſagten, und anſtatt in Handlung, Lebendigkeit und Charakterzeichnung ſeine Größe zu ſuchen, führte er Declamation, Wort- und Redereichthum ein, gefiel ſich im übertrieben Tragiſchen, in unnatürlich geſteigerten Leidenſchaften und Tugenden und ſuchte durch das Gewaltige und Schreckliche Effect zu machen. Auch den dem neuern Drama fremdartigen Chor (Reigen) entlehnte er den antiken Vorbildern, gebrauchte ihn aber zu Allegorien, zu Geiſterſcenen und mythologiſchen Figuren. Schon auf der Schule bearbeitete Gryphius

die Tragödie „Herodes der Kindermörder". Während eines längeren Aufenthaltes in Leyden und Amsterdam studirte er die Holländer, einen Grotius und Heinsius, einen Hooft und Van der Vondel (XI., 681 ff.). Der letzte war von besonderem Einfluß auf den deutschen Dichter. Selbst das Fehlerhafte, dessen wir früher Erwähnung gethan, das halb Antike, halb Bibelmäßige, die feierlichen Chorgesänge u. A. entlehnte Gryphius dem fremden Poeten. Dabei ging er fleißig bei den Alten in die Schule. Unter den Tragödien, an denen Gryphius neben seinen Amtsgeschäften mit Eifer und Ausdauer bis an seinen Tod arbeitete, ist „Ermordete Majestät, oder Carolus Stuartus König von Großbritannien", am bekanntesten wegen des der Zeitgeschichte angehörenden Inhalts, steht aber an Anlage und Charakterzeichnung hinter andern zurück. Bedeutender ist „Leo der Armenier" (V, 248) und „Katharina von Georgien oder bewährete Beständigkeit" eine Märtyrergeschichte. „Der sterbende Papinian" hat im Einzelnen viele Schönheiten, entbehrt aber eines einheitlichen Planes; „Cardenio und Celinda" ist ein bürgerliches Intriguenstück, reich an Handlungen und spannenden Verwickelungen aber von mangelhaftem Aufbau. — Dieses Stück bildet den Uebergang zum Lustspiel, indem sich zwischendurch ein Scherzspiel „die geliebte Dornrose" schlingt, in ungebundener Rede und im schlesischen Volksdialekt, „ein Bauernprozeß voll Natur und treffenden Ausdrucks, bald der Derbheit, bald der Gutmüthigkeit und Naivetät". Mit Freuden sieht man den auf Stelzen einherschreitenden und mit bombastischen Reden donnernden Dichter in die Sphäre der Natur und des Volkstones herabsteigen. Ein anderes Lustspiel Peter Squenz, eine dem Shakespearischen Sommernachtstraum entnommene Figur, ist eine gelungene Persiflage „der eingebildeten Bettelpoeten und hochnasigen Schulmeister", die sich für Autoren ausgaben; im „Horribilicribrifax", einer Nachbildung des Miles gloriosus von Plautus, werden die prahlerischen Kriegsleute, die sich damals überall umhertrieben, die Eisenfresser und Bramarbas der Verspottung preisgegeben. Die beiden Stücke bezeichnen einen merklichen Fortschritt aus der alten Fastnachtsposse zur höheren Komik. „Glücklich in der Wahl der Stoffe, reich und sicher in der Anlage der Fabel, fest und treffend in der Zeichnung der Personen und unbefangen, gewandt und angemessen in der Sprache machen sie noch gegenwärtig einen frischen Eindruck". Auch in den „Scherzgedichten" oder Satiren des vielseitigen Mannes begegnet man ähnlichen Tendenzen, die Verkehrtheiten im Geiste eines Philander zu strafen. In kernhafter gedrungener Sprache hält er darin den „titelsüchtigen, lügenhaften modeverderbten Sitten der Gegenwart" die Einfalt der alten Zeit treffend entgegen.

Zweite schlesische Schule.

Gryphius wird zu der zweiten schlesischen Schule gezählt, die von Opitzens gelehrter und didaktischer Dichtungsweise und seinem pedantischen Formalismus abweichend mehr der Sinnlichkeit und dem Weltleben Rechnung trug, mehr die leichtere Poesie der Franzosen und Italiener als die antike zum Vorbild wählte, mehr der epicureischen Lebensphilosophie als der stoischen Weltverachtung das Wort redete. Als der Chorführer dieser Richtung kann Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau gelten, ein angesehener durch große Reisen gebildeter Rathsherr in Breslau. Im Gegensatz zu dem ernsten, schwermüthigen, der Weltlust abgewandten Gryphius huldigte Hoffmannswaldau den heiteren Göttern der Freude, der Liebe, des Genusses. Wenn man der Poesie die Liebessachen entziehe, äußerte er sich, so verstehe man ihr die Herzwurzel und wenn man der Liebe die Poesie entziehe, verschließe man ihr den lieblichsten Blumengarten. Die Zahl seiner Dichtungen ist nicht groß; sie bewegen sich, außer einigen Uebersetzungen, ausschließlich auf dem Felde der Lyrik, und wurden zum Theil nur auf Zureden seiner Freunde der Oeffentlichkeit übergeben. Freilich bilden seine Liebesgedichte in fließenden eleganten Versen, aber voll Lüsternheit, Unzüchtigkeit und sinnlichem Muthwillen einen grellen Gegensatz gegenüber der strengreligiösen asketischen Zeitrichtung; aber sein mu-

Hoffmannswaldau. 1618–79.

ſterhafter Lebenswandel gab Zeugniß daß er damit nur der Phantaſie und Dichtkunſt ein weiteres freieres Gebiet erſchließen wollte; der franzöſiſche Geſchmack hielt bereits ſeinen Einzug, überſchritt aber in dem Oberlande die Schranken, welche die eleganteren Modegeſetze an der Seine aufgerichtet. Am geprieſenſten waren die dem Ovid nachgebildeten „Heldenbriefe" oder Herolden Hoffmannswaldaus, Liebesgeſchichten berühmter Perſonen, wie Einharts und Emma's, Abälards und Heloiſens, zum Theil in ſo leichtfertiger und indecenter Sprache, daß das ſtrenge Zeitalter daran Anſtoß nahm. Und doch wurde die Manier nachgeahmt und überboten. Auch in formaler Hinſicht konnte man an der Hoffmannswaldauſchen Poeſie manches ausſetzen. „Man lehnte ſich auf gegen die Unnatur, mit der er Sachen der Empfindung zu eitlen Spielereien des Scharfſinns macht, mit der er, wie Bodmer ſpottet, Gleichniſſe auf Gleichniſſe häuft, in Sprüchen ſeufzt, metaphoriſch liebt und in Reimen ſterben läßt".

Lohenſtein 1635—83.

Mit Hoffmann wird gewöhnlich als anderes Haupt der zweiten ſchleſiſchen Schule genannt Kaſpar Dan. v. Lohenſtein, gleichfalls Rathsherr in Breslau, dem „Schleſiens Himmel" den Trieb zur Dichtkunſt eingeflößt, nicht ſein Genius. Ein gelehrter Juriſt, bei dem die Phantaſie weit hinter dem Verſtande zurückblieb, war Lohenſtein ein geſchickterer Diener der Themis als der Muſen. Nach ſeiner Anſicht gereicht das Maßvolle der Poeſie zum Nachtheil, daher beſteht ſeine Tugend und Eigenthümlichkeit darin, daß er die Schriftſteller, die er ſich zu Vorbildern wählte, in ihren fehlerhaften Richtungen übertreibt. Wir haben früher erwähnt, wie er als Romanſchreiber alle Verkehrtheiten überboten hat (S. 765 f.); in der Lyrik ahmt er Hoffmanns Liebespoeſie nach, nur daß er in der Form mehr Schwulſt, im Inhalt mehr ſittliche Roheit anbringt; in der Tragödie, dem wichtigſten Theil ſeiner poetiſchen Thätigkeit überſteigt er alle Gräuel und Schrecken von Gryphius, indem er in ſeinen auf dem Boden der römiſchen Kaiſergeſchichte oder des türkiſchen Reiches ſich bewegenden Dramen „mit völliger Stumpfheit die wildeſte Beſtialität vor die Augen der Zuſchauer bringt" und alles Künſtleriſche durch eine Maſſe ungeeigneter Gelehrſamkeit und bombaſtiſcher Rhetorik entſtellt, „ſein Excerptenbuch in einen Reim zuſammenpackt". Der „Mordſpectakel", der in den alten Volksſtücken eines Ayrer mit Widerwillen erfüllt, kehrt in Lohenſteins Tragödien, „Sophonisbe", „Agrippina", „Epicharis", „Cleopatra", „Ibrahim Baſſa" u. a. in aller Rohheit und Gemeinheit wieder und verletzt um ſo mehr, als er in einer pomphaften, ſentenziöſen, mit Bildern und Gleichniſſen überfüllten Sprache auftritt. Einzelne Stücke, wie Epicharis, welches die Verſchwörung Senecas gegen Nero zum Gegenſtand hat, ſind „wie eine Mördergrube und Richtplatz" mit Fluchen und Schimpfreden, mit Martern und Hinrichtungen, „jedweder Ausſpruch klingt nach Läſtern, Fluch und Dräuen".

Weiſe.

Gegenüber ſolcher Verirrungen des Geſchmacks, die von der Heerde der Nachahmer noch weiter getrieben wurden, konnte es als eine geſunde Reaction betrachtet werden, wenn der genannte Weiſe wieder mehr in die alte Schul- und Volkskomödie einlenkte, dem verſtiegenen Pathos das „Naturelle" entgegenſetzte. Er verwarf die Nachahmung der antiken Chöre und führte die Proſa in den Dialog ein. Wie ſehr manchmal in Weiſe's Luſtſpielen und Poſſen die Derbheit und die gemeinen Witze verletzen mögen, doch verdiente es Anerkennung, daß er wieder zur Natur zurückkehrte, die ſteife Kunſtform und Regelmäßigkeit verſchmähte, ſeine Studien im Leben nicht im Buche machte. Er nahm einen glücklichen Anlauf zur Wiederbelebung der alten Schulſchauſpiele. Aber die Richtung der Zeit war ihm entgegen. Weiſe, dem die Verſe leicht von Mund und Hand gingen, hat eine große Zahl von Bühnenſtücken verfaßt, in denen bald altteſtamentliche Erzählungen, bald geſchichtliche Zeitbegebenheiten (Markgraf d'Anere; Masaniello u. a.) zum Grunde lagen, bald Handlungen eigener Erfindung oder Nachahmungen fremder Intriguenkomödien vorgetragen wurden. Allegorien waren nicht ausgeſchloſſen und die

ernsten Stücke wurden häufig durch Possen und Volksscenen unterbrochen. In dieser burlesken Dichtung hatte Weise überhaupt seine Stärke, wie die Scherzspiele „die verkehrte Welt", „der bäurische Machiavellus", „das Lustspiel von einer zweifachen Poetenzunft" gegen die Dichtervereine und Sprachreiniger und das schon erwähnte Lustspiel „die triumphirende Keuschheit" bewiesen. Der Weise'sche Naturalismus war um so heilsamer als die zweite schlesische Schule immer mehr an Schwulst, Uebertreibung und Künstelei Gefallen fand, immer weiter auf die Abwege und Irrgänge mit gesuchten und geschmacklosen Bildern und Beiwörtern nach ihren italienischen Vorbildern den Marinisten und Concettisten (X., 353 f.) gerieth.

Abschatz 1646—99.

Selbst die beiden Dichter, die sich noch vorwiegend an Gryphius hielten, Hans Aßmann von Abschatz aus Breslau, durch harte Lebensschicksale wie durch Bildung und Reisen dem älteren Dichter ähnlich, und Christian Gryphius Sohn des Andreas, blieben in ihren Gedichten nicht frei von der durch Hoffmannswaldau und Lohenstein begründeten Ueberschwenglichkeit und schwülstigen Redeweise, dem „galanten" Stil. In den Uebersetzungen und Gedichten von Abschatz, in den „poetischen Wäldern" von Christian Gryphius wie in den geistlichen und vermischten Gedichten ihres Landsmannes Hans v. Assig begegnet man dem bunten Spiel mit gezwungenen und verschrobenen Bildern und Gleichnissen. Erst ihr jüngerer Zeitgenosse Benjamin Neukirch wendete sich allmählich von der Künstelei und der manierirten Wortmalerei der Italiener ab und suchte dem französischen Geschmack Eingang zu verschaffen, die Concetti durch den französischen Esprit, die Gleichnisse durch Gedanken zu verdrängen. Seine Satiren und Episteln gaben Zeugniß, daß er neben Juvenal besonders Boileau studirte, und in seinen späteren Jahren machte er sogar den Versuch Fénélons Telemach in ein deutsches Epos mit gereimten Alexandrinern zu verwandeln.

Christian Gryphius 1649—1706.

Assig 1650—94.

Neukirch 1665—1729.

7. Neue Richtungen.

Der franz. Kunstgeschmack.

Damit war der Anstoß zu einer neuen Richtung gegeben, die eben so sehr der Ueberschwenglichkeit und dem Bombast der jüngeren schlesischen Schule als dem Naturalismus und der nüchternen Flachheit eines Weise entgegentrat. Denn weder die affektirte und gekünstelte Geziertheit verbunden mit einer Anhäufung ungeeigneter pedantischer Gelehrsamkeit, wie sie in Breslau vorherrschte, noch der niedrige Standpunkt eines Weise, welcher die Dichtkunst nur als Dienerin der Redekunst ansah, alles Heroische und Erhabene verbannte und die ganze Poesie ihrer Würde und Bedeutung beraubte, oder seines Anhängers Morhof, der in seinen eigenen Gedichten und in seinem „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" ähnlichen Ansichten folgte, konnten den neueren Kunstgeschmack, der am Ende des Jahrhunderts seinen Weg von Paris nach Deutschland nahm, befriedigen, der feineren Weltbildung der höheren Stände Genüge thun. Wir wissen, wie mächtig die französische Hof- und Modebildung unter Ludwig XIV. das gesammte Leben der europäischen Menschheit durchdrang und bestimmte; wie abhängig die vornehme Gesellschaft aller Länder und Hauptstädte von den in Paris und Versailles aufgestellten Vorbildern und Lebensformen war.

Hofdichter.

Was war nun natürlicher, als daß auch in Dresden, Berlin und anderwärts Hofpoeten aufkamen, welche die französischen Dichter zum Muster nahmen, die Poetik des Horaz und Boileau der Opitzschen entgegenstellten und in Oden, Fest- und Gelegenheitsgedichten, in Epigrammen und Satiren die glatte Form, die elegante Diction, den geistreichen witzigen Ton der Pariser Dichter und Schriftsteller nachzubilden sich bestrebten? Am erfolgreichsten betrat diesen Weg ein Freund und Gönner von Neukirch, der Freiherr Fr. Rud. L. von Canitz, ein angesehener feingebildeter Staatsmann in

Canitz 1654—99.

Berlin, der auf Reisen und in diplomatischen Stellungen die Welt und die vornehmen Gesellschaftskreise kennen gelernt hatte und in seinen vermischten Gedichten wie in seinen Satiren Boileau's Spuren folgte. Die Liebe zu den schönen Künsten, die edle Humanität, die mäcenatische Freigebigkeit gegen die Diener der Musen, die würdige und keusche Haltung seiner Poesien zogen dem adeligen Dichter in Berlin und Hamburg große Anerkennung und Verehrung zu. Auch der Hofdichter Johann von Besser aus Kurland, Ceremonienrath an dem neuen Königshof in Berlin, bewegte sich in den höchsten Lebenskreisen mit cavallermäßiger weltmännischer Sicherheit, die sich auch in seinen Schriften erkennen läßt. Er wußte seinen fürstlichen Lobgedichten einen heroischen Anstrich zu geben. In seinen späteren Jahren bekleidete Besser das Amt eines Hofpoeten in Dresden, wo er Ulrich v. Königg aus Würtemberg zum Nachfolger und die berühmte Geliebte Friedrich Augusts des Starken, Aurora von Königsmark als Mitbewerberin hatte. Aber bald hatte sich auch diese Richtung ausgelebt. Bei König wie bei den andern höfischen Dichtern der Zeit, einem Heraus, Drollinger, Pietsch ging über der glatten Form und Reimerei jeder dichterische Schwung, jeder würdige poetische Inhalt verloren, so daß das Interesse für eine Dichtungsweise, die nur im Dienst und Gefolge der Höfe und der eleganten Welt auftrat, wo der poetische Werth nur nach der Außenseite, nach Rhythmus und Sprachfertigkeit beurtheilt ward, allmählich verschwand und das Verlangen nach einer gediegeneren Nahrung immer stärker hervortrat.

Besser 1654—1729. König 1688—1744. Aurora v. Königsmark 1668—1728.

Aber die Sehnsucht blieb noch lange ungestillt. Denn die talentvollsten Dichter, die am Anfang des neuen Jahrhunderts die vielbetretenen Pfade des Parnasses wandelten, huldigten entweder wie Günther und Warnike dem französischen Geschmack oder waren wie der Naturmaler Brockes nicht bedeutend genug, eine neue Aera zu schaffen. So trieb man denn in den abgelaufenen Formen und Weisen fort, bis in Gottsched die den Franzosen abgelernte Kunstpoesie mit ihren metrischen Regeln und Reimereien den Gipfel der Geschmacklosigkeit und Langeweile erreichte. Joh. Chr. Günther aus Striegau in Schlesien übertraf an dichterischen Anlagen, an Einbildungskraft und Empfindung die meisten seiner Zeitgenossen; in dem sittlichen Ringen seiner besseren Natur gegen wilde Leidenschaften, gegen böse Neigungen und Triebe, das aus seinen lyrischen Gedichten herausklingt, entfaltete er eine erschütternde Kraft, in den Oden und Satiren ein ungewöhnliches poetisches Talent. Aber er war ein verkommenes Genie, ein verlorner Sohn, dem die Rückkehr ins Vaterhaus nicht mehr offen stand. Schon als Student in Wittenberg, wo er sich nach dem Wunsche seines Vaters, eines Arztes, aber gegen seine Neigung der Medicin widmen sollte, gerieth er auf Irrwege, die ihm seines Vaters dauernden Haß zuzogen und ihn dem Elend und dem Laster entgegenführten; seine Reue vermochte dessen hartes Herz nicht zu versöhnen; seine Hoffnung, das Amt eines sächsischen Hofdichters zu erlangen, wurde durch seine Trunksucht vereitelt, hätte sich auch nimmermehr mit seinem Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit vereinigen lassen; selbst seine Friedensode auf Prinz Eugen trug ihm keinen Dank ein, während doch der große Feldherr Pietsch und Hohendorf, die Verfasser von Lobgedichten auf seine Thaten, mit freigebiger Hand belohnte. Unglück und Armuth, rohe Sitten und Ausschweifungen und die Quaten der Reue über ein verfehltes Leben knickten die natürlichen Anlagen und Kräfte vor der Zeit und stürzten ihn in ein frühes Grab. Ein Lied über die Worte: „Ich hatte viel Bekümmernißˮ gibt der Hoffnungslosigkeit seiner Seele einen gefühlvollen Ausdruck.

Günther 1695—1723.

Und schon regten sich auch in Hamburg, wo das literarische und künstlerische Interesse an der Scheide des Jahrhunderts noch eben so lebhaft war als wir es oben um die Mitte desselben kennen gelernt, manchertei Kräfte, welche die manierirte Richtung der jüngeren Schlesier, die falsche Scharfsinnigkeit in gesuchten Vergleichungen, das über-

Hamburger Dichter.

triebene Pathos und Schellengetön der Lohensteiner in scharfen Kritiken bekämpften oder durch Arbeiten von anderm Schlag zu verdrängen suchten. Mochte auch Chr. Fr. Hunold (Menantes) aus Thüringen, Advocat in Hamburg in zahlreichen Schriften und Gedichten eifrig für die Manier eintreten, „höflich und galant zu schreiben" und an seinem Collegen Chr. H. Postel, dem Hauptvertreter der Hamburger Operndichtung, Anfangs einen treuen Mitkämpfer besitzen, so lenkte doch der letztere bald in andere Bahnen ein, indem er sich in einer höheren Gattung, dem Epos versuchte. Und so lächerlich auch Postels poetische Uebersetzung des 14. Buches der Ilias in seiner „listigen Juno" und sein „Wittekind" uns erscheinen mögen, sie gaben doch Zeugniß von dem Erwachen des Gefühles, daß man nicht länger bei den herrschenden Vorbildern stehen bleiben dürfe. Noch entschiedener entsagte Christian Warneke oder Wernicke dem Lohensteinschen Geschmack, dem auch er Anfangs gehuldigt und wurde der schärfste Widersacher desselben. Ein geistvoller Anhänger der Dichtungstheorien des Horaz und Boileau verfolgte er die Schlesier und ihre italienischen Muster mit beißender Satire und gerieth darüber mit Postel in heftige literarische Fehden. Ein Mann von Welt und Erfahrung, der im Dienste des Königs von Dänemark diplomatische Stellungen in London und Paris bekleidete, huldigte Wernicke der Lebensphilosophie der Franzosen und Engländer und suchte in seinen „Ueberschriften" die epigrammatische Kürze und Gedrungenheit der Alten zurückzuführen, die trockene Moral Logau's, die Verstiegenheit Lohensteins und die Künsteleien der Pegnitzschäfer durch Witz, Verstand und Menschenkenntniß zu verdrängen. Sein Standpunkt ist kein hoher; für poetischen Schwung, für Gemüth und Phantasie hat er so wenig das richtige Verständniß wie seine französischen Vorbilder; aber als ein welterfahrener Mann erkennt er die Mängel und die Beschränktheit der deutschen Zeitliteratur und besitzt hinreichend Talent und Gewandtheit, in kluger und feiner Weise und reiner Sprache seine Ansichten, seinen Geschmack, seine nicht immer edlen und consequenten Grundsätze an Mann zu bringen. Verwandt mit Warneke an Ansichten und Bestrebungen ist ein anderer Hamburger Advocat Barthold Feind, dem seine scharfen Epigramme und Satiren manche Ungelegenheiten zuzogen, so daß er in einem dänischen Gefängniß zu Rendsburg starb. Am bekanntesten sind außer seinen Opern seine „deutsche Gedichte" und seine Satire „die Geldsucht".

Hunold 1680—1721. Postel 1649—1705. Warneke † nach 1710. Feind 1678—1721.

So gering auch immer noch bei diesen Hamburger Dichtern, denen auch Michael Richey zugezählt werden muß, der seine Gelegenheitsgedichte mit Humor, mit gutmüthigen Scherzen und mit launigen Erzählungen belebte und unter dem Volke sehr bekannt war, das poetische Talent hervortrat, so lagen doch bei Allen Ahnungen verborgen „von dem was die Poesie eigentlich ist und will", so unvollkommen immer sie dieselben zum Ausdruck bringen konnten. Noch deutlicher trat dies hervor bei Barth. Heinr. Brockes, dem bedeutendsten Hamburger Dichter der Zeit. Ihm ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß die französische Verstandespoesie noch nicht allein das Feld behauptete. Er verwarf nicht die italienische Geschmacksrichtung, wie schon daraus hervorgeht, daß er Marini's „Bethlehemitischen Kindermord" übersetzte und in seinen „Hirtengedichten" sie zum Vorbild nahm, aber er begegnete ihrer Einseitigkeit durch das Studium der Franzosen, denen er im Lehrgedicht folgte, und wendete sich später mit besonderem Eifer den englischen Naturdichtern zu, die wie er glaubte die ästhetischen Gegensätze beider versöhnten, Gefühl und Sinnenreiz in die Poesie zurückführten. Er übersetzte Thomsons Jahreszeiten und begründete durch seine große Dichtung in neun Theilen: „Irdisches Vergnügen in Gott" die schildernde Naturpoesie, die sich lange in Gunst erhielt und nie wieder ganz verdrängt ward. Auch Pope's Versuch vom Menschen wurde durch ihn in die deutsche Literatur eingeführt. Brockes suchte Malerei und

Richey 1678—1761. Brockes 1680—1747.

Muſik mit der Dichtkunſt zu verbinden, alſo eine Vereinigung der Künſte zur Befriedigung aller Sinne zu bewirken. Daher durchbrach er die Schranken des Alexandriners, um durch ein leichteres und freieres Versmaß die landſchaftliche Malerei in ſeiner Poeſie nachbilden zu können. Indem er die äußere Sinnenwelt zum Objekt ſeines inneren Schaffens machte, ſuchte er den Naturſinn zu wecken, die Dichtung von der Convenienz und ſteifen Sitte zu befreien und ihr mehr Leben und Mannichfaltigkeit zu verleihen. Dieſe Poeſie, welche die Natur in allen ihren Wirkungen und Erſcheinungen mit Liebe und einer Art Begeiſterung und Andacht ins Kleinſte ausmalt, führte indeſſen zu Einſeitigkeiten und Verirrungen anderer Art. Sie wies von dem Menſchen auf die lebloſe Natur hin und erzeugte dadurch eine allzu große Weichheit der Gemüthsſtimmung und Empfindſamkeit und eine poetiſche Detailmalerei, welche „jedes Gräschen anatomirt" und den Geruch der Viole zu beſchreiben unternimmt, eine Dichtung, welche erſchlaffend und beengend wirken mußte, „weil ſie des Menſchen ſchaffende Kräfte niemals berührt". Der Beifall, den die Brockesſche naturſchildernde Poeſie fand, machte die beſchreibende Lehrdichtung zur Modegattung der Zeit. Sie wurde nicht nur zum Ausdruck religiöſer und philoſophiſcher Gedanken und Gefühle verwendet; auch alle Wiſſenſchaften, die mit der Natur in irgend einen Zuſammenhang gebracht werden konnten, wurden in den Kreis der Dichtung gezogen. Hat doch Brockes ſelbſt ſein ganzes Leben über ein großes phyſikaliſches Lehrgedicht nachgedacht, „in dem er nächſt der Betrachtung Gottes aus der Natur auch die Elemente und Sinne, die drei Reiche der Natur u. ſ. w. behandeln wollte und zum Theil behandelt hat".

8. Bildungsſtand zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Es war kein reizendes Blumenfeld, durch das wir ſo eben gewandert ſind; und dennoch war die Poeſie das einzige Gebiet, wo friſche Keime und Pflanzen eine künftige Blüthe und Ernte erwarten ließen. Schlimmer ſah es in der geſellſchaftlichen Bildung und in der Wiſſenſchaft aus, wo aller vaterländiſche Sinn erloſchen oder verhüllt war. An den Höfen und in der vornehmen Welt wurde franzöſiſch geſprochen, geleſen und geſchrieben; die adelige Jugend erhielt ihre Erziehung durch Franzoſen oder doch nach franzöſiſchem Zuſchnitt und vollendete ihre Bildung durch Reiſen und durch längeren Aufenthalt in Paris, im Verkehr mit den tonangebenden Kreiſen jener hauptſtädtiſchen Pflanzſchule der verfeinerten Lebensformen und des geſelligen Umgangs. An den Univerſitäten und in der Wiſſenſchaft war noch immer die lateiniſche Sprache die herrſchende; die Gelehrten und Profeſſoren hielten es unter ihrer Würde, in der Sprache des Volks zu ſchreiben oder zu lehren. Ihnen war das Latein eben ſo ſehr ein Kennzeichen höherer Bildung, wie den adeligen Herren und dem ihnen nachſtrebenden höheren Bürgerſtande das Franzöſiſche. In der Kirche wurde der todte Wortglaube in ſtarrer Form und gemeiner Sprache gepredigt und bei Amt und Gericht bediente man ſich eines barbariſchen Kanzleiſtils voll unverſtändlicher Ausdrücke und geſchmackloſer Formeln. Die Lage des deutſchen Volkes war troſtlos; Nationalgefühl, Selbſtvertrauen und Selbſtachtung ſchienen erſtorben. Schlimme Zeitrichtungen.

Aber während mittelmäßige Talente und knechtiſche Naturen willig dem Zeitgeiſte huldigten, das Fremde auf Koſten des Heimiſchen hoben, bewunderten und fördereten und den Zuſtand geiſtiger Erſtarrung und unfruchtbarer Gelehrſamkeit feſtzuhalten ſuchten, traten einige hochbegabte, von höherem Sinn beſeelte Männer dem herrſchenden Unweſen entgegen und brachen die Bahn zu einer neuen nationalen Bildung. Vor Allem that es Noth, die deutſche Sprache, die Luther für die Religion, Opitz und die Glieder des Palmenordens für die Dichtkunſt erobert hatten, auch in die Wiſſenſchaft Anſätze zum Beſſern.

einzuführen. Und schon war der Mann gefunden, der diese Aufgabe zu lösen bemüht war — Christian Thomasius. Unterstützt von Wolf und der Leibnitz-Wolfischen Philosophenschule, die uns bereits bekannt geworden, und im Bunde mit Spener und Hermann Francke, die wir an einem andern Orte als Begründer eines neuen kirchlichen Lebens kennen lernen werden, unternahm dieser Reformator der deutschen Lehrart einen Kampf gegen die durch Herkommen und Gewohnheit geheiligten Mißbräuche, der nach vielem Arbeiten und Ringen der deutschen Sprache auch in den Lehrsälen und in der Wissenschaft eine Freistätte und zuletzt den Sieg gewann. Was schon Balthasar Schupp in Schulpforte vergebens in seinen „lehrreichen Schriften" empfohlen und angestrebt, setzte Thomasius mit Erfolg durch.

Thomasius 1655—1728.

Christian Thomasius wagte zuerst den großen Kampf wider verjährte Vorurtheile. Als Privatdocent in Leipzig schrieb er ein deutsches Programm (Discours), worin er die Nation aufforderte, im Gebrauch und in der Ausbildung der Muttersprache die Franzosen nachzuahmen, und hielt dann philosophische Vorlesungen in deutscher Sprache. Unerschüttert durch das Geschrei der Pedanten, die in der Neuerung eine Minderung ihres Ruhms erblickten, und der strenggläubigen Theologen, die in seiner freien Richtung Gefahr für Zion fürchteten, schritt Thomasius auf der betretenen Bahn ruhig fort. Durch deutsche Vorträge weckte er den Geist der Jugend; durch populäre Werke über wissenschaftliche und philosophische Gegenstände bemühte er sich unter dem Volke Licht und Aufklärung zu verbreiten; durch Begründung der ersten deutschen Zeitschrift („Freimüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatgespräche über allerhand, vornehmlich über neue Bücher" 1688—90), worin mit Witz und Verstand die neuesten literarischen Erscheinungen gewürdigt wurden, suchte er eine neue Periode der Literatur zu begründen und das barbarische Schullatein, das bisher auf dem Katheder und in allen Lehrbüchern herrschte und dem er die Schuld beimaß, daß die Deutschen hinter andern Nationen in der Bildung zurückständen, zu verdrängen. Als der „Irrlehrer" dem Zorne seiner Gegner
1693. weichen und unter dem Geläute des Armensünderglöckchens Leipzigs Mauern verlassen mußte, begab er sich an der Spitze einer Schaar treuergebener Studenten nach Halle und führte dadurch die Gründung einer neuen Universität herbei. Hier konnte er als Professor der Rechte mit weit mehr Nachdruck die Bahn verfolgen, die er in Leipzig eingeschlagen. Alles, was einer freien Entwickelung hemmend im Wege stand, ward von ihm mit den Waffen des Witzes und Verstandes bekämpft. Die schmachvollen Hexenprocesse wurden durch seine lateinische, später ins Deutsche übersetzte Abhandlung de crimine Magiae so mächtig erschüttert, daß fortan die meisten Gerichtshöfe sich schämten, dergleichen vorzunehmen. Weniger erfolgreich waren seine Angriffe gegen die Folter. Noch über ein halbes Jahrhundert bestand dieser Gräuel, bis der hochsinnige Markgraf Karl Friedrich von Baden den Anstoß zur Entfernung gab. Thomasius und Spener trafen darin zusammen, „daß sie nach der Befreiung des Geistes von Schul- und Facultätszwang, von starrer Satzung und todtem Formelwesen, von Pedanterei, Vorurtheil und nutzloser Wortgelehrsamkeit strebten; daß sie den Glauben und das Wissen innerlich zu befruchten und in lebendiges Wirken überzuleiten, der Rohheit des Zeitgeistes in Sitten, Neigungen und Geschmack entgegen zu arbeiten suchten" und daß sie vor Allem bemüht waren, durch Ausbildung, Veredelung und Verbreitung der deutschen Sprache die Kluft zwischen dem Volk und der vornehmen und gelehrten Welt auszugleichen, die zwischen den höheren und geringeren Ständen aufgerichtete Scheidewand zu durchbrechen und niederzureißen.

G. Das achtzehnte Jahrhundert in den vier erſten Jahrzehnten.

Geſchichts-Literatur: 1. Werke allgemeineren Inhalts: F. C. Schloſſer, Geſch. des achtzehnten Jahrhunderts u. ſ. w. 5. Aufl. Heidelberg 1864—70. 8 voll. 8. Gfrörer, Geſch. des 18. Jahrh. herausg. von Weiß. Schaffh. 1862. 4 voll. Das S. 349 erwähnte Werk: K. v. Noorden, Europäiſche Geſch. im achtz. Jahrh. Bd. 1. II. bis incl. 1707. Düſſeld. 1870. 74. und die mehrfach angeführte Geſch. Europ. ſeit Ende des 15. Jahrh. von Raumer. Leipz. 1832 ff. 7 voll. — F. Förſter, Höfe und Kabinette Europ. im achtzehnten Jahrh. Potsd. 1836—39. 3 voll. 8. — Dazu die bekannten hiſtoriſchen Monographien von Voltaire (siècle de Louis XIV. et L. XV.; hist. du Parlament; hist. de Pierre le grand; de Charles XII.); die letzten Bände des Theatrum Europaeum (XI., 779). — 2. Zur Kriegsgeſchichte: Lord Mahon, hist. of the war of the succession in Spain. Lond. 1832. Arneth, Prinz Eugen von Savoyen. Wien 1858 f. 3 voll. Ueber Starhemberg u. Prinz Ludw. v. Baden. S. 433. und Coxe, memoirs of the duke of Marlborough S. 463; histoire du duc de M. Par. 1806. 3 voll. 3. Memoiren S. 349 f. insbeſondere die von Torcy, Berwick, S. Simon, Noailles. Dazu noch: Lamberty, mém. pour servir à l'histoire du XVIII. siècle-à la Haye 1729. 11 voll. 4. Louville mémoires secrets sur l'établissement de la maison de Bourbon. Par. 1818. — Coxe, memoirs of the kings of Spain of the house of Bourbon. Lond. 1813. 3 voll. — 4. Zur Geſch. einzelner Staaten und Perioden: Frankreich S. 349 ff. Dazu noch: Lacretelle, hist. de Fr. pend. le 18. siècle. Par. 1819 ff. Lemontey, hist. de la régence et de la minorité de Louis XV. 2 voll. Par. 1832. W. Krohn, die letzten Lebensjahre Ludw. des Vierzehnten. Jena u. Leipz. 1865. — Capefigue, Phil. d'Orléans, Régent de France. Bruxelles 1844. — Wood, Memoirs of the life of John Law. Edinb. 1824 und Kurzel, Geſch. der Lawſchen Finanzoperat. cet. In Raumers hiſt. Taſchenb. 1846. — hist. du système des finances sous la minorité de Louis XV. à la Haye 1739. — Marmontel, hist. de la Regence du duc d'Orléans Par. 1806. — Houssonville, hist. de la réunion de la Lorraine à la Fr. Par. 1860. 2 edit. 4 voll. Die pyrenäiſche und apenninſche Halbinſel: S. 284 f. Dazu noch: Rousset, hist. du card. Alberoni et de son ministère cet. à la Haye 1720. 2 voll. und zur Geſch. der Venet.-türkiſchen Kriege: Denkwürdigkeiten des Grafen v. der Schulenburg. Leipz. 1834. 2 voll. — Großbritannien S. 462 f. Zu den dort angeführten Werken, worunter beſonders Macpherſon und Somerville für die folgende Periode von Bedeutung ſind, noch beizufügen: Mahon, hist. of Engl. from the peace of Utr. to the peace of Aix-la-Chapelle L. 1836. 5. Aufl. 1858. 7 voll. 8. Will. Gibson's hist. of the affairs of Europe from the peace of Utr. cet. Lond. 1725. — Oldmixon, the hist. of E. during the Reigns of K. Will. Q. Mary, Q. Anne, K. G. I. Lond. 1735 f. — Boyers hist. of the life and reign of Q. Anne Lond. 1722 f. — Burton, hist. of Scotland (from 1689—1748). 2 voll. — Defoe, the history of the Union between Engl. and Scotl. Edinb. 1709 f. — The memoirs of Kers of Kersland cet. Lond. 1726. 3 voll. — Mém. secrets de Myl. Bolingbroke cet. écrits par lui même 1717, adressés en forme de lettres au chev. Windham. Lond. 1753. Auch D. 1755. — Cooke, mém. of L. Bolingb. 1835. — Letters and corresp. of Bol. by Parke 1798. 4. Bolingb. Works Lond. 1753. 1808. — Will. Coxe, mem. of the life and administration of Sir Rob. Walpole Lond. 1798. 3 voll. — Niederlande S. 351. — Oeſterreich-Ungarn: S. 433. Dazu noch: Wahrhafte Beſchreibung von dem ſeit 1701—11 gewährten Rebellionskr. in Ungarn. Cöln 1711. — Scandinavien,

Rußland, Polen: S. 594. 95. Dazu: (Nordberg) Leben Karls XII. K. v. Schweden Hamb. 1745—51. 3 voll. f. — Lundblad, Geſch. Karls XII. Deutſch von Jenſſen. Hamb. 1835. 2 voll. — Fabrice, Zuverläſſige Geſch. Karls XII. während ſeines Aufenthalts in der Türkei. Leipz. 1762. — Theyl, mémoires pour servir à l'histoire de Charles XII Leyde 1722. — G. Adlerfeld, hist. milit. de Charles XII. Amst. 1740. 4 voll. 12. Auch D. Frankf. u. Leipz. 1740. 3 voll. 8. — Reflexions sur les talents mil. et sur le char. de Charl. XII. 1786. 8. (von König Friedr. II.) — A. Hojer, Leben und Geſch. König Friedr. IV. Londern 1829. 2 voll. — A. Fr. Büſching, Magazin für Hiſtorie und Geographie. Hamb. 1767—93. 25 voll. (Darunter Bd. II. III. über Münnich, Oſtermann, Beſtuchew. Bd. 9 Eclaircissements sur plusieurs faits arrivés sous P. le grand, tirés de papiers du C. de Bassewitz). Jul. Eckardt, Livland im 18. Jahrh. Leipz. 1875. Mémoires hist. polit. et militaires sur la Russie depuis 1727—1744 par Manstein. Leipz. 1771. — Die Anfänge des bekannten Werks: Hist. de l'anarchie de Pologne et du demembrement de cette république par Cl. C. de Rulhière. Par. 1819. 4 voll. u. a. W.

I. Der ſpaniſche Erbfolgekrieg.

1. Vorgeſchichte.

Die Lage Frankreichs.

In dem Frieden von Ryswick hatte man die „große Frage" der ſpaniſchen Erbfolge unberührt gelaſſen: noch war ja Karl II. am Leben und Oeſterreich noch immer mit dem Türkenkrieg beſchäftigt. Dem Verſailler Hof mußte es daher als ein Gewinn erſcheinen, wenn er einige Jahre der Ruhe zur Vorbereitung für künftige Ereigniſſe erlangte, um mittelſt diplomatiſcher Künſte und Unterhandlungen eine Entſcheidung herbeizuführen, welche durch eine Verlängerung des Krieges nimmermehr zu erwarten war. Noch war Frankreichs Macht und Anſehen ungebrochen; die inneren Schäden und Gebrechen, die wir bereits angedeutet, waren dem übrigen Europa verborgen: daß die wirthſchaftlichen Reformen Colberts faſt ſämmtlich wieder in Verfall gerathen, daß die Grundſteuer, die beſonders den geringen Mann ſchwer belaſtete, zu einer faſt unerſchwinglichen Höhe hinaufgeſchraubt worden, daß die Zölle und Abgaben für Ein- und Ausfuhr Ackerbau, Induſtrie, Handelsthätigkeit lähmten, daß die weitgreifende Kopfſteuer, die einer Einkommenſteuer gleich kam, tief in den Wohlſtand der Mittelklaſſen einſchnitt, daß der Aemterverkauf mit allen Mißbräuchen, ſelbſt mit Ausdehnung auf die Militärſtellen wieder zurückgekehrt war, daß eine Schuld von 730 Millionen Livres mit ungefähr 40 Millionen jährlich verzinsbar auf dem Nacken des Staats laſtete und durch ein Defeit im Staatsbudget ſich von Jahr zu Jahr mehrte ohne jegliche Ausſicht auf Amortiſation; von dieſen und andern wirthſchaftlichen Gebrechen, von dem zunehmenden Verfall des Nationalvermögens hatte man im Auslande keine Kenntniß. War denn in Verſailles nicht ſtets Geld vorhanden, um den Luxus und Glanz des Hofes ohne alle Einſchränkung aufrecht zu halten, um fremde Fürſten, Miniſter und

Parteigänger mit Gaben zu erfreuen, um einen achtjährigen Krieg gegen Europa ohne Anzeichen von Erſchöpfung zu führen? Und wenn auch Luxemburg und die Alpenfeſtungen zurückerſtattet, Lothringen wieder geräumt wurde, ſo waren dies freiwillige Zugeſtändniſſe um des Friedens willen, während das Elſaß mit Straßburg, während die fortificatoriſche Abrundung der Grenzgebiete im Oſten und Norden ein dauernder Gewinn für die Monarchie blieben. Auch die Waffenehre war gemehrt, die Achtung des Auslandes vor der militäriſchen Ueberlegenheit Frankreichs geſtärkt worden; nie hatten fremde Heere den Boden Frankreichs betreten und auf dem Meere hatte die franzöſiſche Flotte den mächtigſten Seeſtaaten Holland und England tapfern Widerſtand geleiſtet.

Die Erbfolgefrage

Es war daher vorauszuſehen, daß Ludwig nicht verfehlen würde, die dynaſtiſchen Anſprüche ſeines Hauſes bei der Erledigung des ſpaniſchen Thrones geltend zu machen, wie er oft genug kund gegeben; und bei dem ſchwankenden unſichern Erbfolgerecht war es ganz natürlich, daß er ein gewichtiges Wort mitzureden habe. Wir wiſſen, daß weder er ſelbſt noch das Pariſer Parlament die Verzichtleiſtung der Königin Maria Thereſia anerkannt hatte, da Niemand die Rechte ſeiner Nachkommen veräußern und ein Reichsgeſetz nicht durch willkürliche Beſtimmung beſeitigt werden könne. Und war denn die Erbberechtigung des Kaiſers Leopold außer allen Zweifel geſtellt? Allerdings hatte König Philipp IV., als er ſeine zweite Tochter Margaretha dem öſterreichiſchen Verwandten in die Ehe gab, ihr und ihrer Nachkommenſchaft die Erbfolge zugeſichert. Allein die Kaiſerin war todt; ihre einzige Tochter Maria Antonia hatte ihrem Gemahl, dem baieriſchen Kurfürſten Max Emanuel, im tödtlichen Wochenbett ein Söhnchen 1692. geboren, dem nach der Abſtammung und nach der Beſtimmung des Großvaters ſomit das nächſte Anrecht zuſtand. Wohl hatte Leopold die Tochter dahin gebracht, daß auch ſie bei ihrer Verheirathung ihren Erbanſprüchen entſagte; aber dabei wiederholte ſich derſelbe Einwand. Maria Antonia konnte nach dem erwähnten Grundſatz ſo wenig ihre Nachkommenſchaft der erblichen Rechte berauben, als ihre Tante. Die Söhne des Kaiſers Leopold von einer andern Gemahlin hatten ſomit geſetzlich kein beſſeres Recht als die Nachkommen Ludwigs XIV. Da lag es denn nahe, daß bei der großen Bedeutung der Erbfolgefrage für den Frieden und das Gleichgewicht Europa's die unbetheiligten Mächte eine Verſtändigung und friedliche Löſung herbeizuführen ſuchten. Niemand aber hatte ein höheres Intereſſe, daß kein anderer Großſtaat in Spanien einen überwiegenden Einfluß gewinne, als England und Holland. Seit dem wirthſchaftlichen Verfall des ſpaniſchen Reiches, der uns aus früheren Blättern bekannt iſt, hatten die beiden Seevölker den Waarenumſatz in allen Theilen der Monarchie in ihre Hände gebracht; ſie bezogen die Rohſtoffe, insbeſondere Wolle und Metalle aus den ſpaniſchen Ländern diesſeits und jenſeits des atlantiſchen Oceans und führten dafür Fabricate auf die ſpaniſchen Märkte. Ueber die Zölle wurden ſie mit der Regierung und dem geldbedürftigen Hofe in Madrid leicht einig. Und da die

beiden rivalisirenden Handelsstaaten, die sonst so oft entgegengesetzte Richtungen einschlugen: damals mehr als je einig waren, indem der Oranier Wilhelm III. zugleich das Statthalteramt in den Niederlanden und den Thron in dem britischen Reiche inne hatte, so wurde hier der eifrigste Versuch gemacht, einen Ausgleich zu Stande zu bringen, ehe die Entscheidung des Schwertes gesucht würde.
1698. Die diplomatische Mission Wilhelm Bentinks Grafen von Portland, dem der englische König sein ganzes Vertrauen zugewendet hatte, sollte den Weg bahnen. Man glaubte am besten zum Ziele zu kommen, wenn der baierische Kurprinz Joseph Ferdinand das spanische Pyrenäenland und die Colonien beherrsche, die übrigen Länder der Monarchie zwischen Frankreich und Oesterreich vertheilt würden. Die Statthalterschaft der Niederlande, welche Max Emanuel, der Vater des jungen Prinzen verwaltete, könnte, wie ihm schon früher Hoffnung gemacht worden, in seiner Person „perpetuirt" werden. Auf solche Weise glaubte man zugleich dem Erbrecht und dem Grundsatz des europäischen Gleichgewichts zu genügen. Ein im Haag abgeschlossener Theilungsvertrag vom 11. Oct. 1698 bewegte sich in dieser Richtung. Auch Ludwig XIV. stimmte ihm zu, um die Seemächte für sich zu gewinnen.

Stimmung in Spanien.

Es war eine auffallende Erscheinung, daß Fremde über das spanische Erbe verfügten, ohne dabei die Mitwirkung des Königs oder der Nation nachzusuchen. Aber an wen sollte man sich halten? Die Cortes waren längst nicht mehr einberufen worden, die Grauden und die Minister waren bereits für die eine oder die andere Partei gewonnen; der König war schwach und hinfällig und kaum eines eigenen Willens fähig; seine zweite Gemahlin Maria Anna (S. 317), die nach dem Tode der Königin Mutter den Hof und ihren Gemahl ausschließlich beherrschte, hatte sich durch ihre Leidenschaftlichkeit, Ränkesucht und Launenhaftigkeit viele Feinde gemacht, und ihre Vertrauten und Günstlinge, die sie aus Deutschland mitgebracht, die Gräfin Berlepsch, ihr Beichtvater der Tiroler Gabriel Chinsa und ihr Secretär Baron Weiser hatten durch ihre Habsucht und Käuflichkeit die ganze Nation gegen die österreichische Hofcamarilla aufgebracht. Ein banges Gefühl von Mißmuth und Besorgniß war in alle Gemüther eingedrungen; mit Unruhe blickte man in die Zukunft. Es läßt sich denken, wie sehr diese Erregung sich steigern mußte, als trotz der bedungenen Geheimhaltung des Theilungsvertrags die Kunde nach Madrid drang, daß die Westmächte sich herausgenommen hätten, noch zu Lebzeiten des Königs über dessen Erbe zu verfügen. Nicht nur die Habsburgischen Parteigänger am Hof und bei der Regierung, auch die Nation wurde von Unwillen und Grimm erfaßt. Denn wie zerfahren und herabgewürdigt das spanische Staatswesen immer sein mochte; so war doch der Nationalstolz und die Erinnerung an die frühere Größe nicht erloschen. In jeder spanischen Brust lebte noch das Gefühl, daß die Vorfahren einst das gebietende Ansehen in der europäischen Staatenfamilie besessen, daß die spanische Monarchie die erste Großmacht gewesen. Und nun sollte dieses Reich, die Schöpfung so vieler

Generationen, so vieler Arbeiten und Anstrengungen gespalten und zerrissen, das Fundament der politischen Größe zerschlagen werden! Wie wenig immer die despotische Hand der Habsburger im Stande gewesen war, den Particularismus der einzelnen Provinzen und Länder zu ersticken und ein nationales Gesammtgefühl zu erzeugen; wie sehr noch immer der aragonisch-catalonische Osten die angestammte Antipathie gegen das übermüthige und bevorzugte Castilien festhalten mochte, die Spanier des Pyrenäenlandes waren von dem instinctiven Gefühle durchdrungen, daß mit der Theilung des Reiches ihre Weltstellung, ihre nationale Größe und damit ihre persönliche Bedeutung auf immer verschwinden würde. Und selbst die spanisch-italienischen Staaten hatten bei einem dynastischen Wechsel wenig Gutes zu erwarten; wie unerfreulich immer die Zustände sein mochten, eine zweihundertjährige Gewohnheit übt eine conservative Gewalt. Und welches Schicksal drohte den brabantischen und flandrischen Provinzen, die wie ein Keil zwischen zwei eroberungssüchtige Großmächte eingetrieben von Süden durch eine politische, von Norden durch eine religiöse Propaganda bedroht waren?

Neue Verwickelungen.

König Karl II. handelte daher ganz im Sinne der spanischen Völker, wenn er im Unmuth über die fremde Anmaßung den baierischen Großneffen Joseph Ferdinand auf Grund des Geburtsrechts zum Gesammterben seines Reiches einsetzte. Vielleicht hätte dieser Ausweg, der die Competenz der beiden Großmächte ausschloß, eine friedliche Lösung der hochwichtigen Frage zur Folge gehabt. Aber das Schicksal zerriß alle Berechnungen politischer Klugheit. Noch ehe der junge Fürst das spanische Schiff besteigen konnte, das ihn von Antwerpen nach dem Sitze seiner künftigen Herrschaft führen sollte, starb er plötzlich an den Pocken. „Graf Merode erzählt, er habe nie den jüdischen Medicus Don Luys vergessen können, den er in dem Krankenzimmer sah, den Rücken nach dem brennenden Kamin gewandt, denn diesen beschuldigte man, wahrscheinlich doch ohne Grund, die Krankheit durch Gift unterstützt zu haben.“ Kurfürst Max Emanuel stieß an der Leiche des Sohnes die härtesten Anschuldigungen gegen die österreichischen Verwandten aus. Dieses unerwartete Ereigniß öffnete den Intriguen und den diplomatischen Künsten von Neuem ein weites Feld; Madrid wurde ein großer Markt für Ränke und Schleichwege, wo Parteisucht und persönliche Zwecke, Verführung und Käuflichkeit, dynastische und politische Pläne ihre anziehende und abstoßende Kraft übten. Daneben tauchten neue Vorschläge von Ländertheilungen und Austauschungen auf: Der mit dem französischen Königshaus verwandte Herzog von Lothringen sollte sein Erbland an Frankreich abtreten und dafür entweder Belgien oder Mailand erhalten; der König von Portugal auch die Krone von Spanien erlangen u. dergl. m. Aber alle Entwürfe, die mehr die europäischen Interessen, als das Erbrecht oder die Wünsche des spanischen Königs und Volkes berücksichtigten, fanden wenig Anklang bei den betheiligten Mächten. So weit ging freilich weder der habsburgische noch der bourbonische Ehrgeiz, daß Leopold oder Ludwig nach einer Vereinigung der ge-

Febr. 1699.

ſammten ſpaniſchen Monarchie mit den eigenen Reichen getrachtet hätten: Die Wiederherſtellung einer Weltherrſchaft Karls V. ſtand zu ſehr im Widerſpruch mit dem politiſchen Zeitgeiſt. Beide Potentaten hatten es nur auf die Gründung einer Secundogenitur abgeſehen: Der Kaiſer verlangte die ſpaniſchen Beſitzungen für ſeinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, Ludwig für ſeinen zweiten Enkel, der Herzog von Anjou; in einem wie in dem andern Falle ſollte die ſpaniſche Monarchie in ihrem dermaligen Beſtand und in ihrer Unabhängigkeit als einheitlicher Staatskörper fortdauern. Aber im Stillen ſuchte doch zugleich jede der beiden Großmächte Vortheile für das eigene Reich zu erwerben: Der Kaiſer wollte Mailand gewinnen, Ludwig eine Art Schutzherrſchaft über den Enkel und die ſpaniſchen Länder aufrichten.

Harrach und Harcourt.

Das Hauptanliegen war nun, den hinſiechenden König zu bewegen, daß er vor ſeinem Tode eine letztwillige entſcheidende Verfügung treffe. Dahin ſollten die beiden Geſandten, Graf Harrach und der Marquis von Harcourt wirken. Aber wie verſchieden waren dieſe beiden Diplomaten und wie ungleich ihre Gaben für ihre hochwichtige Miſſion! Ferdinand Bonaventura von Harrach war ein alter bequemer Herr, dem ſein Sohn Graf Aloys, ein Mann von geringen Gaben und wenig ehrbarem Lebenswandel, als Gehülfe zur Seite ſtand. Er hatte ſchon früher den Geſandtſchaftspoſten in Madrid inne gehabt, hatte die Vermählung des Kaiſers vermittelt und ſich die Gunſt und das Vertrauen ſeines Monarchen in hohem Grade erworben. Leopold hatte den Edelmann von ſtillem einnehmenden Weſen, der ihm nie mit Bitten und Vorſtellungen wider für ſich noch andere läſtig fiel, gerne um ſich. Auf den kaiſerlichen Jagden, bei denen Harrach ſein ſteter Begleiter war, beſprach er oft in vertraulicher Weiſe mit demſelben die öffentlichen Angelegenheiten. Es fehlte dem Grafen nicht an Verſtand wohl aber an Energie und Selbſtvertrauen. Wie ſein Herr und Meiſter erwartete er das Beſte von der Zeit und von Gott, „der in Allem übernatürlich für das Haus Oeſterreich operiret.“ Wie ganz anders verſtand der außerordentliche Geſandte Ludwigs XIV. der Marquis Henry von Harcourt ſeine Aufgabe. Die erſt kürzlich erfolgte Veröffentlichung der Briefe und Geſandtſchaftspapiere aus dem Familienarchiv durch Hippeaux läßt uns deutlicher als früher die ganze Wirkſamkeit des Marquis erkennen. Ein ritterlicher Mann von altem Adel, durch militäriſchen Ruhm ausgezeichnet und mit glänzenden geſellſchaftlichen Eigenſchaften und gewandten Manieren begabt, wußte er bald in den höchſten Kreiſen ſich Freunde und Gönner zu erwerben, zumal da ihn die Freigebigkeit ſeines Monarchen in die Lage ſetzte, die verführeriſche Macht des Goldes an der rechten Stelle anzuwenden. „Harcourt war ein wahres Muſter der franzöſiſchen Ariſtocratie in den Tagen ihres höchſten Glanzes“, urtheilt Macaulay in einer Abhandlung über Lord Mahon's Geſchichte des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, „ein feingebildeter Edelmann, ein tapferer Krieger und ein geſchickter Diplomat. Seine höfiſchen und einſchmeichelnden Manieren, ſeine Pariſer Lebhaftigkeit, die er durch caſtilianiſchen Ernſt zu mäßigen verſtand, machten ihn zum Liebling des ganzen Hofes. Er wurde der Vertraute der Granden, ſchmeichelte der Geiſtlichkeit und blendete die Menge mit ſeiner prächtigen Lebensweiſe. Die Vorurtheile, die in Madrid gegen den franzöſiſchen Charakter herrſchten, und die Rachegefühle, die ſich in Jahrhunderten nationaler Eiferſucht erzeugt hatten, ſchwanden vor ſeinen Künſten nach und nach dahin, während der öſterreichiſche Geſandte, ein mürriſcher, geſpreizter, geiziger Deutſcher, ſich ſelbſt und ſein Vaterland jeden Tag unbeliebter machte.“

Karls II. Ausgang u. Testament.

Wir dürfen nicht in das Gewebe von Kabalen, in die Schleichwege der diplomatischen Umtriebe, nicht in die schmutzigen Gänge der Leidenschaft, der Parteisucht, der Lüge und Verleumdung eintreten, welche die zu Ende gehenden Tage des letzten spanischen Habsburgers umlagerten. Der König, bald von dem schlauen ehrgeizigen Cardinal Portocarrero, Erzbischof von Toledo, und seinen Parteigenossen auf die französische Seite gezogen, bald von seiner Gemahlin und der österreichischen Camarilla für den Kaisersohn bearbeitet, versank in Trübsinn. Man ängstigte sein Gewissen durch die Vorstellungen von der schweren Verantwortlichkeit, die er durch eine Sünde, einen Fehltritt auf seine Seele lade. Er stieg in das Grabgewölbe von Escurial nieder, ob ihm der Anblick seiner todten Vorfahren den richtigen Ausweg aus dem dunkeln Labyrinth zeigen würde; er ließ den Sarg seiner ersten heißgeliebten Gemahlin aufdecken und sog aus den noch wohl erhaltenen Zügen die süße Hoffnung, bald mit ihr vereint zu sein. Selbst nach Rom wandte er sich, um in der peinlichen Ungewißheit, wie er sein Testament einrichten solle, durch den Rath des heil. Vaters erleuchtet zu werden. Er selbst neigte in seinem Herzen mehr zu der bluts- und stammverwandten Nebenlinie in Oesterreich; aber es war ihm eine Gewissenssache, daß das Reich in seiner Gesammtheit erhalten bleibe, eine Zergliederung, wie die Westmächte sie ins Auge gefaßt, erschien ihm als Sünde und Verbrechen. In Wien konnte man sich nicht entschließen, durch die Aufstellung einer Militärmacht, wie Karl II. wünschte, eine herausfordernde Haltung anzunehmen, und durch Harrach wurde die österreichische Partei nicht so eifrig und nachdrücklich unterstützt, daß sie den thätigen Gegnern den Rang hätte abgewinnen können. War doch selbst die launenhafte, heftige Königin zuletzt gegen den Kaiserhof eingenommen, so daß sie den Minister Oropeza, den eifrigsten Parteigänger Habsburgs aus Madrid verwiesen hatte, und ihre deutschen Günstlinge standen in Harcourts Solde. Auch das Antwortschreiben des Papstes gab dem Bourbonischen Bewerber den Vorzug. Zugleich wurde Karl durch Volksaufstände in Madrid zu Gunsten der französischen Thronfolge geängstigt. Aeußere Aufreizungen und innere Sympathien wirkten dabei zusammen. Die Gemeinschaft des romanischen Blutes machte sich geltend. So wurden denn die französischen Einflüsse immer mächtiger bei dem hinschwindenden König. Man führte ihm zu Gemüthe, daß nur Frankreich stark genug sei, die Einheit des Gesammtstaats zu erhalten. Diesen Vorstellungen vermochte der schwache kranke Fürst nicht zu widerstehen. Wenige Wochen vor seinem Tode unterzeichnete er insgeheim eine Urkunde, welche den Herzog Philipp von Anjou, den Enkel seiner Halbschwester Maria Theresia zum Erben der spanischen Monarchie einsetzte. „Gott verschenkt Königreiche und nimmt sie wieder weg" soll er bei der Vollziehung des Aktes ausgerufen haben. Für den Fall, daß der Genannte die Annahme verweigern oder kinderlos sterben würde, sollte in zweiter Linie sein Bruder der Herzog von Berry, in dritter Erzherzog Karl berufen werden, eine Vereinigung der spanischen Krone mit der

königlichen Herrſchaft in Frankreich oder mit der kaiſerlichen Würde im Reiche auf jede Weiſe ausgeſchloſſen ſein. Für weitere Eventualitäten war das herzogliche Haus Savoyen in Ausſicht genommen. Am 1. November 1700 ſchloſſen ſich die Augen des ſpaniſchen Habsburgers für immer. Bis zur Ankunft des neuen Königs ſollte ein Regentſchaftsrath, Junta, deſſen einflußreichſtes Mitglied der Cardinal Portocarrero war, die Regierungsgeſchäfte beſorgen.

Die Berathung in Fontainebleau. 9. Nov. 1700.

Der franzöſiſche Hof befand ſich in Fontainebleau, als ein Courier die Nachricht von dem Hinſcheiden des Königs und von ſeiner letztwilligen Verfügung überbrachte. Man hatte wohl ſchon vorher die Eventualitäten dieſes Falles ins Auge gefaßt und in Ueberlegung gezogen, ob man im Verein mit den Seemächten die im zweiten Theilungsvertrag verabredeten Beſtimmungen durchführen und bei der früheren Uebereinkunft beharren oder ob man das Teſtament des Königs annehmen ſollte. Durch das doppelte Spiel hatte Ludwig die Sache ſehr erſchwert. Trat er jetzt für die neue Wendung ein, ſo machte er ſich die Niederlande und England zu Feinden und weckte abermals das Mißtrauen Europa's. Ein neuer Krieg ſtand dann in Ausſicht. Aber war dieſer denn überhaupt zu vermeiden, da ſowohl Spanien als Oeſterreich nichts von der Ausführung jenes Vertrages wiſſen wollten, nicht einmal die Herzoge von Lothringen und Savoyen, die zu einer Vertauſchung ihrer Erbländer gegen andere gebracht werden ſollten, ſich den Anordnungen geneigt zeigten? Und ſollte der katholiſche König, der die kirchliche Einheit in ſeinem Reiche mit ſo großen Kämpfen und Opfern durchgeführt, nun Hand in Hand mit den proteſtantiſchen Hauptmächten wider die glaubensverwandten Völker der ſpaniſchen und öſterreichiſchen Monarchien zu Felde ziehen, um im Intereſſe der europäiſchen Convenienz ein Staatenſyſtem zur Ausführung zu bringen, das für Frankreich und die Bourboniſche Dynaſtie weniger vortheilhaft war als die teſtamentariſche Beſtimmung? Im Rathe der Krone fehlte es nicht an Männern, die mit großem Bedenken auf das erſchöpfte Land blickten und mit Grauen einem neuen Krieg entgegenſahen, ehe die Wunden des alten geheilt waren. Noch war der Geiſt Colberts nicht ganz verſchwunden: er lebte fort in ſeinem Neffen, dem Marquis von Torey, in ſeinen beiden Schwiegerſöhnen, den Herzögen von Chevreuſe und Beauvilliers; und auch der Kanzler Pontchartrain, deſſen funkelndes Auge Ehrgeiz und Selbſtvertrauen verrieth, verkannte die Mißſtände nicht, welche das bisherige Syſtem über Frankreich gebracht: allein der König wurde mit dem zunehmenden Alter immer eigenwilliger; im Glauben an ſeine Unfehlbarkeit haßte er jeden Widerſpruch; ein kleiner Kreis hingebender und ſchmiegſamer Männer bildete mit Ludwig ſelbſt und der Frau von Maintenon ein Hofcabinet neben dem Miniſterrath. „An dieſem Stolze des ſelbſtvergötternden Herrſchers ſcheiterte alles, was das Friedensbedürfniß der Welt und die Gunſt des Zufalls für die Krönung der königlich bourboniſchen Staatskunſt gethan.“

In ſeinem Innern war der König gleich Anfangs entſchloſſen, die durch das Schickſal dargebotene Gelegenheit, die dynaſtiſche Ehre ſeines Hauſes und die Vortheile und Machtſtellung Frankreichs zu erhöhen, nicht aus der Hand zu geben. Doch hielt er einige Tage mit ſeiner Meinung zurück. Erſt nach einigen Beſprechungen mit Frau von Maintenon und ſeinen Räthen, wobei der Herzog von Anjou ſelbſt feurig für die Rechte des Blutes und des Erbes eingetreten, traf er die Entſcheidung zu Gunſten ſeines Enkels. „Die Machtvergrößerung von Frankreich, das kirchliche, das dynaſtiſche Intereſſe wirkten zuſammen, um den König zu vermögen, daß er über die Verpflichtungen, die er gegen die Seemächte eingegangen, hinweg ſah und ſich zu der Annahme des Teſtaments entſchloß.“ Vier Tage ſpäter erfolgte in Verſailles in einer feierlichen Vorſtellung vor dem geſammten Hof die Erklärung, daß Philipp von Anjou König von Spanien ſei. Ludwig ſelbſt behandelte ſeinen Enkel dem neuen Range gemäß als einen Höheren; er gab ihm bei jedem öffentlichen Auftreten die rechte Seite und den Vortritt vor dem Dauphin. Er war ſichtlich gehoben durch die Wendung. Bis zur Einſchiffung, die nicht ſogleich bewerkſtelligt werden konnte, ertheilte Ludwig dem neuen König Anweiſungen und Ermahnungen über ſeinen Beruf, über die Lebens- und Regierungsweiſe, die er zu befolgen, über die Stellung, die er zu ſeinen Unterthanen und zu Frankreich einzunehmen habe. Und faßte man die Perſönlichkeit ins Auge, ſo konnte man die Wahl nur billigen und loben. Philipp von Anjou war ein milder wahrheitliebender Fürſt von unbeſcholtenen Sitten, freigebig und zuverläſſig, deſſen ganze Natur das ſpaniſche Gepräge trug, das von Mutter und Großmutter auf ihn übergegangen war. Selbſt der melancholiſche Zug und der lenkſame, mehr weibliche als männliche Charakter, der mit den Jahren immer ſchärfer hervortrat, erinnerte an die letzten Habsburger in Madrid. Als er am 23. Januar des folgenden Jahres bei Fuentarabia unter Kanonendonner den ſpaniſchen Boden betrat und am 18. Februar in Buenretiro von dem Cardinal-Erzbiſchof Portocarrero, dem ehrwürdigen Greiſe mit weißem Haare, der dem jugendlichen Monarchen als Mentor zur Seite ſtehen ſollte, feierlich empfangen ward, da ſchien es, als ob die große Frage der Erbfolge ihre befriedigende Löſung gefunden hätte. Spanien ſelbſt hatte über ſeine Zukunft beſtimmt; die Einheit und Integrität des Reiches, welche die Nation als ihr heiligſtes Palladium betrachtete, war gerettet.

Die Entſcheidung. Philipp von Anjou.

12. Nov. 1700.

1701.

Und auch im Auslande ſchien man ſich in die vollbrachte Thatſache finden zu wollen. Kaiſer Leopold allerdings war entſchloſſen, das ihm nach alten Hausverträgen wie nach der Verfügung Philipps IV. zuſtändige Recht auf die ſpaniſche Monarchie ſelbſt mit Waffengewalt zu behaupten, und die ſo glücklich beendigten Türkenkriege hatten ſein Selbſtvertrauen und ſeine Autorität weſentlich geſteigert. Aber die öſterreichiſche Politik hatte in der Erbfolgefrage ſo viele Wandlungen gemacht, und die Langſamkeit und Bedächtigkeit des Wiener Cabinets war ſo weltbekannt, daß die übrigen Mächte kein rechtes Vertrauen

Das Ausland.

faſſen konnten. Die Weigerung des kaiſerlichen Hofes, den Theilungsverträgen beizutreten, hatte vollends den alten Kriegsbund, der den Ryswicker Frieden zu Stande gebracht, gelockert und aufgelöſt. Auch Wilhelm III. war geneigt, der Vergrößerungsſucht Ludwigs XIV., in deſſen politiſcher Wandlung er einen Verrath der Tractate erblickte, wie in früheren Jahren entgegenzutreten; er fühlte ſich perſönlich verletzt, vor den Augen Europa's betrogen und verhöhnt, allein ſeine Machtſtellung war beſchränkt: in Holland, wo der Großpenſionar Heinſius in ſeinem Sinne wirkte, hatten die Generalſtaaten ein gewichtiges Wort mitzureden und in England, wo um dieſe Zeit die Tories bei der Regierung und im Parlament die Oberhand beſaßen, ſchlug man die Intereſſen des Inſelreiches höher an als die Kriegspläne des Königs, trug man mehr Sorge für den commerciellen Supremat als für das Gleichgewichtsſyſtem.

England ſeit dem Frieden von Ryswick.

Als der Dichter Prior die erſte Nachricht von dem Abſchluß des Ryswicker Friedens nach England brachte, wurde die Nation von großer Freude erfüllt: jetzt erſt war die proteſtantiſche Erbfolge geſichert; die Whigs, von denen die Revolution ausgegangen, hofften nun die Früchte ihrer patriotiſchen Beſtrebungen zu ernten; an ihrer Spitze ſtand ja die Kaufmanns- und Finanzwelt, die gewerbſame Bürgerſchaft der Städte, die einen neuen Aufſchwung des Handels und der Schiffahrt erwarteten; die Tories, zu denen der grundbeſitzende Adel, die feldbauende Bevölkerung des Binnenlandes, die hochkirchliche Geiſtlichkeit gehörten, gedachten nach ſo vielen politiſchen Stürmen in ein ruhiges Staatsleben einzulenken, ihre heimiſchen Angelegenheiten nach den alten Inſtituten und Geſetzen des Landes zu beſorgen; nur die Jacobiten nahmen in malcontenter Stimmung an der nationalen Erhebung keinen Theil. Aber bald ſtiegen Wolken auf, welche die Harmonie zwiſchen dem König und den nationalen Gewalten trübten. Wilhelm III., der ſeit dem Frieden ſeinen Rang unter den erſten Potentaten Europas einnahm, fühlte ſich verletzt, daß das Parlament ſo karg in ſeinen Geldbewilligungen war, ſo wenig Sinn für die politiſche Machtſtellung zeigte, die er der britiſchen Nation erworben. Wir wiſſen aus früheren Blättern, daß der ernſte ſchweigſame Oranier ſich nie einer großen Liebe und Hingebung von Seiten der Engländer zu erfreuen hatte. Und als nun gar der Antrag im Parlament geſtellt ward, daß man die ſtehende Armee auflöſen ſolle, da nun nach hergeſtelltem Frieden keine Kriegsmacht zur Abwehr auswärtiger Feinde mehr nöthig ſei, und für die innere Sicherheit die Landmiliz genüge, und als beide Parteien in der Mehrheit dem Antrage zuſtimmten, fühlte ſich Wilhelm tief verletzt. Was der König von Frankreich acht Jahre vergeblich zu erzielen geſucht, habe das Haus zu Stande gebracht, ſagte er mit ſchneidender Kälte. Er erblickte in dem ſtehenden Heer das einzige Mittel, die mühſam errungene politiſche Machtſtellung zu behaupten, die Tories dagegen waren der Anſicht, England ſolle ſich jeder Einmiſchung in die Angelegenheiten des Continents enthalten, und die Whigs meinten, das durch die Revolution von 1688 zur Geltung gebrachte Recht des Widerſtandes ſei mit einer ſtehenden Armee unvereinbar. Während der Oranier ſeine Autorität für die Idee des europäiſchen Gleichgewichts einſetzen wollte, war das Augenmerk des Parlaments auf Befeſtigung der populären Freiheiten gerichtet. Beſonders galt der Angriff des Parlaments den fremden Truppen, den Holländern, den franzöſiſchen Refugiés, den iriſchen und ſchottiſchen Freiwilligen, durch deren treue Hülfe Wilhelm einſt ſein Unternehmen durchgeführt hatte. Es ging dem König ſehr nahe, die tapfern Männer aus ſeinem Dienſte zu ſtoßen; aber alle Verſuche, das

Der König u. die parlamentariſchen Parteien.

Parlament, in dem ſeit der neuen Wahl vom Jahre 1698 die Tories die Majorität beſaßen, nachgiebiger zu ſtimmen, ſchlugen fehl; die Reduction der Armee und die Organiſirung der alten Landmiliz wurde beſchloſſen; die Kriegsmacht ſollte unter 10,000 Mann herabgeſetzt werden; nicht einmal die holländiſche Garde fand Gnade. So tief fühlte ſich Wilhelm durch die Oppoſition gekränkt, daß er mit dem Gedanken umging, die engliſche Nation ſich ſelbſt zu überlaſſen und nach den Niederlanden zurückzukehren. Die Whigs, die noch immer die meiſten Stellen im Miniſterium inne hatten, waren der Gegenpartei nicht gewachſen und ſcheuten ſich, durch ſchroffes Auftreten ihre Popularität vollends einzubüßen. Bald traten die Factionen wieder mit einer Leidenſchaftlichkeit auf, die an die Stuartſchen Zeiten erinnerte. Es gelang den Whigs, den Miniſter Sunderland, der ihnen noch von Alters her als ſchlimmer Rathgeber der Krone und als Renegat, „der ſeinen Gott mit einem Stück Brot vertauſcht" verhaßt war, aus dem Amte zu drängen; dafür ſuchten die Tories die Wirkſamkeit des talentvollen Miniſters Montague, den wir früher als Gönner Newton's kennen gelernt, nach Kräften zu hemmen, als er eine Reorganiſation der oſtindiſchen Compagnie in Vorſchlag brachte und zuletzt auch durchſetzte, wonach die Geſellſchaft gegen ein anſehnliches Darlehn an die Staatskaſſe das ausſchließliche Recht auf den Handel in Indien erhielt. Der Oranier gab ſich alle Mühe, die Gegenſätze auszugleichen, indem er gemäßigte Männer beider Parteien in ſeinen Rath berief mit der Abſicht, monarchiſche Gewalt und conſtitutionelle Freiheit in Einklang zu bringen; aber er mußte erleben, daß Hader und Parteiung bis in ſeine nächſte Umgebung drang und daß der Kreis ſeiner Freunde und Vertrauten immer enger ward. Wilhelm Bentink, den der König zum Lord Portland erhoben, mit Gütern ausgeſtattet, wie einen Bruder geliebt hatte, fühlte ſich durch die vermeintliche Bevorzugung eines andern Günſtlings, Keppel-Albemarle ſo verletzt, daß er im Frühjahr 1699 aus dem Dienſte des Königs ſchied und ſich durch keine Bitten und Vorſtellungen des befreundeten Fürſten zur Aenderung ſeines Entſchluſſes bewegen ließ; der Admiral Ruſſel, Lord Oxford, wurde von den Tories ſo heftig angefeindet, daß er es für gerathen fand, aus dem Amte zu ſcheiden; nur mühſam vermochten ſich der Lordkanzler Somers, ein wegen ſeiner Beredſamkeit wie wegen ſeiner Rechtskenntniſſe vielverdienter Mann, und ſein Jugendfreund Lord Shrewsbury im Cabinet und in der Umgebung des Königs zu halten. Am heftigſten entbrannte der Kampf zwiſchen der Krone und der Geſetzgebung, als zu Anfang des neuen Jan. 1700
Jahrhunderts der Antrag im Parlamente eingebracht wurde, daß die eingezogenen Güter der iriſchen Rebellen, welche der König nach allem Recht und Herkommen an ſeine Freunde und Anhänger, insbeſondere an die bei der Unterwerfung thätig geweſenen Offiziere vertheilt hatte, den dermaligen Beſitzern entzogen und zum Beſten des Gemeinweſens, zur Erleichterung der Kriegskoſten verwendet werden ſollten. Bei den Vergabungen dieſer ausgedehnten Confiscationen waren viele dem König nahe ſtehende Perſonen, wie Bentink, Albemarle, Lady Villiers-Orkney, Hofdame der verſtorbenen Königin Maria, der Hugenotte Ruvigny und mancher tapfere Oranienmann bedacht worden. Und nun ſollten dieſe Dotationen alle wieder rückgängig gemacht, die Belohnungen, die der König ſeinen Waffengefährten und Getreuen verliehen, wieder eingezogen werden! Während der Oranier befliſſen war, die Irländer durch verſöhnliche Maßregeln zu beruhigen, damit die ſtuart-franzöſiſche Partei keinen Boden für neue Agitationen fände, rief das hochkirchliche Londoner Parlament durch confeſſionellen Terrorismus wiederum Unzufriedenheit hervor, weckte aufs Neue die Antipathien der Race und der religiöſen Gegenſätze. Auch in Schottland gewann die Oppoſition neue Stärke, als der Plan, auf der Landenge Darien eine ſchottiſche Handelscolonie als Vermittlungsſtation zwiſchen Oſten und Weſten zu gründen, von der engliſchen Regierung

durchkreuzt und vereitelt wurde. Man erblickte darin die Wirkungen holländiſcher und engliſcher Eiferſucht. Wie ehedem ſtanden allenthalben die extremen Tories und Whigs, zu einer Nationalpartei vereinigt, der Prärogative der Krone gegenüber. „Man war auf einem Punkt angekommen, wo es faſt unmöglich ſchien, die Würde und Autorität der Krone mit der parlamentariſchen Verfaſſung zu combiniren. Die Parteihäupter fühlten ſich mächtiger als der König.“ Dieſes Verhältniß trat noch klarer zu Tage, als durch den Tod des zehnjährigen Herzogs von Gloceſter, auf dem bei der Kinderloſigkeit Wilhelms III. und dem frühen Hinſterben der Nachkommenſchaft Anna's die Thronfolge in England ruhte, die Succeſſionsfrage in Berathung kam. Hatte es Anfangs den Anſcheln, als werde dieſe Frage zu einer Annäherung des Königthums und der Nation führen, indem die Anglicaner, Whigs wie Tories auf der Fernhaltung der katholiſchen Abkömmlinge der Stuarts beſtanden und mit Wilhelm und ſeiner Schwägerin in der Behauptung des Fundamentalartikels des Settlement von 1688 übereinſtimmten; ſo waren ſchließlich die Bedingungen, unter denen das Parlament die Uebertragung der Krone nach dem Tode Wilhelms und Anna's an die Kurfürſtin Sophie von Braunſchweig-Lüneburg und ihre Nachkommen beſchloß, ein indirekter Proteſt gegen das bisherige Regiment, indem man dem Thronfolger die Pflicht auflegte, daß er dem anglikaniſchen Glaubensbekenntniß angehöre, das Land nicht ohne Einwilligung des Parlaments verlaſſe, keinen Cabinetsrath neben dem Staatsrath halte, kurz nur in gänzlicher Uebereinſtimmung mit den hohen Häuſern handle.

Die engliſche Erbfolgefrage. 30. Juli 1700.

12. Febr. 1701

Die Commons ſchloſſen in dem Verfaſſungsprogramm, auf das der künftige Thronfolger verpflichtet werden ſollte, das perſönliche Regiment ſo viel irgend möglich aus, heißt es bei Ranke: „ſie nahmen vollkommener als je die Repräſentation der nationalen Selbſtändigkeit für das Parlament in Beſitz. Die Regierung ſollte aller fremden Elemente auf immer entledigt und an die altherkömmlichen Formen gebunden werden, ſie ſollte keinerlei Einfluß auf die Zuſammenſetzung des Parlaments ausüben können; von deſſen Ermeſſen ſollten die neuen Beziehungen, in die man trete, abhängen: der Richterſtand ſollte dem Parlament unterworfen, aber unabhängig von dem König ſein; die episcopaliſtiſche Kirche ward als die nationale bezeichnet, welcher der neue Fürſt unbedingt angehören müſſe; er ſollte ſich ohne die Erlaubniß des Parlaments ſelbſt nicht aus dem Lande entfernen dürfen. Zuſammengenommen mit allem dem, was bei dem Settlement und dann während Wilhelms Regierung mit deſſen Willen oder gegen denſelben angeordnet worden war, bildeten dieſe Feſtſetzungen gleichſam die Vollendung der parlamentariſchen Conſtitution, wie man ſie im Sinne hatte. Es war das Programm der damaligen Tories, welche die Majorität im Parlamente bildeten.“

König Ludwig und ſeine Verbündeten.

Bei ſolcher Stimmung und Lage der Dinge würde es dem franzöſiſchen König nicht ſchwer geworden ſein, die Seemächte für die Erbfolge ſeines Enkels zu gewinnen. Wie ſehr immer der Oranier über die treuloſe Politik Ludwigs zürnen mochte, weder das engliſche Parlament noch die hochmögenden Herren in Holland hätten ſich darum zu einem Krieg fortreißen laſſen. Es konnte ihnen ganz gleichgültig ſein, ob der Enkel der älteren oder der Sohn der jüngeren Infantin in Zukunft die ſpaniſche Krone trage; der eine wie der andere konnte ſeine Anſprüche ſowohl auf das ſpaniſche Staats- und Erbrecht als auf teſtamentariſche Anordnungen der letzten Könige gründen, bei dem einen wie bei dem andern lagen Verzichtleiſtungen von fraglicher Gültigkeit vor. Ja man fühlte in London und im Haag mehr Zufriedenheit, daß ſich die Sache auf dieſe

Weiſe entſchieden, als wenn die Theilungsverträge, welche Frankreich eine gebietende Stellung im Mittelmeer geſchaffen hätten, zur Ausführung gekommen wären. Im Parlament erfuhren die Theilungstractate, die ohne Mitwirkung der Häuſer abgeſchloſſen worden, heftige Angriffe; in Holland erkannte man ohne Zögern den neuen König von Spanien an, in der Vorausſetzung, daß er wie der Vorgänger ſich an die Ryswicker Friedensartikel halten werde. Darin war auch die Beſtimmung aufgenommen, daß zur Sicherung der Grenzen gegen Frankreich in mehrere Feſtungen, wie Luxemburg, Mons, Charleroi holländiſche Beſatzungstruppen gelegt werden ſollten. Aber bei dem franzöſiſchen Machthaber regte ſich der alte Uebermuth: die ehrgeizigen Pläne früherer Jahre, der franzöſiſchen Monarchie eine weltbeherrſchende Machtſtellung zu erwerben, erwachten wieder mit aller Kraft. Die Erfolge, die ſeine Diplomatie nicht nur in Spanien, ſondern auch an andern Orten errungen, beſtärkten ihn in ſeinem Stolze und in dem Glauben, daß er Alles vermöge und Alles am beſten wiſſe. Kurfürſt Max Emanuel von Baiern, Generalgouverneur der ſpaniſchen Niederlande hatte aus Verſtimmung über den verwandten Kaiſerhof in Wien wieder in die alten Traditionen der Wittelsbacher Dynaſtie eingelenkt, hatte nicht nur für ſich ſelbſt mit Ludwig XIV. ein Bündniß zu Schutz und Trutz geſchloſſen, kraft deſſen er die belgiſche Statthalterſchaft auf Lebenszeit behalten und dereinſt die Rheinpfalz wieder an ſein Haus bringen ſollte, ſondern er hatte auch ſeinen Bruder Joſeph Clemens, der vor zehn Jahren gegen den Willen Frankreichs durch Kaiſer und Papſt zum Erzbisthum Köln gelangt war, bewogen, dieſelbe Politik zu ergreifen und dem ſpaniſch-franzöſiſchen Bündniß beizutreten. Eben ſo hatte ſich Victor Amadeus II. von Savoyen-Piemont beſtimmen laſſen, die frühere Allianz mit dem Verſailler Hof zu erneuern und damit die Ehre zu erkaufen, daß ſeine Tochter Luiſe Gabrielle zur Gemahlin Philipps, zur Königin von Spanien erkoren ward. Mit deutſchen Fürſtenhöfen beſtanden noch manche Beziehungen, die wieder erneuert werden konnten, und die Pariſer Diplomatie ließ es nicht an Thätigkeit fehlen. Konnte doch ein holländiſcher Botſchafter ſeiner Regierung ſchreiben: „Allenthalben drängt ſich in Deutſchland der Teufel in Geſtalt franzöſiſcher Agenten ein.“

Frankreichs aggreſſive Politik.

Als Tallard, der franzöſiſche Geſandte in London ſeinem Gebieter den günſtigen Ausfall der Parlamentswahlen und die friedfertige Stimmung des Volkes meldete, fügte er die warnende Bemerkung bei, es möge nichts unternommen werden, was die engliſche Nation aufreizen könnte. Aber in ſeiner Siegeszuverſicht achtete Ludwig nicht auf die Mahnung. Je mehr man in Holland und England die Trennung der beiden Reiche, die Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit der ſpaniſchen Monarchie als Grundbedingung der Zuſtimmung in den Vordergrund rückte, deſto ſchärfer gab Ludwig XIV. die Abſicht zu erkennen, die neue Geſtaltung zum Vortheil Frankreichs zu verwerthen, der Welt kund zu thun, daß fortan die Intereſſen und die Politik beider Kronen als iden-

tiſch angeſehen werden ſollten. Kaum hatte Philipp von Anjou den ſpaniſchen Boden betreten, ſo verbreitete ſich die alarmirende Nachricht, der ſpaniſche Generalgouverneur, Kurfürſt Max Emanuel habe in Verbindung mit franzöſiſchen Hülfstruppen die von den Holländern beſetzten Grenzſtädte überrumpelt und die niederländiſchen Garniſonen zum Abzug genöthigt, auch in die Hafenſtädte Oſtende und Nieuport ſeien franzöſiſche Truppen eingerückt. Nach der Meinung Ludwigs hatten die holländiſchen Beſatzungsmannſchaften, die beſtimmt waren die ſpaniſchen Niederlande gegen kriegeriſche Angriffe von Seiten Frankreichs zu ſchützen, jetzt nach der innigen Verbindung beider Nationen keinen Zweck mehr. Mit dieſem Gewaltſtreich gab der franzöſiſche König zu erkennen, daß er ſich nicht länger an die Beſtimmungen von Ryswick gebunden erachte, daß er im Verein mit Spanien ſeine alte Idee eines franzöſiſchen Suprematſ in der europäiſchen Staatenfamilie zu verwirklichen gedenke. Es blieb kein Geheimniß, daß man in Verſailles mit dem Gedanken umgehe, die ſüdamericaniſchen Häfen den franzöſiſch-ſpaniſchen Handelsſchiffen allein offen zu halten, die Engländer und Holländer davon auszuſchließen, und was vor Allem bei der britiſchen Nation böſes Blut machte, man ſprach ganz offen davon, daß Ludwig die engliſche Succeſſionsordnung, die das Parlament ſoeben feſtgeſtellt, nicht zu beachten gedenke, daß er mit Hülfe der Katholiken und der Nonjurors dem Prinzen von Wales, ſeinem Schützling die Krone zuzuwenden beabſichtige. Hatte er doch den Oranier nie förmlich als König anerkannt, ſondern nur in Uebereinſtimmung mit Jakob II. den faktiſchen Zuſtand hingenommen, nur ſich verpflichtet, den Feinden desſelben keine Unterſtützung zu gewähren. Sollte er aber auch einem künftigen Thronfolger gegenüber dieſe paſſive Haltung beobachten, über das Leben Wilhelms hinaus der Stuart'ſchen Familie, die ihm ſo viele Beweiſe von Hingebung und Vertrauen abgelegt, den Beiſtand verſagen? Das ſchien dem König aus Gründen der Pietät, der Religion, der Politik unwürdig der franzöſiſchen Nation, unwürdig ihres mächtigen Herrſchers.

6. Febr. 1701.

Umſchlag der Stimmung in England und Holland.

Dieſe Wendung in der äußeren politiſchen Weltlage führte in England einen Umſchwung der öffentlichen Meinung herbei: Parlament und König kamen ſich näher, die Eiferſucht auf Frankreichs Einfluß und Herrſchgier erwachte wieder in der alten Stärke. Dieſe veränderte Stimmung trat ſogleich nach Eröffnung des Parlaments zu Tage: das Unterhaus faßte den Beſchluß, den König bei ſeinen politiſchen Zwecken zu unterſtützen und zu Negociationen mit der niederländiſchen Regierung zu ermächtigen, damit die gemeinſchaftliche Sicherheit beider Staaten und zugleich der Friede von Europa gewahrt werden möchte. Wie ganz anders konnte jetzt Wilhelm auftreten! Als Graf d'Avaux, der franzöſiſche Botſchafter im Haag über den Fortbeſtand des Friedens Unterhandlungen einleitete, wurde ihm erwiedert, daß vor Allem die franzöſiſchen Garniſonen zurückgezogen und die alten Handelsfreiheiten für die Zukunft geſichert werden müßten. Wilhelm III. nahm keinen Anſtand, die neue Thronfolge in Spanien anzuer-

14. Febr. 1701.

April 1701.

kennen, aber er knüpfte zugleich Verbindungen mit dem kaiſerlichen Hof in Wien an. Bereits wurde in Flugſchriften auf die Gefahren hingewieſen, welche Religion, Freiheit und Handel in England von der Herrſchſucht Ludwigs XIV. zu befürchten hätten, und auf die Nothwendigkeit, dieſe Gefahren mit den Waffen abzuwenden. Man faßte bereits die Möglichkeit einer neuen franzöſiſchen Invaſion ins Auge. Als das toryſtiſche Unterhaus immer noch an der Friedensidee feſthielt, wurden Adreſſen im Lande und in der Hauptſtadt veranſtaltet, daß man den König in Stand ſetzen ſolle, ſeinen Verbündeten Hülfe zu leiſten. Die Whigs gewannen immer mehr Boden, das Anſehen des Königs ſtieg mit den Antipathien gegen Frankreich. Als der Verſailler Hof ſich aufs Neue mit der engliſchen Succeſſionsfrage beſchäftigte und neben dem Prinzen von Wales auch die Erbanſprüche der an Victor Amadeus vermählten Prinzeſſin von Orleans aus dem Hauſe Stuart begünſtigte, erblickte man darin einen Verſuch Ludwigs XIV., auch England in die dynaſtiſche Solidarität zu ziehen. Als Gegenſchlag erfolgte die raſche Beſtätigung der hannoveriſchen Erbfolgeakte durch den König und die beiden Häuſer. — Nicht minder eifrig in dem Widerſtand gegen Frankreichs Vergrößerungsſucht zeigte man ſich in den Generalſtaaten, wo Heinſius ganz im Sinne des Oraniers handelte. Vergebens ſuchte der franzöſiſche Bevollmächtigte d'Avaux in den Haager Conferenzen die Seeſtaaten zu trennen: er empfing die Antwort, die Intereſſen beider Nationen ſeien unauflöslich verbunden. In einer Denkſchrift wurde dargethan, daß die Herrſchſucht Ludwigs zugleich die Sicherheit von England und die Exiſtenz von Holland bedrohe; daß man die Allianz mit dem Kaiſer erneuern und dem Hauſe Oeſterreich den Beſitz von Belgien und Mailand verſchaffen müſſe, damit nicht durch die Bourbonſche Uebermacht das europäiſche Gleichgewicht allzuſehr gefährdet würde. Wilhelm III. erlangte wieder eine Autorität wie ehedem: Auf beiden Seiten des Meeres legte man vertrauensvoll die Entſcheidung der kommenden Dinge in ſeine Hand; um nicht von der öffentlichen Meinung überflügelt zu werden, wetteiferten alle Parteien in Ergebenheit und Loyalität. Die Männer des Friedens verloren mehr und mehr den Boden unter den Füßen. Im Haag wurde dem franzöſiſchen Botſchafter kund gegeben, daß man Oeſterreich zu den Conferenzen beiziehen und ihm durch Ueberlaſſung der beiden Provinzen eine „Satisfaction" bieten müſſe. Wäre aber dadurch nicht die Rechtsgültigkeit des Teſtaments in Frage geſtellt worden? Die Erhaltung der Einheit und Integrität der Monarchie war ja die Fundamentalbedingung und das Hauptmotiv der letztwilligen Verfügung Karls II. Am 11. Auguſt wurde d'Avaux abberufen. Um dieſelbe Zeit überbrachte eine glänzende Geſandtſchaft, an ihrer Spitze Lord Macclesfield, deſſen Vater einſt der Böhmenkönigin Eliſabeth nahe geſtanden, das Document des engliſchen Thronfolgegeſetzes der Kurfürſtin Sophie nach Hannover.

Juni 1701.

Die Haager Conferenzen.

Wir ſind dieſer geiſtreichen Frau, der Gönnerin von Leibniz ſchon mehrmals begegnet. Als ſie dem braunſchweig-lüneburgiſchen Fürſten Ernſt Auguſt auf dem

Kurfürſtin Sophie.

Schloſſe zu Heidelberg die Hand zum Ehebund reichte, war ſie in ſehr beſcheidene Verhältniſſe eingetreten; ihr Gemahl war nur Adminiſtrator des Bisthums Osnabrück. Aber das Glück begünſtigte ihn. Er erlangte nach dem Ableben ſeiner ältern Brüder das herzogliche Geſammtgebiet und erwarb im Jahre 1692 von dem Kaiſer den Rang
15. Aug. 1701 eines Kurfürſten. Als die Geſandtſchaft der hochbejahrten Dame die Urkunde überreichte, wodurch ihr und ihren Nachkommen die Anwartſchaft auf den engliſchen Thron zugeſichert war, bemerkten die Anweſenden mit Bewunderung wie lebenskräftig und geiſtesfriſch ſie noch immer auftrat. „Auf ihren gelehrten Freund Leibniz machte die allgemeine Verflechtung der Verhältniſſe Eindruck. Möge nur vor Allem, ſagte er, auch im deutſchen Reiche das Erforderliche geſchehen, um die übergreifende Macht zu zügeln, welche der ganzen Welt Geſetze vorſchreiben will."

Vorgänge am Stuartſchen Hofe von St. Germain.

Noch immer ſchien die Erhaltung des Friedens möglich: Noch verweilte der engliſche Geſandte, Lord Mancheſter in Paris; noch beſtritt man nicht die Bourbonſche Thronfolge; noch beſtand kein Bündniß mit dem Kaiſer. Es lag noch immer in der Hand des franzöſiſchen Monarchen, ſeinem Enkel die ſpaniſche Krone zu ſichern: er durfte nur den Holländern und Engländern beruhigende Zuſagen in Betreff des ſüdamericaniſchen Handels und der Unabhängigkeit Spaniens geben. Daß der Kaiſer den Krieg bereits auf eigene Hand begonnen und öſterreichiſche Truppen über die Alpen geſandt, war für die Seemächte nicht maßgebend, der Kriegsbund war ja noch nicht abgeſchloſſen. Da trat ein Ereigniß ein, welches die engliſche Nation im tiefſten Herzen berührte, der Tod Jacobs II. Stuart und die Anerkennung ſeines Sohnes durch Ludwig XIV.

Während Wilhelm III. mitten in der Weltbewegung ſtand, hatte ſein Schwiegervater und Vorgänger Jacob II. oft die ſchweigſamen, in ſtrengſter Abgeſchloſſenheit dahinlebenden Mönche von La Trappe in ihrem Kloſter beſucht und in dem Umgange mit den aſcetiſchen Ordensleuten ſich von der Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge überzeugt. Ein Schlaganfall, von dem er ſchon im März in der Kapelle von St. Germain betroffen ward, ließ ſein nahes Ende erwarten. Man berieth in Verſailles, wie man ſich im Falle ſeines Ablebens verhalten ſolle. Die Vorſichtigen riethen, man ſolle keinen Entſchluß faſſen ſo lange Wilhelm III., deſſen Leben bei ſeiner zerrütteten Geſundheit nicht mehr lange dauern könne, noch auf dem Throne ſitze. Allein die Vorkämpfer der Legitimität, an ihrer Spitze der Dauphin, waren der Meinung, die Ehre Frankreichs und des Königs verlange, daß man nach dem Tode Jacobs II. den Rang und die Rechte auf den Sohn übertrage. Und ſo geſchah es auch. Dem ſterbenden Stuart verkündigte Ludwig XIV. ſelbſt mit innerer Bewegung, daß in St. Germain Alles in dem bisherigen Zuſtande verbleiben und der Prinz von Wales die Stelle des Vaters
17. (6) Sept. 1701. einnehmen ſolle. Am folgenden Tage ging Jacob II. Stuart aus dem Leben und ein Manifeſt verkündete der Welt, daß Jacob III. der rechtmäßige König von England, Schottland und Irland ſei. Alle Parlamentsbeſchlüſſe in Beziehung auf die engliſche Thronfolge wurden ſomit für nichtig erklärt.

Kriegsluſt in England.

Nun brauchte der Oranier nicht mehr zum Krieg zu ſpornen: die ganze Nation, mit Ausnahme der Jacobiten, ſtieß einen Schrei der Entrüſtung aus, daß der Machthaber in Verſailles ſich in die inneren Angelegenheiten des Inſelſtaats einmiſche. Wie in Madrid einen Enkel ſo wolle er in London einen

Clientelfürsten auf den Thron erheben, damit beide Königreiche im Interesse Frankreichs regiert würden. Schon waren die Verhandlungen mit den Generalstaaten und dem Kaiser so weit gediehen, daß die „große Allianz" zwischen den drei Mächten zu Schutz und Trutz im Haag abgeschlossen werden konnte, ein Ereigniß von größter Tragweite für das Staats- und Gesellschaftsleben Europa's im achtzehnten Jahrhundert. Da das torystische Unterhaus nicht feurig genug in die Kriegsposaune stieß, so ergingen Adressen an den König: „wenn er dabei beharre, das Land vor Papstthum und Sclaverei zu retten, so wolle man ihm Leute in das Parlament schicken, die ihm zur Seite zu stehen entschlossen wären." Und Wilhelm kam dieser Stimmung entgegen: mit Billigung der Mehrheit des Geheimen Rathes sprach er die Auflösung aus. Am Ende des Jahres konnte er eine Versammlung eröffnen, die mit ihm Hand in Hand zu gehen bereit war. Die ganze kaufmännische Welt, welche sich in ihren commerciellen Interessen bedroht glaubte, war bemüht gewesen, die Wahlen im nationalen Sinne zu lenken. Die beiden ostindischen Compagnien hatten angesichts der großen Gefahren ihren Frieden gemacht. In seiner ersten Sitzung faßte das neue Parlament den Beschluß, der junge Prinz habe sich durch die Annahme des Titels eines Königs von England des Hochverraths schuldig gemacht, und bedrohte mit schweren Strafbestimmungen jede Verbindung mit ihm, jede Anerkennung oder Vertheidigung des angemaßten Rechtes in Schrift oder Rede. Zugleich beschloß das Haus Kriegsmannschaft für Flotte und Landheer auszurüsten, fremde Truppen in englischen Dienst zu nehmen und den König in Stand zu setzen, alle durch seine Allianzen mit den Continentalstaaten ihm obliegenden Verpflichtungen zu erfüllen.

7. Sept. 1701.

Jan. 1702.

Wie vor dreizehn Jahren lagen die Geschicke des britischen Reiches und eines großen Theils von Europa wieder in der Hand des Oraniers. Mehr als je feierte man ihn in England als „Volkskönig", als den Wiederhersteller des alten Rechts, kraft dessen der Wille der Nation, in seinen legalen Organen ausgesprochen das oberste Staatsgesetz sei; auf dem Festlande erblickte man in ihm den Retter gegen französische Vergewaltigung. Da schnitt das Schicksal seinen Lebensfaden entzwei. Eine Verletzung am Arme in Folge eines Pferdesturzes auf der Jagd zog ihm ein Fieber zu, das ihn im zweiundfünfzigsten Jahre ins Grab stürzte. „Hätte man diesen Geist in einen gesunden Körper verpflanzen können zum Heil der allgemeinen Sache"! rief Sophie Charlotte von Preußen bei der Todesnachricht aus. Es war das richtigste Urtheil über den Mann. Von krankhafter Anlage, hager und blaß, hat er doch durch die Kraft seines Geistes und Willens alle Schwierigkeiten überwunden. Obwohl die Engländer zu dem wortkargen, ernsten, nur den Staats- und Kriegsgeschäften lebenden deutsch-holländischen Fürsten nie Liebe und Sympathie empfanden, so waren sie ihm doch zum höchsten Dank verpflichtet. Er vor Allen hat den parlamentarischen Rechts- und Verfassungsstaat des Inselreiches begründet. Seine welthistorische

Wilh. III. Ausgang.

8. März 1702.

Miſſion war, bürgerliche Freiheit und religiöſe Toleranz gegen den franzöſiſchen Abſolutismus und katholiſchen Glaubenszwang zu vertheidigen. In dieſer Stellung und Aufgabe hat der calviniſche Fürſt die Prädeſtination ſeines Schickſals zu erkennen geglaubt. „Sein Leben macht den Eindruck einer Seefahrt, die zwiſchen gefährlichen Klippen nicht ſelten unter heftigen Stürmen dahinführt, in welchen der geſchickte Pilot jede Wendung der Elemente benutzen muß.“

Königin Anna und die Marlboroughs.

Nach dem Tod des kinderloſen Fürſten beſtieg kraft der im J. 1688 feſtgeſetzten Erbfolgeordnung ſeine Schwägerin Anna Stuart (geb. 6. Febr. 1665) den engliſchen Thron, eine Frau von häuslichen Tugenden aber geringen Geiſtesgaben, der anglicaniſchen Kirche eifrig ergeben, nicht ohne Anmuth und Liebenswürdigkeit im Umgang, doch vor der Zeit gealtert, langſam in Auffaſſung und Urtheil, unwillig zu angeſtrengter Arbeit und bei aller Unſelbſtändigkeit ſtolz auf ihre fürſtliche Stellung. Die erſten Schritte der neuen Königin, in der noch der Stuartſche Geiſt fortlebte, weckten in den Reihen der Whigs die Beſorgniß, die Politik Wilhelms möchte wieder aufgegeben werden. Den größten Einfluß im Cabinet erlangte ihr Oheim, der hochmüthige und ränkeſüchtige Graf von Rocheſter, und die meiſten übrigen Räthe waren entweder entſchiedene Tories und Hochkirchenmänner oder doch den altengliſchen Anſchauungen zugethan. Selbſt der Lordſchatzmeiſter Godolphin, ein wortkarger arbeitſamer Staats- und Finanzmann, der im Miniſterrath Wilhelms hohes Anſehen genoſſen, ſtand mehr auf Seiten der Tories. Wenn deſſen ungeachtet die große Allianz aufrecht erhalten ward, der bereits in der Vorbereitung begriffene Krieg zur Durchführung kam, ſo war dies hauptſächlich das Werk Marlboroughs und ſeiner Gemahlin. Wir wiſſen, wie ſehr die Tochter Jacobs II. von Jugend auf mit Sarah Jennings, die John Churchill, der ſchönſte Mann in England, der gewandteſte Höfling zu ſeiner Gattin erkoren und ihr durch das ganze Leben in ſeltener Hingebung zugethan blieb, durch die Bande der Liebe und der Seelenſympathie verknüpft war. „Eben ſo geiſtesgegenwärtig wie willensſtark wandelte die Lady auf dem ſchlüpfrigen Boden der Hofintrigue mit leichtem und gewiſſem Fuß einher.“ Gerade durch den Gegenſatz ihrer Charaktere herrſchte ſie über die unſelbſtändige Natur der Königin. Im vertraulichen Verkehr verſchwand jeder Unterſchied des Ranges; ſie lebten und liebten einander wie Schweſtern. Durch den Einfluß dieſer Dame, die den whigiſtiſchen und niederkirchlichen Anſichten mit Entſchiedenheit zugethan war, geſchah es, daß die Leitung des Kriegs- und Staatslebens auf ein Jahrzehnt ganz in die Hände des hochbegabten Mannes kam, deſſen gute und ſchlimme Eigenſchaften wir früher kennen gelernt (S. 510). Er war ſchon von Wilhelm zum Oberfeldherrn auserſehen worden und beſaß eine ſolche Gewandtheit in Behandlung der Menſchen, daß trotz des Uebergewichts der toryſtiſchen Elemente in dem Miniſterium doch während ſeiner Abweſenheit im Parlament und bei der Regierung Alles in ſeinem Sinne vor ſich ging.

2. Die drei erſten Kriegsjahre.

Als König Wilhelm III. aus der Welt ging, hatte der Krieg zwiſchen den Häuſern Habsburg und Bourbon bereits begonnen. Denn eben ſo raſch wie der Statthalter der ſpaniſchen Niederlande durch franzöſiſche Hülfstruppen in Stand geſetzt war, die Feſtungsbarrière von den holländiſchen Garniſonen zu befreien und die Verbindung mit Frankreich herzuſtellen, war der Herzog Victor Amadeus an der Spitze eines ſavoyiſch-franzöſiſchen Heeres gegen Mailand gezogen, wo der Gouverneur, Prinz von Vaudemont die befreundete Armee bereitwillig aufnahm. Scheinbar gezwungen räumte darauf auch der Herzog von Mantua ſeine Hauptſtadt und ſeine Beſitzungen den Franzoſen ein. Kaiſer Leopold aber war entſchloſſen, die Rechte der Dynaſtie zu vertheidigen und ſeinem zweiten Sohne Karl die ſpaniſche Monarchie zu erkämpfen. Dabei kam es ihm denn ſehr zu ſtatten, daß er durch den Carlowitzer Frieden in die Lage geſetzt war, die Streitmacht, die bisher in Ungarn beſchäftigt geweſen, anderweitig zu verwenden. Und wie ſehr die Truppen durch die ſiegreichen Schlachten und die treffliche Führung an Kraft und Selbſtvertrauen gewonnen hatten, ſollte bald zu Tage treten. Auch war Oeſterreich nicht ohne Bundesgenoſſen. Wenn ſchon der Abfall des baieriſchen Kurfürſten Max Emanuel und des Kölner Erzbiſchofs der kaiſerlichen Heerführung mancherlei Schwierigkeiten bereiten mochte, ſo hielten dagegen die meiſten übrigen Reichsfürſten, voran der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden an Habsburg feſt oder wurden wie Gotha und Braunſchweig-Wolfenbüttel gezwungen, die für Frankreich geworbenen Truppen zurückzuhalten oder mit dem Reichsheer zu verbinden. Beſonders war es ein großer Vortheil für den Kaiſer, daß er den Kurfürſten von Brandenburg für ſich gewann, indem er einwilligte, daß derſelbe ſein ſouveränes Herzogthum Preußen in ein Königreich verwandelte. Dafür verpflichtete ſich Friedrich durch einen Vertrag in Wien, mit ſeinen Truppen den Kaiſer zur Behauptung der Succeſſionsrechte ſeines Hauſes auf die ſpaniſche Monarchie zu unterſtützen. Auch Georg Ludwig von Hannover fühlte ſich durch die erneuerte Uebertragung des kurfürſtlichen Ranges auf ſein Haus nach dem Tode ſeines Vaters Ernſt Auguſt († 1698) dem Kaiſer zu Dank und zur Hülfeleiſtung verpflichtet. Bei allem dem wäre die Durchführung des Kriegs gegen das von Spanien unterſtützte Frankreich ſchwer gefallen, hätte nicht, wie wir wiſſen, Wilhelm von Oranien noch kurz vor ſeinem Tod die große Allianz zu Stande gebracht, worin ſich die beiden Seemächte zur Kriegshülfe verpflichteten, um dem Habsburger Prätendenten wo nicht die ganze ſpaniſche Monarchie ſo doch Mailand und Unteritalien zu verſchaffen. Die Anſtalten der franzöſiſchen Kaufmannswelt, die politiſche Lage für ihre mercantilen und maritimen Intereſſen in der neuen Welt auszubeuten, mußten die Beſorgniß Hollands und Englands erregen. In den Händen eines Habsburgers, dem kein mächtiger Seeſtaat rathend oder befehlend zur Seite

Die kriegführenden Mächte.

Apr. 1701.

16. Nov. 1700.

ſtand, blieb Spanien nebſt ſeinen Colonien in der bisherigen Abhängigkeit von den großen Handelsmächten.

Wie hatten ſich die Zeiten geändert! Einſt hatten Richelieu und Mazarin im Bunde mit dem proteſtantiſchen Europa die Habsburger Vorherrſchaft bekämpft und den Grund zu Frankreichs politiſchem Uebergewicht gelegt, und nun wollte Ludwig das Werk krönen, indem er an der Spitze der katholiſchen Welt gegen daſſelbe Habsburg zu Felde zog, dem nun die proteſtantiſchen Mächte beiſtanden! Er hatte die romaniſch-katholiſche Bevölkerung der pyrenäiſchen Halbinſel, ſowohl Spanier als Portugieſen und die Alpenländer Savoyen-Piemont für ſich gewonnen; er hatte die zwei katholiſchen Kurfürſten von Baiern und Köln auf ſeine Seite gebracht; er hoffte mit Hülfe der Katholiken und Jacobiten den vierzehnjährigen Stuart, den er als König von England in ſeinem Reiche hatte ausrufen laſſen, die katholiſche Dynaſtie auf den britiſchen Thron zurückzuführen; der proteſtantiſchen Handelswelt ſollten die Häfen und Märkte Südamerica's und Weſtindiens verſchloſſen werden. Der neue Papſt Clemens XI. hatte ſich zu Gunſten des franzöſiſchen Thronbewerbers ausgeſprochen und förderte nach Kräften die Bourbonſchen Intereſſen. Dieſer vereinten Macht trat Oeſterreich mit proteſtantiſchen Verbündeten entgegen: mit Holland und England, mit Preußen und Hannover. Skandinavien und Polen blieben diesmal ferne, weil ihre Kräfte durch den gleichzeitigen nordiſchen Krieg gebunden waren. Nur vorübergehend unterſtützten Dänen die kaiſerlichen Heere in Deutſchland.

Lage und Führer.

Die Dinge lagen äußerlich betrachtet günſtig für Frankreich: die meiſten Länder des weſtlichen Europa folgten der Parole, die von Verſailles ausging; mit den Schweizer Cantonen waren die alten Verträge erneuert worden, kraft deren manche Regimenter helvetiſchen Fußvolks unter die franzöſiſche Fahne traten; von Breſt, Toulon und Marſeille liefen gutbemannte Kriegsſchiffe aus; Mailand, Mirandola, Mantua waren bereits in franzöſiſchen Händen; bis an das Gebiet von Venedig ſtand franzöſiſches Kriegsvolk. Ludwig XIV. hatte alle Urſache an neue Siege zu glauben! Aber in ſeiner Berechnung überſah er die großen Veränderungen, die in dem letzten Jahrzehnt eingetreten waren. Denn während in Frankreich die erprobten Feldherrn und Staatsmänner von ehedem geſtorben oder zurückgetreten waren und nur Leute der Hofgunſt, die durch knechtiſche Unterwürfigkeit und Devotion ſich dem König und der Frau von Maintenon angenehm machten, die hohen Aemter und Militärſtellen erlangten; ſtanden im andern Lager Männer an der Spitze der Heere, die, wie Prinz Eugen und Marlborough, mit ſouveräner Vollmacht vorgehen konnten oder wie Anton Heinſius, ein ſchlichter einfacher Mann von unermüdlicher Arbeitskraft und großem ſtaatsmänniſchen Verſtand, im Sinne und mit dem Geſchick Wilhelms III. die öffentlichen Angelegenheiten beſorgten. Der Tod des Erbſtatthalters brachte auch in den Generalſtaaten die republicaniſchen Ideen in Aufſchwung, da Johann Wilhelm Friſo, den der Verſtorbene zu ſeinem Nachfolger in der Statthalterſchaft empfohlen, den hochmögenden Herren zu jung vorkam, ſo daß der Großpenſionarius die höchſte Gewalt in Händen hatte. Die Seele der militäriſchen Unternehmungen war Prinz Eugen. Wir haben den genialen Feldherrn ſchon

früher kennen gelernt. Aus einer dem ſavoyiſchen Fürſtenhauſe verwandten in Frankreich ſeßhaften Familie entſproſſen, verließ der Sohn der Olympia Mancini, der Nichte Mazarins (S. 88) das Land ſeiner Geburt, wo dem nach Kriegsruhm ſtrebenden, aber für den geiſtlichen Stand beſtimmten Jüngling von kleiner unſcheinbarer Geſtalt keine Laufbahn offen ſtand, um unter Habsburgs Fahnen dem Drang ſeiner kriegeriſchen Natur zu folgen. Seinem Feldherrntalent war es in erſter Linie zuzuſchreiben, daß die Türkenkriege ſich ſo ſehr zu Gunſten Oeſterreichs entſchieden (S. 461 f.), und welchen Aufſchwung das kaiſerliche Kriegsweſen unter ſeiner Leitung gewonnen, zeigte ſich gleich im Anfange des gegenwärtigen Krieges. Die Franzoſen hatten alle nach Italien führenden Alpenpäſſe beſetzt; aber dem umſichtigen Feldherrn gelang es, mit Hülfe der ergebenen Gebirgsbewohner, welche Zugochſen herbeiſchafften, auf unwegſamen Pfaden mit unſäglicher Mühe die Höhen zu überſteigen. „Wo ſeit Menſchengedenken kein Karren durchgebracht worden, paſſirte ein großes Kriegsheer mit ſeinem Geſchütz und Gepäck.“ Ungariſche Reiterei durchſtreifte wieder die italieniſche Ebene. Dieſelbe Meiſterhaftigkeit bewies Eugen auf dem ganzen Feldzug. Ohne eine Schlacht zu liefern, drängte er den wackern, aber am Hofe wenig beliebten Feldherrn Catinat, den „Cato einer ſclaviſchen Zeit“ bis nach Mailand zurück, gewann Mirandola und Modena und nahm Catinats Nachfolger den Marſchall Villeroi, einen Mann von perſönlicher Tapferkeit, aber ohne militäriſche Einſicht, in Cremona gefangen. Dadurch gewann Oeſterreich das Vertrauen der übrigen Mächte. Nun beeilte man ſich in Paris, neue Verſtärkungen über die Alpen zu ſchicken und an Stelle des gefangenen Villeroi den tüchtigſten General der Zeit Vendome zum Oberfeldherrn zu ernennen. Vendome war der Sohn jenes aus dem Krieg der Fronde bekannten Mercoeur, der Urenkel Heinrichs IV. und Gabrielles. „Er gehörte der älteren Schule von Männern an, wie der Marſchall von Luxemburg, die den Genuß, ja das Laſter liebten und jede Ausſchweifung für erlaubt hielten, wenn ſie dabei nur zugleich glänzende Thaten verrichteten.“ Dem neuen Feldherrn gelang es, die Fortſchritte der Kaiſerlichen zu hemmen. Auch König Philipp V. fand ſich auf kurze Zeit bei dem Heere ein. Mantua, zu deſſen Belagerung ſich Eugen angeſchickt, wurde gerettet, in einen Zuſammentreffen bei Luzzara eine Menge Kanonen und Fahnen erbeutet, Guaſtalla beſetzt, der Ruf der franzöſiſchen Waffen aufrecht erhalten.

Der Krieg in Italien. 1701. 1702.

Febr. 1702.

Aug. 1702.

Mittlerweile hatte auch der Krieg am Ober- und Niederrhein begonnen. Ludwig von Baden, der erprobte Feldherr aus den Türkenkriegen, vom Kaiſer zum Oberbefehlshaber der Reichstruppen ernannt, leitete die Kriegsoperation im ſüdweſtlichen Deutſchland und ſuchte die Verbindung der Franzoſen mit den Baiern zu verhindern. Gegen den abgefallenen Kurfürſten von Köln wurde eine Reichsexecution verhängt und ſeine Feſtung Kaiſerswerth von brandenburgiſchem und pfälziſchem Kriegsvolk, dem ſich holländiſche Hülfstruppen angeſchloſſen, nach

Die Feldzüge am Rhein u. in den Niederlanden. 1702. 1703.

Juni 1702. hartnäckigem Widerſtand eingenommen. Bald darauf erſchien der Herzog von Marlborough mit einer Armee von 60,000 Mann in den Niederlanden. Als der große Feldherr mit unbeſchränkter Gewalt nach der Maas und dem Niederrhein vorrückte, kam ein friſcher Geiſt über die Verbündeten. Ausgezeichnet als Staatsmann und Diplomat wie als Heerführer und gewandt wie wenige in den feinen Künſten des Hofes erlangte der Lord bald ein Anſehen bei der niederländiſch-deutſchen und engliſchen Armee wie Prinz Eugen bei den Kaiſerlichen. Der franzöſiſche General Boufflers, ein Günſtling des Verſailler Hofes ohne hervorragende militäriſche Begabung, beſchränkte ſich auf die Vertheidigung der flandriſch-brabantiſchen Provinzen und ließ ſeinem Gegner freie
Juli 1702. Hand an der Maas. Marlborough brachte in Kurzem Venloo, Roermonde, Lüttich in ſeine Gewalt und machte, nachdem er ſich mit den Preußen und den übrigen Verbündeten vereinigt, ſolche Fortſchritte, daß in Kurzem die wichtigſten Feſtungen und Städte, wie Geldern, Rheinberg, Limburg und Bonn in den Beſitz der Alliirten kamen und die Franzoſen das ganze Kurfürſtenthum räumen mußten. Joſeph Clemens ſelbſt ſah ſich genöthigt, als der Reichshofrath ihn für einen Verräther erklärte und die Verwaltung des Landes dem Domcapitel übertrug, den abziehenden Beſchützern zu folgen und ſeinen Aufenthalt in Frankreich zu nehmen. Der geiſtliche Fürſt hatte ſich ſelbſt gerühmt, daß er mit Hülfe der Franzoſen gegen die Einwohner des Bergſchen Landes, weil ſie den Pfälzern vor Kaiſerswerth Vorſchub geleiſtet, ſo gehauſt habe, „daß ſich auf zwanzig Meilen kein Bauer mehr habe ſehen laſſen“. Nunmehr erlangten die Verbündeten am ganzen Niederrhein die Oberhand, ſo ſehr auch die treffliche Einrichtung des franzöſiſchen Heerweſens, die Kriegskunſt der geübten Truppen und die Einheit und Planmäßigkeit der Bewegungen gegenüber der vielgegliederten Kriegsmacht der Feinde ſich noch immer geltend machte und Bewunderung erregte.

Franzoſen und Verbündete.

Und betrachtet man die Lage der Dinge auf dem weiten Kriegsſchauplatz im Jahr 1703, ſo wird man dieſe Bewunderung gerechtfertigt finden. Während in Languedoc der Bürgerkrieg gegen die „Camiſarden“, der uns aus früheren Blättern bekannt iſt, ſeine gräuelvollſte Geſtalt erreicht hatte und nicht nur die Miliz der Provinz, ſondern auch regelmäßiges Militär unter dem Marſchall de la Baume Montrevel in Anſpruch nahm, waren die Franzoſen ſtark genug, die ſpaniſchen Niederlande durch ausgedehnte Linien zu beſchützen; vermochte
Okt. 1702. Villars, nachdem er Kehl beſetzt und ſich in dem glücklichen Treffen bei Friedlingen den Marſchallſtab verdient, den Markgrafen Ludwig von Baden aus ſeinen Stellungen zu drängen und ſich den Weg nach Schwaben zur Verbindung mit dem Kurfürſten von Baiern zu öffnen, der ſich der Feſtung Ulm bemächtigt hatte. Der Reichsfeldherr, der von dem unfähigen und unbotmäßigen kaiſerlichen General Styrum in allen Unternehmungen gehemmt, von den Reichsſtänden mangelhaft unterſtützt ward, deſſen Truppen hungerten und in Lumpen

gingen, war nicht im Stande mit ſeiner Armee, die durch maſſenhafte Deſertionen ſich täglich verminderte, die Vereinigung der Franzoſen und Baiern zu hindern.

Villars machte ſeinem Bundesgenoſſen den Vorſchlag, einen Handſtreich gegen Wien auszuführen und der in Ungarn ſich vorbereitenden Inſurrection Nachdruck zu verleihen. Dem Kurfürſten ſagte jedoch der Vorſchlag nicht zu; er hegte andere Pläne. Er glaubte Anſprüche auf Tirol zu haben, das man einſt mit Unrecht ſeinem Hauſe entriſſen habe. Auf die Erwerbung dieſes Alpenlandes war ſein Sinn gerichtet; mit Frankreichs Hülfe wollte er die gefürſtete Grafſchaft erobern und mit den Kurlanden vereinigen; das hatte man ihm in Paris vertragsmäßig zugeſagt. So brach er denn an der Spitze eines Heeres von 12,000 Mann Baiern und Franzoſen nach dem Süden auf. Dank der ſorgloſen Landesregierung, die alle Anſtalten zur Vertheidigung verabſäumt hatte, konnte er ſich ohne namhaften Widerſtand der Feſtung Kufſtein bemächtigen und in Hall und Insbruck einziehen. Er verſprach den Tirolern ein gerechtes und mildes Regiment und traf ſofort Anſtalten, ſich des Landes durch Beſetzung der Päſſe und feſten Orte zu verſichern. Während Villars die obere und mittlere Donau beherrſchte, ſollte Vendome von Italien aus nach dem Brenner vorrücken und dem Kurfürſten bei der Eroberung des Berglandes behülflich ſein. Die Tiroler waren mit der öſterreichiſchen Herrſchaft keineswegs zufrieden; aber ihre Mißſtimmung galt hauptſächlich den Beamten, nicht dem Hauſe Oeſterreich, für das ſie ſtets treue Hingebung hegten. Sie ſchrieben vielmehr die Schuld der raſchen Occupation dem Verrathe der Amtleute zu, und ihr Haß richtete ſich gegen dieſe und gegen die äußern Feinde. Die Kriegsrequiſitionen des Kurfürſten goſſen Oel in die Flamme. Es erinnert an die wildeſten Scenen des deutſchen Bauernkrieges, bemerkt Ranke, wie auf den Grund eines falſchen Gerüchtes der Oberſtwachtmeiſter im Burggrafenamte, Hohenhaufer, von den Bauern erſchoſſen, an anderer Stelle ein Pfleger eines unbeſonnenen Wortes wegen erſchlagen ward. In Kurzem erhob ſich in ganz Tirol ein Volksaufſtand. Erfüllt von der Hinneigung zu Oeſterreich wie von angeſtammtem Nachbarhaß gegen Baiern, richteten die ſtreitbaren Söhne des Alpenlandes meiſt unter ſelbſtgewählten Schützenhäuptern von den wohlbekannten Berghöhen und aus den unzugänglichen Thalſchluchten ihre Büchſen gegen die Feinde und hinderten ſie durch einen wohlgeleiteten Schaarenkrieg am Vorrücken. Die Natur des Landes war ihr ſtarker Bundesgenoſſe. Steine und Felsſtücke rollten von den Anhöhen auf die Vorüberziehenden; Brücken und Stege über die Bergſtröme wurden eingeriſſen; Verſchanzungen ſchloſſen die Päſſe des Brenner, hinter welchen die Scharfſchützen ein mörderiſches Feuer eröffneten; Maſſen von Verwundeten wurden zurückgebracht. Der Gedanke, ſich mit dem vom Gardaſee aus heranziehenden Vendome zu vereinigen, mußte aufgegeben werden. Nach großen Verluſten räumte Max Emanuel das Bergland, und auch Vendome ſchickte ſich nach einem vergeblichen Angriff auf das tapfer vertheidigte Trient zum Rückzug nach Italien an, ſich durch

Der Volkskrieg in Tirol.

Juni 1703.

gräuliche Verwüstung des Etschthales für den Widerstand und die getäuschten Hoffnungen rächend.

Die Vorgänge in Ungarn.

Während die Tiroler für das Habsburger Herrscherhaus so thatkräftig eintraten, kam in den Donauländern eine Bewegung von entgegengesetzter Natur zum Ausbruch. Die Wiener Regierung gedachte die Siege über die Türken zur Germanisirung der Ostländer und zur engeren Verbindung Ungarns und Siebenbürgens mit Deutschösterreich auszunutzen. „Dem Vorrücken der deutschen Waffen sollte nun endlich auch die deutsche Colonisation durch deutsch redende und in deutschem Verwaltungsdienst geschulte Beamte auf dem Fuße folgen. Deutsches Wesen sollte das herrschende und die deutsche Hauptstadt Wien der wirkliche Mittelpunkt des Reichs werden." Aber diese Einheitsbestrebungen hatten neue Vergewaltigungen zur Folge. Schon vor Beendigung der Türkenkriege war Ungarn für ein Drittheil der gesammten Kriegsauflage herangezogen worden, ohne daß man die verfassungsmäßige Vertretung des ungarischen Königreichs befragt oder der altverbrieften Steuerfreiheit des magyarischen Adels geachtet hätte. Nach dem Carlowitzer Frieden wollte man die errungenen Erfolge durch gesammtstaatliche Reformen krönen. Zu dem Ende berief das Ministerium einen Convent von Prälaten, Großadeligen und Machtboten der Gespanschaften nach Wien und legte der Versammlung einen Reformplan vor, kraft dessen die deutsch-österreichische Verfassung, Verwaltung und Rechtspflege auch in Ungarn und Siebenbürgen zur Geltung gebracht, die Kronlande jenseit der Leitha ganz so eingerichtet werden sollten wie eine deutsche Provinz, „damit das Land durch Steuern und Abgaben besser ausgenutzt und ohne die periodische Bewilligung der Stände eine ewige Contribution eingeführt werden könnte". Die Machtstreiche der siebenziger und achtziger Jahre, die wir früher kennen gelernt, sollten in anderer Gestalt wiederholt, die Einverleibung Ungarns und Siebenbürgens vervollständigt, die Selbständigkeit des Magyarenreiches und mit derselben das augsburgische und helvetische Glaubensbekenntniß ausgelöscht werden. Die Germanisirung der Ostländer, die in früheren Jahren, als die Volkselemente noch weicher und weniger widerstandsfähig waren, verabsäumt worden, sollte jetzt auf den Trümmern der altnationalen Freiheit und Selbständigkeit, auf dem verödeten Boden religiöser Autonomie vor sich gehen. Im Fall einer energischen Widersetzlichkeit gedachte man die slavischen Stämme als „gefügigen Keil" gegen das Magyarenthum zu gebrauchen. Der Plan scheiterte an der Opposition der geistlichen und weltlichen Magnaten, an deren Spitze ein hoher Würdenträger der katholischen Kirche stand, Paul Szécsényt, Erzbischof von Kolocza. Gegen ein Ketzermandat des Graner Erzbischofs und Cardinalprimas von Ungarn erhoben die Seemächte und die evangelischen deutschen Stände Einsprache. Ein tiefes Mißtrauen griff seitdem in Ungarn und Siebenbürgen Platz, das den Späheraugen der Agenten Ludwigs XIV. nicht entging. Französisches Gold und französische Verführungskunst gossen Oel in die Flamme. Franz Rakoczy II., der Sprößling des einst so mächtigen Geschlechts in Siebenbürgen, sollte wegen hochverrätherischer Verbindungen mit den ungarischen Unzufriedenen vor Gericht gestellt werden. Er entfloh
Nov. 1701. der Haft und wartete in Polen auf den Augenblick der Heimkehr, um die Ansprüche seiner Familie auf die Fürstenwürde in Siebenbürgen wieder geltend zu machen. In Wien verurtheilte man ihn zum Tode und Güterverlust und setzte einen Preis auf sein Haupt. Rakoczy brauchte nicht lange auf eine Gelegenheit der Rache zu harren. Die über den Steuerdruck ergrimmten Bauern in den Theißgegenden erhoben, als der größte Theil der deutschen Truppen aus dem Lande gezogen war, die Fahne der Empörung. Der kleine Adel schloß sich an. Die Insurgenten riefen den siebenbürgischen Fürsten zum Anführer aus und dieser zögerte nicht, im Vertrauen auf französische und polnische

Hülfe dem Rufe Folge zu leisten. Nun nahm der ungarische Aufstand größere Dimensionen an. In Wien gerieth man in Verlegenheit; die Einen riethen zur Nachgiebigkeit, die Andern zur Strenge. Aber für die letztere Maßregel fehlte es an Truppen und Geld. Der Sieg Alexanders Karolyi über die Insurgenten war ohne nachhaltige Wirkung; vom Wiener Hof beleidigt schloß sich der Graf selbst dem Aufruhr an. In seiner Bedrängniß ernannte der Kaiser den Prinzen Eugen zum Präsidenten des Hofkriegsraths und legte die Entscheidung über die Kriegsangelegenheiten in seine kräftige Hand. Frühjahr 1703.

Der Plan, Tirol mit Baiern zu vereinigen war dem Kurfürsten Max Emanuel zerronnen, aber nicht sein Muth. Mit den Truppen Villars' verbunden widerstand er kräftig den von allen Seiten gegen sein Land anrückenden Feinden. Er behauptete sich im Besitz von Kufstein und Regensburg; er brachte bei Höchstädt dem General Styrum eine Niederlage bei und nöthigte den Markgrafen von Baden den Rückzug anzutreten; im Verein mit der französischen Armee eroberte er Augsburg und Passau. Man war in Wien in großer Besorgniß, er möchte in Oesterreich oder Böhmen einrücken und den ungarischen Malcontenten und Aufständischen die Hand reichen. Max Emanuel war ein Fürst von Kraft und Unternehmungsgeist: wie einst sein Vorgänger an der Seite des Kaisers seinem Herzogthum eine geschichtliche Stellung und den kurfürstlichen Rang erworben, so gedachte er an der Seite Frankreichs sich zu höheren Dingen aufzuschwingen. In Versailles erkannte und schätzte man den Werth eines solchen Verbündeten. Als er sich mit Villars nicht gut vertrug, rief man denselben ab und gab ihm in Marsin einen fügsameren Nachfolger. — Zugleich gewannen die Franzosen am Ober- und Mittelrhein vortheilhafte Stellungen. Im September fiel die Festung Altbreisach in die Hände Vaubans und einige Wochen nachher brachte Marschall Tallard den zwieträchtigen Reichstruppen an der Speierbach eine empfindliche Niederlage bei und erzwang die Rückgabe von Landau. Und auch in Italien erhielt die französische Armee die Oberhand. Als die Regierung zu Versailles in Erfahrung brachte, daß nach dem fehlgeschlagenen Angriff auf Tirol der Herzog von Savoyen-Piemont mit dem Plane umgehe, die Waffenbrüderschaft zu tauschen und mit dem Kaiser in Bund zu treten, erhielt Vendome die Weisung, eine Entwaffnung der herzoglichen Truppen zu fordern. Dies beschleunigte den Abfall. Victor Amadeus ließ sich durch die Vermählung seiner beiden Töchter an zwei Bourbonische Prinzen, den Herzog von Bourgogne und Philipp von Anjou, nicht abhalten sich den Verbündeten anzuschließen, die ihm Hülfstruppen und Vergrößerung seines Landes in Aussicht stellten. Dadurch zog er schwere Kriegsnoth über sein Volk. Vendome eroberte die festen Orte Vercelli, Montmelian, Nizza, machte die Garnison zu Kriegsgefangenen und besetzte den größten Theil von Piemont, ohne daß der Herzog und die deutsche Hülfsmannschaft, die ihm General Starhemberg zuführte, es zu hindern vermochten. Französische Kriegserfolge. 1703. 20. Sept. 1703. Sept. 1703.

Die Lage der Dinge in der pyrenäischen Halbinsel.

Das größte Vertrauen setzte der Hof von Versailles auf Spanien. Philipp war von der Nation mit Jubel begrüßt worden; er galt als der Träger der nationalen Einheitsidee. Portocarrero, der ehrgeizige herrschsüchtige Priester, der den Vorsitz in dem engeren Staatsrath (Dispacho) führte, arbeitete ganz im Interesse Frankreichs. Ludwig XIV. betrachtete seinen Enkel als Unterkönig, den er fortwährend durch seine Rathschläge lenkte. War Philipp doch durch Temperament und Erziehung von so fügsamer unselbständiger Natur, daß er fremder Leitung gar nicht entbehren konnte, daß er Jedem, der ihm durch Entschiedenheit oder Intelligenz imponirte, zu Willen war und daß er insbesondere weiblichen Einflüssen nicht zu widerstehen vermochte. Schon als Jüngling lebensmüde und melancholisch legte er gerne die Lasten der Regierung auf andere Schultern; die Staatsgeschäfte waren ihm widerwärtig. Bei solcher Anlage war es ganz erklärlich, daß eine Dame von altfranzösischem Adel, Maria Anna de la Trémoille, welche in zweiter Ehe in die römische Fürstenfamilie Orsini vermählt gewesen, und am päpstlichen Hofe eifrig für die Bourbonische Succession gewirkt hatte, zu einer Stellung am Madrider Hof sich emporzuschwingen vermochte, wie Lady Marlborough am englischen.

Die Fürstin Orsini.

„Eine zugleich majestätische und anmuthige Frau, ebenso liebenswürdig wie großartig war die Fürstin Orsini gewohnt zu herrschen. Ehemals hatten die sinnlichen Reize des Weibes die Männer gefesselt, später herrschte sie durch die Kunst der Ueberredung und durch die gebieterische Kraft eines festen Willens." Obwohl schon 65 Jahre zählend, hatte sie doch noch die Spuren ehemaliger Schönheit und Anmuth bewahrt, und weder die Gewandtheit ihrer Bewegungen noch die Frische ihres Geistes wiesen auf ihr Alter hin. Als Oberhofmeisterin der kaum fünfzehnjährigen Königsbraut aus Savoyen beigesellt, erlangte die Orsini in Kurzem eine gebieterische Machtstellung und griff mit überlegenem Geist und kühner Hand in das Getreibe der großen europäischen Politik ein. Dem Lande ihrer Geburt und dem Interesse Ludwigs XIV. ergeben, suchte sie dennoch der Madrider Regierung einen selbständigen nationalen Charakter zu verleihen. Portocarrero, der den engeren Rath zu einer französirenden Camarilla machte, mußte bald ihrem Einfluß weichen; sie herrschte im Palast, sie war die Seele der Regierung; der König gehorchte ihr aus Charakterschwäche, die junge lebhafte frühreife Königin aus persönlicher Neigung, der Minister Orry handelte nach ihren Eingebungen, das spanische Volk war ihr nicht abhold.

Bürgerliche Parteiung in Spanien.

Herbst 1702.

Noch konnte Spanien der französischen Unterstützung nicht entbehren; nur mittelst durchgreifender Reformen vermochte das Reich sich aus dem wirthschaftlichen und administrativen Verfall, der uns aus früheren Blättern bekannt genug ist, emporzuarbeiten. Dazu forderte Ludwig seinen Enkel auf und ließ es nicht an Instructionen fehlen. Aber eine solche Reformthätigkeit verlangte Zeit, Intelligenz und Kräfte; und bereits setzten die Feinde ihre Hebel ein, um die schwachgelötheten Fugen der spanischen Nationalität aus einander zu treiben. Die ersten Ansätze waren schon erfolgt durch die Landung eines englisch-holländischen Geschwaders bei Cadix und durch die Wegnahme einer spanischen Handels- und Silberflotte in der Bucht von Vigo. Die Erfolge waren gering und wurden zum Theil aufgewogen durch den Nachtheil, daß durch die Verwüstung Andalusiens die Bevölkerung zum glühenden Haß gegen die „ketzerischen Räuber" entflammt wurde, und durch die Verluste, welche die Zerstörung der reichbeladenen

Gallionen den engliſchen und holländiſchen Kaufleuten zufügte, die unter ſpaniſchem Namen handelten. Aber immerhin waren es Anzeichen kommender Stürme, die bald über die Halbinſel hereinbrechen ſollten. Die altſpaniſche Partei wurde lebendig, die habsburgiſchen Sympathien erwachten beim Adel; einer der erſten Granden Spaniens, Henriquez de Cabrero, Herzog von Rioſeceo, Almirante von Caſtilien begab ſich nach Liſſabon und wirkte dort für den Anſchluß an die Allianz.

Portugals Beitritt zur Allianz.

König Don Pedro von Portugal trug Anfangs Bedenken, ſeine bisherige Politik aufzugeben und die Rache Frankreichs zu reizen. Aber die Anerbietungen der Seemächte waren zu lockend: nicht nur daß ein holländiſch-engliſches Geſchwader die Küſte bewachen und ein namhaftes Landheer dem König zur Verfügung geſtellt werden ſollte, man ließ ihn auch eine Grenzerweiterung hoffen und der engliſche Geſandte Methven ſicherte den Portugieſen über die Ausfuhr von Wein und die Einfuhr von Wolle eine Handelsübereinkunft, die ihnen ſehr günſtig vorkam. Nun trat Don Pedro dem Bundesvertrag bei, und da es bald nachher den Bemühungen der engliſch-holländiſchen Diplomatie gelang, das Wiener Cabinet aus ſeiner zuwartenden Stellung zu reißen und den Kaiſer ſo wie den römiſchen König Joſeph zu vermögen, ihre Rechte auf die ſpaniſche Monarchie dem Erzherzog Karl abzutreten und ihn als Geſammterben nach der pyrenäiſchen Halbinſel zu entſenden, ſo wurde nunmehr Portugal der Waffenplatz des Krieges in dem Pyrenäenland. Aufs dürftigſte ausgerüſtet reiſte der achtzehnjährige Fürſt über Norddeutſchland nach dem Haag. Der Sitte der Zeit gemäß wurden ihm von den deutſchen Höfen die glänzendſten Empfangsfeierlichkeiten bereitet. Eine holländiſche Flotte ſollte ihn nach dem Tajo führen, aber heftige Herbſtſtürme verzögerten die Abfahrt. Erſt im folgenden Januar konnte er nach England hinüberſetzen, wo er von der Königin und den Whigs mit Auszeichnung behandelt, von Jacobitiſchen Flugſchriften dagegen als „katholiſcher König von Ketzer Gnaden" verhöhnt ward; am 8. März brachte ihn ein engliſch-holländiſches Geſchwader unter dem Oberbefehl des General Fagel und des Herzogs von Schomberg, deſſen Vater einſt in dem portugieſiſchen Unabhängigkeitskrieg eine ſo hervorragende Rolle geſpielt, nach Liſſabon. Karl war weder an Charakter noch an geiſtigen Eigenſchaften ſeinem franzöſiſchen Rivalen merklich überlegen Beide waren gutmüthige und ſittenreine Naturen, wohlwollend und gewiſſenhaft, aber unſelbſtändig und ohne Thatendrang; jener abhängig von der Fürſtin Orſini, dieſer von ſeinem beſchränkten kleinlichen Oberhofmeiſter, dem Fürſten Anton Florian von Liechtenſtein. Auch die Wahl der beiden Führer, des eigenſinnigen Fagel und des unerfahrenen und unſchlüſſigen Schomberg war keine glückliche.

16. Mai 1703.

16. Sept. 1703.

König Karl III.

8. März 1704.

Der berühmte Methvenvertrag, der den Namen des engliſchen Geſandten in der europäiſchen Handelsgeſchichte verewigt hat, wurde an der Themſe und am Tajo als eine gewinnreiche Errungenſchaft betrachtet. Indem er einerſeits die Einfuhr portugieſiſcher Weine in England durch Herabſetzung der Steuer begünſtigte, andererſeits neue engliſche Wolle auf den portugieſiſchen Märkten zuließ, begünſtigte er die Produkte der adeligen Weinbergbeſitzer am Tajo und Duero und der wollzüchtenden Grundherren im britiſchen Reich. Allein mit der Zeit

Der Methvenvertrag. 27. Decbr. 1703.

erwies ſich der Handelsvertrag ſehr nachtheilig für Portugal und brachte das Königreich ganz in Abhängigkeit von England. „Die geſteigerte Weinausfuhr“ heißt es bei Noorden, „rief zunächſt eine ausgedehntere Plantagenwirthſchaft der vermögenden Klaſſen und eine Abſaugung des kleinen Grundbeſitzes ins Leben. Bald ſchon über den Begehr des Auslandes hinaus zur Weincultur verwerthet, deckte der Boden nicht mehr den ſtaatlichen Bedarf an Fleiſch und Brot. Die Induſtrie, der das Capital entgegen war, erlahmte und nicht nur im Wollenverbrauch, ſondern auch in allen übrigen induſtriellen Bedürfniſſen ward Portugal abhängig vom Ausland. — Nachdem die Landwirthſchaft unter dem Plantagenbau und das Handwerk unter der Ueberſchwemmung des portugieſiſchen Marktes mit ausländiſchen Erzeugniſſen verkümmert war, folgte als die Frucht ſolcher ſchwindelhaften Ueberſpeculation auch die Zerrüttung der großen Vermögensſtände.“

3. Von Höchſtädt bis Malplaquet.

Vereinigung der Heere.

Mit dem Jahre 1704 trat eine Wendung in den Gängen und Wechſelfällen des Krieges ein. Weder die Ermahnungen des Kaiſers und der Reichsfürſten noch die Bedrohung des baieriſchen Landes durch deutſche, böhmiſche und däniſche Truppen vermochten den Kurfürſten Max Emanuel von ſeinem Bunde mit Frankreich abzubringen. Da faßte Prinz Eugen, der damals an der Spitze des geſammten öſterreichiſchen Kriegsweſens ſtand, den Plan, durch einen combinirten Angriff die franzöſiſch-baieriſche Heeresmacht außer Stand zu ſetzen, den kriegeriſchen Bewegungen, die ſich von Süddeutſchland bis nach Ungarn erſtreckten, Vorſchub zu leiſten. Seine hohe Stellung machte es ihm möglich, bei allen Unternehmungen ſeinem eigenen Geiſte zu folgen, und Niemand überſah damals die Lage der Dinge ſo klar als er. „Mit jenem Talente ausgerüſtet, welches das Allgemeine und Große feſt im Auge behält und dabei das Kleinſte nicht überſieht, und mit der Autorität, die auf Erfahrung und Einſicht gegründet, ſich jeden Augenblick geltend macht, entwarf er den Feldzug und Schlachtplan.“ Von Wien aus hatte er mit dem engliſch-holländiſchen Heerführer Verbindungen eingeleitet, daß derſelbe ihm mit ſeiner Armee nach Süddeutſchland zu Hülfe ziehen möchte, und wurde in ſeinem Bemühen von dem kaiſerlichen Hofe unterſtützt. Marlborough ging gerne auf den Vorſchlag ein. Er war mit Eugen ganz einverſtanden, daß man durch einen großen Schlag eine Entſcheidung herbeiführen, in die lahme Kriegsweiſe Leben und Bewegung bringen müſſe. Aber es war für ihn keine leichte Arbeit, die ſpröden Elemente, die ihm allenthalben im Wege ſtanden, zu überwinden: in England, wo die Factionswuth zwiſchen Tories und Whigs, zwiſchen Hochkirchlichen und Diſſenters einen hohen Grad erreicht hatte, konnte der Herzog nur durch die Gunſt und die perſönliche Unterſtützung der Königin zwiſchen den faſt gleichſtarken Parteien ſich in ſeiner Machtſtellung behaupten; er bedurfte glänzender Erfolge im Feld, wenn nicht der Landkrieg ganz erſchlaffen ſollte: die hochmögenden Herren in Amſterdam, welche während der ſtatthalterloſen Zeit das Regiment führten, berechneten genau die Summen, die ſie für die öſterreichiſchen Intereſſen verausgabten. Es machte auf die

Handelsherren der Republik wenig Eindruck, daß man ihnen vorstellte, die baierisch-französische Stellung im Herzen des Reiches verzehre „einem giftigen Fiebergeschwür vergleichbar" die Kräfte der Allianz. Den calvinischen Regenten ging die bedrängte Lage Oesterreichs, das ihre Glaubensverwandten in Ungarn bedrückte, nicht sehr zu Herzen. Der englische Oberfeldherr konnte nur dadurch den gemeinsam gefaßten Kriegsplan durchführen, daß er von einem Streifzug an die Mosel sprach, sein eigentliches Vorhaben vor Jedermann geheim hielt. Zum Glück übertrug Ludwig XIV. dem aus der österreichischen Kriegsgefangenschaft entlassenen wenig befähigten General Villeroi den Oberbefehl über die belgisch-französischen Truppen gegen den holländischen Feldherrn Ouverkerk, der nach Marlboroughs Abzug die Vertheidigung der Niederlande übernahm. In Frankreich errieth man nach und nach die Absicht des englisch-holländischen Befehlshabers, als er mit seinem Bundesheer sich von der Mosel nach dem Rhein und Neckar wandte, und König Ludwig beschloß, seinen getreuen Waffengenossen im Gebiet der obern Donau kräftig zu unterstützen. Es gelang dem Marschall Tallard mit einem beträchtlichen, wohlversehenen Heer in einer breiten Marschlinie durch das verschanzte Höllenthal und die Seitenthäler des Schwarzwaldes vorzudringen und sich mit dem Kurfürsten und Marsin bei Villingen zu vereinigen. Einige Wochen nachher traf Marlborough mit Eugen in Großheppach im Würtembergischen zusammen. Mai 1704. 12. Juni.

Die drei Feldherren.

In seiner äußern Erscheinung stach der männlich-schöne englische Lord vortheilhaft ab gegenüber dem unansehnlichen beinahe mißgestalteten kaiserlichen Feldherrn, und auch das diplomatisch-gewandte von dem Nimbus einer selbstbewußten Würde umgebene Benehmen des Engländers war sehr verschieden von der einfachen bescheidenen alle Förmlichkeit verschmähenden Haltung des andern. Um so mehr stimmten die inneren Eigenschaften der beiden großen Männer überein oder ergänzten einander. „Denn in beiden einte sich in derselben harmonischen Mischung ein kühler durchdringender Verstand mit lebhafter Imagination, scharfe Klarheit des Willens mit rücksichtsloser Kühnheit des Handelns, eine vollständig nüchterne Beherrschung des Momentes mit feinfühligem beinahe ahnungsvollem Verständniß der künftigen Entwickelung". Beide waren tiefe und erfahrene Menschenkenner, beide voll besonnenen Muthes, beide „hart geworden im Feld und verfeinert an den Höfen". In sittlicher Hinsicht war der gerade, wahrheitliebende Eugen seinem englischen Waffengenossen, dem Meister in der Kunst der Verstellung weit überlegen. Der Reichsfeldherr Ludwig von Baden, der dritte in dem Feldherrenbund, glänzte nur noch durch seinen alten Kriegsruhm, während seine methodisch-bedächtige zaudernde Kriegführung in Widerspruch stand mit der genialen Strategie und dem kühnen Unternehmungsgeist der beiden andern, und sein verwahrlostes, an Allem Mangel leidendes Heer war ein getreues Abbild des staatlichen Jammerzustandes des damaligen deutschen Reichs.

Der Feldzug an der Donau. 1704.

In Großheppach kam man überein, daß Eugen die Bühler Linien gegen die französische Rheinarmee vertheidigen, die Truppen der Seemächte und das Reichsheer vereint gegen die baierisch-französische Kriegsmacht vorgehen sollten, die oberhalb Donauwörth ein verschanztes Lager bezogen hatte. Als die unter Ver-

mittelung Brandenburgs zwiſchen dem Kaiſer und dem Kurfürſten angeknüpften Verhandlungen an den übertriebenen Forderungen des letzteren ſcheiterten, machten die Verbündeten einen Angriff auf die feindlichen Truppen, die auf dem Schellenberg hinter feſten Schanzwerken aufgeſtellt waren. Nach einem hartnäckigen
2. Juli 1704. Kampf wurde der baieriſche General, Graf Arco zum fluchtähnlichen Abzug genöthigt, verfolgt von der engliſchen Reiterei. Von 10,000 Mann baieriſcher Kerntruppen rettete ſich nur ein Drittel, die übrigen wurden Kriegsgefangene oder fanden ihren Tod in den Fluthen der Donau. Marlborough drang über den Lech in die Kurlande ein. Max Emanuel zweifelte nicht, daß die erlittenen Unfälle bald ausgeglichen ſein würden, da die franzöſiſche Hauptarmee zu ſeiner Hülfe heranrückte. Alles deutete auf eine nahe Entſcheidung hin. Als Marſchall Tallard, ein feiner mehr diplomatiſch als ſtrategiſch gewandter Militär und
22. Juli Hofmann, den Bundesgenoſſen ſeines Königs bei Augsburg umarmte, ſagte er, daß eine Schlacht bevorſtehe, „die das Pharſalus des Krieges ſein werde“. Er dachte wohl, dem Verſailler Machthaber würde die Rolle Cäſars zufallen. Aber es ſollte anders kommen. Eugen übertrug die Hut der Rheingrenze einigen Deckungsmannſchaften und zog mit ſeinem Hauptheer die Donau abwärts, um ſich mit Marlborough und Ludwig von Baden zu vereinigen. Die zaudernde Haltung des Reichsfeldherrn hatte ſchon bisher wiederholt zu Reibungen und Streitigkeiten mit dem engliſch-holländiſchen Befehlshaber geführt; auch jetzt beſtand er darauf, daß man vor Allem ſich der Feſtung Ingolſtadt bemächtigen müſſe. Dies gab dem Prinzen von Savoyen, dem Leopold die freie Verfügung über die geſammte kaiſerlich-deutſche Kriegsmacht eingeräumt hatte, Gelegenheit den eigenſinnigen Reichsfürſten mit 20,000 Mann von der Hauptarmee abzutrennen und zu dem Feſtungskrieg vor Ingolſtadt zu entſenden. Dann beſchloſſen
Die Schlacht bei Höchſtädt (Blenheim). die beiden andern Heerführer auf der Ebene, die ſich oberhalb Donauwörths auf dem linken Ufer des Stromes gegen Höchſtädt und Dillingen erſtreckt, ihre Heerkörper zu vereinigen. Mit wunderbarer Kühnheit und ſtrategiſcher Kunſt hütete der Prinz das nördliche Donauufer gegen die vierfach ſtärkere Streitmacht der Baiern und Franzoſen, bis Marlborough mit den ſeemächtlichen Truppen zu ihm ſtoßen und dann die geſammte Kriegsmacht der Verbündeten die Thalebene zwiſchen dem Höhenzug und dem Stromufer beſetzen konnte. Dank der mangelhaften Auskundſchaftung von Seiten des baieriſch-franzöſiſchen Hauptquartiers gelang die Aufſtellung der kaiſerlich-ſeemächtlichen Kriegsvölker ohne Störung. Bei Höchſtädt, wo im vorhergehenden Jahre Styrum geſchlagen worden, und in dem Dorfe Lutzingen nahm Prinz Eugen Stellung, während Marlborough ſich nordöſtlich an das Dorf Blindheim (Blenheim) anlehnte. Hier ereignete ſich nun an
13. Aug. 1704. einem heißen Auguſttage die denkwürdige Schlacht, die in der deutſchen Geſchichte nach dem Städtchen Höchſtädt, in der engliſchen nach dem Orte Blenheim genannt wird, eine wahre Völkerſchlacht, wo Truppen verſchiedener Landesabkunft und Sprache ihre Kräfte gegen einander maßen. Faſt einen ganzen Tag wogte

die Schlacht unter furchtbaren Kämpfen unentſchieden hin und her, als gegen Abend das ſchöpferiſche Genie Marlboroughs durch eine Umformung des Angriffsplanes eine Wendung herbeiführte. Durch das energiſche Vordrängen der Reiterſchwadronen, denen das Fußvolk raſch nachfolgte, wurden Tallards Schlachtreihen durchbrochen, Marſins rechter Flügel aufgerollt, die Bataillone des tapfern Oberſten Blainville aus dem Dorfe Oberglauheim geworfen. Zugleich richtete Eugen auf dem linken Flügel und im Centrum, wo Max Emanuel den Oberbefehl mit Umſicht und Geſchick führte, einen zermalmenden Stoß wider den Feind und nöthigte ihn bei einbrechender Dämmerung zum Rückzug. Nachdem noch Marlboroughs Bruder, General Churchill das verſchanzte hartnäckig vertheidigte Dorf Blindheim erſtürmt, mußte das franzöſiſch-baieriſche Heer eine Capitulation unterzeichnen, wie die Führer der Verbündeten ſie vorſchrieben. Eugen und Marlborough hatten einen Sieg in der großartigſten Bedeutung des Wortes errungen. Mehr als 30,000 Leichen und Verwundete deckten das Schlachtfeld; 15,000 Franzoſen, darunter Tallard ſelbſt geriethen in Gefangenſchaft, das ganze Kriegsgeräthe wurde erbeutet; in allen Familien Frankreichs, vornehmen wie geringen herrſchte Trauer. Seit den Tagen Richelieu's die militäriſche Vormacht des Abendlandes, hatte die Monarchie den erſten erſchütternden Stoß empfangen; in den religiöſen Kreiſen Frankreichs war man verwundert und betroffen, daß Gott ſich für „Ketzer und Uſurpatoren" erkläre. Marlboroughs Name wurde noch lange in franzöſiſchen Landen mit Grauen ausgeſprochen.

Folgen der Schlacht.

Auch für die Parteigenoſſen des Lords in England war der Tag von Vienheim ein Sieg. Von der Stunde an, da der Herzog auf der Wahlſtatt an ſeine Gemahlin in Bleiſtiftzeilen ſeinen Triumph gemeldet, ging das Regiment an die Whiglords über; Rocheſter ſchritt geſenkten Hauptes einher und Godolphin führte das entſcheidende Wort. Im Haag nahmen die hochmögenden Herren einen kriegeriſchen Aufſchwung; noch einmal feierte die Republik das Abendroth der großen Kriegspolitik des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Der Winterfeldzug, den der Herzog an der Moſel unternahm wobei er Trier beſetzte, gereichte in erſter Linie den Generalſtaaten zum Vortheil. Am meiſten gewann Kaiſer Leopold durch den Siegestag bei Höchſtädt. Während Max Emanuel, der einzige Mann, der den Kopf aufrecht hielt, ſich nothgedrungen dem Rückzug der franzöſiſchen Armee durch die Päſſe des Schwarzwaldes nach dem Rheine anſchloß, langſam und ſpät verfolgt durch die Sieger; nahmen kaiſerliche Truppen Beſitz von dem baieriſchen Lande, zwangen die Kurfürſtin die von ihrem Gemahl eroberten Städte Augsburg, Regensburg, Paſſau herauszugeben und übten Druck und Erpreſſung aller Art; zugleich ergingen an die ungariſchen Inſurgenten ernſte Drohworte. Es entſprach jedoch ſehr wenig der großartigen Kriegspolitik des Prinzen und des Herzogs, welche nach dem Falle von Landau auf der ganzen Rheinlinie bis an die ſüdlichen Alpen den Angriff wider Frankreich richten wollten, daß die kaiſerlichen Commiſſäre und Militärbeamten durch Mißhandlung und Grauſamkeit gegen die Baiern und durch rohes Betragen gegen die vom Volke geliebte und verehrte Kurfürſtin eine Gährung erzeugten, die bald zum offenen Aufſtand führte, und daß das feindſelige Vorgehen gegen die Magyaren in Ungarn und Siebenbürgen neue Volkserhebungen und eine

nach polniſchem Vorbild organiſirte Magnaten-Conföderation hervorrief, die Rakoczy's ehrgeizige Phantaſie mit Herrſcherplänen füllte.

Kaiſer Leopolds Tod u. Charakter.

Schon bedrohten die ungariſchen Inſurgenten, unter denen neben Rakoczy beſonders der ränkevolle Graf Eſáky und der ſelbſtſüchtige, anmaßende Berſcényi das Wort führten, die öſterreichiſche Herrſchaft in den Donaulanden; ſchon gährte es unter den von Steuern, Einquartierung und Militäraufgebot zur Verzweiflung gebrachten Bauern und Bürgern in Baiern; als Kaiſer Leopold I. 5. Mai 1705. aus dem Leben ging und ſein älteſter Sohn Joſeph I., ſchon vor Jahren als römiſcher König von den Kurfürſten anerkannt, den Kaiſerthron beſtieg. Wir haben den Habsburger Herrſcher in verſchiedenen Lebenslagen, in Tagen des Glückes wie in Zeiten der Noth und Gefahren kennen gelernt. Niemand hat weniger als er den Beinamen des Großen verdient, den ihm die ſchmeichelnde Geſchichtſchreibung beizulegen geſucht. Mit Geiſtesgaben mäßig ausgeſtattet, bedächtig und unſchlüſſig war er ſein Lebenlang abhängig von ſeinen Hofleuten und Räthen und noch mehr von ſeinen jeſuitiſchen Beichtvätern. Ohne Thatkraft und Arbeitsluſt ließ er dem Schickſal ſeinen Lauf, abergläubiſch vertrauend, daß ein göttliches „Mirakel" zur rechten Zeit eintreten und Oeſterreich erhalten werde. Geiſtliche Uebungen, Jagd, Muſik und friedliche Beſchäftigungen, pedantiſche Ueberwachung der ſteifen ſpaniſchen Hofordnung lagen dem ſchwachen unter klerikalem Einfluß ſtehenden Monarchen mehr am Herzen, als Waffenführung und Staatsgeſchäfte. Es war nicht ſein Verdienſt, wenn während ſeiner langen Regierung Oeſterreich zu höherer Macht emporſtieg; große Feldherren, vor Allen Eugen von Savoyen, glückliche Zeitumſtände und freunde Fehler haben dabei

Kaiſer Joſeph I. 1705—1711.

zuſammengewirkt. Die Kriegspolitik erfuhr durch den Thronwechſel keine Wandlung. Kaiſer Joſeph I., deſſen lebhafter, beweglicher Geiſt von der ſtumpfen Trägheit ſeines Vaters ebenſo ſehr abſtach, wie ſeine hochgewachſene Geſtalt, ſeine Lebensfriſche, ſeine Freude an männlichen Uebungen, an Reiten, Jagen, Tanzen, ſein heiteres Temperament von der kleinen ausdrucksloſen Perſönlichkeit und dem melancholiſchen Zuge ſeines Vorgängers, trat mit voller Entſchiedenheit in die Allianz ein und wendete ſein ganzes Vertrauen dem ihm befreundeten Feldherrn Eugen zu. Eine freiere Erziehung hatte ſeinen Geiſt gehoben und veredelt; er war in religiöſen Dingen tolerant und gewährte Prieſtern und Jeſuiten keinen Einfluß über ſich und ſeine Regierung. Eine ſeiner erſten Handlungen war, daß er Marlborough zum Fürſten des Reichs erhob.

Verföhnungspolitik in Ungarn.

In einem Augenblick großen militäriſchen Ruhms beſtieg Joſeph den Kaiſerthron. Dieſe Glorie zu erhalten und zu mehren war ſein Beſtreben. Während die Feldherren den Plan überlegten, wie man durch einen gleichzeitigen Angriff an verſchiedenen Orten den Feind in Frankreich ſelbſt am nachdrücklichſten bekämpfen möchte, war der Kaiſer und ſein Botſchafter Graf Wratislaw bemüht, im eigenen Reich und in den deutſchen Grenzlanden den franzöſiſchen Einwirkungen und Verführungskünſten entgegenzutreten. Zu dem Ende ſuchte er unter Vermittelung der Seemächte in Ungarn friedliche Zuſtände zu begründen, indem er die religiöſen Bedrückungen einſtellte, die Erhaltung der alten

Rechte zusicherte und Allen, welche die Waffen niederlegen würden, Amnestie versprach. Und wenngleich Rakoczy theils aus eigenem Ehrgeiz theils durch französische Versprechungen und Intriguen bewogen, die Friedensanträge zurückwies und bei dem Versuch beharrte, den Fürstenstuhl von Siebenbürgen wieder an sich und sein Haus zu bringen; so verloren dagegen in Ungarn selbst die eigensüchtigen Magnaten, welche auf eine Losreißung des Landes von Oesterreich zusteuerten, zugleich aber die revolutionäre Bewegung für ihren eigenen Vortheil auszubeuten suchten, immer mehr das Vertrauen des Volks und damit den Boden für ihr agitatorisches Treiben unter ihren Füßen. Als nun ein kaiserliches Manifest durch die beruhigende Versicherung, „daß die Vererblichkeit der ungarischen Krone niemals zur Beeinträchtigung der dem Königreich Ungarn eigenthümlichen Rechte und Freiheiten ausschlagen werde" die Umtriebe der „Confoderirten" zurückwies und zugleich der General Herbeville durch einen meisterhaften Feldzug über die Steppen und Sümpfe die Päße nach Siebenbürgen sicherte, gewann die Autorität der Habsburger Dynastie in den Ostlanden allmählich wieder festen Grund, so daß eine geringe Truppenzahl zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung und zur Bekämpfung des Rakoczy'schen Anhanges genügte und die übrigen Streitkräfte gegen Frankreich verwendet werden konnten.

Die Wittelsbacher geächtet. Baiern im Aufstand.

Gleichzeitig betrieb Joseph I. auf dem Reichstag zu Regensburg die Achtserklärung gegen den baierischen Kurfürsten Max Emanuel, der mit Villars vereinigt an der Spitze der französisch-spanischen Truppen die niederländischen Grenzen bedrohte, und gegen den reichsfeindlichen Kirchenfürsten von Köln, der noch immer in Frankreich weilte. Beide wurden ihrer Reichswürden und Lehen verlustig erklärt, die Oberpfalz an den Pfalzgrafen bei Rhein zurückgegeben, einige Grenzgebiete am Inn mit Oesterreich verbunden, das übrige Land einem kaiserlichen Statthalter unterstellt, die Kurfürstin zur Flucht nach Mailand gebracht. Dieses Verfahren, das als der Anfang zur Einverleibung des Landes in Oesterreich angesehen ward, verbunden mit den fortdauernden Einquartierungslasten, Auflagen und Militäraushebungen, steigerte den Unmuth der baierischen Patrioten bis zur Empörung. Sie stifteten den Bund der „Landesvertheidiger" und erregten einen Aufstand, der von verabschiedeten Soldaten geleitet in Kurzem sich über ganz Ober- und Niederbaiern ausdehnte. Aber Unordnung und Verrätherei in den eigenen Reihen führten die Niederlage bei Sendlingen durch österreichische Truppen herbei. Die schlechtbewaffneten baierischen Insurgenten ließen 2000 Todte und Verwundete auf dem Kampfplatz. Die Gefangenen wurden an die Bäume aufgeknüpft, die Führer mit dem Schwerte hingerichtet, die kurfürstlichen Prinzen als Geißeln weggeführt, die Leiden und Drangsale durch neuen Druck erhöht. Noch lange erzählte sich das baierische Volk von dem riesengroßen „Schniedbaithes" (Balthasar Mayr), der nach vielen tapfern Kriegsthaten, die er einst vor Belgrad verrichtet, bei Sendlingen von einer Lanze durchbohrt ward, noch im Sterben das Löwenbanner schwingend.

Mai 1706.

Fortgang des Kriegs. Schlacht bei Ramillies. 1705. 1706.

Mittlerweile hatte der Krieg in den Rhein- und Moselgegenden, in Italien, in Spanien und zur See seinen Fortgang. Der Vorschlag des Reichsmarschalls Ludwig von Baden, mit vereinten Kräften über den Oberrhein nach dem Elsaß vorzudringen, fand keinen Beifall; vielmehr wollte Marlborough zuerst die Niederlande sicher stellen und dann von Trier aus über Lothringen in Frankreich einrücken. Er setzte seinen Willen durch: an der Spitze des seemächtlichen Heeres, dem auch der Markgraf einen Theil seiner Reichstruppen abgab, zog er nach der Mosel. Aber auch Ludwig XIV. hatte seine, durch Recrutirungen und neue

Anſtellungen friſch organiſirte Hauptmacht nach dem Norden geſandt und den Marſchall Villars, der durch die Beendigung des Camiſardenkrieges (S. 420) an Anſehen gewonnen hatte, mit dem Oberbefehl betraut. Von Sierck aus, wo ein Lager bezogen und nach und nach befeſtigt ward, ſollte die lothringiſche Grenze von Thionville bis Saarlouis gedeckt werden, indeß Villeroi nach der Einnahme von Huy gegen die Maas vorrückte und Lüttich bedrohte und andere
Juni 1705. Truppentheile den Elſaß gegen Ludwig von Baden ſchützten. Im Juni kamen die beiden Feldherren Marlborough und Villars einander ſo nahe, daß die Welt mit Spannung einer neuen Schlacht entgegenſah; allein der engliſche Herzog hielt es nicht für rathſam, da er von Deutſchland und Holland nicht nachdrücklich genug unterſtützt ward, ſich mit dem überlegenen Feinde, der durch neue Zuzüge fortwährend verſtärkt wurde, in ein Treffen einzulaſſen. Er zog nach den Niederlanden zurück und gewährte dem Feind den Triumph, ſich eines Erfolgs über den Sieger von Blenheim zu rühmen. Der Triumph war aber von kurzer Dauer. Marlborough bewirkte bei den Generalſtaaten, daß ſie Kriegscommiſſäre zur
Mai 1706. Armee ſchickten wie er ſie wünſchte, und rückte dann im Frühjahr gegen das franzöſiſch-belgiſche Heer, das unter dem Kurfürſten von Baiern und General Villeroi unweit der Dyle Stellung genommen hatte. Bald erfolgte die Schlacht
23. Mai. bei Ramillies, wo das Feldherrntalent des Herzogs und die Tapferkeit ſeiner überlegenen Reiterei einen neuen glänzenden Sieg erfocht. Die geſchlagene Armee zog in Unordnung nach Löwen, Geſchütz, Fahnen, Kriegsgeräthe und viele Gefangene in den Händen der Verbündeten zurücklaſſend. Und dieſe verſäumten nicht, die errungenen Vortheile und die Beſtürzung der Feinde raſch zu benutzen. Zwei Tage nach der Schlacht zog Marlborough in Löwen ein; Mecheln, Brüſſel, Gent und Brügge ergaben ſich; allenthalben wurde Karl III. als König von Spanien und Herr der Niederlande ausgerufen; die Stände von Brabant ſchwuren ihm Treue. Nur noch in einigen feſten Orten hielten ſich franzöſiſche Beſatzungen, die Gefahr, eine Provinz von Frankreich zu werden, war durch den Schlag bei Ramillies von den ſpaniſchen Niederlanden abgewendet.

Schlacht von Turin. Und nicht blos für Flandern und Brabant war der Tag von Ramillies entſcheidend; er wirkte auch auf das Land zurück, das nicht minder oft als die flandriſche Ebene der Schauplatz kriegeriſcher Thaten zwiſchen Frankreich und Habsburg geweſen iſt, auf die Lombardei. Wir wiſſen, daß Vendome den größten Theil des Herzogthums Savoyen-Piemont in ſeine Gewalt gebracht hatte; eben war der Duc de Feuillade, der Neffe des Kriegsminiſters Chamillard, den ſich der franzöſiſche Obergeneral ſelbſt als Anführer neuer Verſtärkungstruppen von Paris erbeten, mit der Belagerung der Hauptſtadt Turin beſchäftigt, welche die Eroberung des Herzogthums vollenden ſollte, während Vendome ſelbſt das Mailändiſche Gebiet und alles Land bis zur Etſch beſetzt hielt, die Angriffe der Kaiſerlichen bei Caſſano und anderwärts zurückweiſend. Da wurde der Marſchall, den die Stimme des Volks als den einzigen fähigen Militär bezeichnete, welcher

die bedrohte Nordgränze zu beſchützen vermöchte, durch den König abberufen, um die wichtigere Miſſion, wozu ihn das Vertrauen der Nation berief, zu übernehmen, gerade in dem Augenblick als die dringend verlangten Verſtärkungen bei dem kaiſerlichen Heer in Verona anlangten. Preußiſche Truppen unter dem erfahrenen Feldherrn Leopold von Anhalt-Deſſau, denen ſich ſächſiſche, pfälziſche, heſſiſche Regimenter angeſchloſſen, waren durch dieſelben Tiroler Thäler herbeigezogen, welche die Baiern und Franzoſen vor zwei Jahren hatten beſetzen wollen. Ein Prinz von königlichem Geblüt, der Herzog von Orleans wurde zum Oberfeldherrn der italieniſchen Armee ernannt, ihm zur Seite der wenig befähigte Marſin. Vendome erkannte die Gefahr; er ſelbſt mußte noch dem großen kaiſerlichen Feldmarſchall ſeine bisherige Stellung bei Zevio an der unteren Etſch überlaſſen und ſich über den Mincio zurückziehen. Wie hätten erſt ſein unerfahrener Nachfolger und deſſen unſchlüſſiger Gefährte dem erſten Strategen des Jahrhunderts Stand zu halten vermocht? Nur auf die Deckung von Mailand und auf die Eroberung der belagerten Hauptſtadt Turin bedacht, machten ſie keinen Verſuch, Eugen in ſeinem Vorrücken nach Weſten aufzuhalten, wie ihnen Vendome vor ſeinem Abgang gerathen; vielmehr vereinigten ſie ihre Truppen mit dem Belagerungsheer, das dadurch zu einer Höhe von 80,000 Mann ſtieg. Ohne Aufenthalt war ihnen Eugen in einem Parallelmarſch auf der Südſeite des Po gefolgt, hatte ungehindert den Tanaro überſchritten und rückte jetzt, nachdem er ſich mit Victor Amadeus verbunden, auf den Feind los, der ihn in den Verſchanzungen vor Turin erwartete. Vergebens hatte Orleans den Vorſchlag gemacht, den Kampf auf freiem Felde zu wagen; Marſin, auf dem ganzen Feldzug von Todesgedanken verdüſtert und energielos, widerſprach ihm. Und ſo erfolgte denn bei Turin die zweite Niederlage der Franzoſen in dieſem verhängnißvollen Jahr. 7. Sept. 1706. Mit wetteifernder Tapferkeit erſtürmten die Verbündeten die Verſchanzungen, die Preußen unter Leopold von Deſſau auf dem linken Flügel voran. Bald war die Flucht allgemein. Kaum der dritte Theil der Armee vermochte ſich nach der Grenzfeſtung Pinerolo, wohin der Rückzug angeordnet ward, zu retten, die übrigen wurden erſchlagen, gefangen, zerſprengt. Marſin erlag am nächſten Tag ſeinen Wunden. Das Lager mit ſeinen Reichthümern und das geſammte Belagerungsgeſchütz fiel in die Hände der Sieger. Noch an demſelben Abend konnte der Herzog in ſeine Hauptſtadt einziehen; bald kamen die übrigen von den Franzoſen beſetzten Orte in ſeine Gewalt; und noch vor Winter ergaben ſich auch die Städte im Mailändiſchen dem Sieger. In Novara, Pavia u. a. O. entwaffneten die Einwohner die Beſatzungsmannſchaften, in Mailand wurde Eugen im Triumph nach dem Dome geführt und Karl als Herzog ausgerufen. Damals waren di Namen von Eugen und Marlborough in Aller Mund, in Volksliedern wurde ihr Ruhm verkündigt.

Italien unter habsburgiſche Herrſchaft gebracht.

Die noch übrigen Garniſonen in den italieniſchen Feſtungen erhielten in Folge eines Vertrages freien Abzug. Zuletzt unterwarf ſich auch der Befehlshaber des Caſtells von Mailand. Den ganzen Winter über hatte er die Bürgerſchaft durch Drohungen gezwungen, ihn und ſeine Leute mit Lebensmitteln zu verſorgen; „er wollte den Ruhm haben, die Fahne des ſpaniſch-bourboniſchen Königs am längſten aufrecht zu erhalten.“ Nun folgte auch er den andern über die Alpen. Mantua und Mirandola wurden als heimgefallene Reichslehen eingezogen, die übrigen bourboniſch geſinnten Fürſten zu
1707. Contributionen gezwungen. Im Laufe des nächſten Jahres wurde das geſammte ſpaniſche Italien zur Anerkennung des habsburgiſchen Königs gebracht. Graf Daun, der tapfere Vertheidiger von Turin rückte im Sommer über die Romagna und die Mark in das Königreich Neapel ein, unterwarf ohne Schwertſtreich Capua und Averſa und endlich auch die Hauptſtadt ſammt den Caſtellen. Nachdem er noch Gaeta eingenommen und den Widerſtand in den Abruzzen niedergeſchlagen, verwaltete er das Land als Vicekönig im Namen Karls III. Sicilien und Sardinien huldigten gleichfalls der habsburgiſchen Herrſchaft, als ein engliſches Geſchwader anlegte und den Carliſtiſchen Parteigängern Unterſtützung gewährte. Dieſe Vorgänge brachten den Papſt Clemens XI., der ſo feſt an den Sieg des großen Königs geglaubt und deſſen Enkel ſo bereitwillig als König von Spanien anerkannt hatte, in ſchwere Ungelegenheiten. Lange widerſetzte er ſich den Anordnungen der kaiſerlichen Heerführer; erſt als man ihm drohte, bei längerem Widerſtand würde man Rom und den Kirchenſtaat beſetzen, fügte er ſich der Gewalt und erkannte den von den proteſtantiſchen Seemächten aufgeſtellten Habsburger als Königl von Spanien an.

Der Krieg am Oberrhein.

Nur am Oberrhein und in Süddeutſchland nahm der Krieg eine den Franzoſen günſtige Wendung. Viele Jahre lang hatte Ludwig von Baden die Linien
Jan. 1707. von Stollhofen und Bühl tapfer und erfolgreich vertheidigt. Als er am 4. Januar 1707 zu Raſtatt aus dem Leben ging, übertrug das Reich den Oberbefehl dem Prinzen Eugen. Da dieſer noch in Italien beſchäftigt war, empfahl er den General von Thüngen zu ſeinem Stellvertreter. Allein im Fürſtenrath wurde beſchloſſen, daß der älteſte Reichsfeldmarſchall Markgraf Chriſtian von Anſpach-Bayreuth die Führung übernehmen ſollte. Die Folge war, daß Marſchall Villars die Linien durchbrach, alles Geſchütz und alle Kriegsvorräthe erbeutete und dann raubend und brandſchatzend das ſüdweſtliche Deutſchland bis an die Bergſtraße, bis nach Schwaben und Franken durchzog. Hätte der Schwedenkönig Karl XII., der damals ſiegreich in Sachſen ſtand, den Lockungen Ludwigs XIV. nachgegeben und wie einſt Oxenſtierna mit Frankreich einen Bund geſchloſſen, ſo würde ſich das Schickſal des Krieges in Deutſchland entſchieden haben. Aber der proteſtantiſche Fürſt des Nordens verſchmähte die Verbindung mit einem Monarchen, der ſeine Glaubensgenoſſen bedrückte und verfolgte. Erſt als der Kurfürſt von Hannover den Oberbefehl übernahm und dem General Thüngen größeren Einfluß an den Kriegsunternehmungen einräumte, wurden die Franzoſen zurückgedrängt und neue Vertheidigungslinien errichtet.

Die krieger. Vorgänge in Spanien. 1. Der port.-caſtil. Feldzug.

Wenn in Belgien, wo der kriegskundige Kurfürſt von Baiern waltete, wenn in Oberitalien, wo Vendome an der Spitze ſtreitbarer Heere ſtand, ſchließlich die bourboniſch-ſpaniſche Herrſchaft zuſammenbrach, wie ſollte in Spanien der fran-

zösische Fürst, „der erst kürzlich als Fremdling in das verfallene Haus der Habsburger eingezogen", den von allen Seiten drohenden Angriffen erfolgreichen Widerstand leisten können? Allerdings hatte Philipps V. Regierung in den Eingebornen selbst eine festere Unterlage als in den fernen Provinzen und in dem Herzog von Berwick, dem natürlichen Sohne Jacobs II. Stuart und der Schwester Marlboroughs, einen kriegskundigen Feldherrn; dennoch traten auch hier Wechselfälle ein, die es lange zweifelhaft ließen, welcher von den beiden Kronprätendenten schließlich das Feld behaupten werde. Der Angriff ging von Portugal aus. Aber in dem kleinen Königreich, wo Cadaval, der blutsverwandte Günstling des Hofes mit engherziger Selbstsucht die wichtigsten Zweige des öffentlichen Dienstes verwaltete, wo Volk und Regierung mit geringer Theilnahme auf den Madrider Thronkampf blickten, war keine große Kriegslust zu erwarten. Als das Heer der Verbündeten gegen Castilien aufbrach, beredete Berwick den König, daß er selbst sich in das Lager begebe: „Denn in Wehr und Waffen gekleidet werde die bourbonische Dynastie am ehesten und festesten mit ihrem neuen Vaterlande verwachsen". An der Sierra Estrella trafen die Armeen aufeinander. Es war ein wunderlicher Anblick: während die englischen Hülfstruppen unter zwei Hugenotten, Schomberg und Galway (Ruvigny) vorrückten, sah man bei den Portugiesen die Statue des heil. Antonius, den die Soldaten als Mitstreiter und Vorkämpfer verehrten. Der Feldzug brachte keine Entscheidung. Dank den trefflichen Anordnungen des Marques das Minas aus dem um das Haus Braganza hochverdienten Geschlechte der Grafen von Prado mußte Berwick, als die Junihitze das Land austrocknete und Fieber erzeugte, den Rückzug nach Castilien antreten, von dem Feinde bis zur Grenze verfolgt.

Diese Vorgänge im Westen und die gleichzeitigen Parteiumtriebe in der Hauptstadt, die eine vorübergehende Verweisung der Fürstin Orsini vom Hof herbeiführten, nahmen die Thätigkeit der Regierung so sehr in Anspruch, daß sie darüber die Vertheidigungsanstalten in den andern Landestheilen außer Acht ließ. Dadurch wurde es der Flotte der Seemächte möglich, an der Landspitze anzulegen, auf deren felsiger Höhe die Festung Gibraltar liegt. Während die Einwohner ihre Heiligen um Hülfe anflehten, bemächtigten sich die Engländer unter dem Admiral Rooke durch einen kühnen von dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt glücklich vollführten Handstreich der wichtigen Seestadt und nahmen Besitz von derselben, „nicht im Namen des deutschen Königs, den sie herbeigeführt hatten, sondern sogleich im Namen ihrer Königin." Die französische Armada unter dem Oberbefehl des Grafen von Toulouse, eines natürlichen Sohnes Ludwigs XIV. und der Frau von Montespan, wollte die Herrschaft der Meerenge, die an den Besitz von Gibraltar geknüpft war, nicht fahren lassen und machte auf der Höhe von Malaga einen Angriff auf die feindlichen Geschwader. Die Schlacht blieb unentschieden; Jedermann erwartete eine Wiederholung der Action. Aber der französische Graf, sonst ein tüchtiger und seiner Stellung gewachsener Mann,

2. Eroberung von Gibraltar.

3. Aug. 1704.

21. Aug.

betroffen über die ſichere Haltung der Gegner, wagte kein zweites Zuſammentreffen aus Furcht vor der unfehlbaren Ungnade im Falle eines Mißlingens. Er ſegelte nach Toulon zurück. So behaupteten ſich die Engländer in der wichtigen Seefeſtung. Vergebens machten die Franzoſen und Spanier während des Winters und Frühjahrs mehrere Verſuche, ſie daraus zu vertreiben; derſelbe heſſiſche Landgraf, der die Eroberung bewirkt hatte und zum Befehlshaber eingeſetzt worden war, verſtand es auch durch Schutzwerke und militäriſches Geſchick die Stadt zu vertheidigen.

3. Die Verbündeten in Barcelona.

Dieſes Ereigniß wirkte auf den Oſten der Halbinſel zurück. Die Catalonier hatten noch nicht vergeſſen, wie gewaltthätig und übermüthig die Caſtilianer einſt ihre Vorfahren behandelt hatten, und bis zur Stunde waren die alten Fueros, die ihnen Philipp IV. entriſſen, noch nicht zurückerſtattet worden. Sie mochten hoffen, daß man jetzt in Madrid nachgiebiger ſein würde. Allein nach der Entfernung der Orſini, welche den bourboniſchen Thron auf eine nationalſpaniſche Partei gründen wollte, war die franzöſiſche Camarilla, an ihrer Spitze der übermüthige leichtfertige Herzog von Gramont, Ludwigs Geſandter, einflußreicher als je. Das ſpaniſche Reich ſollte als Nebenland der Krone Frankreich beherrſcht werden; die ſtändiſchen Inſtitutionen herzuſtellen oder gar die ſtaatsrechtlichen Beſonderheiten der großen Provinzen ins Leben zurückzurufen, meinten ſie, widerſtrebe den bourboniſchen Traditionen und ſtehe im Widerſpruch mit der Regierungsweiſe der früheren Könige, deren Nachfolger und Erbe Philipp V. ſei. Ein Abgeordneter der Stadt Barcelona, der Geſandtenrechte in Anſpruch nahm, wurde ins Gefängniß geworfen. Als die Orſini durch den Einfluß der klugen und willenskräftigen Königin Marie Louiſe von Savoyen, die ein franzöſiſcher Miniſter ſpottend aber zutreffend als „Staatsmann von ſechzehn Jahren“ bezeichnete, wieder nach Madrid zurückkehrte, hatte in den öſtlichen Landſchaften die Mißſtimmung bereits Wurzel geſchlagen, hatten Parteigänger der Alliirten die habsburgiſchen Sympathien zu wecken gewußt. Man wartete in Barcelona nur der Ankunft eines engliſchen Geſchwaders, um ſich für den Habsburger Prätendenten zu erklären. Karl war gerade damals in Liſſabon in unerfreulicher Lage. Don Pedro, krank und von der Nacht des Trübſinns umfangen, konnte ſich zu keinem männlichen Entſchluß aufraffen; der portugieſiſche Amtsadel war beleidigt durch den Hochmuth und das anmaßende Auftreten Liechtenſteins, der den Erzherzog immer noch als ſeinen Zögling anſah; der Thronbewerber ſelbſt, von Natur langſamen Geiſtes, wurde überdies durch die vorſichtige Politik des Wiener Hofes von allen gewagten Unternehmungen zurückgehalten. Um dieſe trägen Elemente in Fluß zu ſetzen bedurfte es eines aktiven romantiſch angelegten Mannes. Einen ſolchen erhielt die engliſche Schiffmannſchaft in dem kühnen hochherzigen mit allen Gaben reich ausgeſtatteten Lord Peterborough. Nachdem

28. Juli 1705.

er in Liſſabon den deutſchen Prätendenten, in Gibraltar den thatkräftigen Georg von Darmſtadt an Bord genommen, ſegelte er nach Catalonien. In Denia, wo

die bourbonſche Beſatzung des Schloſſes durch einen Ueberfall der Eingebornen entwaffnet worden, wurde der Habsburger als König Karl III. von Spanien ausgerufen. Darauf entwarf man den Plan, ſich der Burg Montjuich, der hochgelegenen Citadelle von Barcelona zu bemächtigen. Es war ein kühnes Unternehmen, das dem tapfern Landgrafen das Leben koſtete. Endlich gelang das Wagniß; die Bergfeſtung wurde erſtürmt und der Befehlshaber Graf Velaſco zu einem Vergleich gezwungen, kraft deſſen die Seeſtadt gegen freien Abzug der Truppen und der bourboniſch geſinnten Bürger und Beamten den Verbündeten übergeben ward. Am 24. Oktober nahm König Karl III. die Huldigung der cataloniſchen Hauptſtadt entgegen, wobei er verſprach, die alten Rechte und Freiheiten des vereinigten Königreichs Aragonien herzuſtellen und zu beobachten. 11. Aug. 1705. 14. Okt. 1705.

Die Kunde von dieſen Vorgängen durchlief in Windeseile das ganze Land und gewann dem Habsburgiſchen König Anhänger in Menge. In den meiſten Orten ging das Regiment an Junten aus ſeinen Parteigenoſſen über. In Valencia und Aragonien hatte die aufſtändiſche Bewegung manche von Haß und Rache eingegebene Blutthat zur Folge. „Als Auflöſung jeder Staatsordnung brauſte die Revolution des ſpaniſchen Oſtens einher.“ Zugleich umlagerte im Weſten ein portugieſiſch-ſeemächtliches Heer die Grenzfeſtung Badajoz. Der kühne Peterborough wollte einen gleichzeitigen Vormarſch nach der Hauptſtadt Madrid in Gang ſetzen. Anfangs Februar hielt er mit geringer Mannſchaft ſeinen Einzug in die geſchmückte Stadt Valencia, nachdem er die Beſatzung der Bergfeſtung Murviedro, wo die Trümmer des alten Caſtells von Sagunt ſich in den Fluthen des Mittelmeeres ſpiegeln, durch Liſt getäuſcht und zur Räumung des Platzes gebracht. 4. Febr. 1706.

Das bourbonſche Heer zum Abzug gezwungen.

Mit dem Frühling kamen jedoch neue Gefahren über Catalonien. Ludwig XIV. hatte ſeinen Enkel angefeuert, „eher das Leben als die Krone einzubüßen.“ Philipp raffte daher ſo viele Truppen zuſammen als er aufzubringen vermochte und rückte ſelbſt in das aufſtändiſche, von Banden durchzogene Land ein, um mit dem Marſchall Teſſé, der eine Armee von 18,000 Franzoſen von den Pyrenäen heranführte, ſich zu verbinden. Zugleich wurde die Flotte des Grafen von Toulouſe vor Barcelona ſichtbar. Die Erfolge des vorhergehenden Jahres ſchienen verloren: Peterborough litt Mangel an Geld und Mannſchaft; die Inſurgenten waren zwieträchtig und ohne Kriegsluſt; Karl III. in Barcelona wenn auch ſtandhaft und ausdauernden Muthes, doch ohne Unternehmungsgeiſt. Schon hatte Teſſé das Fort Montjuich wieder in ſeine Gewalt gebracht und ſich den Wällen der Hauptſtadt genähert. Ein gleichzeitiger Angriff von der Land- und Seeſeite ſtand in nächſter Ausſicht: da ſah man eine engliſche Flotte mit vielen Kanonen und Landungstruppen verſehen heranſegeln. Der Graf begab ſich ſofort an Bord und übernahm den Oberbefehl. Schon hatte er alle Vorbereitungen zu einer Seeſchlacht getroffen, als der franzöſiſche Admiral, die Gefahr erkennend, den günſtigen Wind benutzte, um nach Toulon zurückzufahren. Von einem Sturm auf Barcelona konnte nun keine Rede mehr ſein. Vielmehr fürchtete der franzöſiſche Marſchall, der in ſeinem Lager weilende bourboniſche 8. Mai 1706.

König möchte in Gefangenschaft gerathen, wenn Peterborough zum Angriff schritte und die Insurgentenbanden ihm Beistand leisteten. Er gab daher gleich-
12. Mai 1706. falls Befehl zum Rückzug. Umschwärmt von den aufständischen Catalonen und Aragoniern zog das französische Heer, den bourbonischen König in der Mitte den Pyrenäen zu. Von Perpignan aus begab sich dann Philipp V. auf großen Umwegen nach Madrid zurück. „Unsere beiden Könige, schrieb Madame de Maintenon, stützen Religion und Gerechtigkeit und sind dennoch unglücklich, die Gegner, welche Religion wie Gerechtigkeit befeinden, triumphiren: Gott ist Herr und Meister"!

Madrid und Zaragossa in den Händen der Verbündeten.

So schien denn auch Spanien wie die Niederlande und Italien für den Bourbon verloren zu sein. Man glaubte, er würde mit Nächstem nach Frankreich zurückkehren müssen. Denn wenige Wochen nachher zog das portugiesisch-seemächtliche Heer von 25,000 Mann, dem Berwick nicht über 10,000 frisch geworbene Spanier entgegen
2. Juli 1706. zu stellen hatte, in die Hauptstadt Castiliens ein, nachdem König, Hof und die Spitzen der Behörden sich nach Burgos geflüchtet. Um dieselbe Zeit erklärte sich Zaragossa für den Erzherzog und lud ihn ein, in der alten Hauptstadt die Huldigung des Landes entgegenzunehmen. Peterborough und die Heerführer in Castilien lagen ihm an, in Madrid selbst seinen Sitz aufzuschlagen.

4. Umschwung.

Aber die Lage der Verbündeten war keineswegs so rosenfarbig, als es dem äußeren Anschein nach aussah. Karl III. konnte sich nicht mit dem englischen Lord vertragen, der eine dictatorische Autorität in herrischer Weise geltend machte, und dieser stolze Tory verachtete die österreichischen Hofleute und Rathgeber des Erzherzogs, die jeden gewagten Entschluß hintertrieben, und den deutschen Fürsten, der eine dreitägige Andachtübung auf Montserrat für dringender hielt als die Reise nach Madrid. „Ich bin des Dienstes in Spanien so müde, wie ein Galeerensclave seiner Ruder", schrieb Peterborough im Unmuth an einen englischen Freund. Eben solche Zwietracht herrschte im andern Lager zwischen Galway und das Minas, von denen jeder das Obercommando ansprach. Wie ganz anders wirkten die unglücklichen Ereignisse auf die Castilianer zurück! Sollte der bourbonische König, dem sie gehuldigt, verjagt werden und die verhaßten Aragonier und Portugiesen in Verbindung mit den ketzerischen Engländern und Holländern einen König nach ihren Wünschen einsetzen? Das nationale Selbstgefühl, der ganze castilianische Stolz empörte sich gegen einen solchen Gedanken. Alle waren bereit für den Mann ihrer Wahl einzustehen; zahllose Beweise von Liebe und Anhänglichkeit wurden dem König und der Königin dargebracht; Milizen und Rekruten zeigten den größten Eifer unter die Fahne Berwicks zu treten, der bereits die von Barcelona zurückgekehrten französischen Regimenter an sich gezogen hatte. Ein nationaler Aufschwung ging durch Stadt und Land. In Madrid erhob sich das Volk und erschlug die Soldaten, die für die Anstrengungen des Feldzugs sich durch Ausschweifungen und rohe Sinnengenüsse entschädigten, zu Tausenden; in den Kirchen und Häusern wurden freiwillige Gaben gesammelt und dem König zur Verfügung gestellt; Freischaaren

bildeten ſich in den Provinzen; allenthalben erſchallte der Ruf „Tod den öſterreichiſchen Verräthern“! Bis zum Herbſt verzögerte ſich der Abmarſch des erzherzoglichen Heeres, weil der Whig Galway ſeinen toryſtiſchen Rivalen Peterborough nicht zur rechten Zeit von der Einnahme Madrids benachrichtigt hatte. Als endlich am 1. September die Vereinigung der beiden Heerabtheilungen der Verbündeten in Guadalajara erfolgte, war die Zeit verſäumt. Von dem wohlgerüſteten Heere Berwicks bedroht, von Inſurgentenſchaaren nach Weſten abgeſchnitten, blieb ihnen nichts übrig als der Rückzug nach Valencia. Wie im Triumphe zog der bourboniſche Hof wieder in Madrid ein. Mit Begeiſterung begrüßte das Volk die Königin, die den patriotiſchen Aufſchwung hochherzig unterſtützt hatte. Und Philipp hatte wenigſtens mit kaltblütiger unerſchütterlicher Ruhe die Wechſelfälle über ſich ergehen laſſen, in dieſer Gemüthsverfaſſung, in dieſem reſignirten Ernſte ſeinem Nebenbuhler ähnlich. Peterborough ſchiffte ſich nach Unteritalien ein. Beide Lords wurden in der Folge wegen ihres Verhaltens zur Rechenſchaft gezogen. Im April des folgenden Jahres machten die Verbündeten noch einen Verſuch von Valencia aus in Caſtilien einzudringen; aber von dem franzöſiſch-ſpaniſchen Heere unter Berwick in dem Zuſammentreffen bei Almanza zurückgeſchlagen, mußten ſie das Vorhaben aufgeben. Während die kaiſerlich-ſeemächtlichen Führer in allen andern Provinzen ſiegreich waren, vermochten ſie in Spanien allein die bourboniſche Herrſchaft nicht zu erſchüttern. Die bei Almanza erbeuteten Feldzeichen wurden als Trophäen in der Marienkirche von Alocha aufgehängt. Vergebens verſuchte Karl III., dem ſein Bruder friſche Truppen unter dem tapfern General Starhemberg nach Barcelona zugeſendet, mit Hülfe der Eingebornen dem bourboniſchen Gegner den Thron von Spanien mit den Waffen abzugewinnen; nur in Barcelona und den umliegenden Landſchaften wurde er als König geehrt, in dem übrigen Land fand der habsburgiſche Fürſt wenig Sympathien. Der altnationale Gegenſatz zwiſchen Aragoniern und Caſtilianern war die ſtärkſte Stütze für Philipp V. Während des Kampfes befeſtigte ſich der Widerſtand und Kriegsmuth der Caſtilianer, wuchs ihre Anhänglichkeit an die bourboniſche Dynaſtie. Mit Begeiſterung begrüßten die Cortes Philipps Sohn als Prinzen von Aſturien.

Sept. 1706.

27. Okt. 1706.

25. Apr. 1707.

Bis in das ſüdliche Frankreich übte der nationale Aufſchwung der Caſtilianer ſeine moraliſche Kraft. Als eine engliſche Flotte vor Toulon erſchien, um unterſtützt von kaiſerlich-italieniſchen Landtruppen unter Prinz Eugen und Victor Amadeus ſich der wichtigen Hafenſtadt zu bemächtigen und des mittelländiſchen Meeres vollends Meiſter zu werden; regte ſich unter der provençaliſchen Bevölkerung der Umgegend, unter Adel und Bürgerſchaft eine ſolche kriegeriſche Entſchloſſenheit, daß die Verbündeten an der Möglichkeit verzweifelten, angeſichts der militäriſchen Vertheidigungsanſtalten des Marſchalls Teſſé und der kriegsmuthigen Haltung der Bevölkerung einen erfolgreichen Angriff von Süden her durchführen zu können und den Plan aufgaben.

Vereitelter Angriff auf Toulon.

In England nahm man es ſehr ungünſtig auf, daß die Flotte mit ſo großem Eifer den continentalen Dingen nachging und dadurch den franzöſiſch-ſpaniſchen

Die Stimmung in England und Holland.

Schiffen Gelegenheit gab, die Handelsverbindungen in Weſtindien und Südamerika um ſo erfolgreicher zu pflegen und auszubeuten. Selbſt in ihren eigenen Meeren erlitt die engliſche Handelswelt manchen empfindlichen Schaden durch franzöſiſche Kreuzer, die von Breſt und Dünkirchen aus Jagd auf Kauffahrteiſchiffe machten. Und noch kühler war die Stimmung der Generalſtaaten und der Amſterdamer Großhändler für den Krieg. Wir wiſſen, wie ſchwer es ſchon bisher dem Oberfeldherrn Marlborough gefallen war, die Republik bei der Allianz mit England und dem habsburgiſchen Kaiſerhaus zu halten; nur dem Einfluß des verſtändigen, rechtſchaffenen und geſchäftserfahrenen Großpenſionarius Heinſius, der bei der Politik Wilhelms III. treu beharrte, war es zu verdanken, daß Holland zu Land und zur See bei der gemeinſamen Fahne blieb, ſo ſehr auch die hochmögenden Herren mit Sorge und Unruhe auf die wachſende Seeherrſchaft des verbündeten Inſelvolkes blicken mochten. Und gerade damals kam ein Werk zu Stande, das mehr als alle bisherigen Staatsactionen dem britiſchen Reiche eine weltgeſchichtliche Machtſtellung zuwies, ihm den Charakter eines Großſtaats aufdrückte — die Union Schottlands und Englands zu einem Königreich Großbrittannien mit einem gemeinſamen Parlamente.

Schottland mit England vereinigt. 1707.

Mit wie viel Pathos immer die altſchottiſche Partei die religiöſen Gegenſätze, die nationalen und geſchichtlichen Erinnerungen vergangener Zeiten, die Ehre eines ſelbſtändigen altgefeſtigten Staatsweſens in die Redeſchlachten führte; wie ſehr die alten Covenanters der Tauſende von Auserwählten gedachten, „die als Blutzeugen des unverfälſchten Gotteswortes zu Felde gezogen, um ſei es auf der Wahlſtatt oder auf dem Richtplatz die Krone des Lebens davonzutragen"; wie ſehr Jacobitiſche Häuptlinge der Hochlande an die alte Treue erinnerten, welche das ſchottiſche Volk ſeit Jahrhunderten an das Haus Stuart geknüpft; wie ergreifend immer patriotiſcher Particularismus die ſchmachvolle Stellung des Vaterlandes ſchildern mochte, wenn es im Dienſte des Nachbarvolks in den Krieg ziehen und die öffentlichen Laſten tragen müſſe: die modernen Anſchauungen gewannen den Sieg über Romantik, confeſſionelle Gläubigkeit und gemüthliche kleinbürgerliche Idealität. Die Erwägung, welcher Zukunft Schottland entgegengehe, wenn es im Welthandel überholt, von ſelbſtändigem Colonialbeſitz ausgeſchloſſen wie eine verödete Ruine in einſamer Abgeſchloſſenheit daſtehe, hatte mehr Gewicht als der Ruhm der nationalen Selbſtherrſchaft. Man erkannte, daß Schottland nur gedeihen könne wenn es vereint mit England in den vollen Lebensſtrom eintrete; und die vaterländiſchen und verſtändigen Männer, die unerſchüttert durch die leidenſchaftliche Aufregung der gegneriſchen Volksklaſſen in dem ſchottiſchen Parlamente, das vom November bis Januar zum letztenmale in Edinburg tagte, die ſelbſtaatliche Vernichtung beſchloſſen, um den großbritanniſchen Einheitsſtaat zu gründen, haben der Welt ein anerkennenswerthes Beiſpiel von Selbſtüberwindung gegeben. Dem Unionsvertrag, wonach der durch das Erbrecht berufene König über den großbritanniſchen Einheitsſtaat herrſchen und die Vertreter der ſchottiſchen Nation forthin in dem Parlament zu Weſtminſter ihren Sitz haben und abſtimmen ſollten, war eine „kirchliche Schutzakte" beigefügt, daß die ſchottiſche Staatskirche in ihrer Integrität und Unabhängigkeit erhalten bleiben ſollte.

Nov. 1706—Jan. 1707.

Dem König von Frankreich waren diese rivalisirenden Interessen der beiden Seestaaten nicht unbekannt und er versuchte die früher so oft erprobten Künste, durch diplomatische Unterhandlungen in die schwach überdeckten Fugen einen Keil zu treiben, die Vereinigung durch Separatvorschläge zu trennen. Daß er seinem Enkel die spanische Gesammtmonarchie verschaffen könne, durfte er kaum mehr hoffen nach den schweren Schlägen des letzten Jahres, bei der großen Erschöpfung des eigenen Reiches. Er kam auf die alten Theilungsgedanken zurück. Wie er durch seinen Bevollmächtigten d'Avaux den regierenden Herren im Haag andeuten ließ, wollte er auf Spanien verzichten und selbst die Niederlande der Entscheidung der Generalstaaten überlassen, wenn seinem Enkel nur die spanischen Besitzungen in Italien verblieben und der Kurfürst von Baiern wieder in sein Land eingesetzt würde. In Holland war man nicht abgeneigt, auf Grund dieser Vorschläge in Friedensverhandlungen einzutreten; auch in England, wo man über die Unfälle in Catalonien und vor Toulon betroffen war und die Parteien mit großer Leidenschaft einander bekämpften, wo man sogar eine Untersuchung über die spanischen Vorgänge einleitete, wurde die Kriegspolitik heftig angegriffen. Nur Oesterreich wollte von keinem Nachgeben hören und sowohl die beiden siegreichen Feldherren als Heinsius waren der Ansicht, man müsse die Lage benutzen, um Frankreichs Vorherrschaft zu brechen und ein politisches Gleichgewicht auf dauernder Basis in Europa herzustellen. Ein spanischer König aus dem Hause Oesterreich, der nur mit fremder Hülfe sich auf dem Thron behaupten könne, war nach der Meinung der leitenden Staatsmänner in England und Holland die sicherste Bürgschaft für eine friedliche Ordnung in Europa. Marlborough begab sich nach London, um die Königin und die Minister zur Fortsetzung des Krieges zu bestimmen. Er erreichte sein Ziel. Ein Manifest wurde erlassen, worin es hieß: „Kein Friede werde sicher und ehrenvoll sein, wenn nicht das Haus Oesterreich in den Besitz der gesammten spanischen Monarchie gelange." Lord Stanhope übernahm den Oberbefehl über die englischen Truppen in Spanien, die den habsburgischen König in Barcelona aufrecht halten sollten. Die Engländer betrachteten ihn als ein Geschöpf von ihrer Hand und suchten aus der Lage den größtmöglichen Vortheil für sich selbst zu ziehen. Sie bemächtigten sich der Insel Menorca und nahmen die Hafenstadt Portmahon in eigenen Besitz; sie nöthigten Karl III. zu einem Handelstractat, kraft dessen bei der Festsetzung der Eingangszölle auf britische Waaren eine Commission mit der spanischen Regierung zusammenwirken, der amerikanische Handel in die Hände einer spanisch-englischen Compagnie übergehen sollte mit Ausschluß jeder französischen Concurrenz.

Ludwigs Vergleichsvorschläge zurückgewiesen.

Ludwig XIV. gab die Hoffnung nicht auf, durch neue kriegerische Anstrengungen wieder das Feld zu gewinnen und die gesunkene Kriegsehre herzustellen. Noch waren die Franzosen im Besitz eines großen Theils der spanischen Niederlande: Brüssel, Gent, Brügge waren noch in ihren Händen, in ganz Flandern und Brabant herrschte eine verbitterte Stimmung gegen die holländische

Neue Kriegspläne. Oudenarde. 1708.

Verwaltung; man hätte dort die Franzoſen als Befreier von dem verhaßten Joch der calviniſchen Nachbarn mit offenen Armen empfangen. Auch in Schottland regte ſich die Oppoſitionspartei gegen die Union, die ſo eben die Beſtätigung im Parlament gefunden hatte. Wenn es nun gelang, durch Unterſtützung der Jacobiten den Engländern im eigenen Lande Feinde zu erwecken, und zugleich in Belgien wieder feſten Fuß zu faſſen, ſo konnte leicht eine Lage geſchaffen werden, welche die Verbündeten zum Nachgeben zwang. In Verſailles wurde daher beſchloſſen, den Sohn des verſtorbenen Stuart, der in Frankreich als König Jacob III. anerkannt war, mit einigen Tauſend Mann Landungstruppen von Dünkirchen aus nach den Hochlanden ſegeln zu laſſen, um dort die ſtuart'ſchen und franzöſiſchen Sympathien zu wecken, und zugleich den Marſchall von Vendome und den Sohn des Dauphin, den Herzog von Bourgogne mit beträchtlichen Streitkräften nach den Niederlanden gegen Marlborough zu ſenden. An der Moſel ſollte der waffenkundige Berwick den Prinzen Eugen von dem beabſichtigten Einmarſch in Lothringen abhalten und Max Emanuel den Oberrhein gegen die Reichsarmee unter dem Kurfürſten von Hannover hüten. Aber es geſchah anders als man gewollt und gehofft hatte. Die Stuartſche Expedition kam nicht zur Ausführung, weil die Abfahrt ſich verzögerte, bis die engliſche Flotte das Auslaufen unmöglich machte; in den Niederlanden erwies ſich die Aufſtellung zweier Feldherren als höchſt nachtheilig, weil der königliche Prinz auf eigene Hand operirte und den Anordnungen des Oberbefehlshabers Vendome nicht immer Folge leiſtete. Vor Allem aber hatte man nicht in Anſchlag gebracht, daß man es mit zwei genialen Feldherren zu thun habe, die ſchon einmal durch ihr Zuſammenwirken eine unerwartete Wendung in den Kriegsgang gebracht hatten. Dies wiederholte ſich jetzt. Während Berwick einen Angriff Eugens gegen Lothringen erwartete, eilte dieſer mit einigen Schwadronen Huſaren an die Schelde und vereinigte ſich mit Marlborough. Die Anweſenheit des gefeierten Feldmarſchall flößte den Truppen Muth ein und richtete den kleinmüthigen geſunkenen Geiſt des Waffengefährten auf. Dieſem einträchtigen Zuſammengehen der verbündeten Heerführer war es beſonders zuzuſchreiben,
11. Juli 1708. daß die Schlacht bei Oudenarde, wo ſich der Marſchall und der Prinz nicht über einen einheitlichen Schlachtplan zu einigen vermochten, für die Franzoſen verloren ging, daß im Laufe der nächſten Monate die Feſtungen Lille, Gent, Brügge ſich ergeben mußten und daß ganz Flandern und Brabant der Herrſchaft der Seemächte und Oeſterreichs von Neuem unterworfen wurden. Auch Berwick und der Kurfürſt, welche der geſchlagenen Armee neue Verſtärkungen zuführten, vermochten das Verlorne nicht mehr zu gewinnen, zumal da die Stimmung der Einwohner mit den Erfolgen der Verbündeten umſchlug, an die Stelle des kriegeriſchen Aufſchwungs Furcht und Niedergeſchlagenheit trat.

Ludw. XIV. Demüthigung. Dieſe Unfälle des Jahres 1708 vernichteten die letzten Hoffnungen Ludwigs, und da auch noch eine unerhört ſtrenge Winterkälte, die bis in die Frühlings-

Tag- und Nachtgleiche andauerte, Hunger und Krankheiten erzeugte, eine darauf folgende Mißernte den Landmann an den Bettelſtab brachte und die Miniſter eine Fortſetzung des Krieges für unmöglich erklärten, ſo mußte Ludwig ſich zu Demüthigungen verſtehen, die in ſein ſtolzes Herz tiefe Dolchſtiche bohrten. Es waren die ſchwerſten Stunden ſeines Lebens. Gegen ſeine äußere Umgebung wußte er wohl noch immer Selbſtgefühl und Zuverſicht zu bewahren, aber in Gegenwart der Frau von Maintenon hat er zuweilen Thränen vergoſſen. Und wahrlich die Forderungen, welche die alliirten Mächte, deren Politik damals durch die drei Feldherren und Staatsmänner in ſouveräner Weiſe und einträchtigem Zuſammenwirken geleitet wurde, an den Monarchen in Verſailles ſtellten, waren ſo weitgehend, daß alle Errungenſchaften ſeiner vergangenen Anſtrengungen dadurch vernichtet worden wären. Man verlangte von ihm die unbedingte Entſagung auf das pyrenäiſche Königreich, auf die ſpaniſchen Niederlande, auf Mailand, auf die Beſitzungen in Weſtindien und Südamerica. Umſonſt machte Ludwig durch Torcy den Generalſtaaten große Zugeſtändniſſe, um ſie zu einer Separatübereinkunft und zu einer Trennung von der Allianz zu bewegen, umſonſt ſuchte er den Herzog von Marlborough, deſſen Habſucht und Geldgier bekannt war, durch verlockende Anerbietungen zu gewinnen, wenn man ſeinen Enkel nur im Beſitz von Neapel und Sicilien laſſen würde; die „Triumvirn" hielten in ungeſchwächter Eintracht zuſammen, die geſammte ſpaniſche Monarchie ſollte an Karl III. übergehen. Ja als die Verſailler Regierung ſich geneigt zeigte, ſogar auf dieſer Baſis in Friedensunterhandlungen einzutreten, wurden neue Forderungen geſtellt, ſelbſt Elſaß mit Straßburg, ſelbſt die Freigrafſchaft, wo Kundgebungen für die Rückführung des alten Regiments im Volke hervortraten, ſelbſt die lothringiſchen Bisthümer, ſelbſt die Feſtungen Condé und Valenciennes ſollten herausgegeben werden. In England ſprach man davon, daß man den franzöſiſchen König zwingen müſſe, den Stuartſchen Prätendenten aus ſeinen Staaten zu weiſen, die Feſtungswerke von Dünkirchen zu ſchleifen, den Hugenotten ihre alten Rechte zurückzugeben. Wie tief ehedem in den Zeiten ſeines Glücks und ſeiner Größe der franzöſiſche Gewalthaber durch Stolz und Uebermuth die andern europäiſchen Mächte verletzt haben mochte, jetzt wurde ihm in vollem Maße vergolten. Er mußte den Becher der Demüthigung bis auf den Grund leeren. Im Lager der Verbündeten ſprach man davon, daß man die Waffen in das Herz Frankreichs tragen, in Verſailles den Frieden dictiren müſſe. Torcy verlangte einen zweimonatlichen Waffenſtillſtand, um auf Grund der von den Alliirten geſtellten Forderungen einen Friedensſchluß zu Stande zu bringen; die drei gebietenden Herren, nicht zufrieden mit der Zuſage, daß dem König von Spanien jede Hülfeleiſtung von Seiten Frankreichs entzogen werden ſolle, wollten die Waffeneinſtellung nur unter der Bedingung gewähren, daß Ludwig ſeinen eigenen Enkel entthrone, daß er demſelben nicht nur jeden Beiſtand verſage, ſondern ihn aus Spanien vertreiben helfe. Franzöſiſche Truppen ſollten mit den

Verbündeten vereinigt den Habsburgischen König auf den Thron von Madrid führen. Zu solchem Grad der Schmach und Entehrung konnte Ludwig nicht gebracht werden. Stand denn nicht in Flandern noch ein kampfbereites Heer unter Villars, einem Feldherrn, der bei allem großsprecherischen Wesen und räuberischen Eigennutze doch auch militärische Talente besaß und die Soldaten in Ordnung und Zucht zu halten wußte? So wurden denn die ehrenkränkenden Anmuthungen zurückgewiesen und der Krieg nahm seinen Fortgang. Ein Aufruf an das Volk, den Ludwig durch die Statthalter veröffentlichen ließ, weckte den Nationalstolz der Franzosen und machte sie zu neuen Anstrengungen willig.

11. Sept. 1709. Bald kam es unweit Doornik zu der mörderischen Schlacht von Malplaquet, die zwar unentschieden blieb und sowohl in Rücksicht der trefflichen Führung und Anordnung als der tapfern Haltung der Truppen die militärische Ehre Frankreichs unverletzt erhielt, aber furchtbare Verluste zur Folge hatte, welche besonders das erschöpfte Frankreich auf das Empfindlichste trafen. Villars wurde verwundet weggetragen und mußte den Oberbefehl an den alten General Boufflers abgeben; 33,000 Leichen und Verwundete lagen auf dem Waffenfelde umher. Und obwohl auch die Verbündeten so geschwächt waren, daß sie außer der Eroberung von Mons keine Früchte aus der blutigen Action ernten konnten, so schien es doch, als ob Frankreich den Krieg nicht länger fortzusetzen vermöchte, als ob es den Frieden unter jeder Bedingung annehmen müßte. Schon ließ Ludwig seinem Enkel durch den Herzog von Noailles den Rath ertheilen, um den Preis von Sicilien und Sardinien dem spanischen Thron zu entsagen, ehe er mit Gewalt vertrieben und in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgestoßen würde; auf Frankreichs Beistand könne er nicht mehr rechnen. Selbst die Fürstin Orsini wurde angewiesen im Sinne einer Verzichtleistung zu wirken. Da traten unerwartete Ereignisse ein. Es war als wollte die göttliche Strafgerechtigkeit nunmehr auch den Uebermuth der Andern züchtigen, auf daß der Mensch Mäßigung lerne.

4. Umschwung und Friedensschlüsse.

Die Lage Europa's nach der Schlacht von Malplaquet.

Wie hatte sich im Winter von 1709 auf 1710, während dessen in Gertruidenburg die Verhandlungen zwischen den Verbündeten und Frankreich fortgesetzt wurden, die Lage Europa's geändert! Der eine Habsburger in Wien hatte sein Ansehen im Osten aufs Neue begründet, hatte sich das Vertrauen der evangelischen Stände und der Reichsfürsten erworben, hatte in Italien die kaiserliche Autorität wieder aufgerichtet und den Papst zum Nachgeben gezwungen, hegte die Hoffnung, den Elsaß und alle entfremdeten Orte am Oberrhein seinem Haus oder dem Reich zurückzugewinnen; sein Bruder stand im Begriff die gesammte spanische Monarchie, selbst gegen den Willen der Nation davonzutragen. Es schien als ob die Geschicke Europa's abermals von dem Hause Habsburg gelenkt, Frankreichs militärisches und politisches Uebergewicht für alle Zukunft erschüttert

werden sollte. Selbst die von Colbert gegründete, von geschickten Admiralen in die Höhe gebrachte Seemacht stand in Gefahr, wieder zu ihren Anfängen zurückgeworfen zu werden, seitdem England im Besitz von Gibraltar und Port Mahon das Mittelmeer beherrschte und im Bunde mit Holland in den americanischen und indischen Gewässern das Regiment führte und die Geld- und Waarenmärkte inne hatte! Wenn der französische König, wie er sich erboten, die holländische Barrière in den belgischen Grenzstädten in ausgedehntem Umfang herstellte und durch Niederlegung der Festungswerke von Dünkirchen den Caperschiffen den Rückhalt benahm, so war auch der Canal und die Republik Holland gegen jeden Angriff oder Ueberfall von Seiten Frankreichs gesichert. Auch in Spanien schien die Sache Habsburgs zu triumphiren, seitdem das englisch-deutsche Heer zwei Schlachten gewonnen und Zaragossa wieder in seine Gewalt gebracht hatte.

Wechselfälle in Spanien.

Aber in dem Pyrenäenlande trat die erste Wendung zum Vortheil der Bourbonischen Dynastie ein. Ermuthigt durch seine Erfolge beredete Lord Stanhope den habsburgischen König zu einem zweiten Zug nach Madrid; denn nur in Castilien könne die schließliche Entscheidung gefällt werden. Er wollte zugleich eine Zwangsanleihe ausschreiben, durch welche er die Bevölkerung an den neuen Thron zu fesseln hoffte. Wirklich drang das Heer der Verbündeten ohne Widerstand nach Madrid vor und Karl III. konnte als König von Spanien seinen Sitz in dem Lustschloß el Pardo nehmen, während Philipp V. und sein Hof in Valladolid weilte. Aber die Zeichen von Anhänglichkeit und Loyalität, welche dem bourbonischen König von allen Seiten zu Theil wurden, hielten auch jetzt noch seine Hoffnungen auf einen erfolgreichen Ausgang aufrecht und gaben ihm die Festigkeit, die kleinmüthigen Rathschläge von Versailles zurückzuweisen. Wie erstaunten die Verbündeten, als sie die Straßen der Hauptstadt so verödet und menschenleer fanden! Alle Granden und angesehenen Bürger waren dem Bourbon, den sie als ihren rechtmäßigen König verehrten, nach der neuen Residenz gefolgt. Stanhope fand Niemand, den er zu dem beabsichtigten Anlehen hätte heranziehen können. Und wie empörte sich der strengkirchliche Sinn der Geistlichkeit und der Bevölkerung, als sie ketzerische Hände die Heiligthümer katholischer Kirchen antasten sahen! Unter solchen Umständen fiel es dem energischen und erfahrenen Marschall Vendome, den Ludwig trotz der eigenen Bedrängniß seinem Enkel zugesandt hatte, nicht schwer, in Kurzem ein spanisches Heer von 20,000 Mann unter seiner Fahne zu sammeln und die Verbündeten zum Rückzug nach Aragonien zu nöthigen. Rasch folgte Vendome begleitet von dem Bourbon den abziehenden Feinden auf dem Fuße nach. Er ereilte zuerst die Abtheilung Stanhope's bei Brihuega und nöthigte den englischen Heerführer nach tapferster Gegenwehr zur Ergebung. Darauf warf er sich auf Starhemberg und brachte bei Villa Victosa auch diesen geschickten Feldherrn so sehr ins Gedränge, daß er mit Zurücklassung seines Geschützes eilends das befreundete Catalonien zu erreichen suchte. Philipp V. konnte wieder in Zaragossa einziehen, indeß Karl III. auf Barcelona und Tortosa beschränkt blieb. Mit Recht wurde Vendome, als er anderthalb Jahr später in Catalonien starb (11. Juni 1712) im Pantheon des Escorial beigesetzt.

10. Decbr 1710.

Die Hofcabale und der polit. Systemwechsel in London.

Die Botschaft von diesen unerwarteten Erfolgen im Pyrenäenlande traf Ludwig XIV. auf der Jagd. Sie war wie das erste Morgenroth nach einer sturmvollen Nacht. Er lobte die männliche Haltung seines Enkels; in St. Cyr

ließ Frau von Maintenon die jungen Damen des Stifts einen Lobgeſang anſtimmen. Und in der That war es auch das Morgenroth, das für Frankreich beſſere Tage ankündigte! Denn zu gleicher Zeit war in England eine Veränderung eingetreten, welche die bisherige Politik tief erſchütterte, und in Oeſterreich ſtellte bald darauf ein raſcher Todesfall die ganze Allianz in Frage. — Wir wiſſen, daß Königin Anna, in deren Seele die Stuartſchen Gefühle und Ideen nicht erſtickt waren, ſtets große Hinneigung zu den Tories und Hochkirchenmännern hegte, und daß nur der Einfluß der Lady Marlborough und die kriegeriſchen Erfolge ihres Gemahls ſie allmählich dahin gebracht hatten, den Whiglords in ihrem Miniſterium eine vorwiegende Stellung einzuräumen, ohne jedoch das Ruder ausſchließlich in ihre Hände zu legen. Sie war der Meinung, die fürſtliche Gewalt dürfe nie einer Partei dienen, ſondern müſſe ein Gleichgewicht erhalten, um über Allen als „Gebieterin“ zu herrſchen. Auch Marlborough ſtellte ſich nicht entſchieden auf die eine oder andere Seite; auch er glaubte am ſicherſten zu gehen, wenn die Regierung von gemäßigten Männern beider Fractionen geleitet würde. Seine ſtaatsmänniſche Gewandtheit und ſeine Feldzüge, „von denen jeder nachfolgende ein Ruhmgefährte des vorhergehenden war“, ſicherten ihm doch eine gebietende Stellung. Nun geſchah es aber, daß die Herzensneigung zwiſchen Anna und ihrer erſten Ehrendame mit der Zeit erkaltete, daß der Königin der Gegenſatz ihrer eigenen Geſinnung zu den religiöſen und politiſchen Anſichten der Herzogin immer mehr zum Bewußtſein kam und daß das ſtolze und anmaßende Auftreten der Lady ihr zuletzt unerträglich ward. Fräulein Hill, die Schweſter eines verdienten Militärs, die ſich mit Lord Maſham vermählte, gewann Anna's Liebe und Vertrauen und arbeitete der hochfahrenden Herzogin entgegen. Seit der Union hatte der Parteieifer einen hohen Grad von Aufregung erlangt; das hochkirchliche Gefühl trat immer ſchroffer auf den Kampfplatz gegen die freieren Richtungen, gegen den Latitudinarismus der Niederkirchlichen, gegen Presbyterianer und Diſſenterthum; in Schrift und Rede wurde das Prinzip vom leidenden Gehorſam von Neuem ins Feld geführt; die Jacobiten und Legitimiſten bekriegten in jeder Art die whigiſtiſchen Grundſätze. Die vermehrten Auflagen für den Krieg, welche beſonders ſchwer auf die Landeigenthümer drückten und zugleich die Staatsſchuld mit jedem Jahr in die Höhe trieben, ſteigerten die Unzufriedenheit mit dem herrſchenden Regiment und die Aufregung der Gemüther. Unter ſolchen Umſtänden wird es begreiflich, wie ein Streit der Königin mit der Herzogin und eine daran geknüpfte Kabale nicht nur die Ausſchließung der Lady Marlborough vom Hofe, ſondern einen Syſtemwechſel in der Regierung, eine Umwandlung der bisherigen Politik zur Folge haben konnte. Durch die Intriguen zweier Staatsſecretäre, des hochkirchlichen toryſtiſchen Robert Harley und des Lord St. John, „des geiſtreichſten geſchickteſten aber zugleich gewiſſenloſeſten Mannes ſeiner Zeit“, wurde die Königin dahin gebracht, daß ſie die eifrigſten Anhänger Marlboroughs, den jüngeren Sunderland und Godolphin aus dem

Miniſterium entfernte und die Leitung der öffentlichen Dinge den Tories übertrug. Die Leiter des neuen Cabinets, der Lordkanzler Harley (Graf Oxford) und Henry St. John, in der Folge Lord Bolingbroke, wünſchten nunmehr die Beendigung des Krieges, um den Herzog von Marlborough, dem ſie aus Rückſicht auf die öffentliche Meinung und die hohe Volksgunſt den Oberbefehl über das Heer nicht ganz zu entziehen wagten, entbehrlich zu machen und ihn von jedem Einfluß auf den Gang der Staatsgeſchäfte zu entfernen. Sie gaben daher im größten Geheimniß dem franzöſiſchen Miniſter Torcy einen Wink, daß man in England einem friedlichen Uebereinkommen nicht abgeneigt ſei. Wie freute man ſich in Paris über eine ſolche Ausſicht!

Das Vorhaben der Tories wurde weſentlich gefördert durch die Nachricht, daß Kaiſer Joſeph I., der eifrigſte Förderer des Kriegs gegen die Bourbons, plötzlich ohne männliche Nachkommenſchaft geſtorben und dadurch derſelbe Habsburger, für den die ſpaniſche Monarchie erobert werden ſollte, Erbherr des großen Reiches im Oſten geworden ſei. Nunmehr konnte es nicht im Intereſſe der fremden Mächte und des europäiſchen Gleichgewichts liegen, den öſterreichiſchen Ländermaſſen auch noch die ſpaniſchen beizufügen und dadurch abermals eine Habsburgiſche Uebermacht zu ſchaffen wie zur Zeit Karls V. Zwar wurde der Bund äußerlich immer noch aufrecht erhalten: Der Erzherzog verſicherte, daß er die ganze Macht ſeines Hauſes einſetzen werde, um ſein Erbrecht zur Geltung zu bringen, und auch in England unterließ man nicht, die Verbündeten zur feſten Eintracht und zum ſtandhaften Ausharren zu ermahnen; aber ſchon war das Fundament der Allianz unterwühlt. Indeß die drei Staatslenker und Heerführer Alles aufboten, um die bisherige Kriegspolitik aufrecht zu halten und die Demüthigung Frankreichs zu vollenden, wurde ihnen der Boden unter den Füßen weggezogen. Sie arbeiteten an einem Werk, das bereits dem Einſturz nahe war.

Der Thronwechſel in Oeſterreich. 17. Apr. 1711.

Einige Monate nach des Kaiſers Tod meldete ſich derſelbe Dichter Prior, der einſt die Botſchaft vom Abſchluß des Ryswicker Friedens über den Kanal getragen, der intimſte Vertraute Bolingbrokes in Verſailles zur Audienz. Sie wurde ihm mit Freuden gewährt; aus dem Munde des Königs und der Frau von Maintenon empfing er die Verſicherung, daß man ſich gerne mit England verſtändigen würde. Bald nachher wurde ein franzöſiſcher Bevollmächtigter, Mesnager, der in handelspolitiſchen Dingen für beſonders erfahren galt, von Bolingbroke nach Windſor geleitet und auf einer verborgenen Treppe heimlich der Königin vorgeführt. Das in ſelbſtſüchtigem Sonderintereſſe geplante Complott mußte das Licht vorzeitiger Veröffentlichung vermeiden. — Noch vor Ende des Jahres wurde das Parlament auf die große Frage vorbereitet, indem die Thronrede der Hoffnung auf baldige Beendigung des Krieges lebhaften Ausdruck gab. Im Unterhaus, wo die Tories in Folge neuer Wahlen die Mehrheit bildeten, fanden die Friedensklänge viel Beifall; die Lords dagegen ſtanden noch zum größeren Theil unter dem Einfluß der Marlborough'ſchen Politik: ſie

Friedenspolitik in England. Juli 1711.

gaben in ihrer Adreſſe die Erklärung ab, „daß ſich kein ehrenvoller und ſicherer Friede denken laſſe, wenn Spanien und Weſtindien einem Zweige des Hauſes Bourbon verbleiben ſollten“. Dies war aber in den Regierungskreiſen bereits beſchloſſene Sache. Bald wurde denn auch im Oberhauſe die Oppoſition bewältigt, indem die Königin kraft ihrer Prärogative zwölf neue Peers toryſtiſcher Färbung ernannte. Daß man den bourboniſchen König, für den das caſtiliſche Volk ſo energiſch eingetreten, ſo viele Opfer gebracht, nicht mehr aus Spanien verjagen könne, hatten die letzten Vorgänge zur Genüge bewieſen. Von Seiten Englands wurde daher der transpyrenäiſche Krieg nur auf die Beſchützung der beiden Seeplätze Gibraltar und Port Mahon beſchränkt, die man zu behaupten vorhatte. Vergebens ſuchten die Generalſtaaten, welche bisher ſo ſtandhaft die Anträge Frankreichs zurückgewieſen, das engliſche Miniſterium von einſeitigen Schritten abzuhalten; vergebens begab ſich Prinz Eugen im Anfang des Jahres 1712 ſelbſt nach London, um die ungünſtige Stimmung auszugleichen, die der kaiſerliche Geſandte Graf Gallas durch ſein ſcharfes Auftreten gegen die Toryminiſter erregt hatte, und für die Fortdauer der Waffenbrüderſchaft zu wirken: die Ermahnungen der rivaliſirenden Seemacht, der man durch direkte Verhandlungen mit Frankreich den Rang abzugewinnen hoffte, brachten wenig Eindruck hervor und den öſterreichiſchen Feldherrn, der von dem engliſchen Volke mit hohen Ehren empfangen wurde, ſuchte man durch perſönliche Auszeichnungen zu befriedigen, ohne ihn jedoch einen Einfluß auf die Politik gewinnen zu laſſen. Marlborough war kurz vorher im Parlamente des Mißbrauchs der ihm überwieſenen Staatsgelder angeklagt und des Unterſchleifs ſchuldig befunden worden. Dies gab der Königin Veranlaſſung, dem ſiegreichen Kriegshelden durch ein Handſchreiben den Oberbefehl zu entziehen. Statt ſeiner wurde ein eifriger Jacobit, der Herzog von Ormond an die Spitze des Heeres geſtellt, der den Holländern und dem kaiſerlichen Feldherrn gleich abgeneigt war. Denn neben den Handelsvortheilen, welche die engliſchen Staatsmänner bei ihren geheimen Unterhandlungen und Abmachungen mit der Regierung von Verſailles in erſter Linie im Auge hatten, waren auch legitimiſtiſche Umtriebe im Spiel. Die hannoveriſche Succeſſion war der kinderloſen Stuartſchen Königin nicht nach dem Sinn. Sie wünſchte die väterliche Krone ihrem Halbbruder Jacob zuzuwenden, über deſſen Echtheit die Zweifel, die Anna einſt ſelbſt ſo gefliſſentlich genährt hatte, längſt verſchwunden waren. Wie traf da diesſeits und jenſeits des Kanals die bourboniſch-ſtuartſche Politik abermals zuſammen!

Die bourboniſche Succeſſionsfrage.

Darüber war das Bolingbrokeſche Miniſterium mit dem franzöſiſchen Hofe einig, daß man Spanien und die auswärtigen Beſitzungen dem bourboniſchen König Philipp V. laſſen müſſe; nur über die Frage, welche Beſtimmungen getroffen werden könnten, um die Möglichkeit einer dereinſtigen Vereinigung der ſpaniſchen und franzöſiſchen Monarchie abzuſchneiden, konnte man lange zu keinem Einverſtändniß kommen. Denn es war ja oft genug dargelegt worden, daß Niemand auf ein ihm von Gott gegebenes, in

den Fundamentalgesetzen des Staats überliefertes Recht Verzicht leisten könne. Wer konnte also dafür stehen, daß nicht einmal der spanische Bourbon auf den Thron von Frankreich berufen werde und die Union, zu deren Abwendung man hauptsächlich die Waffen ergriffen, zuletzt doch zu Stande käme. Die Frage war um so brennender, als im Februar dieses Jahres der ältere Bruder Philipps, der Herzog von Bourgogne, der seit dem Tode des Dauphin im April 1711 der Thronerbe war, starb und sein ältester Sohn ihm bald ins Grab nachfolgte. Der Krieg dauerte daher noch einige Monate fort. Aber von Seiten Englands war er bereits zu einem Scheinkrieg geworden. Der Herzog von Ormond verweigerte jede Mitwirkung zu einer ernsten Action; nur zur Abwehr sollten die englischen Truppen gebraucht werden. Dadurch geschah es, daß der Oberfeldherr der Verbündeten den beabsichtigten Einmarsch in die Picardie nicht auszuführen vermochte und daß der Marschall Villars bei Denain an der Schelde einige Erfolge über Eugen und die Holländer davontrug. Der Anblick eroberter Fahnen, der den Einwohnern von Paris wieder gegönnt war, erweckte neue Zuversicht und bewirkte, daß der Uebermuth und die Ansprüche Frankreichs aufs Neue in die Höhe stiegen. Erst als Philipp V. die feierliche Erklärung gab, und durch eine öffentliche Urkunde vor den höchsten Würdenträgern und den Cortes von Castilien bestätigte, daß er seinen Zweig von dem königlichen Stamme in Frankreich absondere, daß bei der Erbfolge der französischen Krone auf ihn und seine Nachkommen durchaus keine Rücksicht zu nehmen sei, daß sein Recht als erloschen gelten und zunächst auf seinen Bruder den Herzog von Berry, dann auf seinen Oheim, den Herzog von Orleans übergehen solle, kam man endlich zum Ziel. Die Verzichtleistung Philipps von Anjou auf jedes Erbrecht an die französische Krone wurde in Gegenwart des Königs Ludwig XIV. und sämmtlicher Prinzen in die Akten des Pariser Parlaments eingetragen und somit der Entsagung staatsrechtliche Geltung verliehen. Darauf wurde zwischen England und Frankreich ein Waffenstillstand geschlossen, dem auch Holland, um nicht die ganze Kriegsmacht Frankreichs in das eigene Land zu ziehen, beizutreten sich gezwungen sah.

27. Juli 1712.

5. Nov. 1712.

Mittlerweile hatten das ganze Jahr über Friedensunterhandlungen in Utrecht stattgefunden, die aber von weniger Bedeutung waren als die geheimen Berathungen zwischen Torey und Bolingbroke bei einem Besuche des letzteren in Paris und Fontainebleau und die vertraulichen Mittheilungen, die Prior zwischen London und Versailles hin und hertrug. Erst als sich der englische und der französische Minister über alle entscheidenden Punkte geeinigt hatten, setzte der Friedenscongreß zu Utrecht, wohin nun auch die Generalstaaten, Spanien, Savoyen und Portugal ihre Bevollmächtigten abgeschickt hatten, auf Grund der bereits vereinbarten Präliminarien seine Arbeiten mit solchem Eifer und Erfolg fort, daß im nächsten Frühjahr das Pacificationswerk abgeschlossen werden konnte, das dem europäischen Staatensystem eine wesentliche Umgestaltung gab. Denn obgleich Kaiser und Reich von den Verhandlungen in Utrecht fern blieben, in der Hoffnung für die Rheinlande und Catalonien günstigere Bedingungen zu erzielen, wurden die zwischen den englischen und französischen Ministern getroffenen Bestimmungen festgehalten und durchgeführt, als ob die andern dabei mitgewirkt hätten. Man war überzeugt, daß sie schließlich doch genöthigt sein würden ihre Zustimmung zu geben. Unter solchen Verhältnissen war es begreiflich, daß England als Preis seines Abfalls die größten Vortheile für sich selbst davontrug.

Congreß und Friede von Utrecht. 1713.

11. Apr. 1713.

England

Nicht allein, daß der bourboniſche König Philipp V., der nach dem Aufgeben aller Erbanſprüche auf den franzöſiſchen Thron für ſich und ſeine Nachkommen als Herrſcher von Spanien und Indien anerkannt ward, dem Inſelreiche die Seeſtädte Gibraltar und Port Mahon überlaſſen mußte; es erlangte von Frankreich die transatlantiſchen Beſitzungen Neuſchottland (Akadien), Neufundland und die Hudſonsbai und Ludwig XIV. mußte einwilligen, daß die Feſtungswerke von Dünkirchen geſchleift und das Meer, daß das Inſelreich umfluthet, als das britiſche bezeichnet würden. Ferner erhielt England durch den „Aſſiento-Tractat", kraft deſſen einer britiſchen Geſellſchaft das ausſchließliche Recht zuſtand, gegen eine mäßige Abgabe jährlich fünftauſend Neger in die ſpaniſchen Indien zu verkaufen, und durch manche andere Zugeſtändniſſe in Beziehung auf den ſpaniſch-engliſchen Handelsverkehr große materielle Vortheile. Durch dieſes Abkommen legte Bolingbroke, der den Utrechter Frieden hauptſächlich zu Stande brachte, den Grund zu der Seeherrſchaft Englands und verſchaffte ſeiner Partei das Uebergewicht. Das treuloſe Verfahren bei den diplomatiſchen Abmachungen und die egoiſtiſche Taktik der Faction wurde mit dem Schilde der öffentlichen Wohlfahrt bedeckt.

Holland. Die Generalſtaaten, deren Führer Heinſius ſo energiſch die antifranzöſiſche Politik betrieben, hatten von ihren Anſtrengungen wenig Gewinn. Von England preisgegeben mußten ſie am meiſten die Rache Ludwigs fürchten, falls ſie den in Utrecht vereinbarten Beſchlüſſen widerſtrebten. So begnügten ſie ſich denn ſchließlich mit der Herſtellung des früheren Zuſtandes in Beziehung auf die Grenzbewachung. Auf Bolingbrokes dringendes Verlangen gewährte ihnen Ludwig XIV. durch den Barrière-Tractat das Beſatzungsrecht in den Feſtungen Menin, Ypern, Tournay u. a. O., und einige Erleichterungen im Handelsverkehr. Der Für-

Savoyen. ſprache Englands hatte es auch der Herzog von Savoyen-Piemont zu verdanken, daß ihm der rechtzeitige Wechſel ſeiner Kriegspolitik neuen Gewinn eintrug. Nicht genug, daß er im Beſitz der Grenzerweiterung blieb, die ihm einſt im Turiner Vertrag von den Verbündeten zugeſagt worden; man verlieh ihm auch die Inſel Sicilien, die Ludwig XIV. vergebens ſeinem treuen Bundesgenoſſen Max Emanuel zuzuwenden ſuchte, und bei der Feſtſetzung der ſpaniſchen Erbfolge wurde für den Fall eines Ausſterbens der Linie Philipps V. ſeinem Stamme

Preußen. das Recht der Succeſſion vorbehalten. Preußen wurde auf Grund alter Geldanſprüche an die ſpaniſche Monarchie durch das Oberquartier von Geldern entſchädigt und ſowohl ſein Königsrang als ſeine Souveränetät über Neuchatel und Valengin allgemein anerkannt.

Die Haltung Oeſterreichs. Die franzöſiſch-engliſche Diplomatie verfügte in Utrecht mit ſouveräner Eigenmächtigkeit über das Schickſal Europa's. Sollte aber die Regierung in London das öſterreichiſche Habsburg, dem man das ganze ſpaniſche Erbe zugedacht, für deſſen Rechte man mehr als zwölf Jahre lang mit aller Energie eingeſtanden, nun von jedem Antheil ausſchließen und wie früher den Erzherzog, ſo jetzt den Bourbon als den allein Auserwählten aufſtellen? Wie ſehr dies den

Wünſchen der Caſtilianer und des Madrider Cabinets entſprochen haben würde, einen ſolchen Umſchlag in den Gegenſatz hatten die Staatsmänner an der Themſe doch nicht im Sinne. Würde denn nicht ſchließlich an die Stelle einer habsburgiſchen Hegemonie, der man entgehen wollte, die viel bedenklichere bourbonſche treten? Und würde ein ſolches Vorhaben nicht einen neuen Krieg vielleicht von derſelben Dauer mit dem Kaiſer und ſeinen deutſchen Bundesgenoſſen erzeugt haben? Es war bekannt, wie begierig Oeſterreich nach dem Beſitz von Mailand trachtete. Hatte doch Kaiſer Joſeph, als er dem Bruder ſeine Anſprüche auf die ſpaniſche Monarchie abtrat, insgeheim ſich den Heimfall des Herzogthums verſprechen laſſen. Bei dem Regierungsantritt Karls VI. lagen die Dinge in Oeſterreich nicht ungünſtig. Es war der Wiener Regierung gelungen, kurz nach dem Tode Joſephs I. durch den Frieden von Szathmar, Ungarn und Siebenbürgen wieder feſter an die Monarchie zu knüpfen. Auf Grund eines neuen Staatsvertrags, bei deſſen Vereinbarung Graf Johann Palfy Namens des Königs und Alexander Karolyi Namens der „Conföderirten“ beſonders thätig geweſen, waren den Ländern jenſeits der Leitha und über dem Gebirge die alten verfaſſungsmäßigen Rechte und Freiheiten und den Proteſtanten Augsburgiſcher und Helvetiſcher Confeſſion die freie Religionsübung zurückgegeben, die Anſtellung in Staats-, Militär- und Kirchenämtern den Eingebornen vorbehalten und durch eine allgemeine Amneſtie die revolutionäre Bewegung niedergeſchlagen worden; und wenn auch Fürſt Rakoczy die angebotene Verzeihung und Begnadigung verſchmähte und es vorzog, ſeine letzten Lebensjahre zuerſt in Frankreich, dann in der Türkei zu verbringen; ſo konnte doch die Pacification der Oſtländer als gelungen betrachtet werden und der Kaiſer war in die Lage geſetzt, ſeine ganze Kriegsmacht zur Behauptung ſeiner Anſprüche oder zur Erlangung vortheilhafter Bedingungen einzuſetzen. Noch ſtand der erſte Feldherr der Zeit, Prinz Eugen mit beträchtlichen Streitkräften am Rhein; noch war Starhemberg Meiſter der Stadt Barcelona, wo Karl III. bei ſeinem Abgang zur Uebernahme der öſterreichiſchen Erblande und der Kaiſerwürde ſeine Gemahlin, die jugendlich ſchöne Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Wolfenbüttel, die bei ihrer Vermählung nebſt ihrem Großvater Anton Ulrich zur katholiſchen Kirche übergetreten war, gleichſam als Unterpfand ſeiner Treue zurückgelaſſen hatte, und in Catalonien war die Bevölkerung entſchloſſen, den Kampf für ihren König und für ihre angeſtammten Rechte fortzuſetzen, auch als die Engländer ihre Heere zurückzogen. So kam man denn in Utrecht auf die alte Idee einer Theilung der Monarchie zurück, Oeſterreich ſollte die ſpaniſchen Nebenländer Belgien, Mailand, Neapel und Sardinien erhalten. Nur auf dieſe Weiſe ſchien eine dauernde Pacification geſchaffen werden zu können.

1. Mai 1711.

Karl VI. und die vordern Reichskreiſe konnten ſich nicht ſofort entſchließen, die Utrechter Stipulationen anzunehmen. Sollte der Habsburger die Catalonier, die ihm ſo große Hinneigung gezeigt, die im Vertrauen auf ſeine Hülfe die Auf-

Frieden von Raſtatt und Baden. 1714.

forderung zur Unterwerfung ſtandhaft zurückwieſen, im Stiche laſſen, ohne daß ihre Privilegien ſicher geſtellt worden? Und ſollte das Reich, das auf die Herſtellung des weſtfäliſchen Friedens, auf die Wiedergewinnung von Straßburg und Elſaß gehofft hatte, aufs Neue ſeine Grenzen durch die Erroberungsſucht des feindlichen Nachbars bedroht ſehen? Aber die engliſch-franzöſiſche Miniſtercoalition war übereingekommen, gegenüber den Deutſchen auf den Frieden von Ryswick zurückzugehen. Die Tories ſchämten ſich nicht, den Franzoſen die Rheingrenze als Preis für die zugeſtandenen Handelsvortheile zu überantworten und die ſpaniſchen Oſtlande, die ſie einſt ſelbſt unter die Waffen gerufen, zur Unterwerfung unter ihre erbitterten Feinde aufzufordern. So erlebte denn die Welt noch ein blutiges Nachſpiel des langen Krieges. Aber als die Franzoſen mit neuer Zuverſicht ihre ganze Kriegsmacht an den Rhein rücken ließen, Landau eroberten, Freiburg trotz der tapfern Vertheidigung des Generals Harſch beſetzten und ſich anſchickten, nach Schwaben vorzudringen und an dem deutſchen Süden Rache für Höchſtädt zu nehmen; da überzeugte ſich Kaiſer Karl, daß er allein in Verbindung mit den ſaumſeligen Reichstruppen den Krieg wider Frankreich doch nicht mit Erfolg beſtehen könne, zumal da die ſtreitbarſten Fürſten der nördlichen Reichslande in den gleichzeitigen Krieg gegen Schweden verflochten waren und es nicht außer dem Bereich der Möglichkeit ſtand, daß ſich eine neue Coalition zur Durchführung der Utrechter Friedensbeſtimmungen bilden möchte. Er bevollmächtigte daher ſeinen Feldherrn Eugen, mit dem franzöſiſchen Befehlshaber Villars einen Waffenſtillſtand zu ſchließen, und gab dann ſeine Einwilligung zu dem von beiden Marſchällen auf Grund der Utrechter Stipulationen vereinbarten

7. März 1714. Frieden von Raſtatt, dem einige Monate ſpäter auch das deutſche Reich zu

7. Sept. Baden im Aargau beitrat. In Folge der Raſtatter und Badener Friedensverträge wurden die Kurfürſten von Baiern und Köln wieder in ihre Länder und Würden eingeſetzt, die Feſtung Landau den Franzoſen belaſſen, dagegen Freiburg, Breiſach und Kehl dem Reich zurückgegeben und die Feſtungswerke auf der Rheininſel und gegenüber Hüningen geſchleift. Da die engliſchen und holländiſchen Geſandten an den Verhandlungen keinen Theil hatten, ſo geſchah es, daß Ludwig XIV. mit Zuſtimmung des Wiener Cabinets auch die Aufrechthaltung der Ryswicker Religionsclauſel (S. 593) durchſetzte, „ein Denkmal ſeiner Herrſchaft, verhaßt den Proteſtanten und ein Zunder zu neuem Hader“. Selbſt engliſche Staatsmänner konnten ſich nicht enthalten, die „ſcandalöſe Clauſel“ zu verdammen.

Catalonien unterworfen.

Und nun erreichte auch das Nachſpiel des Krieges in Catalonien ſeinen tragiſchen Schluß. Als in Folge des Waffenſtillſtandes die öſterreichiſchen Truppen unter Starhemberg mit der Kaiſerin ſich in Barcelona eingeſchifft hatten, rückte Marſchall Berwick mit einem ſpaniſch-franzöſiſchen Heer in die öſtlichen Provinzen und forderte die Bewohner zur Unterwerfung und zur Annahme der caſtilianiſchen Verfaſſung auf. Die Aragonier, deren Hauptſtadt Zaragoſſa in den Händen

Philipps V. war, fügten ſich der Gewalt; Barcelona aber widerſtand faſt ein ganzes Jahr der feindlichen Uebermacht, bis die Widerſtandskraft der von England und Oeſterreich verlaſſenen Seeſtadt gebrochen war. Um die Zeit, da der Badener Friede dem Krieg am Rhein ein Ende machte, wurde auch Barcelona im Sturm erobert. Der Krieg hatte unheilbare Wunden geſchlagen: die ſchönen Fluren von Valencia lagen wüſte; die Catalonier, die lieber das Aergſte über ſich ergehen ließen, als daß ſie ſich den verhaßten Caſtilianern unterwarfen, erlitten den Tod in jeglicher Geſtalt; um nicht dem Hohne der Sieger preisgegeben zu werden zündeten ſie, wie einſt die Bürger von Sagunt und Numantia, ſelbſt ihre Häuſer an und begruben ſich unter den Trümmern. Als endlich nach Eroberung von Lerida, Zaragoſſa und Barcelona aller Widerſtand gebrochen war und das Richtbeil die künſten Häupter gefällt hatte, verloren die drei Landſchaften Aragonien, Catalonien und Valencia die alte Verfaſſung, ſo viel davon noch aus den Stürmen der Vergangenheit auf die Gegenwart gerettet worden war, und wurden fortan nach caſtiliſchen Geſetzen regiert. Das Mitleid des Kaiſers, dem die Erinnerung an das Schickſal der verlaſſenen und verrathenen Catalonier viele ſchwere Stunden bereitete, und die Theilnahme der Welt an ihrem harten Geſchicke war ein armer Troſt für die verlornen Güter und den Untergang ihrer nationalen Rechte und Stammeseigenthümlichkeiten. 11. Sept 1714.

II. Der große nordiſche Krieg.

1. Karl XII. in Dänemark, Polen und Sachſen.

So wenig war im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die europäiſche Staatenfamilie noch zu einem Ganzen zuſammengewachſen, daß gleichzeitig mit dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg im Norden und Nordoſten ein anderer großer Völkerkampf ſich abſpielte, ohne daß die beiden kriegführenden Theile in nähere Verbindung gekommen wären oder daß die Wechſelfälle der einen Gruppe auf die andere einen weſentlichen Einfluß geübt, einen entſcheidenden Ausſchlag gegeben hätten. Und doch ſtand hier wie dort eine Allianz von mehreren europäiſchen Mächten einem Einzelſtaat gegenüber; und doch waren hier wie dort Perſönlichkeiten von hohem Unternehmungsgeiſt und großen politiſchen Entwürfen die Urheber und Vollſtrecker der Pläne im Felde und in der Politik. Keine europäiſche Geſammtpolitik.

Wir haben in den früheren Blättern die Lage und Zuſtände der Staaten kennen gelernt, die im nordiſchen Krieg ihre Kräfte mit einander maßen. Schweden ſtand bei dem Tode Karls XI. auf dem Höhepunkt der Macht, zu der Guſtav Adolf und Karl X. den Grund gelegt hatten. Der ſtaatskluge Despotismus des Königs hatte der Krone unumſchränkte Gewalt verliehen, die durchgreifende Reduction der Staatsdomänen, obgleich ſie ob ihrer Härte oft des Rechtstitels „von Gottes Gnaden“ ermangelte, verbunden mit der Sparſamkeit des Monarchen Schweden im Anfang des Jahrh.

hatte die Staatskaſſe gefüllt und die Abtragung der Schulden wie die treffliche Ausrüſtung des Heeres und der Flotte möglich gemacht. Im Beſitze der Küſtenländer und der reichen Städte Wismar, Stralſund, Stettin, Riga und Reval beherrſchte Schweden den Handel der Oſtſee und deckte die Armuth des eigenen Landes durch einträgliche Zölle. Befanden ſich ja doch die Ausflüſſe der Weſer, Oder, Düna und Newa in ſeinem Gebiet! Ingermanland, Livland und Eſthland waren Schwedens Kornkammern und die Stätte, wo das heutige Petersburg ſteht, war eine mit wenigen Fiſcherhütten bedeckte ſumpfige Niederung auf ſchwediſchem Grund und Boden. Die Oſtſee war in Wahrheit das „ſchwediſche Meer“. Die kriegeriſche Kraft des abgehärteten Volkes, das Feldherrntalent einiger waffenkundigen Könige und die Zwietracht der Nachbarſtaaten hatten die kleine arme Nation in die Reihe der europäiſchen Großmächte geſtellt. Und wenn ſie auch in den letzten Jahrzehnten von ihrer politiſchen Höhe herabgeſtiegen war, ſo hatte man doch bei den Friedensverhandlungen in Ryswick dem ſchwediſchen Geſandten noch die Rolle eines Leiters und Vermittlers zugeſtanden.

Schweden und ſeine Nachbarn.

Mit neidiſchen Blicken betrachteten die Nachbarn das Uebergewicht der Schweden, das ſich oft in verletzender Weiſe kundgab. Wie oft ſtanden ſchwediſche Soldaten in fremden Kriegsdienſten und machten ſich durch ihre Raubſucht und Zuchtloſigkeit verhaßt; wie oft ließen ſich hohe Beamte und mächtige Reichsräthe vom Auslande beſtechen und zu fremden Zwecken mißbrauchen! (S. 618). Die Küſtenländer im Oſten des baltiſchen Meeres wurden als ausländiſche Provinzen behandelt, die ihre Abgaben nach Stockholm entrichteten, ohne daß man ſie als gleichberechtigte Glieder in den Staatsverband aufgenommen hätte; durch die Einziehung der Krongüter, die man auch auf die überſeeiſchen Landſchaften ausdehnte (S. 647), waren viele livländiſche Edelleute ihrer Liegenſchaften beraubt worden, welche ſie von ihren Voreltern geerbt oder durch Kauf und Verträge in gutem Glauben erworben hatten. In früheren Jahren hatte Livland der ſchwediſchen Regierung manche Vortheile zu danken gehabt: ſie hatte eine Agrargeſetzgebung mit Landesvermeſſung begründet, ſie hatte in Dorpat eine Univerſität nach dem Vorbilde von Upſala errichtet und in den größeren Städten höhere Schul- und Bildungsanſtalten ins Leben gerufen, ſie hatte das Kirchenregiment geordnet. Dem Generalgouverneur, der als Stellvertreter des Königs die militäriſchen und bürgerlichen Angelegenheiten leitete, ſtand ein aus ſchwediſchen und deutſchen Edelleuten gemiſchter Landesrath mit einem Landmarſchall zur Seite; Ritterſchaft und Landtag genoſſen ausgedehnte Rechte und Befugniſſe. Aber unter der Gewaltherrſchaft Karls XI. waren durch den deſpotiſchen Gouverneur Haſtfehr die Privilegien vielfach verletzt, das Landrathscollegium aufgelöſt, die Stände, welche gegen die Ausdehnung der harten Domänenreductionen über die nur durch Perſonalunion mit dem Königreich verbundenen Oſtſeeprovinzen in Stockholm allzulaut ihre Beſchwerden und Klagen vernehmen ließen, in ihrer Rechtsſtellung herabgedrückt worden. Beſonders trug ein livländiſcher Edelmann, Johann Reinhold Patkul, „ein Fanatiker des ſtändiſchen Staats“, den die Eingriffe in die alten verbrieften Landesrechte und Verfaſſungsbeſtimmungen tief verletzt hatten, der ſchwediſchen Herrſchaft einen leidenſchaftlichen Haß. Er hatte als Wortführer des ſtändiſchen Ausſchuſſes die Rechte der Landſchaft energiſch vertheidigt und war darum als Hochverräther angeklagt worden. Es war ihm gelungen, dem ſchwediſchen Halsgerichte zu entfliehen. Zum ſchmählichen Tode

Livland.

Patkul.

und zu Güterverluſt verurtheilt hatte er ſich eine Zeitlang in Deutſchland und in der Schweiz aufgehalten und war dann in die Dienſte des Polenkönigs Auguſt II. von Sachſen getreten. „Als öffentlicher Charakter heftig, unverſöhnlich und zweiſchneidig", urtheilt Roarden, „war Patkul in allen menſchlichen Beziehungen treu, uneigennützig und hochſinnig. Nichts Gemeines war in ſeiner Natur".

Dänemark u. Schleswig-Holſtein. Friedrich IV. 1699—1730.

Auch in Dänemark, wo am Ende des Jahrhunderts König Friedrich IV. ſeinem Vater Chriſtian V. auf dem Throne gefolgt war, trug der Hof und der Adel den Schweden tiefen Groll. Man hatte noch nicht die harten Bedingungen vergeſſen, die der ſiegreiche Nachbar im Kopenhagener Frieden (S. 612. 615) dem Dänenreiche aufgedrungen. Zu dem politiſchen Haß hatte ſich noch eine ererbte Feindſchaft zwiſchen den Herrſcherhäuſern geſellt. Seitdem die Oldenburger Dynaſtie ſich in eine königlich-däniſche und eine herzogliche Linie geſpalten, herrſchte in der Familie Zwietracht und Mißtrauen. Da die Herzogthümer Schleswig und Holſtein der Art unter die ältere und jüngere Linie aufgetheilt waren, daß keine ſcharfe Begrenzung ſtattfand, daß die beiderſeitigen Beſitzungen nicht als geſonderte einheitlich geſchloſſene Territorien auseinanderfielen, ſondern „im kreuzweiſe gewürfeltem Zickzack das Land durchſpannten", daß die Aemter, Städte und Schlöſſer durch Verträge und Abkommen dem einen oder dem andern zugewieſen worden, war das Streben des mächtigeren königlichen Zweiges dahin gerichtet, die herzoglich gattarpſchen Verwandten in Abhängigkeit zu bringen, die gelockerten Lehensbande in Schleswig feſter zu knüpfen, die Gerechtſame der däniſchen Landesherren gegenüber den gemeinſchaftlichen Ständen zum Nachtheil der herzoglichen zu mehren und zu ſtärken, die wirthſchaftliche und militäriſche Kraft der Elbherzogthümer zu däniſchen Staatszwecken auszunutzen. Die Abſchaffung des Wahlrechts und die Aufrichtung der Primogeniturordnung in beiden Landestheilen hatte noch zur Schärfung der Gegenſätze beigetragen, das Bewußtſein gleichartiger Intereſſen und Verpflichtungen noch mehr geſchwächt. Das Streben der däniſchen Krone, ihr feſtländiſches Gebiet durch die Vereinigung des ſchleswigſchen Landes mit Jütland zu vergrößern und die Herzöge von Holſtein-Gottorp in ein Vaſallitätsverhältniß zu zwingen, hatte die Wirkung, daß dieſe ſich enger an Schweden anſchloſſen, um durch die Waffen der kriegsſtarken Nachbarn gegen Vergewaltigung und Uebervortheilung geſchützt zu werden. Zeitweiſe wurden die politiſchen Sympathien durch verwandtſchaftliche Bande mittelſt Verheirathungen verſtärkt. Auch die Seemächte Holland und England, welche aus commerciellen und maritimen Rückſichten die Dänen nicht Meiſter in der Nordſee und den Verbindungsſtraßen werden laſſen wollten, ſtanden meiſtens den gattarpſchen Herzogen ſchützend zur Seite. Als in Dänemark Friedrich IV., ein Mann von kleiner ſchmächtiger Geſtalt aber von ungeduldigem Ehrgeiz, den Thron beſtieg und den umſichtigen Reventlow zum Reichskanzler machte, regierte in den Gottorpſchen Territorien ſein Stammesvetter gleichen Namens, ein Schwager des jungen Schwedenkönigs Karl XII., und gleich dieſem ein tollkühner Reiter und Jäger, ein waffenfroher, kampfbereiter Fürſt.

Karl XII. u. Auguſt II. von Polen.

Faſt um dieſelbe Zeit, da Karl XII. den ſchwediſchen Thron beſtieg, mit Hülfe des Staatsraths Piper die von dem Vater beſtellte vormundſchaftliche Regierung bei Seite ſchob und mit Einwilligung der Stände die unbeſchränkte Königsgewalt in die eigene Hand nahm, hatte, wie wir wiſſen der ſächſiſche Kurfürſt Friedrich Auguſt der Starke, als König Auguſt II. die Krone in Polen erlangt. „Dynaſtiſche Eitelkeit und perſönliche Großmannsſucht hatten ihn in den polniſchen Wahlkampf und gleichzeitig zum Abfall vom väterlichen Glauben

getrieben, Pflichtvergessenheit geleitete ihn auf den Königsthron. Selbstvergötterung blieb seitdem die Würze seines Lebens und eine Jagd nach schimmernden Chimären ward der Reiz jedes einzelnen Tages. Alsbald begann er Ränkesucht mit Staatskunst, Doppelzüngigkeit mit Staatsklugheit zu verwechseln." Der kursächsische Minister Jacob Heinrich von Flemming, der durch seine Gewandtheit in der Kunst der Bestechung bei der Königswahl seinem fürstlichen Gönner so erfolgreiche Dienste geleistet hatte, ein Mann von Verstand und fruchtbarer Einbildungskraft aber leichtfertig und zu staatskünstlerischen Entwürfen geneigt, erfüllte die ehrsüchtige Seele seines Herrn mit Eroberungsplänen. Er kannte die Natur des Kurfürsten-Königs, der von hochfliegenden Träumen und Herrschergelüsten erfüllt sich leicht über alle Bedenken und Schwierigkeiten wegsetzte und dem eine Politik der Täuschung, der Unehrlichkeit, der Gewaltthätigkeit wenig Gewissenspein verursachte, und schmeichelte ihm mit dem Gedanken, die schwedischen Besitzungen an der Ostsee in seine Hände zu bringen. Gegen die ausdrückliche Bestimmung der Capitulation hatte August unter allerlei Vorwand eine ansehnliche sächsische Armee in Polen zurückgehalten, die ihm jederzeit zur Verfügung stand. Sein Plan gewann an Klarheit als Patkul in seine Dienste trat und mit Flemming vereinigt auf die Phantasie des Königs einwirkte, ihm vorspiegelte, wie gern Livland die verhaßte schwedische Herrschaft abschütteln würde, wenn es auf nachdrückliche Hülfe rechnen könnte, und in seiner Seele Kriegsruhm und Eroberungslust weckte.

Bund der drei Monarchen gegen Schweden.

Auch die polnische Adelsrepublik hatte ja an Schweden manche vergangene Unbill zu rächen, so daß August hoffen durfte, durch einige bestochene Magnaten den Reichstag zur Theilnahme am Krieg fortzureißen. War er denn nicht durch seinen Krönungseid verpflichtet, dem polnischen Reiche zur Wiedergewinnung der verlornen Besitzungen zu verhelfen? Zu diesen gehörte doch auch Livland. Durch Patkul hatte er mit der Ritterschaft Verbindungen angeknüpft; ein glücklicher Waffengang, mochte er voraussetzen, konnte die spröden Elemente im Senat und Reichstag zu Warschau willfährig machen und den kriegerischen Geist aufstacheln. Ein Bündniß mit dem Zar Peter von Rußland, der einen Zugang nach der
21. Nov. 1699. Ostsee zu gewinnen suchte, war unter Vermittlung Patkuls zum Abschluß gekommen; einen andern Verbündeten erlangte August ohne große Mühe in dem König von Dänemark, dem heftigen Feind Schwedens. So wurde ein dreifacher Angriffsplan beschlossen. Der Augenblick schien so günstig als möglich. Denn wie sollte ein junger, schlecht erzogener und unerfahrener König, der bisher noch wenig Zeichen geistiger Begabung abgelegt hatte, im Stande sein, die drei verbündeten Monarchen im Kriege zu bestehen? Auch wurden die Feindseligkeiten sofort eröffnet. Ohne daß man zuvor die Zustimmung der Republik Polen eingeholt, rückte ein sächsisches Heer unter Flemming, Steinau und Patkul an die Grenze von Livland, um die mit Patkul verbundene Ritterschaft zur Abwerfung der schwedischen Herrschaft zu bringen, und bedrohte Riga, indeß die Russen

Anſtalten trafen in Eſthland einzufallen und Friedrich IV. von Dänemark den Herzog von Holſtein-Gottorp mit Krieg überzog, um Schleswig, wonach die Dänen ſchon lange lüſtern waren, mit Jütland und dem Inſelreich zu vereinigen. Es war ein räuberiſcher Ueberfall ohne Kriegserklärung, ein gemeiner, von den eigennützigſten Motiven angefachter Eroberungskrieg, durch welchen dem königlichen Jüngling entriſſen werden ſollte, was Guſtav Adolf und Karl X. erworben hatten.

Karl XII. vor Kopenhagen und der Travendaler Friede.

Aber wie erſtaunte Europa, als der junge Fürſt in Stockholm einen raſchen lebendigen Geiſt und ein ausgezeichnetes Kriegstalent entfaltete! Entrüſtet über das feindſelige ungerechte Beginnen der Gegner ſchiffte ſich Karl XII. ſofort mit ſeinen tapfern Kriegsmannſchaften ein, landete, begünſtigt von holländiſchen und engliſchen Geſchwadern, welche in den däniſchen Gewäſſern kreuzten, auf der Inſel Seeland und ſchritt alsbald zur Belagerung von Kopenhagen. Die Dänen geriethen in Schrecken; man fürchtete eine Erneuerung der Drangſale, welche die Hauptſtadt vor vierzig Jahren erlitten; der Dänenkönig, der mit einer unzulänglichen Armee und einigen ſchlechtdisciplinirten ſächſiſchen Hülfstruppen vergeblich verſucht hatte, Tönningen in ſeine Gewalt zu bringen, eilte daher ſo ſchnell wie möglich ein friedliches Abkommen zu erlangen. In Travendal, einem Luſtſchloß des Herzogs von Plön wurde ein Congreß abgehalten, an welchem Bevollmächtigte der beiden Seemächte, Frankreichs und einiger deutſcher Fürſten Theil nahmen und der die Einſtellung der däniſch-holſteiniſchen Feindſeligkeiten herbeiführte. Friedrich IV. entſagte dem Bunde mit Auguſt und Peter und verſprach, den Herzog zu entſchädigen, wogegen dieſer den Abzug der Schweden bewirkte. Die edle Mäßigung Karls XII., der in dem Travendaler Frieden jeden eigenen Gewinn verſchmähte, ſteigerte die Bewunderung für den jugendlichen Kriegshelden, und die ſtrenge Mannszucht ſeines Heeres, das ſich wie einſt unter Guſtav Adolf zweimal täglich unter des Königs Augen im Lager zur Morgen- und Abendandacht verſammelte und ſich aller Gewaltthätigkeiten und alles Plünderns enthalten mußte, erwarb ihm die Zuneigung der Völker.

18. Aug. 1700.

Schlacht bei Narwa.

Der glückliche Ausgang des kurzen Kriegs erhöhte die Kampfluſt des Schwedenkönigs. Wie den däniſchen Gegner wollte er nunmehr auch die beiden andern Friedensbrecher beſtrafen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Stockholm landete er mit einem kleinen Heer in Pernau und wendete ſich ſofort gegen die Ruſſen, die nach einer matten Kriegserklärung Peters in Eſthland eingedrungen waren und unter General Hallart die Feſtung Narwa belagerten. In dem Heer der Moscowiter herrſchte kein guter Geiſt: die ruſſiſchen Soldaten haßten die fremden Offiziere und zeigten wenig Kampfluſt, zumal der Zar ſich mit Golowin und Menſchikow von dem Kriegsſchauplatz entfernt hatte, dem Prinzen von Croy anheimſtellend, wie er ſich aus der ſchwierigen Lage heraushelfen möchte. So kam es, daß nach einem kurzen aber blutigen Kampfe außerhalb und innerhalb des verſchanzten Lagers vor Narwa die von dem König ſelbſt und dem trefflichen

30. Aug. 1700.

General Renſchiöld angeführten Schweden mit achttauſend Mann dem fünfmal
21. Nov. 1700. ſtärkeren Heer der Feinde eine Niederlage beibrachten. Die Sieger erbeuteten 150 Kanonen und anderes Kriegsgeräth und nahmen über hundert kleine Fahrzeuge weg, die in einem Hafen bei Narwa verborgen lagen. Croy und die andern Anführer mußten ſich, von den eigenen Soldaten bedroht, als Kriegsgefangene
Livland und Kurland bezwungen. ergeben, die Gemeinen ließ Karl laufen. So war denn auch der zweite Feind überwunden, und leicht hätte der Zar wie vorher der Dänenkönig zu einem Friedensſchluß gezwungen werden können, hätte nicht Karl XII. um an ſeinem Hauptgegner Rache zu nehmen, in ungeduldiger Haſt ſich ſüdwärts gewendet. Der Kurfürſt-König hatte vergebens gehofft, Livland für ſeine Zwecke zu gewinnen: die Ritterſchaft hatte kein Vertrauen in die Sache und hielt ſich fern und die Stadt Riga leiſtete unter dem alten Statthalter Dahlberg, der in ſeiner Jugend mit Karl X. über die Belte gezogen war, ſo tapfern Widerſtand, daß die Belagerung aufgegeben werden mußte. Beim Heranrücken der Schweden nach der Düna zogen die Sachſen ab, ſo daß Karl XII. nach einem meiſterhaften Uebergang über den Strom im Angeſichte der Ruſſen und nach einigen glücklichen
Juni und Juli 1701. Gefechten mit den ſächſiſchen Truppen und den Kurländern, die ſich ihnen angeſchloſſen, von beiden Provinzen Beſitz nehmen konnte. Herzog Ferdinand Caſimir von Kurland floh aus ſeinem Lande, das er nie wiederſehen ſollte. Auguſt II. aber begab ſich über Litthauen, wo er mit dem Zar in einer Zuſammenkunft auf Schloß Birſen in der Nähe von Wilna das Bündniß erneuerte, nach Polen, um dort bei den Magnaten die Beſtechungskünſte mit ſächſiſchem und ruſſiſchem Geld zu verſuchen, damit die Republik für den unbeſonnenen Ehrgeiz ihres Königs einſtehe.

Karl in Litthauen und Polen. Karl ließ jedoch ſeinem Gegner nicht viel Zeit. Nachdem er an der Grenze von Livland die ſächſiſch-ruſſiſchen Heerhaufen zerſprengt hatte, rückte er in Litthauen ein, wo die mächtige Familie Sapieha, ergrimmt daß Auguſt ſeinen Günſtling Flemming zum Großſtallmeiſter in dieſem noch immer in einer gewiſſen Selbſtändigkeit ſich bewegenden Lande ernannt hatte, ihm freundlich entgegenkam, und bedrohte die Polen mit einem Krieg, wenn ſie nicht ihren König, der ſeinen Eid gebrochen und nach abſoluter Herrſchaft ſtrebe, abſetzen würden. Die polniſche „Republik“ erklärte, daß ſie Auguſts II. Einfall in Livland weder gebilligt noch unterſtützt habe, wies aber die Anmuthung des Schwedenkönigs als verfaſſungswidrig zurück und bat um Anerkennung ihrer neutralen Haltung. Allein Karl beharrte mit unwandelbarem Starrſinn bei ſeinem Vorhaben, den Kurfürſten von Sachſen der polniſchen Krone zu berauben. „Man kann ſich auf des Königs Wort nicht verlaſſen, erwiederte er ſeinem zum Frieden mahnenden Miniſter Piper. Er würde, wenn wir gegen die Moscowiter im Felde ſtänden, ruſſiſches Geld nehmen und uns im Rücken anfallen. Wird Livland inzwiſchen von Kriegsleiden betroffen, ſo kann dies, wenn Gott einmal Frieden geben wird, durch Befreiungen und Begnadigungen wieder gut gemacht werden.“ Ohne ſich

daher mit dem König-Kurfürſten auf Unterhandlungen einzulaſſen, rückte Karl mit ſeinen ſchwediſchen Truppen in Polen ein und ſtand im Mai vor Warſchau. Mai 1702.
Zitternd überreichte ihm die Bürgerſchaft die Schlüſſel der Hauptſtadt und entrichtete die aufgelegte Kriegsſteuer. Auguſt hatte ſich nach Krakau und Sendomir begeben, wo es ihm gelang, einige Adelshäupter zu einer bewaffneten Conföderation zu vereinigen. Karl XII. verſäumte nicht, ſich auch dahin zu wenden. Nach dem Siege bei Cliſſow über ein ſächſiſch-polniſches Heer, ein Sieg der 19. Juli 1702.
ſeinem tapfern Schwager und Kriegsgefährten, dem Herzog Friedrich von Holſtein-Gottorp das Leben koſtete, nahm der Schwedenkönig auch von Krakau Beſitz und verfolgte dann ſeinen Gegner nach Polniſch-Preußen, alle Friedensanträge Auguſts, alle Vermittelungsvorſchläge der Polen und des Auslandes, alle Vorſtellungen ſeiner eigenen Freunde ſtandhaft zurückweiſend. Wie ein irrender Ritter, der an Abenteuern ſich ergötzt, ſuchte der kühne Schwede, von Leidenſchaft und Kriegswuth geſtachelt, den Kurfürſt-König in Wüſten, Moräſten, Wäldern auf und gab dadurch dem mächtigeren Gegner in Moskau Zeit, ſeine Eroberungspläne an der Oſtſee und am bothniſchen Meerbuſen und ſeine politiſch-civiliſatoriſchen Entwürfe ungehindert durchzuführen. Patkul ſelbſt, der in die Dienſte des Zaren eingetreten, war dem Moskowiter zur Erreichung ſeiner Zwecke in den deutſch-ſchwediſchen Provinzen behülflich. Im folgenden Jahr brachte 1703.
Karl nach mehreren glücklichen Gefechten gegen die Sachſen und conföderirten Polen die Städte Lublin und Pultusk, und in Weſtpreußen Thorn, Elbing und Danzig in ſeine Hände, ſo daß er nunmehr den größten Theil des polniſchen Reiches in ſeiner Gewalt hatte und mit mehr Erfolg die Entthronung des Kurfürſten betreiben konnte. Denn ſein Sinn war nicht auf Erwerbung neuer Länder gerichtet, ſondern nur auf Rache an dem Gegner.

Die Parteiſucht der polniſchen Magnaten, wovon die Einen, wie die Sapieha, Neue Königswahl.
zu den Schweden hielten, die Andern, wie die Oginski für das ruſſiſch-polniſche Bündniß thätig waren, die meiſten jedoch ihre perſönlichen und ſelbſtſüchtigen Zwecke höher hielten als Loyalität oder Patriotismus, machte in der polniſchen „Adelsdemokratie“ alle Dinge möglich. Bald war das ganze Land von Factionen zerriſſen, durch Bündniſſe und Gegenbündniſſe geſpalten. War es zu verwundern, daß ſchon während dieſes Krieges bald von dieſer, bald von jener Seite der Gedanke einer Theilung Polens auftauchte? Die treuloſe Cabinetspolitik jener Tage hätte ſich mit der Thatſache leicht zurechtgefunden, wenn die Oberhäupter ſich hätten verſtändigen können. Die dem Sachſen feindlich geſinnte Partei, welche die Conföderation von Warſchau geſchloſſen, gab dem Kurfürſt-König Schuld, er habe die Pacta conventa nicht gehalten, er habe die Republik in den Krieg verwickelt, um bei der Gelegenheit ſich ſouveräne Rechte anzueignen, er habe durch ſeine treuloſe, heimtückiſche Politik und durch offenbare Verletzung der Verfaſſung ſich des Thrones unwürdig gezeigt. An der Spitze dieſer Partei ſtand neben dem Krongroßfeldherrn Lubomirski der Cardinal-Erzbiſchof Radziejowski,

der kluge beredte, aber herrſchſüchtige, ehrgeizige und zweideutige Primas von Polen, der bei der letzten Königswahl ſo lange geſchwankt hatte, auf welche Seite er ſich wenden ſollte, der die verſchwenderiſche Pracht des Kurfürſten-Königs mit neidiſchen Augen betrachtete und eine Thronvacanz, während deren ihm das interimiſtiſche Regiment nach der Verfaſſung zuſtand, gern geſehen hätte. Unter
Febr. 1704. ſeinem Vorſitz vereinigte ſich der Reichstag in Warſchau zu dem Beſchluß, König Auguſt habe die Krone verwirkt und es ſei eine neue Wahl zur Beſetzung des Thrones anzuordnen. Im ſchwediſchen Heerlager tauchte der Plan auf, man ſolle einem der drei Söhne Johann Sobieski's, welche auf ihrer ſchleſiſchen Herrſchaft Ohlau wohnten, das väterliche Reich zuwenden. Karl ging auf den Vorſchlag ein und knüpfte Unterhandlungen mit den Brüdern an. Allein Auguſt vereitelte das Vorhaben. Ueberzeugt, daß man in Wien über die Verletzung des neutralen Gebiets durch den alten Freund und Verbündeten nicht allzuſehr zürnen werde, ließ er durch eine Anzahl verkleideter ſächſiſchen Offiziere den Prinzen, als ſie von Ohlau nach Breslau reiſten, in einem Walde auflauern und die beiden älteſten nach der Pleißenburg in Leipzig und von da nach dem Königſtein in Haft bringen. Der jüngſte, Alexander entkam nach Polen, konnte aber nicht bewogen werden, die Krone anzunehmen. Er ſelbſt lenkte die Aufmerkſamkeit Karls auf Stanislaus Leszinski, Wojewoden von Poſen, einen wohlwollenden, gebildeten Edelmann von ſchlichter Lebensweiſe und rechtſchaffener Geſinnung, aber wenig geeignet für die ſchwierige Lebensaufgabe, für die er auserſehen wurde. Dem Fürſt-Primas war die raſche Wahl nicht nach dem Sinne; er hätte es lieber geſehen, wenn die Thronerledigung und damit ſeine Reichsverweſerſchaft länger gedauert hätte. Aber die Ungeduld Karls geſtattete keine Verzögerung.
12. Juli 1704. Schon im Juli wurde Stanislaus in einer von ſchwediſchen Soldaten umſtellten Wahlverſammlung zum König von Polen ausgerufen, das Vorſpiel künftiger Vergewaltigungen. Im nächſten Jahr wurde der neue König durch den Biſchof von Lemberg gekrönt, aber ſeine Stellung war darum noch keineswegs geſichert, da nicht blos eine ſächſiſche, ſondern auch eine ruſſiſche Partei ſeiner Erhebung entgegen war und ſowohl Auguſt als Peter Alles aufboten, um den Schützling ihres Feindes zu ſtürzen. Nur durch das fortdauernde Waffenglück der Schweden konnte Stanislaus gehalten werden. Der Zar ſuchte durch Hülfsgelder den Krieg in Polen zu ſchüren, damit er anderwärts freie Hand behalte.

Der Krieg in Polen und die Haltung Preußens.

Durch die Unſicherheit der Lage in Polen ſah ſich der Schwedenkönig zu einem fortwährenden Umherziehen von einem Ende des Reichs zum andern genöthigt. So rückte er bald nach der Königswahl ſeines Schützlings auf höchſt beſchwerlichen Märſchen in Galizien ein und eroberte Lemberg. Dies benutzte Auguſt zu einem raſchen Zug nach Warſchau. Er nahm die ſchwediſche Beſatzung unter General Horn gefangen und ſtrafte die Hauptſtadt für ihren Abfall. Stanislaus war glücklich zu ſeinem Beſchützer nach Lemberg entkommen. Als aber Karl auf die Kunde von den Vorgängen in Warſchau der Weichſelſtadt eilig zu Hülfe zog, mußte das

königliche Heer wieder weichen; dabei bewerkſtelligte jedoch der Reichsgraf Johann Matthias von der Schulenburg, der ausgezeichnetſte Feldherr in Auguſts Dienſten nach dem ruhmvollen Treffen bei Punitz einen ſo meiſterhaften Rückzug unter den ſchwierigſten Umſtänden, daß die ſächſiſchen Truppen, ohne von den nacheilenden Schweden Schaden zu leiden, über die Oder entkamen. Warſchau wurde nun wieder von den Schweden beſetzt; ein Verſuch des General Paykul, mit der ſächſiſchen Reiterei und andern von Schulenburg herangezogenen Truppen die Weichſelſtadt noch einmal zu überraſchen, ſchlug fehl; Paykul wurde in dem Treffen bei Wohla überwunden und zum Gefangenen gemacht; und da er von Geburt ein Livländer war, ließ ihn Karl als Hochverräther zum Tode verurtheilen und hinrichten. Von Warſchau aus wandte ſich Karl, nachdem er die Krönung ſeines Schützlings Stanislaus auch in der Hauptſtadt hatte vollziehen laſſen, nach Litthauen und Volhynien, wo er trotz unſäglicher Schwierigkeiten und Beſchwerden, welche ihm die ungünſtige Jahreszeit, der moraſtige Boden, die Armuth des Landes und die überlegene Zahl der Feinde bereiteten, die Ruſſen zum Weichen brachte und dadurch die Autorität ſeines Königs Stanislaus in Polen befeſtigte. — Noch niemals war Europa in ſo tiefer allgemeiner Bewegung als in dieſen Jahren. Nicht nur daß im Süden und Norden, im Weſten und Oſten die Länder von Kriegsheeren durchzogen, Schlachten geliefert, Städte erobert, Menſchen gepeinigt und getödtet wurden; auch an den Höfen, bei den Regierungen, in den Kreiſen der Diplomaten und Staatsmänner herrſchte eine aufgeregte Thätigkeit, ein wechſelvolles Spiel von Ränken und Kabalen, von Bündniſſen und Täuſchungen, von Ueberliſtung und Gleißnerei. Beſonders war Berlin der Schauplatz diplomatiſcher Geſchäftigkeit: alle kriegführenden Theile ſuchten den neuen Königshof auf ihre Seite zu ziehen; Patkul arbeitete für einen Anſchluß an den Zaren und den Kurfürſt-König; die Conföderirten von Sendomir bemühten ſich, den König von Preußen für einen Bund mit der Republik Polen zu gewinnen; die bedrohten Einwohner von Danzig richteten ihre Blicke und Bitten nach Berlin; mit Karl XII. waren Unterhandlungen im Gange. Aber wir haben früher geſehen, wie wenig die brandenburgiſche Politik unter der Leitung eines Wartenberg dieſen großen Aufgaben gewachſen war (S. 634). Ueber glänzenden Feſten und Luſtbarkeiten, worin der Berliner Hof mit dem Dresdener wetteiferte, über Intriguen, Hofkabalen, Adelskliquen, complottirendem Parteitreiben verlor man das richtige Verſtändniß für höhere Staatszwecke. Ein Beſuch des gewandten Herzogs von Marlborough in Berlin hatte zur Folge, daß König Friedrich I. bei der ſeemächtlich-kaiſerlichen Allianz feſtgehalten ward und den Ereigniſſen, die ſich an den öſtlichen Grenzen ſeines Staats abſpielten, lange Zeit fern blieb. Unterdeſſen wurde deutſches Blut für fremde Zwecke geopfert, ein ſchmählicher Soldatenhandel gegen Subſidiengelder unterhalten, der Bürger und Bauer mit Laſten und Steuerdruck überbürdet.

Okt. 1704.

31. Juli 1705.

Okt. 1705.

Karl XII. nach Sachſen.

Während Karl XII. gegen die Ruſſen zu Felde lag, ſein trefflicher General Lewenhaupt von Riga aus in Kurland eindrang und den ruſſiſchen Feldmarſchall Scheremetew, der im vorhergehenden Jahr über den ſchwediſchen General Schlippenbach in Livland einen Sieg davon getragen hatte, in der blutigen Schlacht bei

26. Juli 1705.

Gemauerthof aufs Haupt ſchlug; verſuchte der Kurfürſt-König, nachdem er ſich in Grodno aufs Neue mit dem Zaren verſtändigt, mit einem ſächſiſch-polniſch-ruſſiſchen Heer den ſchwediſchen Feldherrn Rhenſchiöld der mit einer geringen Kriegsmacht auf der Grenze von Polen und Schleſien ſtand, aus ſeinen Stellungen zu drängen. Auguſt ſelbſt hielt ſich in einiger Entfernung und überließ

13. Febr. 1706.

den Angriff dem Grafen von Schulenburg. Aber die Schlacht bei Frauſtadt nahm einen andern Verlauf, als der Kurfürſt-König erwartet hatte. Die königlichen Truppen erlitten eine vollſtändige Niederlage. „Der ſächſiſchen Armee", bemerkte Schulenburg in ſeinem Bericht, „mangelte der göttliche Beiſtand." Nach dieſem Erfolg beſchloß Karl, Rhenſchiölds Heerhaufen an ſich zu ziehen und mit der vereinigten Kriegsmacht ſeinen Feind im eigenen Lande aufzuſuchen, zur großen Freude des Zaren, der dadurch Zeit gewann, ſein Eroberungswerk in den Oſtſeeländern durchzuführen. Karl hatte nicht zu befürchten, daß ihm von Seiten des Kaiſers oder des Reichs Schwierigkeiten bereitet würden, als er, begleitet von ſeinem Schützling Stanislaus durch Schleſien in die Lauſitz einrückte und

Aug. und Sept. 1706.

die Oder und die Elbe überſchreitend in das Herz von Sachſen drang. Kaiſer Joſeph, der kurz vorher die Herrſchaft angetreten, war mit dem Erbfolgekrieg und mit den ungariſchen Bewegungen ſo vollauf beſchäftigt, daß er ſich wohl hütete, auch noch den ſiegreichen Kriegsfürſten des Nordens zu reizen. Hatte doch vor zwei Jahren Auguſt ſich bei der Wegführung der Sobieski auch nicht um die Neutralität bekümmert. In kurzem ſtand der Schwedenkönig in der Nähe von Leipzig und nahm ſein Hauptquartier auf einem Rittergut bei Altranſtädt. „Abgemattet, abgeriſſen ſogar die Offiziere, die Mannſchaft mager und gelb, Zigeunern nicht unähnlich" ſo wird die ſchwediſche Armee von 24,000 Veteranen geſchildert, die in Sachſen gelagert war. In Wien gerieth man in Schrecken. Man fürchtete einen zweiten Guſtav Adolf und ſandte den Vicekanzler Wratislaw ab, um den König bei freundſchaftlicher Geſinnung zu erhalten. Auf den Rath des Grafen beeilte ſich der Kaiſer den ſchleſiſchen Proteſtanten, die den glaubensverwandten Monarchen um ſeinen Schutz und ſeine Vermittelung angegangen, einige Erleichterung gegen den Religionsdruck der Jeſuiten und Ultramontanen zu gewähren und die Herſtellung der im weſtfäliſchen Frieden den Evangeliſchen gewährleiſteten Rechte zu verſprechen. Bei dem durch Sonderintereſſen geſpaltenen Reichstag in Regensburg war kein Beſchluß wegen Landfriedensbruchs zu erzielen. Vor Allem fürchtete man in Wien und bei den Verbündeten die Wiederholung eines franzöſiſch-ſchwediſchen Bündniſſes. Wir wiſſen, daß Ludwig XIV. und Marſchall Villars einleitende Schritte dazu thaten (S. 810). Damals erſchien Marlborough im Lager von Altranſtädt und verſuchte auch bei dem Schweden-

könig ſeine höfiſche und diplomatiſche Kunſt. Er erreichte ſeinen Zweck. Karl verſchmähte den Bund mit dem Monarchen von Verſailles, der ihm eben ſo unſympathiſch war, wie Friedrich Auguſt in Dresden und miſchte ſich nicht in die Angelegenheiten der Süd- und Weſtſtaaten.

Kriegsnoth in Sachſen und Frieden von Altranſtädt.

Das ſächſiſche Volk mußte für den unruhigen Ehrgeiz ſeines Fürſten ſchwer büßen. Denn trotz der ſtrengen Mannszucht, die Karl ſtets handhabte, wurde das Land durch die feindliche Kriegsmacht ſchrecklich mitgenommen. Die Einquartierungen, Kriegsſteuern, Contributionen nahmen kein Ende; die Einwohner des flachen Landes flüchteten ſich in die Städte, die Königsfamilie ſuchte Schutz im Nachbarlande. „Von ihrem kurfürſtlichen Landesregiment an blindes Gehorchen gewöhnt, unterwarfen ſich Bauern und ſtädtiſche Bürgerſchaften Kurſachſens ohne Gedanken an Widerſtand. Anſtatt die Gutsunterthanen zu waffnen und ſelbſt zu Roſſe zu ſteigen, räumten die ſächſiſchen Edelleute Schlöſſer und Gehöfte der ſchwediſchen Einquartierung. Vor dem fremden Gewalthaber in den Staub gebeugt, erbettelte Kurſachſens Adel die Privilegien altſtändiſcher Steuerfreiheit, um die Laſten ſchwediſcher Kriegscontribution auf die Schultern des Landmannes und Städters abzuwälzen“. Die kurfürſtlichen Räthe und Beamten entehrten ſich durch Servilität und Pflichtvergeſſenheit. Das Kurfürſtenthum zu retten, ſchickte Auguſt, der unterdeſſen nach Warſchau zurückgekehrt war, zwei Bevollmächtigte, Pfingſten und Imhof in das ſchwediſche Hauptquartier, um Friedensunterhandlungen einzuleiten. Beide waren Mitglieder des geheimen Rathscollegiums in Dresden, das kurz zuvor den Livländer Patkul, der als außerordentlicher Geſandter des Zaren und Befehlshaber der ruſſiſchen Hülfsmannſchaften in Auguſts Dienſten ſich in der Elbeſtadt aufhielt und den ſächſiſchen Räthen durch ſeinen Eifer für die Sache ſeines Herrn ſehr beſchwerlich fiel, hatte verhaften und auf den Königſtein abführen laſſen. Der Kurfürſt-König, dem ſie den unbequemen Fremdling als einen gefährlichen verrätheriſchen Mann ſchilderten, welcher die ruſſiſchen Truppen dem Kaiſer habe zuführen und den Zar von der Sache ſeines Bundesgenoſſen trennen wollen, billigte dies Verfahren, ohne auf den geſandtſchaftlichen Charakter Patkuls Rückſicht zu nehmen. Die Friedensbedingungen, die Karl XII. den ſächſiſchen Unterhändlern ſtellte, waren für den übermüthigen autokratiſchen Fürſten demüthigend und ſchmachvoll: Friedrich Auguſt ſollte für ſich und ſeine Nachkommen der polniſchen Krone entſagen und Stanislaus als König anerkennen, er ſollte ſein Bündniß mit dem Zaren auflöſen, die Söhne Sobieski's in Freiheit ſetzen und Patkul ausliefern. Wie zum Hohne wollte ihm der ſchwediſche Monarch geſtatten, den Königstitel noch ferner zu führen. Die ſächſiſchen Räthe gingen auf Alles ein: kraft ihrer unbeſchränkten Vollmacht unterzeichneten ſie den Frieden von Altranſtädt. Am 24. Sept. 1706. bereitwilligſten vollzogen ſie die Auslieferung Patkuls. Der unglückliche Gefangene wurde vom Königſtein abgeholt und den ſchwediſchen Commiſſarien überliefert, die ihn unter ſcharfer Aufſicht hielten. Bis die Beſtätigung der Friedens-

artikel aus Warſchau eingetroffen ſein würde, blieb das ſchwediſche Heer noch in Sachſen und mußte vom Lande unterhalten werden. Welche Nothſtände und Drangſale dadurch über das Volk kamen, iſt nicht zu beſchreiben. Hatten ſchon bisher die Ausgaben, für die Hofhaltung, für den Krieg, für die Erlangung und Behauptung der polniſchen Schattenkrone die Kräfte des Landes erſchöpft, ſo erreichte jetzt das Elend den höchſten Grad. Man berechnete die Koſten der ſchwediſchen Occupation auf 21 bis 23 Millionen. Hunger, Mißhandlung, Armuth trieben die Menſchen zur Verzweiflung; mancher legte Hand an ſich ſelbſt. Und doch veranſtaltete, während die Stände mit Seufzen die hohen Steuern und Abgaben genehmigten und der verarmte Bauer faſt verhungerte, der Kurfürſt ein prachtvolles Hoffeſt nach dem andern, verſchwendete unermeßliche Summen für Luſtſchlöſſer, übte fürſtliche Freigebigkeit gegen ſeine Mätreſſen und natürlichen Kinder und wetteiferte in glänzender Kunſtentfaltung mit Paris und Wien.

August II. u. Karl XII.

Die zweideutige Haltung des Kurfürſten war die Haupturſache, daß die feindliche Kriegsmacht noch ein ganzes Jahr in Sachſen liegen blieb. Denn vier Wochen ſpäter, als Auguſt den Friedensvertrag ſchon beſtätigt hatte, ſtanden königlich-polniſche Truppen bei dem ruſſiſchen Heere, mit welchem Menſchikow dem ſchwediſchen General Marderfeld

29. Okt. 1706.

bei Kaliſch eine Niederlage beibrachte, ein Erfolg, für welchen jener von Kaiſer Joſeph in den Reichsfürſtenſtand erhoben ward. Auguſt entſchuldigte ſich bei Karl, daß ſeine Räthe ihm ſowohl die wirklichen Bedingungen als den endgültigen Abſchluß des Vergleichs vorenthalten, und ſuchte den Zürnenden zu beſänftigen; aber Niemand glaubte ihm und ſein nachheriges Benehmen gab Zeugniß, daß er nur ſo lange die Friedensartikel zu halten geſonnen ſei, als der Zwang der Nothwendigkeit auf ihm laſtete. Seine leichtſinnige oberflächliche Natur machte es ihm ſogar möglich, den beiden Königen in Altranſtädt

19. Jan. 1707.

einen Beſuch abzuſtatten und ſämmtliche Artikel des Vertrags zu beſtätigen. Welche Gegenſätze boten ſich da dem Auge des Beſchauers dar! Der in fürſtlicher Pracht und Herrlichkeit auftretende Friedrich Auguſt, das Muſter eines galanten Cavaliers nach der Mode von Verſailles, der gefeierte Held der Damen und der adeligen Herren, der impoſante ritterliche Fürſt im prunkenden Hofkleide gegenüber dem ſchwediſchen Waffenkönig von den einfachſten Formen und Gewohnheiten! Karl XII. war eine vollkommene Soldatennatur, ſeine Mäßigkeit ging ſo weit, daß er in niedriger Stube mit ungeſchmückten Wänden wohnte, ſich aller geiſtigen Getränke enthielt und im Felde mit geringer Soldatenkoſt begnügte. Sommer und Winter trug er dieſelbe unzierliche Kleidung, große Reiterſtiefel und einen langen Soldatenrock mit Meſſingknöpfen; auf Märſchen und in Kämpfen unterzog er ſich den größten Beſchwerden, Entbehrungen und Gefahren; weiblichen Umgang mied er; nur das Kriegsleben mit ſeinen aufregenden Eindrücken und Wechſelfällen hatte für ihn Reiz; das Getöſe der Schlacht, das Pfeifen der Kugeln, das Wiehern der Streitroſſe ging ihm über Opern, Hoffeſte und Concerte.

Patkuls Ende.

Endlich zog das ſchwediſche Heer aus Sachſen ab. Patkul war bereits in das Poſenſche vorausgeſchickt worden, um bei einem ſchwediſchen Dragonerregiment, das bei Kaſimiers in der Wojewodſchaft Kaliſch ſein Quartier hatte, vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden. Aus dem Schickſale des minder ſchuldigen Patkul konnte man auf das ſeines bedeutenderen Landsmannes ſchließen. Vergebens ſuchte Peter den livländiſchen Edelmann zu retten, indem er die Vermittelung der auswärtigen Höfe anrief und gegen ſeinen bisherigen Bundesgenoſſen Auguſt die harten Beſchuldigungen erhob, daß

er nicht nur durch Abſchließung eines Sonderfriedens treulos an ihm gehandelt, ſondern auch wider ſein Verſprechen, den Gefangenen heimlich entfliehen zu laſſen, durch Auslieferung deſſelben an den Todfeind das Völkerrecht verletzt habe; der erzürnte Schwedenkönig wollte das Opfer ſeiner Rache nicht fahren laſſen. Der Ausgang des Unglücklichen war ſchrecklich. Patkul wurde durch kriegsrichterlichen Spruch des Landesverraths und der Majeſtätsbeleidigung ſchuldig erkannt und zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung war furchtbar. Nachdem man ihn langſam gerädert, ſchlug man dem Halbtodten den Kopf ab und trennte dann den Körper in vier Theile um ſie auf das Rad zu pflanzen. Der weltkundige Edelmann hatte in einer tiefbewegten Zeit eine Bahn eingeſchlagen, die früher oder ſpäter zu einem ſchlimmen Ausgang führen mußte. Ein patriotiſcher Mann voll heißer Liebe für die alten ſtändiſchen Rechte ſeines Vaterlandes wollte er die ſchwediſche Herrſchaft, von der er dieſe Rechte gefährdet ſah, abwerfen: als er erkannte, daß der polniſche Staat und ſein leichtfertiger König nicht die Kraft und Fähigkeit hätten, das livländiſche Volk zu befreien und zu ſtützen, erblickte er den einzigen Weg der Rettung in dem Anſchluß der Provinz an das mächtige Moscowiterreich und ſeinen ſtarken Herrſcher. Von dem Bewunderer fremder Sitten erwartete er Herſtellung und Beachtung deutſchen Rechtes und Erhaltung und Begünſtigung deutſcher Cultur bei ſeinen Landsleuten. Der Urheber dieſer Politik iſt vor Vollendung ſeines Werks aus dem Leben geſchieden, aber ſein Plan ging in Erfüllung. Ob der Tauſch der Herrſchaft ein glücklicher war, ob Patkul als Märtyrer für eine gute Sache oder als Landesverräther geſtorben, darüber waren die Meinungen der Welt verſchieden. Um ſo einmüthiger lautete das Verdammungsurtheil über die rechtsverletzende Grauſamkeit, womit der ſchwediſche König ſeinen ruhmvollen Namen befleckte, und über die ehrvergeſſene Charakterloſigkeit des Kurfürſten. Der Zar rief den Zorn Gottes über den eidbrüchigen Bundesgenoſſen herab. Vergebens ſuchte Auguſt die zwiefache Schmach des gebrochenen Königsworts in Polen und des Bundesverraths an Rußland von ſich abzuwälzen, indem er die Hauptſchuld auf die Unterhändler ſchob, welche ihre Vollmachten überſchritten und ihm die Friedensartikel von Altranſtädt nicht vollſtändig mitgetheilt hätten: die Welt ließ ſich nicht täuſchen, wenngleich die beiden Räthe nach denſelben Königſtein in Haft gebracht wurden, wo vorher Patkul geſchmachtet hatte. Pfingſten blieb bis an ſeinen Tod in der Gefangenſchaft, Imhof erkaufte ſich nach ſieben Jahren die Freiheit durch eine Geldſumme von 40,000 Thalern.

10. Okt. 1707.

Haltung Auguſts II.

2. Pultawa und Bender.

Indeß Karl XII. ſtarrſinnig ſeinen Entthronungsplan gegen Auguſt verfolgte, benutzte Peter die Abweſenheit der ſchwediſchen Streitkräfte, um ſich Ingermanland und einen Theil von Livland und Eſthland zu unterwerfen und feſten Fuß an der Oſtſee zu faſſen. Er verfuhr, als ob er des Landes ſchon ſicher wäre und die Eroberungen ihm nie mehr entriſſen werden könnten. Er erbaute Schlüſſelburg und Kronſtadt; er ließ die Niederungen an der Newa mit unſäglicher Mühe durch Leibeigene, die auf zweihundert Meilen zuſammengetrieben wurden, austrocknen und legte den Grund zu der neuen Reſidenz Petersburg. Aus Moskau und andern Städten mußten Adelige, Kaufleute und Handwerker mit ihren Familien dahin überſiedeln; auch Ausländer wurden zur Einwanderung aufgemuntert. Bald fuhren holländiſche Schiffe die Newa hinauf und leiteten direkten Verkehr mit Rußland ein. Ueberall, wo der Zar in Eſthland und Liv-

Peter an der Oſtſee.

land Meiſter war, ließ er ſich huldigen, bei welcher Gelegenheit er die religiöſen und bürgerlichen Rechte und Freiheiten gewährleiſtete. Den Schweden, die unter Lewenhaupt in den Oſtſeeprovinzen zurückgeblieben waren, ſuchte er immer mehr Boden abzugewinnen, durch Verwüſtung von Widerſtand abſchreckend. —

Karl XII. gegen Rußland.

Der Zar mochte mit einiger Bangigkeit auf ſeine neuen Schöpfungen blicken, als Karl XII., nachdem er ſeinen bisherigen Gegner und den ſächſiſchen Hof durch einen unerwarteten Beſuch in Dresden überraſcht hatte, im Herbſt über

Sept 1707.

Schleſien nach Polen zurückzog, um ſeine ſiegreichen Waffen gegen ſeinen letzten und mächtigſten Feind zu kehren. Aber zu Peters Glück wählte Karl nicht die Oſtſeeländer zum Kriegsſchauplatze, ſondern beſchloß, auf Moskau loszurücken und in das Herz von Rußland zu dringen. Wie er einſt den Dänenkönig in Kopenhagen, wie er Auguſt II. in Warſchau und im Sachſenlande angegriffen und zur Unterwerfung gezwungen; ſo wollte er nun auch den Zaren im Mittelpunkt ſeines Reiches aufſuchen und überwinden. Er nahm Grodno und Wilna

10. Juli 1708.

weg, ſetzte im Juni über die Berezina und ſchlug nach dem Treffen von Golowtſchin den Weg nach Smolensk ein. Kein ruſſiſches Heer beſtand vor dem tollkühnen König, der an der Spitze ſeiner tapfern Truppen, die er in Sachſen durch Werbungen verſtärkt hatte, Flüſſe durchwatete und weglose Moraſtgegenden

Karl XII. u. Mazeppa.

durchſchritt. Nun trat aber eine Wendung in Karls Glück ein. Er hatte in Radoſzkowize, etliche Meilen von Minsk mit Mazeppa, dem Hetman der Koſaken einen Bundesvertrag geſchloſſen, worin der alte Heerführer verſprach, dem Schweden zum Beſitz von Severien und der Ukraine zu verhelfen; dafür ſollte er ſelbſt die Wojewodſchaften Witepsk und Polozk als ſelbſtändiges Herzogthum erhalten. Es war keine ungeſchickte Politik von Seiten des Schwedenkönigs, den Koſakiſchen Soldatenſtaat mit dem ihm nunmehr befreundeten Königreich Polen wieder zu vereinigen und einen ſtarken Keil in das Zarenreich von Moskau zu treiben; allein die Perſönlichkeit Mazeppa's und die unruhige Haſt Karls machten alle Pläne, alle Berechnungen ſcheitern. Mazeppa war ein zweideutiger Ränkeſchmied, der einſt durch treuloſe Künſte ſich die Hauptmannſchaft über die Koſaken verſchafft (S. 690) und zwanzig Jahre lang durch dieſelben Mittel ſich in der Stellung zu behaupten gewußt hatte. Er ſpiegelte dem König vor, daß ſeine Erſcheinung die unzufriedenen Koſakenſtämme ſofort unter die Waffen und zum Abfall von Rußland bringen würde.

Karl in der Ukraine.

Karl ſchenkte dem verſchlagenen und ehrgeizigen Mann Glauben und änderte ſeinen bisherigen Kriegsplan. Anſtatt ſeinen Feldherrn Lewenhaupt, der von Livland aus mit friſchen Truppen und mit Kleidung und Nahrungsmitteln für das ermattete und entblößte Heer auf dem Wege zu ihm war, abzuwarten und dann mit vereinten Kräften auf Smolensk loszugehen, wandte er ſich von Mohilew aus ſüdwärts und zog auf höchſt beſchwerlichen Märſchen in die von Wäldern und Steppen durchzogene Ukraine ein, um im Bunde mit dem ſtreitbaren Reitervolk die ſüdlichen Landſchaften, wo noch polniſche Sympathien in der Stille

fortlebten, von Rußland loszureißen. Dies gab dem Moskowiter Gelegenheit, zunächſt mit überlegenen Streitkräften ſich auf Lewenhaupt zu werfen und ihn bei Liesna anzugreifen. In dieſer Schlacht legten die Ruſſen „die erſte Probe in der Kriegskunſt“ ab. Wie glänzend immer Lewenhaupt während des Treffens und auf dem Rückzug ſeine ſtrategiſche Meiſterſchaft bewährte, ſo konnte er doch nur nach Aufopferung ſeiner ganzen Artillerie, alles Gepäcks und aller Vorräthe mit geſchwächten Heerhaufen den raſtlos vorwärts eilenden König erreichen. Auf die herbſtlichen Regengüſſe, welche Krankheiten erzeugten und die Wege zerſtörten, folgte ein äußerſt harter Winter (S. 818 f.), der die Leiden und Nothſtände der Truppen zu einer faſt unerträglichen Höhe ſteigerte. Dennoch ſetzte Karl ſeinen Marſch fort, obwohl ſich bald herausſtellte, daß Mazeppa's Verheißungen nicht in Erfüllung gebracht werden konnten. Als die Hauptleute der Heergemeinde aus dem Munde ihres Hetman von ſeinem mit Karl XII. abgeſchloſſenen Vertrag Kunde erhielten, zeigten ſie wenig Luſt, ſich der ruſſiſchen Schutzherrlichkeit zu entziehen und aufs Neue die Kriegsfurie früherer Jahre über ihr Land zu bringen. Vielmehr leiſteten ſie dem ruſſiſchen Feldherrn Menſchikow, welcher zur Beſetzung der Städte herbeikam, allen Vorſchub. Mazeppa's Reſidenz Baturin wurde ausgeplündert und zerſtört und ein neuer Hetmann gewählt, der an der Vereinigung mit dem Zaren feſthielt. Mazeppa hatte dem König 30,000 Koſaken in Ausſicht geſtellt; aber nur etwa 5000 ſchloſſen ſich ihm an, und ſelbſt dieſe verließen ihn nach einigen Tagen, ſo daß er als Flüchtling mit einem kleinen Gefolge im ſchwediſchen Lager erſchien.

23. Okt. 1708.

Nichts vermochte aber den ſtarrſinnigen König von ſeinem Vorhaben abzubringen; alle Vorſtellungen ſeiner Freunde verachtend rannte er blindlings in ſein Verderben. Die winterliche Jahreszeit forderte immer mehr Opfer: viele der abgehärteten Krieger erlagen der Kälte, Tauſenden erſtarrten Hände und Füße; feindliche Schaaren, die ihnen auf dem Fuße nachrückten und jede mißliche Lage zu Angriffen benutzten, lähmten den Muth, und der Abgang von Lebensmitteln brach auch des Stärkſten Kräfte. „Tod oder Brod“ war die Loſung; Alle wünſchten eine Entſcheidung. Endlich ſchritt Karl zur Belagerung der feſten Hauptſtadt Pultawa; aber bei dem Mangel an Geſchütz konnte wenig ausgerichtet werden. Die Belagerung dauerte mehrere Monate, bis der Zar ſelbſt an der Spitze einer bedeutenden Streitmacht unter den Feldherren Scheremetew, Menſchikow, Galizyn, Dolgoruki u. a. vor Pultawa erſchien, die ſchwediſche Armee umſtellte und den König, der kurz zuvor in einem kleinen Gefechte gegen Koſakenhaufen am Fuße verwundet worden war, zu einer Schlacht zwang, in welcher ſich entſcheiden mußte, ob Schweden ſeine durch Guſtav Adolf errungene Stellung in Europa behaupten oder ob Peter der Große ſeiner ſlaviſchen Macht das Uebergewicht geben würde. Die Schlacht bei Pultawa entſchied wider die Schweden, ſo ſehr die alten Krieger auch bei dieſer Gelegenheit gegen den ihnen an Stärke weit überlegenen Feind ihre Tapferkeit und militäriſche Erfahrung

Die Schlacht von Pultawa u. ihre Folgen.

April und Mai 1709

8. Juli 1709.

bewährten. Rhenſchiold, der die Anordnungen getroffen, Graf Piper und viele der erſten Militärbeamten geriethen in Gefangenſchaft, alles Gepäck und die reiche Kriegskaſſe fiel in die Hände der Sieger. Karl XII. wurde aus dem ſtolzen Ueberwinder dreier Könige ein hülfloſer Flüchtling, der ſich nur durch die angeſtrengteſte Flucht mit etwa zweitauſend Begleitern, darunter Mazeppa, über den Dnieper und dann nach den beſchwerlichſten Märſchen in der obdach- und nahrungsloſen Steppe auf das türkiſche Gebiet rettete. Er hatte kaum den Grenzfluß Bug bei Oczakow überſchritten, um ſich nach Bender zu begeben, als die Ruſſen am andern Ufer ankamen. Lewenhaupt, deſſen Feindſchaft mit Rhenſchiold nicht wenig zum Verluſt der Schlacht beigetragen hatte, ſammelte die Reſte der Flüchtigen und Zerſprengten; da aber bei dem Mangel an Nahrung und Geſchütz kein Rückzug möglich war, ſo ergab er ſich mit 15 bis 18,000 Mann. Nur wenige der tapfern Krieger ſahen die Heimath wieder; die fremden Offiziere und Soldaten traten großentheils in ruſſiſche Dienſte und waren dem Zaren bei ſeinen militäriſchen Reformen behülflich; die übrigen wurden in dem weiten Reiche zerſtreut, und ſtarben theils in den Bergwerken Sibiriens, theils als Bettler auf den Landſtraßen, oder ſie erwarben ſich ihren Lebensbedarf durch Unterricht in allen Dingen des praktiſchen Wiſſens und Könnens. So wurde das heldenmüthige Heer, gleich bewunderungswürdig im Dulden wie im Handeln, vernichtet. „Unſern Feind hat Phaëton's Schickſal getroffen und feſt geſenkt iſt endlich der Grundſtein unſerer Newaſtadt“ ſchrieb der Zar an den Admiral Apraxin in Petersburg. Er hatte alle Urſache den Schlachttag bei Pultawa durch eine jährliche Feier im Andenken der ruſſiſchen Bevölkerung zu erhalten.

Karl XII. in der Türkei und die Erneuerung des Dreifürſtenbundes.

Karl XII. wurde von den Türken ehrenvoll aufgenommen und großmüthig behandelt. In ſeinem Lager vor Bender lebte er als Gaſtfreund des Sultans in königlicher Weiſe; die Pforte leitete Unterhandlungen mit dem Zaren ein, daß er ſeinen Gegner ungefährdet nach Polen ziehen laſſe. Aber der Gedanke als Beſiegter ohne Heer in ſeine Staaten zurückzukehren, war der ſtolzen Seele Karls unerträglich. Er wollte die Türken zu einem Krieg mit Rußland bewegen und dann an ihrer Spitze die Staaten ſeines Feindes durchziehen. Die Moscowiter hatten während des zehnjährigen Friedens der Pforte Anlaß genug zum Mißtrauen, zur Eiferſucht, zu Klagen über Einmiſchung in die Grenzlande gegeben; auch konnte man in Konſtantinopel nicht ruhig zuſehen, daß das ruſſiſche Reich nach allen Seiten ſich ausdehne und als Schutzmacht der chriſtlich-ſlaviſchen Völker auftrete. Auf Grund dieſer Rivalität hoffte Karl XII. die Osmaniſche Regierung zu einem Kriegsbund mit Schweden und Polen zu bringen und ſetzte zu dem Ende alle diplomatiſchen Künſte und alle Hebel der Beſtechung und Intrigue in Konſtantinopel in Bewegung, um im Serail eine günſtige Stimmung zu erzeugen. Während er aber in Bender Zeit und Kräfte vergeudete, um die einem ruſſiſchen Kriege abgeneigte Pforte für ſeine Pläne zu gewinnen, erneuerten ſeine drei Gegner die frühere Allianz. Der ruſſiſche Zar, dem ja ohnedies der

Löwenantheil an der mit gemeinſchaftlichen Anſtrengungen zu erwerbenden Beute zufallen mußte, verzieh dem ſächſiſch-polniſchen Bundesgenoſſen den Altranſtädter Frieden und unterſtützte ihn bei der Wiedereroberung von Polen. Es fiel dem Kurfürſt-König nicht ſchwer, nachdem er das mit Karl und Stanislaus eingegangene Abkommen als ein erzwungenes widerrufen, mit Hülfe des conföderirten Adels und der ruſſiſchen Parteigänger in Litthauen und Polen, der Oginski, Radzivil u. a. den Bürgerkrieg, der die ganze Zeit über fortgedauert hatte, von Neuem zu ſchüren. Wenige Wochen nach dem Tage von Pultawa ſah ſich Leszcinski Aug. 1709. zur Flucht nach Pommern genöthigt, während Auguſt II. wieder als Herrſcher in Warſchau einzog und die Senatoren bewog, dem Moskowiter ihren Glückwunſch über ſeinen Sieg auszuſprechen, „durch den er ihre Freiheit gerettet habe."

Und ſollte König Friedrich IV. von Dänemark nicht auch verſuchen, ſich des Dänemark und Holſtein Gottorp. Travendaler Friedens zu entledigen? Als der Herzog von Holſtein-Gottorp bei Cliſſow die Todeswunde empfangen, übernahm die verwittwete Herzogin Hedwig Sophie die vormundſchaftliche Regierung über ihren minderjährigen Sohn Karl Friedrich. Als Schweſter Karls XII. neigte ſie zu Schweden und wendete ihre Gunſt dem talentvollen, gewandten aber ränkeſüchtigen Baron Georg Heinrich von Görz aus einem alten fränkiſchen Rittergeſchlechte zu, welcher ihre ſchwediſchen Sympathien theilte und bald eine wunderbare diplomatiſch-politiſche Thätigkeit entfaltete. So lange König Karl vom Glück begünſtigt war, hielt Friedrich IV. mit ſeiner feindſeligen Geſinnung zurück; doch wendete er dem Heerweſen große Sorgfalt zu, damit er bei günſtiger Gelegenheit feſter auftreten könne: um die Bauernſöhne zur Wehrpflicht beizuziehen, ſchaffte er auf den Krongütern die Leibeigenſchaft ab und munterte den Grundadel zur Nachahmung auf; indem er aber die Gutshörigkeit fortbeſtehen ließ, jede Freizügigkeit unterſagte, brachte die Einrichtung dem geringen Mann mehr Nachtheil als Nutzen. Wie wir wiſſen nahm Friedrich auch am ſpaniſchen Erbfolgekrieg in ſo fern Theil, daß er den Verbündeten däniſche Mannſchaft gegen Subſidiengelder abließ. Dies hatte für ihn den zweifachen Vortheil, daß er waffengeübte Truppen erhielt und zugleich die nöthigen Geldmittel, um nicht an Verſchwendung für Hoffeſte, Spiel und Mätreſſen hinter andern Fürſten zurückſtehen zu müſſen. Denn auch in Kopenhagen gab es Aergerniß genug, daß der König ſich von ſeiner Gemahlin trennte um mit der Hofdame Schindel zu leben. Im Jahr 1708 hatte er eine Reiſe nach Italien unternommen, wo er es an Vergnügungen und Liebſchaften nicht fehlen ließ. Um dieſelbe Zeit ſtarb die Herzogin von Holſtein-Gottorp und ihr Schwager Chriſtian Auguſt, der ihr ſchon bisher als Adminiſtrator zur Seite geſtanden und nun das Regiment allein führte, folgte ganz den Eingebungen des Baron, nunmehr Grafen von Görz. Der rechtskundige aber habgierige und beſtechliche Wedderkop, der nach Dänemark hinneigte, wurde in Haft geſetzt und der kluge in Kabalen und Anſchlägen unerſchöpfliche Cavalier entfaltete nun in den drei nordiſchen Staaten eine ränkevolle Thätigkeit. Auf der Rückreiſe ſtattete der Dänenkönig dem Dresdener Hof einen Beſuch ab und erneuerte mit Friedrich Auguſt die frühere Bundesgemeinſchaft: während der Zar ſich in den Oſtſeeprovinzen feſtſetzte, Auguſt die Anhänger Leszcinski's zur Unterwerfung brachte, gedachte der Däne in Holſtein und in den deutſchen Beſitzungen der Schweden Eroberungen zu machen. Zugleich ſuchten beide den König von Preußen zum Anſchluß zu bewegen. Ihre Anweſenheit in Berlin gab zu neuen Feſtlichkeiten Veranlaſſung, doch ließ ſich der alte vorſichtige Fürſt nicht aus ſeiner zurückhaltenden Politik drängen. Deſto geneigter war der Zar, auch den Dänen in den Bund aufzunehmen.

Erneuerung des Kriegs.

So erneute sich denn der Krieg gegen Schweden auf verschiedenen Seiten, während zugleich im Lande selbst die alte Adelsparteiung wieder auflebte und der Bauer und Bürger unter der Last der Besteuerung und der Aushebung erlag. Und dennoch hielten die schwedischen Truppen auch jetzt noch ihren alten Kriegs-
1710. ruhm aufrecht. Sie konnten freilich nicht verhindern, daß Peter schon im Januar durch den General Rostiz die Stadt Elbing einnahm, die Bürgerschaft mit Contributionen bedrückte und einen großen Theil der Einwohner in das Innere von Rußland verpflanzte, daß er von der See aus Wiborg und Kexholm in Karelien
Juni. zur Ergebung zwang und mit den weggeführten Schweden die Bevölkerung seiner neuen Hauptstadt Petersburg vermehrte, daß er, nachdem der General Schere-
4. Juli. metew in einem langen furchtbaren Belagerungskrieg Riga zur Capitulation gebracht, die Eroberung Livlands und Esthlands vollendete und die Einverleibung der Ostseeprovinzen in das russische Reich unter Gewährleistung ihrer alten Einrichtungen und Rechte, der Sprache, Religion und Rechtsinstitute durchführte; dagegen wurde der König von Dänemark, als er mit einem Heer nach Schonen übersetzte, um die alten Besitzungen zurückzuerobern, von einer kleinen Armee abgehärteter schwedischen Bauernsoldaten unter dem Oberbefehl des Grafen Steenbock zurückgeschlagen. Für die deutsch-schwedischen Landschaften und Städte vermittelten die Seemächte in dem „Haager Concert" einen neutralen Friedenszustand, den jedoch Karl XII. nicht anerkannte; in Polen dauerte der Kampf der Adelsconföderationen unter der Fahne von Stanislaus oder August II. fort und führte zu einer politischen Verwilderung, die den Staat in den Abgrund zu stürzen drohte. Schon damals wurden zwischen Peter, August und Friedrich I. von Preußen über eine Theilung des polnischen Reiches diplomatische Unterhandlungen gepflogen.

Karl XII. in Bender und die Pforte.

Unterdessen lebte Karl XII. in dem Zeltlager bei Bender in seiner gewohnten Soldatenweise fort. Als die Niederung, wo er anfangs seinen Wohnsitz aufgeschlagen, häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt war, bezog er mit seinem Gefolge und seiner Kriegerschaar, die durch Flüchtige und Zersprengte sich fortwährend mehrte, das höher gelegene Dorf Warnitza, das nach und nach das Ansehen einer befestigten Militär- und Lagerstadt erhielt. Er gab den Gedanken nicht auf, den Divan zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen. Bei der offenkundigen Absicht des Zaren die christlichen Vasallenstaaten an der Donau in ähnlicher Weise an das Moskowiterreich zu fesseln, wie die Ostseeprovinzen, und das schwarze Meer den russischen Schiffen zu öffnen, schien ein schwedisch-türkischer Kriegsbund, für den man auch die Lesezinskische Partei in Polen gewinnen könnte, eine natürliche Politik, ein Akt der Selbstvertheidigung gegen die drohende Uebermacht des neuen Zarenreichs. Allein die Türkei ging seit dem Frieden von Carlowicz mit raschem Schritten dem Verfall entgegen. Mustafa II., der die Schmach über einem müßigen Freudenleben in Adrianopel vergaß und die Verwaltung des Reiches dem tyrannischen und habsüchtigen Mufti Seid

Feiſullah und deſſen Söhnen und Geſchöpfen überließ, wurde durch eine von den Ulema und Janitſcharen ausgeführte Palaſtrevolution vom Thron in den Kerker 1703.
geſtoßen, der verhaßte Miniſter ermordet und Muſtafa's Bruder Ahmed III. als Padiſcha ausgerufen. Aber das Reich gewann wenig bei dem Staatsſtreich; auch der neue Sultan vermochte dem erſchlafften Gemeinweſen keine friſche Lebenskraft einzuhauchen; er war ſchwach und unkriegeriſch. Unter ihm wurde nun Konſtantinopel und der Divan zum Schauplatz der Intriguen und politiſchen Parteiumtriebe. Peters Geſandter Tolſtoy ſetzte alle Hebel in Bewegung, um die Pforte bei der Friedenspolitik zu erhalten und zur Ausweiſung des Schwedenkönigs zu beſtimmen, Karl XII. dagegen wendete ſich durch ſeinen Bevollmächtigten, den gewandten Polen Graf Poniatowski an die alttürkiſche Partei. Beide ſuchten durch goldene Schlüſſel die Pforte des Serail zu öffnen; denn auch Karl hatte beträchtliche Summen zu ſeiner Verfügung: der alte Mazeppa war in Bender geſtorben und hatte ihm ſeine Schätze vermacht; engliſche und holländiſche Kaufhäuſer waren zu Darlehen erbötig, manches kam ihm auch aus Schweden und den deutſch-ſchwediſchen Handelsſtädten zu. Es gelang auch wirklich dem Grafen Poniatowski durch ein geſchicktes Ränkeſpiel zwei Großweſire, welche an der Friedenspolitik feſthielten, darunter Nuuman Köprili, den letzten Sproſſen des hochberühmten Reichsbeamten-Geſchlechts, zu Fall zu bringen und zu bewirken, daß das Staatsſiegel in die Hände Mohammed Baltadſchi's von der altnationalen Kriegspartei gelegt ward.

Und nun dauerte es nicht lange, daß die Pforte an Rußland den Krieg erklärte. Die Befeſtigung von Taganrog im Gebiete von Aſow, der Einzug ruſſiſcher Truppen in Polen, ein Bündniß des Zaren mit den Fürſten der Walachei und der Moldau, welche die türkiſche Schutzherrſchaft mit der ruſſiſchen zu vertauſchen wünſchten, boten der Pforte Anlaß genug zu kriegeriſchem Vorgehen. Ein beträchtliches Heer von Türken und Tataren ſetzte unter dem Oberbefehl des Großweſirs über die Donau und rückte in die Moldau ein, wo Scheremetew mit einem Theil der ruſſiſchen Armee bereits eingetroffen war und Jaſſy beſetzt hatte. Karl XII. hätte gerne in Perſon Theil an dem Feldzug genommen; aber die Erwägung, daß er nur als „Volontär" eine untergeordnete Rolle ſpielen würde, hielt ihn ab; doch befanden ſich Poniatowski und Graf Sparre im türkiſchen Lager. Bald nachher zog der Zar ſelbſt mit dem Hauptheer herbei, nachdem er die Leitung der Reichsgeſchäfte in Moskau einem neuerrichteten Senat von acht Räthen übergeben, den Feldmarſchall Menſchikow mit den Angelegenheiten der Oſtſeeprovinzen betraut und vor den Augen des Volks und ſeiner Garden in einem feierlichen Gottesdienſt den Beiſtand des Himmels gegen die ungläubigen Friedensbrecher angerufen. Wie einſt der Schwedenkönig durch Mazeppa ſich zu dem unglücklichen Zuge in die Ukraine hatte verlocken laſſen, ſo traute auch jetzt der Zar den Vorſpiegelungen des Moldauiſchen Hoſpodars Demetrius Kantemir, daß die Bevölkerung bei ſeinem Erſcheinen ſich für Rußland erklären und ſein

Türkiſch-ruſſiſcher Krieg. Peter am Pruth.

Heer mit allen Bedürfniſſen verſehen würde. Daher führte er nur wenige Vorräthe mit ſich. Aber die Einwohner zeigten ſich keineswegs entgegenkommend;
Juni 1711. ſie fürchteten ſich vor der Rache der Türken und Tataren. Im Juni ſetzten die Ruſſen über den Dnieſter und zogen ſieben Tage lang durch eine waſſerloſe, von Bäumen und Menſchenwohnungen entblößte Wüſte dem Pruth zu. In der Nähe dieſes Fluſſes zwiſchen Faltſchi und Huſch ſchlug der Zar ſein Lager auf und ſuchte durch wiederholte Angriffe den Feind zurückzudrängen. Aber die Uebermacht war zu groß. Die Ruſſen blieben im Nachtheil, und in Kurzem gerieth das Heer, in der durch Sümpfe und Flüſſe abgeſchnittenen Gegend aller Zufuhr beraubt, an Pferdefutter und Trinkwaſſer Mangel leidend und von den Tataren umſchwärmt, in eine verzweifelte Lage. Peter ſelbſt fühlte die ganze Schwere des Geſchicks, das er ſich durch ſeine unvorſichtige Verwegenheit bereitet. Das Schickſal Karls XII. bei Pultawa ſchwebte ihm vor Augen. Seine Seele wurde von den ſchrecklichſten Vorſtellungen gequält; einſam, in ſein Zelt zurückgezogen gab er ſich den trübſinnigſten Betrachtungen hin. Damals ſoll er den berühmten Brief geſchrieben haben, in welchem er den Senat aufforderte, im Fall ſeiner Gefangenſchaft ihn nicht als Zaren und Herrn mehr anzuſehen und ſelbſt eigenhändigen Schreiben nicht zu gehorchen, ſondern einzig im Intereſſe des Reiches zu handeln, im Falle ſeines Todes aber den würdigſten unter ihnen zum Nachfolger zu wählen, ein Schriftſtück, das, ſeine Echtheit vorausgeſetzt, dem Zaren einen Platz unter den erſten Helden der Geſchichte zu ſichern geeignet iſt.

Friede von Huſch. 23. Juli 1711. Aus dieſer Lage, wo dem Heere nur die Wahl der Vernichtung durch einen Verzweiflungskampf oder Gefangenſchaft in Ausſicht ſtand, wurde der Zar durch die Klugheit ſeiner Begleiterin Katharina gerettet, jener zu Marienburg gefangenen lettiſchen Bäuerin, die aus einer Sclavin Menſchikows die angetraute Gattin des Zaren geworden und in der Folge Beherrſcherin aller Reuſſen werden ſollte. Sie fand Mittel, den politiſch und militäriſch wenig befähigten Großweſir durch Gold und Schmuckſachen, die ſie von den Offizieren ſammelte, dahin zu bringen, daß er zu Huſch mit dem Zaren einen Frieden einging, durch welchen Peter ſich verpflichtete, Stadt und Gebiet von Aſow an die Pforte zurückzugeben, die Feſtungswerke von Taganrog zu ſchleifen, ſeine Truppen aus Polen zu ziehen und dem Schwedenkönig den Durchzug durch ſeine Staaten zu geſtatten. Wie ſchwer es dem ruſſiſchen Herrſcher fallen mochte, den im Frieden von Carlowiez erworbenen Zugang zu den pontiſchen Meeren wieder aufzugeben, ſo war er doch ſehr erfreut, durch ſolche Opfer die Rettung ſeines Heeres vom drohenden Untergang zu erkaufen. Karl XII., der erſt nach dem Abſchluß des Friedens im türkiſchen Hauptquartier eintraf, ſchäumte vor Wuth. Er bewirkte, daß der Großweſir vom Sultan in Ungnaden entlaſſen ward, aber der Frieden kam doch nach einigen Zögerungen und neuen Kriegsdrohungen zur
1712. Ausführung.

Karl XII. verſchmähte die ihm gewährte Heimkehr in ſeine Staaten; er blieb bei ſeinem Vorſatz, die Pforte zu einem neuen Krieg zu bringen, und verweilte ſelbſt dann noch in Warnitza, als ihm die Regierung in Konſtantinopel die Gaſtfreundſchaft kündigte, die bisher gereichte Geldunterſtützung entzog und das türkiſche Gebiet zu verlaſſen befahl. Er ließ ſich vom Sultan das Reiſegeld zahlen und blieb dennoch. Endlich erſtürmten Janitſcharen und Tataren ſein Lager, ſteckten ſein befeſtigtes Haus, in dem er ſich mit Löwenkraft vertheidigte, in Brand und nahmen ihn bei einem wüthenden Ausfall gefangen. Doch behandelten ſie ihn, voll Bewunderung für ſeine Tapferkeit mit ſchonender Großmuth. Der Unwille der türkiſchen Soldaten über das gewaltſame Verfahren gegen den erlauchten Gaſt ſprach ſich ſo laut aus, daß der Sultan die Großbeamten, die den Befehl ertheilt hatten, ihrer Stellen entſetzte. Aber die Nachfolger im Amte beharrten bei der Friedenspolitik gegen Rußland, ſo daß dem Schwedenkönig jede Hoffnung verſchwand, mit einem türkiſchen Heer in Polen einzudringen. Und dennoch verblieb er noch mehrere Monate in Demotika und auf dem Luſtſchloß Demirtaſch bei Adrianopel, wohin ihn die Janitſcharen gebracht hatten, in türkiſcher Gefangenſchaft und verzehrte ſeine Kraft in kindiſchem Eigenſinn. Um dem Großweſir keine Aufwartung machen zu müſſen, brachte er mehrere Wochen im Bett zu. Der Polenkönig Stanislaus, der unter fremdem Namen bis nach Bender und Demotika vorgedrungen, fand für ſeine Vorſchläge einer Ausſöhnung mit Auguſt kein Gehör. War es zu verwundern, daß man anfing, den König für geiſtesverwirrt zu halten? Erſt als man ihm meldete, daß auch die deutſchen Beſitzungen bis auf Stralſund und Wismar in die Hände der Verbündeten gefallen ſeien, und daß man in Schweden mit dem Gedanken umgienge, einen Reichsverweſer zu ernennen, verließ er nach fünfjährigem Aufenthalte die Türkei und langte nach einer vierzehntägigen angeſtrengten Reiſe, die er ohne alle Unterbrechung meiſt zu Pferde fortſetzte, durch Ungarn und Deutſchland plötzlich vor den Thoren von Stralſund an.

Karls letzter Aufenthalt bei den Türken und Rückkehr.

Frühjahr 1713.

27. Nov. 1714.

3. Karls XII. Ausgang.

Während König Karl XII. in Bender weilte, hatten die Schweden, trotz der finanziellen und militäriſchen Erſchöpfung des Landes mit edler Anſtrengung den zahlreichen Feinden Widerſtand geleiſtet. Als die Dänen das Herzogthum Bremen-Verden beſetzten und im Begriff waren in Mecklenburg einzurücken, um den Verbündeten in Pommern die Hand zu reichen, wurden ſie, obwohl weit ſtärker an Zahl, von dem ſchwediſchen General Stenbock bei Gadebuſch aufs Haupt geſchlagen, ehe ihnen die Ruſſen und Sachſen-Polen zu Hülfe kommen konnten. Es war ein Glück für die Verbündeten, daß Stenbock ſie nicht in Pommern aufſuchte, ſondern von Rachſucht und Nationalhaß geſpornt die Dänen über die Elbe verfolgte, nach der barbariſchen Kriegsweiſe jener Zeit die Handels-

Die Vorgänge in den deutſch-ſchwediſchen Beſitzungen.

20. Decbr. 1712.

stadt Altona in Asche legte und dann in Holstein einrückte. Durch Görz ur
Febr. 1713. die schwedische Partei kam er zum Besitz von Tönningen. Bald änderte sich jedoch die Lage: Die Dänen erhielten russische und sächsische Hülfe, so daß sie Kiel, Gottorp, Schleswig besetzen und die schwedische Armee in Tönningen zu einer Capitulation bringen konnten, kraft deren Stenbock sich mit dem ganze elftausend Mann starken Besatzungsheer in dänische Kriegsgefangenschaft ergebe mußte. Der tapfere Mann mußte vier Jahre lang bis zu seinem Tode (1717 zu Kopenhagen in einem engen Kerker schmachten. Das Herzogthum und d reichen Handelsstädte an der Küste wurden von Kriegsnoth und Erpressung schwe heimgesucht. — Die Rückkunft Karls XII. erfüllte die Herzen der Schwede mit neuem Kriegsmuth; sie strengten ihre letzten Kräfte an. Aber wie sollte da durch einen vierzehnjährigen Krieg geschwächte, seiner ergiebigsten Provinzen be raubte Land, dessen Staatskasse erschöpft, dessen Credit verschwunden war, dessen tapfere Krieger unter der Scholle ruhten oder in der weiten Welt umherirrten der vereinten Kriegsmacht der Verbündeten gewachsen sein! Zu dem Bunde de drei Monarchen trat nun noch der neue König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und der Kurfürst von Hannover, der um dieselbe Zeit den englischen Thron bestieg. Beide suchten durch Verträge mit den Verbündeten und durch Darlehen auf Pfandschaft von den schwedischen Besitzungen in Deutschland die an ihre Länder gränzenden Territorien an sich zu bringen, der erstere Pommern mit Stettin, der letztere Bremen-Verden. Bald nahmen sie am Kriege gegen Schweden thätigen Antheil. Trotz aller Tapferkeit, welche die schwedischen Truppen unter den Augen Karls in Stralsund an Tag legten, und trotz der militärischen Tugenden, durch die der heldenmüthige König von jeher Offiziere und Gemeine zu begeistern und an sich zu fesseln verstand, konnte Pommern gegen den dreifach überlegenen Feind nicht behauptet werden. Das Blut der tapfern Männer floß umsonst. Von Sachsen, Hannover und Preußen bedrängt gab
Decbr. 1715. endlich Karl die feste Seeburg auf und setzte nach Schweden über, um eine von Russen und Dänen beabsichtigte Landung im eigenen Reiche abzuwehren. Nach seiner Entfernung kam ganz Vorpommern mit Stralsund und der von Leopold von Dessau eroberten Insel Rügen in die Gewalt der Preußen. Alle nordischen Länder und Meere waren um diese Zeit der Schauplatz verheerender Kriege, wo sich Russen, Dänen und Deutsche umhertummelten, voll Begierde den ursprünglichen Raubplan nunmehr unter günstigeren Umständen und mit vermehrten Kräften zur Ausführung zu bringen. Wie viel hatten damals die reichen Handelsstädte an den Gestaden des Meeres von der Rohheit und Brutalität der Soldaten, von der Habgier und den Erpressungen eines Menschikow, eines Flemming und Genossen zu leiden! Wie oft waren die Verbündeten unter sich selbst voll Hader und Mißtrauen; denn es trat deutlich genug zu Tage, daß Rußland sich die Herrschaft der Ostsee und der Küstenländer anzueignen strebe. Hatte sich doch bereits der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg, dem Peter

eine Nichte Katharina Iwanowna in die Ehe gegeben, in eine Art Vasallenverhältniß zu dem Zaren gestellt! Bald ging auch Wismar, die letzte schwedische Besitzung auf deutschem Boden verloren. Und noch immer wollte der starrsinnige König von keinem Frieden hören.

Um diese Zeit geschah es, daß der Graf von Görz aus holsteinischen in schwedische Dienste trat und durch seine Talente, seine gewandten Manieren als Hofmann und Cavalier und seinen fruchtbaren, beweglichen Geist sich in Kurzem das Vertrauen und die Gunst Karls erwarb. Mit ungemeiner Thätigkeit warf sich der vielgeschäftige, an Entwürfen und Plänen reiche Staatsmann in die europäische Politik, reiste von Hof zu Hof, von Hauptstadt zu Hauptstadt und suchte die Theilnehmer des eben zum Abschluß gekommenen spanischen Erbfolgekriegs für die Einmischung in die nordischen Angelegenheiten zu gewinnen, die Parteistellungen des Auslandes für die sinkende Sache des Schwedenkönigs auszubeuten. In Holland knüpfte er mit Zar Peter, der um diese Zeit seine zweite Reise nach Amsterdam unternommen hatte, Verbindungen an, um einen Frieden zwischen Rußland und Schweden zu erzielen. Peter ging um so bereitwilliger auf die Vorschläge des Grafen ein, als er ungehalten war, daß sich der Kurfürst von Hannover (Georg I. von England) in den Besitz von Bremen und Verden gesetzt: er wußte sogar um das Complot, das Görz mit dem spanischen Minister Alberoni und einigen Häuptern der englischen und schottischen Jacobiten zur Rückführung der Stuarts auf den britischen Thron geschmiedet hatte. Zugleich stürzte sich der Rathgeber Karls XII. in die schwindelhaften Finanzprojekte, die damals in der Luft schwebten und in Paris und London so großes Unglück stifteten. Er bewog seinen König, der seine Kriegspläne gegen die Verbündeten, besonders die verhaßten Dänen nicht aufgeben wollte und doch bei der herrschenden Finanznoth und bei der Unmöglichkeit, die aufs Höchste gestiegene Belastung des Volks durch Steuern und Abgaben noch mehr zu steigern, nicht die nöthigen Mittel für neue Rüstungen, Anschaffungen und Soldzahlungen besaß, durch Anfertigung von Münzzeichen und durch Prägung geringhaltigen Metallgeldes der dringenden Geldverlegenheit des Augenblicks abzuhelfen. Allein wie bei dem Lawschen Bank- und Handelsinstitut, von dem wir bald hören werden, wurde auch in Stockholm die ursprünglich festgesetzte Grenze der Emissionen nicht eingehalten, so daß die Münzzeichen bald ihren Werth verloren und der Staat dem Bankerotte nahe kam. Eine Anleihe, die Görz gegen Anweisung auf schwedisches Holz, Eisen und andere Waaren während seines Aufenthaltes in Holland abschließen wollte, wurde durch seine Verhaftung in Arnheim wegen conspiratorischer Umtriebe vereitelt. Die Vermittelung des Zaren und die drohende Forderung des Schwedenkönigs verschafften jedoch dem Grafen bald wieder die Freiheit. Er kehrte nach Schweden zurück und leitete dann auf Lafoe, einer der Alandsinseln mit den Bevollmächtigten Peters Unterhandlungen zum Abschluß eines Separatfriedens ein. Der russische Herrscher war bereit um den Preis der Ostseeprovinzen, die er bereits

Graf Görz

als ſein Eigenthum betrachtete, die Sache ſeiner Verbündeten in derſelben Weiſe zu verrathen, wie die engliſchen Tories in Utrecht. Er hätte wohl keine Schwierigkeiten gemacht, Stanislaus Leszinski als König von Polen anzuerkennen und dem Schweden zur Wiedererwerbung der deutſchen Beſitzungen behülflich zu ſein. Allein Karl, der nur Krieger, nicht Staatsmann, nur Soldat, nicht Feldherr war, vereitelte alle Bemühungen ſeines Miniſters.

Die Kataſtrophe von Frederiksshald.

Ehe noch die Verhandlungen in Lafoe völlig zu Ende geführt, auf Grund der vereinbarten Präliminarien die definitiven Friedensverträge abgeſchloſſen waren, brach der Schwedenkönig, ſtets nur auf Rache an Dänemark ſinnend und von innerer Unruhe vorwärts getrieben, abermals mit zwei Heerabtheilungen in Norwegen ein. Die kleinere Armee unter Armfeld zog über Röras, wo die reichen Bergwerke große Beute gewährten, vor die nördliche Seeſtadt Drontheim; der König ſelbſt wählte das kühnere Unternehmen, den Zug gegen Chriſtiania. Dazu mußte er zuvor die feſte Stadt Frederikshald, den Schlüſſel zum ſüdlichen Norwegen in ſeinen Händen haben. Er ließ Fahrzeuge über Berge und Felſen nach der nahen Bucht ſchaffen und unternahm dann die Belagerung der Stadt beim Beginn eines nordiſchen Winters. Armfeld mußte bei eintretender Kälte den Angriff auf Drontheim aufgeben; auf dem Rückzug über die menſchenleeren, mit Schnee und Eis bedeckten Berge erlag der größte Theil des Heeres, Soldaten und Pferde dem Froſte, dem Hunger, der Ermüdung. Noch ehe ſie die eiſigen Höhen des Nordens erklommen, hatte ihr König, der mitten im Winter die auf einem 350 Fuß hohen Felſen gelegene Feſtung Frederikſteen nahe am Meere belagerte, ſeinen Tod gefunden. Als er bei nächtlicher Weile an eine Bruſtwehr gelehnt den Arbeitern in den Laufgräben zuſah, wurde er getödtet. Die Kugel, die ſeinem Leben ein Ende machte, kam wahrſcheinlich von Mörderhand. Auf einem franzöſiſchen Oberſt, Siquier ruhte der Verdacht, daß er von einer feindſeligen Ariſtokratenpartei in Schweden ſich für Gold als Werkzeug der ruchloſen That habe gebrauchen laſſen. In einem Anfall von Irrſinn hat er ſich nachmals ſelbſt als Urheber des Königsmords bekannt. Die Vorgänge, die nun in raſcher Folge zur Entwickelung kamen, können als Beweis gelten, daß die Ermordung des Königs in Zuſammenhang ſtand mit der in Vorbereitung begriffenen Adels-Revolution, welche eine Umgeſtaltung der Verfaſſung, eine Reihe ſchmählicher Friedensſchlüſſe und den Juſtizmord des Miniſters Görz zur Folge hatte.

Jan. 1719.

11. Decbr. 1718.

III. Das südliche und das westliche Europa nach dem spanischen Erbfolgekrieg.

1. Frankreich.

a. Ludwigs XIV. Ausgang.

Ludw. XIV. und seine Familie.

Ludwig XIV. hatte dem spanischen Successionskrieg stets die größte persönliche Theilnahme zugewendet; er sah darin eine dynastische Angelegenheit; neben der Größe und den Vortheilen der französischen Nation sollte dieser Krieg zugleich die Ehre und den Ruhm des bourbonischen Namens erhöhen. Darum hat er auch von Anfang an unmittelbarer in die Geschäfte und in den Gang der politischen und militärischen Begebenheiten eingegriffen als bei irgend einer andern Gelegenheit: er hat die Feldherren für die einzelnen Heerkörper bezeichnet und die militärischen Bestimmungen getroffen; er war bemüht das Ehrgefühl der Nation zu wecken und sie opferwillig zu machen; er verwendete Glieder seiner Familie bei der Führung der Heere und Flotten, um dem Gefühl des dynastischen Gesammtinteresses mehr Nachdruck zu geben. Und als seine Pläne zu scheitern drohten, als die Macht der Verhältnisse, die Ueberlegenheit der gegnerischen Kräfte, die Talente im feindlichen Heerlager Schwierigkeiten schufen, die er nicht zu bewältigen vermochte, die seinen Berechnungen und Aufgaben einen unüberwindlichen Damm entgegenstellten, beharrte er standhaft auf der betretenen Bahn, als wolle er dem Schicksale Trotz bieten. Er schickte sein goldenes Tafelgeschirr in die Münze, um der Nation mit dem Beispiele der Entbehrung voranzugehen. Wie sehr auch in den Tagen der Noth und der Unglücksfälle seine Seele bekümmert sein mochte: nach Außen hat er nie die Herrschermiene, nie die königliche Würde verleugnet; wer in seine Nähe kam bewunderte die Selbstbeherrschung und feste Haltung. Und doch waren die Unfälle im Krieg und die bitteren Zurückweisungen der französischen Politik und Diplomatie nicht die einzigen Schläge, von denen Ludwig XIV. in seinem Alter heimgesucht ward: in seiner eigenen Familie wurde er gleichzeitig von harten Geschicken betroffen. Der Dauphin Ludwig, für den Bossuet einst seinen Entwurf der Universalgeschichte verfaßt, ein gehorsamer Sohn seines Vaters, einfach und gutmüthig und ein eifriger Verfechter der monarchisch-kirchlichen Politik seines Lehrers wie des Königs, wenn gleich ohne „Schwung der Seele und des Talents" war noch vor der Beendigung des Krieges an den Pocken gestorben. Ludwig fühlte darüber den tiefsten Kummer; „seine Betrübniß hätte einen Stein erweichen mögen", schrieb Elisabetha Charlotte. In die Rechte des Thronfolgers trat nunmehr der Sohn des Dauphin und der Christine von Baiern, der uns bekannte Duc der Bourgogne, den Fénélon in die Grundsätze einer weisen Staatsverwaltung und sittlich-religiösen Lebensordnung eingeführt hatte, ein Fürst von trefflichen Gesinnungen, von tugendhaftem Wandel, voll Wißbegierde und Menschenliebe, von dem die

13. Apr. 1711.

Nation eine bessere Zukunft, eine Ermäßigung des Absolutismus, die Rückerstattung alter Rechte und Freiheiten, eine Erleichterung in dem Steuersystem erhoffen durfte, dem eine Gemahlin zur Seite stand, Maria Adelaide von Savoyen, die durch ihren jugendlichen Frohsinn und lebhaften Geist den Ernst und die Zurückgezogenheit des Gatten milderte und Aller Herzen zu gewinnen verstand. Aber wie bitter sollten diese Erwartungen des Volkes und aller Frei-
12. Febr. 1712. sinnigen getäuscht werden! Am 12. Februar 1712 starb die Herzogin an den
18. Febr. Masern und sechs Tage nachher folgte ihr der Gemahl ins Grab, angesteckt durch dieselbe Krankheit und gebrochen durch Kummer und Gemüthsbewegung. Aus ihrer Ehe waren drei Knaben hervorgegangen: der erste war schon vor den Eltern
8. März. gestorben, den zweiten, den fünfjährigen Herzog von Bretagne, raffte drei Wochen später dieselbe Krankheit dahin, der dritte, ein zweijähriges Kind genas, weil wie man sagt, die Wärterin sich der ärztlichen Behandlung widersetzte, die man bei den andern angewendet. Dieser Urenkel Ludwigs XIV. war nun der Thronerbe. Auch seinen dritten Enkel, den Herzog von Berry, sah der alte König zwei
4. Mai 1714. Jahre nachher vor seinen Augen sterben. Er hatte sich durch einen heftigen Stoß der Brust gegen den Sattelknopf seines strauchelnden Pferdes auf der Jagd ein Bluterbrechen zugezogen. Karl von Berry war vermählt mit der schönen und stolzen Tochter des Herzogs Philipp von Orleans, die durch ihre Launenhaftigkeit, durch ihr rücksichtsloses, eigensüchtiges Wesen, ihre Lüsternheit und Sinnlichkeit der königlichen Familie viel Verdeuß bereitete. Ihre Großmutter, die pfälzische Elisabetha Charlotte mußte sie oft im Auftrag des Königs zurechtweisen. Zu ihrem Vater, von dessen genialer Natur sie vieles geerbt hatte, trug sie mehr Neigung als zu ihrem Gatten. Und nun beschuldigte die öffentliche Stimme denselben Herzog von Orleans, daß er die raschen Todesfälle in der königlichen Familie durch Vergiftung herbeigeführet habe, um sich den Weg zur Regentschaft, vielleicht sogar zum Thron zu bahnen. Sein Leben und sein Charakter boten so viele dunkle Seiten, daß man am Hof und in der Stadt dem Verdacht Glauben schenkte. Nur der König selbst theilte die Ansicht nicht. Er hatte sich stets gegen die Familie Orleans so großmüthig gezeigt, hatte dem Neffen seine jüngste Tochter von Frau von Montespan in die Ehe gegeben; und nun sollte der nahe Verwandte eines so schwarzen Verbrechens schuldig sein? Er lehnte das Anerbieten Philipps sich behufs einer gerichtlichen Untersuchung in die Bastille einschließen zu lassen, entschieden ab.

Ludwigs Bestimmungen über die Nachfolge.

Doch beschloß Ludwig, durch einen gesetzlichen Akt der Gefahr einer Verwaisung des Königshauses vorzubeugen und zugleich ein Denkmal seiner väterlichen Liebe aufzustellen. Er hatte von jeher seinen natürlichen Kindern große Auszeichnungen zu Theil werden lassen: die Nation sollte fühlen, daß das königliche Blut auch die außer der Ehe erzeugten Sprößlinge auf die höchste Stufe erhebe. Deshalb war er stets bedacht, alle seine Söhne und Töchter, die ihm die Lavallière und die Montespan geboren, mit Reichthümern und Ehrenstellen auszustatten und durch Verheirathung in angesehene Häuser sie den Abkömmlingen

fürſtlichen Geblütes gleich zu ſetzen. Und ſo groß war die Hingebung der hohen Geſchlechter für das Haupt der Dynaſtie, daß ſelbſt die erſten Adelsfamilien, die Condé und Orleans, die ſo lange mit den Bourbons um Rangſtellung und Privilegien gerungen, es ſich zur Ehre anrechneten die natürlichen oder legitimirten Kinder Ludwigs als ebenbürtige Glieder aufzunehmen.

So vermählte der König eine ſeiner Töchter mit dem Prinzen Louis Armand von Conty, eine andere mit dem Duc de Bourbon, einem Enkel des großen Condé, eine dritte, wie erwähnt, mit Philipp von Orleans. Sein älteſter Sohn erhielt den Titel eines Herzogs von Mayenne oder Maine, den einſt die ſtolzen Guiſen geführt, die Hand einer Enkelin des großen Condé, das Gouvernement von Languedoc und andere Auszeichnungen, und Mademoiſelle de Montpenſier hinterließ ihm aus Devotion für den König einen Theil ihrer großen Beſitzungen, darunter das Schloß Eu; der jüngere Sohn, der Graf von Toulouſe, den wir früher als Befehlshaber der Flotte kennen gelernt haben, war Gouverneur von Provence und Guyenne mit den ausgedehnteſten Befugniſſen. „Die Prinzen von Geblüt und die legitimirten Kinder Ludwigs XIV. bildeten nun eine einzige große Familie, die durch Reichthum und Stellenbeſitz ungemein mächtig, doch vor Allem ihn mit unbedingter Hingebung verehrte."

Dieſe Ranggleichheit zu vollenden, die Ebenbürtigkeit geſetzlich feſtzuſtellen war jetzt, da die Erbfolge auf zwei Kinderaugen ſtand, des Königs eifrigſtes Bemühen. Er verlieh durch ein unwiderrufliches Edikt, welches bei dem Pariſer Parlament regiſtrirt wurde, ſeinen natürlichen Söhnen und ihren Nachkommen 2. Aug. 1714.
ein eventuelles Erbrecht auf die Krone für den Fall, daß die legitime Linie des Königshauſes erlöſchen ſollte. Indem er dadurch ſeinen beiden Söhnen dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouſe den Rang und die Ehren der Prinzen von Geblüt verlieh, hatte er ohne Zweifel die Abſicht, dem Herzog von Orleans ein Gegengewicht zu ſchaffen. Wie gern hätte er dem ſpaniſchen Enkel das Recht eines Regenten in Frankreich geſichert, falls er ſelbſt vor der Volljährigkeit ſeines Urenkels Ludwig aus der Welt gehen ſollte! Das ließen aber die völkerrechtlichen Verträge nicht zu; und in einen neuen Krieg wollte er doch das erſchöpfte Reich nicht ſtürzen. Da er ſomit ſtatt des ſpaniſchen Philipp den Herzog Philipp von Orleans in den höchſten Rath berufen mußte, ſo wollte er wenigſtens den künftigen König und den Staat vor den Gewaltſtreichen eines Mannes ſicher ſtellen, zu dem er wenig Vertrauen hatte, der ihm um ſeiner janſeniſtiſchen Hinneigungen und noch mehr um ſeines ausſchweifenden Lebens willen verhaßt und verdächtig war. Darum beſtimmte er in einer letztwilligen Verfügung, wie es nach ſeinem Tode in Betreff der Regentſchaft gehalten werden ſolle, und gab die geheime Urkunde, das Teſtament ſammt den Beifügen (Codicilles) dem Präſidenten und dem Generalprocurator des Parlaments zur Aufbewahrung. Die beiden legitimirten Söhne, die neben den Marſchällen und den erſten Miniſtern als Räthe der Krone aufgeſtellt waren, ſollten dem bisherigen Regierungsſyſtem zur Stütze dienen. Dem Herzog von Orleans war der Vorſitz zugewieſen aber ſeine Autorität durch die Beſtimmung eingeſchränkt, daß in allen

der königlichen Entſcheidung unterliegenden Dingen mit Stimmenmehrheit Beſchluß gefaßt werden ſolle. Die vormundſchaftliche Aufſicht über die Sicherheit, Erhaltung und Erziehung des Thronerben war dem Herzog von Maine anvertraut und die königliche Garde angewieſen, ſeinen Befehlen gehorſam nachzukommen. Auf dieſe Weiſe gedachte Ludwig ſein Regierungsſyſtem noch über ſein Leben hinaus ſicher zu ſtellen. Doch mochte er eine Ahnung haben, daß ſeine Anordnungen wie einſt die ſeines Vaters umgeſtoßen werden könnten. Wenigſtens will man aus ſeinem Munde die Aeußerung gehört haben: „So lange wir leben, vermögen wir alles was wir wollen, aber nach unſerem Tode ſind wir machtloſer als Privatperſonen.“

Krankheit und Tod des Königs.

Es war Zeit, daß der König ſein Haus beſtellte, denn ſchneller als irgend Jemand glauben mochte, nahte ſein Ende. Trotz ſeines hohen Alters hatte Ludwig fortwährend einer kräftigen Geſundheit genoſſen und den Staatsgeſchäften eine ununterbrochene Thätigkeit gewidmet. Neben den Arbeiten im Miniſterrath hatte er nach gewohnter Weiſe an den Unterhaltungen und Feſtlichkeiten des Hofes Antheil genommen, ſich mit Bauen beſchäftigt, den muſikaliſchen Aufführungen mit Intereſſe beigewohnt, mit Frau von Maintenon und einem auserleſenen Kreiſe begünſtigter Hofleute vertrauliche Geſpräche geführt, ſeine religiöſen Pflichten gewiſſenhaft erfüllt, die troſtloſe Oede in ſeiner Familie und am Hof durch regelmäßige Thätigkeit zu verbannen geſucht. Da wurde er im Auguſt von einer Krankheit befallen, die bald einen bedenklichen Charakter annahm. Er ſelbſt fühlte, daß ſein Ende nahe ſei und ſah dem Tode mit Gelaſſenheit und Faſſung entgegen. Nachdem er ſeinen Urenkel ermahnt, mehr wie er mit ſeinen Nachbarn Frieden zu halten, nahm er von der Gefährtin ſeiner letzten Lebensjahre ruhig Abſchied, da er ſie ja doch in Kurzem wieder ſehen werde, und verſchied am 10. September 1715, wenige Tage vor Vollendung ſeines 77. Lebensjahres.

Reſultate ſeiner Regierung.

Ludwig XIV. hat der Geſchichte ſeiner Zeit den Stempel aufgeprägt; in der Darlegung ſeiner Thaten, Unternehmungen und Schöpfungen, die wir in den früheren Blättern verſucht haben, iſt das Reſultat ſeiner Regierung, der Charakter ſeiner Politik, das Ziel ſeiner Beſtrebungen enthalten. Auf den von Richelieu und Mazarin angebahnten Wegen fortſchreitend hat er die abſolute Königsmacht auf eine Höhe geführt, daß alle Funetionen des öffentlichen Lebens darin aufgingen, alle Organe des Staats, alle Factoren der Nation und Geſellſchaft von ihr Impulſe und Richtung empfingen. Dieſes abſolute Syſtem dauernd zu begründen, dem ganzen Staatsweſen einen einheitlichen Charakter zu verleihen, ſo daß es nur als Abglanz der monarchiſchen Herrlichkeit erſcheinen ſollte, und der kirchlich, politiſch und geſellſchaftlich geeinigten franzöſiſchen Nation eine europäiſche Vorherrſchaft zu erringen, das durch Grenzerweiterung vergrößerte und befeſtigte Reich zu dem durch Waffen, Politik und Cultur in der Welt vorwaltenden Lande zu erheben, war die Aufgabe, die er während ſeiner mehr als

fünfzigjährigen Regierung zu löſen geſucht. Und hat er ſeine Zwecke wirklich erreicht? Allerdings hat er den Feudalismus des früheren Regimes niedergeworfen, den revolutionären und frondirenden Adel von ehedem dienſtwillig und loyal gemacht, die Statthalterſchaften und die hohen Aemter und Würden in Ehrenſtellen und Sinecuren von decorativem Anſehen umgewandelt, dagegen die Geſchäfte und die eigentliche Executivgewalt einer von der Krone geſchaffenen und abhängigen Beamtenhierarchie zugewieſen; allerdings hat er die alten Provinzialſtände zu einem Schein und Schatten herabgedrückt, die Reichsſtände zu einer hiſtoriſchen Erinnerung vergangener Zeiten erniedrigt, die Rechte und Privilegien der Municipalitäten zu bedeutungsloſen Urkunden gemacht; allerdings hat er den reformirten Gottesdienſt aufgehoben und die kirchliche Uniformität mit Zwang und Gewalt begründet: aber was hatte dieſe deſpotiſche Gleichmacherei zur Folge? Anſtatt daß Thron, Altar und Nation zu einem Ganzen ſich conſolidirt hätten, trat mehr und mehr eine Oppoſition zu Tage, die fortwuchernd in alle Schichten der Geſellſchaft, insbeſondere in die gebildeten Klaſſen Eingang fand. Man prüfte, ob die Idee der Souveränetät ſo weit gehe, daß ſie Gewiſſensfreiheit und überlieferte Rechtsinſtitute unterdrücken dürfe. In der Schrift „Seufzer des geknechteten Frankreich“ wurde der deſpotiſche Mißbrauch der königlichen Gewalt gerügt und die Herſtellung der ſtändiſchen Verſammlung als Heilmittel empfohlen. Wir wiſſen, daß Fénélon für politiſche Reformen in dieſem Sinne zu wirken geſucht; und daß der Herzog von Bourgogne dem Syſteme ſeines Großvaters nicht zugethan war, hatte ihm die Volksgunſt eingetragen. Auch die äußere Politik Ludwigs XIV. hat nicht zu dem Ziele geführt, das ihm ſein Herrſcherſtolz vorſpiegelte. War es auch ein großer Triumph, daß ein Bourbon über Spanien und die transatlantiſche Welt gebot, ſo war doch der Traum einer franzöſiſchen Weltmonarchie wie eine Seifenblaſe zerronnen. Der Utrechter Friede ſchuf ein Frankreich, das an Macht und Autorität hinter den Errungenſchaften des Nymweger Friedens zurückſtand. Und welche Zuſtände hatte der unheilvolle Krieg in dem Königreich erzeugt! Eine Schuldenlaſt von mehr als tauſend Millionen drückte auf das Land; Gold- und Silbergeld war ohne Erhöhung des Gehaltes im Werth willkürlich geſteigert und durch Papierſcheine von wenig Sicherheit ergänzt worden, die Kräfte des Staats wurden über Gebühr durch hohe, ungleich und ungerecht vertheilte Steuern in Anſpruch genommen; Adelstitel, Aemter und Würden wurden verkauft; der innere Wohlſtand war verſchwunden; das Kolonialweſen ging ſeinem Verfall entgegen; die Seeherrſchaft befand ſich in den Händen der Engländer; Krieg und Verfolgung hatten viele Provinzen ganz entvölkert; Hunger und Nahrungsmangel herrſchten allenthalben; Frankreich war erſchöpft und ſein Credit und guter Name dahin. „Wir beſtehen nur noch wie durch ein Wunder,“ ſagte damals Fénélon; „der Staat iſt eine alt gewordene ruinirte Maſchine, die unter dem früheren Anſtoß fortkriecht, um unter dem erſten Schlage zuſammenzubrechen.“ War es unter

ſolchen Umſtänden zu verwundern, daß der Tod des Königs mit faſt freudigen Gefühlen vernommen wurde, daß die äußerliche Trauer nicht überall der Ausdruck der inneren Stimmung war? In einem Epigramm der Zeit hieß es, Ludwig ſolle nicht erſtaunen, daß die Franzoſen über ſeinen Tod nicht weineten; ſie hätten während ſeines Lebens ſo viele Thränen vergoſſen, daß ihre Augen ausgetrocknet ſeien. Am Tage ſeiner Beerdigung feierte man in Paris Volksfeſte.

b. Die Regentſchaft des Herzogs von Orleans.

Das Teſtament umgeſtoßen.

Man hatte dem König Ludwig gerathen behufs der Beſtätigung ſeiner letztwilligen Anordnungen die Generalſtände oder doch eine Notablenverſammlung einzuberufen; allein das ging gegen ſeine Regierungsgrundſätze. Er hielt es für hinreichend, die Urkunden dem Parlament zu übergeben mit der Weiſung, nach ſeinem Tode die Beſtimmungen zur Ausführung zu bringen. Sollte aber ein Mann wie Philipp von Orleans, deſſen Ehrgeiz und Herrſchgier eben ſo groß war wie ſeine politiſche Befähigung, ſeine Kenntniſſe und Bildung und deſſen Gewiſſenloſigkeit und bösartige Naturanlage vor keinem Staatsverbrechen zurückſchreckte, ſich mit der untergeordneten Stellung zufrieden geben, die ihm das königliche Teſtament zuwies? Das war nicht ſeine Abſicht, er wollte nicht Vorſitzender in einem nach Stimmenmehrheit entſcheidenden Rathe ſein, ſondern Regent nach dem ihm durch ſeine Geburt zuſtehenden Rechte. Die Prinzen von Geblüt begünſtigten ſein Streben aus Verdruß, daß die natürlichen Söhne Ludwigs ihnen an Rang gleichgeſtellt worden, und das Parlament ließ ſich leicht durch die Freunde des Herzogs, den Generalprocurator d'Agueſſeau und den erſten Generaladvokaten Joly de Fleury beſtimmen, dem Beiſpiele vom J. 1643 zu folgen, zumal als ihm in Ausſicht geſtellt ward, daß die Beſchränkung ſeiner Befugniſſe, die der verſtorbene König ihm auferlegt hatte, beſeitigt und ihm die frühere politiſche Bedeutung zurückgegeben werden ſollte. So wurde in einer feierlichen Sitzung, der die Prinzen, die Pairs und die hohen Würdenträger an-

2. Sept. 1715.

wohnten, der Herzog von Orleans zum Regenten erklärt, das Geburtsrecht über die teſtamentariſche Verfügung geſtellt, dem wenig befähigten Herzog von Maine, der ſich bisher von aller militäriſchen Thätigkeit fern gehalten hatte, der Oberbefehl über die Haustruppen abgeſprochen. Zum Dank für die bereitwillige Anerkennung ſeines Rechts gab der Regent dem Parlament die Befugniß zurück, nach altem Herkommen „über die Edikte des Königs vor ihrer Regiſtrirung zu berathen und remonſtrirende Vorſtellungen dagegen einzubringen.“ Dann wurde die Verwaltung ihres bisherigen centraliſirten Charakters entkleidet, indem der Regent für die verſchiedenen Zweige der Staatsgeſchäfte ſechs Rathscollegien errichtete, die dem Regentſchaftsrath untergeordnet ſein, aber durch ihre Präſidenten an den Sitzungen und Berathungen Theil haben ſollten. Den Legitimirten wurde das Recht der Succeſſion zur Krone wieder entzogen, da es im Falle eines

Erlöschens der Dynastie der Nation allein zustehe über den Thron zu verfügen; die verjagten Jansenisten durften ihre Stellen wieder einnehmen; der Cardinal von Noailles erhielt seinen Sitz im Gewissensrath für geistliche Angelegenheiten zurück; der Pater Le Tellier wurde vom Hofe verwiesen. So ging man in Staat und Kirche, in Verfassung und Regierung von dem bisherigen System ab. Der geistreiche schrift- und redegewandte d'Aguesseau wurde nach dem Tode Voisins zum Kanzler erhoben.

Philipp von Orleans.

Und wie war denn die Natur und das Wesen des Mannes, der nunmehr das Ruder des Staats während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. in der Hand hatte? Unter allen Gliedern der Bourbonschen Dynastie ragte Philipp von Orleans (geb. 1674) an Geist und Talent weit hervor. Voll Wißbegierde hatte er sich von Jugend auf mit Vorliebe den Studien und Künsten gewidmet und durch seinen Scharfsinn, seine rasche Fassungsgabe und sein gutes Gedächtniß Kenntnisse und Fertigkeiten aller Art erworben. Er besaß große Geschicklichkeit in der Musik und Malerei; er beschäftigte sich eifrig mit Chemie, die tiefsinnigen Speculationen eines Leibniz reizten sein Interesse, er war ein Gönner der Gelehrten, der Academie und der Bibliotheken und zog gerne Männer von literarischem Talent in seine Nähe. Dabei besaß er ein scharfes und treffendes Urtheil über Staatsgeschäfte und Verwaltung, natürliche Beredsamkeit und Kenntniß des Kriegswesens. Er hatte in Spanien und in den Niederlanden sich tüchtig gehalten; auf dem Feldzug in Italien, so schlimm auch der Ausgang war, hatte er Muth und militärische Einsicht an den Tag gelegt; man traute ihm zu, daß er große Feldherrngaben entwickelt haben würde, wenn ihn nicht sein Oheim aus Argwohn und Abneigung fern gehalten hätte. Mit diesen genialen Anlagen verband er eine natürliche Leutseligkeit und Großmuth, einen ritterlichen Sinn, liebenswürdige, gewinnende Eigenschaften. „Aber wie seine Mutter, eine bekannte Fabel auf ihn anwendend sagte: allen den Gaben, die ihn schmückten, hatte eine vernachlässigte Fee den Fluch hinzugefügt, daß sie ihm nichts nützen, sondern durch eben so große Laster verdunkelt werden sollten." Schon in früher Jugend war er durch die Schuld seines Vaters in die schlechteste Gesellschaft gerathen, die ihn verführte. Wie viel Kummer und Herzeleid hat seine Mutter, die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte darüber empfunden und wie lebhaft hat sie in ihren Briefen diesen Gefühlen Ausdruck gegeben! Sein Lehrer, der Abbé Dubois aus dem südlichen Frankreich, gleich ihm selbst ein Mann von Geist, Talent und wissenschaftlicher Bildung, aber voll Frivolität „cynisch und brutal in seiner Erscheinung" ohne Wahrhaftigkeit und ohne Glauben an Tugend und ideale Güter, nährte mit schmeichlerischer Wohldienerei und aus ehrgeizigen Absichten den Hang zur Sinnlichkeit in seinem Zögling und untergrub die Achtung vor Religion und Moral. Des Herzogs Ehe mit der Königstochter, die im stolzen Gefühle ihrer hohen Geburt und ihrer Vorzüge und Tugenden ihrem Gemahl mit kalter Zurückhaltung begegnete, war ohne Liebe und Befriedigung. So wurde Philipp von Orleans ein Knecht seiner Lüste und Laster, ein Verführer und Verführter von Genossen, die er selbst als „Geräderte" (Roués) bezeichnete, ein Egoist und Schlemmer, der sich über Glauben, Sitte und Anstand wegsetzte, und Sinnengenuß als die Würze des Lebens ansah. „Er ließ sich nicht allein zu Ausschweifungen fort reißen", urtheilt Ranke, „sondern zu dem Ehrgeiz, wie in Studien und Künsten, so auch in wildem Genuß es allen Andern zuvorzuthun. Er raste die ganzen Nächte, und wenn seine Kräfte erschöpft waren, meinte er, sie durch starkes Trinken zu erneuen, so daß er sich vollends zerrüttete. Oft gerieth er in eine widerwärtige Abhängigkeit von den Gefährten oder den Werkzeugen seiner Ausschweifungen,

weiche dann zur Folge hatte, daß die Bedürfniſſe ſeiner nächſten Angehörigen vernachläſſigt wurden, nur etwa die Tochter, Herzogin von Berry, ausgenommen. Die Nachwelt nennt ihn nicht, ohne mit ſeinem Namen das Gedächtniß ſchamloſer Orgien zu verblnden. Auch bei Tafel kannte er kein Maß, und wenn er voll Weines war, ſo gab es nichts, was ihm Rückſicht eingeflößt und die wildeſten Ausbrüche der Laune, der Wegwerfung und des Haſſes oder auch offenbarer Gottloſigkeit zurückgehalten hätte. Denn auch als ein ſtarker Geiſt wollte er glänzen; er legte Werth darauf als ein Menſch zu gelten, den das Jenſeits und die überſinnliche Welt nicht kümmere." Wie verderblich und vergiftend mußte ein ſolches Beiſpiel auf die Hofkreiſe, auf die vornehme Geſellſchaft der Hauptſtadt, auf die ganze Nation einwirken! Ausſchweifung, Unſittlichkeit, Frivolität und Unglauben galten als Zeichen feiner Bildung, vorurtheilsfreier Geſinnung; ſie wurden zur Mode des Tages und drangen ins Leben ein.

Schlimme Finanzlage.

In jener Sitzung des Parlaments, in welcher Philipp von Orleans zum Regenten erklärt ward, gab er die Verſicherung, daß ſein eifrigſtes Beſtreben ſein werde, die finanziellen Bedrängniſſe des Landes zu beſeitigen, die Ordnung im Staatshaushalt herzuſtellen, Ausgaben und Einnahmen in Gleichgewicht zu ſetzen. Dieſem Verſprechen kam er auch ſofort nach: wie in früheren Jahren bei ähnlichen Lagen wurden gute und ſchlimme Mittel in Anwendung gebracht, dem volkswirthſchaftlichen Ruin zu ſteuern: man ernannte eine Commiſſion unter dem Vorſitz der Brüder Paris, welche die Staatsſchuldſcheine einer Reviſion unterwarf und den Werth der meiſten auf die Hälfte oder noch tiefer herabſetzte; gegen Steuerbeamte, Finanzpächter, Lieferanten, die ſich betrügeriſcher Handlungen und Erpreſſungen ſchuldig gemacht, wurde wie in den Tagen Colberts mit gerichtlichen Unterſuchungen vorgegangen und ein großer Theil des Raubs ihnen abgenommen; eine neue Münzprägung von geringerem Metallwerth wurde angeordnet. Aber alle ſolche und ähnliche Mittel, deren Erfolge noch überdies durch die Käuflichkeit und Gewinnſucht der Luſtgenoſſen des Regenten abgeſchwächt wurden, vermochten einem Staatshaushalt, bei dem jedes Jahr ein Deficit von vielen Millionen hervortrat, nicht aufzuhelfen. Schon damals wurde eine Einberufung der Generalſtände zur gründlichen Heilung des kranken Staats in Anregung gebracht; aber zu einer ſolchen Neuerung konnte ſich der Orleans nicht entſchließen.

John Law und die neue Zettelbank.

Da machte ihm John Law, der Sohn eines Edinburger Goldſchmiedes, den er beim Hazardſpiel kennen gelernt, ein Mann von Kenntniſſen, gewandter Rede und weltmänniſcher Bildung, den Vorſchlag, durch Errichtung einer Staatsbank den finanziellen Mißſtänden abzuhelfen. Er konnte auf die Reſultate der Londoner Bank hinweiſen. Durch Papiergeld, für deſſen Verwerthung die Regierung ihren Credit einſetze, könne das Nationalvermögen vergrößert, der öffentliche Wohlſtand gehoben werden. Die Grundſätze, die der kluge Mann geltend machte, und die Beiſpiele, die er aus dem Privatverkehr der Kaufleute und Bankiers als Beweisgründe für ſeine Anſicht vorbrachte, waren nicht unrichtig; das Unternehmen wurde erſt ſchwindelhaft durch die Täuſchungen und be-

trügeriſchen Myſtificationen, durch die unumſchränkte monarchiſche Verfaſſung, welche keine Garantie gegen die Habgier und die willkürlichen Eingriffe der Machthaber und ihrer Günſtlinge und Beamten darbot. Der Regent prüfte den Vorſchlag mit ſachkundigen Räthen: der Beſchluß war, daß der Plan zwar nicht in der vorgeſchlagenen Ausdehnung und Organiſation ausgeführt werden ſolle, daß aber dem ſchottiſchen Finanzmann ein Privilegium zur Errichtung einer Privatbank mittelſt Aktien ertheilt ward. Nun gründete Law eine Geldgeſellſchaft, die unter ſeiner Direction ſich bald des allgemeinen Vertrauens erfreute und durch geringen Wechſeldiscouto, durch Darlehen und zweckmäßige Vermittelungsgeſchäfte viel Gutes wirkte. Das Vertrauen ſtieg noch, als durch eine Verordnung vom 10. April 1717 die Bank für ein Inſtitut des Staats erklärt und die öffentlichen Kaſſen angewieſen wurden, die von ihr ausgegebenen Scheine in Zahlung anzunehmen. Aber noch in demſelben Jahr gab Law der Zettelbank einen ganz andern Charakter; ſie ſollte mit einer Handelscompagnie des Weſtens vereinigt und dadurch zu einer viel großartigeren Thätigkeit fähig gemacht werden.

Mai 1716.

April 1717.

Die Bank und die Handelscompagnie des Weſtens.

Vor mehr als dreißig Jahren war ein franzöſiſcher Anſiedler, La Salle, von Quebeck aus den Miſſiſippi hinabgefahren, hatte von dem Lande am unteren Lauf des Stromes im Namen des Königs Beſitz genommen und es nach ihm Louiſiana genannt. Aber alle ſpäteren Verſuche, das Gebiet durch franzöſiſche Anſiedler zu bevölkern und zu einer fruchtbringenden Colonie zu geſtalten, waren erfolglos zerronnen. Jetzt bewirkte Law, daß der Regent eine Miſſiſippigeſellſchaft ins Leben rief, welche die Coloniſation jenes fruchtbaren metallreichen Landes aufs Neue in Angriff nehmen und dabei von der Pariſer Bank, die eine große Anzahl Aktien übernahm, unterſtützt werden ſollte. Große Ländereien waren dabei in Ausſicht geſtellt, welche durch ausgedehnte Privilegien und Abgabefreiheit auf Jahrzehnte, durch vortheilhaften Handel mit Canada noch beſonders werthvoll erſchienen. Der Regent für alles Glänzende und Neue empfänglich ließ ſich durch die geiſtreichen vielverſprechenden Combinationen hinreißen und ging mit dem größten Eifer auf die ſchwindelhaften Speculationen des Schotten ein. Er ſetzte das neue Handels- und Geldinſtitut unter Law's Directorium in die innigſte Beziehung zum Staat, er verlieh ihm das Tabaksmonopol, um die Cultur dieſer Pflanze in dem neuen Colonielande in Aufſchwung zu bringen, er gewährte der Bankgeſellſchaft, die er für eine „königliche" erklärte, einen umfaſſenden Antheil an der Steuererhebung und Finanzverwaltung und verſchaffte ihr dadurch einen unbegrenzten Credit. Faſt alles geprägte Geld floß in die Bank und wurde gegen Papiergeld ausgetauſcht; die alten Schuld- und Rentenſcheine, die nur geringe Zinſen trugen, wurden gegen die einträglicheren Aktien und Noten des neuen Handels- und Geldinſtituts umgewechſelt; die Prinzen von Geblüt, die reichen vornehmen Herren betheiligten ſich. Die öffentlichen Kaſſen wurden mit Banknoten gefüllt, die Depoſitengelder umgewechſelt, der innere Verkehr, mit Ausnahme des täglichen Kleinverkehrs durch Geldſcheine vermittelt. Was Anfangs freiwillig geſchah, wurde ſpäter durch Edikte gefordert. Der Beſitz von Gold und Silber in höheren Summen als fünfhundert Franken wurde zu einem Staatsverbrechen geſtempelt. Immer ausgedehnter wurde der Wirkungskreis und der Credit des königlichen Bankinſtituts, das in mehreren großen Städten des Reichs Zweiganſtalten errichten durfte. Die Geſellſchaft machte dem Staat ein Darlehn von 1200 Millionen zu niedrigem Zins und ſetzte dadurch die Verwaltung in Stand, höher

Der Regent und das neue Finanzinſtitut.

verzinsliche Schulden mit Bankſcheinen abzutragen. Selbſt die Genueſen, die bedeutendſten Staatsgläubiger mußten es geſchehen laſſen, daß man ſie mit Miſſiſippi Aktien bezahlte, da jede Metallausfuhr verboten war und andere franzöſiſche Papier am Werth ſehr verloren hatten. Holländer und Engländer folgten ihrem Beiſpiele. Alle benachbarten Länder wurden in die Bewegung des franzöſiſchen Geldmarktes gezogen. Die „königliche Bank" übernahm den Senegal-Handel, ſie erhielt das Privilegium der früheren indiſchen Compagnie, die Colbert einſt gegründet hatte, welche aber ſeitdem in Verfall gerathen war, die Renten der Stadt wurden durch ſie ausgezahlt, die ſämmtlichen Schulden des Königs getilgt, ſchließlich nahm ſie auch die Generalpachten an ſich. Noch niemals hat die Phantaſie, auf ſo wenig ſichern Boden geſtützt, über eine ganze Nation eine ſo unbeſchränkte und unſelige Herrſchaft geübt. Die geſammten Finanzen des Staats beruhten auf einer Handelsgeſellſchaft, ihre Actien ſtiegen auf das Zehn- ja Zwanzigfache ihres urſprünglichen Werths. Der Regent, den die allgemeine Trunkenheit mit fortriß, ließ eine zahlloſe Menge von Scheinen anfertigen, im Jahre 1719 betrug der chimäriſche Werth der Actien achtzigmal ſo viel als das ſämmtliche im Königreich circulirende Geld. Law war der vielbewunderte Mann des Tages, er wechſelte die Religion und erhielt die Stelle eines Generalcontroleurs der Finanzen, die Straße Quincampoix, wo die Geſchäfte gemacht wurden, war von der zudrängenden Menge wie belagert; der Kauf und Verkauf von Aktien und Bankzettel nahm den Charakter eines leidenſchaftlichen Spiels an. „Reich zu werden und zu genießen" war das allgemeine Loſungswort.

Die Regierung und das Parlament.

Immer kühner und hochfliegender wurden die Pläne des Regenten: er trug ſich mit dem Gedanken, die der Regierung zu Gebote ſtehenden Reichthümer zur Erhöhung der Staatsgewalt zu verwerthen: wenn man die Aemter zurückkaufte, welcher Zuwachs an öffentlicher Macht und Autorität erſtand dann den herrſchenden Kreiſen! Und könnte man denn nicht auch die Parlamentsſitze, die mittelſt Kaufſummen erworben und mittelſt Geldzahlungen in den Familien der rechtsgelehrten Ariſtocratie fortgepflanzt wurden, durch Abtragung des Kaufpreiſes und Aufhebung der Amtsſteuer frei machen und die ganze Körperſchaft zu einem Organ der Regierung umſchaffen? Papiergeld hatte man ja in hinreichender Menge und konnte es noch weiter vermehren. Die ſtarke Oppoſition, welche in den Parlamentshöfen gegen die phantaſtiſchen Finanzoperationen bereits laut geworden, hatte den Unwillen des Herzogs erregt; es waren Auftritte erfolgt, welche an die Zeiten der Fronde erinnerten; die Memoiren aus jener denkwürdigen Periode bildeten damals die Lieblingslectüre der Gebildeten und regten zu Vergleichen an: man traute dem Regenten den Plan zu, daß er die Prärogative der Krone noch höher ſteigern wolle, als durch Mazarin und Ludwig geſchehen, daß er die Befugniſſe der Regentſchaft und der Regierungscollegien von allen Schranken zu löſen trachte, welche durch Kaufverträge, Herkommen und Verfaſſung der freien Ausübung der ſouveränen Gewalt entgegenſtanden. Aufgeregte Sitzungen voll ſtürmiſcher Auftritte, wie man ſie ſeit vielen Jahrzenten nicht mehr erlebt hatte, vermehrten die Verbitterung und das Mißtrauen auf beiden Seiten. Immer ſchärfer wurde der Widerſtand des Parlaments gegen die Finanzmaßregeln: wie bereute jetzt der Regent, daß er ſelbſt demſelben das Recht eingeräumt,

die Regierungsedikte vor der Eintragung einer Prüfung und Discussion zu unterwerfen! Es erregte große Unzufriedenheit und Mißstimmung, daß der Herzog den wegen seiner Rechtschaffenheit wie wegen seiner Talente und literarischen Bildung allgemein geachteten d'Aguesseau seines Kanzleramtes entsetzte und dem zu Jan. 1718.
Despotismus und Willkürmaßregeln hinneigenden Grafen d'Argenson das Reichssiegel übergab, der dann Arm in Arm mit Law auf der schwindelnden Bahn fortschritt ohne sich um die scharfen Remonstrationen des Parlaments gegen die Verbindung der Staatsverwaltung und des Bankinstituts zu kümmern.

Der Staatsbankrott.

Bald drang jedoch das Mißtrauen aus den Räumen der hohen Höfe in die Oeffentlichkeit. Vergebens wurde in einer königlichen Sitzung in Gegenwart des jungen Fürsten selbst eine Ordonnanz des Regentschaftsrathes verlesen, wodurch das Parlament wieder in die Schranken des unbedingten Gehorsams gewiesen ward, wie unter Ludwig XIV.; die gegen das verderbliche System geführten Reden und Argumente hatten Bedenken und Zweifel erregt: man fing an, der Bank die Scheine zur Ausbezahlung zu präsentiren. Die Unruhe mehrte sich, als im Mai 1720 ein Edikt erschien, wodurch der Preis der Aktien nach und nach auf den Nominalwerth zurückgeführt und die Annahme der Bankbillets an den öffentlichen Kassen auf eine bestimmte Zeit beschränkt ward. Ein allgemeiner Schrecken erfaßte die Inhaber der Papiere, den die Zurücknahme des Edikts, wozu sich der Regent durch die Vorstellungen seiner Räthe bewegen ließ, nicht zu zerstreuen vermochte. Der Zudrang nahm dermaßen zu, daß die Baarschaften der Bank auf die Neige gingen und sie im Juli erklären mußte, 17. Juli 1720.
sie werde nur noch ihre kleinsten Scheine zum Belauf von zehn Livres realisiren. Bald mußte sie auch diese Zahlungen einstellen; Wuth und Verzweiflung erfaßte das betrogene Volk: es folgten tumultuarische Auftritte; die Menge drängte sich massenhaft zur Bank, so daß mehrere Personen erdrückt wurden und das Haus geschlossen werden mußte. Nur mit Mühe entging Law, den man als den Urheber der Calamität ansah, dem Verderben. Auch gegen den Regenten selbst und seine gewissenlosen Genossen richtete sich die allgemeine Wuth. Man trug die Leichen der Erstickten in das Palais royal. Vergebens suchte der Regent durch neue Edikte den hereinbrechenden Ruin aufzuhalten; das Parlament weigerte die Eintragung und wurde darum nach Pontoise verbannt. Keine Maßregel, kein Zwangscurs vermochte mehr den Staatsbankbruch zu verhindern, zumal da sich herausstellte, daß die Colonisation von Louisiana gänzlich gescheitert sei, daß einige tausend Abenteurer, welche sich auf den Schiffen der Compagnie dahin begeben hatten, großentheils dem Hunger oder Klima erlegen seien, daß Neu-Orleans, das man als eine wohlgebaute Stadt von 800 Häusern geschildert, nur aus einigen elenden Hütten von Cypressenholz bestehe, von Schleichhändlern und Vagabunden bewohnt.

Ausgang u. Wirkung.

Am 20. Oktober wurden sämmtliche Actien und Banknoten außer Curs gesetzt. Eine Commission unter der Leitung der Brüder Paris, die wegen ihres Widerstandes gegen die schwindelhaften Finanzoperationen aus der Hauptstadt verbannt worden waren, übernahm das schwierige Geschäft der Liquidation. Das große Vermögen, das Law bei seiner Flucht nach Italien in Frankreich zurückgelassen, wurde in Beschlag genommen, so daß der bisherige Besitzer vieler Millionen einige Jahre nachher zu Venedig in gänzlicher Armuth starb. Einige habgierige Großen aus der Umgebung des Hofes und des Regenten hatten sich

bereichert, ſie hatten mit leicht erworbenen Scheinen ihre Schulden bezahlt und Güter angekauft; aber unermeßlich waren die Verluſte, von denen der Bürgerſtand, die Kaufmannswelt und die fremden Staatsgläubiger betroffen wurden. Der Staat ſelbſt war eines guten Theiles ſeiner Schuld ledig geworden, ſo daß im öffentlichen Haushalt Einnahmen und Ausgaben mehr in Gleichgewicht hätten geſetzt werden können, wenn man mit Sparſamkeit, Gewiſſenhaftigkeit und Umſicht vorgegangen wäre. Dagegen waren Vertrauen und Credit dahin; Handel und Induſtrie erholten ſich nur langſam; und den großen Familien, welche in dem Schiffbruch ihr Vermögen ganz oder guten Theils eingebüßt hatten, mußte die Regierung durch Staats- und Hofpenſionen und Leibrenten aufzuhelfen bedacht ſein.

Auswärtige Politik.

Der Regent hatte viele Gegner: Die legitimirten Prinzen, der niedere Adel, die Ultramontanen waren ihm abgeneigt, im Parlament wuchs die Oppoſition. Alle dieſe malcontenten Elemente richteten ihre Blicke auf den ſpaniſchen Bourbon Philipp, der ſeine Verzichtleiſtung auf den franzöſiſchen Thron nicht verſchmerzen konnte und nie die Hoffnung aufgab, ſie wieder rückgängig zu machen. Sein Miniſter Alberoni beſtärkte ihn in dieſer Haltung, um ſich in der Hofgunſt zu behaupten, und unterhielt mit den Unzufriedenen in Frankreich lebhafte Verbindungen. Auch dieſe Erſcheinungen erinnerten an die Tage der Fronde. Durch den Thronwechſel in England und durch den Tod Ludwigs XIV. war der Utrechter Friede, den noch nicht alle Betheiligten angenommen, wieder fraglich geworden; wurden die Stipulationen angefochten, ſo blieben die Bourbonſchen und Stuartſchen Anſprüche in dem früheren Stand, konnten wieder zu einer europäiſchen Streitfrage erhoben werden. Es war daher natürlich und durch die Politik der Selbſterhaltung geboten, daß ſich der Herzog von Orleans mit dem neuen König von England aus der hannoverſchen Linie zur Sicherſtellung der in Utrecht getroffenen Pacification zu verbinden ſuchte. Der Thätigkeit, Umſicht und Geſchicklichkeit des weltklugen Dubois, dem ſein ehemaliger Zögling die Stelle eines Staatsraths im auswärtigen Amte verliehen hatte, gelang es in Verbindung mit dem engliſchen Bevollmächtigten Lord Stanhope, der damals neben Sunderland im Miniſterium ſaß, das Bündniß zwiſchen Frankreich und England zu ſtiften, das, nachdem auch die Generalſtaaten beigetreten, als neuer Dreiſtaatenbund (Tripleallianz) für die Aufrechthaltung der beſtehenden Ordnung einzuſtehen ſich bereit erklärte. Demnach ſollte Philipp V. von Frankreich fern gehalten und der Stuart'ſche Prätendent Jacob III., der nach dem fehlgeſchlagenen Verſuch mittelſt einer Inſurrection ſeiner Anhänger in Schottland und England ſich des Thrones zu bemächtigen, ſeinen Aufenthalt in Avignon genommen hatte, veranlaßt werden das franzöſiſche Gebiet zu verlaſſen. Durch dieſe Verbindung fühlte ſich der Regent ſtark genug, den Parteigängern des ſpaniſchen Bourbon die Stirn zu bieten: der Herzog von Maine und ſeine ehr-
1718. geizige Gemahlin wurden aus Paris entfernt und unter Aufſicht geſtellt; der

ſpaniſche Geſandte Cellamare, bei dem die Fäden der Umtriebe zuſammenliefen, über die Pyrenäen geſchafft, die Häupter eines Adelscomplots in der Bretagne des Hochverraths angeklagt und hingerichtet, dem Parlament in einer Thronſitzung die frühere Unterordnung in Erinnerung gebracht. Bald wurde auch Kaiſer Karl VI., dem die Bourbonſche Regierung in Madrid die ehedem ſpaniſchen Beſitzungen in Italien zu entreißen ſuchte, zum Beitritt bewogen, wodurch die Tripleallianz ſich erweiterte. Zum Dank für dieſe Verdienſte um Erhaltung des Friedens wurde Dubois, dem der Regent das Erzbisthum Cambray übertragen, von den verbündeten Potentaten dem römiſchen Stuhl für den Cardinalshut empfohlen. Die Curie trug Bedenken, die hohe kirchliche Würde einem Manne zu ertheilen, deſſen Geſinnung und Lebenswandel ſo ſehr mit dem geiſtlichen Charakter in Widerſpruch ſtanden. Aber ſeine erfolgreiche Thätigkeit um die Beilegung des Janſeniſtiſchen Streites unter dem franzöſiſchen Klerus und die hohen Verwendungen gaben endlich den Ausſchlag zu ſeinen Gunſten. Die Bedenken wurden in Rom überwunden und Dubois zum Cardinal erhoben. So trat denn der merkwürdige Fall ein, daß in einer Zeit der größten Unſittlichkeit und Frivolität, da die hohe Geſellſchaft in Lüſten und Genüſſen, in leichtfertigem Geiſt und Witz ſchwelgte, ein Würdenträger der Kirche in Frankreich eine vorwiegende Stellung in den politiſchen und religiöſen Angelegenheiten behauptete; denn der Regent machte ihn zu ſeinem erſten Miniſter und alle Parteien buhlten um ſeine Gunſt und ſeine Unterſtützung. Und ſo gewandt und ſtaatsklug war der geiſtliche Leiter des auswärtigen Amtes, daß er nicht nur im Innern die höchſte Autorität beſaß, ſondern auch mit Spanien, wo Alberoni hauptſächlich durch ſeine Veranſtaltungen und Kabalen zu Fall gebracht wurde, das gute Verhältniß wieder herſtellte und zugleich von dem engliſchen Hof begünſtigt ward. Dubois trug ſich mit dem Gedanken, die Rolle Richelieus und Mazarins zu wiederholen; da ſchnitt plötzlich die Parze ſeinen Lebensfaden entzwei. Die früheren Ausſchweifungen rächten ſich an ihm und an dem Regenten, der ſeinem Lehrer und Verführer noch in demſelben Jahr ins Grab nachfolgte. „Er war in Geſellſchaft einer Dame," erzählt Ranke, „die für ſeine Buhlerin galt und die ihm damals durch anregendes Geſpräch und Lectüre die Zeit zu kürzen pflegte; eines Tages, noch im Zuge der Unterhaltung, indem er ſich vom Stuhle erhob, um zum König zu gehen, ſank er zuſammen und war nicht mehr. Ein apoplektiſcher Schlag, wie ſie in dieſem Hauſe ſo häufig vorkommen, hatte auch ihn betroffen. Die Dame verfiel in Wahnſinn; das Volk ſah einen Fauſt in ihm, deſſen Pakt mit dem Böſen in dieſer Stunde abgelaufen ſei."

1719.

Dubois Cardinal und Premierminiſter.

Juli 1721.

Tod des Miniſters und des Regenten. 10. Aug. 1723.

7. Decbr. 1723.

Mittlerweile war der junge König Ludwig XV. in das Lebensalter getreten, daß er nach franzöſiſchem Geſetze als volljährig betrachtet werden konnte. Noch zu Lebzeiten des Regenten und ſeines Miniſters war die Ceremonie der Krönung und Salbung mit großer Pracht in Rheims gefeiert worden. Aber ſeine Jugend und Unerfahrenheit bedurfte noch immer einer leitenden Hand. So

Herzog von Bourbon-Condé. Ludwigs XV. Vermählung.

trat denn jetzt an die Stelle des Orleans ein anderer Prinz von Geblüt, Heinrich von Bourbon-Condé, ein Mann von geringen Fähigkeiten und Kenntniſſen, habgierig, rechthaberiſch und überdies abhängig von ſeiner Mätreſſe, der Marquiſe von Prye, einer verheiratheten Hofdame, und deren Schützling, einem der Brüder Paris. Früher dem Herzog-Regenten ſich unterordnend hatte er in der letzten Zeit der Politik desſelben vielfach Oppoſition gemacht und ſchlug auch jetzt andere Wege ein. Seine nächſte Sorge war, die Dynaſtie durch eine baldige Vermählung des Königs ſicher zu ſtellen. Orleans und Dubois hatten eine ſpaniſche Heirath im Auge gehabt: die vierjährige Tochter Philipps V. ſollte dereinſt Königin von Frankreich werden. Schon befand ſich die junge Infantin in Verſailles, um zu ihrem künftigen Berufe herangebildet zu werden. Dieſe Verzögerung der Vermählung ſchien jedoch dem Herzog bedenklich: die Verlobte
März 1725. wurde nach Madrid zurückgeſandt und Marie die Tochter des ehemaligen Polenkönigs Stanislaus Leſczynski, der ſeit ſeiner Vertreibung in Weißenburg lebte,
Sept. zur Gemahlin des Königs gewählt. Der ſpaniſche Hof nahm dieſes rückſichtsloſe Verfahren als eine Beleidigung auf und änderte ſeine Politik.

2. Spanien unter dem erſten Bourbon.

Philipp V. —1746.

Philipp V. hatte niemals den Glauben verloren, daß ihm die Krone von Spanien verbleiben werde. Wir wiſſen, daß er den ihm von dem Großvater ertheilten Rath einer freiwilligen Entſagung ſtandhaft zurückgewieſen. Er verließ ſich auf die Hingebung der Caſtilianer, die ſich in den Tagen der Bedrängniß und der drohenden Fremdherrſchaft aufs glänzendſte bewährt hatte. Er war daher über die Abmachungen in Utrecht, welche der Monarchie die italieniſchen und belgiſchen Provinzen entriſſen, keineswegs erfreut, ebenſowenig wie ſein habsburger Rivale, welcher den Titel eines Königs von Spanien noch fortführte, als jede Ausſicht auf die Erwerbung des Pyrenäenreichs längſt verſchwunden war. Aber dem ſchwachen unſelbſtändigen Bourbon in Madrid fehlte jeder Unternehmungsgeiſt und Lebensmuth. Nie konnte er ſich zu eigenem Handeln aufſchwingen; er hatte nur paſſive Tugenden und blieb ſtets von weiblicher Führung abhängig. Es iſt uns bekannt, welchen Einfluß die Fürſtin Orſini auf Politik und Regierung übte; bis zu Ende des Krieges herrſchte ſie am Hof und im Cabinet; die lebhafte, hingebende Königin beugte ſich gänzlich ihrem mächtigen Geiſt und der willenloſe Bourbon wurde von beiden geleitet.

14. Febr. 1714. Die Fürſtin Orſini und Eliſabeth von Parma.

Um die Zeit der Friedensſchlüſſe ging die Savoyerin aus dem Leben und die Orſini übte nun die Macht über Hof und Staat ungetheilt. Aber bei der Natur des Königs mußte ſie auf eine neue Vermählung desſelben bedacht ſein. Sie ſchaute ſich daher nach einer Prinzeſſin um, die eben ſo bereit ſein möchte, ſich ihrem Einfluß unterzuordnen, wie die Verſtorbene. Eine ſolche glaubte ſie in Eliſabetha Farneſe zu entdecken, die an dem kleinen Hofe von Parma ein

freudenleeres Daſein verbrachte. Giulio Alberoni, der Sohn eines armen Winzers aus der Gegend von Piacenza, der zum Geiſtlichen gebildet als Erzieher eines jungen Italieners von Adel lange in Frankreich gelebt, mit der Farneſiſchen Familie in Verbindung geſtanden und dann den Marſchall Vendome als Secretär nach Madrid begleitet hatte, ſcheint den Ausſchlag bei der Wahl gegeben zu haben. Von einer jungen Fürſtin, die ihr ganzes Glück der Oberhofmeiſterin zu verdanken haben würde, meinte die Orſini keine Aenderung in ihrer dominirenden Stellung befürchten zu dürfen. Aber wie irrte ſie ſich. Kaum hatte die junge Königin den ſpaniſchen Boden betreten, ſo wurde die Fürſtin, die ihr nach Xativa entgegengereiſt war, mit der rückſichtsloſeſten Strenge aus dem Reiche verbannt und ſofort zur Abreiſe gezwungen, ohne daß man ihr nur irgend eine Bequemlichkeit geſtattet hätte. Ludwig XIV. erlebte es noch, daß die allmächtige Hofdame, welche viele Jahre lang die Seele der ſpaniſch-bourboniſchen Regierung geweſen war, über die Pyrenäen geſchafft ward, um ihre letzten Jahre in der alten Heimath Sept. 1714. in der Dunkelheit des Privatlebens zu verbringen.

Der geheime Urheber dieſes Staatsſtreiches war ohne Zweifel derſelbe Alberoni. Alberoni, der die Vermählung vermittelt hatte, ein Mann von großen Talenten, ehrgeizig, unternehmend und geübt in Ränken und Kabalen. Der gewandte Italiener wurde nun bald das Haupt des ſpaniſchen Cabinets, der ganze Einfluß, den die Orſini beſeſſen, ging an ihn über; er brachte die Königin auf ſeine Seite, indem er ihre ehrgeizige Seele mit allerlei Hoffnungen und Träumen erfüllte, und herrſchte durch ſie über den mehr und mehr in Trübſinn verfallenden Bourbon. Wie einſt die Lerma und Olivarez ſo vereinigte jetzt Alberoni, der ſich in Rom den Cardinalshut zu verſchaffen wußte, die ganze öffentliche Gewalt in ſeiner Hand, und er beſaß politiſchen Verſtand und Unternehmungsgeiſt genug, ſeine mächtige Stellung ſo zu benutzen, daß das Reich im Innern gekräftigt würde, um wieder die frühere Herrſchaft in Italien und im Mittelmeer zu gewinnen. Er war bemüht, durch zweckmäßige Reformen dem Staatshaushalt aufzuhelfen, mehrte und verbeſſerte die Marine und ſuchte, da die Herrſchaft über Spanien und Indien den Nachkommen Philipps aus der erſten Ehe dereinſt zufallen mußte, den Sprößlingen ſeiner Gebieterin Eliſabeth auswärtige Throne zu verſchaffen. Und wie konnte er zugleich beſſer für ſeine eigene Machtſtellung ſorgen, als wenn er ſich aufs Engſte mit den Intereſſen der Farneſerin verband und ihre herrſchſüchtige Seele mit Kriegs- und Eroberungsplänen beſchäftigte? Konnte nicht bei dem großen Wechſel der Dinge, der ſeit den Friedensſchlüſſen eingetreten war, die ſpaniſche Monarchie wieder in dem früheren Umfang hergeſtellt, den öſterreichiſchen Habsburgern die Beute wieder entriſſen werden?

So lenkte denn Alberoni, nachdem er an der Stelle des bisherigen Miniſters del Giudice an die Spitze der Staatsregierung getreten war, wieder in die Kriegspolitik der früheren Jahre ein und verband damit ein diplomatiſches Ränkeſpiel im großartigſten Maßſtab. Indem er nach Innen durch eine aufgeklärte, wenn auch Alberoni's politiſche und kriegeriſche Thätigkeit.

ſtreng monarchiſche Verwaltung die nationalen Kräfte und Lebensgeiſter zu wecken bemüht war, machte er zugleich Anſtrengungen die verlornen Provinzen zurückzuerobern und in allen Staaten die maleontenten Elemente in Bewegung zu bringen, theils um ſich in ihnen Bundesgenoſſen zu verſchaffen, theils um die andern Regierungen im eigenen Lande zu beſchäftigen und ſie außer Stand zu ſetzen, ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen mit den Waffen Einhalt zu gebieten.

Er unterſtützte insgeheim den engliſchen Prätendenten, als er in Edinburg landete, um die Jacobiten und Legitimiſten des Inſelreiches unter die Waffen zu rufen, und unterhielt auch nach dem Scheitern dieſes Planes Verbindungen mit den Häuptern der Stuartſchen Partei in den drei Ländern; er nährte die Unzufriedenheit des franzöſiſchen Adels gegen den Herzog-Regenten; er begünſtigte die conſpiratoriſchen Umtriebe des ſchwediſchen Grafen Görz, um den nordiſchen Krieg in Bewegung zu halten; er ſuchte den Fürſten Rakoczy aufzureizen, daß er in Ungarn und Siebenbürgen von Neuem die Fahne der Empörung aufrichte, und die Pforte zu deſſen Unterſtützung zu vermögen; er verſtand es in den italieniſchen Staaten die Sympathien für Spanien zu wecken. Denn jeder Uebergang in neue Verhältniſſe erzeugt Mißſtimmung und Unzufriedenheit unter einem Theil der Bevölkerung.

Man kann nicht umhin, die Thätigkeit und den fruchtbaren Geiſt des Mannes zu bewundern. Denn während er ſeine Hände nach allen Ländern ausſtreckte, wußte er zugleich im eigenen Reich neue Hülfsquellen zu öffnen. „Plötzlich, wie durch Zauber, ſchafft er in einem Lande, welches ein ganzes Jahrhundert hindurch nicht mehr im Stande geweſen war, ſeine eigene Grenze zu vertheidigen, nicht blos Geld zum Kriege, ſondern auch ein Heer und eine Flotte."

1716. Bald nach ſeiner Ernennung zum Cardinal vernahm die Welt mit Erſtaunen, daß eine ſpaniſche Flotte mit Kriegsmannſchaft ausgelaufen ſei: es hieß, ſie ſollte Venedig und den Kaiſer, die damals in einem heftigen Krieg mit der Pforte begriffen waren, in ihren Kämpfen gegen die Türken unterſtützen; aber plötzlich

Aug. 1717. legte ſie an Sardinien an, nöthigte die kaiſerliche Beſatzung in Cagliari zum Abzug und nahm Beſitz von der Inſel zur großen Freude der ſpaniſch geſinnten Einwohner. Eine zweite ſtärkere Flotte landete bei Palermo, um Sicilien wieder unter die Herrſchaft Spaniens zu bringen. Nachdem ſich die beiden Hauptſtädte unterworfen hatten, belagerte der Marquis von Lede die Citadelle von Meſſina, nach deren Bezwingung er ſeine 30,000 Spanier nach Neapel führen wollte. In Wien nahm man es dem päpſtlichen Stuhl ſehr übel, daß er einem Feind des Kaiſerhauſes den Purpur verliehen habe, und legte Beſchlag auf die Einkünfte, welche römiſche Geiſtliche aus Neapel bezogen. Mittlerweile war der Bund der

Juli 1718. vier Mächte zum Abſchluß gekommen, in Folge deſſen der Admiral Byng mit einer engliſchen Flotte in den ſiciliſchen Gewäſſern erſchien, um den Madrider Eroberungsplänen entgegenzutreten. Da der ſpaniſche Befehlshaber nicht von

11. Aug. 1718. dem Belagerungskrieg ablaſſen wollte, ſo kam es zu einer Seeſchlacht, in welcher die ſpaniſche Flotte am Vorgebirg Paſſaro faſt gänzlich vernichtet ward. Zugleich rückte ein franzöſiſches Heer unter dem Herzog von Berwick über die Bidaſſoa in

Spanien ein und besetzte Fuentarabia und S. Sebastian. Dies war um dieselbe Zeit, als der Kaiser dem Türkenkrieg durch den Passarowitzer Frieden ein Ende machte und nun die freigewordenen Truppen zur Vertheidigung seiner italienischen Staaten verwenden konnte. Nun war wenig Aussicht, daß die Eroberungspläne Alberonis durchzuführen seien. Dennoch stand der ehrgeizige, unternehmende Minister-Cardinal nicht von seinem Vorhaben ab: während neue Schiffe und Armeen ausgerüstet wurden, dauerten in Paris und in dem britischen Inselreiche die conspiratorischen Umtriebe fort. Nie wurde die Kunst des Complottirens und Spionirens in solcher Ausdehnung ausgeübt wie von den beiden Kirchenfürsten, die damals diesseits und jenseits der Pyrenäen die Leitung der Staatsgeschäfte in Händen hatten und einander in Listen, Täuschungen und Kabalen zu überbieten suchten. Zugleich wurde in Cadix ein Geschwader ausgerüstet, auf welchem sich der Prätendent, den Alberoni von Italien nach Spanien kommen ließ, nach Irland einschiffen sollte.

Alberonis Sturz.

Wer weiß wie lange der verschlagene Staatsmann, der den König unbedingt beherrschte und bei der Königin Alles galt, noch ganz Europa in Athem gehalten hätte, wäre es nicht der französisch-englischen Diplomatie gelungen, dem Cardinal einen ähnlichen Sturz zu bereiten, wie er ihn einst selbst der Fürstin Orsini bereitet hatte. Der uns wohlbekannte geniale Lord Peterbourough bewog den Herzog von Parma, daß er seine Nichte und Stieftochter Elisabeth von den verderblichen Plänen und Rathschlägen Alberonis unterrichtete. Dies gab den Anstoß zu einer weiblichen Hofcabale, in Folge deren der schwache König so geängstigt und eingeschüchtert ward, daß er sofort in die Entlassung des Ministers willigte. Alberoni erhielt den Befehl, binnen acht Tagen Madrid und binnen drei Wochen Spanien zu verlassen. Ohne daß ihm eine Audienz gestattet worden wäre, reiste er nach Genua und von da nach dem Kirchenstaat, wo er die übrige Zeit seines Lebens verbrachte, von dem päpstlichen Stuhle bald verstoßen bald geehrt.

5. Decbr. 1719.

Sicilien an Oesterreich, Sardinien an Piemont gegeben. Jan. 1720.

Nun wurde Philipp V. bewogen, Sardinien und Sicilien zu räumen, seinen Ansprüchen auf das ehemals spanische Italien zu entsagen und dem Vierstaatenbündniß beizutreten. Fünfhundert spanisch gesinnte Sicilianer folgten dem abziehenden Heer. Zugleich wurde zwischen den Höfen von Madrid und Versailles ein doppelter Ehebund verabredet: der Prinz von Asturien vermählte sich mit der vierten Tochter des Herzogs-Regenten, während Philipps eigene Tochter zweiter Ehe dereinst Königin von Frankreich werden sollte. Der Herzog von Savoyen-Piemont wurde veranlaßt Sicilien gegen Sardinien auszutauschen; doch sollte ihm der Königstitel verbleiben. Neapel und Sicilien wurden dann wieder vereinigt und in beiden Staaten die habsburgisch-österreichische Herrschaft anerkannt.

Das spanisch-österreichische Bündniß

Der neue Friedensbund war jedoch nicht von Dauer. Die Auflösung des spanisch-französischen Heirathsvertrags durch den Herzog von Bourbon-Condé nach dem Tode des Cardinals Dubois und des Regenten (S. 866) und die Rücksendung der Infantin an den elterlichen Hof machte in Madrid böses Blut.

Kurz zuvor hatte Philipp V., dem die Regierungsgeſchäfte unerträglich waren,
Jan. 1724. in einem Anfall von Schwermuth die Regierung ſeinem älteſten Sohn Ludwig übertragen und ſich mit ſeiner Gemahlin nach dem prachtvollen Luſtſchloß St. Ildefonſo zurückgezogen, zum großen Verdruß ſeiner herrſchſüchtigen Gemahlin. Aber acht Monate ſpäter war Ludwig plötzlich an den Blattern geſtorben und nun wurden alle Hebel eingeſetzt, um den König zu bewegen, daß er trotz ſeiner eidlichen Entſagung das Regiment wieder ſelbſt übernahm oder vielmehr die Königin in ſeinem Namen regieren ließ. Und dieſe brachte es nun dahin, daß Philipp V. von dem franzöſiſch-engliſchen Bündniß zurücktrat und ſich dem Kaiſer näherte. Unter Vermittelung eines intriganten holländiſchen Abenteurers, Baron Ripperda, der in Spanien bürgerlich anſäſſig geworden, zur katholiſchen Religion übergetreten war und ſich das Vertrauen der Königin zu erwerben ge-
30. Apr. 1725. wußt hatte, wurde ein geheimer Friedens- und Freundſchaftsvertrag in Wien abgeſchloſſen, kraft deſſen Philipp V. verſprach, dem Kaiſerhaus den Beſitz von Italien und Belgien nicht länger ſtreitig zu machen, und der neugegründeten oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft von Oſtende manche Vergünſtigungen einräumte, wogegen der Wiener Hof die Bourbonſche Succeſſion in dem zu Utrecht feſtgeſetzten Umfang anerkannte und für die Zurückgabe Gibraltars an Spanien ſowie für die Wiedergewinnung der verlornen Orte und Landſchaften an den Pyrenäen zu wirken ſich verpflichtete. Auch in Betreff des dereinſtigen Anfalls von Parma und Piacenza an den älteſten Sohn der Königin Eliſabeth, den Infanten Don Carlos, ſo wie über die Erbfolge in Toscana bei dem bevorſtehenden Erlöſchen des Mediceiſchen Hauſes und andere Eventualitäten wurden Verabredungen getroffen und wohl auch ſchon damals die Succeſſion in Oeſterreich für den Fall, daß Karl VI. ohne männliche Leibeserben aus der Welt gehen ſollte, in Ausſicht genommen.

Miniſterwechſel in Frankreich. In dieſem Bündniß lagen die Keime neuer kriegeriſcher Verwickelungen verborgen. England, das davon am nächſten bedroht war, ſuchte nicht nur die Allianz mit Frankreich feſtzuhalten, ſondern ſchaute ſich auch nach andern Verbündeten um. Vielleicht wäre es ſchon jetzt zu Feindſeligkeiten mit Spanien und Oeſterreich gekommen, wenn nicht um dieſelbe Zeit, da der erwähnte Ripperda in Madrid die öffentlichen Angelegenheiten ganz nach dem Sinn und im Intereſſe der leidenſchaftlichen Königin leitete, in Paris ein Miniſterwechſel ſtattgefunden hätte. Im Vertrauen auf die Gunſt der Königin Maria Leszynska, die dem mächtigen Bourbon ihr ganzes Glück zu verdanken hatte und in den erſten Jahren der Ehe auf das Herz ihres Gemahls noch einigen Einfluß beſaß, benahm ſich der Miniſter anmaßend und übermüthig und geſtattete ſich große Willkürhandlungen. Er lag nicht nur mit dem Parlamente, das ſeinen Münzveränderungen, ſeinen neuen Steuereditten, ſeiner Wiederbelebung verjährter Gefälle und Taxen widerſtrebte, in ewigem Hader, er verſchärfte nicht nur die Religionsbedrückungen gegen die Janſeniſten und die Strafgeſetze gegen die Calviniſten und ihre „Ver-

ſammlungen der Einöde", er griff nicht nur die Freiheiten und Privilegien des franzöſiſchen Klerus an; er betrug ſich auch herriſch und rechthaberiſch gegen den König. Namentlich war er voll Eiferſucht auf den Biſchof Fleury von Fréjus den früheren Lehrer Ludwigs. So oft er in das Cabinet des Königs kam, fand er den geiſtlichen Herrn vor, deſſen Anſichten und Vorſchläge auf ſeinen ehemaligen Zögling ſtets großen Eindruck machten. Er ſuchte den Nebenbuhler daher durch eine Liſt zu beſeitigen. Auf ſeinen Rath hielt einſt die Königin ihren Gemahl ſo lange in ihren Gemächern zurück, bis die Stunde herangerückt war da der Herzog dem König Vortrag halten ſollte. Die Sitzung fand dann bei der Königin ſtatt. Fleury, der im Cabinet vergebens gewartet hatte, merkte die Abſicht und begab ſich ſofort auf ſein Landhaus, um den Monarchen zu nöthigen, zwiſchen beiden ſeine Entſcheidung zu treffen. Er erreichte ſeinen Zweck. Ludwig, der den Rath ſeines Lehrers nicht miſſen wollte, ließ den Gekränkten ſofort zurückkommen und gab der Königin die Weiſung, ferner nur den Worten des Biſchofs Gehör zu ſchenken. Darauf wurde Bourbon, der „an Leib und Seele gleich häßlich" allgemein verachtet und gehaßt war, nebſt der Marquiſe vom Hof verwieſen und Fleury in Juni 1726.
den Staatsrath berufen, wo er bald die erſte Stelle einnahm und mit dem König allein die Staatsgeſchäfte beſorgte. Noch in denſelben Jahr ertheilte der Papſt dem wegen ſeiner Kenntniſſe wie wegen ſeiner Tugenden und ſeiner friedfertigen Gemüthsart allgemein geachteten geiſtlichen Staatsmann, der bereits in ſein dreiundſiebenzigſtes Lebensjahr getreten war, den Cardinalsrang. Seitdem war Fleury, ein Mann von feinem Geiſt und Verſtand, der die Welt und die Menſchen richtig beurtheilte, die ſchwierige Lage Frankreichs erkannte und mit nüchternen praktiſchen Blicken das Leben anſchaute, aus allen Kräften bemüht im Innern Ruhe und Verſöhnung zu ſtiften, Handel, Induſtrie und Ackerbau zu beleben, durch zweckmäßige Verbeſſerung des Steuer- und Finanzweſens und durch Sparſamkeit und Ordnung im Haushalt die Nothſtände zu mildern, die Unzufriedenheit der höheren Stände auszugleichen, die öffentlichen Laſten zu erleichtern, die kirchlichen Streitigkeiten zu beendigen (S. 423).

Um in den häuslichen Angelegenheiten deſto freiere Hand zu haben, war Fleurys Friedenspolitik.
Fleury zugleich bemüht nach Außen ſo lange als möglich den Frieden zu bewahren. In dieſem Beſtreben wurde er weſentlich unterſtützt durch die auf dem Luſtſchloß Herrnhauſen geſchloſſene „hannöveriſche Allianz", worin ſich England, Frankreich und Preußen zur Erhaltung des Friedens auf Grund des Beſtehenden die Hände reichten und zu gemeinſamem Vorgehen gegen jede Störung ſich ver- Sept. 1725.
pflichteten, eine Vereinbarung, der auch Holland, Schweden und Dänemark beitraten. Dieſer neue Staatenbund bewirkte, daß man in Wien behutſamer auftrat und den unruhigen Ehrgeiz der ſpaniſchen Königin und ihres willfährigen Miniſters Ripperda zu zügeln beſchloß. Die beabſichtigte Wiedereroberung von Gibraltar ſchlug fehl, weil die verſprochene kaiſerliche Hülfe ausblieb. Congreſſe wurden angeordnet, diplomatiſche Künſte ins Werk geſetzt, Geſandte und

Agenten in Thätigkeit erhalten, Alles nur um zu täuſchen, um Zeit zu gewinnen, um unter dem Scheine politiſcher Geſchäftigkeit jede entſcheidende Handlung zu vermeiden, durch diplomatiſche Spinngewebe das Schwert in der Scheide zu halten. In Madrid überzeugte man ſich endlich, daß in Oeſterreich kein guter Wille vorhanden ſei. Der Unmuth über die erlittene Täuſchung drückte in dem Gemüthe der Königin Eliſabeth den Groll über die Beleidigung von Seiten des franzöſiſchen Hofes nieder und machte ſie geneigt, als Fleury durch einen eigenen Geſandten in ſeinen Worten Abbitte thun ließ, ſich den Verbündeten wieder zu nähern. Nach längeren Verhandlungen auf dem Congreß von Soiſſons wurde der Wiener
9. Nov. 1729. Vertrag aufgelöſt und dafür in Sevilla ein neues Abkommen mit Frankreich und den Seemächten abgeſchloſſen, das im Weſentlichen den in dem Utrechter Friedenswerk geſchaffenen Zuſtand als rechtsgültig beſtehen ließ, der öſterreichiſchen Handelsgeſellſchaft von Oſtende, die den Engländern wie den Holländern gleich verhaßt war, ein Ende machte und dem Infanten Don Carlos die Anwartſchaft auf Parma und Toscana verlieh. Nach einigem Bedenken trat denn auch der Kaiſer
16. März 1731. in einem neuen Wiener Tractat dieſer Uebereinkunft bei, als England ſich bereit zeigte, ſeine pragmatiſche Sanction hinſichtlich der Erbfolge in Oeſterreich anzuerkennen.

3. Italien.

Italien und der Kirchenſtaat.

Der ſpaniſche Erbfolgekrieg griff tief in das Staatsleben Italiens ein und weckte von Neuem die politiſchen Leidenſchaften früherer Jahre. War doch der Kampf zwiſchen den beiden Mächten entbrannt, die ſeit zwei Jahrhunderten einander den Rang in der ſchönen Halbinſel abzugewinnen geſucht hatten. Und ſo traten denn auch die entgegengeſetzten Parteiintereſſen für die bourboniſche wie für die Habsburgiſche Sache in den Einzelſtaaten ſcharf hervor. Wenn Anfangs die franzöſiſch-ſpaniſchen Sympathien vorwiegend waren, ſo bewirkte das Waffenglück der Verbündeten mit der Zeit einen Umſchwung, obſchon Philipp V., um den Muth und die Widerſtandskraft ſeiner Anhänger zu beleben, ſelbſt in Mailand und Neapel als König und Herr auftrat. Als nach der Unterwerfung Oberitaliens die öſterreichiſche Armee unter General Daun nach Gaeta und Neapel vordrang, als die vereinten Flotten der Seemächte vor den Inſeln Sicilien und Sardinien erſchienen und die Küſtenländer am tyrrheniſchen Meer bedrohten; da erlangte die Sache Karls III. allmählich das Uebergewicht; der bourboniſchen Partei blieb nur das unſichere Mittel conſpiratoriſcher Umtriebe und Aufſtände. Selbſt Papſt Clemens XI., der ſchon als Cardinal Albani für Frankreich in die Schranken getreten war, der dann als Kirchenhaupt durch ſeine Entſcheidung weſentlich bewirkt hatte, daß Karl II. den Bourbon zum Erben der geſammten ſpaniſchen Monarchie einſetzte, ſah ſich endlich genöthigt, als kaiſerliches Kriegsvolk an die Grenzen des Kirchenſtaats vorrückte und Joſeph I. mit der Abwerfung

der Lehnshoheit des päpſtlichen Stuhls über Neapel und der damit verbundenen kirchlichen Einkünfte drohte, den Habsburger Karl III. als König von Spanien ſammt den dazu gehörenden italieniſchen Staaten anzuerkennen. Es kam ihm ſchwer an, in eine Umgeſtaltung zu willigen, die hauptſächlich von proteſtantiſchen Mächten ausging, gegen einen König Partei zu nehmen, der ſich die Förderung der katholiſchen Intereſſen ſo ſehr angelegen ſein ließ. Aber er konnte den Lauf der Dinge nicht hemmen. Als Karl III. nach ſeines Bruders Tod zur Uebernahme ſeiner öſterreichiſchen Erblande und der bald darauf von den Kurfürſten ihm zuertheilten Kaiſerkrone über Mailand reiſte, regte ſich in den italieniſchen Landen kein Widerſpruch mehr gegen die Rechtmäßigkeit ſeiner Autorität. Die ausgeſchriebenen Reichskriegsſteuern, wie ſchmerzlich ſie auch empfunden wurden, mußten entrichtet werden. Die Friedensſchlüſſe von Utrecht und Raſtatt brachten in dieſe Verhältniſſe inſofern eine Wandlung, daß der Herzog von Savoyen-Piemont zum König von Sicilien erhoben und am Ende des Jahres in Palermo gekrönt ward. Wir wiſſen, daß dieſe Uebereinkunft nicht von Dauer war, daß Victor Amadeus einige Jahre nachher König von Sardinien wurde und Sicilien unter die Habsburgiſche Herrſchaft zurückkehrte. Dem Papſt wurde bei dieſer Umwandlung keine Mitwirkung zugeſtanden. Ohne daß man nur ſeinen Rath begehrt hätte, wurden die beiden Inſelſtaaten, die er als ſeine Lehen betrachtete, an fremde Fürſten übertragen. Und ſo eigenmächtig griffen dieſe in die kirchliche Verfaſſung ein, daß der Nuntius wiederholt Neapel verließ und in Sicilien mehrere hundert Geiſtliche, die in dem zwiſchen Papſt und König ausgebrochenen Streit Partei für Rom nahmen, von der Inſel verjagt wurden. Und bald erlitt der päpſtliche Stuhl noch eine weitere Beſchränkung ſeines Einfluſſes über die italieniſchen Staaten. Es iſt erwähnt worden, wie eifrig die ſpaniſche Königin Eliſabeth von Parma bemüht war, für ihre Söhne ſelbſtändige Herrſchaften zu erlangen. Da nun der Mannſtamm des Hauſes Farneſe dem Erlöſchen nahe war, ſah ſich der Kaiſer durch die politiſche Lage Europa's bewogen, die Anwaetſchaft des Infanten Don Carlos auf das Herzogthum Parma und Piacenza anzuerkennen und als einige Zeit nachher der Herzog Antonio ohne Kinder aus der Welt ging, das Land dem Bourboniſchen Fürſten wirklich zu Lehn zu geben (1731), alſo eigenmächtig über ein italieniſches Gebiet zu verfügen, das zwei Jahrhunderte unter päpſtlicher Oberherrlichkeit geſtanden. Die Proteſtation des Pontificats hatte keine Wirkung. Einige Zeit nachher wurde derſelbe Infant Don Carlos König von Neapel und Sicilien, und nun übertrug der Kaiſer das Herzogthum dem jüngeren Bruder Don Philipp, deſſen Sohn Ferdinand mit dem päpſtlichen Stuhl in einen Streit gerieth, der wichtige kirchliche Reformen zur Folge hatte. Don Carlos regierte ein Vierteljahrhundert über das Königreich beider Sicilien, das kraft eines Familiengeſetzes nie mit Spanien verbunden werden ſollte, und war bemüht die alten Mißſtände der ſpaniſchen Herrſchaft durch zeitgemäße Reformen zu beſeitigen oder zu mindern. Als er nach dem

24. Decbr. 1713.

1715.

1735.

Tode ſeines Halbbruders zu dem ſpaniſchen Thron berufen wurde, übertrug er die Herrſchaft über das vereinigte Königreich Neapel und Sicilien ſeinem minderjährigen Sohne Ferdinand IV., deſſen ereignißvolle Regierungszeit die franzöſiſchen Revolutionsſtürme und die Reſtauration überdauerte. — Bei allen dieſen Veränderungen in der apenniniſchen Halbinſel war die römiſche Curie wenig betheiligt; die weltbeherrſchende Stellung des Pontificats war vorüber, der Zeitgeiſt des achtzehnten Jahrhunderts wandte ſich von den kirchlichen Intereſſen ab. Immer mehr entzogen ſich die weltlichen Mächte dem Einfluß der Kirche und ordneten die europäiſchen Verhältniſſe nach politiſchen Motiven. Dieſem Streben

Benedict XII. 1724—1730.

leiſtete Clemens' XI. zweiter Nachfolger Benedict XIII., der auch auf dem päpſtlichen Stuhl die Lebensweiſe eines Predigermönchs fortführte, Vorſchub, indem er ſeinen Sinn ausſchließlich religiöſen und kirchlichen Dingen zuwandte. Clemens XII., der nach dem Ausſterben der Herzöge von Urbino dem päpſtlichen

Clemens XII. 1730—1740.

Stuhle die Schutzherrſchaft über die kleine Republik San Marino erwarb, wendete, dem Beiſpiele ſeines zweiten Vorgängers gleichen Namens folgend, ſein Augenmerk hauptſächlich auf die Vermehrung der Kunſtſchätze und auf die Bereicherung der vaticaniſchen Bibliothek durch werthvolle Handſchriften, ein Be-

Benedict XIV. 1740—58.

ſtreben, das auch ſein Nachfolger Benedict XIV. theilte, ein gelehrter, wohlwollender und ſcherzhafter Herr von einfacher edler Sitte. „Mit freiem Blick überſchaute er das Verhältniß des päpſtlichen Stuhles zu den europäiſchen Mächten und nahm wahr, was ſich halten laſſe, was man aufgeben müſſe.“ Der politiſche Einfluß früherer Tage war dem Pontificat durch die weltlichen Großſtaaten entriſſen worden. Benedict mußte zufrieden ſein, wenn es ihm gelang, die Würde der Curie gegen die katholiſchen Fürſten durch verſtändiges

1753.

Nachgeben aufrecht zu halten. So verzichtete er in einem Concordat mit Spanien auf die Vergabung der kleineren Pfründen, wogegen der König einwilligte, den Verluſt der Curie durch eine namhafte Geldentſchädigung auszugleichen. Auch Portugal und der Kaiſer erlangten Zugeſtändniſſe. „Dergeſtalt verſöhnten ſich die katholiſchen Höfe noch einmal mit ihrem kirchlichen Oberhaupte.“ Aber mehr und mehr kam der Zeitgeiſt in Widerſpruch mit der pontificalen Autorität. In der Wiſſenſchaft wie im Staatsleben machten ſich Tendenzen geltend, welche zu der Kirchenlehre in ſchroffen Gegenſatz traten. Die Jeſuiten, die ſtandhafteſten Verfechter der päpſtlichen Allmacht, wurden überall angefeindet und verfolgt. Schon

Clemens XIII. 1758—1769.

Clemens XIII. war außer Stand, die Väter gegen die Angriffe Pombals und der bourbonſchen Höfe zu ſchützen; und ſein Nachfolger Clemens XIV. Ganganelli,

Clemens XIV. 1769—74.

ein freiſinniger Mann „voll Talent und ſchöner Menſchlichkeit“, mußte die Aufhebung der Geſellſchaft Jeſu ausſprechen. Ein neuer Geiſt wehte und durchdrang die Welt.

Sardinien-Piemont.

Niemand hatte in den ſchwierigſten Lagen ſeine politiſche Rolle ſo glücklich und erfolgreich durchgeführt als Victor Amadeus II. von Savoyen-Piemont. Er hatte in dem Utrechter Frieden ſein Gebiet durch wichtige Territorien ab-

gerundet und gemehrt, er hatte sein Herzogthum zu einem Königreich Sardinien erweitert. Und nicht blos auf Vergrößerung und Befestigung seines Reiches war sein Sinn gerichtet; er verbesserte auch die Rechtspflege und beförderte Handel und Gewerbe; er entriß dem Adel die lange besessenen Domänen und mehrte die Einkünfte der Krone; er gründete die Universität Turin, hob den Schulunterricht und ordnete die kirchlichen Verhältnisse durch ein Concordat mit Rom, wobei der Staat nicht zu kurz kam. In einem Alter von 64 Jahren übergab er seinem Sohne die Regierung 3. Sept. 1730. und vermählte sich mit der Gräfin San Sebastiano, die erst Hofdame bei seiner Mutter, dann bei seiner Schwiegertochter gewesen; aber verstimmt, daß man seinem Rath nicht in Allem folgte, und von seiner ehrgeizigen Gemahlin aufgereizt, widerrief er im nächsten Jahr seine Thronentsagung, weil sein Sohn nicht fähig wäre zu regieren, wurde aber auf den Vorschlag des Ministers d'Ormea durch einen Beschluß des Staatsraths gefangen weggeführt und lebte dann noch dreizehn Monate, von aller Welt geschieden, kummervoll und strenge überwacht im Schlosse von Rivoli. Geistig gebrochen wurde er kurz vor seinem Tode nach Monearlier in Savoyen gebracht, wo er verschied. Die Gräfin endete im Kloster, 1. Nov. 1732. tief gekränkt in ihrer Ehre. Karl Emanuel III. erwarb im österreichischen Karl Emanuel III. 1730—73. Erbfolgekriege einige beträchtliche Landstriche vom Herzogthum Mailand und suchte durch geordneten Staatshaushalt und durch Beiziehung der Geistlichkeit zu den Steuern des Landes die großen Ausgaben zu decken, die ein übermäßiger, kostspieliger Militärstand unter adeligen Officieren herbeiführte. Dabei war er auf Abstellung und Erleichterung der Feudallasten bedacht und traf manche gute Einrichtung, ohne die reformirende Hast vieler gleichzeitigen Fürsten und Minister zu theilen. Aber ein abgelebter Staat und ein erschlafftes unmündiges Volk trug nicht die Kraft in sich, einem mächtigen Stoß von Außen zu widerstehen; als unter Victor Amadeus III., der des Vaters gute und fehlerhafte Maßregeln fortsetzte, die französische Revolution an die Thore von Savoyen und Piemont schlug, wurde das Land bald eine Beute der anstürmenden Nachbarn.

Mühsam bewahrte die Seerepublik Genua ihre Selbständigkeit und ihre Genua und Corsica. autonome Verfassung gegen die Eroberungssucht Savoyens und Frankreichs wie gegen die Umsturzversuche im Innern. Der Utrechter Frieden war dem Gemeinwesen förderlich, indem er das Uebergewicht der Habsburger, denen der Handels- und Geldstaat von jeher ergeben war, in der apenninischen Halbinsel aufs Neue begründete. Aber für republicanische Kleinstaaten war die Zeitrichtung ungünstig; die monarchische Staatsordnung mit ihrem strammeren centralistischen Verwaltungssystem entsprach mehr dem Genius des Jahrhunderts; die lockeren und schlaffen Formen einer gegliederten Vielherrschaft, wobei oft persönliche selbstsüchtige Motive oder Parteiinteressen in den Vordergrund traten und die Politik beherrschten, reizten leicht zur Opposition und zu Neuerungsversuchen. Auch Genua hatte unter dieser Zeitrichtung zu leiden. Die Insel Corsica, die seit dem vierzehnten

Jahrhundert unter der Herrſchaft der Republik geſtanden, wurde von den hartherzigen adeligen Kaufherren, welche die Statthalterwürde und alle einträglichen Aemter in Beſitz hatten und zu ihrem Vortheil ausbeuteten, ſchwer gedrückt. Die Unzufriedenheit wuchs und wurde durch Flüchtlinge und Verbannte genährt und
1730. verſchärft. Endlich griffen die wilden kriegeriſchen Einwohner zu den Waffen, verjagten ihre Dränger von der Inſel und belagerten Baſtia. Da ſuchte die Signorie Hülfe bei dem Kaiſer. Karl ſandte öſterreichiſches Kriegsvolk unter Ludwig von Würtemberg nach der Inſel, welches die bedrohte Feſtung Baſtia
1731. 32. ſicherte, aber im Innern während eines zweijährigen Krieges große Verluſte durch die Inſurgenten erlitt. Unter kaiſerlicher Vermittlung kam endlich ein Friedensvertrag zwiſchen der Republik und den Führern der Aufſtändiſchen Luigi Giafferi und Andrea Ciaccaldi zu Stande. Allein die Erbitterung der Gemüther dauerte fort und wurde noch geſteigert als die Genueſen mehrere Häupter der Rebellen, welche im Vertrauen auf den abgeſchloſſenen Frieden ſich in ihre Stadt wagten, ins Gefängniß warfen und nur auf nachdrückliches Verlangen des Kaiſers ſie wieder in Freiheit ſetzten. Bald nachher führte der über die polniſche Königswahl ausgebrochene Krieg auch in Italien neue Kämpfe herbei, indem franzöſiſch-ſardiniſche Truppen in das Mailändiſche vordrangen und Mantua und Parma bedrohten: aufs Neue ward die lombardiſche Ebene von Kriegsheeren durchſchritten, mit Blut getränkt. Die zwei kaiſerlichen Heerführer Graf Mercy und Ludwig von Würtemberg ließen ihr Leben in der Feldſchlacht, der alte Marſchall Villars ſtarb auf der Heimreiſe in Turin. Auch Spanien
1735. miſchte ſich in den Streit und eroberte Neapel und Sicilien. Dieſe kriegeriſche Aufregung warf ihre zündende Kraft auch nach der Inſel Corſica und rief neue Aufſtände und revolutionäre Kämpfe hervor. Bei dieſer Gelegenheit trat eine hiſtoriſche Curioſität zu Tage: ein deutſcher Abenteurer, Baron Theodor von Neuhof aus Weſtfalen, der nach allerlei Schickſalen in ſpaniſchen Kriegsdienſten nach Africa verſchlagen worden und auf Empfehlung des Dey von Tunis, deſſen Beiſtand die Corſikaner angerufen hatten, mit geringen Geldmitteln und einigen
1736. Miethſoldaten auf der Inſel landete, wußte durch ſein myſteriöſes Auftreten und Benehmen den Glauben zu verbreiten, daß ihm große Hülfsmittel zu Gebote ſtänden und auswärtige Potentaten ihn unterſtützten. Er erlangte ſolches Anſehen bei den Eingebornen, daß ſie ihn zum König ausriefen. Aber ſeine Rolle war bald ausgeſpielt. Nach einigen Monaten, als die Corſikaner ſich in ihren Erwartungen getäuſcht ſahen, kam der „König Theodor“ in ſolche Verlegenheit, daß er es gerathen fand, ſich als Mönch verkleidet durch die Flucht dem erbitterten Volke zu entziehen. Er ordnete eine Regentſchaft an und begab ſich nach den Niederlanden, um ſich Geldmittel zu verſchaffen. Es gelang ihm auch bei einigen Kaufleuten, denen er vortheilhafte Handelsbedingungen in Ausſicht ſtellte, Unterſtützung zu erlangen, ſo daß er mit Waffen und Kriegsvorrath noch einmal auf der Inſel erſcheinen konnte. Aber mit ſeinem Königthum war es vorbei. Er

flüchtete ſich nach England, wo er von Gläubigern verfolgt, bald in die höchſte 1737.
Noth gerieth. Siebenzig Jahre ſpäter erlebte die Welt ein ähnliches Schauſpiel.
Wie der Weſtfale Theodor Neuhof König von Corſica war, ſo der Corſe Jerome
Bonaparte König von Weſtfalen. Die Geſchichte liebt es manchmal in ihre ernſten
Blätter Züge von Humor einzuflechten. Die corſicaniſchen Inſurgenten ſetzten auch
nach dem Abzug des deutſchen Abenteurers den Kampf fort und brachten faſt die
ganze Inſel in ihre Gewalt. Da riefen die Genueſen die Hülfe des Königs von
Frankreich an, der dann auch einige tauſend Mann unter dem Grafen von Boiſ- 1738.
ſieux nach Baſtia ſchickte. Es kam zu einem Waffenſtillſtand, aber zu keiner auf-
richtigen Ausſöhnung mit den Genueſen. Als der öſterreichiſche Erbfolgekrieg die
apenniniſche Halbinſel mit neuen Stürmen heimſuchte, wurde auch Genua in Mit-
leidenſchaft gezogen. Die Republik wurde von kaiſerlichen Truppen beſetzt und
ſollte gezwungen werden, die Landſchaft Finale an Sardinien abzutreten. Allein
die Genueſen erregten einen Aufſtand und ſchlugen die Oeſterreicher mit großer 1748.
Tapferkeit zu ihren Mauern hinaus; alle Anſtrengungen der Feinde, die Stadt
wieder zu erobern, waren vergeblich. Im Aachener Frieden erhielt die Republik
ihr ganzes früheres Gebiet zurück. Nur Corſica konnte nicht behauptet werden.
Die Inſurgenten vertheidigten ſich mit ſolcher Standhaftigkeit und Tapferkeit, be-
ſonders ſeitdem der kriegskundige General Pasquale Paoli an ihrer Spitze ſtand,
daß die Genueſen, auch als die franzöſiſche Regierung ihnen neue Hülfstruppen
ſandte, der ſchwerzugänglichen Inſel nicht Meiſter wurden. Alle Vermittelungs-
verſuche von Seiten Frankreichs ſcheiterten an dem Haſſe der heißblütigen Be-
völkerung gegen die ariſtokratiſchen Handelsherren. Die Republik, erſchöpft durch
die langen Kämpfe und Anſtrengungen und den Koſtenaufwand erwägend, den
die eigenen Truppen und die Subſidien für die franzöſiſche Hülfe der Staatskaſſe
bereiteten, kam endlich zu dem Entſchluſſe, den Franzoſen, welche im Beſitz einiger
feſten Orte waren, die Inſel als Entſchädigung für die aufgewendeten Kriegs-
koſten kurz vor der Geburt Napoleon Bonaparte's vertragsweiſe abzutreten. 1768.
Nun ſchickte die franzöſiſche Regierung eine größere Truppenzahl nach der Inſel.
Dieſer gelang es allmählich, da mittlerweile unter den Inſurgentenhäuptern ſelbſt
Zwietracht und Parteiung eingetreten war und die Vendetta der feindlichen In-
vaſion Vorſchub leiſtete, Corſica nach großen Anſtrengungen zur Unterwerfung
zu bringen. Paoli, „eine antike Geſtalt, die ſich in das achtzehnte Jahrhundert
verirrt hatte", kam ins Gedränge, ſo daß, als die Franzoſen Corte, den Haupt-
ſitz der Inſurgenten einnahmen und viele ſeiner Genoſſen die Flucht ergriffen, Mai 1769.
auch er nicht länger auf dem heimiſchen Boden in Sicherheit weilen konnte. Er
ſchiffte ſich nach Livorno ein und ſuchte dann eine Zufluchtsſtätte in England.
Von der Zeit an war Corſica eine franzöſiſche Beſitzung Die Seerepublik kam
nicht mehr in die Lage, den Rückkauf, den ſie ſich vorbehalten, vorzunehmen.
Sie mußte bald für ihre eigene Exiſtenz kämpfen.

Toscana. Wir haben das Mediceiſche Haus in ſeinen letzten unwürdigen Sprößlingen früher kennen gelernt (S. 323). Schon ſeit einer Reihe von Jahren lebte Giovan Gaſton in Zerwürfniß mit ſeiner deutſchen Gemahlin, die ſich in Böhmen aufhielt; an Nachkommenſchaft war nicht mehr zu denken. Eben ſo fruchtlos war der Verſuch, durch Verheirathung ſeines Bruders, des Cardinals Franceſco Maria dem Mediceiſchen Hauſe einen Erben zu erwecken; wer deſſen Jugendgeſchichte kannte, glaubte an keinen Erfolg. Nur mühſam wurde er bewogen, unter Verzichtleiſtung auf einen großen Theil ſeiner reichen geiſtlichen Einkünfte
1709. mit Eleonore, der Tochter des Herzogs von Guaſtalla eine Ehe zu ſchließen. Aber ſo verrufen waren die Mediceer wegen ihrer geſchlechtlichen Ausſchweifungen, daß die Vermählte aus Furcht vor Anſteckung jede eheliche Annäherung ſtand-
8. Febr. 1711. haft verweigerte. Nach zwei Jahren ſtarb Franceſco Maria de' Medici an der Waſſerſucht und nun war an dem baldigen Erlöſchen des florentiniſchen Herrſcherhauſes nicht mehr zu zweifeln. Wie ſollte es aber nach dem Tode Gaſtons gehalten werden? Von der Einſetzung eines fremden Fürſten durch den Kaiſer wollten die Florentiner nichts wiſſen, weil Toscana, mit Ausnahme von Siena und Arezzo vom Reich gelöſt war und ſie nicht wieder unter die kaiſerliche Lehnsherrlichkeit fallen wollten. Den Florentinern aber ein Selbſtbeſtimmungsrecht einzuräumen, ſo daß ſie entweder zu der altrepublikaniſchen Staatsform zurückkehrten oder einen neuen Großherzog unter den Verwandten der Medici von weiblicher Seite wählten, widerſtrebte den politiſchen Anſchauungen der Zeit. So blieb denn Jahrzehnte hindurch die Succeſſion in Toscana eine ſchwebende Frage und je nach der politiſchen Lage Europa's, nach dem vorwiegenden Einfluſſe dieſes oder jenes Staates oder Fürſten tauchten eine Menge Projekte auf. Die meiſte Ausſicht hatte der ſpaniſche Infant Don Carlos, auch nachdem er ſchon in den Beſitz des Farneſiſchen Erbes getreten war. Als demſelben aber noch bei Lebzeiten Gaſtons die Krone von Neapel und Sicilien zu Theil ward, konnte von ſeiner Succeſſion in Florenz keine Rede mehr ſein. Daher kamen die
1735. Großmächte in dem Wiener Präliminarfrieden überein, daß Herzog Franz Stephan von Lothringen, der junge Gemahl der Kaiſertochter Maria Thereſia, gegen Abtretung ſeines eigenen Landes an Stanislaus Leszczynski das Erbe der Mediceer als eigenes auf ſeine männlichen und weiblichen Nachkommen vererb-
9. Juli 1737. bares Großherzogthum Toscana erhalten ſollte. Zwei Jahre nach dieſem Wiener Abkommen ſtarb Gaſton und nun beſetzten öſterreichiſche Truppen die Arnoſtadt, unter deren Schutze dann die geſetzlichen Beſtimmungen der Uebertragung ge-
Franz troffen wurden. Ein Streit über die Mediceiſche Allodial-Verlaſſenſchaft und
1737—65. die Bezahlung der Landesſchulden wurde durch die Vermittelung des Kaiſers
1738. ausgeglichen, ſo daß der neue Großherzog Franceſco in den vollen Beſitz des
Jan. 1739. Landes Toscana gelangte. Zu Anfang des nächſten Jahres erſchien er mit ſeiner Gemahlin in Florenz und nahm die Huldigung entgegen. Doch verweilte er nur einige Wochen in der alten Kunſtſtadt am Arno und nahm auch in der Folge

nie seine dauernde Residenz daselbst. Der Palazzo Pitti stand verwaist; das glänzende Hofleben von ehedem war nur noch eine historische Erinnerung; der neue Großherzog besaß wohl den kaufmännischen Geist der Medicäer aber nicht den Sinn des Hauses für die idealen Güter der Kunst und Wissenschaft; auch kam der Gewinn seiner volkswirthschaftlichen und großhändlerischen Unternehmungen weniger seinem italienischen Lande als dem Kaiserstaat zu gut, da die florentinische Staatskasse in kritischen Momenten öfters den österreichischen Finanzen zu Hülfe kommen mußte. Trotz der pragmatischen Bestimmung, daß das Großherzogthum Toscana nie mit der österreichischen Monarchie unter Einem Oberhaupte vereinigt werden sondern stets eine Secundogenitur des Hauses Habsburg bleiben sollte, konnte das Land sich doch dem Einfluß des Großstaats und des verwandten Wiener Hofes nicht entziehen. Auf Franz Stephan folgte sein zweiter Sohn Leopold, unter dem das Großherzogthum glücklichere Zeiten erlebte. Die Lasten, die durch eine Reihe mißtrauischer, tyrannischer, geld- und lustsüchtiger Fürsten auf die Schultern der Unterthanen gewälzt worden waren, wurden vermindert; viele von Geschlecht zu Geschlecht vererbte Mißstände und Rechtsungleichheiten durch verständige zweckmäßige Reformen abgeschafft, Agrarverhältnisse, Gewerbwesen, Gemeindeordnungen, Rechtspflege, Schule und Kirche, alle öffentlichen gemeinnützigen Anstalten durch organisatorische Thätigkeit von alten Uebeln befreit. Leopold selbst veröffentlichte ein Compte rendu seiner Regierung, worin er seinen Unterthanen gleichsam Rechenschaft ablegte von Allem was unter ihm zur Ausführung gekommen. „Dieses Compte rendu mußte die schönste Geschichte der Palingenesie des Landes werden. Er sorgte für das Wohl seines Volkes oft selbst mit der Detail-Sorgfalt, wie ein Hausvater für seine Familie, und seine Staatsverwaltung war zum Theil auch das Resultat von Experimenten". Wir werden dem trefflichen Fürsten, der im Geiste seines Bruders Joseph handelte, nur mit mehr Vorsicht, an einem andern Orte begegnen. Als er zur Uebernahme des Kaiserthrones nach Wien gerufen ward, übergab er Toscana seinem zweiten Sohne Ferdinand Joseph.

Leopold 1765—90.

4. Venedig und die Türkenkriege.

Der Friede von Carlowitz war auf fünfundzwanzig Jahre abgeschlossen. Aber er dauerte nicht so lange. Die Türken konnten es nicht verschmerzen, daß sie ihren Feinden so große Zugeständnisse hatten machen müssen, daß Oesterreich Ungarn und Siebenbürgen gewonnen, daß die Republik Venedig den Peloponnes und mehrere wichtige Plätze in Dalmatien als Siegesbeute davongetragen, daß selbst der Zar von Moskau die Seestadt Asow an sein Reich gebracht hatte. Den Russen hatten sie, wie uns bekannt, durch den Frieden am Pruth die pontische Besitzung wieder abgenommen; sollten sie nicht auch die Marcusrepublik nun-

Die Pforte nach dem Carlowitzer Frieden.

mehr aus der „uſurpirten“ Halbinſel vertreiben und die Alleinherrſchaft über das griechiſche Meer an die Pforte bringen? Die Griechen ſelbſt, verſicherte der kriegeriſch geſinnte Groß-Weſir Damad Alipaſcha im Divan, wünſchten ſehnlich wieder unter die Herrſchaft ihres alten Herrn, des Sultans zurückzukehren. Noch war das Abendland mit ſeinen eigenen Angelegenheiten vollauf beſchäftigt und ein Kriegsbund der chriſtlichen Staaten wie ehedem nicht zu befürchten. Die Kriegspartei trug den Sieg davon: ausgedehnte Rüſtungen, Füllung der Arſenale und Vorrathshäuſer, Verſtärkung der Grenzbefeſtigungen deuteten auf feindliche Abſichten; die Beſorgniſſe der kaiſerlichen Regierung in Wien ſuchte man auf diplomatiſchem Wege zu beruhigen. Venedig ſollte iſolirt und überwältigt werden, ehe europäiſche Vermittelungsverſuche in die Action einzugreifen vermöchten. Nur der Papſt ſtand der Signorie bei, indem er die italieniſchen Fürſten zur Unterſtützung aufforderte und eine Beſteuerung der venetianiſchen Kirchen und Klöſter geſtattete.

Der Kampf um Morea 1714. 15. 1. Veranlaſſung.

Eine Urſache zur Kriegserklärung wurde bald gefunden. Der ſlaviſche Volksſtamm der Tſchernagorzen oder Montenegriner, der in dem ſchwerzugänglichen Berg- und Thalland eine gewiſſe Unabhängigkeit gegenüber der Pforte zu bewahren gewußt und unter einem geiſtlichen und weltlichen Oberhaupte, Vladika, in patriarchaliſchen Familien- und Gemeindeverbänden als kräftiges Kieger- und Jägervolk dahinlebte, ſtrebte im Vertrauen auf das religionsverwandte Rußland, unter deſſen Schutzherrſchaft ſich der Fürſtbiſchof geſtellt, jede Verbindung mit der Türkei abzuſtreifen. Von Nuuman Köprili, Paſcha von Bosnien bei Zwornik beſiegt, ſuchten die Volkshäupter eine Zuflucht auf venetianiſchem Gebiet. Die Signorie gewährte den Flüchtlingen eine Freiſtätte in Cattaro und weigerte die verlangte Auslieferung. Dies gab der Pforte den willkommenen

Decbr. 1714.

Anlaß zur Kriegserklärung; noch ehe dieſelbe in Venedig bekannt war, eröffneten bereits türkiſche Seeräuber einen Piratenkrieg gegen die Handelsſchiffe der Republik in der Adria. Im nächſten Frühjahr zogen die Türken unter der Führung des Großweſir zu Land und zu Waſſer gegen Morea, die einzige größere Beſitzung, welche die Republik noch aus den Zeiten ihrer Herrlichkeit in den griechiſchen Gewäſſern gerettet hatte. Die Signorie hatte es nicht verſtanden, die Colonien des Mittelmeers mit feſten Banden an die Republik zu knüpfen, der griechiſchen Bevölkerung Liebe und Anhänglichkeit einzuflößen. Nur bedacht, die auswärtigen Beſitzungen zum Vortheil des Mutterlandes und der herrſchenden Ariſtocratie auszubeuten, hatte ſie überall Einrichtungen geſchaffen, welche den Eingebornen fremdartig, drückend oder verhaßt waren und ihnen ſtets das Gefühl vor die Seele führten, daß ſie ein unterworfenes, nicht als ebenbürtig und gleichberechtigt angeſehenes Volk ſeien. Venetianiſche Beamten, Richter, Polizeimänner leiteten und überwachten das öffentliche Leben nach dem Vorbilde und nach den Vorſchriften und Geſetzen des Mutterlandes; ein Generalcapitän ſtand an der Spitze des Militärweſens; Mauthbeamte, Zöllner und Schaarwächter

2. Morea unter venetianiſcher Herrſchaft.

griffen in das bürgerliche und gewerbliche Leben ein und hemmten jeden Aufſchwung des einheimiſchen Induſtrie- und Handelsweſens; römiſch-katholiſche Biſchöfe und Geiſtliche, die in den Städten und Gemeinden eingeſetzt wurden, verletzten durch Zelotismus und Bekehrungseifer die Anhänger der griechiſch-orthodoxen Kirche, die mit ſo großer Pietät und religiöſer Verehrung dem Patriarchen von Konſtantinopel ergeben waren. Die einheimiſche Miliz war unzuverläſſig und ohne Uebung, die Klephtenbanden der Mainoten im Süden waren zu jedem Dienſt bereit, der ihnen Vortheil, Sold und Beute verſprach. So ließ ſich denn vorausſehen, daß das berühmte Gebirgsland im Süden des korinthiſchen Iſthmus und Meerbuſens, das ſo oft von den ehernen Fußtritten feindlicher Kriegsvölker zertreten worden, in Kurzem der türkiſchen Herrſchaft verfallen würde, unter welche Hellas, Theſſalien und die geſammte inſulariſche Griechenwelt ſchon längſt gerathen war. Bedrohte doch ſogar der Patriarch in Konſtantinopel alle Rechtgläubigen, welche zur Vertheidigung der römiſch-katholiſchen Venetianer die Waffen ergreifen würden, mit der Excommunication. Die Feſtungen befanden ſich in mangelhaftem Zuſtand und waren ungenügend armirt, die Miethſoldaten, welche die Hauptplätze beſchützen ſollten, beliefen ſich auf 7000 Mann. So traf denn bald eine Schreckensbotſchaft um die andere in Venedig ein. Die feſte Inſel Tine wurde von dem Provveditore Balbi ſo ſchnell übergeben, daß ihn die Signorie vor ein Kriegsgericht ſtellte, das ihn zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilte. Aegina unterwarf ſich, als die türkiſche Flotte vor der Inſel erſchien, und das feſte Korinth, der Stützpunkt der venetianiſchen Herrſchaft wurde zur ſchimpflichen Capitulation gezwungen. Die abziehende Mannſchaft wurde von den Janitſcharen, welche die Pulverexploſion in einem Magazin einer abſichtlichen Brandſtiftung zuſchrieben, faſt gänzlich niedergemacht, der Provveditore Minotto in Sklavenketten fortgeführt. Weit und breit ſah man Flammen gen Himmel emporlodern, durch welche die verlaſſenen Dörfer und die Getreidefelder in Aſche gelegt wurden. Die geängſtigten Einwohner bargen ſich in den Wäldern. Im Juli zog der Großweſir mit einer Kriegsmacht von 100,000 Mann über Argos vor die Hauptſtadt Napoli di Romania. Die ſtarke Beſatzung und der muthige Befehlshaber Aleſſandro Bono leiſteten den tapferſten Widerſtand. Aber die morſchen Mauern wurden bald niedergeworfen; die ganze Mannſchaft, unter ihnen viele Nobili und der größte Theil der Bewohner, fiel unter den Säbeln der ergrimmten Janitſcharen. Auch der Erzbiſchof war unter den Erſchlagenen. Frauen und Kinder wurden auf den Sclavenmarkt geſchleppt. Bono kam ſchwer verwundet in die Gewalt der Janitſcharen und mußte in Ketten den Einzug des Großweſirs in die ausgemordete Stadt verherrlichen. Alle Gefangenen wurden niedergemacht, eine unermeßliche Beute weggeführt. Dem Falle der Hauptſtadt folgten die übrigen feſten Orte, zum Theil von den meuternden Beſatzungstruppen dem heranziehenden Feinde ohne Schwertſtreich übergeben. So Modon, das Caſtell von Morea, Malvaſia. Der Befehlshaber dieſer letzten Seeburg, an

3. Siegeszug der Türken. Juni 1715.

Juli 1715.

deren Namen ſich ſo ruhmreiche Erinnerungen knüpften, büßte für ſeine Freiheit mit ewiger Gefangenſchaft in finſterem Kerker. Vor Ende des Sommers war die ganze Halbinſel in der Gewalt der Türken. Im Herbſt wurden dann von der türkiſchen Flotte auch die letzten Feſtungen Suda und Spinalonga, welche die Republik noch auf Candia beſeſſen, nach tapferm Widerſtand zur Capitulation gezwungen. Auf Sta. Maura zerſtörten die Venetianer ſelbſt die Feſtungswerke, die ſie nicht zu vertheidigen vermochten, und retteten Geſchütz und Mannſchaft nach Corfu. Nur in Dalmatien hielt der heldenmüthige Proveditore Balbi die
2. Dechr. 1715. Kriegsehre aufrecht. Im December feierte der Großweſir an der Seite des Padiſchah ſeinen Siegeseinzug in Adrianopel, die Bruſt geſchwellt von ſtolzen Entwürfen. Gegen den venetianiſchen Namen wurde mit unmenſchlicher Härte gewüthet: viele der angeſehenſten Nobili wurden in dunkeln Kerkern gehalten oder auf den Sclavenmarkt gebracht, der Verkauf venetianiſcher Waaren im ganzen Reich verboten.

Oeſterreich erneuert den Kriegsbund m. d. Venedig.

Sollten denn aber die europäiſchen Mächte, ſollte vor Allem der Kaiſerhof in Wien ruhig geſchehen laſſen, daß die Osmanen wieder die alten Eroberungskriege erneuerten? Es war kein Geheimniß, daß man im Divan wieder an einen Feldzug nach der Donau dachte, daß man endlich doch noch den Halbmond in Wien und Rom aufzupflanzen hoffte. Venedig war vor zwanzig Jahren in treuer Waffenbrüderſchaft den Oeſterreichern zur Seite geſtanden und jetzt ſollte man die Republik hülflos ſich verbluten laſſen? Im nächſten Frühjahr durfte man mit Sicherheit eine türkiſche Flotte vor Corfu erwarten; wenn dieſe Inſel das nämliche Schickſal erfuhr wie Morea, wer hinderte dann den furchtbaren Feind, Neapel und Sicilien zu bedrohen, das Kaiſerreich ſelbſt in ſeinen entlegenen Provinzen anzufallen? Dieſe Erwägungen, denen Prinz Eugen, Präſident des Hofkriegsraths durch ſeine Autorität Nachdruck verlieh, bewirkten bei der kaiſerlichen Regierung einen Umſchlag; der venetianiſche Geſandte, der den ganzen Winter über vergebens um Hülfe nachgeſucht, fand ein geneigteres Gehör. Man erinnerte ſich wieder der früheren Waffenbrüderſchaft; und da ſeit dem Tode Ludwigs XIV. keine Gefahr von Weſten zu drohen ſchien, ſo wurde der alte Bund zu Schutz und Trutz auf erweiterter Grundlage erneuert. Oeſterreich ver-
April 1716. ſprach, den Türken Krieg zu erklären, weil ſie den Frieden von Carlowiz gebrochen, die Signorie verpflichtete ſich zu einer Bundeshülfe zu Waſſer und zu Land für den Fall, daß die italieniſchen Staaten des Kaiſers von Spanien oder einer andern Macht bedroht würden. Eine ſcharfe Note, worin die Pforte aufgefordert ward, von allen ferneren Feindſeligkeiten gegen Venedig abzuſtehen, die Eroberungen vom vorigen Jahr herauszugeben und der Republik Schadenerſatz zu leiſten, war die Einleitung zu einem Feldzug an der Donau. Wie raſch änderten ſich jetzt die Dinge, als Prinz Eugen mit dem ihm eigenen Feuer den Türkenkrieg in Angriff nahm und als kaiſerlicher Oberbefehlshaber ſein geniales Feldherrntalent von Neuem leuchten ließ! Schon im Mai war der Großweſir ſelbſt mit

einem Heer von 100,000 Mann von Adrianopel über Niſſa nach Belgrad vorgerückt, während der Seraskier Kara Muſtafa mit einer Flotte gegen Corfu ſegelte und der Statthalter von Bosnien die dalmatiſche Grenze bedrohte. Rakoczy diente noch einmal den Feinden Oeſterreichs. Was er nicht durch die Franzoſen zu erreichen vermocht, hoffte er jetzt unter türkiſchem Beiſtand zu erreichen. In Konſtantinopel trug man kein Bedenken, ihn wie einſt Tököly als Clientelfürſten von Ungarn und Siebenbürgen anzuerkennen.

Corfu durch Schulenburg vertheidigt. 1716.

In Venedig war große Freude über den neuen Waffenbund; man hoffte die Verluſte vom vorhergehenden Jahre wieder einzubringen und machte daher ſtarke Anſtrengungen. Die Flotte wurde vergrößert, die Feſtungswerke auf Corfu in beſſern Vertheidigungsſtand geſetzt, die Landmacht durch neue Werbungen vermehrt. Dabei leiſtete ein deutſcher Feldherr, den wir ſchon im nordiſchen Krieg als geſchickten Militär kennen gelernt, Johann Matthias von der Schulenburg, vortreffliche Dienſte. Durch die Vermittelung des Prinzen Eugen war es der Signorie gelungen, den ausgezeichneten Mann für die Republik zu gewinnen. Von dem Kaiſer in den Reichsgrafenſtand erhoben übernahm Schulenburg als Feldmarſchall und Generalcapitän den Oberbefehl über die venetianiſche Landarmee und traf energiſche Anſtalten, die Kriegsmacht der Republik in beſſern Zuſtand zu ſetzen. Corfu wurde nach ſeinen Angaben in eine Lage gebracht, daß die Inſel einem Angriff der Türken Widerſtand leiſten konnte. Dieſer erfolgte bald genug. Juli 1716. Im Juli bewerkſtelligte der Kapudanpaſcha, ohne von der venetianiſchen Flotte und ihrem päpſtlichen und malteſiſchen Hülfsgeſchwader gehindert zu werden, mit einer großen Armada die Landung an der Inſel und lagerte ſich vor der Hauptſtadt. Aber wie viele Sturmangriffe die Türken im Laufe der nächſten Wochen gegen die Feſtungswerke unternahmen; Schulenburg ſchlug ſie im heldenmüthigen Vertheidigungskrieg zurück, ſo daß der feindliche Anführer das Unternehmen aufgeben mußte. Nach unermeßlichen Verluſten an Mannſchaft, Geſchütz und Kriegsvorräthen ordnete Sept. 1716. Kapudan Paſcha die Abfahrt an. So wurde die wichtige Inſel der Republik erhalten und durch die Einnahme von Butrinto und Sta. Maura gegen neue Anfälle geſchützt. Die Flotte hatte nichts zu dieſen Erfolgen beigetragen; ſie waren einzig und allein dem deutſchen Feldmarſchall zu danken. Der glänzende Empfang bei ſeiner Rückkehr in Venedig war ein Beweis, daß die Marcusrepublik ſeine Dienſte erkannte. Sein Standbild zu Pferde mit der ruhmvollen Inſchrift ſollte bei dem lebenden und dem nachgebornen Geſchlechte das Andenken an ſeine Thaten erhalten.

Eugens Sieg bei Peterwardein. Temeswar erobert.

Die Aufhebung der Belagerung von Corfu wurde hauptſächlich durch die Nachrichten vom ungariſchen Kriegsſchauplatz ſo raſch herbeigeführt. Dort war nämlich der Großweſir mit einer Heeresmacht, die auf 150,000 Mann angegeben wird, über die Save gegangen und hatte die Belagerung von Peterwardein begonnen. Vor den Mauern dieſer berühmten Feſtung wurde er von Prinz Eugen zu einer Schlacht gezwungen, die nach fünfſtündigem blutigen Ringen mit einem 5. Aug. 1716.

vollſtändigen Sieg des kaiſerlichen Feldmarſchalls endigte. Mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm hatte die ſchwere Reiterei unter General Palfy die Reihen der Janitſcharen durchbrochen. Das Lager mit unermeßlichen Vorräthen und Geſchütz wurde erbeutet; der Großweſir ſelbſt tödtlich verwundet vom Waffenfeld nach Carlowiz getragen, wo er verſchied. Der Sieg von Peterwardein war ein neuer Zweig in dem Lorbeerkranze des großen Feldherrn; einen zweiten fügte er demſelben durch die Einnahme von Temesvar hinzu, der letzten Feſtung, welche die
13. Okt. 1716. Türken noch in Ungarn beſaßen. Im October wurde die tapfer vertheidigte Stadt nach hartem Belagerungskampf vertragsweiſe den Oeſterreichern übergeben, nachdem ſie 165 Jahre lang ein Bollwerk der türkiſchen Herrſchaft auf der Nordſeite der Donau geweſen. Bis in die Walachei und Moldau unternahmen die Kaiſerlichen Streifzüge, Bukareſt und Jaſſy ſahen deutſche Reiterſchaaren in ihren Mauern, bis die Tataren und Türken aus Belgrad herbeizogen und die verwegenen Fremdlinge zurücktrieben. Rakoczy vermochte mit den zuſammengelaufenen Heerhaufen, die ſich unter ſeiner Fahne geſammelt, nichts Namhaftes auszurichten.

Die Schlacht bei Belgrad. 1717. Während des Winters verſuchten die Seemächte England und Holland einen Frieden zu vermitteln. Da aber der Divan dem Beſitz von Temesvar nicht entſagen, das Wiener Cabinet das gewonnene Kleinod nicht wieder fahren laſſen wollte, ſo begann der Krieg im nächſten Frühjahr aufs Neue. Und ſo ſehr hatte das Vertrauen auf Eugens Glück und Geſchick den Kriegsmuth in der ganzen Chriſtenheit belebt, daß die deutſchen Reichsfürſten, daß franzöſiſche Edelleute mit Begeiſterung ſich unter Oeſterreichs Fahnen ſtellten. Wie lange war Ungarn als „ein Friedhof der Deutſchen“ ein Gegenſtand der Furcht und des Schreckens geweſen; jetzt ſah man wie in vergangenen Zeiten Freiwillige aus allen Gauen des deutſchen Landes nach der Donau ziehen. Der Türkenkrieg wurde unter Eugens Panier zu einem deutſchen Krieg; er erhielt ein nationales und religiöſes Gepräge. Die Hoffnungen ſollten nicht getäuſcht werden. Der neue Großweſir Chalil-Paſcha war mit einem Kriegsheer, deſſen Stärke auf mehr als 150,000 Mann berechnet ward, von Adrianopel nach der Donau aufgebrochen und hatte vor Belgrad ſein Lager aufgeſchlagen. Dort lieferte ihm Prinz Eugen jene
16. Aug. 1717. Schlacht von Belgrad, welche ſeitdem im Volksmunde mit ſeinem Namen unmittelbar verknüpft blieb. Es war ſein glänzendſter Sieg, der nicht nur eine unermeßliche Kriegsbeute und 57 türkiſche Fahnen, ſondern auch die vielumſtrittene Donaufeſtung ſelbſt in die Hände der Kaiſerlichen brachte. Der Großweſir führte den Reſt ſeiner Truppen nach Niſſa; die aſiatiſchen Heerhaufen zogen aber eigenmächtig in die Heimath zurück. Selbſt der Sultan vermochte ſie nicht zurückzuhalten. Chalilpaſcha wurde in Ungnade ſeines Amtes entſetzt.

Friede von Paſſarowicz. 1718. Nun fanden die Friedensvermittlungen im Divan mehr Gehör. Allein die Forderungen Oeſterreichs waren ſo weitgehend, daß die Pforte von ſolchen Bedingungen nichts hören wollte, neue Heere in die Gegend von Niſſa und Widdin

vorrücken ließ und zugleich den Venetianern im Archipel und in Dalmatien ſo ſtandhafte Gegenwehr leiſtete, daß weder die Flotte unter Piſani noch Schulenburg namhafte Erfolge zu erringen vermochten. Das war um dieſelbe Zeit, als der Miniſter Alberoni die erwähnten Unternehmungen gegen Sardinien und Sicilien machte und unter gleißneriſcher Maske das ehemals ſpaniſche Italien wieder zu erwerben trachtete. Man ſtimmte daher in Wien die Friedensbedingungen herab, um die Hand frei zu bekommen. Doch ſollte die Paeification nur in Gemeinſchaft mit Venedig vorgenommen und der gegenwärtige Beſitzſtand als Grundlage der neuen Uebereinkunft feſtgehalten werden. Und ſo geſchah es auch. Nach langen Unterhandlungen zwiſchen Prinz Eugen, dem venetianiſchen Diplomaten Ruzzini, dem Großweſir Ibrahim und den Geſandten der vermittelnden Mächte wurde in Paſſarowiez ein neuer Friede auf vierundzwanzig Jahre geſchloſſen, in Folge deſſen Oeſterreich die Feſtungen Temesvar und Belgrad mit einigen umliegenden Gebietstheilen behielt, die Türkei im Beſitze von Morea verblieb, der Mareusrepublik Corfu und Sta. Maura ſowie die eroberten Plätze in Albanien und Dalmatien belaſſen und die kleine Inſel Cerigo zurückgegeben wurde. Doch mußte man der Pforte einen ſchmalen Landſtrich einräumen, damit die Türken auf eigenem Gebiete einen freien Zugang nach Raguſa und an das adriatiſche Meer bekamen. 21. Juli 1718.

Von nun an waren Niſſa, Widdin, Nikopoli und Sophia die Grenzfeſtungen des Osmaniſchen Reichs gegen die Donau, während Belgrad und Orſowa mit ſtarken Feſtungswerken verſehen als uneinnehmbare Hochwachten des erweiterten Kaiſerreichs gelten konnten. Die Türkei hörte jetzt auf ein Gegenſtand der Furcht und der Beunruhigung für das chriſtliche Europa zu ſein. Rakoczy und ſeine Gefährten wurden preisgegeben, doch fanden ſie ein Aſyl auf türkiſchem Gebiet. Der ſiebenbürgiſche Fürſt nahm ſeinen Aufenthalt in Rodoſto am Marmarameer, wo er ſeine letzten Lebensjahre verbrachte, von einem ſpärlichen Jahrgeld der Pforte lebend und mit Eifer den religiöſen Dingen ſich widmend. Dort ſtarb er im J. 1735. Seine Gemahlin war ſchon vor ihm in Paeis aus der Welt gegangen. Graf Schulenburg blieb bis zu ſeinem Tod im Dienſte der Republik Venedig und trug Sorge, daß der einſt ſo mächtige Handelsſtaat nicht ganz von der Höhe ſeines weltgeſchichtlichen Einfluſſes herabſank, daß die Feſtungen und die Kriegsmacht in gutem Stand gehalten wurden.

5. Das Osmaniſche Reich unter Achmed III. und Mahmud I.

In dem Krieg gegen Oeſterreich trat es deutlich zu Tage, daß das türkiſche Heerweſen der weſteuropäiſchen Kriegskunſt nicht mehr gewachſen ſei. Dennoch hielt man in Konſtantinopel an dem alten Syſtem feſt und trug dem neuen militäriſchen Geiſte keine Rechnung. Die Janitſcharen waren eine Soldatenkaſte, die in Friedenszeiten ihren bürgerlichen Gewerben nachging und nur dürftig die militäriſche Disciplin und Waffenübung aufrecht hielt; war Krieg zu führen, ſo zogen ſie mißmuthig ins Feld, da die Verluſte in ihren Einnahmen durch den Sold nur ſpärlich ausgeglichen wurden, und machten dann durch Die Türkei im Sinken.

Raub, Plünderung und Grauſamkeit ihrem Ingrimm Luft. „Man ſollte einem ſo elenden Reich, wie es ſchon damals war, bei dem Angriff der gebildeteren europäiſchen Mächte den Untergang ſicher prophezeien können; allein große Mächte können viel gegen geſunden Verſtand und Politik ſündigen, bis ſie ſich endlich ganz zu Tode ſündigen. Die Maſſe und der wilde Enthuſiasmus der zuſammengetriebenen Horde mochten oft noch erſetzen, was der Cultur und dem Verſtand fehlte, und eine Macht, die ſich durch Verwüſtung des eigenen Landes ſchützt, iſt ſehr ſchwer zu überwinden.“ Zu dieſem Urtheil wird Spittler durch die Regierung Achmeds III. geführt. Die gräuelvolle Eroberung Moreas war eben ſo ſchmachvoll für die Pforte wie der Friede von Paſſarowicz; aber noch ſchmachvoller war der Ausgang des perſiſchen Krieges, welcher kurz nachher das Osmanenreich in ſeinen innerſten Fugen erſchütterte.

Die Perſerkriege

1. Sturz der Sſaffidynaſtie.

Unter den verweichlichten Nachfolgern des Schah Abbas war der Hof von Ispahan in ähnlichen Verfall gerathen wie die Serailherrſchaft in Stambul, und Huſain II. war eben ſo ſchwach und unfähig wie ſein Zeitgenoſſe Achmed. Da geſchah es, daß die Afghanen, kriegeriſche Volksſtämme ſunnitiſchen Glaubens, welche die weiten Landſchaften im Oſten mit den alten Städten Kandahar, Ghasna und Kabul bewohnten und unter eigenen Stammhäuptern in einem ähnlichen Vaſallenverhältniß zu dem Schah ſtanden, wie die Koſaken zu dem Zar der Moscowiter, die Oberherrſchaft der ſchiitiſchen Perſer unter ihrem ſchlauen und tapfern Hauptmann Mir Weis abwarfen. Dieſer nahm den tyranniſchen Statthalter gefangen und regierte mehrere Jahre als unabhängiger Fürſt in Kandahar. Sein Nachfolger war ſein Sohn Mir Mahmud, ein junger Mann von großer Kraft und leidenſchaftlicher Grauſamkeit, der über die Leiche ſeines Oheims zum Fürſtenthron emporſtieg und nicht zufrieden mit dem Errungenen auf den Sturz der ganzen Sſaffi-Dynaſtie losſteuerte. Denn bereits waren auch andere Stämme, die Kurden, die Lesghier, die Usbekiſchen Tataren im Oſten des kaſpiſchen Meeres aufgeſtanden und hatten ſich für unabhängig erklärt; und als ob auch die Natur an dem Zertrümmerungswerk mithelfen wollte, wurde die Stadt Tebris

26. Apr. 1721.

in Aſerbeidſchan durch ein Erdbeben heimgeſucht, welches 100,000 Menſchen den Untergang brachte. Eine furchtbare Schlacht etliche Meilen von Ispahan, worin Mir Mahmud Sieger blieb, entſchied über das Schickſal des Herrſcherhauſes der Sſaffi. Schah Huſain entſagte dem Thron zu Gunſten ſeines Sohnes Tahmaſp und über-

22. Okt. 1722.

lieferte ſich und die Hauptſtadt dem Afghanenfürſten. Am 22. Oktober des J. 1722 hielt Mir Mahmud ſeinen Einzug in Ispahan und bemächtigte ſich des Thrones, den die Sſaffi über zwei Jahrhunderte inne gehabt. Im nächſten Jahr ließ der Wütherich den gefangenen Huſain und alle Angehörigen des Hauſes, ſo viele in ſeine Gewalt fielen, grauſam umbringen.

Ländertheilung zwiſchen Rußland und der Pforte. Eſchreff als Schah von Perſien anerkannt.

Dies war der Anfang großer Zerrüttungen, Auflöſungen und Theilungen für das Perſerreich. Daß Zar Peter ſchon damals die Wichtigkeit der Länder am kaſpiſchen und ſchwarzen Meer für die Zukunft ſeines Reiches ins Auge gefaßt, zeugt von ſeinem Scharfblick, mag auch das Teſtament, worin er ſeinen Nachfolgern die Erwerbung der pontiſchen Territorien als Hauptziel ihrer Politik empfahl, immerhin unecht ſein. Dieſer Politik war es ganz entſprechend, wenn er den Thronſtreit zwiſchen dem flüchtigen Schah Tahmaſp und dem Uſurpator Mir Mahmud benutzte, um von Aſtrachan aus die Küſtenländer Daghiſtan und Schirwan mit den Städten Derbend

21. Juni 1724.

und Baku in Beſitz zu nehmen und die Pforte zu einem Theilungsvertrag zu nöthigen.

nach welchem die ganze Oſtküſte bis zum Einfluß des Kur in den Araxes zu Rußland, der weſtliche Theil von Tebris bis Eriwan und Tiflis zum Osmanenreich gehören und die Mitte und der Süden dem Perſerſchah Tahmaſp verbleiben ſollte. Dieſer Theilungsvertrag, den die Pforte nothgedrungen abgeſchloſſen, damit nicht das Ganze den Ruſſen als Beute zufalle, brachte neue Kriegsſtürme über das erſchöpfte Osmanenreich. In Iſpahan ſtürzte der gewaltthätige Eſchreff ſeinen Verwandten Mir Mahmud von dem Herrſcherſitz, ließ ihn und alle ſeine Anhänger niedermachen und bemächtigte ſich ſelbſt des Reiches, das er wieder in ſeiner früheren Ausdehnung herzuſtellen beſchloß. Er verlangte von dem Sultan die Rückerſtattung der Landſchaften und Städte und als dieſe verweigert ward, rückte er ins Feld. Die türkiſchen Soldaten kämpften ungern gegen die ſunnitiſchen Glaubensverwandten, welche die ſchiitiſche Herrſchaft in Perſien zu Fall gebracht; es gelang daher dem tapfern verſchlagenen Eſchreff dem Osmanenheer bei Hamadan eine Niederlage beizubringen. Nun ſah ſich die Pforte genöthigt, Eſchreff 20. Nov. 1726.
als Beherrſcher von Perſien unter der Oberhoheit des Sultan anzuerkennen. Auch Okt. 1727.
wurde mit Rußland der lange verſchleppte Abgrenzungsvertrag zum Abſchluß geführt. 12. Decbr. 1727.
Von Tahmaſp, der ſich in Mazenderan, dem gebirgigen Küſtenlande im Süden des kaſpiſchen Meeres aufhielt, war keine Rede mehr. Tahmaſp gab jedoch die Hoffnung Sturz des Schah Eſchreff.
nicht auf, wieder in den Beſitz des väterlichen Thrones zu gelangen. Er nahm den Kadirkouli, einen kühnen unternehmenden Bandenführer, der von einem tatariſchen Hirten ſich zum gefürchteten Heerführer aufgeſchwungen und mit den Afghanen ſchon manchen Strauß beſtanden hatte, in ſeine Dienſte und übertrug ihm den Kampf gegen Eſchreff. Von der Zeit an führte Nadir den Namen Tahmas Koulichan. Eſchreff ſah ſich bald aus dem Freudenleben, dem er ſich in Iſpahan hingegeben, aufgeſchreckt. Das Heer, das er gegen den Schah und ſeinen Feldherrn ausſchickte, wurde in drei Schlachten überwunden; er ſelbſt fand, als er mit den zuſammengerafften 1729.
Schätzen nach Schiras entfloh, durch eine Tatarenhorde ſeinen Tod. Gegen Ende des Jahres hielt Schah Tahmaſp an der Seite ſeines ſieggekrönten Feldherrn ſeinen Einzug in Iſpahan und begann ſofort den Krieg gegen die Osmanen, die Räuber ſeiner Staaten.

In Konſtantinopel mußte man ſich auf einen heftigen, durch die religiöſen Gegenſätze geſchärften Kampf gefaßt machen und große Rüſtungen vornehmen. Zu dem Zweck wurde eine neue Acciſe eingeführt, die beſonders ſchwer auf den Kleinhandel drückte. Darüber erhob ſich in Konſtantinopel ein Aufruhr, welcher durch die Theilnahme der in ihrem Einkommen geſchädigten Janitſcharen in Kurzem eine drohende Sept. 1730.
Geſtalt gewann. An der Spitze der Inſurgenten ſtand der albaneſiſche Kleiderhändler Patrona Chalil, ein Obſthändler Musluh und Emir Hail, ein unruhiger Mann, der Kaffee auf den Straßen ſchenkte. Anfangs war der Aufſtand nur gegen den Großweſir und einige andere Glieder der Regierung gerichtet; da aber der unkräftige, meiſtens mit den Frauen verkehrende Sultan Achmed den drohenden Sturm nicht zu beſchwören vermochte, ſo wurde bald der Ruf nach einem Thronwechſel laut. Und nun trat wieder eine jener Palaſtrevolutionen ein, wie ſie in der Geſchichte des Osmaniſchen Reiches ſo oft zur Erſcheinung kamen. Achmed wurde zur Abdankung gezwungen und in dieſelben Mahmud 1730—56.
Kerkerräume des Serail eingeſchloſſen, aus denen ſein Neffe Mahmud, Muſtafa's Sohn auf den Thron geführt ward, eine Aenderung, die auf die Lage des Reichs wenig Einfluß übte. Der neue Sultan war ganz in der Gewalt des Inſurgentenführers Patrona; er willigte in die Abſchaffung der neuen Steuer und holte ſeinen Rath bei allen Regierungshandlungen ein. Die höchſten Aemter ſchienen dem ehemaligen Kleiderhändler und ſeinen Genoſſen als Preis der gelungenen Straßenrevolution zufallen zu ſollen. So weit ſollte es jedoch nicht kommen. Eines Tages wurden die drei Rebellenhäupter Revolution und Thronwechſel in Konſtantinopel.

nach dem Divan geladen, um wie man ſie glauben machte, den Kriegsberathungen
25. Nov. 1730. beizuwohnen. Da wurden ſie auf ein gegebenes Zeichen von Bewaffneten überfallen und niedergemacht. Doch war mit dieſer Gewaltthat die revolutionäre Bewegung nicht zu Ende. Noch ein ganzes Jahr lang waren die Gemüther in Aufregung, die Janitſcharen in drohender Haltung, Stadt und Land in Unſicherheit, ſtatt der Geſetze Willkür und Terrorismus in Thätigkeit.

Die letzten Sprößlinge der Safft. Nadir Schah.

Unter dieſen Verhältniſſen konnte der Perſerkrieg nur geringen Fortgang haben; ja er würde ohne Zweifel zum großen Nachtheil der Türken ausgeſchlagen ſein, wäre nicht Ispahan von ähnlichen inneren Bewegungen erfüllt geweſen, wie Konſtantinopel. Tahmas Koulichan war nicht lange zufrieden mit dem Range eines Feldherrn des Schah; er trachtete die Herrſchaft über Perſien an ſich und ſein Haus zu bringen. Das Beiſpiel der Afghanenfürſten diente jedoch dem ſchlauen Tataren zur Warnung, daß er vorſichtig zu Werke ging. Er erklärte, daß Schah Tahmaſp ſich durch ſein Verhalten gegen die Türken der Regierung unwürdig und unfähig gezeigt habe, nahm ihn ge-
1732. fangen und ließ deſſen Sohn, Abbas Mirza, ein Kind von ſechs Monaten, als Schah ausrufen, um im Namen des Knaben ſelbſt das Regiment zu führen. Ein furchtbarer Krieg mit den Osmanen war die nächſte Folge der inneren Umwälzung. Tahmas Koulichan ſtrengte alle Kräfte an, um durch Siege ſeine Herrſchaft zu befeſtigen. Die
1733—35. türkiſchen Heere wurden in zwei Entſcheidungsſchlachten aufs Haupt geſchlagen, die beiden Oberfeldherren, der alte kriegsgeübte Topal Osman und ſein Nachfolger Abdallah Köprili im Kampfgewühl getödtet, die nordöſtlichen Landſchaften bis nach Tiflis und Kars mit den Städten Gendſche, Eriwan und Erzerum erobert. Unter dem Eindruck dieſer Waffenerfolge berief Tahmas Koulichan, da mittlerweile das ſchwächliche Kind, das er unter dem Namen Abbas III. auf den Thron gehoben, in Ispahan aus dem
März 1736. Leben gegangen war, alle Herrführer und Statthalter zu einer glänzenden Tagſatzung bei der Mündung des Kur, um über die Zukunft des perſiſchen Reiches eine Entſcheidung zu treffen. Wer hätte gewagt, dem Gewaltigen die Herrſchaft ſtreitig zu machen? Die Verſammlung rief den Sprößling der tatariſchen Hirtenfamilie zum Schah von Perſien aus und überreichte ihm Schwert und Diadem. Er fügte der Uebernahme des Reiches die Bedingungen bei, daß das Scepter in ſeiner Familie forterbe und der ſchiitiſche Glaube mit dem ſunnitiſchen vertauſcht werde. Beides ließ er feierlich ver-
Juli 1736. kündigen als er unter dem Namen Nadir Schah von dem perſiſchen Thron Beſitz nahm.

Friede zwiſchen dem Schah und der Pforte.

Dieſer Eifer für diejenige Glaubensform des Islam, zu der ſich auch die Osmanen bekannten, brachte den Herrſcher von Ispahan der Pforte näher und erleichterte die Friedensunterhandlungen. Doch mußten die Türken große Opfer bringen. Wenn auch der neue Schah von der Anfangs geſtellten Forderung einer hohen Kriegsentſchädigung und der Ueberlaſſung von Bagdad abſtand, ſo beharrte er um ſo ſtandhafter auf der Rückerſtattung aller erobeten Landſchaften, welche die Türken einſt durch den Theilungsvertrag mit den Ruſſen im Oſten der pontiſchen Gewäſſer in ihre Hände gebracht hatten.

Stellung zu Rußland.

Sie durften ſich um ſo weniger ſträuben, als ein neuer Krieg mit Oeſterreich und Rußland drohte und ſie nicht zu gleicher Zeit in Aſien und in Europa gegen drei Großmächte ſtreiten konnten. Die Freundſchaft zwiſchen der Pforte und Rußland war nicht von Dauer geweſen; in Petersburg hatte man ſich viel über Grenzverletzungen von Seiten türkiſcher Tatarenhaufen zu beklagen und unter der Hand dem perſiſchen Heerführer allenthalben Vorſchub geleiſtet. Als der Chan der Krim im Dienſte des Sultans mit zahlreichen Hülfstruppen durch Dageſtan nach dem perſiſchen Kriegsſchauplatz ziehen wollte, wurde er von den Ruſſen mit Gewalt zurückgetrieben. Die Vorgänge in Polen, wo das Petersburger und das Wiener Cabinet die Königswahl des Kurfürſten von Sachſen Auguſt III. begünſtigten und durchſetzten, während die Pforte durch den Ein-

fluß der französischen Regierung bestimmt wurde, für Stanislaus Leszinski Partei zu nehmen, vermehrten die Feindschaft. Schon damals waren die Blicke der Russen auf die Wiedereroberung von Asow und die Erwerbung der Halbinsel Krim gerichtet. Denn nur durch den Besitz dieser günstig gelegenen Plätze konnte Rußland zu einer gebietenden Stellung am schwarzen Meer gelangen. Jeder Friede mit der Pforte wurde daher stets mit dem Hintergedanken geschlossen, denselben unter geeigneten Umständen zu brechen. Alle Friedensschlüsse waren nur Waffenstillstände von kürzerer oder längerer Dauer.

Graf Bonneval (1675—1747) und das türkische Wesen.

Damals erlangte der berüchtigte französische Abenteurer Graf Bonneval im Divan einen gewissen Einfluß. Nach vielen ruhmlichen Kriegsthaten in der französischen, dann in der österreichischen Armee und nach merkwürdigen Glückswechseln, die er sich durch sein unbändiges Wesen, seinen unruhigen Ehrgeiz, seine Ränkesucht zugezogen, hatte er sich nach Konstantinopel begeben, war zum Islam übergetreten und als Achmed Pascha unter die Würdenträger der Pforte aufgenommen worden. Beweglichen Geistes trug er sich mit allerlei Plänen und Entwürfen. Als General der Artillerie und Befehlshaber einer Heeresabtheilung wollte er das Kriegswesen nach europäischer Weise umgestalten, die Verwaltung des Reichs durch Reformen nach französischem Vorbilde verbessern, die Politik der Pforte dem Interesse und dem Einflusse Frankreichs zugänglich und dienstbar machen. Aber er konnte sich bald überzeugen, wie zähe die orientalische Natur am Herkömmlichen hängt. Während in Rußland die Schöpfungen und Reformen Peters des Großen allem Widerstande zum Trotze fortlebten und sich weiter entwickelten, beharrte die Türkei bei den veralteten und verlotterten Zuständen der Vergangenheit und ging mehr und mehr der Verödung und dem Absterben entgegen. Sein Fortbestehen und selbst zeitweise einige Erfolge verdankte das Osmanenreich nicht der eigenen Kraft oder Intelligenz, sondern theils dem Fatumsglauben und den passiven militärischen Tugenden der Mohammedanischen Bevölkerung, welche die Nation trotz beständiger Kriege und Aufstände, trotz einer Kette von Unglücksfällen und Mißregierungen zum zähen Widerstand befähigten, theils aber und vor Allem der Eifersucht der fremden Mächte unter einander.

6. Großbritannien.

Stuartsche Restaurationspläne.

So fest und sicher die Erbfolge in den britischen Reichen unter König Wilhelm geordnet worden (S. 788. 790), so war doch der Uebergang der Krone von den Stuarts auf das hannoversche Kurhaus mit inneren Unruhen und Kämpfen verbunden. Wir haben erfahren, wie angelegentlich Königin Anna, deren Kinder sämmtlich vor ihr ins Grab gesunken waren, die Nachfolge ihrem Halbbruder Jacob III., den Ludwig XIV. als König von England anerkannt hatte, zuzuwenden wünschte und wie sehr die Successionsfrage in das Pacificationswerk hineinspielte. Das Toryministerium, vorab das Haupt derselben Bolingbroke, ging ganz auf die Pläne und Wünsche seiner Gebieterin ein; bei seinen Friedens-

unterhandlungen mit Ludwig XIV. wurden zugleich Entwürfe beſprochen, die auf Landesverrath hinausliefen; er ſtand mit dem Prätendenten in Verbindung und hoffte eine zweite Reſtauration zu erleben; die Thronerbin Sophie, die in ihren alten Tagen gerne das Inſelreich beſucht hätte, wo ihre Vorfahren und Verwandten gelebt und gelitten hatten, das ſie ſelbſt oder doch ihre Nachkommen dereinſt beherrſchen ſollten, wurde eiferſüchtig von London ferngehalten, auch ihr Sohn, der Kurfürſt Georg Ludwig durfte nicht das Land betreten, nicht den Sitz im Oberhaus einnehmen, zu dem er als Herzog von Cambridge berechtigt war.

Annas Tod u. Georgs I. Thronbeſteigung.

Die Kurfürſtin Sophie ſollte die ihr beſtimmte Krone nicht mehr erlangen; die geiſtreiche feingebildete Frau ſtarb hochbejahrt in Deutſchland (Juni 1714); wenige Wochen nachher folgte ihr Königin Anna ins Grab, ehe die toryſtiſch-jacobitiſchen Kabalen noch zur Reife gediehen waren. Wäre der Prätendent nicht ein ſo ſchwacher beſchränkter Mann geweſen und hätten nicht die beiden Miniſter Bolingbroke und Oxford in bitterer Feindſchaft mit einander gelebt, ſo hätte vielleicht die Ankunft des deutſchen Thronerben verhindert oder verzögert werden können; denn in den beiden Inſeln waren Katholiken und Legitimiſten in Gährung und Ludwig XIV. war ja noch am Leben und zur Hülfeleiſtung bereit. So aber konnte Georg I. ungehindert landen und noch in demſelben Jahr gekrönt werden.

29. Sept. 1714. 31. Okt.

Die Whigs im Regiment. Bolingbroke u. der Jacobitenaufſtand. 1715.

Der neue König war kein ſtarker Geiſt und von den engliſchen Verhältniſſen wenig unterrichtet; doch waren ihm die Stuartſchen Umtriebe und ihre Urheber nicht unbekannt geblieben: er ernannte ein neues Miniſterium aus der Partei der Whigs, an ihrer Spitze den praktiſch klugen, nicht allzu gewiſſenhaften Robert Walpole, ließ die bisherigen toryſtiſchen Miniſter Bolingbroke, Oxford, Ormond wegen Uebereilung des Utrechter Friedens und Begünſtigung des Stuartſchen Prätendenten als Staatsverräther anklagen, und gab die nöthigen Anordnungen zur Einberufung eines neuen Parlaments, das am 28. März des folgenden Jahres eröffnet wurde. Dank der Thätigkeit Walpoles hatten darin die Whigs die Mehrheit, ſo daß Regierung und Geſetzgebung ſich in den Händen derſelben Partei befanden. Bolingbroke wurde des Verraths für ſchuldig erkannt und ſeiner Güter und Würden verluſtig erklärt. Er war jedoch bereits nach Frankreich entflohen, ließ ſich von dem Prätendenten, der damals in Lothringen weilte, zum Miniſter ernennen und ſetzte nun mit Ormond alle Hebel in Bewegung, ſeinem Stuartſchen Gönner durch eine revolutionäre Erhebung in dem vereinigten Königreich die väterliche Krone zu verſchaffen. Die Aufregung, die ſich bald allenthalben kund gab, bewies, daß die Thätigkeit der Emigranten und Jacobiten nicht fruchtlos war: Jacob faßte den Plan, ſich nach Schottland einzuſchiffen und an die Spitze der Kriegsſchaar zu treten, die Graf Mar geſammelt hatte. Aber der Tod Ludwigs XIV. wirkte lähmend auf die Unternehmung, während der hannoveriſche König an dem Herzog-Regenten einen Verbündeten

erhielt. Der in ſtrengkirchlichen Anſchauungen ſich bewegende, von klerikalen Einflüſſen abhängige Prätendent hatte zu dem freigeiſtigen Bolingbroke kein Vertrauen und durchkreuzte insgeheim deſſen Rathſchläge und die mit ihm getroffenen Verabredungen, indeß das engliſche Miniſterium mit Entſchloſſenheit handelte, die Habeascorpusakte ſuſpendirte, die Milizen aufbot, die Papiſten mit Strafgeſetzen ſchreckte. Die unfähigen Jacobitiſchen Führer konnten gegen die Regierungstruppen das Feld nicht behaupten. Die Aufſtändiſchen wurden in Schottland bei Sherifmoor unweit Dumblaine und bei Preſton in Lancaſhire aufs Haupt geſchlagen. Als Jarob bei Aberdeen landete und ſich zum König ausrufen ließ, war ſeine Partei bereits geſchlagen und Blut in Strömen gefloſſen. Er eilte nach Frankreich zurück; aber über ſeine Anhänger ergingen ſchwere Strafgerichte. Viele alte Familien kamen an den Bettelſtab, weil man ihr Vermögen für die Kriegskoſten einzog. Bolingbroke verließ den unfähigen beſchränkten Stuart und machte mit der Regierung ſeinen Frieden. Es fiel dem gewandten Parteigänger nicht ſchwer, die Fahne zu wechſeln und durch neue Dienſte die alten Umtriebe in Vergeſſenheit zu bringen. König Georg und die Whigs ſahen ein, daß ſie den Gegnern nur durch einträchtiges Zuſammengehen gewachſen wären: beide hielten daher feſt zu einander, ein Bund, welcher dem Ausbau der engliſchen Verfaſſung zum Vortheil gereichte. Denn Georg beſaß nicht die Eigenſchaften, die ihm die Herzen und Sympathien des engliſchen Volkes hätten gewinnen können: er war wenig begabt ſo daß er nur nothdürftig die engliſche Sprache lernte, und ſeine Lebensweiſe gab manchen Anſtoß. 22. Decbr 1715.

Noch als Kurprinz hatte Georg Ludwig eine Ehe geſchloſſen mit Sophia Dorothea, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig-Lüneburg und der ſchönen Eleonore d'Olbreuſe einer franzöſiſchen Edeldame, eine Verbindung, welche die Vereinigung der Lüneburg-Celleſchen Lande mit Hannover zur Folge hatte. Die Ehe nahm jedoch einen unglücklichen Verlauf. Nachdem Sophia Dorothea ihrem Gemahl einen Sohn und eine Tochter geboren, die den Namen der Eltern führten und in der Folge in London und in Berlin eine Königskrone tragen ſollten, ließ ſie ſich, dem Beiſpiele ihres Eheherrn folgend, in ein Liebesverhältniß mit dem Grafen von Königsmark ein, den ſie ſchon als Kind am Hofe ihres Vaters gekannt hatte. Der Ausgang war tragiſch genug. Durch den Neid und die Eiferſucht einer hochgeſtellten Dame, der Gräfin Platen erhielt der kurfürſtliche Schwiegervater Kunde von dem Verhältniß und ließ Königsmark, als er eines Abends aus den Zimmern der Kronprinzeſſin in Wolfenbüttel trat, durch vier Trabanten ermorden (2. Juli 1694). Nach einigen vergeblichen Vermittelungsverſuchen zwiſchen beiden Höfen wurde auf Antrag Sophia's die Ehe geſchieden, worauf ſie bis zu ihrem Tode auf Schloß Ahlden unter Aufſicht geſtellt ward. Dort verlebte die Stammmutter der königlichen Häuſer Hannover und Preußen noch über dreißig Jahre als Herzogin von Ahlden von der Welt geſchieden. Auf ihren Gemahl hatte das häusliche Unglück wenig Eindruck gemacht. Als er in England anlangte, führte er, obwohl ſchon vierundfünfzig Jahre zählend, zwei Damen von Rang, die Baronin von Kielmannsegge und Meluſine von Eberſtein, in ſein neues Königreich, lebte mit ihnen in ehelicher Gemeinſchaft und ließ ſie als Gräfin Darlington und Her-

zogin von Kendal unter die englische Aristokratie aufnehmen. Dabei lebte der König in fortwährendem Hader mit dem Thronfolger gleichen Namens, der die Behandlung seiner Mutter mißbilligte.

Die Regierung Georgs I. 1714—1727.

Unter solchen Verhältnissen konnte König Georg I. nur dadurch eine dauernde und gesicherte Regierung schaffen, daß er sich ganz der Nation in die Arme warf, die Interessen des Landes und der Krone in die engste Verbindung setzte. Er ließ dem parlamentarischen Staatsleben freien Lauf, wodurch die Institutionen und das ganze Verfassungswesen des vereinigten Inselreiches solche Festigkeit erlangten, daß die persönlichen Eigenschaften der Herrscher wenig Einfluß auf die Politik und den Gang der öffentlichen Dinge übten. Die Könige wurden immer mehr abhängig von der Macht der öffentlichen Meinung und der nationalen Interessen, erschienen immer mehr als bloße Würdeträger eines von inneren Kräften bewegten und im Gange erhaltenen Gemeinwesens. Um mehr
1716. Beständigkeit und Sicherheit in die Staatsgeschäfte und gesetzgeberischen Arbeiten zu bringen, wurde im nächsten Jahr durch ein Gesetz die Dauer der Parlamente von drei Jahren auf sieben verlängert und zugleich eine Mehrung der Landarmee beschlossen. Was man den Stuarts und dem Oranier so hartnäckig verweigert hatte, wurde jetzt ohne Bedenken einem König zugestanden, von dem keine Gefahr für die innere Freiheit zu befürchten war. Durch dieses Zusammenwirken der nationalen Kräfte und der monarchischen Gewalt war Georg I. in Stand gesetzt, auf die auswärtigen Dinge durch Allianzen und kriegerische Actionen einen wesentlichen Einfluß zu üben und zugleich die revolutionären Bewegungen im Innern, die bei jeder Gelegenheit von Neuem hervorbrachen, mit Erfolg niederzuschlagen. Um sich mehr mit den festländischen Angelegenheiten beschäftigen zu können, bewog er das Parlament die Beschränkung, daß der König nur mit Erlaubniß der Lords und Gemeinen das Königreich verlassen dürfe, aus der Verfassung zu streichen. Dem Zusammengehen der Krone und des Parlaments war es zu danken, daß das politische Ränkespiel Alberonis vereitelt ward, daß die zweite Landung des Prätendenten in Schottland und die conspiratorischen Umtriebe des Grafen Görz mit den englischen Malcontenten zurückgewiesen werden konnten und daß Georg in die Lage kam, durch seine Einmischung in die nordischen Kriegsverwickelungen die Fürstenthümer Bremen und Verden mit Hannover zu vereinigen. Es zeugt von dem praktischen Verstand und der inneren Kraft der englischen Nation, daß sie in den Tagen schwindelhafter Geldspeculationen eine Gefahr überwand, die Großbritannien mit einem ähnlichen finanziellen Ruin bedrohte, wie die Lawschen Unternehmungen in Frankreich. Der gefährliche Plan des Directors der Südsee-Compagnie, Sir John Blunt, welcher alle Staatsschulden für die Gesellschaft erwarb und dann ein eben so gefahrvolles Spiel mit Aktien und Banknoten anfing wie Law in Paris, wurde noch recht zeitig ohne erheblichen Schaden vereitelt und endigte mit der Flucht des verwegenen Projektenmachers.

Wenn dem König im Anfang ſeiner Regierung das enge Bündniß mit dem Regenten von Orleans Vortheil brachte und die Whiggiſtiſche Regierung in Stand ſetzte, allen Complotten und conſpiratoriſchen Umtrieben, die in Frankreich ihren Heerd hatten, rechtzeitig zu begegnen und zu gerichtlicher Verfolgung der Jacobiten und toryſtiſchen Ultras zu benutzen; ſo war in den letzten Jahren die Friedensliebe Fleurys förderlich, das Anſehen Englands auf dem Continent feſter zu begründen, der Nation einen größeren Einfluß auf die politiſchen Angelegenheiten Europa's zu verſchaffen. Ueber den Bemühungen, die ſpaniſch-öſterreichiſchen Differenzen auszugleichen, ging Georg I. aus der Welt; aber die Vorbereitungen waren mit ſo ſicherer Hand getroffen, daß der Sohn und Nachfolger Georg II. den bereits verabredeten Congreß von Soiſſons zum Abſchluß führte (S. 872) und in die Politik des Vaters einlenkend denſelben gewandten Staatsmann Robert Walpole, der mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung ſeit der hannoverſchen Succeſſion an der Spitze des Miniſteriums geſtanden hatte, in dieſer leitenden Stellung beließ.

England im Bund mit Frankreich.

Georg II. 1727—1760.

7. Die Niederlande.

Während England unter den hannoverſchen Königen zu einer Großmacht erſten Rangs emporſtieg, unter dem Schirm ſeiner freien Verfaſſung ſeine Kräfte dem Handel, der Induſtrie, dem See- und Colonialweſen zuwandte und bald alle europäiſchen Staaten an Wohlſtand und Bürgerglück überragte; ſtieg der niederländiſche Freiſtaat von ſeiner früheren Höhe herab. Im ſpaniſchen Erbfolgekrieg leuchtete das letzte Abendroth hiſtoriſcher Größe über den Waſſerlanden an der Maas und Schelde. Heinſius war kein unwürdiger Nachfolger Jan de Witts; wie damals ſtand auch nach Wilhelms III. Tod kein Statthalter an der Spitze der Heere und der Verwaltung; denn wir wiſſen, daß ſein nächſter Verwandter Johann Wilhelm Friſo, Sohn des verſtorbenen Heinrich Caſimir Statthalters von Friesland und Gröningen, den Wilhelm an Kindesſtatt angenommen und zu ſeinem Nachfolger empfohlen hatte, von den Generalſtaaten, denen die Erblichkeit der Würde widerwärtig war, angeblich wegen zu großer Jugend, von der hohen Stelle entfernt gehalten ward. Aber Friſo wandte darum der Republik doch nicht den Rücken, vielmehr hat er im Geiſte ſeiner Ahnen als Kriegsheld ſich hervorgethan; er hat an der Seite des Feldmarſchalls Ouverkerk, eines Abkömmlings des Oraniers Moriz und eines Fräulein von Mecheln, des trefflichen Coehoorn, des General Fagel, Neffen des Rathspenſionärs und anderer Führer in den Schlachten mitgekämpft, welche Marlborough in den Niederlanden den franzöſiſch-ſpaniſchen Heeren lieferte; er hat, nachdem Ouverkerk bald nach dem Siege bei Oudenarde aus dem Leben geſchieden, die erſte Stelle im holländiſchen Heere eingenommen und in der blutigen Schlacht bei Malplaquet unter den Augen des ruhmgekrönten Lord ſich durch Tapferkeit und Helden-

Die ſtatthalterloſe Zeit.

muth vor allen hervorgethan. Aber es war ihm nicht beſchieden, die Früch
ſeiner Anſtrengungen zu ernten. Noch ehe der Friedenscongreß, der in der ni
derländiſchen Univerſitätsſtadt Utrecht abgehalten ward, ſein Werk vollend
Juli 1711. konnte, ertrank der Oranier am Moerdyk, als ein Sturm das Fahrzeug umwar
ein hoffnungsvoller Fürſt, hervorragend durch Kenntniſſe und Bildung w
1. Sept. 1711. durch Tapferkeit und Kriegskunſt. Erſt nach ſeinem Tod gebar ſeine jun
Wittwe den nachherigen Statthalter der Niederlande, Wilhelm Karl Heinri
Friſo.

Die öffentlichen Zuſtände. Dieſe ſtatthalterloſe Zeit war trotz der ruhmvollen und ehrenhaften Haltun
im Krieg und in der auswärtigen Politik keine Periode glücklicher innerer Zu
ſtände. Wie ehedem ſtanden die Ariſtocratie und die Volkspartei einander feind
ſelig gegenüber und erregten bürgerliche Unruhen, indem eine der andern da
Regiment ſtreitig machte oder die Verfaſſung der Landſchaften und Städte na
ihrem Sinn zu geſtalten verſuchte. In Nymwegen und Arnheim ſiegte die Demo
kratie und ließ den Altbürgermeiſter Roukens enthaupten, fünf ſeiner Anhänge
an den Rathhausfenſtern aufknüpfen; zu Amersfort in der Provinz Utrech
Aug. 1704. wurden dagegen zwei Demokratenführer hingerichtet. Der Krieg ſelbſt wurde
wie uns bekannt, durch die Energie und Standhaftigkeit des holländiſchen Raths
penſionär Heinſius elf Jahre lang kräftig fortgeführt und der Verſuch des fran
zöſiſchen Königs, die Republik zu einem Separatfrieden zu bewegen, von de
Hand gewieſen. Aber der Abfall der engliſchen Toryminiſter von der allgemeinen
Allianz brachte ſie um die Früchte ihrer Anſtrengungen. Der unter Englands
14. Nov. 1715. Vermittelung abgeſchloſſene Barrière-Vertrag von Antwerpen, welcher eine Vor
mauer gegen Frankreich aufrichtete, indem er den Generalſtaaten das Recht ein
räumte, eine Reihe von Feſtungen in den öſterreichiſchen Niederlanden mit eigenen
Truppen zu beſetzen, deren Unterhalt durch gemeinſchaftlichen Aufwand beſtritten
werden ſollte, war ein geringer Erſatz für die aufgewendeten Koſten und Kriegs
opfer. Von der Zeit an ſtieg die Republik der Vereinigten Niederlande von de
Höhe herab, auf der ſie im ſiebenzehnten Jahrhundert geſtanden; die Kraftent
faltung und Energie, wodurch ſie ſo oft in die europäiſchen Verhältniſſe ent
ſcheidend eingegriffen, wich einer Politik der Ruhe und Thatloſigkeit; in de
Colonien, in den auswärtigen Meeren, Inſeln und Ländern gewinnen ihnen di
Engländer den Vorſprung ab; die großartigen Entdeckungsfahrten früher
Jahre werden eingeſtellt; auf den Waaren- und Geldmärkten machen ihn
andere Völker erfolgreiche Concurrenz; in der Literatur und Wiſſenſchaft werde
ſie von Frankreich überholt; ihre Kunſtübung verliert den Schwung der alt
Meiſter und wird ſtationär; Eigenſucht und Familienintereſſe drängen da
vaterländiſchen Geiſt zurück und lockern den Gemeinſinn und das Nationa
gefühl; eine große Staatsſchuld in Folge des Krieges macht Sparſamkeit i
Militär, in der Marine, im Staatshaushalt nothwendig, wodurch der ehemal
Einfluß auf die europäiſche Politik, die hervorragende Stellung im Rathe de

Großmächte, die Autorität bei den entſcheidenden Fragen des Staaten- und Völkerlebens immer mehr dahinſchwinden. Der militäriſche Geiſt erſtickte unter dem Genuß eines friedlichen Lebens, die Disciplin verlor ſich mit der Kriegsluſt; die Söhne der reichen Kaufherren ſcheuten die Gefahren der Waffen, die Anſtrengungen des Dienſtes; die Vertheidigung des Landes und die auswärtigen Seekriege blieben fremden Soldtruppen überlaſſen.

Die Unionsbande gelockert.

Der größte Nachtheil erwuchs der Republik durch die immer mehr zunehmende Lockerung der Staatsbande. Wie in den Tagen der de Witt ſuchten die hochmögenden Herren in Amſterdam die Herrſchaft über Holland ganz in ihre Hände zu bringen und hielten den Oranier Wilhelm Karl Heinrich Friſo von Naſſau-Dietz eiferſüchtig von dem Staatsrath und allen Regierungsgeſchäften fern, auch als derſelbe ſchon zur Volljährigkeit gelangt war. Ein engherziges Ariſtocratenregiment von oligarchiſchem Familiengeiſt beherrſcht leitete die öffentlichen Angelegenheiten in Holland: in den andern Provinzen ahmte man das Beiſpiel der hochmögenden Regenten in Haag und Amſterdam nach und ſuchte zugleich die eigene Selbſtändigkeit zu wahren und zu mehren, damit nicht die Generalſtaaten, wo die Rathsherren von Holland die entſcheidende Stimme zu führen pflegten, eine dominirende Autorität über die Magiſtrate und Landſtände gewinnen möchten. So wurde der kurzſichtigſte Particularismus großgezogen und alle gemeinſame Staatsgewalt geknickt und gelähmt. Wie in Polen die Adelshäupter ein Vetorecht errangen, wodurch eine einzige Gegenſtimme jeden Reichstagsbeſchluß verhindern konnte, ſo in den Vereinsſtaaten die einzelnen Provinzen. Vergebens ſuchte der verſtändige und rechtſchaffene Rathspenſionarius Simon von Slingelandt, der zweite Nachfolger des im J. 1720 verſtorbenen Heinſius, den verlotterten Staatenbund zu kräftigen, das Unionsband durch die Errichtung eines allgemeinen Regierungsrathes ſtraffer anzuziehen; der engherzige Egoismus der Oligarchen und Dorfmagnaten in den Städten und Landſchaften wollte von keiner Organiſation hören, welche ſie genöthigt hätte, ihre perſönlichen Intereſſen und Machtbefugniſſe einer republikaniſchen Centralgewalt unterzuordnen. Vergebens legte der patriotiſche Staatsmann, der durch ſeine Mitwirkung bei dem Congreſſe zu Soiſſons und den Verträgen von Sevilla und Wien die Generalſtaaten wieder bei den andern Mächten in Erinnerung brachte, den regierenden Herren ſeiner Heimath einen von ihm entworfenen Plan zur Stärkung der Union und zur Sicherſtellung der republikaniſchen Autonomie vor: er vermochte die particulariſtiſchen Tendenzen nicht zu überwinden. Nach ſeinem Vorſchlage ſollte dem Prinzen durch die freie Wahl ſämmtlicher Staaten die Statthalterſchaft übertragen, zuvor aber deſſen Rechte durch einen freundſchaftlichen Vergleich genau beſtimmt und begrenzt werden. Auf dieſe Weiſe würde man den Charakter der Erblichkeit beſeitigen, den man einſt bei Wilhelm III. dem hohen Amte beigelegt, aber bei deſſen Tode durch einen Verfaſſungsbruch unbeachtet gelaſſen halte, und zugleich der Gefahr

vorbeugen, daß in Tagen der Aufregung durch eine Volkserhebung oder einen Staatsſtreich die Erbſtatthalterwürde auf ſtürmiſchem Wege wiederhergeſtellt werden möchte. Allein die regierenden Herren hatten ſich ſchon zu ſehr in das verlotterte Weſen eingelebt, fanden die beſtehenden Formen und Verhältniſſe zu ſehr den Sonderintereſſen der Ariſtocratie und des particulariſtiſchen Kleinlebens entſprechend, als daß ſie Aenderungen oder Reformen hätten begünſtigen mögen. So ſteuerte man denn mit zerrütteten Finanzen, mit einem ungeordneten Staatshaushalt, mit einer mangelhaften Kriegsmarine und Landmacht, mit einer Unionsverfaſſung und Autonomie der Einzelglieder, die an Anarchie grenzte, einer unbekannten Zukunft entgegen, von der Hand in den Mund lebend.

IV. Der Norden und Nordoſten nach Karls XII. Tod.

1. Der Staatsſtreich in Stockholm und ſeine Folgen.

Die erſten Anzeichen des Staatsſtreichs.

Der Erbprinz Friedrich von Heſſen, der Gemahl von Karls XII. jüngſter Schweſter Ulrike Eleonore, befand ſich auf einem Edelhofe eine kleine Stunde von Frederikshald, als ihm der Tod des Königs gemeldet ward. Er ſandte den von der Kugel durchlöcherten Hut an ſeine Gemahlin nach Stockholm und eilte in das Lager, wo die Führer des Heeres um die königliche Leiche verſammelt waren. Er ordnete ſofort den Aufbruch an. Der tapfere General Dücker machte dem Neffen des Königs, Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp, der ſich gleichfalls im Lager befand, den Antrag, ihn als den zunächſt berechtigten Thronfolger von der Heergemeinde als König ausrufen zu laſſen, aber der ſchwache, unmännliche Fürſt bebte vor einem ſolchen Wagniß zurück; er verließ ſich auf ſein legitimes Recht. So zog denn das Belagerungsheer in den Weihnachts- und Neujahrstagen mit dem todten König nach Stockholm. Hier war ſchon Alles für den Staatsſtreich vorbereitet. Der Reichsrath faßte den Beſchluß, Ulrike Eleonore durch eine Ständeverſammlung als Königin proclamiren zu laſſen, vorausgeſetzt, daß ſie zuvor in die beabſichtigte Veränderung der Verfaſſung willigen würde. Zugleich ließ er den Grafen Görz, der auf dem Wege nach Friedrichshald war, um die Friedenspräliminarien dem König zur Beſtätigung vorzulegen, verhaften und als Staatsgefangenen nach Oerebro bringen.

Oligarchie und Königthum.

Wir haben auf S. 648 erfahren, wie ſehr unter Karl XI. die ſtändiſchen Gewalten des Adels und Reichstages beſchränkt und der ſouveränen Macht der Krone untergeordnet worden. Dieſe abſolute Königsgewalt, die von Karl XII. zu einem Militärdeſpotismus ausgebildet worden war, ſollte nunmehr umgeſtürzt und die alte ſtändiſche Verfaſſung mit der überwiegenden Herrſchaft des hohen Adels wieder hergeſtellt werden. Dazu bedurfte man eines Staatsoberhaupts, das nicht vermöge ſeines angebornen Rechtes, ſondern durch den Willen

der Nation in ihren dominirenden Häuptern die Krone trug. Der unter dem Einfluß der Ariſtocratie handelnde Reichstag, der im Februar in Stockholm tagte, gab zu der veränderten Staatsordnung ſeine Zuſtimmung. Nach dem neuen Grundgeſetz mußte Ulrike Eleonore nicht nur der unumſchränkten Königsmacht entſagen und zu der alten ſtändiſchen Verfaſſung zurückkehren, ſondern ſie mußte auch dem neuerrichteten ariſtocratiſchen Reichsrath, unter dem Vorſitz der fünf höchſten Reichsbeamten, eine ſo unabhängige weitgreifende Stellung einräumen, daß derſelbe allmählich zu einer mitregierenden Staatsgewalt emporſtieg, die ſich auch ohne die Zuſtimmung der Königin „um die Rechte und Freiheiten des Reichs bekümmern“ konnte. Denn als ſtändiger Ausſchuß der Reichsverſammlung, der die oberſte Machtvollkommenheit und Staatshoheit beiwohnen ſollte, behauptete er nur dieſer verantwortlich zu ſein. Und doch wurden die ſtändiſchen Rechte immer mehr verkümmert. Dies hatte zur Folge, daß nach und nach alle öffentliche Gewalt in die Hände des nach Stimmenmehrheit entſcheidenden Reichsraths kam, die Miniſtercollegien mit ihren fürſtlichen Vorſitzern das Regiment führten und die Königswürde, die auch dem Gemahl der Königin, Friedrich von Heſſen beigelegt ward, zu einer machtloſen Ehre wie in der Republik Polen herabſank. Schwedens Verfaſſung wurde eine drückende Oligarchie. Der Reichsrath oder Senat, worin der Krone nur zwei Stimmen eingeräumt waren, entſchied über alle Regierungsſachen und beſetzte die oberſten Stellen im Heer, in der Juſtiz und in der Verwaltung. 19. Febr. 1719.

Das erſte Opfer der zur Macht gelangten Adelspartei war Karls verhaßter Rathgeber, Graf Görz. Eine beſondere Gerichtscommiſſion unter dem Vorſitz des Reichstagspräſidenten Peter Ribbing, die in ihrer Zuſammenſetzung und in ihrem Verfahren an die blutigen Aſſiſen von Lord Jeffreys erinnert (S. 519), übte das traurige Geſchäft, die Annalen der ſchwediſchen Geſchichte mit einem Juſtizmord zu bereichern. Auf Grund einer willkürlich aufgeſtellten Klageſchrift, die Görz in einer einzigen Sitzung ſtehend anhören mußte, ohne daß man ihm eine Vertheidigung zugeſtand, wurde der Graf von dem Bluttribunal zum Tode verurtheilt und nachdem der Reichsrath den Spruch beſtätigt, auf grauſame Weiſe öffentlich hingerichtet, „ein Opfer der Tyrannei und der Ungerechtigkeit“ nach dem Urtheil Guſtavs III. Mit den Münzzeichen wurde zum Ruin von Tauſenden auf die rückſichtsloſeſte Weiſe vorgegangen, der mit Rußland verabredete Frieden für ungültig erklärt. Ein Juſtizmord. 13. März 1719.

Damit aber die herrſchende Ariſtocratie die neuerrungene Gewalt in Sicherheit und Ruhe genießen und das Heer, dem man mehr Sympathie für das Königthum als für die Oligarchie zutraute, vermindern könne, wurden alsbald mit den übrigen gegen Schweden verbündeten Mächten Friedensſchlüſſe eingegangen, bei denen der Adel mehr ſeinen Eigennutz als den Vortheil und die Ehre des Landes berückſichtigte. Am erſten erreichte Georg von England ſeinen Zweck, weil ſein Bevollmächtigter Carteret mit vollen Händen in Stockholm auftrat und Friedensſchlüſſe.

den Unterhandlungen des hannoverisch-holsteinischen Gesandten Bassewitz Nachdruck verlieh. Gegen Entrichtung einer Million Thaler an die schwedische Re-
Nov. 1719. gierung erhielt Georg für sein Kurfürstenthum Hannover das Herzogthum Bremen und Verden. Auch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen erlangte
Febr. 1720. jetzt die Früchte von Fehrbellin, die einst der Gewaltspruch Ludwigs XIV. seinem Großvater entrissen hatte. Er behielt die von ihm besetzte wichtige Handelsstadt Stettin und ganz Vorpommern bis an die Peene nebst den Inseln Usedom und Wollin, wofür er sich zur Bezahlung einer Summe von drei Millionen Thaler und einigen unwesentlichen Zugeständnissen verpflichtete. Auch mit Dänemark wurde unter englischer und französischer Vermittelung ein Abkommen getroffen: die zwischen beiden Nachbarstaaten herrschende alte Eifersucht und Rivalität erfuhr eine Abschwächung durch die Gemeinsamkeit des Hasses, den die beiden Souveräne in Stockholm und Kopenhagen gegen ihren Verwandten Karl Friedrich von Holstein-Gottorp hegten, und durch die Besorgniß, Zar Peter möchte als Rächer des verletzten Erbfolgerechts eintreten und dem Holsteiner die Krone von Schweden verschaffen. So kam denn Friedrich IV. in den Besitz der dem Herzog entrissenen Provinz Schleswig, nachdem seine Versuche, auch die holsteinischen Besitzungen an sich zu bringen, durch die Einsprache von Kaiser und Reich vereitelt worden. Im Widerspruch mit den alten Grundrechten, nach welchen Schleswig und Holstein vereint und ungetheilt bleiben sollten, verband Friedrich IV. das Herzogthum Schleswig mit seinen übrigen Kronlanden und unterwarf es widerrechtlich dem Königsgesetz. Prälaten, Ritterschaft und Besitzer adeliger Güter wurden durch ein Patent einberufen, „ihrem nunmehr alleinigen
Sept. 1721. souveränen Landesherrn den schuldigen Eid der Treue zu leisten". Seitdem unterblieb die Einberufung von Landtagen und der dänische Absolutismus erstreckte sich auch über Schleswig. Die schwedischen Städte und Landschaften in Deutschland, welche die Dänen während des Krieges in ihre Gewalt gebracht, Stralsund, Greifswald, die Insel Rügen, gaben sie gegen eine Geldentschädigung wieder heraus, wogegen Schweden auf die Befreiung vom Sundzoll, die es bisher genossen, verzichtete.

Bald fand sich eine Gelegenheit auch die Reichsgrafschaft Ranzau unter die Herrschaft der Krone Dänemark zu bringen. Von zwei Brüdern des Hauses wurde der eine nach einem unruhigen Leben erschossen, der andere als bei der That betheiligt von einem durch den König niedergesetzten Gerichte zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, Friedrich „entging dabei nicht dem Vorwurf, bei dem eingehaltenen Verfahren ein solches Ziel im Auge gehabt zu haben."

Zar und Reichsrath. Am längsten dauerte der Krieg mit Rußland. Da die neue Regierung den zwischen Görz und Ostermann auf Lofoe vereinbarten Friedensentwurf nicht annahm, so brachte sie neue Kriegsleiden über das erschöpfte Reich. Die russische
1720. Flotte landete auf der schwedischen Küste und verheerte Alles mit Feuer und Schwert. Dörfer, Höfe, Mühlen wurden in Flammen gesetzt, die Waaren aus

den Magazinen weggeführt oder ins Meer geworfen, Wälder und Getreidefelder niedergebrannt. Um der Wiederholung ſolcher Scenen im nächſten Jahre vorzubeugen, traf endlich der Reichsrath, da er mit der herabgekommenen Armee und Flotte dem übermächtigen Feind keinen nachdrücklichen Widerſtand zu leiſten vermochte, auch mit Rußland ein Abkommen, wie es der Zar als Preis ſeiner Anerkennung der beſtehenden Ordnung verlangte. In dem Nyſtädter Frieden wurden die reichen Provinzen im Oſten der baltiſchen Meere Ingermanland, Eſthland, Livland und ein Theil von Carelien an Rußland abgetreten gegen die geringe Entſchädigung von zwei Millionen Thaler. Nur Finnland ſollte noch ferner bei Schweden verbleiben. Kurland war ein ruſſiſcher Vaſallenſtaat, ſeitdem Peters Nichte Anna Iwanowna zuerſt als Gemahlin des Herzogs Friedrich Wilhelm, dann nach deſſen frühem Tod im eigenen Namen das Herzogthum regierte. Den abgetretenen Provinzen würde der Fortbeſtand ihrer ererbten Rechte und Einrichtungen, ihrer Sprache und Religion, wie es ihnen der Zar ſchon früher verheißen, aufs Neue feierlich garantirt. Der Gedanke, den Herzog von Holſtein-Gottorp auf den ſchwediſchen Thron zu bringen, mußte aufgegeben werden. Doch bewahrte Peter dem in ſeinen Rechten und Beſitzungen gekränkten Fürſten trotz ſeiner Unfähigkeit, Sittenloſigkeit und Verſchwendung ſtets Theilnahme und Intereſſe. Noch kurz vor ſeinem Tode verlobte er demſelben ſeine älteſte Tochter Anna. So hatte denn Peter die „zwanzigjährige Schulzeit“ zu einem glücklichen Ziele geführt. Von der Zeit an ſchied Schweden aus der Reihe der Großmächte, an ſeine Stelle trat Rußland. Bald war in Warſchau, Stockholm und Kopenhagen der ruſſiſche Einfluß vorherrſchend. Senat und Synod legten dem in ſeine neue Hauptſtadt einziehenden Sieger den Kaiſertitel bei und der Erzbiſchof begrüßte ihn in der Dreifaltigkeitskirche als Vater des Vaterlands. In der ganzen Stadt erhob ſich der tauſendſtimmige Ruf: „Es lebe der Vater des Vaterlands, der Kaiſer, Peter der Große!“ Das Ausland gab theils ſogleich, theils in den nächſten Jahren ſeine zuſtimmende Anerkennung.

10. Sept 1721.

2. Peter der Große in der zweiten Periode und ſeine Nachfolger.

a. Schöpfungen und Charakter des Zaren.

Nach der Beendigung des nordiſchen Krieges ſtand Rußland als ein verjüngter Staat, als eine europäiſche Großmacht da. Der Zar, der ſich nunmehr Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reußen nannte und ſelbſt in Wien wenigſtens als „Zariſche Majeſtät“ anerkannt ward, hatte ſeinem Reiche blühende cultivirte Länder erworben, ſeiner neugegründeten Seemacht zwei Meere erſchloſſen, die wenig bevölkerte Provinz Ingermanland durch erzwungene Ueberſiedelung volkreich gemacht, Petersburg, das der europäiſchen Cultur näher lag als Moskau, zum Sitz der Regierung und zur Hauptſtadt des Reiches erhoben und durch

Peters Reformthätigkeit.

großartige Anlagen und Bauwerke in Aufſchwung gebracht, die hohen Adelsfamilien und reichen Kaufherren und Gutsbeſitzer zur Ueberſiedelung nach der neuen Reſidenz bewogen und zur Errichtung anſehnlicher Häuſer und Paläſte angehalten. Durch Anlegung von Canälen und Landſtraßen erleichterte Peter den innern Verkehr ſeines unermeßlichen Reiches; mit den Seeſtaaten des Auslandes wurden direkte Handelsverbindungen angeknüpft und zu dem Ende Seehäfen angelegt und die Schifffahrt befördert, die Einwanderungen geſchickter, gebildeter und geſchäftserfahrener Ausländer fortwährend ermuntert und belebt. Gewerbe und Manufakturen erfreuten ſich beſonderer Begünſtigungen, und neu erſchaffene Bergwerke förderten den inneren Reichthum des Landes zu Tage. Dies hatte zur Folge, daß am Ende des zweiundzwanzigjährigen Krieges der ruſſiſche Staat nicht nur ſchuldenfrei war, ſondern das Finanzweſen, durch zweckmäßigere Steuereinrichtung, durch Verbeſſerung des Abgabeſyſtems und Vermehrung der Zolleinkünfte (S. 698), ſich in ſo gutem Zuſtande befand, daß
1722—24. der Kaiſer unmittelbar nachher einen Krieg gegen das durch innere Aufſtände und Abfälle zerrüttete Perſerreich unternehmen konnte, um neue Handelsverbindungen zu ſchaffen und die längs des kaſpiſchen Meeres gelegenen Provinzen „zur Sicherung der ruſſiſchen Grenzen“ unter den Schutz des Kaiſers zu ſtellen. Auch das ganze Staats- und Rechtsleben des Reichs bekam durch Peter eine neue Geſtalt. An die Stelle des alten Bojarenhofs trat der vom Kaiſer abhängige und von ihm ernannte Senat als oberſte Reichsbehörde und Reichsgericht in Petersburg; und in den Ukaſen wurde nicht mehr wie früher der Zuſtimmung der Bojaren zu dem Willen des Souveräns gedacht. Die alten Kanzleien (Prikas) in den einzelnen Landſchaften wurden aufgehoben, und zehn neue Regierungs-Collegien mit beſtimmtem Geſchäftskreis leiteten die Verwaltung in den Provinzen. Eine nach franzöſiſchem Muſter eingerichtete Polizei ſicherte die Hauptſtadt, aber leider glaubte Peter, daß eine geheime Inquiſitionskanzlei auch zur guten Polizei gehöre, und ließ daher dieſes von Iwan Waſiljewitſch gegründete ſchreckliche Inſtitut beſtehen. Die Verhältniſſe der Leibeigenſchaft wurden feſt geregelt, wobei aber mehr der Kriegsdienſt und der Vortheil des Staats als das Loos der Knechte und Gutshörigen ins Auge gefaßt ward. Dem Bauer war die Freizügigkeit genommen und kein perſönliches Eigenthumsrecht an die von ihm bebaute Ackerſtelle zugeſtanden, dem Herrn ſogar die Befugniß gegeben, „die Bauern nicht blos mit der Scholle zu verkaufen, ſondern ſie auch zu jeder beliebigen Haus- und Fabrikarbeit zu verwenden.“ Ohne Rechtsſchutz und Eigenthum war der ruſſiſche Leibeigene ſomit ganz der Willkür des Erbherrn verfallen; die Mahnung, daß der Gutsherr den Bauer „nicht über ſeine Kräfte“ belaſten und in Anſpruch nehmen ſolle, fand wenig Beachtung. Mehrmals verſuchte Peter das Schickſal der Leibeigenen zu mildern; aber die Verordnungen des vielbeſchäftigten Selbſtherrſchers wurden nicht ausgeführt. Vielmehr wurde durch die Ausdehnung der Kopfſteuer und der Kriegspflicht auf alle „männlichen

Seelen“ in Stadt und Land der bisherige Unterſchied zwiſchen Hofgeſinde (Hausſclaven) und Bauernſchaften verwiſcht und beide dem gleichen Loos drückender Knechtſchaft preisgegeben. Nur auf den Gütern der Krone und der Kirche herrſchte eine mildere Praxis. Auch für Hebung der Volksbildung durch Schulen und Lehranſtalten war Peter der Große bedacht; von den Einkünften der Kirchen und Klöſter ſollte ein Theil für das Unterrichtsweſen verwendet werden. Ja ſelbſt eine Akademie der Wiſſenſchaften wurde in Petersburg gegründet, aber von ihren gelehrten Forſchungen hatte das rohe Volk keinen Gewinn. — Von der Errichtung des „hochheiligen Synod“ an Stelle des aufgehobenen Patriarchats iſt ſchon früher die Rede geweſen. Mit demſelben verbunden war ein „geiſtliches Oeconomie- und Kammercollegium“, das über die Verwendung kirchlicher Güter und Einkünfte Beſtimmungen traf und die Ueberſchüſſe an die Krone abzuliefern hatte. Von nun an ſtand in Rußland Kirche und Staat unter dem militäriſchen Regiment eines abſoluten Kaiſerthums. Hätte Peter noch ſeinen Plan, dem ganzen Reiche ein allgemeines Geſetzbuch zu verleihen, ausgeführt, ſo wäre die Staatsorganiſation zur Vollendung gebracht worden.

Vater und Sohn.

Aber wie viel Peter auch für Cultivirung ſeines Landes that, er ſelbſt blieb bis an das Ende ſeines Lebens ein der Völlerei und rohen Sinnengenüſſen ergebener Deſpot. Eine zweite, in Begleitung der Kaiſerin Katharina unternommene Reiſe durch Deutſchland nach Holland und Frankreich bewies den abendländiſchen Völkern, wie weit die ruſſiſche Cultur und Civiliſation hinter der europäiſchen zurückſtand. Die Pariſer Welt nahm an den Sitten und Lebensgewohnheiten des Kaiſers und ſeiner Umgebung eben ſo viel Anſtoß wie hundertfünfzig Jahre ſpäter die Berliner an den Geſellſchaftsformen des Schah von Perſien. Beſonders gab Peters Verfahren wider ſeinen erſtgebornen Sohn Alexei, auf den er die Abneigung gegen deſſen verſtoßene Mutter übertragen, Zeugniß von der harten Gemüthsart des Machthabers. Durch Trotz und ſtörriſches Weſen hatte Alexei die Liebe des Vaters verſcherzt, er hatte ſich mißbilligend über die Neuerungen geäußert, hatte ſich mit lauter Freunden des alten Zuſtandes umgeben und den Vorſatz ausgeſprochen, ſeine Reſidenz einſt wieder nach Moskau zu verlegen. Umſonſt ſuchte Peter ihn durch Vermählung mit einer deutſchen Fürſtentochter, Charlotte Chriſtine Sophie von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Schweſter der Gemahlin Kaiſer Karls VI., der europäiſchen Cultur zu befreunden; der Zarewitſch, unter der Oberleitung von Menſchikow ſchlecht erzogen, blieb bei ſeinem Sinn. Er haßte die Reformen des Vaters und hielt feſt an den altruſſiſchen Anſchauungen, Sitten und Gewohnheiten. Er haßte ſeine deutſche Gemahlin und behandelte ſie mit ſolcher Härte und Liebloſigkeit, daß ſie nach vierjähriger unglücklicher Ehe aus Gram und Verwahrloſung ſtarb, nachdem ſie dem Zarewitſch eine Tochter und einen Sohn geboren. Müde der väterlichen Strafreden und von ſchlimmen Rathgebern aufgereizt entwich endlich, als der Kaiſer in Amſterdam weilte, Alexei aus dem Reich und begab ſich von

Königsberg nach Wien und Tirol, in der Absicht sich in ein Neapolitanisches Kloster zurückzuziehen. Da schickte der Zar, besorgt um den Fortbestand seiner Einrichtungen, zwei Edelleute, Rumanzow und Tolstoy ab, um den Entflohenen in die Heimath zurückzubringen. Darauf wurde Alexei in Moskau vor einen aus geistlichen und weltlichen Commissarien zusammengesetzten besonderen Ge-
1717. richtshof gestellt und als Staatsverbrecher zum Tode verurtheilt. Ob der Zarewitsch, wie behauptet wird, im Gefängniß von einem tödtlichen Schlagfluß betroffen vor der Vollstreckung des Urtheils starb oder ob der Tod durch andere Mittel herbeigeführt ward, blieb in Dunkel gehüllt. Alle Theilnehmer und Mitschuldige der conspiratorischen Umtriebe wurden mit Tod, Verstümmelung, Verbannung und Güterverlust bestraft. Mehrere Glieder fürstlicher Häuser
5. Febr. 1722. starben unter dem Henkerbeil. Einige Zeit nachher gab ein kaiserlicher Ukas die Bestimmung der Thronfolge dem Willen des regierenden Herrschers anheim. Dadurch verschwand aus dem russischen Reich der Begriff der Legitimität; die zarische Thronfolge wurde rechtlos, ein Spielball der kaiserlichen Laune und Willkür. Das neue Erbfolgegesetz wurde von der Geistlichkeit, dem Adel, der Beamtenschaft beschworen und der Metropolite Feofan Prokopowitsch verfaßte eine Schrift über „das Recht des Monarchenwillens."

Tod u. Charakter Peters des Großen.

Am 28. Januar alten, am 8. Febr. neuen Stils des Jahres 1725 ging Zar Peter der Große aus dem Leben. Seine geschichtliche Bedeutung für Rußland ist uns aus der bisherigen Darstellung seiner Thaten und Bestrebungen klar geworden: er hat das Moskowiterreich in die europäische Staatenfamilie eingeführt, dem russischen Volke das Gepräge und die äußeren Formen europäischer Civilisation verliehen und dem monarchischen Absolutismus den schärfsten Ausdruck gegeben. Daß sein Hauptziel, die Cultivirung seines Reiches und Volkes nur unvollkommen erreicht ward, daß Vieles eine „unnatürliche Treibhaus-Civilisation" blieb, welche die Rohheit und Barbarei nur dürftig verhüllte, war unvermeidlich. Wo die Elemente fehlten, an die man das Fremde hätte anknüpfen können, der Grund und Boden für die neue Bildung so unvorbereitet war, wie hätte da die civilisatorische Mission des autokratischen Herrschers mehr als einen äußeren Anstrich, einen oberflächlichen Schein cultivirter Lebensformen schaffen können? Dazu kam noch des Zaren eigene Natur, welche, wie früher bemerkt, die innere Barbarei und die rohen Triebe nur zeitweise zu überwinden vermochte, der mangelhafte Begriff von dem Wesen der Bildung, die ihm nicht als eine harmonische Veredlung des Geistes und Charakters erschien, sondern als eine Summe nützlicher Kenntnisse und Fertigkeiten für praktische Zwecke, und der heftige despotische Charakter, der alles Widerstrebende wie mit einer wilden Naturkraft zu Boden schlug. „Peter wollte die Russen der höheren Stände zu einem gesellschaftlichen Leben nach europäischer Weise zwingen", urtheilt Bernhardi, „und anständige, selbst feine Sitte in ihrem Kreise einheimisch machen — und durchbrach dann beständig selbst, dem Zuge seiner Leidenschaft folgend, in

roheſter Weiſe alle Schranken der Sitte. So bewegte ſich das Leben an ſeinem Hofe und in ſeiner Umgebung in den ſeltſamen Gegenſätzen, von denen alle Auswärtigen mit Befremden ſprachen. Die ruſſiſchen Damen freilich, denen bis dahin der Vater an ihrem Hochzeitstage unter bedenklichen Reden die Peitſche gezeigt hatte, die er dann feierlich dem Bräutigam einhändigte, die fanden ſich ſchnell genug in die neue Rolle, Königinnen ihrer Salons zu ſein. Den Männern aber wollte es weniger gelingen, ſich in die Formen ritterlicher Galanterie einzuleben, und fort und fort unterbrach der Zar ſelbſt das mühſam eingelernte und durchgeführte Schauſpiel durch wüſte Trinkgelage, in denen doch auch er ſelbſt ſein eigenſtes Behagen fand.“ Aber ſo ſehr immer das Ausland Anſtoß nehmen mochte an den ungezügelten Ausbrüchen ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Willkür, ſo ſehr noch oft genug unter den Formen äußerer Civiliſation die Natur des Barbaren hervorbrach, wie einſt in dem Benehmen gegen ſeine eigene Nichte, als dieſe ihn mit ihrem Mecklenburger Gemahl auf der Rückreiſe in Magdeburg begrüßte; ſo ſehr er bei ſeinen Gelagen und geſellſchaftlichen Vergnügungen ſeinen deſpotiſchen Launen, ſeinem Zorn, ſeiner Trunkſucht, ſeinen ungeſtümen Trieben ſich rückhaltlos hingab; eine große Herrſchereigenſchaft hat Peter unter allen Verhältniſſen bewährt — er hat nie den Staatszweck aus dem Auge verloren, er hat nie in der Befriedigung eines ſelbſtſüchtigen Ehrgeizes, nie in der Verherrlichung ſeiner eigenen Perſon, nie in Prunk und äußerlichem Fürſtenglanz die Aufgabe des Herrſchers erkannt, ſondern ſtets die Ehre, Größe und Wohlfahrt ſeines Reiches und Volkes in die erſte Linie geſtellt, bei allen Dingen den praktiſchen Nutzen vor Augen gehabt, nie nach Schein und falſcher Würde getrachtet. „Er war von einem hohen Pflichtgefühl beſeelt; das war die ideale Seite ſeines Lebens.“ Von dieſer Geſinnung gibt das erwähnte Schreiben Zeugniß, das er in ſeiner verzweifelten Lage am Pruth an den Senat richtete; von dieſer Geſinnung gibt auch ein Brief Zeugniß, in welchem er im Jahre 1704 ſeinem damals vierzehnjährigen Sohn Alexei ſeinen Beruf klar macht: „Wir danken Gott für den Sieg, denn von ihm kommt er, aber wir ſollen alle Kräfte anſpannen, um den Sieg zu behaupten. Du haſt geſehen, daß ich keine Arbeit, keine Mühe, keine Gefahr ſcheue. Heute oder morgen kann ich ſterben, aber wiſſe, keine Freude wirſt du haben auf Erden, wenn du meinem Beiſpiel nicht folgeſt. Du ſollſt lieben alles das, was zum Wohle und zur Ehre des Vaterlandes dient, du ſollſt die treuen Diener lieben, ob ſie deine Landsleute oder Fremde ſind, keine Mühe darfſt du ſcheuen. Wenn du meinem Rathe nicht folgſt, biſt du mein Sohn nicht, und ich werde zu Gott beten, daß er dich in dieſem und in jenem Leben dafür ſtrafe“. Peter war eine mächtige Herrſchernatur, in der Licht und Schatten gleich ſcharf hervortraten, ein Reformator von klarem Wiſſen und Wollen, der auf dem unangebauten Boden roher Grundſtoffe und unentwickelter Volkselemente mit kühner Schöpferhand einen neuen Staatsorganismus aufrichtete. Die in ſeinen letzten Jahren durchgeführte Neugeſtaltung

der geſellſchaftlichen Rangordnung, nach welcher nicht Adel und Geburt, nicht Abſtammung und Herkunft, ſondern die hierarchiſche Stufenfolge in Amt und Dienſt für die Stellung im Staat, am Hofe, im öffentlichen Leben maßgebend war, behandelte den ganzen gebildeten Theil der Nation wie einen Stoff, der erſt durch den Willen und die organiſatoriſche Thätigkeit des „Selbſtherrſchers" ſein Gepräge und ſeine Geltung erhielt, dem nur die nähere oder entferntere Abſtufung vom Thron ſeine Bedeutung gab, ſeine Klaſſe und ſeinen Standpunkt in der menſchlichen Geſellſchaft verlieh, eine Einrichtung und hierarchiſche Gliederung, die mit dem chineſiſchen Mandarinenthum ſich vergleichen läßt. Viele von Peters Schöpfungen waren nur Verſuche und Probleme, die noch einer weiteren Entwickelung und Ausbildung bedurften; aber es waren Keime und Saatkörner, aus denen künftige Früchte mit Sicherheit erwartet werden konnten.

b. Rußland unter Peters Nachfolgern.*)

Menſchikows Thätigkeit.

Der unerwartete und raſche Tod Peters des Großen führte eine Reihe ſchwankender Regierungen und ſtürmiſcher Thronwechſel herbei, die an die Kaiſerzeit von Rom und Byzanz erinnern. Der Zar hatte wohl früher die Beſtimmung getroffen, daß ſeine Gemahlin Katharina nach ihm den Herrſcherthron beſteigen ſolle und ſie zu dem Zweck als Kaiſerin krönen laſſen; aber in der letzten Zeit war ſie wegen ſchweren Verdachts der Untreue in Ungnade gefallen; es hieß, Peter habe ſeine an den Herzog von Holſtein-Gottorp verheirathete Tochter Anna zu ſeiner Nachfolgerin ernennen wollen. Aber er ſtarb ſo ſchnell, daß er nicht einmal mehr ſeinen letzten Willen kund geben konnte und daß das Gerücht aufkam, er ſei auf gewaltſame Weiſe aus der Welt geſchafft worden, Menſchikow habe ihn vergiften laſſen, um einer ihm angedrohten Beſtrafung zu entgehen. Kaum war der Tod bekannt, ſo verſammelte ſich die altruſſiſche Partei, an ihrer Spitze die Fürſten Galitzyn, Dolgoruky, Kurakin, Trubetzkoi, Repnin, der Großadmiral Apraxin u. a. in der Abſicht, den zehnjährigen Sohn des Zarewitſch Alexei, der den Namen des Großvaters führte, zum Kaiſer auszurufen und während ſeiner Minderjährigkeit eine Regentſchaft

*) Stammtafel der Romanows:

Alexei † 1676.

Feodor 1676—1682.	Iwan II. 1682—1689.	Peter I. 1689—1725.
Katharina, verm. mit dem Herzog von Mecklenburg-Schwerin.	Anna, Gem. Friedrich Wilhelms, Herzog v. Kurland. 1730—1740.	
Anna, Gem. Ant. Ulr. v. Braunſchweig.	1) Alexei	2) Anna Gem. Karl Friedr. v. Holſt.-Gottorp.
Iwan III. † 1764.	Peter II. 1727—1730.	Peter III. † 1762.

3) Eliſabeth. 1741—1762.

zu beſtellen, welche die alten Ordnungen wieder zurückführen möchte. Sie gedachten es zu machen, wie die ſchwediſchen Adelshäupter nach Karls XII. Tod. Allein durch die Entſchloſſenheit Menſchikows, der den Oberbefehl über die Truppen der Hauptſtadt hatte und den im Falle eines Sieges der Gegenpartei das Loos des Grafen Görz erwartete, und durch die Thätigkeit ſeiner Anhänger, zu denen auch der Holſteiner Baſſewitz gehörte, wurde das Vorhaben vereitelt und Peters urſprünglicher Plan durchgeführt. Menſchikow, der vom niedrigſten Stande zum Günſtling des Kaiſers und allmächtigen Miniſter emporgeſtiegen, aber durch Habgier und Veruntreuung ſeinen Namen befleckt hatte, verſchaffte ſeiner ehemaligen Dienerin Katharina den Thron und führte dann in ihrem Namen als „durchlauchtigſter Fürſt“ und vorſitzendes Haupt des „höchſten geheimen Rathes“, der über den Senat geſtellt die oberſte Regierungsbehörde bildete, ein unumſchränktes Regiment.

Katharina I. 1725—27.

„Es fehlte der Kaiſerin Katharina I. nicht an Entſchloſſenheit und natürlichem Verſtand, ſie hatte viel erlebt und erfahren und ihren Geiſt an große Verhältniſſe gewöhnt. Leſen und Schreiben hatte ſie gleichwohl nie gelernt. Ihre Tochter Eliſabeth mußte für ſie unterſchreiben.“ Arbeitſcheu und dem Trunke ergeben folgte ſie in Allem den Weiſungen Menſchikows und machte dadurch die Altruſſen zu ihren erbittertſten Feinden. Ihre kurze Regierung war daher mit Verſchwörungen und Parteiumtrieben erfüllt, die nur durch ſtrenge Beſtrafung der maleontenten Adelshäupter niedergehalten wurden. Auch bei der Geiſtlichkeit gab ſich ein reactionäres Streben gegen die Allmacht des Staats und des „hochheiligen Synod“ kund. Feodoſiy Janowsky, der herrſchſüchtige Erzbiſchof von Nowgorod, welcher für Wiederherſtellung der alten Patriarchenwürde arbeitete, mußte für ſein ränkevolles Treiben in enger Kloſterhaft büßen.

17. (6.) Mai 1727.

Schon nach zwei Jahren ſtarb Katharina. In ihrem Teſtament, deſſen Echtheit jedoch ſtark angezweifelt wurde, hatte ſie den unmündigen Sohn des im Gefängniß geſtorbenen Alexei, Peter II. Alexejewitſch zu ihrem Nachfolger beſtimmt, zum großen Verdruß der Holſteinſchen Partei, welche der Großfürſtin Anna Petrowna und ihrem herzoglichen Gemahl die Krone zugedacht hatte. Menſchikow war der Urheber dieſer Thronfolge; unter dem unmündigen Fürſten hoffte der herrſchſüchtige Staatsmann noch höher zu ſteigen: er riß nun die Regentſchaft an ſich, ließ ſich zum Generaliſſimus der geſammten Kriegsmacht ernennen und gedachte durch die Vermählung ſeiner Tochter mit dem jungen Zaren die Kaiſerwürde an ſeine Familie zu bringen. Der Herzog von Holſtein-Gottorp, der als Mitglied des „geheimen Rathes“ trotz ſeiner geringen Fähigkeiten dem Emporkömmling im Wege ſein konnte, wurde genöthigt, mit ſeiner Gemahlin in ſeine deutſche Heimath zurückzukehren. Die Großfürſtin Anna ſtarb in dem fremden Lande, nachdem ſie einen Sohn geboren, der den Namen des Großvaters erhielt und in der Folge als Peter III. ein tragiſches Ende hatte.

Peter II. 1727—30.

Menſchikows Höhe und Sturz.

Nun ſtand Menſchikow auf der Höhe der Macht: um ſich Freunde zu erwerben gab er der Kirche die Selbſtverwaltung ihrer Güter zurück zum großen Schaden der auf geiſtliche Einkünfte gewieſenen Schulen und räumte den Koſaken, welche von Peter dem Großen dem Senat unterworfen worden, wieder das Recht ein, ihren eigenen Hetman zu wählen und wie ehedem als autonomer Staat unter der Schutzherrlichkeit des Zaren fortzubeſtehen. Aber ſeine hochfliegenden Pläne nahmen ein Ende mit Schrecken. Iwan Dolgoruky, einer mächtigen zahlreichen Adelsfamilie angehörend, war der ſtete Gefährte des jungen Zaren auf den Jagden, denen er im Uebermaß ergeben war. Da benutzte er die Gelegenheit dem leidenſchaftlichen Fürſten den Glauben beizubringen, daß Menſchikow ihn unwürdig behandle, ihn allzu ſehr überwachen laſſe und ihn in ſeinen Ausgaben beſchränke. Und nun erfolgte eine jener Palaſtrevolutionen, wie ſie an deſpotiſchen Höfen von Zeit zu Zeit gleich einem Naturereigniß eintreten und einen gänzlichen Umſchwung des Beſtehenden bewirken. Menſchikow wurde plötzlich verhaftet und mit ſeinem Sohne und der kaiſerlichen Braut aus Petersburg in das innere Rußland und dann nach Sibirien abgeführt. Dort verbrachte er mit ſeiner Familie den Reſt ſeiner Tage und von den Millionen, die er zuſammengeſcharrt, blieb ihm nur ein ſpärlicher Unterhalt. Zwölf Jahre trug er das harte Loos, bis Gram und Schwermuth ſeinem Leben ein Ende machten, nachdem er noch den Tod ſeiner Tochter betrauert.

Die Dolgorukys und Peters Ende.

Nach Menſchikows Sturz traten Iwan Dolgoruky und ſeine Brüder und Vettern an die Spitze der Geſchäfte und wirkten im reactionären altruſſiſchen Sinne. Als Leiter des geheimen Rathes geboten ſie eben ſo unumſchränkt über den Senat und die Regierungscollegien, wie der verbannte Regent. Der altruſſiſchen Idee getreu führten ſie den Zaren nach Moskau zurück, ſuchten die Fremden aus dem Heer und der Verwaltung zu verdrängen, beſchränkten den Verkehr mit dem Auslande. Das Moskowitervolk ſollte wieder ſich ſelbſt gehören, von der alten Hauptſtadt aus durch ſich ſelbſt regiert werden, und um ihren Einfluß für alle Zukunft ſicher zu ſtellen wollten die Dolgorukys, wie vordem Menſchikow den jungen Zaren mit feſten Banden an ihr Haus knüpfen. Iwan Dolgorukys ſchöne Schweſter Katharina wurde mit Peter kirchlich verlobt. Graf Mileſimo, ein Cavalier von der öſterreichiſchen Geſandtſchaft, dem die Fürſtentochter ihr Herz zugewandt hatte, wurde nach Wien entſandt. Schon war der Hochzeitstag beſtimmt, da erkrankte Peter II., der trotz ſeiner Jugend ein ausſchweifendes Leben geführt hatte, um nie mehr zu geneſen.

30. Jan. 1730.

In einer der letzten Januarnächte ſtarb er zu Moskau in den Armen des deutſchen General Oſtermann, dem er ſtets gewogen war, noch nicht funfzehn Jahre alt.

Ein altruſſiſcher Staatsſtreich.

Wer ſollte jetzt den Thron beſteigen? Am Sterbelager hatten die Dolgorukys den Plan überlegt, ob man nicht ein Teſtament aufſtellen ſollte, in welchem der Zar ſeine Braut als Nachfolgerin einſetzte. Man wurde jedoch nicht einig; die Thronfolge blieb unbeſtimmt, bis die im Palaſte anweſenden Mitglieder des

hohen Raths auf Anregung des Fürſten Dmitry Galizyn in dem Beſchluß ſich vereinigten, die jüngere Bruderstochter Peters des Großen Anna Iwanowna, verwittwete Herzogin von Kurland als Kaiſerin zu „wählen“ und ausrufen zu laſſen, ihr aber zugleich ſolche Bedingungen zu ſtellen, daß das bisherige Regierungsſyſtem und deſſen Träger ungefährdet fortbeſtänden. Wie der ſchwediſche Reichsrath wollten ſomit auch die ruſſiſchen Magnaten durch Umgehung der rechtmäßigen Thronfolge ihre Herrſchaft für die Zukunft ſicher ſtellen. Das nächſte Anrecht beſaß der unmündige Sohn von Peters des Großen Tochter, der Erbherzog von Holſtein-Gottorp, und nach ihm die Herzogin von Mecklenburg, Anna's ältere Schweſter. Der conſpiratoriſche Plan gelang: in einer feierlichen Verſammlung, der die Mitglieder des hohen Raths, des Senats, des Synods und eine Anzahl von Großbeamten aus den Collegien anwohnten, wurde Anna Iwanowna als Herrſcherin anerkannt und zugleich eine Capitulation aufgeſtellt, die der abſoluten Zarengewalt Schranken ſetzen und das Reich in eine Wahlmonarchie und Adelsariſtocratie verwandeln ſollte.

Anna unterzeichnete die Urkunde, die ihr ein Courier nach Mitau brachte, und begab ſich darauf nach Moskau. Da konnte ſie denn bald bemerken, daß die Tendenzen der Magnaten viele Gegner hatten, daß der niedere Adel mit Neid auf die Uebermacht der hohen Ariſtocratenfamilien und die neugeſchaffenen oder wiederhergeſtellten Vorrechte derſelben blickte, daß die Mehrheit der Geiſtlichkeit von einer oligarchiſchen Verfaſſung nichts wiſſen wollte, daß Volk und Heer eine Selbſtherrſchaft im Geiſte Peters des Großen verlangten, daß ſelbſt unter den Machthabern Meinungsverſchiedenheit und Zwietracht herrſchte. Sie erkannte, „wie ſchwach das Spinngewebe ſei, in dem man ſie eingefangen zu halten ſuchte“ und faßte den Beſchluß, die Capitulation zu zerreißen, durch welche die Dolgorukys und ihr Anhang ihr oligarchiſches Regiment zu befeſtigen, die Errungenſchaften der Reformthätigkeit zu Gunſten ihrer eigenen Privilegien und ihrer Machtſtellung rückgängig zu machen gedachten. Geſtützt auf eine Bittſchrift vieler Herren vom Adel, die unumſchränkte Macht ihrer Vorfahren zu übernehmen, zerriß ſie die von ihr unterſchriebene Urkunde und ſtellte die abſolute Kaiſermacht her. In allen Kirchen Rußlands wurde der „Selbſtherrſcherin Anna Iwanowna“ ein neuer Eid der Treue geleiſtet.

Der Gegenſchlag. Febr. 1730.

März 1730.

Damit war die altruſſiſche Partei, die ſich unter Peter II. der Regierung bemächtigt hatte, geſtürzt, die Leitung des Staats kam in die Hände der Gegenpartei, die ſich der europäiſchen Civiliſation zuwendete. „Von der Zeit an wurde die Selbſtherrſchaft ihr eigner Zweck, die Erhaltung ihrer ſelbſt die eigentliche Aufgabe der unumſchränkten Macht.“ Wie in dem bekannten Ausſpruch Ludwigs XIV. ging der Staat in der Perſon des Monarchen auf. Anna hatte verſprochen ihren Günſtling, Ernſt Johann von Bühren, Sohn eines kurländiſchen Gutsbeſitzers, der ſich den franzöſiſchen Adelsnamen Biron beigelegt, nicht nach Moskau kommen zu laſſen. Wenige Wochen nach der Revolution

Anna Iwanowna 1730—1740.

erſchien derſelbe in der Zarenburg und traf im Namen der Kaiſerin, die dem thatkräftigen, durchgreifenden Manne die ganze Herrſchergewalt überließ, alle Anordnungen, um das neue Regiment zu befeſtigen. Der hohe Rath wurde aufgehoben, der Senat wieder eingerichtet wie er zu Peters des Großen Zeiten beſtanden, die eigentliche Regierung aber einem kaiſerlichen Cabinet von wenigen zuverläſſigen Männern übertragen, unter denen der zum Grafen erhobene Oſtermann aus Bockum in Weſtfalen und der Feldzeugmeiſter Burkhard Chriſtoph von Münnich aus Oldenburg das meiſte Anſehen beſaßen. Die Dolgorukys und Galizyns wurden vom Hof entfernt und in der Folge, als ſie neue Verſuche machten, die über die Herrſchaft der Deutſchen ſich kundgebende Unzufriedenheit zur Wiedererlangung ihrer verlornen Macht zu verwerthen, mit ewiger Gefangenſchaft oder mit Verbannung beſtraft. Unbarmherzig warf der deſpotiſche Biron, dem die Kaiſerin das Amt des Oberkammerherrn ertheilte und, da ſie ſelbſt träge und arbeitſcheu war, die Staatsgeſchäfte überließ, alle Widerſacher der neuen Ordnung nieder. Da die Preobraſchenskyſche Kaiſergarde, in welcher ſich viele Altruſſen befanden, nicht ganz zuverläſſig erſchien, übergab Anna die Hut des Schloſſes und ihrer Perſon einem neuerrichteten Regiment, das ſie nach einem Luſtſchloß das Ismailow'ſche nannte und das meiſtens aus Fremden zuſammengeſetzt unter deutſcher Führung ſtand. Und um von den altruſſiſchen Einflüſſen befreit zu ſein, machte die Zarin das halbverödete Petersburg wieder zur Reſi-
1732. denz und zum Sitz der Reichsbehörden.

Kurland. Bald bot ſich der Kaiſerin eine Gelegenheit, ihren Günſtling noch mehr zu erhöhen. Der letzte Sprößling des Kettlerſchen Hauſes in Kurland, Herzog Ferdinand, lebte während ihrer eigenen Regierung in Mitau arm und kinderlos im Ausland. Der Kurfürſt-König Auguſt II. wollte das Herzogthum als polniſches Lehen an ſein Haus bringen. Die Ritterſchaft wurde daher bewogen, den natürlichen Sohn deſſelben Moriz von Sachſen, den ihm die Gräfin Aurora von Königsmark geboren, einen
1726. ritterlichen Mann von ausgezeichneten militäriſchen Talenten, zum Herzog zu wählen. Anna hätte dem ſchönen jungen Manne gerne ihre Hand und damit die Herzogswürde gegeben; aber ſowohl die polniſchen Magnaten, welche das Land wieder an die Republik knüpfen wollten, als Menſchikow, der ſelbſt nach dem Beſitz trachtete, verhinderten den Plan. Vergebens ſuchte ſich Moriz mit Waffengewalt zu behaupten; durch
Febr. 1727. ruſſiſche Truppen überwältigt mußte er das Land verlaſſen. Sein noch in demſelben Jahr erfolgter Sturz vereitelte Menſchikows Plan; Kurland behielt ſeine eigene Verwaltung. Der abweſende legitime Erbe Ferdinand führte den Herzogstitel fort, aber Anna, die Wittwe ſeines Neffen regierte das Land, zuerſt in Mitau, dann von Peters-
1737. burg aus. Als nun der letzte Sprößling der Kettlerſchen Dynaſtie in der Fremde ſtarb, brachte es Anna dahin, daß ihr Günſtling Biron von der Ritterſchaft zum Herzog gewählt ward. Kaiſer Karl VI., damals aufs Eifrigſte befliſſen, ſich mächtige Allianzen zu verſchaffen, begünſtigte den Plan und auch der polniſche Senat gab ſeine Zuſtimmung. So kam das Herzogthum Kurland an einen eingebornen Edelmann, der aber ſtets in Abhängigkeit von Rußland war. Seine Regierung, durch eine längere Verbannung unterbrochen, dann wieder hergeſtellt, war nur eine Uebergangsperiode: Kurland theilte mit der Zeit das Schickſal von Livland und Eſthland.

Mehr und mehr lenkte nun die ruſſiſche Regierung wieder in die von Peter dem Großen vorgezeichneten Bahnen ein: Manches Unvollendete wurde weiter geführt, die Staatsautorität über die Kirche feſt begründet und das Kloſterweſen reorganiſirt, über Heerdienſt und Grundbeſitz Beſtimmungen getroffen, welche den ruſſiſchen Adel mit den Reformen ausſöhnen ſollten. Oſtermann leitete mit Kraft und Umſicht die äußern Angelegenheiten im Kabinet, unterſtützt von dem ruſſiſchen Staatsmann Fürſt Tſcherkasky, der bei dem Staatsſtreich wichtige Dienſte geleiſtet hatte; Graf Münnich, ein talentvoller in Eugens Schule gebildeter Militär gab, zum Generalfeldmarſchall erhoben, der Kriegsmacht und dem Seeweſen den früheren Glanz wieder. Aber die Abneigung gegen das „Fremdenregiment", gegen die meiſtens der proteſtantiſchen Confeſſion ergebenen Angeſtellten dauerte fort und hat noch in ſpäterer Zeit in der ruſſiſchen Geſchichtſchreibung ihren Nachklang gefunden. Beſonders war Biron der Gegenſtand des Haſſes; er kannte dieſe Stimmung und begegnete ihr mit Härte und tyranniſcher Strenge. Niemals hatte die „Kanzlei der geheimen Angelegenheiten" ſo viel zu thun als unter Anna's Regierung. Mit grollender Seele beugte ſich die altruſſiſche Ariſtokratie unter die ſchwere Hand des Günſtlings; ſie richtete ihre Blicke auf Peters jüngſte Tochter Eliſabeth, ſo ſehr die Zarewna durch ihre Sittenloſigkeit und ihren anſtößigen Lebenswandel ihren Stand ſchändete. Anna und Biron legten den Ausſchweifungen der Kaiſertochter nichts in den Weg; je tiefer ſie ſank, deſto weniger gefährlich erſchien ſie ihnen; als aber ihr Liebhaber Schubin, Sergeant vom Semenowſchen Garderegiment ſich unvorſichtige Aeußerungen erlaubte, wurde er gefoltert, mit der Knute gezüchtigt und nach Kamtſchatka verbannt. Die Thronerledigung in Polen und der neue Türkenkrieg wurden von Biron zu einem Bündniß zwiſchen Rußland und Oeſterreich benutzt und trugen ihm die Würde eines deutſchen Reichsgrafen ein. Ihrem vereinten Einfluß verdankte der Kurfürſt Auguſt III. den polniſchen Thron; und in dem Krieg gegen die Türken und Tataren, den wir ſpäter kennen lernen werden, entwickelte Münnich ſtrategiſches Geſchick und kühnen Unternehmungsmuth, ſo daß die ruſſiſchen Soldaten ihn Sokol, den Falken nannten und als die „Säule des ruſſiſchen Reichs" bezeichneten. Zwiſchen den Feſtungslinien und Schanzwerken, welche die ſüdliche Reichsgrenze Rußlands gegen feindliche Einfälle ſchützen ſollten, und dem ſchwarzen Meere mit der Krimſchen Halbinſel lag eine unbebaute baum- und wegeloſe grüne Wüſte, „in der nur die wenig zahlreichen Nogaier Tataren mit ihren Heerden herumzogen, in der das oft mannshohe Gras den Marſch eines Heeres, beſonders der Fuhrwerke, vielfach hinderte und die wenigen Brunnen dem Bedarf einer Armee nur für Stunden genügten." Trotz dieſer Schwierigkeiten drang Münnich in das Küſtenland vor, eroberte Aſow zurück, erſtürmte die Linien von Perekop, zog in die Krim ein, eroberte Oczakow an der Mündung des Dniepr und zuletzt nach der ſiegreichen Erſtürmung des türkiſchen Lagers bei dem Dorfe Stawutſchane das feſte Choczim am Pruth; und

Die ruſſiſche Regierung unter Birons Einfluß.

Aug. 1739.

wenn auch der von Kaiſer Karl VI. mit der Pforte abgeſchloſſene Friede von Belgrad die Ruſſen nöthigte, die Eroberungen wieder herauszugeben, in die Schleifung der Feſtungswerke von Aſow und in eine wenig günſtige Grenzlinie zu willigen und zu geſtatten, daß das ſchwarze Meer noch ferner als ein „geſchloſſenes Binnenmeer unter türkiſcher Hoheit“ erklärt ward; ſo hatte doch Münnich den Weg gezeigt, wo Rußland ſeine Grenzen ausdehnen könne.

Conſpiratoriſche Umtriebe.

Wenn man aber in Petersburg gehofft hatte, die auswärtigen Angelegenheiten würden einen nationalen Gemeinſinn erwecken und die Mißſtimmung zerſtreuen; ſo irrte man. Der altruſſiſchen Partei lag wenig daran, daß der Verkehr mit dem Auslande durch Erwerbung der Seeküſten und Hafenorte erleichtert werde; ſie brachte nur die unermeßlichen Verluſte an Mannſchaft in Anſchlag, welche durch die kühnen Kriegsoperationen des fremden Feldmarſchalls den ruſſiſchen Heeren zugefügt wurden und neue Rekrutirungen nöthig machten, ſie berechnete nur die hohen Kriegskoſten, welche durch die harte Eintreibung der laufenden und rückſtändigen Kopfſteuer aufgebracht werden mußten. Man war conſpiratoriſchen Umtrieben ruſſiſcher Malcontenten mit der Ariſtokratie in Stockholm und mit der Pforte auf die Spur gekommen; der ſchwediſche Major Sinclair, der als Zwiſchenträger diente, war auf Veranſtaltung Birons und des Wiener Cabinets auf kurſächſiſchem Gebiet überfallen, ſeiner Schriftſtücke beraubt und ſogar, was vielleicht nicht beabſichtigt war, ermordet worden. Eliſabeth ſollte als Kaiſerin ausgerufen, Anna ſammt ihren fremden Räthen geſtürzt werden; der Umſtand, daß die kinderloſe Zarin ihre Nichte Anna Leopoldowna, die Tochter ihrer verſtorbenen Schweſter in Mecklenburg nach Petersburg kommen ließ und ſie mit Anton Ulrich von Braunſchweig-Bevern, einem nahen Verwandten des habsburgiſchen Hauſes vermählte, in der Abſicht, ihr die Thronfolge zuzuwenden, vermehrte die Unzufriedenheit und die conſpiratoriſchen Umtriebe.

Okt. u. Nov. 1739.

Aber die Argusaugen der „geheimen Kanzlei“ entdeckten die Schuldigen und neue blutige Strafgerichte fällten die Häupter der altruſſiſchen Partei. Der alte Waſſily Lukitſch Dolgoruky und ſeine zwei Söhne wurden in Nowgorod hingerichtet, der ehemalige Günſtling Iwan ſogar gerädert; Graf Wolynsky, ein talentvoller aber gefährlicher Mann von dunkler Vergangenheit, welcher nicht zufrieden mit der hohen Stellung eines Cabinetsminiſters, zu der er allmählich aufgeſtiegen war, in ſeinem verwegenen Ehrgeiz noch nach Höherem ſtrebte, ſtarb als Verräther und Aufruhrſtifter auf dem Hochgericht; zahlloſe andere wurden eingekerkert oder verbannt.

Anna's Tod und Birons Sturz. 1740.

Im Oktober 1740 fiel die Kaiſerin in eine Krankheit, die bald eine ſolche Wendung nahm, daß keine Hoffnung zur Geneſung war, obwohl Anna kaum ſiebenundvierzig Jahre zählte. Da trat Biron mit einigen Vertrauten, unter denen der verſchlagene General Beſtuſchew ſich befand, vor das Siechbett und bewog die kranke Herrſcherin, daß ſie nicht ihre Nichte gleichen Namens, ſondern deren erſt einige Wochen alten Sohn Iwan zur Nachfolge im Reich berief. Auch

dem Vorſchlag, daß während deſſen Minderjährigkeit Biron, Herzog von Kurland die Regentſchaft führen ſollte, gab ſie ihre Zuſtimmung. Am 28. Oktober ſtarb die Kaiſerin und ſofort übernahm der Günſtling das hohe Amt. Er glaubte ſeiner Sache ganz ſicher zu ſein. Hatten denn nicht die erſten Würdenträger und Adelshäupter auf Beſtuſchews Betreiben ihn zum Regenten begehrt? Selbſt Oſtermann hatte nicht zu widerſtehen gewagt. Die Herzogin Anna und ihr Braunſchweiger Gemahl, zwei unbedeutende Perſonen von geringen Gaben, fügten ſich, wenn auch widerwillig in die untergeordnete Stellung. Aber der entſchloſſene Feldmarſchall Münnich, welcher wußte, wie tief verhaßt der übermüthige tyranniſche Emporkömmling bei allen Ständen war, bewirkte durch einen Staatsſtreich einen revolutionären Umſchwung. Er ließ in der Nacht durch die Preobraſchenskyſche Garde den Herzog-Regenten in ſeinem Palaſte verhaften und nach Schlüſſelburg bringen, worauf Anna Leopoldowna als „Großfürſtin“ die vormundſchaftliche Regierung übernahm, ihren Gemahl Anton Ulrich zum Oberbefehlshaber der Landarmee und den Grafen Münnich zum „Premierminiſter“ ernannte. Biron wurde von einer beſondern Gerichts-Commiſſion, welche aus denſelben Männern beſtand, die ihn vor Kurzem von der ſterbenden Kaiſerin zum Regenten erbeten hatten, als Staatsverbrecher zum Tode verurtheilt, ein Spruch, den die Großfürſtin Regentin in ewige Verbannung nach Sibirien mit Verluſt ſeines Vermögens und aller Würden und Aemter verwandelte. Die Kaiſerin ruhte erſt drei Wochen in der Gruft, als ihr Günſtling von der Höhe der Macht herabgeſtürzt war und mit ſeiner Familie in einem ſibiriſchen Kerker ſchmachtete.

Iwan und die Regentſchaft 1740—41.

Aber die neue Ordnung war ohne Dauer. Am Hofe wie im Cabinet herrſchte Zwietracht und Leidenſchaft. Die Großfürſtin-Regentin war träge und unſelbſtändig; ohne Zuneigung für ihren Gemahl wendete ſie ihre Gunſt dem ſächſiſchen Geſandten, Grafen Lynar zu, den ſie, um ſeines Umgangs deſto ungeſcheuter genießen zu können, mit Julie Mengden, ihrer livländiſchen Hofdame verlobte. Münnich aber, der ſich eine dictatoriſche Gewalt anmaßte, lebte nicht nur mit dem Hofe und den einflußreichen Geſandten von Sachſen und Oeſterreich, Lynar und Botta, in ewigem Hader, ſondern auch mit Oſtermann und andern Mitgliedern des Cabinets, ſo daß, als bei Ausbruch des öſterreichiſchen Erbfolgekriegs eine ſeinen Anſichten widerſtrebende Politik ergriffen ward, er ſeinen Abſchied forderte und erhielt. Aus altem Groll wider Oeſterreich wünſchte Münnich nämlich den Anſchluß an Preußen, während Oſtermann, die Regentin und der Herzog Anton Ulrich für Maria Thereſia Partei nahmen.

Die Palastrevolution vom December 1741.

Dieſe Zerwürfniſſe begünſtigten einen neuen Staatsſtreich, bei dem der franzöſiſche Geſandte La Chétardie insgeheim ſeine Hand im Spiel hatte. Es war der Pariſer Regierung ſehr viel daran gelegen, daß Rußland nicht mit der „Königin von Ungarn“ gemeinſame Sache mache. Sie wünſchte daher das „Fremden-Regiment“, das der Mehrheit nach zu Oeſterreich neigte, zu beſeitigen

oder doch durch innere Angelegenheiten ſo ſehr zu beſchäftigen, daß eine kriegeriſche Action an der Donau unmöglich wäre. Zu dem Ende wurde der Geſandte in Stand geſetzt, durch Geldſpenden ein Complot ins Leben zu rufen, und zugleich die ſchwediſche Oligarchie veranlaßt, in den baltiſchen Gewäſſern Feindſeligkeiten gegen Rußland zu beginnen, um wie ein an das ruſſiſche Volk gerichtetes Manifeſt verkündete, „die ruſſiſche Nation von dem unerträglichen Joch und der Grauſamkeit zu befreien, mit der die fremden Miniſter ſeit geraumer Zeit die ruſſiſchen Unterthanen unterdrückt hielten.“ Man hoffte in Stockholm die verlornen Provinzen über der Oſtſee wieder zu gewinnen. Die ſchwediſchen Waffen hatten jedoch kein Glück; das ruſſiſche Heer focht ſiegreich unter der Führung des Irländers Lasey, des Schotten Keith und des Dänen Löwendal. Die Schlacht
3. Sept. 1741. bei Willmanſtrand entſchied gegen die Schweden. Um ſo erfolgreicher waren die conſpiratoriſchen Umtriebe im Innern. In dem Augenblick, da Anna mit dem Gedanken umging, ſich zur Kaiſerin ausrufen zu laſſen, gelang es den Intriguen und Verführungskünſten einiger Verſchwornen in der Umgebung der Kaiſertochter Eliſabeth, an deren Spitze ihr Leibarzt Leſtocq, ein im Hannöverſchen geborner Abkömmling einer reformirten franzöſiſchen Flüchtlingsfamilie, der Kammerjunker Woronzow und einige Bedienſtete ſtanden, eine Palaſtrevolution zu Stande zu bringen, welche die jüngſte Tochter Peters des Großen auf den ruſſiſchen Thron führte. Mit Hülfe der Preobraſchenskyſchen Garde, welche Eliſabeth durch
6. Decbr. 1741. gemeine Vertraulichkeit gewonnen hatte und in einer dunkeln Decembernacht aus der Kaſerne nach dem kaiſerlichen Winterpalaſt berief, wurde der Staatsſtreich vollendet, der Eliſabeth Petrowna auf den Thron, die bisherigen Machthaber ins Elend führte. Senat, Synod und Generalität gaben ihre Zuſtimmung ohne Widerſtand. Iwan wurde nun nach Schlüſſelburg gebracht, um in einem engen Kerker ohne Tageslicht ſein elendes Daſein zu friſten, während ſeine Eltern zu Cholmogor im hohen Norden ihr Leben vertrauern mußten. Dort wurde Anna Leopoldowna fünf Jahre ſpäter in einem Alter von achtundzwanzig Jahren durch den Tod erlöſt. Münnich, Oſtermann, Golowkin und andere hochgeſtellte Männer, die bisher das öffentliche Leben geleitet, wurden als „Staatsverbrecher“ durch ein Ausnahmegericht zum Tode verurtheilt und erſt auf dem Schaffot zur Verbannung nach Sibirien begnadigt.

Die Kataſtrophen am Petersburger Hof.

Beide hochverdiente Männer kehrten nicht mehr aus dem Exil, Oſtermann ſtarb nach ſieben Jahren im Elend, der eiſerne Feldmarſchall Münnich trug ſein hartes Schickſal noch zwanzig Jahre mit heroiſcher Faſſung. Biron durfte zurückkehren und lebte fortan mit ſeiner Familie in leidlicher Verbannung zu Jaroslaw, bis ihm nach dem Tode der Eliſabeth das Herzogthum Kurland, wo mittlerweile Auguſts dritter Sohn, Prinz Karl unter ruſſiſcher Schutzherrſchaft regiert hatte, in Folge einer neuen Wahl der Ritterſchaft zurückgegeben ward. Es wird erzählt, in Kaſan wären die Schlitten an einander vorbeigefahren, welche die alten Todfeinde den einen weſtwärts, den andern oſtwärts führten. Mehr als irgendwo bewährte ſich in Rußland der alte Spruch, daß vom Capitol zum tarpejiſchen Felſen nur ein Schritt ſei, und dieſe und

die folgenden Vorgänge im Herrſcherpalaſt zu Petersburg berechtigten zu dem ſchrecklichen Urtheil: „die ruſſiſche Verfaſſung iſt deſpotiſch, aber durch den Meuchelmord gemildert.“ La Chétardie kam bei dem neuen Kaiſerhof zu Gunſt und Einfluß und die Urheber und Helfer bei dem gelungenen Staatsſtreich wurden belohnt und ausgezeichnet. Aber auch Leſtocq erfuhr in der Folge die Wandelbarkeit des Schickſals. Als er während der Kriege zwiſchen Oeſterreich und Preußen, die wir bald kennen lernen werden, im Intereſſe des Berliner Hofes wirkte, wurde er geſtürzt und von der undankbaren Kaiſerin nach Sibirien verbannt, worauf der vielgewandte ränkereiche Beſtuſchew die Regierung im öſterreichiſchen Sinne leitete, bis ein neuer Thronwechſel auch einen neuen politiſchen Umſchwung herbeiführte.

Kaiſerin Eliſabeth 1741—1762.

Unter der Kaiſerin Eliſabeth, deren Hang zu Wolluſt und roher Sinnlichkeit wir ſchon früher angedeutet haben, erreichte die Unſittlichkeit am Petersburger Kaiſerhof den höchſten Gipfel und das Laſter, das bisher noch einen Schleier vorzuziehen geſucht, zeigte ſich von nun an ohne alle Hülle in ſeiner natürlichen Häßlichkeit. Wie in Frankreich ein Mätreſſenregiment die Wohlfahrt und die ſittlichen Grundlagen des Staates unterwühlte, ſo in Rußland eine Favoritenherrſchaft. Die Finanzen geriethen in Unordnung, der Wohlſtand ſank, alle gemeinnützigen Anſtalten verfielen. Eliſabeth Petrowna überließ ſich und das Reich ihren Günſtlingen und folgte ſelbſt in den wichtigſten Angelegenheiten ihren Leidenſchaften. Uebungen andächtelnder Frömmigkeit waren bei ihr mit Sinnenluſt und Ausſchweifungen verbunden.

3. Polen und Stanislaus Leszczinski.

Polen unter Auguſt II.

Auch mit Polen ſchloß die ſchwediſche Regierung Frieden und erkannte den Sachſen-Kurfürſten als König an. Doch ſollte Stanislaus, dem Karl XII. in ſeinem pfälziſchen Erblande Zweibrücken eine Zufluchtsſtätte gewährt hatte, den Königstitel fortführen dürfen und für ſeine eingezogenen Güter eine Million Gulden erhalten, eine Bedingung, die ſehr mangelhaft zur Ausführung kam. Nach dem Tode ſeines Gönners ſiedelte Stanislaus, da er ſich als eifriger Katholik und Jeſuitenfreund mit dem calviniſchen Herzog von Pfalz-Kleeburg, dem Neffen und Erben Karls XII. nicht vertragen konnte, nach dem Städtchen Weißenburg im Elſaß über, bis er durch den Gang der Dinge nochmals auf die Schaubühne des politiſchen Lebens geführt ward. — Nach ſeiner Wiedereinſetzung in Polen machte Auguſt II. von Neuem den Verſuch mit Hülfe ſeiner Sachſen und Bundesgenoſſen die polniſche Königsmacht zu heben, der Adelsrepublik ein mehr monarchiſches Gepräge, der Krone mehr Macht und Autorität zu geben. Aber ſein Vorhaben ſcheiterte an dem Widerſtand der Magnaten. Eine allgemeine Conföderation zwang ihn, die ſächſiſchen Truppen aus dem Reiche zu entfernen. Deſto beſſer gelang ſein Beſtreben, durch Einführung eines geſteigerten Luxus und Sittenverderbniſſes ſich den Adel mehr zu eigen zu machen und den kriegeriſchen Sinn zu brechen. Die von Paris nach Dresden, von

Dresden nach Warſchau verpflanzte Prachtliebe, Schwelgerei und Ueppigkeit zerſtörte die letzte ſittliche Kraft unter dem polniſchen Adel und wirkte um ſo nachtheiliger, als äußere Verfeinerung mit innerer Rohheit und ſinnlicher Erregbarkeit gepaart war. Beſtechlichkeit wurde nunmehr ſo allgemein, daß ſie aufhörte, ein entehrendes Laſter zu ſein; von der europäiſchen Cultur, die in allen andern Ländern Rieſenſchritte machte, nahm Polen nichts an als den äußern Firniß, den Weibereinfluß und die durch Gründung des weißen Adlerordens genährte Eitelkeit und Hoffahrt, und während in ganz Europa das geiſtige Streben auf religiöſe Aufklärung und Abſtreifung der Confeſſionsunterſchiede gerichtet war, geſellte ſich in Polen zu den übrigen Gebrechen auch noch Verfolgungsſucht gegen Andersdenkende. Im Widerſpruch mit dem Frieden von Oliva (S. 614) ſuchte die von den Jeſuiten geleitete Adelsariſtokratie den Diſſidenten, welche die geiſtlichen Väter als Anhänger der Schweden zu verdächtigen wußten, die ſeit zwei Jahrhunderten genoſſenen kirchlichen und bürgerlichen Rechte
1717. zu entreißen. Ein auf einem außerordentlichen Reichstag verfaſſungswidrig durchgeführtes Geſetz verbot ihnen Kirchen zu bauen; und als in der proteſtantiſchen Stadt Thorn der allgemeine Haß gegen die friedenſtörenden Umtriebe der
1724. Jeſuiten ſich in einem Volksaufſtand wider das Jeſuiten-Collegium Luft machte, bewies der Orden ſeine Macht durch die furchtbare Rache, die er an dem Magiſtrat und der Stadt nahm. Die beiden Bürgermeiſter Rösner und Zernecke nebſt mehreren der angeſehenſten Bürgen ſtarben auf dem Schaffot, die Hauptkirche mußte den Katholiken eingeräumt werden, und nur durch Entrichtung einer hohen Entſchädigungsſumme vermochte die Bürgerſchaft endlich den Groll der Väter zu verſöhnen. „Das ungerechte Blutgericht von Thorn war ein klarer Beweis, wie wenig Schonung und Menſchlichkeit die Jeſuiten nöthig zu haben glaubten.“ Kurz vor dem Tode Friedrich Auguſts II., der zu Gunſten ſeiner ehemaligen Glaubensgenoſſen keine Schritte zu thun wagte, um nicht den Schein einer geheimen Anhänglichkeit an Luthers Lehre auf ſich zu ziehen, wurden alle Diſſidenten durch Reichstagsbeſchluß ſowohl von der Nationalrepräſentation als von allen Staatsämtern ausgeſchloſſen. War es unter dieſen Umſtänden zu verwundern, daß die unterdrückten und rechtlos geſtellten Akatholiken in Polen ihre hoffenden Blicke auf Rußland richteten, das dieſe Zwietracht zu ſeinem Vortheile zu benutzen verſtand? Und dennoch vermochte König Auguſt nicht, das Vertrauen und die Zuneigung der Polen gewinnen. Die Nation liebte ihn nicht, „ſo große Summen er auch an ſie verſchwendete und ſo ſehr er auch nach manchen ſeiner perſönlichen Eigenſchaften zu einem König von Polen recht gemacht zu ſein ſchien.“

Zwiefache Königswahl.

Als der Kurfürſt-König Auguſt II. unter den Vorbereitungen zu neuen
1. Febr. 1733. großen Feſtlichkeiten aus dem Leben abgerufen ward, traten in Polen wieder die alten Wahlſtürme ein. Wie erwähnt hatte der herrſchſüchtige und leichtſinnige Monarch viele Gegner, dieſe waren nicht geneigt, dem Sohne des Verſtorbenen,

dem auf einer Reiſe in Italien gleichfalls zur katholiſchen Kirche übergetretenen Kurfürſten Friedrich Auguſt von Sachſen, die väterliche Herrſchaft zu übertragen; ſie bildeten eine Conföderation und gaben ſich das Wort, nur einen Eingebornen (Piaſten) zu wählen. Unter dieſen Umſtänden fiel es der franzöſiſchen Regierung, für welche die Polen von jeher große Sympathien hegten, nicht gar ſchwer, durch Geld und Intriguen die Mehrheit der Wahlberechtigten, vor Allen den Fürſten Primas Potocki, zu beſtimmen, daß ſie den ehemaligen König Stanislaus Leszinski wieder auf den Thron riefen. Wir wiſſen, welche Schickſale dieſer Fürſt nach dem Umſchwung der Dinge in Polen erfahren hatte, bis die Vermählung ſeiner Tochter mit Ludwig XV. von Frankreich ihn aus aller Noth befreite. Trotz der Bemühungen Oeſterreichs und Rußlands, die für den ſächſiſchen Bewerber einſtanden, theils um Frankreichs Einfluß von Polen und Deutſchland fern zu halten, theils weil der neue Kurfürſt beiden Höfen Erfüllung ihrer Wünſche in Ausſicht ſtellte, dem ruſſiſchen die Belehnung Birons mit der Herzogswürde in Kurland, dem öſterreichiſchen die Zuſtimmung zu Karls VI. pragmatiſcher Sanction; wurde Stanislaus von der Mehrheit der polniſchen Adelsgemeinde auf dem rechtmäßigen Wahlfelde zu Wola als König ausgerufen. 13. Sept 1733. Aber auch die Anſtrengungen, welche Oeſterreich, Rußland und Sachſen gemacht, waren nicht erfolglos geblieben. Fünfzehn Senatoren und etliche hundert Adelige hatten ſich bereit finden laſſen, dem deutſchen Bewerber ihre Stimmen zu geben. Unter dem Eindruck eines ruſſiſchen Heeres, das General Lascy nach der Vorſtadt Praga führte, wählten ſie einige Wochen ſpäter an einem andern Orte den ſächſiſchen Kurfürſten Friedrich Auguſt zum König von Polen. 5. Okt. 1733.

Stanislaus in Danzig.

So war denn in der Republik wieder einer jener Wahlconflikte eingetreten, bei denen das Schwert und das Ausland die Entſcheidung geben mußten. Wie friedfertig immer das Miniſterium Fleury geſinnt war; es konnte den Schwiegervater des Königs, der auf die Kunde von ſeiner Wahl nach Warſchau aufgebrochen war, bei ſeiner gerechten Sache unmöglich im Stiche laſſen. Im Vertrauen auf franzöſiſche Hülfe hatte ſich Stanislaus in die Mitte ſeiner Anhänger begeben. Aber Frankreich war fern und Rußland nahe. Während Fleury mit Spanien und Sardinien einen Kriegsbund ſchloß und auf die Weigerung des Kaiſers, die polniſche Königswahl anzuerkennen und dem ſächſiſchen Mitbewerber jeden Vorſchub zu verſagen, ſeine Hauptangriffe gegen Oeſterreich richtete, franzöſiſche Heere über die Alpen und an den Rhein rücken ließ und erſt im nächſten Frühjahr einige Schiffe mit Bewaffneten nach dem nördlichen Kriegsſchauplatz ſchickte, war in Warſchau Stanislaus' Schickſal ſchon entſchieden. Außer Stande mit ſeinen polniſchen Anhängern der von ruſſiſchen Heeren unterſtützten Gegenpartei erfolgreich widerſtehen zu können, hatte er ſich nach Danzig gezogen, wo Decbr. 1733. er nicht nur an der Bürgerſchaft und an der feſten günſtig gelegenen Stadt einen geſicherten Rückhalt fand, ſondern auch der franzöſiſchen Hülfe näher war. Allein weder die eigenen Kriegsmannſchaften, die ſeiner Fahne folgten, noch die geringen

Mai 1734. franzöſiſchen Hülfstruppen, die endlich im Mai in dem Hafen von Danzig anlangten, waren den ruſſiſchen Heeren gewachſen, mit denen der Feldmarſchall Münnich vor die Mauern der Seeſeſtung rückte. Nach einigen Gefechten ſah ſich Stanislaus zum Abzug genöthigt, er floh in Bauerntracht nach Königsberg, von wo er ſich durch die preußiſchen Staaten nach Frankreich rettete; die fran-
Juni 1734. zöſiſchen Truppen wurden in Kriegsgefangenſchaft geführt, die Stadt Danzig zur Ergebung gezwungen und für ihre Treue ſchwer gezüchtigt.

König Friedrich Wilhelm leiſtete der Flucht des Polenkönigs Stanislaus um ſo bereitwilliger Vorſchub, als er einſah, daß ihn das Petersburger Cabinet getäuſcht habe. Um ihn von der gegneriſchen Seite fern zu halten, hatte man ihm nämlich in Ausſicht geſtellt, daß Kurland einem preußiſchen Prinzen verliehen werden ſollte, während doch Biron dafür beſtimmt war.

Erweiterung des Kriegs 1734

Nun konnte der ſächſiſche Kurfürſt als König Auguſt III. von der polniſchen Krone Beſitz nehmen. So raſch ſollte jedoch die angefachte Kriegsflamme nicht gelöſcht werden. Allmählich waren faſt alle europäiſchen Staaten aus verſchiedenen Gründen unter die Waffen getreten, und es entſpann ſich ein Nachſpiel der beiden großen Kriege, welche das achtzehnte Jahrhundert eingeleitet hatten. Allein wie die Heerführer ſelbſt, die bei dieſer Gelegenheit noch einmal auf dem Kriegsſchauplatz erſchienen, Prinz Eugen und Merey, Villars und Berwick nur noch die Schatten der früheren Heldengeſtalten waren, ſo trug auch der ganze Krieg einen kleinlichen geringfügigen Charakter. Frankreich war blos bedacht, Oeſterreich nicht allzu mächtig werden zu laſſen und am Rhein und in Oberitalien den alten Einfluß herzuſtellen; Rußland ſuchte die Republik Polen mehr und mehr in väterliche Zucht zu nehmen und in den Weichſel- und Dünagebieten ſeine Herrſchaft und ſeinen Einfluß zu befeſtigen; das deutſche Reich wollte ſich den mürben Rand ſeiner weſtlichen Grenzlande nicht noch mehr zerbröckeln und abſtoßen laſſen; Spanien ſtrebte nach Wiedergewinnung der ſchönen italieniſchen Beſitzungen, die das Utrechter Friedenswerk von der alten Monarchie losgeriſſen; Sardinien hatte in den früheren Kriegen ſo glücklich mitgeſpielt, ſollte es nicht den Verſuch wiederholen, neue Gewinnſte einzuthun, die Habsburger aus dem Mailändiſchen zu verdrängen? Am Rhein war der alte Feldmarſchall Eugen, der den Oberbefehl über die Reichstruppen führte, nicht im Stande, die Franzoſen vom Ueberſchreiten des Stromes, von der Beſetzung Kehls und Philippsburgs abzuhalten. Früher ſo raſch entſchloſſen war er nun bedächtig und unſicher geworden, und das mürriſche und ſtörriſche Weſen des alten Helden war nicht geeignet, die zwieträchtigen und hadernden Anführer der Reichsarmee zu einem verſtändigen, planmäßigen Zuſammenwirken zu vereinigen. Zudem hatte die Zuſicherung des franzöſiſchen Miniſters, daß er gegen das Reich nichts Feindſeliges im Schilde führe, und der Befehl an die Armee, daß gegen die alten Freunde des Verſailler Hofes mit der größten Schonung vorgegangen werden ſolle, die Kriegsluſt bedeutend herabgeſtimmt. Die Gewaltthätigkeiten, welche

die brandenburgiſchen Reichstruppen in Franken, andere Soldatenhaufen an andern Orten verübten, waren auch nicht danach angethan, die alten Verbündeten Frankreichs, vorab die Wittelsbacher in Köln, in der Pfalz, in Baiern für Kaiſer und Reich zu begeiſtern.

Italieniſche Waffengänge.

Am nachdrücklichſten wurde der Krieg in Italien geführt. Man war erſtaunt, daß das bourboniſche Spanien noch einmal eine Energie entfaltete, die an frühere Jahrhunderte erinnerte. Nach dem Bruch des ſpaniſch-öſterreichiſchen Bündniſſes war die Rolle Ripperda's ausgeſpielt; er begab ſich nach Marocco, wo er in großer Dürftigkeit ſtarb. An ſeine Stelle trat Patinho, der wieder zu Alberonis Politik zurückkehrte, aber mit mehr Ruhe und Sicherheit zu Werke ging und weniger ins Weite ſchweifte. Durch ſeine Thätigkeit wurden Heer und Flotte in ſolchen Stand geſetzt, daß die Spanier im Bunde mit Frankreich und Sardinien bald allenthalben das Uebergewicht in der Halbinſel erlangten. Es wurde früher erwähnt, welche Erfolge das ſpaniſch-bourboniſche Haus davontrug: die Kriegsoperationen des Infanten Don Carlos und des Marquis von Montemar in Neapel und Sicilien wurden begünſtigt durch die Sympathien der Bevölkerung für die alte ſpaniſche Herrſchaft, durch die Unfähigkeit und Meinungsverſchiedenheit der Heerführer und der obern Regierungsbehörden, durch die Zerfahrenheit der öſterreichiſchen Politik. Ein kaum zweijähriger Krieg ohne eine einzige größere Schlacht, ohne bedeutende Anſtrengungen oder Wechſelfälle führte Veränderungen in den politiſchen Staatenverhältniſſen herbei, wie ſie ſonſt nur die Folge erſchütternder Ereigniſſe und Waffenthaten zu ſein pflegen.

Ausgang des Kriegs

Die Staaten und Herrſcher waren müde geworden, ſeitdem die alte Generation aus der Welt geſchieden war oder dem Grab nahe ſtand, und ſehnten ſich nach Ruhe. Um Frankreich, das am Rhein und in Oberitalien die öſterreichiſchen Beſitzungen am meiſten bedrohte, vom Kriege abzulenken und ſeinen Beitritt zu der pragmatiſchen Sanction zu erlangen, brachte Kaiſer Karl VI. große Opfer. Wir haben die politiſchen Verhältniſſe, welche durch den Wiener Präliminar- 3. Okt. 1735.
frieden geſchaffen wurden, zum Theil an andern Orten bereits kennen gelernt. Der Wiener Hof willigte ein, daß Franz Stephan, Herzog von Lothringen, der ſich bald darauf mit der Kaiſertochter Maria Thereſia vermählte, ſeinem Erbland zu Gunſten des Polenkönigs Stanislaus Leszinski entſagte mit der Bedingung, daß ihm bei dem bevorſtehenden Ausſterben des Mediceiſchen Hauſes das Herzogthum Toscana zu Theil werde. Nach dem Tode des Königs Stanislaus ſollte dann das günſtig gelegene Herzogthum Lothringen und Bar an die franzöſiſche Krone fallen. Das Königreich beider Sicilien, das mit ſpaniſchen Waffen und Schiffen erobert worden war, ſollte dem Infanten Don Carlos für ſich und ſeine Nachkommen als ſelbſtändiges Reich überlaſſen bleiben, jedoch unabhängig von der ſpaniſchen Krone. Dennoch war der Madrider Hof nicht zufrieden; die Königin Eliſabeth hatte auch noch Toscana für ihr Haus gewinnen wollen. Die ſpaniſche Regierung weigerte ſich lange die Wiener Präliminarien anzuerkennen und auf das ſchöne florentiniſche Land zu verzichten. Erſt als ſie einſah, daß Fleury durchaus den Frieden wolle, daß Spanien und Sardinien allein nicht gegen die kaiſerlichen Streitkräfte aufkommen könnten, fügte ſie ſich in die

Nothwendigkeit. Auch Karl Emanuel, der das Herzogthum Mailand als Preis ſeiner Mitwirkung davon zu tragen hoffte, mußte ſich mit einer geringeren Beute begnügen. Er erhielt Novara und Tortona und ſpäter noch ſiebenundfünzig günſtig gelegene Reichslehen. Außer Frankreich hatte Niemand mehr Urſache zur Zufriedenheit über dieſes Abkommen als Stanislaus, für deſſen ſanfte, menſchenfreundliche Gemüthsart und energieloſe Natur die neue Herrſchaft viel mehr geeignet war als der Schattenthron in einer von bürgerlichen Stürmen umtoſten Adelsrepublik. Bald darauf ſtarb der letzte Mediceer und nun konnte die Wiener Uebereinkunft in einen definitiven Frieden verwandelt werden. So wurde ein deutſches Reichsland ohne Mitwirkung der Fürſten und Stände an
1736. Frankreich abgetreten. Der Reichstag, deſſen Einwilligung man nachträglich der Form wegen einholte, dankte dem Kaiſer für ſeine „Fürſichtigkeit in dieſem ſo nöthigen als nützlichen und heilſamen Friedensgeſchäft“ und dem Herzog von Lothringen für ſeine „aus Friedensliebe gefaßte großmüthige Entſagung“. Frankreich aber erlangte ohne alle eigenen Opfer das ſchöne Herzogthum, nach dem es ſeit zwei Jahrhunderten getrachtet hatte. Doch erſt durch den Frieden von Lüneville wurden die letzten Verbindungsfäden Lothringens mit dem deutſchen Reich zerſchnitten. — Noch neunundzwanzig Jahre regierte hierauf Stanislaus, ein großer Gönner der Jeſuiten, mit dem Titel eines Königs in Lüneville und Nancy, geliebt und geehrt von ſeinen Unterthanen, ein Wohlthäter der Armen, ein Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften, ein Verſchönerer der lothringiſchen Städte. Polen dagegen ging unter Friedrich Auguſt III. ſeiner völligen Auflöſung ent-
1736. gegen. Der ſogenannte Pacificationsreichstag erklärte jeden für infam oder vogelfrei, der fremde (alſo auch ſächſiſche) Heere ohne beſondere Bewilligung der Republik ins Königreich führen würde, und verſchärfte aus Beſorgniß, der König möchte für den Glauben ſeiner Jugend noch einige Neigung haben, die harten Diſſidentengeſetze. „Kaum ſollte man überhaupt ein Regentenleben dieſer Art, wie König Auguſts III. war, eine Regierung nennen; denn der regiert doch nicht, der blos durch ſein körperliches Daſein wirkt? Mißhelligkeiten der großen Familien arteten unter ihm bis zu wahren Fehden aus. Die roheſte Uncultur des Mittelalters herrſchte unter dem allgemeinen Haufen der Nation, und die Großen, deren einzige Cultur oft kaum nur aus Reiſen nach Frankreich entſprang, konnten ſelten Patriotismus oder wahren Charakter haben; denn wie ſollte Patriotismus oder kraftvoller Geiſtescharakter bei der Erziehung entſtehen, die ſie gewöhnlich genoſſen, oder bei der eitlen, unthätigen, ſchwelgeriſchen Lebensart ſich erhalten, die unter den Edelſten ihrer Art faſt allgemein herrſchend war!“ Da der König und ſein Miniſter Brühl ſklaviſch um Rußlands Gunſt buhlten, ſo wurde der Einfluß dieſes drohenden Nachbarſtaates immer mächtiger in Warſchau

4. Der öſterreichiſch-ruſſiſche Türkenkrieg und der Belgrader Frieden.

Der Bund zwiſchen Rußland und Oeſterreich behufs der polniſchen Königswahl dauerte noch fort, als Auguſt III. bereits ſicher auf dem Thron ſaß. Er trat aufs Neue in Wirkſamkeit, als die Feindſeligkeiten der Ruſſen und Tataren, deren wir früher Erwähnung gethan und die ſeitdem nie ganz aufgehört hatten, zu einem neuen Türkenkrieg führten. Die Schutzherrlichkeit der Pforte über die kriegeriſchen Völkerſtämme, welche die Halbinſel Krim und die Küſtenländer im Norden des ſchwarzen und des faulen Meeres bewohnten, war nur eine Schattenhoheit: die Befehle des entfernten Großherrn in Konſtantinopel wurden von dem Khan der Tataren ſo wenig befolgt, als ſeine eigenen von den herumſtreifenden Räuberhorden. Die Klagen über Gebietsverletzungen durch feindſelige Ueberfälle waren daher von Seiten der Ruſſen eben ſo häufig und gegründet als es der Pforte unmöglich war, ihnen abzuhelfen. In dieſen Grenzfehden lag ein Zündſtoff verborgen, der ſtets zur Kriegsflamme entfacht werden konnte. Wir wiſſen, daß ſeit Peters des Großen Tagen die Kriegspolitik der Ruſſen darauf gerichtet war, dieſe Landſtriche mit den günſtig gelegenen Seeküſten ihrem Reiche beizufügen, die tatariſchen Hirten- und Reitervölker in ein ähnliches Verhältniß zum großen Zaren von Moskau und St. Petersburg zu ſetzen wie die Koſaken in der Ukraine und am Don. Und konnte ein geeigneterer Zeitpunkt zur Ausführung dieſes Planes gefunden werden? Die Türkei erſchöpft durch die Perſerkriege und im Innern gebrochen durch Aufſtände und Mißregierungen: Rußland dagegen im Bunde mit Oeſterreich, Meiſter in Polen und unter einem Regimente, bei dem erfahrene und kluge Staats- und Kriegsmänner, wie Oſtermann und Münnich das entſcheidende Wort führten. Urſprung des Kriegs.

So konnte es denn den ruſſiſchen Waffen nicht an Trophäen fehlen; auch iſt es uns bereits bekannt, welche Erfolge die Heere erlangten, als Münnich Oczakow eroberte und Lascy nach der Krim vordrang. Die Erfolge der Ruſſen, die mit Blut und Eiſen in das feindliche Gebiet einbrachen, über Leichenhaufen die Mauern und Wälle erſtiegen, wären noch viel bedeutender geweſen, ja die Zarenherrſchaft hätte vielleicht ſchon damals an den Mündungen des Dniepr und des Dnieſter und auf der Landenge von Perekop aufgerichtet werden können, wäre das verbündete Oeſterreich mit gleicher Energie aufgetreten, wie in den Tagen Eugens. Allein mit der Leiche des großen Feldmarſchalls, der am 21. April 1736 in ſeinem Wiener Prachtſchloß aus dem Leben geſchieden, war auch die ſtrategiſche Kunſt und der Kriegsruhm früherer Tage zur Gruft getragen worden und es fehlte im Kriegsrath und im kaiſerlichen Miniſterium an einer Perſönlichkeit, die durch ihre geiſtige Ueberlegenheit und Autorität die zwieträchtigen Elemente zu gemeinſamem Zuſammenwirken vereinigt hätte. Abgeſehen von den Fehlern, die ſich der Oberbefehlshaber Graf von Seckendorf, welchem der kaiſerliche Schwiegerſohn Franz von Lothringen zur Seite geſtellt war, beim Die Feldzüge vom J. 1737.

Vorrücken in Serbien, ſein Zögling der unerfahrene Prinz von Hildburghauſen in Bosnien und der General Wallis in der Wallachei zu Schulden kommen ließen, beſtand auch keine Einheit weder in der Heerverwaltung noch im Wiener Cabinet. Man konnte ſchon damals zwei Strömungen beobachten, von denen die eine vom Kaiſer ausging, die andere von ſeiner Tochter Maria Thereſia, und die nicht ſelten verſchiedenen Impulſen folgten und verſchiedene Richtungen einhielten; während auf der andern Seite die Pforte ſich des Rathes und der Unterſtützung vieler franzöſiſchen Offiziere erfreute, die in Verbindung mit Bonneval das Osmanenreich civiliſatoriſchen Reformen entgegenzuführen trachteten und deren Einfluß auf die ſtrategiſchen Operationen bei der Armee nicht zu verkennen war.

Juli 1737. Die öſterreichiſchen Heere, die ſich zu tief in feindliches Land vorgewagt hatten, ſahen ſich bald zu einem verluſtvollen Rückzug genöthigt; die Belagerung von Widdin mußte aufgegeben, die gewonnene Feſtung Niſſa wieder geräumt werden; der Angriffskrieg verwandelte ſich in einen Vertheidigungskrieg. In Wien gerieth man in Schrecken: während man Anfangs von einer Erweiterung der Reichsgrenzen geträumt und aus dem fruchtbaren Haupte Alberonis bereits ein phantaſtiſcher Theilungsentwurf über die europäiſchen Ländermaſſen der Türkei hervorgegangen war; ſah man nun im Geiſte die Streiter des Halbmondes wieder die Donau überſchreiten und ihren Lauf nach der Hauptſtadt einſchlagen. Man warf die Schuld auf die Anführer: General Doxat, welcher Niſſa übergeben hatte, wurde durch kriegsrichterlichen Spruch zum Tode mit Güterverluſt verur-

Febr. 1738. theilt und hingerichtet; der Feldmarſchall von Seckendorf, Oheim des öſterreichiſchen Botſchafters in Berlin, der ſchon als Ausländer und Lutheraner die ganze jeſuitiſche und ultramontane Camarilla am Kaiſerhof gegen ſich hatte, wurde gleichfalls in Unterſuchung gezogen und bis zum Tode Karls VI. zu Graz in Haft gehalten. Wie ſtiegen jetzt die Anſprüche der Pforte! Der Friedenscongreß, der vor dem Ausbruch des Krieges zu Nimirow auf polniſchem Gebiete zuſammengetreten war, wurde aufgelöſt und dem Marquis von Villeneuve, welchen Cardinal Fleury als bevollmächtigten Friedensvermittler nach Konſtantinopel geſandt, der Beſcheid ertheilt, daß die Pforte in keinen Friedensſchluß willigen werde, wenn ihr nicht Temeswar und Belgrad zurückgegeben, Aſſow von den Ruſſen geräumt und dem jungen Joſeph Rakoczy, der nach dem Tode ſeines Vaters von Wien entflohen war und ſich unter den Schutz des Sultans geſtellt hatte, das Fürſtenthum Siebenbürgen und die Beſitzungen ſeiner Ahnen in Ungarn zurückerſtattet würden.

Das Kriegsjahr 1738/39. Bei ſolchen Anſprüchen konnte von einer Pacification vorerſt keine Rede ſein, daher denn während des Jahres 1738 der Krieg an der Donau und in dem pontiſchen Küſtenlande fortdauerte; auch Siebenbürgen, wo Rakoczy mit einigen zuſammengelaufenen Heerhaufen den kleinen Gebirgskrieg eröffnete, mußte durch öſterreichiſche Truppen unter Lobkowitz geſchützt werden. Die erſten Nachrichten vom Kriegsſchauplatz lauteten günſtiger: wie triumphirte man in Wien,

daß durch die Entfernung des verhaßten Seckendorf wieder ein beſſerer Geiſt in die Armee eingezogen ſei; daß der neue Oberbefehlshaber, Herzog Franz Stephan von Toscana die Kriegslorbeern des Vaters auch um ſein Haupt ſchlingen werde und die Feldherren, die ihm zur Seite ſtanden, der Feldmarſchall und Präſident des Hofkriegsraths Graf von Königsegg und die Generale Wallis, Neipperg und Hildburghauſen den verdunkelten Kriegsruhm wieder herſtellen würden! Ueber Joſeph Rakoczy und ſeine Anhänger wurde die kaiſerliche Acht und der päpſtliche Bann ausgeſprochen, was auf den ſchwächlichen in der Verehrung gegen die Kirche erzogenen jungen Fürſten ſolchen Eindruck machte, daß er noch vor Beendigung des Feldzugs im achtunddreißigſten Lebensjahr ins Grab ſank. Aber wie bald wurden die Siegeshoffnungen gedämpft! Während die franzöſiſchen Friedensvermittelungen den Kriegsgang an der Donau lähmten, machten die Türken große Anſtrengungen, um im nächſten Frühjahr mit bedeutenden Streitkräften ins Feld zu rücken und durch Waffenerfolge möglichſt günſtige Bedingungen zu erzielen. Als Franz Stephan nach Wien zurückkehrte, kam der Oberbefehl in die Hände des unfähigen, für Oeſterreichs Kriegsruhm wenig empfänglichen Feldmarſchalls Wallis. Als dieſer in Erfahrung brachte, daß der Großweſir mit der Hauptmacht, bei welcher ſich auch der zum Paſcha ernannte Bonneval befand, durch Serbien nach der Donau vorrücke, ſetzte er über den Strom und bot dem übermächtigen Feinde auf der ungünſtigen Wahlſtatt bei Krozka eine Schlacht an. Sie dauerte einen ganzen Tag und endete trotz der tapfern Haltung der öſterreichiſchen Soldaten, hauptſächlich in Folge ungeſchickter Aufſtellung der einzelnen Truppentheile mit einer Niederlage. Nach großen Verluſten an Todten und Verwundeten ordnete Wallis den Rückzug über die Donau an und gab die Feſtungslinien von Belgrad den Türken preis, die ſofort zur Belagerung der wichtigen Grenzſtadt vorgingen. Noch wäre dieſelbe zu retten geweſen, da General Succow, der mit einem namhaften Beſatzungsheer die Feſtung hütete und bald in General Schmettau einen geſchickten und muthigen Gefährten erhielt, zur tapfern Vertheidigung entſchloſſen war, wenn in den nächſten Tagen von der Hauptarmee Entſatzmannſchaften zu Hülfe gekommen wären. Allein Wallis traf ſo verkehrte militäriſche Anordnungen, daß die Türken in ihren Belagerungsanſtalten ungehindert fortfahren konnten und die Lage der Stadt mit jedem Tage ſchwieriger ward. Umſonſt legte Schmettau dem Feldmarſchall einen Plan vor, wie man die bedrängte Feſtung durch einen Angriff von Außen und einen gleichzeitigen Ausfall der Beſatzung retten könnte; Wallis zog es vor, mit dem Großweſir Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Zu dem Ende ſandte er den General Neipperg, der gleich ihm ſelbſt von Wien aus die Vollmacht empfangen hatte, für den Fall, daß Belgrad nicht zu halten wäre, um jeden Preis Frieden zu ſchließen, in das Hauptquartier des Großweſirs.

23. Juli 1739.

Aug. 1739.

Die Türken ſelbſt waren erſtaunt, daß die Feldherren aus Eugens Schule ſo ſehr von dem Geiſte ihres Meiſters abgewichen, ſo bereitwillig die Früchte

Der Friede von Belgrad 18. Sept. 1789.

vergangener Kämpfe und Anstrengungen preisgaben. Schon am 1. September schlossen die österreichischen Unterhändler in überraschender Eile mit dem Großwesir die Präliminarien eines Friedens ab, durch welchen fast Alles was Oesterreich durch Eugens Tapferkeit und militärisches Genie in Passarowitz errungen hatte, wieder an die Türken zurückgegeben ward. Die Donau und die Save sollten wie ehedem die Grenze zwischen beiden Reichen bilden, Belgrad wieder das Bollwerk der Osmanen werden, die österreichischen Territorien in Serbien und in der Wallachei an die Osmanen zurückfallen. Kaum daß Villeneuve's Vermittelungsvorschlag, die neuen Festungswerke zu schleifen und die Stadt nur in ihrem alten Zustande den türkischen Gebietern auszuliefern, von dem übermüthigen Großwesir angenommen ward. Schmettau empfand den größten Unwillen über den schmählichen Handel; er wollte die Festung nicht räumen. Erst als ihn Wallis für den Schaden verantwortlich machte, den die Fortsetzung des Krieges über das Kaiserreich bringen könnte, fügte er sich in die Nothwendigkeit. Nun konnte auch Rußland, trotz Münnichs Sieg bei Chocziu, nicht länger unter den Waffen bleiben. Wir wissen, wie ungern man in Petersburg auf den Frieden einging, der das Gebiet von Asow nach Schleifung der Festungswerke wieder großentheils an die Türken brachte und die Schutzherrlichkeit des Sultans über den Tatarenkhan der Krim fortbestehen ließ. Nicht ganz mit Unrecht setzten die Osmanen den Sieg bei Krozka der Schlacht von Mohacs an die Seite. In Wien fühlte man das Schmachvolle des Belgrader Friedensschlusses; der Kaiser ließ daher ein Manifest zu seiner Rechtfertigung ausgehen und an alle Höfe verschicken, worin er die Schuld auf seine Generale wälzte, die ihre Vollmacht überschritten hätten. Wallis und Neipperg wurden in Haft genommen und eine Untersuchung angestellt. Da aber beide der hohen Aristokratie angehörten und mächtige Fürsprecher und Gönner hatten, so wurden sie bald wieder in Freiheit gesetzt und in ihren Aemtern und Ehren hergestellt. Schon damals ging die Rede, sie hätten im geheimen Auftrage der Thronerbin Maria Theresia gehandelt, die bei dem bevorstehenden Hingang ihres Vaters und den vorauszusehenden Kämpfen um die Erbfolge in den Habsburger Staaten nicht auch noch zugleich in einen Krieg mit den Türken verwickelt sein wollte.

V. Preußen und das deutsche Reich.

Geschichtsliteratur: Zur Gesch. der Regierung Fr. Wilh. I. und der Anfänge Friedr. d. Gr. außer den oft angeführten Werken von Ranke, Droysen, Stenzel: Fr. Förster, Fr. Wilh. I., König von Preußen, 3 Bde., nebst Urkundenbuch, Potsd. 1834 f. und Fr. d. Gr. Jugendjahre, Bildung und Geist, Berl. 1822. — J. D. E. Preuß, Friedr. d. Gr. Jugend und Thronbesteigung, Berl. 1840. — Th. v. Seckendorf, Versuch einer Lebensbeschreibung des Generalfeldm. von Seckend., Lpzg. 1792 ff., 4 Bde. — K. F. von Benckendorf, Charakterist. aus dem Leben Fr. Wilh. I. Berlin 1787 ff. — Die berühmten Memoiren von

K. L. von Pöllnitz (Mém. pour servir à l'hist. des quatres derniers souverains de la maison de Brandeb. Berl. 1792) und der Markgräfin Wilhelmine von Baireuth. (Brunsw. Par. et Lond. 1812. 2 Bde.). Mehr bei der Geſch. des ſiebenj. Kriegs. — Für die deutſche Specialgeſchichte: Die ſchon mehrfach erwähnten Landesgeſchichten von Häuſſer für die Pfalz; von Bader für Baden; von Sattler, Spittler, Pfaff für Würtemberg; von Zſchokke für Baiern; von Weiße und Böttiger für Sachſen; von Havemann und Schaumann für Hannover und Braunſchweig; von Rommel für Heſſen, und das ältere überſichtliche Handbuch der Geſch. der ſouveränen Staaten des Rheinbundes von Pölitz. Lpzg. 1811. — Berghaus, Deutſchland vor hundert Jahren. Lpzg. 1859. 4 Bde. u. a. W. — Zur deutſchen Literatur ſ. S. 700. Dazu noch: Herm. Hettner, Geſch. der deut. Lit. im 18. Jahrh. (Dritter Theil des Werks: Literaturgeſch. des achtz. Jahrh.) Braunſchw. 1862 ff. und ſeitdem in neuen Aufl. — Fr. K. Biedermann, Deutſchland im achtzehnten Jahrhundert. Lpzg. 1854—58. 2 Bde.

1. Preußen unter König Friedrich Wilhelm I. und Friedrichs des Großen Jugend.

Friedrich Wilhelm I. 1713—1740. geb. 4. Aug. 1688. Charakter des Königs und ſeines Regiments.

Unter Friedrich I. hatte der preußiſche Staat ſeine Kräfte zu ſehr in den fernen Unternehmungen der großen europäiſchen Kriegspolitik zerſplittert; die rühmliche, aber ziemlich unfruchtbare Theilnahme am ſpaniſchen Erbfolgekrieg, die koſtſpielige Verwaltung, der Prunk eines glänzenden Hofhalts, die Mißwirthſchaft mehrerer Miniſter hatten dem Wohlſtand des Landes ſchwere Wunden geſchlagen. Dem erſten König Preußens ging der Schein häufig über das Weſen, und mit ſeinen Anſprüchen und ſeinem äußern Auftreten ſtand die innere Macht des Reichs nicht immer im Einklang. Es war Gefahr, daß der jung aufſtrebende Staat durch die übermäßige Anſpannung ſeiner materiellen Kräfte in ein frühes Siechthum gerathe. Da war es nun ein Glück, daß der Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. ſo durchaus andere Sinnesart trug. Eine geſunde, derbe, rauhe Soldatennatur, allem äußern Schein und feineren Schmuck des Lebens abgeneigt, den Blick auf das Nächſtliegende, Praktiſche gerichtet, voll einfach bürgerlicher Tugend, ſparſamer Wirthſchaftlichkeit und patriarchaliſchen Sinnes, in einer Zeit, da die frevelhafteſte Volksbedrückung und wahnſinnigſte Genußſucht als das gute Recht des Fürſten angeſehen ward, ein Mann von nüchternſter Realität, unzugänglich für die luftigen Gebilde einer weitausgreifenden Politik und die Lockungen eines ſchwindelhaften Ehrgeizes, ſo ſteht Friedrich Wilhelm I. vor uns, und die Frucht ſeiner Regierung iſt die Sammlung der gediegenen Kräfte, die es dem preußiſchen Staat ermöglichten, bald darauf eine ſchwere entſcheidungsvolle Prüfungszeit glücklich zu beſtehen. Es waren redliche, wohlmeinende und rechtſchaffene Abſichten, die der König im Sinn trug und mit zäher Energie verwirklichte. Herriſch, durchfahrend, unbezähmbar heftig, rechthaberiſch und eigenſinnig, ein ſtrenger Autokrat, der Alles ſelbſt beobachtet und leitet, von einer unermüdlichen Arbeitskraft, ein Feind aller Verweichlichung und Bequemlichkeit, ſetzte er ſeinen eiſernen Willen allen Schwierigkeiten zum Trotz durch und verlangte den unbedingteſten Gehorſam aller ſeiner Unterthanen. „Gehorchen,

und nicht räsonniren!“ war sein beliebter Bescheid auf Eingaben und Vorstellungen. Alles zitterte vor dem zornigen Manne, der nicht den leisesten Widerspruch ertragen konnte, der mit seinen Untergebenen, vom Minister und General bis zum Lakaien und Soldaten, in der heftigsten Weise umging, wohl auch eigenhändig mit dem Stock dreinfuhr; die Straßen wurden öde und leer, wenn sich der gefürchtete König zeigte und selbst nachsah, ob seine polizeilichen Anordnungen befolgt wurden. Niemals gab es härtere Criminalgesetze und nie wurden sie strenger vollzogen. Für Blutschuld Gnade zu üben, ging ihm geradezu gegen das Gewissen, aber auch auf Diebstahl, namentlich wenn es sich um Veruntreuung fiscalischer Gelder handelte, stand meist der Galgen. Die ganze Justiz war im höchsten Grade patriarchalisch-willkürlich und summarisch; der König selbst griff beliebig in die Rechtsprechung ein und entschied nach seinen gesunden, oft freilich auch recht rohen und gewaltthätigen Begriffen; den schwerfälligen und verwickelten Formen der zünftigen Jurisprudenz war er äußerst abgeneigt. An die Arbeitskraft und Pflichttreue seiner Beamten, die er ohne Rücksicht auf Rang, Stand und Confession auswählte, stellte er die höchsten Anforderungen. Wehe dem, der eine Sitzung ohne Grund versäumte oder zu spät auf dem Büreau erschien; unaufhörlich wurde betont, daß man die Beamten bezahle, damit sie arbeiten. Eine neue Behördenorganisation mit vom König selbst verfaßten Instructionen, die Gründung des „Generaldirectoriums“, eines Centralcollegiums zum Zwecke größerer Einheit in der Verwaltung und einer systematischen Ordnung des Staatshaushaltes, und die zahlreichen eigenhändigen, durch ihre laconische Kürze und Derbheit berühmten, überall die Sache treffenden Randbemerkungen auf den amtlichen Berichten und Aktenstücken zeugen von der genauen Einsicht des Monarchen in alle Zweige der Verwaltung, von seinem praktischen Sinn und Sachverständniß. Am wenigsten Interesse hatte der König für die auswärtigen Angelegenheiten, die der gewandte, durchtriebene, oft doppelzüngige Ilgen leitete. Die falschen Künste der damaligen Diplomaten waren seinem geraden offenen Wesen zuwider und er vermochte ihren Schlangenwegen nicht zu folgen.

Volkswirthschaft, Finanzen, Industrie.

Dagegen hatte Friedrich Wilhelm I. ein außerordentliches Verständniß und eifrige Fürsorge für die materiellen Seiten der Staatsverwaltung, insbesondere das Finanzwesen. Die Erhöhung der königlichen Einkünfte und die Beschränkung der Ausgaben beschäftigte ihn sein ganzes Leben lang, und es waren gute und schlechte Mittel, die er zu diesem Zweck anwandte, die schonungsloseste und härteste Herabsetzung der Beamtengehälter, oft weit über das gebührende Maß hinaus, der Verkauf von Aemtern, Titeln und Auszeichnungen, hohe Steuern und drückende Accise und Eingangszölle. Durch Errichtung eines scharfen Schutzzollsystems, durch Ausschließung fremder Erzeugnisse dachte er die mangelhafte Industrie Preußens in die Höhe zu bringen, was ihm doch nur unvollkommen gelang und jeden Aufschwung des Handels niederhielt. Das Verbot der Einfuhr fremder Fabrikate führte er so schonungslos durch, daß er den Frauen auf der Straße ihre aus fremdem Baumwollenzeug verfertigten Kleider vom Leibe reißen und kattunene Bettvorhänge aus den Häusern wegnehmen ließ. Seine volkswirthschaftlichen Ideen waren auf das Nächstliegende gerichtet, und trotz mancher

Mißgriffe wirkte er viel Wohlthätiges. Den Domänen insbesondere widmete er die sorgsamste Pflege, schaffte überall die Erbpacht ab, führte eine rationellere Bewirthschaftung ein und erhöhte so den Ertrag; bis in die kleinsten Einzelheiten sind eigenhändige Verordnungen des Königs über diese Dinge vorhanden. Für alle Verbesserungen der Landwirthschaft und Viehzucht, für Anbau wüster Plätze, für Gründung neuer Ansiedelungen, für das Gedeihen der bäuerlichen Arbeit hatte er Anregung, Förderung und auch eine offene Hand. Die durch Pest und Hungersnoth entvölkerten Provinzen Preußen und Litthauen, wo er aus Sumpf und Haide treffliches Ackerland schuf und die Zahl der Städte verdoppelte, verdankten ihm eine außerordentliche Hebung der Cultur und des Wohlstands. Freilich zeigte er auch hier nicht selten seine gewaltthätige Natur, so wenn er, um Berlin und Potsdam in die Höhe zu bringen, beliebigen Leuten, die er für geeignet hielt, Häuserbauten an angewiesenen Orten befahl, ohne im mindesten auf ihre Neigung und finanzielle Fähigkeit Rücksicht zu nehmen, ein Verfahren, das Manchen geradezu wirthschaftlich zu Grunde richtete. Fleißige und brauchbare Ansiedler fanden von überall her eine willkommene Aufnahme in Preußen. Der Religionsdruck, der in vielen Nachbarländern herrschte und dem preußischen Königreich so manche tüchtige Kraft zuführte, kam auch Friedrich Wilhelm I. zu Statten; die Aufnahme der vertriebenen Salzburger Lutheraner, mehr als 15,000 fleißige und wohlhabende Bauern, die in den östlichsten Grenzlandschaften angesiedelt wurden, war eine sehr werthvolle Erwerbung. Und ebenso beförderte der König durch Unterstützungen und Steuererleichterungen den Zuzug kenntnißreicher Gewerbetreibender; die gesunkene einheimische Manufactur zu heben, war sein eifriges Bestreben; für alle Zweige der Fabrikation ergingen die genauesten technischen Vorschriften. Ein tüchtiger Bauer und ein geschickter Handwerker waren eigentlich die einzigen Berufsarten, vor denen er neben dem Soldatenstand Achtung hatte. Die Fürsorge für diese untern Schichten der Gesellschaft, die Geringschätzung adeliger Geburt und vornehmer Lebensstellung ist ein hervorstechender und wohlthuender Charakterzug Friedrich Wilhelms. Ein Domänenrath von Schlubbuth, von hochangesehener Stellung und gutem Adel, der Colonistengelder veruntreut hatte, wurde sofort aufgeknüpft, ein Verfahren, das weithin Aufsehen und Schreck verbreitete.

Militärwesen.

Die einzige kostspielige Neigung, die dieser sparsame, man kann sagen geizige König hatte, war seine Vorliebe für Alles, was sich auf den Soldatenstand bezieht. Zur Vermehrung und besseren Ausrüstung seines Heeres war ihm keine Ausgabe zu hoch und jedem einzelnen seiner „lieben blauen Kinder" wandte er ein persönliches Interesse zu. Das Einexerciren, die Sorge für Bekleidung, Verpflegung, Bewaffnung seiner Truppen war ihm die tägliche und am meisten am Herzen liegende Beschäftigung; er brachte gegen Ende seiner Regierung über 80,000 Mann zusammen, die schon damals jene vielbewunderte preußische Ausbildung im Dienste zeigten. In der Sicherheit und Schnelligkeit des Feuerns, die durch Einführung der eisernen Ladstöcke statt der hölzernen wesentlich erhöht wurde, in der Präcision der Gewehrgriffe und des Taktschrittes, in der straffen Haltung, in der peinlichen Sorge für Waffen und Uniformen stand schon damals die preußische Armee einzig da. Unermüdlich ging dem König bei diesen Organisationen Leopold von Dessau zur Seite. Allerdings hielt mit den äußeren Fertigkeiten, die vielleicht manchmal übertrieben waren, doch aber mit Unrecht als Gamaschendienst verspottet wurden, die innere Ausbildung und geistige Hebung des Heeres nicht Schritt. Beim Offiziercorps wurde auf ordentliche Führung, Gewissenhaftigkeit in allen Kleinigkeiten des Dienstes, persönliche Ehre und militärisches Standesgefühl gesehen; von kriegswissenschaftlicher Bildung aber hielt der König nicht viel, und noch weniger der „alte Dessauer". Eine gewisse Rohheit galt fast als ein Ruhm des damaligen Offizier-

ſtandes; wer etwas gelernt hatte, wurde wohl als Federfuchſer und Tintenkleckſer verſpottet und man bezweifelte, ob er ein braver Soldat ſein könne. Erſt als unter Friedrich Wilhelms Nachfolgern die äußere Fertigkeit der Truppen mit der geiſtigen Ausbildung der Führer verbunden wurde, erlangte die preußiſche Armee jene innere Tüchtigkeit, die ſie zum unerreichten Muſter gemacht hat. Das Heer Friedrich Wilhelms war noch zum größten Theil durch Werbungen, oft auch gewaltſame Preſſungen zuſammengebracht. Im Jahre 1733 wurde daneben das „Kantonsſyſtem" eingeführt, das Reich wurde nach Bezirken eingetheilt und dieſe den einzelnen Regimentern zur Ergänzung angewieſen, mit der Beſtimmung, daß jeder Bürger und Bauer mit gewiſſen Ausnahmen und mit Berückſichtigung der Abkömmlichkeit beim bürgerlichen Gewerbe und dem Landbau kriegsdienſtpflichtig ſei. Wer und wie viele wirklich ausgehoben wurden, war gänzlich willkürlich und unbeſtimmt, und die unvollkommene Einrichtung hatte ſehr viele Mißbräuche und Unbilligkeiten im Gefolge, war aber immerhin ein verheißungsvoller Anfang, an Stelle des Söldnerweſens ein nationales Wehrſyſtem zu ſetzen. Und dieſes große Heer erforderte keine fremden Subſidien, ſondern war lediglich auf die Erträge des Landes gegründet, und vermöge des Baarſchatzes jeden Augenblick ſchlagfertig. Eine wahre Manie und ſeltſame Leidenſchaft des Königs war die Vorliebe für großgewachſene Soldaten. Um „lange Kerle" habhaft zu werden, wurden Millionen ausgegeben und die ſchnödeſten Gewaltthaten nicht geſcheut. Ein Mann von ſechs Fuß und darüber war nirgends, er mochte preußiſcher Unterthan ſein oder nicht, davor ſicher, in den Soldatenrock geſteckt zu werden. Mit Liſt und Gewalt wurden die langen Leute ſelbſt im Auslande aufgegriffen und mehr als eine ernſte politiſche Verwicklung iſt wegen ſolcher rechtsverletzenden Preſſungen entſtanden. Wer den König am ſicherſten gewinnen wollte, machte ihm ein Geſchenk mit hochgewachſenen Soldaten. In ganz Europa waren die preußiſchen Werbeoffizlere gefürchtet und gehaßt, und wer einmal den blauen Rock trug, für den war es kaum mehr möglich loszukommen. Dem König ſoll auf der Welt nichts ſo nahe gegangen ſein, als der Tod eines langen Grenadiers; ſeine geſammte Leibcompagnie ließ er in Lebensgröße abmalen, faſt das Einzige, womit er die Kunſt unterſtützte. Es war eine Art Geiſteskrankheit des Königs; das Heer gewann durch dieſe ſeltſame Spielerei nichts. Es iſt begreiflich, daß eine ſolche, aus aller Herren Ländern zuſammengebrachte, oft genug aus dem Auswurf der Nationen beſtehende Truppe nur durch die härteſte Zucht und Strenge in Ordnung zu halten war; auf Deſertion, Inſubordination und Vergehen gegen die militäriſche Disciplin ſtanden die ſchärfſten und entehrendſten Strafen, gewöhnlich der Tod. So war das Heer beſchaffen, welches Friedrich Wilhelm mit gutem Grund als ſeine eigenſte Schöpfung betrachtete. Merkwürdig, daß bei dieſer außerordentlichen Vorliebe für alles Militäriſche der König doch den Krieg ſcheute. Seine Regierung iſt friedlicher verfloſſen, als die ſeiner meiſten Vorgänger und Nachfolger. Wir kennen die Betheiligung Preußens an dem nordiſchen Krieg, welche den Beſitz von Stettin und den Odermündungen, das alte Ziel des großen Kurfürſten, einbrachte (S. 850. 898). Das und eine kurze Theilnahme an dem unfruchtbaren Reichskrieg gegen Frankreich in den Jahren 1734 und 1735 waren aber auch die einzigen Feldzüge während der Regierung Friedrich Wilhelms. In jener rheiniſchen Campagne lernte Friedrich der Große zum erſtenmal den Krieg kennen, brachte noch dem damals ſreilich ſchon altersſchwachen Prinzen Eugen ſeine Huldigungen dar und bildete ſich über den Werth des kaiſerlichen Heerweſens ein für die Folgezeit maßgebendes Urtheil. Die Früchte der militäriſchen Organiſationen und der gewaltigen Steigerung der preußiſchen Wehrkraft ſollte erſt der Nachfolger Friedrich Wilhelms pflücken.

Auflöſung des Lehnsverbandes.

Unter den veränderten Militärverhältniſſen, wie ſie durch die Nothwendigkeit der ſtehenden Heere begründet wurden, war der ritterliche Dienſt des Adels, der auf dem

Lehnsverband beruhte, nicht mehr zu gebrauchen. Es lag nicht in der praktischen Natur Friedrich Wilhelms I., Einrichtungen, die in der Neuzeit keinen Zweck mehr hatten, aus bloßer Ehrfurcht vor ihrem Alter aufrecht zu erhalten. Er beschloß, die „Lehnspferde" und die sonstigen auf den Lehnsgütern haftenden Leistungen ganz aufzuheben, den Lehnsbesitz in freies Erb- und Allodialgut zu verwandeln, den Vasallen die beliebige Verfügung über ihren Besitz, Veräußerung und Belastung desselben einzuräumen, den Heimfall abzuschaffen. Dafür sollte der Lehnsadel eine jährliche Abgabe zahlen. Trotz vielfachen Widerspruchs der Ritterschaft wurde im Laufe der Jahre die neue Einrichtung, mit Ueberredung und Zwang, allenthalben durchgeführt. „Damit war ein Werk von der größten Bedeutung gelungen, die Kräfte des Adels zu dem allgemeinen Zweck der Landesbewaffnung herbeizuziehen, ohne denselben doch zu vernichten." Seitdem fand auch der preußische Adel seine Stelle unter den veränderten militärischen Verhältnissen: das Offiziercorps in dem Heere Friedrich Wilhelms I. bestand ganz überwiegend aus dem einheimischen Adel, nicht wie anderwärts aus fremden Dienstsuchenden, ein Umstand, der den nationalen Charakter dieses Heeres, seinen moralischen Gehalt und seine Ergebenheit an den Kriegs- und Landesherrn wesentlich erhöhte.

Häusliches Leben.

Wie des Königs öffentliche Waltung, so war auch sein häusliches Leben und seine Erholung: rauh, derb, urkräftig und unverdorben. An die Stelle der glänzenden Hoffeste traten Wachtparaden und Musterungen, an die Stelle der prunkenden Gastmähler Hausmannskost und bürgerliche Geselligkeit; die Juwelen und kostbaren Geräthschaften, die der Vater mühsam erworben, verkaufte der Sohn; Alles, was an Luxus grenzte, wurde vom Hofe verbannt, die Dienerschaft aufs Nothwendigste beschränkt; die Königin und ihre Töchter mußten sich mit Handarbeiten und häuslichen Verrichtungen befassen. Wo sich nur irgend etwas sparen ließ, machte der König Abstriche und richtete seine persönliche Aufmerksamkeit bis herab auf den Küchenzettel und die kleinsten Einzelheiten der Mode und Kleidertracht. Jetzt gab es keine Schauspiele und Concerte, keine Soireen und geistreichen Cirkel mehr. Dafür besuchte der König das berühmte „Tabakscollegium". Hier versammelte er seine Generale, Minister und Diplomaten und führte bei Bier und Tabak eine zwanglose Unterhaltung über ernste und scherzhafte Dinge, wobei freilich auch Rohheiten und Ausgelassenheiten nicht selten waren. Auch in der wildesten Parforcejagd in den Wäldern von Wusterhausen suchte er in seinen kräftigen Jahren Erholung; als er dieser Leidenschaft wegen großer Beleibtheit entsagen mußte, unterhielt er sich in seinem Zimmer mit Drechseln und Handarbeiten. In seinem ganzen Thun und Lassen glich er einem derben Landjunker. An dem bürgerlich-einfachen Hofe zu Berlin und Potsdam war keine Spur von jener sonst an den Fürstenhöfen überall herrschenden Nachahmung des französischen Wesens, von jener Verschwendung und Prunksucht, jener Ueppigkeit und Mätressenwirthschaft.

Religion und Geistesleben.

Unter der übermäßigen Bescheidenheit und Schmucklosigkeit dieses Lebens litten am meisten die Künste und Wissenschaften, wenn der König nicht sofort ihren praktischen Nutzen erkannte; Gelehrte und Künstler, die unter den vorigen Regierungen mit Mühe und Kosten waren herangezogen worden, wurden einfach entlassen oder in ihren Ge-

hältern aufs Aeußerſte beſchränkt; wir wiſſen bereits, daß Chriſtian Wolf, deſſen Philoſophie den Rechtgläubigen anſtößig war, den Befehl erhielt, „bei Strafe des Stranges“ innerhalb vierundzwanzig Stunden Halle zu verlaſſen (S. 742). Allem Sektenweſen und rationaliſtiſcher Aufklärung war Friedrich Wilhelm von Herzen feind, wenn er auch nicht von der bereits traditionellen Duldſamkeit der preußiſchen Monarchen abwich. Ein guter Proteſtant und ein Mann von feſtem Glauben kränkte er doch auch andere Confeſſionen nicht in ihren Rechten; dafür verlangte er aber auch, daß ſeine Glaubensgenoſſen anderswo nicht mißhandelt würden, und trat ſehr energiſch für die Proteſtanten ein, wo immer ſie gedrückt und in ihren Rechten verkürzt wurden. Wie wenig der König von höherer Geiſtesbildung hielt, das zeigte ſich namentlich in der unwürdigen Behandlung der Univerſitäten und anderer wiſſenſchaftlichen Inſtitute. Die Academie in Berlin, die prunkvolle Schöpfung ſeines Vaters, war nahe daran, völlig einzugehen; man mußte dem König vorſtellen, ſie laſſe ſich zur Ausbildung von Wundärzten benutzen, damit ſie nur nothdürftig ihr Daſein friſten konnte. Zum Präſidenten wurde Jacob Paul Gundling, ein Bruder des angeſehenen Staatsrechtslehrers und Hiſtorikers in Halle, ernannt, ein Mann nicht ohne Kenntniſſe, der dem König auch als Zeitungsreferent diente, aber wegen ſeiner Trunkſucht und ſeiner pedantiſchen dünkelhaften Gelehrtenmanieren der ganzen Reſidenz und insbeſondere dem „Tabakscollegium“ eine unerſchöpfliche Quelle des Aergerniſſes und des Spottes. Er und ſeine Nachfolger, darunter auch Faßmann, der Biograph des Königs, mußten es ſich gefallen laſſen, geradezu als Hofnarren, luſtige Räthe und als Zielſcheibe der plumpſten Späſſe behandelt zu werden. Das waren die Nachfolger von Leibniz! So geringſchätzig Friedrich Wilhelm die gelehrten Prunkanſtalten behandelte, ſo ſehr er es liebte, ſich über die ſteife, hochmüthige und unnütze Profeſſorenweisheit luſtig zu machen, ſo bereitwillig erkannte er auf der andern Seite den Werth des niedern Volksunterrichts an, der den Leuten Bibelkunde, Rechnen, Schreiben und andere brauchbare Kenntniſſe beibrachte. Des Königs Fürſorge war überall vorzugsweiſe auf die unteren Schichten des Volkes gerichtet; er haßte den geſellſchaftlichen und geiſtigen Firniß der höheren Welt.

Des Königs Umgebung und Familie.

So eiferſüchtig und mißtrauiſch Friedrich Wilhelm die Selbſtändigkeit ſeiner Entſchlüſſe und Handlungen zu wahren ſuchte, ſo war er doch abhängig und lenkbar, wenn man ihn geſchickt zu behandeln verſtand. Einen dauernden und mächtigen Einfluß übte der General und Miniſter Friedrich Wilhelm von Grumbkow, ein jovialer Lebemann, gewandt und geſchmeidig, aber auch höchſt intrigant, ſelbſtſüchtig und, um die Mittel zu ſeinem Aufwand zu beſtreiten, beſtechlich, deshalb auch zuletzt in Ungnade entlaſſen. Die Thronbeſteigung Friedrichs II., zu deſſen Mißverhältniß mit dem Vater er ſo viel beigetragen, erlebte er nicht mehr. Neben ihm wußte der kaiſerliche Geſandte, Graf Friedrich Heinrich von Seckendorf, ein tüchtiger General und feiner verſchlagener Diplomat, aber voll Habſucht und Falſchheit, in den entſcheidendſten Jahren auf des Königs auswärtige Politik beſtimmend einzuwirken. Die angeſehenſte Perſon am Hofe, recht ein Mann nach des Königs Herzen war der Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau, unter dem Namen des „alten Deſſauer“ eine der volksthümlichſten Figuren der preußiſchen Geſchichte. Das derbe, alle feine Bildung und Sitte mit offenem Hohn verſchmähende, dabei aber leutſelige und biedere Weſen des tapferen Kriegsmannes, der gleich dem König nur für den Soldaten

Leopold von Deſſau. 1676—1747.

ein Herz hatte und an der Verbesserung des Heerwesens unermüdlich und erfolgreich arbeitete, der im schwedischen und im spanischen Erbfolgekrieg Proben eines hervorragenden Feldherrntalents und eines schneidigen Muthes abgelegt hatte, prägte sich der Erinnerung der Zeitgenossen und Nachkommen tief ein als der Typus der guten alten preußischen Soldatenart. Von seiner rauhen, selbst rohen und doch wieder leutseligen Weise, seinem naturwüchsigen Witz, seinen genialen Kraft- und Kernworten wußte das Volk noch in späten Zeiten einen reichen Schatz von Anekdoten zu erzählen, und auch der Soldatenaberglauben heftete sich an den alten Helden, der kugelfest und gefeit in so vielen Schlachten gefochten. Dabei war Leopold von Dessau von viel natürlichem Verstand und angeborner Schlauheit, keineswegs so ungebildet, wie er sich selbst den Anschein gab, sogar literarisch thätig; er wußte einen sehr nachhaltigen und tiefgehenden Einfluß vermöge seiner Herrschsucht und geistigen Ueberlegenheit auf seinen königlichen Verwandten auszuüben. Die politischen und persönlichen Ziele und Interessen dieser hochstehenden Männer kreuzten sich meistens mit denen der Königin Sophie Tochter Georgs I. von Hannover-England, einer feingebildeten Frau und trefflichen Mutter, die unter der häuslichen Tyrannei des Königs und seiner oft rauhen Behandlung viel zu leiden hatte. Die entgegengesetzte Einwirkung der feindlichen Hofparteien, der angesehensten Günstlinge und der Königin, auf den Monarchen, der von augenblicklichen Einflüssen und Eindrücken, von wechselnden Gefühlsaufwallungen abhängig, trotz seines Argwohns leicht zu gewinnen, aber auch schwankend und unsicher war, erzeugte oft recht unerquickliche Intriguen und Umtriebe, die in die großen Fragen der auswärtigen Politik wie in die persönlichen Verhältnisse der königlichen Familie bestimmend eingriffen. Bei der innigen Wechselbeziehung zwischen den häuslichen und politischen Angelegenheiten bestand die Aufgabe eines Grumbkow und Seckendorf oft geradezu in der Stiftung von Familienhader, und sie haben sich dieser Aufgabe mit viel Erfolg erledigt.

Das englische Vermählungsproject. Verbindung mit Oesterreich.

Die Königin strebte mit zäher Ausdauer nach einer engeren Verbindung der ihr so nahe stehenden Häuser Preußen und England-Hannover; eine Doppelheirath zwischen ihren beiden ältesten Kindern, dem Kronprinzen Friedrich und dessen Schwester Wilhelmine und den Kindern ihres Bruders Georg II., war der Lieblingsgedanke ihres Herzens, und in der That gelang es ihr, die Eheverabredung zwischen den beiden Höfen zu Stande zu bringen. Hand in Hand damit ging der Abschluß der Herrenhauser Allianz (S. 871) mit England und Frankreich gegenüber dem gefährlichen Bund Oesterreichs und Spaniens, der dem damaligen europäischen Territorialbestand wie der protestantischen Religion gleichermaßen bedrohlich war. Den preußischen König in das österreichische Interesse zu ziehen, war nun das eifrigste Anliegen Seckendorfs und seines Genossen Grumbkow, und es gelang diesen verschlagenen Männern bald, dem Monarchen schwere Bedenken gegen den englisch-französischen Bund einzuflößen. In dem verschlungenen Gewebe der auswärtigen Politik, das er nicht durchschaute, konnte sich Friedrich Wilhelm nicht zurecht finden; schwankend und unbeständig neigte er bald dahin, bald dorthin. Seine natürliche Unsicherheit und sein Mißtrauen war vor Jahren noch gesteigert worden durch die verrätherischen Umtriebe des ränkesüchtigen diplomatischen

3. Sept. 1725.

Abenteuerers Clement, der ſeltſame Anzettelungen zwiſchen den Höfen von Berlin, Wien und Dresden geſtiftet hatte. Der König haßte die Franzoſen als deutſcher Patriot, hatte vor dem Kaiſer trotz mancherlei Spannungen eine tiefeingewurzelte Ehrfurcht, war ſeinem ſtolzen engliſchen Schwiegervater niemals zugethan und noch ärgerlicher über ihn, als er wahrnahm, daß jener wenig Ernſt und Eifer hatte, die Doppelheirath wirklich zum Vollzug kommen zu laſſen. Zudem war er unklar, bedenklich und mißtrauiſch über die eigentlichen Ziele des Bundes. So war es denn nicht ſchwer, den
12. Okt. 1726. König zu dem Wuſterhauſer Vertrag zu bringen, der gegen die preußiſche Anerkennung der öſterreichiſchen Erbfolgeordnung, eine ziemlich nichtige und ſpäter offenkundig verletzte Zuſicherung hinſichtlich der Erwerbung des Herzogthums Berg nach dem bevorſtehenden Erlöſchen der pfalz-neuburgiſchen Linie gewährte, ein Ziel, das bei Friedrich Wilhelm im Vordergrund aller politiſchen Berechnungen ſtand. Die Trennung des Königs von den Weſtmächten war ein Meiſterſtück Seckendorfs. Bald darauf verlor freilich die Situation, die um jene Zeit unmittelbar zum europäiſchen Krieg zu führen ſchien, viel von der Spannung, und damit ſank auch die Bundesgenoſſenſchaft Preußens im Werthe; doch aber war die öſterreichiſche Politik ſorgfältig beſtrebt, den König Friedrich Wilhelm bei dem Bündniß feſtzuhalten, ihn von den Weſtmächten zu trennen und beſonders mit
23. Decbr. 1728. England zu verfeinden. Dies gelang auch vollſtändig. In dem Berliner Vertrag wurden die Wuſterhauſer Abmachungen erneuert, Preußen gab ſich zum hauptſächlichſten Bürgen der Gewährleiſtung der kaiſerlichen Erblande und der pragmatiſchen Sanction her, verſprach dem künftigen Gemahl der öſterreichiſchen Erbtochter ſeine Stimme bei der Kaiſerwahl, wogegen dem König Friedrich Wilhelm das Herzogthum Berg auf's Neue zugeſichert wurde. Allein wir werden ſehen, daß dieſe Zuſage nie ernſtlich gemeint war und nie erfüllt wurde. Zu ſpät erkannte der König, daß er ſich durch die öſterreichiſchen Umtriebe hatte bethören laſſen. Hand in Hand mit der politiſchen Entfremdung zwiſchen Preußen und England ging die perſönliche der Monarchen. Die Jahrelang fortgeſetzten Heirathsprojecte, die in ganz Europa als eine Staatsaction erſten Ranges behandelt wurden, ſtießen auf die manchfachſten Hinderniſſe; von engliſcher Seite ſuchte man dieſe Angelegenheit immer zu politiſchen Combinationen auszubeuten und der König von Preußen fürchtete, eben dadurch in die Abhängigkeit von dem mächtigeren England zu gerathen und in eine Richtung gedrängt zu werden, die ſeiner derzmaligen Ergebenheit gegen den Kaiſer widerſprach. Es kam hinzu die Abneigung gegen den hochfahrenden Schwager, der die Heirath faſt als eine Gnade angeſehen wiſſen wollte, das Hetzen der kaiſerlich geſinnten Hofpartei, die manchfachſten Bedenken politiſcher und perſönlicher Natur. Das Eheproject wurde immer ausſichtsloſer und als endlich der engliſche Hof Ernſt machte und den Ritter Hotham zu einer förmlichen
April 1730. Werbung nach Berlin ſandte, zugleich aber auch mit dem Auftrag, den Miniſter Grumbkow als Verräther anzuklagen, ſeine Entfernung zu verlangen, die kaiſerlichen Intriguen zu zerreißen: da fühlte ſich der König aufs Tiefſte verletzt, daß man in ſeine Angelegenheiten eingreifen, ihm in ſeinem Hauſe Geſetze vorſchreiben wolle. Im Zuſammenhange mit dieſen Vorgängen wurden die häuslichen Verhältniſſe am Berliner Hof von Tag zu Tag unerfreulicher, die Entfremdung zwiſchen Vater und Sohn wuchs mehr und mehr. Endlich wurden die Unterhandlungen mit London durch eine traurige Kataſtrophe in der preußiſchen Königsfamilie völlig abgebrochen.

Jugend und Erziehung des Kronprinzen Friedrich. geb. 24. Jan. 1712.

Die erſte Erziehung des Kronprinzen Friedrich, wie auch bereits die des Vaters hatte die würdige Frau von Rocoulles geleitet, eine geflüchtete Hugenottin, aus deren Umgang der Knabe namentlich die Vorliebe für die franzöſiſche Sprache zog, die er zeitlebens bewahrte. Dann war der General Graf Finken-

ſtein als Oberhofmeiſter eingetreten, ein rauher militäriſch ſtrenger Mann, der nach des Königs eigener Inſtruction ſeinem Zögling Gottesfurcht und Sittlichkeit, Ruhmbegierde, guten proteſtantiſchen Glauben und beſonders auch Sparſamkeit und Ordnung einprägen ſollte, von den Wiſſenſchaften aber eine gewandte Schreibart im Franzöſiſchen und Deutſchen, die Rechenkunſt, Oekonomie, Hiſtorie und Geographie; ſein eigentlicher Präceptor war ein franzöſiſcher Emigrant Duhan de Jandun, ein feingebildeter, aufgeklärter, von Friedrich zeitlebens hochverehrter Mann, der dem Knaben erſt die Ahnung eines höheren geiſtigen Lebens aufgehen ließ, als man es in den rauhen Kreiſen des Vaters gewöhnt war. Vor allen Dingen ſollte dem Kronprinzen die wahre Liebe zum Soldatenſtande eingeflößt und jede Verweichlichung und Verzärtelung vermieden werden. Bis auf die Minute war die Beſchäftigung des Prinzen geregelt; in der ſtrengen Disciplin und dem wenig anregenden Lehrplan nahmen die Andachtsübungen und der chriſtliche Unterricht eine übermäßige Stelle ein. Die ganze Lebens- und Lehrordnung widerſtrebte bald dem begabten, geiſtreichen Prinzen. Er fand an den ſtundenlangen Predigten und Katechiſationen ebenſo wenig Gefallen als an dem geiſtloſen Mechanismus des Soldatendienſtes und an der peinlichen Ordnung, Wirthſchaftlichkeit und Sittenſtrenge, in die man dieſe überſchäumende Lebenskraft zwingen wollte. Sein freier Sinn ließ ſich in die beſchränkten Geſichtskreiſe des Vaters nicht bannen; die ſtrenge Zucht und die pedantiſche Erziehungsmethode forderten nur ſeinen Widerſtand und ſeinen Spott heraus. Der Vater glaubte bald zu erkennen, daß der Prinz Hang zum Unglauben und Atheismus in ſich trage, daß er Neigung zur Verſchwendung, zu einem regelloſen Leben, zu unordentlicher Wirthſchaft beſitze, und daß er auch nicht das Zeug zu einem guten Soldaten habe; dagegen gab er ſich mit ſchönen Künſten, mit Zeichnen und Flötenſpiel, mit der franzöſiſchen Literatur und andern unnützen Dingen ab, ſuchte die Geſellſchaft geiſtreicher und lebensluſtiger Männer, machte Schulden und wandelte auch im Verkehr mit dem weiblichen Geſchlecht nicht immer die ehrbaren Wege des ſittenſtrengen Vaters. Früh gewöhnte ſich der König daran, in dem Thronfolger einen verlornen Sohn zu ſehen, der der Familie und dem Staate nur Schande machen werde. Die Kälte und Entfremdung nahm mit den Jahren zu, und je ſtrenger der Vater die anders gearteten Neigungen des Sohnes zu brechen ſuchte, je rauher er ihm begegnete, je gewaltſamer der auferlegte Zwang wurde, deſto mehr erweiterte ſich die Kluft zwiſchen den beiden Herzen. Es kam ſo weit, daß der König den Sohn nicht mehr erblicken konnte, ohne in Scheltworte und oft genug auch in körperliche Mißhandlungen gegen ihn auszubrechen. Und ebenſo erging es ſeiner älteſten Schweſter Friederike Wilhelmine, die mit dem Bruder viele geiſtigen Züge gemeinſam hatte und treulich zuſammenhielt, und ſich in der Folge für den erlittenen Druck durch höchſt boshafte und pietätloſe Memoiren rächte.

Fluchtverſuch Friedrichs.

Die rauhe Hand des deſpotiſchen Königs lag erdrückend ſchwer auf der jugendlichen Entwicklung des Prinzen. Er fühlte ſich unglücklich, lebensüberdrüſſig, hoffnungslos. „Ich bin in der äußerſten Verzweiflung", ſchrieb er einmal ſeiner Mutter, „der König hat ganz vergeſſen, daß ich ſein Sohn bin und mich wie den gemeinſten Menſchen behandelt. Ich trat dieſen Morgen wie gewöhnlich in ſein Zimmer, er ſprang ſogleich auf mich los, ſchlug mich mit ſeinem Stocke ſo wüthend, daß er nicht eher als vor eigener Ermattung aufhörte. Ich habe zu viel Ehrgefühl, um eine ſolche Behandlung auszuhalten, bin aufs Aeußerſte gebracht und entſchloſſen, dem auf die eine oder die andere Weiſe ein Ende zu machen." Er trug ſich ſeitdem mit dem Gedanken einer Flucht nach England oder Frankreich, der ihn nicht wieder verließ. Mit ſeinen Vertrauten, dem Lieutenant von Katte, einem talentvollen und geiſtreichen jungen Mann mit einem ſtarken Anflug von genialer Wüſtheit, und dem Lieutenant Kait wurde der Plan nach allen Richtungen beſprochen. Auf einer Reiſe, die Vater und
Juli 1730. Sohn zum Beſuche einiger ſüddeutſchen Fürſtenhöfe unternahmen, ſchien ſich die Gelegenheit zu bieten, das Vorhaben auszuführen. In dem Dorfe Steinfurt unweit Mannheim wurde der Verſuch gemacht zu entfliehen; allein an der Wachſamkeit der Umgebung, der ſchon vorher allerlei Warnungen zugekommen, ſcheiterte der unbeſonnen angelegte Plan; und als man nun nach Mannheim kam, warf ſich der Page Kait, des Lieutenants Bruder, der dem Prinzen die Pferde hatte liefern wollen, reuevoll dem König zu Füßen und bekannte Alles. Der König ſchäumte vor Wuth; er ließ den Kronprinzen in ſichern Gewahrſam nehmen und nach Weſel, dann nach Berlin ſchaffen; er war entſchloſſen, die volle Strenge der Kriegsartikel gegen ihn als Deſerteur in Anwendung zu bringen. Es war ganz in des Königs ſoldatiſcher Art, auch dieſe traurige Familienkataſtrophe vom Standpunkt des militäriſchen Ungehorſams und der Fahnenflucht zu betrachten. Schrecken und Beſtürzung herrſchten allenthalben; bei dem unbezähmbaren Zorn des Königs mußte man auf das Aeußerſte gefaßt ſein; man zog bange Vergleiche mit dem Untergang der Söhne Philipps II. und Peters von Rußland. Alle Mitwiſſer und Förderer des Planes wurden verbannt, in Haft gebracht, aus dem Heere geſtoßen, des Dienſtes entlaſſen. Der Kronprinz wurde des Offizierrangs verluſtig erklärt und als Staatsgefangener zu ſtrenger Haft nach Küſtrin gebracht. Ein Kriegsgericht ſollte über ihn und Katte aburtheilen; der ältere Kait war glücklich entkommen. Ueber den Prinzen weigerten ſich die Offiziere des Kriegsgerichts einen Spruch zu fällen; es gezieme ihnen als Unterthanen nicht, über Vorfälle in der königlichen Familie zu erkennen. Das Todesurtheil iſt nicht, wie vielfach behauptet wurde, ausgeſprochen worden, noch hat ſolches der König verlangt. Die Verwendungen des Kaiſers und anderer naheſtehender Höfe, die Bitten wohlmeinender Freunde und die wiederkehrende Ruhe nach der erſten Aufwallung ſtimmten auch den König mit der Zeit milder. Ein Opfer aber mußte fallen. Katte war von dem Kriegsrecht zu lebenslänglicher

Festungsstrafe verurtheilt worden, der König aber verschärfte den Spruch und ließ den hochverrätherischen Offizier vor den Fenstern des Kronprinzen in Küstrin mit dem Schwerte richten. Friedrich, der vergebens alle Schuld auf sich zu nehmen und den Freund zu retten gesucht hatte, war aufs Tiefste erschüttert; seine Widerstandskraft und sein Trotz waren gebrochen, Ergebung und Schwermuth an ihre Stelle getreten. Auch der Vater war milder geworden, und als Friedrich jetzt einen Eid schwor, des Königs Befehlen künftig wie ein treuer Diener, Unterthan und Sohn nachleben zu wollen, wurde die Strenge der Haft verringert. Doch durfte der Prinz noch ein ganzes Jahr die Festung Küstrin nicht verlassen und mußte auf der Kriegs- und Domänenkammer arbeiten, eine Beschäftigung, in der er sich die genaue Bekanntschaft mit allen Zweigen der Verwaltung aneignete, die seiner Regierung später so sehr zu Gute kam. Die völlige Versöhnung und Begnadigung, die Wiederaufnahme in das Heer wurde erst vollzogen, als die dem König so verhaßten englischen Heirathspläne, an denen die Königin bis zur letzten Stunde festgehalten, endgültig aufgegeben wurden, als die Prinzessin Wilhelmine sich mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth, und bald darauf der Kronprinz mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern vermählte, einer einfachen, verständigen, gutherzigen Dame, die freilich weder die sinnlichen, noch die geistigen Ansprüche des jungen Fürsten zu befriedigen vermochte und stets unter dem traurigen Geschick zu leiden hatte, ein Opfer der Politik und peinlicher persönlichen Verhältnisse zu sein. Der Gedanke einer Vermählung mit Maria Theresia ist höchstens ganz flüchtig einmal aufgetaucht, konnte aber im Ernste, schon wegen der Religion, gar nicht gehegt werden

6. Nov. 1730.

Juni 1733.

Die Rheinsberger Zeit. Das geistige Leben um Friedrich.

Nach der Vermählung kaufte sich der Kronprinz in dem Städtchen Rheinsberg bei Neu-Ruppin an, baute sich an einem waldbekränzten See ein Schloß und konnte hier zum erstenmal, von dem strengen Vater entfernt, ungestört seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen, seinen literarischen Arbeiten, dem Verkehr im angeregten geistreichen Freundeskreise leben. Hier versenkte sich der Kronprinz in die Geisteswerke aller Zeiten; hier sammelte er feingebildete und anregende Männer um sich (Jordan, Keyserling, Chazot, Lamotte-Fouqué, den bekannten Memoirenschreiber Pöllnitz u. a.); hier wurden Komödien und Concerte aufgeführt; die leichte Muse der Dichtkunst, wie das ernste Studium der Philosophie, der Geschichte und Kriegswissenschaft wurden hier gepflegt. Friedrich las die Werke der Alten in französischen Uebersetzungen und schöpfte daraus die edle Ruhmbegierde, an Großthaten und Geistesbildung den griechischen und römischen Helden nachzustreben; er bewunderte die französische Literatur und unterhielt mit den berühmtesten Gelehrten aller Orten einen anregenden Briefwechsel Er faßte für Voltaire eine solche Verehrung, daß er ihm die schmeichelhaftesten Briefe schrieb und den persönlichen Umgang mit einem so großen Geiste als das höchste Glück pries. Der berühmte Franzose, dessen Umgang der Kronprinz vor dem Vater stets geheim halten mußte, besuchte nach dem Regierungswechsel den König und nahm später sogar auf längere Zeit seinen Aufenthalt in Berlin; aber der persönliche Verkehr, der die eigennützige, selbstsüchtige und eitle Natur des Franzosen, sowie sein von Neid und Bosheit erfülltes Herz, seine Streitlust und vor Allem seine schmutzige Erwerbsucht ans Licht brachte, benahm dem König viel von seiner früheren Bewunderung. Ein so spott-

ſüchtiger Mann wie Voltaire, der nie einen Witz oder einen pikanten Einfall, wie verletzend ſie auch ſein mochten, unterdrücken konnte, war nicht zum Umgang mit einem Fürſten von ähnlicher Natur geſchaffen. Beſſer eigneten ſich dazu minder bedeutende Geiſter, wie der wegen ſeiner freimüthigen Denkungsart aus Frankreich verwieſene witzige Spötter La Metrie, der materialiſtiſche Philoſoph d'Argens, der italieniſche Schöngeiſt und Polyhiſtor Algarotti u. a., die ſich nach der Thronbeſteigung in dem neuerbauten Luſtſchloß bei Potsdam um den „Philoſophen von Sansſouci" ſammelten. Der franzöſiſche Mathematiker Maupertuis wurde zum Präſidenten der Academie der Wiſſenſchaften ernannt, die ſich jetzt wieder aus der Erniedrigung erhob. Auch die Zeitungen, die unter Friedrich Wilhelm ſehr beſchränkt, zeitweilig ganz unterdrückt geweſen, durften ſich jetzt freier entwickeln; auf Friedrichs eigene Veranlaſſung erſchienen gleich nach ſeiner Thronbeſteigung zwei neue Blätter in Berlin, darunter die altberühmte „Spener'ſche Zeitung" als „Berliniſche Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen," wofür der König wohl ſelbſt hie und da Beiträge lieferte. Friedrichs fruchtbare literariſche Wirkſamkeit werden wir an einem anderen Orte im Zuſammenhang überblicken.

Friedrichs religiöſe Anſichten.

Auf das ſchöne geiſtige Stillleben in dem weltabgelegenen Städtchen ſah Friedrich noch in ſpäten Jahren mit freundlicher Erinnerung zurück. Es überkam ihn damals in Rheinsberg wohl der Wunſch, fern von den Geſchäften des Staats für immer dem Dienſte der Muſen ſich widmen zu können. Sein ganzes Leben hindurch, im Getümmel des Feldlagers, unter den Sorgen der Regierung hat er Troſt und Erholung in den Büchern geſucht. Es war nicht etwa bloß die leichte Unterhaltung eines dilettantiſchen Geiſtes, ſondern ernſtes wiſſenſchaftliches Streben, der Drang nach Erkenntniß und Belehrung, was dieſen Studien zu Grunde lag. Mit ganz beſonderer Hingebung erfaßte er die Richtung der Zeit auf das Religiös-Philoſophiſche; er beſchäftigte ſich eingehend mit den höchſten Problemen des menſchlichen Denkens, er ergründete die Leibnitz-Wolff'ſche Philoſophie in allen ihren Tiefen und ſuchte ſeinen großen franzöſiſchen Freund für dieſe Weltweisheit zu gewinnen. Freilich wurde dabei ſein poſitives Chriſtenthum mehr und mehr von den materialiſtiſchen und naturaliſtiſchen Ideen der Zeit verdrängt; er begann in fortſchreitender Skepſis an der Unſterblichkeit der Seele und andern Grundwahrheiten der chriſtlichen Offenbarung zu zweifeln; aber ſeine negative Richtung entſprang nicht flacher Frivolität, ſondern dem ernſteſten Drang nach Erkenntniß und Forſchung, dem Streben, ſich über die höchſten Fragen des Seelenlebens klar zu werden. Die Bethätigung ſeiner freiſinnigen religiöſen Anſichten war denn auch das erſte Anliegen Friedrichs, als er zur Regierung gelangt war. Der Philoſoph Wolff, gegen den übrigens auch Friedrich Wilhelm in den letzten Jahren ſein Unrecht wieder gut zu machen geſucht hatte, wurde von Marburg nach Halle zurückgerufen; „ein Menſch, der die Wahrheit ſucht und liebet, muß unter aller menſchlichen Geſellſchaft werth gehalten werden", bemerkte der König dazu. Ein andermal gab er auf eine Anfrage wegen Beibehaltung der römiſch-katholiſchen Schulen für die Soldatenkinder den berühmten Beſcheid: „die Religionen müſſen alle toleriret werden; hier muß ein Jeder nach ſeiner Façon ſelig werden." Das war freilich der traditionelle Geiſt der preußiſchen Politik, doch aber war unter keinem anderen Regenten der Grundſatz, daß die ſtaatsbürgerlichen Rechte von einem beſtimmten Bekenntniß nicht abhängig ſein dürften, daß keine Religion auf alleinigen Staatsſchutz Anſpruch machen könne, ſo bewußt und conſequent durchgeführt worden, wie es unter dieſem freien und ſtarken Geiſte geſchah.

Friedrichs II. Thronbeſteigung. 1740.

In den letzten Jahren hatte ſich das Verhältniß zwiſchen Vater und Sohn freundlich, ſogar zärtlich geſtaltet, und als der alte König am 31. Mai 1740 ſtarb, pries er Gott, daß er ihm einen ſo braven und würdigen Sohn geſchenkt, und

Friedrich stand mit aufrichtiger Anerkennung, Liebe und Dankbarkeit an dem Sterbelager; er hat auch in seinen Briefen und Werken des Vaters stets mit Verehrung gedacht und mit dem vollen Bewußtsein, wie viel der preußische Staat diesem kräftigen ehrenfesten Fürsten verdanke. Schon ein Blick auf den wohlgefüllten Schatz und das stattliche Heer bewies die Gediegenheit der Grundlagen dieses „spartanischen" Staatsbaus, doppelt werthvoll in einer Zeit, da gewaltige Entscheidungen am politischen Horizont aufstiegen. Ueberall waren die natürlichen Hülfsquellen erschlossen, die Ertragsfähigkeit gehoben, der Wohlstand und die Cultur gesteigert. Von dem aufgeklärten, einsichtigen und wohlwollenden Sinne des neuen Königs durfte man eine gesegnete Zeit für Preußen voll Regentenweisheit und thätiger Fürsorge für das Wohl der Unterthanen erwarten. Und schon die ersten Regierungshandlungen gaben den großen, einsichtigen Geist, die unermüdliche Arbeitskraft, das ernste landesväterliche Streben, wie auch den selbstbewußten Willen des jungen Monarchen kund. Im Ganzen wurde das System der Staatsverwaltung des Vaters fortgesetzt; nur wurde eine große Reihe von Mißbräuchen und überlebten Einrichtungen in der militärischen und bürgerlichen Administration abgeschafft. Des Königs humaner Geist zeigte sich u. A. alsbald in der Milderung der barbarischen Criminaljustiz, in der Aufhebung der Folter, die damals noch überall ein wesentlicher Bestandtheil des Strafprozesses war. Am meisten wußte Friedrich die militärischen Leistungen des Vaters zu schätzen. Wohl wurden auch hier mancherlei Aeußerlichkeiten und Spielereien, wie das große Leibregiment, abgeschafft; allein an dem Wesen der trefflichen Armeeorganisation hielt Friedrich fest und baute auf den bewährten Grundlagen im Geiste des Vaters fort. Wir werden den Staat Friedrichs des Großen an einem andern Orte kennen lernen; zunächst war es mehr der Feldherr als der Staatsordner, der seinen gefeierten Namen durch die Welt erschallen ließ.

2. Das Reich und die deutschen Fürstenthümer.

a. Allgemeines.

Mit der Thronbesteigung Maria Theresia's und Friedrichs II. im J. 1740 tritt die Geschichte der deutschen Nation in eine neue Periode ein, die bisherige Staateneonföderation gewinnt mehr und mehr eine dualistische Gestalt unter der Hegemonie von Oesterreich und Preußen; die im westfälischen Frieden geschaffenen Ordnungen werden zu einem morschen Gehäuse, dem der Odem des Lebens entflieht. Wir haben im vorigen Bande S. 1019 ff. die öffentlichen Zustände, die Reichsverfassung und die Einzelstaaten kennen gelernt, die dem deutschen Volke als Früchte und Errungenschaften dreißigjähriger Kämpfe zu Münster und Osnabrück dargeboten wurden. Diese Einrichtungen und Satzungen nach Außen unverändert zu erhalten, nach Innen zu Gunsten des Partienlarismus, der fürstlichen Vorrechte auszubilden, war das Ziel der deutschen Politik der nächsten

Jahrzehnte. Das europäiſche Gleichgewicht wie das Sonderintereſſe der einzelnen Staaten ſahen in der Verfaſſung vom Jahr 1648 den Grund- und Eckſtein des politiſchen Lebens im Geſammtreich wie in ſeinen Einzelgliedern. Es war daher die folgerichtige Entwickelung, der natürliche Ausbau der im weſtfäliſchen Frieden geſchaffenen Organismen und Fundamente, wenn in dem geſchichtlichen Zeitraum, welcher in dem vorliegenden Bande ſeine Darſtellung gefunden hat, das deutſche Volk, ſo weit es nicht in den brandenburgiſch-preuſſiſchen oder in den habsburgiſch-öſterreichiſchen Staatskörper inbegriffen war, nur im Gefolge anderer Nationen, gleichſam als Trabant größerer Mächte auftrat. So iſt die Geſchichte der Staaten, die unter dem Scepter der Wittelsbacher ſtanden, mit der Geſchichte Frankreichs verflochten; ſo ſind die ſächſiſchen Kurlande mit der Republik Polen in Verbindung, in eine Art politiſcher Lebensgemeinſchaft geſetzt worden; ſo wurde das braunſchweig-hannoveriſche Kurfürſtenthum durch ſein Herrſcherhaus an den engliſchen Staat, ſo Schleswig-Holſtein an Dänemark geknüpft. Man mag es für unpatriotiſch halten, wenn ein deutſcher Univerſalhiſtoriker die politiſche Zerfahrenheit und centrifugale Richtung der eigenen Nation ſchon in der äußeren Anordnung und Gruppirung erkennen läßt, anſtatt die Splitter und Trümmer einer ſtaatlichen Lebensgemeinſchaft liebevoll zuſammen zu fügen und die Blößen zu verdecken; aber die hiſtoriſche Wahrheit iſt das höchſte Geſetz des Geſchichtſchreibers und danach iſt die Geſchichte Deutſchlands im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert nur ein großer Zerſetzungsproceß des Reichs- und Staatenorganismus; ſelbſt auf dem geiſtigen Gebiete, in der Sprache und Literatur wurde der vaterländiſche Sinn nur mühſam erhalten und genährt. An dieſer traurigen Erſcheinung trug weniger das deutſche Volk die Schuld, als ſeine Häupter und Stimmführer, ſeine Fürſten, ſeine Ariſtokratie, ſeine Gelehrten. Wie vor dem großen Krieg (XI., 744 ff.) ſo lebte auch jetzt noch ein biederes, treuherziges Volk in Stadt und Land, arbeitſam und pflichtgetreu, genügſam in ärmlichen Verhältniſſen, voll Frömmigkeit und Gottesfurcht, voll Hingebung und Gehorſam gegen Fürſten und Obrigkeit, tapfer und kampfbereit in allen Kriegen, die zum großen Theil mit deutſchen Waffen ausgefochten wurden, und unverdroſſen die Beſchwerden des Lebens ertragend. Aber die öffentlichen Zuſtände waren elend und die Herrſcher und Wortführer auf der Höhe des Lebens ohne Sinn für nationale Würde und Ehre. Nicht nur daß im großen Umkreiſe des Reiches Staatsgewalt, Geſetzgebung, Rechtspflege und Waffenmacht immer mehr auf der angedeuteten abſchüſſigen Bahn des Verfalls und der Verlotterung fortrückten, daß der deutſche Staatskörper, trotz der Bezeichnung „Kaiſer und Reich", immer mehr das Gepräge eines fürſtlichen und ariſtokratiſchen Gemeinweſens annahm, daß faſt wie in der Republik Polen die Geſammtverfaſſung durch Sonderbündniſſe, durch Aſſociationen innerhalb des Reiches oder mit dem Auslande durchbrochen und zerſetzt ward: in den einzelnen Staaten zweiten und dritten Ranges traten ſo viele Schattenſeiten

und Gebrechen zu Tage, daß die ganze Nation dadurch in Schmach und Erniedrigung sank. Eine Menge kleiner Höfe, die in äußerer Pracht und verschwenderischem Aufwand den glänzenden Königssitz in Versailles nachahmten, übten auf das öffentliche Leben, auf Sitten und Ansichten, auf Charakter und Bildung einen verderblichen Einfluß. Bei der Ohnmacht des Kaisers und dem geringen Ansehen der Reichstage und Reichsgerichte erlangten die zahllosen Fürsten und reichsunmittelbaren Standesherren eine völlig selbständige Stellung und übten die Rechte der Landeshoheit fast ohne alle Beschränkung. Eitel und eifersüchtig suchte immer Einer den Andern an Pracht der Hofhaltung, an verschwenderischen Festlichkeiten und Jagdpartien, an kostspieligen Bauten, Gartenanlagen, Wildgehegen und Kunstwerken zu überbieten. Die Residenzstädte und fürstlichen Lustorte mehrten sich mit jedem Jahr; jeder Fürst hielt eine größere oder kleinere Anzahl gemietheter, durch verschmitzte Werber zusammengetriebener Truppen, mehr zum Soldatenspiel als zum ernsten Waffendienst, und Schaaren von Lakaien, Hofbedienten, Stallburschen, Kammerdienern und Gesinde aller Art; ein Heer von Hofräthen, Beamten und Schreibern füllte die Hauptstädte und nährte sich vom Mark des Landes; Mätressen und Günstlinge, Schauspielerinnen und Sängerinnen umschwärmten die Fürstenhöfe, übten den unheilvollsten Einfluß auf die Regierung und bereicherten sich durch Stellen-Handel und durch Verkauf von Aemtern, Gunst und Protection. Während an den Höfen und in den Palästen der Edelleute ein verschwenderisches Fest das andere drängte, rohe Sinnenlust und äußerer Glanz die Hülfsquellen des Landes erschöpften, wurde der Bürger und Bauer durch Steuerdruck, durch Abgaben und Leistungen, durch Zölle und Sporteln in Armuth gestürzt und durch gewissenlose Amtleute, Advokaten und Richter zur Verzweiflung gebracht ohne daß ihnen irgend ein Weg der Abhülfe oder der Klage offen gestanden hätte. Man begnügte sich nicht, den Ständen die Disposition über die Landessteuern zu entziehen, die Befugnisse der ständischen Ausschüsse, wie sie in Würtemberg und Hannover bestanden, einzuschränken, es sollte zugleich jeder Versuch eines gesetzlichen Widerstandes gegen die Uebergriffe des Absolutismus unmöglich gemacht werden. Ueberall herrschte Willkür und Bedrückung des Schwachen durch den Starken, eine Mißregierung, „welche die Geduld Gottes und der Menschen auf die Probe stellte." Das wirthschaftliche Leben beugte sich unter dem Druck der Armuth und der Zerrüttung. Wie sollte nach langen Jahren der Noth und Bedrängniß der Landbau gedeihen, so lange Feudalität und Leibeigenschaft fortbestand, so lange die Steuern und Abgaben nur auf dem Bürger und Bauer lasteten, die Adelsgüter frei waren; wie sollte das Gewerbe aufkommen im Zwange veralteter Zunftordnungen, hoher Gebühren und Lasten, ohne Sporn und ohne Wetteifer, in zahllose Schranken eingezwängt, an den engen Raum der Erdscholle gebunden, meistentheils von confessioneller Ausschließlichkeit niedergehalten! Wie sollte der Handel blühen, bedrängt von der Fiscalität der herrschenden Steuersysteme,

gebrandſchatzt durch widerſinnige Binnenzölle, ohne genügende Wege und Verkehrsmittel, niedergehalten durch die kleinſtaatliche Mannichfaltigkeit der Handelspolitik, Geſetzgebung, Maaße, Gewicht- und Münzweſen, geſtört durch die territoriale Zerſplitterung der kleineren Herrſchaften und Gebietstheile, welche genährt durch dynaſtiſche Eiferſucht „den natürlichen Blutumlauf hemmten“! Die deutſche Tugend und Rechtſchaffenheit wurde in den höhern Kreiſen mißachtet und franzöſiſchem Witz und franzöſiſcher Leichtfertigkeit nachgeſtellt; das deutſche Volksthum entwich ganz und gar, und franzöſiſche Sprache, Literatur, Sitten und Moden herrſchten in unbeſtrittener Geltung. Wer für fein und gebildet angeſehen werden wollte, mußte franzöſiſch ſprechen. Natur, Freiheit und Männerwürde waren unbekannte Dinge. Wie Alongeperrücke, Reifrock, gepuderte Haare und die ganze abgeſchmackte Tracht die Menſchengeſtalt zum Unkenntlichen entſtellten, ſo wurde der Charakter und der Werth des Mannes nach Rang, Orden und Titel beurtheilt. Nur die künſtleriſche, wiſſenſchaftliche und literariſche Bildung zog aus der ſtaatlichen Zerriſſenheit und der politiſchen Oede Gewinn. Für das Aufblühen der Kunſt und Literatur, für das Wachsthum der Bildung und Wiſſenſchaft waren die deutſchen Reſidenzſtädte und die zahlreichen Fürſtenhöfe, namentlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, höchſt förderlich, wäre nur dieſer hohe Bildungsgrad und dieſe Literaturblüthe ein genügender Erſatz geweſen für die Verarmung des Volks, für die Abnahme der Charakterſtärke, der Thatkraft und der männlichen Tugend und für den Untergang aller politiſchen Freiheit, alles öffentlichen Lebens, aller praktiſchen Volksthätigkeit, alles vaterländiſchen Gefühles. Dabei hatten die Religionskämpfe und confeſſionellen Streitigkeiten ihren ungehemmten Fortgang und ſtörten allen politiſchen und vaterländiſchen Gemeinſinn; und die ultramontane Propaganda ſetzte ihre Bemühungen fort, in den fürſtlichen und ariſtokratiſchen Kreiſen Proſelyten zu gewinnen.

b. Pfalz. Baden. Heſſen.

1. Pfalz. Johann Wilhelm 1690—1716.

Wie freute ſich Johann Wilhelm von der Pfalz (S. 586), daß durch die Gnade Gottes nicht nur die rheiniſche, ſondern auch die ſächſiſche Kurwürde wieder in katholiſche Hände gekommen war, daß durch ſeine eigene agitatoriſche Thätigkeit um dieſelbe Zeit die Ryswickſche Clauſel dem Friedensinſtrument beigefügt und damit die reformirte Pfalz dem Bekehrungseifer und der Verfolgungsſucht der Jeſuiten ſchutzlos preisgegeben ward! Er widerſtrebte aus allen Kräften der Aufnahme des evangeliſchen Herzogs von Hannover in das Kurcollegium. Es machte ihm wenig Kummer, daß Frankreich ſeine Grenzen über pfälziſche Ortſchaften ausdehnte und drückende Zollſtätten errichtete; konnte er doch unter der Beihülfe des „unvergleichlichen Monarchen“ von Verſailles in kurpfälziſchen und zweibrückiſchen Orten die Kirchen ausſchließlich dem römiſch-katholiſchen Cultus einräumen, in mehr als hundert anderen die reformirten Gemeinden zwingen, ihre Gotteshäuſer mit einer kleinen Zahl eingewanderter oder angeſiedelter Katholiken zu theilen und allenthalben Klöſter und Ordenshäuſer als Werkſtätten der Bekehrung

errichten! Auch von der Heil. Geiſtkirche in Heidelberg wurde der Chor durch eine Scheidewand von dem Schiff getrennt und den Katholiken übergeben. So conſequent wurde dieſes Verfahren während der ganzen Regierung Johann Wilhelms eingehalten, daß, wie die Jeſuiten triumphirend rühmen konnten, dem katholiſchen Cultus 240 Kirchen geöffnet wurden ohne daß bei einer einzigen katholiſchen die Reciprocität ſtattgefunden. Und wie mit den kirchlichen Gebäuden ſo wurde es auch mit dem Kirchenvermögen und den geiſtlichen Einkünften gehalten. Mit Militär und Pollzei wurden die Proteſtanten gezwungen, die katholiſchen Feiertage zu beobachten, den Prozeſſionen und Ceremonien durch Kniebeugen ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Der Geſchichtſchreiber der Pfalz bezeichnet dieſe Periode als die Jahre des „kirchlichen Terrorismus." Erſt als während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges die wider Frankreich verbündeten reformirten Staaten ſich der bedrängten Confeſſionsverwandten annahmen und die preußiſche Regierung mit Repreſſalien gegen die Katholiken drohte; wurde durch die „Religionsdeclaration" vom J. 1705 den Gewaltthätigkeiten Einhalt gethan und Gewiſſensfreiheit gewährt. Aber von Rückerſtattung der Kirchen und geiſtlichen Güter war keine Rede. Und da man nur dem äußeren Zwang nachgab, dem Rechte gewaltſamer Bekehrung keineswegs entſagte, ſo traten auch nach dieſer Zeit häufig genug Fälle des rekatholiſirenden Syſtems und des ungerechteſten Theilungsverfahrens ein. Die Entzweiungen zwiſchen Lutheranern und Calviniſten, die unter einander eben ſo erbitterte Kämpfe der Intoleranz führten, wie gegen die Romaniſten, arbeiteten der katholiſchen Regierung in die Hände. Wie uns bekannt, trug Johann Wilhelm als Frucht ſeiner habsburgiſchen Politik in dem erwähnten Kriege bei der Achtserklärung ſeines Wittelsbacher Verwandten Max Emanuel die Oberpfalz davon, die im dreißigjährigen Kriege dem rheiniſchen Kur- 1708.
fürſten entriſſen worden war; aber er erfreute ſich dieſer Erwerbung nicht lange; in den Friedensſchlüſſen von Raſtatt und Baden wurde der Bundesgenoſſe Ludwigs XIV. wieder in alle ſeine ehemaligen Beſitzungen hergeſtellt. Dafür hatte denn der Pfälzer die Freude, daß die „Ryswicker Clauſel" aufs Neue anerkannt ward! — Glücklicher war Johann Wilhelm in ſeinen Bemühungen, durch Verträge mit dem Biſchof von Worms, ſeinem Bruder, und dem Markgrafen von Baden mehrere Territorien und Städte, deren Beſitz bisher ſtreitig geweſen, an die Pfalz zu bringen, ſo daß die Aemter Ladenburg und Kreuznach mit einer Anzahl umliegender Ortſchaften den Kurlanden beigefügt wurden. Aber die Bezeichnung „fröhlich Pfalz" konnte nicht mehr auf die ſchönen Territorien am Neckar und Rhein angewendet werden. Das Neuburger Fürſtenhaus fühlte ſich nicht heimiſch in dem calviniſchen Lande; der Hof weilte lieber in Düſſeldorf, in dem katholiſchen Berg-Cleveſchen Lande, wo die abſolutiſtiſch-jeſuitiſche Regierung auf keine kirchenräthliche Oppoſition ſtieß, wo der Luxus, das Freudenleben, die prunkende Hofhaltung, die Genüſſe und Luſtbarkeiten, an denen Johann Wilhelm gleich dem franzöſiſchen Monarchen ſo großes Gefallen fand, nicht durch Mißtöne und unliebſame Erinnerungen geſtört wurden. Während das Heidelberger Schloß mehr und mehr verödete, trat Düſſeldorf in die Reihe der glänzenden fürſtlichen Reſidenzen ein, wo Luſtſchlöſſer, Prachtbauten, Kunſtſammlungen und Gemäldegalerien den vornehmen ariſtokratiſchen Eindruck hervorbrachten, auf den jene Zeit ſo hohen Werth legte. Manche niederländiſche Meiſterwerke, die jetzt die Bilderſäle Münchens ſchmücken, zierten einſt die kurfürſtliche Reſidenz Düſſeldorf. „So ſtellte ſich Johann Wilhelm den Höfen zu Verſailles, Dresden, Braunſchweig, Caſſel an die Seite; der Weihrauch, den ihm Jeſuiten, Höflinge und Künſtler ſtreuten, mußte ihm freilich den verkümmerten Zuſtand ſeiner pfälziſchen Beſitzungen verhüllen. Wenn er allenthalben in dem Lande Jülich durch fürſtliche Freigebigkeit den mächtigen Monarchen zur Schau trug, wenn er Düſſeldorf durch glänzende Bauten, namentlich durch die Anlage der Neuſtadt, vergrößerte, ſo war das Grund genug, daß man ihm dort

eherne Statuen ſetzte und ihm bei Lebzeiten mit der Hoffnung auf Unſterblichkeit ſchmeichelte; in der rheiniſchen Pfalz freilich gab es nach den Kriegsjahren von 1689 und 1693 Größeres zu thun, als Luſtſchlöſſer zu bauen und Bildergalerien anzulegen."

Karl Philipp 1716—1742.

Als Johann Wilhelm, trotz zweimaliger Vermählung kinderlos, aus der Welt ging, folgte ihm ſein Bruder Karl Philipp in einem Alter von fünf und fünfzig Jahren. Dem geiſtlichen Stand, zu dem der Fürſt Anfangs beſtimmt war, hatte er entſagt und war in öſterreichiſchen Kriegsdienſten zum Feldmarſchall und Statthalter von Tirol emporgeſtiegen. Die erſten Maßregeln des neuen Regenten erfüllten die Pfälzer mit der Hoffnung beſſerer Zeiten: die drückenden Auflagen wurden ermäßigt, die Hofhaltung und die Leibgarde vermindert, viele entfremdete Kammergüter zurückgefordert. Wie bald ſollten jedoch dieſe Hoffnungen zerrinnen! „Leute, ſo in ihrer Jugend nicht gar ordentlich gelebt haben und alt werden," ſchrieb Eliſabeth Charlotte an die Raugräfin, „denen machen die Pfaffen die Hölle heiß." Dieſes Urtheil war bei Karl Philipp zutreffend. Er lenkte ganz in die Bahn des Bruders ein, wendete Geiſtlichen und Mönchen ſein Vertrauen zu und umgab ſich mit einer Schaar von geheimen Räthen, „Conferenzminiſtern", Hof- und Amtleuten, die mit ſerviler Devotion ſeinen Befehlen und Wünſchen nachkamen. Er ließ ein Gebot ausgehen, daß der Heidelberger Katechismus außer Gebrauch geſetzt würde, gab die Kirche zu heilig Geiſt in Heidelberg den Katholiken, ſtellte proteſtantiſchen Bürgern, die in gemiſchten Ehen lebten, die Alternative, ihre Kinder katholiſch zu erziehen oder auszuwandern. Die Klagen der Pfälzer Reformirten über Druck und Beeinträchtigung bildeten einen ſtehenden Artikel auf dem Reichstag zu Regensburg, wo die Geſandten der proteſtantiſchen Stände, das Corpus Evangelicorum eine machtloſe Schutzbehörde bildeten gegenüber der von Kaiſer und Papſt unterſtützten katholiſchen Mehrheit. Als im J. 1720 eine Anzahl evangeliſcher Regierungen, England, die Niederlande, Preußen ſich der bedrängten Calviniſten Heidelbergs annahmen und es dahin brachten, daß der Kurfürſt Karl Phlipp die heil. Geiſtkirche wieder herausgeben, den Fortgebrauch des Heidelberger Katechismus geſtatten und einen Theil des entfremdeten Kirchenvermögens den reformirten Religionsverwandten zurückſtellen mußte, rächte ſich derſelbe dadurch, daß er ſeine Reſidenz und den Sitz der Regierung nach Mannheim verlegte. Die Stadt ſoll zu einem Dorfe werden, ſprach der zürnende Fürſt, und Gras

April 1720.

vor ihren Häuſern wachſen. Im Frühjahr wandte Karl Philipp dem alten Stammſchloß der Pfalzgrafen bei Rhein auf immer den Rücken und vertauſchte die bewaldeten Hügel mit der ſumpfigen Rheinebene von Mannheim und Schwetzingen. Die rieſenhafte neue Reſidenz am Ufer des Stromes mit ihren dichten Steinmaſſen, das Kaufhaus, die Jeſuitenkirche und ſo manches andere Bauwerk gaben der neuen Hauptſtadt in Kurzem ein ſtattliches Anſehen. — Von Kaiſer Karl VI. glaubte ſich der Kurfürſt in ſeinen religiöſen Streitigkeiten nicht genügend unterſtützt, er neigte ſich daher zu Frankreich. Als in Folge der polniſchen Succeſſion der neue Krieg zwiſchen den Habsburgern und Bourbonen ausbrach, ſchloſſen die Wittelsbacher Höfe von München, Mannheim und Köln einen Neutralitätsbund, welcher den Kriegsoperationen der franzöſiſchen Heere am Rhein von erheblichem Vortheil war, dem Pfälzer Lande aber neue Leiden und Drangſale brachte. Während Kaiſer und Reich mit Frankreich im Kriege lag, fanden die hohen adeligen Feldherrn und Offiziere Ludwigs XV. an dem Mannheimer Hofe glänzende Aufnahme und Bewirthung. Denn Karl Philipp „ſuchte ſeine Ehre und Vergnügen im Prunken und in Feſten" ſo zeichnet Schloſſer mit ſcharfen Zügen den rheiniſchen Kurfürſten, „verfolgte die Reformirten, errichtete Bauwerke, ſtellte große Jagden an, ward angeſtaunt und verehrt vom hohen Adel, der bei ihm Bewirthung und Zeitvertreib fand; denn er bewirthete dieſen mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit, während der Bauer vor ſeinen Augen unterging." Dieſes Bündniß führte die

Pfalz auch im öſterreichiſchen Erbfolgekrieg auf die Seite des baieriſchen Prätendenten
nd ſeiner Beſchützer und bewirkte, daß der langjährige Streit zwiſchen Preußen und
er Pfalz über einige Territorien in Jülich, Cleve, Berg zu Gunſten des Erbnachfolgers
on Karl Philipp des Pfalzgrafen Karl Theodor von Sulzbach ausgeglichen ward.
Während dieſes Krieges ſtarb Karl Philipp im einundachtzigſten Lebensjahr, ein Fürſt, 21. Decbr. 1742.
er wie ſein Vorbild Ludwig XIV. von Schmeichlern und Höflingen viel geprieſen
ward. „Karl Philipp war ein Fürſt wie die meiſten dieſer Zeit“ heißt es bei Häuſſer,
frivol und dabei unduldſam, genußſüchtig und doch bigot, ohne ernſtlichen Sinn für
as Regieren und doch voll ſtolzer Einbildung auf ſeine angeſtammte Regentenwürde.
e beſaß die äußeren Gaben eines Hof- und Weltmannes in hohem Grade; in ſeiner
rüheren Zeit ein ſchöner und galanter Herr wußte er noch in ſeinem Alter zu impo-
iren; und wenn er in den öffentlichen Audienzen mit liebenswürdiger Milde und
reundlichkeit den Untergebenen ſich nahte, mochte man in ihm nicht den Fürſten ver-
authen, der zum Wohle ſeines Landes ſo wenig, zum Unheil ſo vieles beigetragen hat.“

Mit Karl Philipp erloſch das Neuburgiſche Fürſtenhaus und das ſchöne Erbe fiel an Karl Theodor 1742—1799.
Karl Theodor, den jungen Sprößling der Sulzbacher Nebenlinie, der mehrere
Jahre in Mannheim erzogen worden war und kurz vor dem Tode des hochbetagten Kur-
irſten ſich mit deſſen Enkelin Eliſabeth vermählt hatte. Wie die Neuburger waren auch
ie Sulzbacher Pfalzgrafen einſt dem evangeliſchen Glaubensbekenntniß zugethan, aber
er Großvater Karl Theodors hatte der Zeitſtrömung gehuldigt, und die Jeſuiten, denen
arl Philipp die Erziehung ſeines künftigen Erben übertragen, hatten dafür geſorgt,
aß der Enkel feſt zu der Fahne Roms hielt und den Lehren und Rathſchlägen der
rdensbrüder ein williges Ohr lieh. Wir werden dieſem Fürſten, der am Neujahrs-
ag 1743 als achtzehnjähriger Jüngling die Herrſchaft der Rheinpfalz antrat, nach
ier und dreißig Jahren auch noch das Wittelsbacher Erbe in Kurbaiern erlangte und
m Ende des Jahrhunderts in München aus der Welt ging, noch öfters begegnen.
icht ohne Wohlwollen und Gutmüthigkeit und empfänglich für Bildung und für die
ünſte des Friedens war Karl Theodor in ſeinen jungen Jahren von der Volksgunſt ge-
agen, ſo großen Anſtoß auch das genußreiche üppige Leben des wollüſtigen und leicht-
nnigen Fürſten geben mochte und ſo ſehr die Neigung zu Kunſt und Literatur, die er
ährend ſeiner ganzen Regierung an den Tag legte, nur ein Stück eitler oberflächlicher
rachtliebe war. Und noch lange betrachteten die Pfälzer die Regierung Karl Theodors
omit ihr ſelbſtändiges Staatsleben zu Ende ging, als das goldene Zeitalter, als das
ßte Abendroth eines ſonnigen Tages. Die Gutachten und Inſtructionen, welche die
uitiſchen Rathgeber dem jungen Fürſten ertheilten, laſſen den Gang und Charakter
ner Regierung erkennen. Pater Seedorf führt den Gedanken aus, „daß die Fürſten
it größtem Fuge die Götter dieſer Welt genannt würden, ſtellt alle einzelnen Fürſten-
lichten mit den Eigenſchaften Gottes, wie ſie die Dogmatik erfand, in Parallele und
lt dieſes theologiſch-pedantiſche Ideal eines altteſtamentlichen Königs ſeinem Zögling
s Fürſtenſpiegel entgegen. Die materielle Wohlfahrt ſeines Landes läßt er ihm als
chſtes Ziel erſcheinen, Geld und Credit als den Prüfſtein einer guten Regierung, und
n ſelbſt gibt er die gefährliche Lehre, daß der Landesherr verwenden und diſpenſiren
rfe, was er wolle, wenn das Geld nur im Lande bleibe.“ Ein anderer gab dem Re-
nten Anweiſungen, wie er ſich in religiöſen Dingen verhalten möge. Er ſollte für
weiterung und Fortpflanzung der katholiſchen Kirche ſich thätig erweiſen, dabei aber
e „öffentlichen Aergerniſſe“ vermeiden, alle höheren Aemter nur mit Katholiken beſetzen,
Uebrigen aber gegen die Proteſtanten milde verfahren, damit die anderen Regie-
ngen keine Veranlaſſung zu Beſchwerden oder Interventionen erhielten, „bis die katho-
hen Potentaten durch göttliche Schickung die Oberhand gewännen.“ In der aus-

wärtigen Politik wird das Verhalten Karl Philipps zur Nachahmung empfohlen: Nothdürftige Erfüllung der Reichspflichten, enges Anſchließen an Baiern und gutes Einvernehmen mit Frankreich, in Kriegsfällen ſo viel als möglich Neutralität. Dieſen Grundzügen entſprach die ganze Regierung Karl Theodors: Die franzöſiſche Politik blieb vorherrſchend und der Kurfürſt ließ ſich ſeinen Beiſtand im öſterreichiſchen Erbfolgekrieg und im ſiebenjährigen Krieg mit Subſidiengeldern lohnen; und wie ſehr das Hof- und Geſellſchaftsweſen der franzöſiſchen Hauptſtadt, die monarchiſche Pracht und Herrlichkeit von Verſailles, die Ueppigkeit und das Luſt- und Freudeleben der höheren Kreiſe des Nachbarreiches in den rheiniſchen Landen zum Vorbild diente, davon geben noch jetzt die Prachtgebäude und Gartenanlagen in Schwetzingen mit den Waſſerkünſten, den Alleen, den mythologiſchen Bildwerken, den Marmorköpfen weiblicher Schönheiten, das Theater in Mannheim und ſo manche Anſtalt für Kunſt und Genüſſe Zeugniß. Wie ſollte auch in einem Zeitalter, da die franzöſiſche Nation in allen Dingen von dem ganzen gebildeten Europa nachgeahmt wurde, unter einem ſo genußſüchtigen Fürſten wie Karl Theodor die Pfalz ſich von franzöſiſchen Einflüſſen frei halten! So darf man ſich nicht wundern wenn in dem Kurfürſtenthum alle Schäden und Gebrechen der Geſellſchaft und des Staatslebens zur Erſcheinung kamen, wie ſie in dem linksrheiniſchen Reiche der Revolution vorangingen: eine glänzende Hofhaltung mit einer zahlreichen Hofdienerſchaft verſchiedenen Ranges, koſtſpielige Hof- und Adelsjagden, Vorrechte und Steuerbefreiung der höheren Stände, Verkauf von Aemtern und Anwartſchaften, von Pfarr- und Schulſtellen mit allen daran geknüpften Corruptionen, Mißbräuchen und Bedrückungen; Vererbung einträglicher Hof- und Regierungsſtellen oder Profeſſuren in gewiſſen Familien. „So wie es in Frankreich Stabsoffiziere in den Windeln oder Aebte und Domherrn in der Wiege gab, ſo bildeten auch in der Pfalz manche Dicaſterien eine patriarchaliſche Folge von Söhnen und Schwiegerſöhnen; das Hofgericht z. B. zählte lange Zeit ſo viele Minderjährige, daß man es ſpottend das „jüngſte Gericht" nannte und es war keine Fabel, daß mancher zum Profeſſor an der Heidelberger Univerſität deſignirt war, bevor er ſeine Schulſtudien abſolvirt hatte." Beſonders dienten ſolche Bevorzugungen zu religiöſen Zwecken: Nie war das Syſtem der Bekehrungen ſo ſehr in Blüthe als unter der Regierung Karl Theodors und ſeines Miniſters, des Marquis d'Itter. Nur ging man behutſamer und vorſichtiger zu Werke als unter den vorhergehenden Regierungen: Gewaltſame Reactionen und Gewiſſenszwang widerſtrebten dem Zeitgeiſte; um ſo eifriger betrat man die Wege der Verführung: die Richter- und Verwaltungsſtellen, ſelbſt die Gemeindeämter wurden nur an Katholiken vergeben; eine Bekehrungskaſſe gewährte, wie in den Zeiten Ludwigs XIV. die Mittel zur Erkaufung Armer und Leichtſinniger; Auszeichnungen, Verſorgungen mit Hof- und Regierungsſtellen, mit militäriſchen Aemtern waren für Ehrgeizige lockende Preiſe zum Uebertritt. Der Jeſuitenorden in Heidelberg, der in den ſechziger Jahren auf mehr als vierzig Glieder ſtieg, hatte ein fruchtbares Arbeitsfeld. „Hundertfach verſchlungen waren die Fäden, aus denen ſie das Netz ihrer Seelenfiſcherei flochten." Die häufigen Auswanderungen aus dem ſchönen Lande, über die ſchon Schlözer ſeine Verwunderung ausſprach, hatten ihre Hauptquelle in den religiöſen Bedrängniſſen. Und trotz aller dieſer grellen Schlagſchatten ſprach die folgende Generation: „Unter Karl Theodor war die Pfalz in Flor!" Noch jetzt prangt ſein ſtattliches Standbild auf der von ihm erbauten Neckarbrücke und die Heidelberger Bürgerſchaft errichtete ihm zu Ehren das Karlsthor in Form eines Triumphbogens: im Schloßkeller zu Heidelberg wird noch jetzt den Fremden das große Faß als Wahrzeichen des damaligen Reichthums gezeigt. Dieſe Verherrlichung hatte ihren Grund nicht nur in der hiſtoriſchen Sentimentalität, in dem particulariſtiſchen Vaterlandsgefühle, womit jedes Volk auf ſeine Geſchichte, auf ſeine untergegangene ſtaatliche Selbſtändigkeit zurückblickt,

die Regierung Karls Theodor hatte auch einige rühmliche Seiten aufzuweisen, wenigstens in den früheren Jahren, ehe er nach München übersiedelte und Weiber, Günstlinge und Pfaffen gänzlich Meister über ihn wurden. Wie schon erwähnt theilte er mit der französischen Aristocratie die Liebe für Kunst, für wissenschaftliche Bildung, für Verschönerung und Bereicherung des Lebens. Der Ackerbau und die gesammte Landwirthschaft erfreute sich einer sorgfältigen Pflege; in Frankenthal erhoben sich blühende Fabriken; der Fluß- und Landhandel wurde gefördert. Und wenn auch die Universität Heidelberg unter dem Einfluß der Ordensgeistlichen, welche die meisten Lehrstühle inne hatten, sich nicht zu dem frischen geistigen Leben aufzuschwingen vermochte, das damals in Deutschland seine Schwingen zu regen begann; so hat doch Karl Theodor, der mit Voltaire in briefl. Verkehr stand und die französische Bildung bewunderte, durch Gründung von wissenschaftlichen Anstalten nach dem Muster des Nachbarstaats auch die Pfalz in den Kreis der Cultur und Zeitbildung zu ziehen gesucht. So entstand die pfälzische Academie, durch welche die ältere Landeskunde vielfach gefördert ward; so trug die physikalisch-ökonomische Gesellschaft, die in der Folge als staatswirthschaftliche hohe Schule neben die Heidelberger Universität trat, viel zur Hebung des Landbaues und der Cameralwissenschaft bei; so nahm die „deutsche Gesellschaft" in Mannheim Theil an der literarischen Bildung der Nation. Die Sternwarte, die Hofbibliothek, die wissenschaftlichen Sammlungen aller Art, die Bildergalerien und Kunstkabinete, das Theater für Oper und Schauspiel erfreuten sich eines großen Rufes. Von den trefflichen Gypsabgüssen haben Goethe und Schiller die ersten Eindrücke antiker Kunstidealität empfangen. Wir werden im nächsten Band erfahren, wie enge der große dramatische Dichter aus Schwaben in den achtziger Jahren mit der Mannheimer Hofbühne verbunden war. Alle diese Schöpfungen rechnete das Volk dem Verdienst des Kurfürsten an; das Schlimme, das unter ihm geschah, wurde seinen Rathgebern und Beamten zugeschrieben. Daß der junge sinnlich angelegte Fürst sich mit Mätressen und Schauspielerinnen vergnügte, war die damalige Welt gewöhnt. Bei Karl Theodor lag noch ein Entschuldigungsgrund vor, weil die Kurfürstin nach einer schweren Entbindung den festen Entschluß gefaßt hatte, sich fortan alles ehelichen Umgangs zu enthalten. Der Fürst von Brezenheim, auf dem des Vaters hohe Gunst ruhte, hatte die zur Gräfin von Haydeck erhobene Schauspielerin Seyffert zur Mutter.

2. Baden.

Auch die Territorien, die südwärts von der Pfalz vielfach zerrissen und getrennt, in unendlichen Parcellirungen sich bis zum Oberrhein und den Vorhöhen des Schwarzwaldes ausdehnten und den Markgrafen von Baden-Baden und Baden-Durlach gehörten, waren den politischen und religiösen Einwirkungen der beiden Großmächte Frankreich und Oesterreich ausgesetzt. Beide Linien leiteten ihren Ursprung von den Zähringern ab (VI., 647), verfolgten aber in den entscheidenden Lebensfragen verschiedene Wege. Während Markgraf Philipp II. von Baden-Baden unter der Einwirkung seiner baierischen Verwandten und Vormünder von dem evangelischen Glaubensbekenntniß, dem beide fürstlichen Häuser beigetreten waren, der katholischen Kirche wieder zugeführt ward und in allen seinen Gebietstheilen den Gottesdienst nach den Vorschriften des Tridentinum einrichten ließ, beharrten die Nachkommen Karls II. von der Pforzheim-Durlacher Linie, des Erbauers der Karlsburg, die von der Durlacher Berghöhe niederschaut, bei dem evangelischen Lehrbegriff. Der Versuch seines zweiten Sohnes Jacob, eines wissenschaftlich gebildeten Fürsten, die katholische Religion, für die er durch den eifrigen Convertiten Joh. Pistorius und durch Verwandte vom Hause Wittelsbach gewonnen worden, auch seiner Markgrafschaft Hochberg aufzuzwingen, scheiterte an dessen frühem Tode († 1590) und dem Erlöschen seines Hauses. Den jüngsten Sohn Karls II., den Markgrafen Georg Friedrich, der nicht blos die

Philipp II. von Baden-Baden 1575—1588.

Karl II. von Baden-Durlach 1553—1577.

(Jacob III. von Hochberg † 1590).

Georg Fried. von Baden-Durlach † 1638.

ſämmtlichen Beſitzungen ſeines Vaters, Pforzheim-Durlach und Hochberg erbte, ſondern auch den größten Theil der Baden-Badenſchen Lande von dem leichtſinnigen verſchwenderiſchen Verwandten Eduard Fortunatus an ſich brachte, haben wir früher als tapfern Vorkämpfer der evangeliſchen Sache zu Anfang des dreißigjährigen Krieges kennen gelernt (XI., 851). Um ſeinen kriegeriſchen Neigungen ungehindert folgen zu können, hatte er bei ſeinem Auszug ſeinem Sohne Friedrich V. die Regierung übertragen, daher auch die Markgrafſchaft, als jener nach mannichfachen Schickſalen und Kriegsthaten bei der Union und Chriſtian von Dänemark, in Straßburg ſtarb, ſeinem Hauſe erhalten blieb. Doch wurde die obere Markgrafſchaft Baden-Baden, die Georg Friedrich kurze Zeit beſeſſen hatte, durch kaiſerlichen Machtſpruch dem Sohne Eduards, dem ſtrengkatholiſchen Wilhelm zurückerſtattet (XI., 1015). Eduard und Wilhelm führten ein vielbewegtes Leben. Der erſtere hatte in den Niederlanden, wo er viele Jahre in ſpaniſchen Dienſten gegen die calviniſchen Holländer focht, eine unebenbürtige Ehe geſchloſſen, daher ſein Sohn, als Eduard nach vielen Unthaten und Gewaltſtreichen durch einen Treppenſturz in einem Birkenfeldſchen Schloſſe ſein Leben verlor, nicht für ſucceſſionsfähig anerkannt ward. Erſt nach der Wimpfener Schlacht wurde er durch Ferdinand II. in das väterliche Erbe eingeſetzt. Dafür begünſtigte er die Jeſuiten, die in Baden und Ettlingen reich ausgeſtattete Collegia errichteten, und gründete mehrere Klöſter. Nach mancherlei Wechſelfällen in den letzten Kriegsjahren wurden im weſtfäliſchen Frieden die beiden markgräflichen Häuſer wieder in den alten Territorien hergeſtellt und die confeſſionelle Trennung beibehalten. Als die Rodemachernſche Nebenlinie ausſtarb, fielen auch die Beſitzungen derſelben im Luxemburgiſchen an Wilhelm. Er erreichte ein Alter von vierundachtzig Jahren und hatte ſeinen Enkel Ludwig Wilhelm, den uns wohlbekannten Reichsfeldmarſchall zum Nachfolger, gleich dem Vater ein getreuer Anhänger des Kaiſerhauſes und der katholiſchen Kirche. Auch Friedrich VI., von der Durlacher Linie, der in demſelben Jahr mit Wilhelm ſtarb, bethätigte ſeine Tapferkeit und ſeinen kriegeriſchen Sinn als Reichsfeldherr in den Ungarnkriegen. Dagegen war ſein Sohn und Nachfolger Friedrich Magnus, im Gegenſatz zu ſeinem gleichzeitigen Vetter Ludwig, dem Erbauer des Reſidenzſchloſſes in Raſtatt, mehr den Künſten des Friedens zugethan. Doch hatten beide Grenzländer viel von dem böſen Nachbar zu leiden. Als Freunde des Kaiſers und Reichs fühlten ſie in allen Kriegen die erſten Schläge. Mit den zwei Söhnen Ludwig Wilhelms, Ludwig Georg und Auguſt Georg, welche nach einander die Regierung in der oberen Markgrafſchaft führten und der politiſchen und religiöſen Richtung des Hauſes treu blieben, erloſch die Linie Baden-Baden, worauf das Land kraft einer im J. 1765 geſchloſſenen Erbverbrüderung an die verwandte Linie Baden-Durlach fiel, doch ſo, daß die im weſtfäliſchen Frieden feſtgeſetzten religiöſen Beſtimmungen fortbeſtanden. Damit begann für das Land Baden eine neue Aera. Denn wie ſehr auch Karl Wilhelm, der Sohn und Nachfolger von Friedrich Magnus bemüht war, die Wunden zu heilen, welche die Kriege zwiſchen Frankreich und dem Reich den Durlach'ſchen Landen geſchlagen, durch Anlegung der neuen Hauptſtadt Karlsruhe (1718), durch Verbeſſerung des Gerichtsweſens und der Verwaltungscollegien, durch Errichtung gemeinnütziger Anſtalten in Pforzheim in neue Bahnen einzulenken, ſo konnte doch erſt ſein Enkel und Nachfolger Karl Friedrich, nachdem er ſämmtliche Beſitzungen der Zähringer-Badenſchen Markgrafen unter ſeinem Scepter vereinigte, eine Wirkſamkeit entfalten, deren ſegensreiche Früchte in allen Gebieten des öffentlichen Lebens ſich kund gaben. Wir werden dieſem hervorragenden Fürſten, der unter der vormundſchaftlichen Leitung ſeiner verſtändigen Mutter, einer Oranierin, trefflich herangebildet ward und ſeine natürlichen Anlagen durch Studien und Reiſen fruchtbar entwickelte, in der Folge noch öfters begegnen

Eduard von Baden-Baden. † 1600.

Friedrich V. von Baden-Durlach. † 1659.

Wilhelm von Baden-Baden. † 1677.

Friedrich VI. von Baden Durlach. † 1677.

Ludwig von Baden-Baden. † 1707.

Friedrich Magnus von Baden-Durlach. † 1709.

Ludw. Georg † 1761.

Aug. Georg † 1771.

von Baden-Baden.

Karl Wilhelm † 1738.

Karl Friedr. ſeit 1738.

Ein warmer und thätiger Freund aller Fortschritte und Reformen seiner Zeit hat er zuerst, seitdem er im J. 1746 die selbständige Regierung in Baden-Durlach angetreten und dann im J. 1771 die markgräflichen Lande von Baden-Baden damit vereinigt hatte, seine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, sein Land und Volk zu heben und es für die höheren Aufgaben, die ihm von dem Schicksale bestimmt waren, heranzubilden und zu befähigen. Durch unermüdliche Fürsorge hat er während seiner langen Regierung ein kleines Land mühsam aus dem Rohen herausgearbeitet, um dann auf einem beinahe zehnfach vergrößerten Raume die gleiche Thätigkeit fruchtbringend zu entfalten. Nicht nur daß er auf dem Gebiete der Bodencultur und der Industrie neues Leben schuf, das Handels- und Verkehrswesen durch Beseitigung hemmender Schranken in Aufschwung brachte; auch Gerichtswesen, Administration, Unterricht und Bildung wurden im Geiste der Humanität und der neuen Zeitrichtung gefördert.

3. Hessen.

Unter den Söhnen des Landgrafen Philipp des Großmüthigen wurden die unter seiner Herrschaft vereinigten Länder in der Art getheilt, daß sein Erstgeborner Wilhelm IV. der Stifter der Kasseler Linie ward, indeß sein vierter Sohn Georg die obere Grafschaft Katzenellenbogen zum Erbtheil erhielt und Darmstadt zu seiner Residenz wählte. Die übrigen Theilfürstenthümer, welche die beiden andern Söhne Philipps gründeten, die Linie Marburg und die Linie Rheinfels in der niedern Grafschaft Katzenellenbogen, erloschen frühzeitig, und ihre Länder gingen nach vielen Kämpfen, Verträgen und Ausgleichungen in jene beiden Hauptlinien auf. Doch wurde von dem Darmstädter Gebiet im siebenzehnten Jahrhundert die Homburgische Seitenlinie ausgeschieden, aus welcher mehrere bedeutende Feldherren hervorgingen, und aus dem Kasseler die Nebenlinien Rothenburg und Philippsthal. — Während des dreißigjährigen Krieges verfolgten die Glieder des Hauses Hessen eine verschiedene Politik: während Ludwigs Sohn Moriz „der Gelehrte", ein eifriger Bekenner der calvinischen Lehre, die er auch in dem ihm zugefallenen Marburgischen Landestheile einführte, zu der Union hielt, schloß sich Georg's Sohn Ludwig V. an den Kaiser an. Er stiftete 1607 die Universität Gießen, um den von Marburg vertriebenen lutherischen Professoren einen neuen Wirkungskreis ihrer Lehrthätigkeit zu eröffnen. Wir haben im elften Bande dieses Werks der treuen Anhänglichkeit gedacht, welche der Sohn und Nachfolger von Moriz, Wilhelm V. und seine Wittwe, die hochsinnige Landgräfin Amalia Elisabeth aus dem Hause Hanau während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Wilhelm VI. an die Sache der protestantischen Confessionsverwandten und ihrer schwedischen Verbündeten bewiesen. Das Land hatte deshalb furchtbar zu leiden und der mit der kaiserlichen Acht belegte Landgraf fand seinen Tod als tapferer Streiter in Ostfriesland. Aber wir wissen auch daß Hessen-Kassel im westfälischen Frieden eine Landvergrößerung an der Weser erhielt (XI., 1015). Zwei Jahre nach dem Frieden legte Amalia Elisabeth die Regierung nieder, die dann ihr Sohn Wilhelm VI. „der Gerechte" übernahm, ein Fürst von häuslicher Tugend und vorwurfsfreiem Lebenswandel, aber ohne hervorragende Eigenschaften. — Doch ging auch Georg II. von Darmstadt, welcher der Politik seines Vaters treu auf Seiten des Kaisers blieb und in den Prager Frieden eintrat, in Münster nicht leer aus. Sein Land wurde durch die niedere Grafschaft Katzenellenbogen vergrößert. Zugleich erhielt der Landgraf, der mitten im Krieg das Darmstädter Gymnasium gründete, die Anwartschaft auf die Grafschaft Isenburg. Um die Zeit des westfälischen Friedens wurde in beiden Landgrafschaften die Primogenitur eingeführt und damit weiteren Landestheilungen vorgebeugt. Georgs Bruder Friedrich machte, zur katholischen Religion übertretend eine glänzende Laufbahn als Großprior des Malteserordens, als Cardinal und Fürstbischof von Breslau, wo er 1682 starb. Unter Wilhelm VII. wurde mit Lippe-Schaumburg ein Uebereinkommen

Wilhelm von Kassel † 1592.
Georg von Darmstadt † 1596.
Moriz von Kassel † 1632.
Ludw. V. von Darmstadt † 1626.
Wilhelm V von Kassel † 1637.
Wilhelm VI. von Kassel † 1663.
Georg II. v. Darmstadt † 1661.
Wilh. VII. von Kassel † 1670.

getroffen, zu Folge deſſen die Univerſität Rinteln ausſchließlich an Heſſen überlaſſen
Karl von Kaſſel † 1730. ward. Als Landgraf Wilhelm auf einer Reiſe zu Paris ſtarb, trat ſein Bruder Karl nach einer ungewöhnlichen Verlängerung der mütterlichen Vormundſchaft die Regierung in Kaſſel an, ein unternehmender, gebildeter und freiſinniger Fürſt, der an den kriegeriſchen Vorgängen ſeiner Zeit thätigen Antheil nahm, ein ehrbares häusliches Leben führte und über der Jagdluſt, der er leidenſchaftlich ergeben war, die Staatsgeſchäfte nicht vernachläſſigte. Im Gegenſatz zu der Politik ſeiner Vorgänger ſchloß er ſich an das Haus Oeſterreich an, nahm an den Kriegen gegen die Türken und Franzoſen Theil, wobei ſeine beiden jüngeren Söhne Maximilian und Georg die höchſten militäriſchen Ehren erlangten, und geſtattete nach der Aufhebung des Edikts von Nantes flüchtigen Hugenotten eine Zufluchtsſtätte in ſeinem Lande. In Genf erzogen, war Landgraf Karl ſtets ein ſtandhafter Bekenner der calviniſchen Lehre und der Toleranz. — Aehn-
Friedrich II. von Heſſen-Homburg 1679—1708. lich verfuhr ſein ſtammverwandter Zeitgenoſſe Friedrich II. „mit dem ſilbernen Bein" von Heſſen-Homburg, der Kriegsheld unter Karl X. und bei Fehrbellin, der die beiden Dörfer Friedrichsdorf und Dornholzhauſen mit ausgewanderten Reformirten aus Frankreich bevölkerte. — Auch die Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, insbeſondere Ludwig VI., ein edler, frommer, friedfertiger Fürſt, von deſſen Liebe für Wiſſenſchaft und Bildung die Univerſität zu Gießen, das Gymnaſium und die Hofbibliothek in Darmſtadt viele Beweiſe erhielten, und ſein Sohn Ernſt Ludwig ſtanden in den Kriegen gegen Frankreich treu zu Kaiſer und Reich, wofür ihr Land, insbeſondere die Bergſtraße mehr als einmal von dem feindlichen Nachbar mit ſchwerer Kriegsnoth heimgeſucht ward. Von den Thaten des Prinzen Georg von Darmſtadt, zweiten Sohnes Ludwigs VI., der dem Rufe Leopolds und der römiſchen Kirche folgte und kaiſerlicher Feldmarſchall wurde, haben wir früher gehört (S. 811. 813). Zu den Kriegsleiden geſellte ſich unter Ernſt Ludwig noch eine verſchwenderiſche Hofhaltung, welche die Mittel des kleinen Landes erſchöpfte und eine beträchtliche Schuldenlaſt herbeiführte, die ſeinen Nachfolgern manche Verlegenheiten bereitete. — In Heſſen-Kaſſel folgte auf
Ludwig VI. † 1678. Ernſt Ludwig † 1739. von Darmſtadt.
Friedrich von Kaſſel † 1751. Karl ſein älteſter Sohn Friedrich, den wir früher als Gemahl der Schwedenkönigin Ulrike Eleonore kennen gelernt haben. Während ſeiner Abweſenheit in Stockholm führte
Wilh. VIII. von Kaſſel † 1760. ſein Bruder Wilhelm, der ſich im Auslande zum Kriegs- und Staatsmanne herangebildet und in den Niederlanden hohe Aemter bekleidet hatte, die Verwaltung in der Landgrafſchaft und nach deſſen Tod regierte er im eigenen Namen. Beide ſtanden in den Kriegen zwiſchen Maria Thereſia und Friedrich II. auf der Seite Preußens und die heſſiſchen Regimenter bewährten ihre anerkannte Tapferkeit in mancher Schlacht. Dieſelbe Politik verfolgte auch ſein zum katholiſchen Bekenntniß übergetretener Sohn und Nachfolger
Friedrich II. von Kaſſel † 1785. Friedrich II., ein prachtliebender thätiger Fürſt, der für die Verſchönerung und Vergrößerung der Hauptſtadt und ihrer Umgebung durch Anlegung des Augartens und des Karlsbergs nachmals Wilhelmshöhe genannt, für Hebung der Künſte und Wiſſenſchaften durch Gründung einer Academie und gelehrten Geſellſchaft, durch Erweiterung und Vervollkommnung des vom Landgrafen Karl geſtifteten Gymnaſium Carolinum u. A. ſich verdient machte und in die Staatsverwaltung mancherlei Reformen im Geiſte der Zeit einführte, aber ſeiner Regierung einen dunkeln Flecken anheftete durch den Soldatenhandel, den er ſchwungvoller betrieb als irgend ein anderer deutſcher Fürſt. Sandte er doch im J. 1776 für engliſche Subſidien, die in die landgräfliche Kaſſe floſſen, 12,000 Heſſen nach America. Aber die Reichthümer, die er in ſeinem Hauſe anſammelte, gereichten
Wilh. IX. ſeit 1785. weder dem Lande noch der Dynaſtie zum Segen und Vortheil. Seinem Sohne gleichen Namens, welcher im J. 1803 kurz vor der Auflöſung des deutſchen Reiches die Würde eines Kurfürſten erwarb, werden wir in der Folge begegnen. — Die Darmſtädter Linie hielt, den Traditionen des Hauſes getreu, in den Kriegen zwiſchen Oeſterreich und Preußen

zum Reich. Ludwigs VIII. Truppen theilten die Niederlage bei Roßbach und sein Land hatte während des Krieges mancherlei Drangsale zu erleiden. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig IX., ein wunderlicher Fürst, der nur für Militärwesen Sinn hatte und mit seinen hochgewachsenen Grenadieren meistens in dem entlegenen Städtchen Pirmasens sich aufhielt, das ihm mit der Grafschaft Hanau-Lichtenberg zugefallen war, suchte der großen Finanznoth zu steuern, die durch die Kriege und die Verschwendung und Jagdliebe seines Vaters über das Land gekommen war. Er stellte den Freiherrn Karl von Moser an die Spitze der Verwaltung und ertheilte ihm hohe Vollmachten. Aber der Minister stieß bei seinen durchgreifenden Reformen auf solchen Widerstand, daß nur wenige seiner Entwürfe zur Ausführung kamen und er sogar wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt von seinen Gegnern in Anklagestand gesetzt ward. Der geistreichen Gemahlin des Landgrafen, Karoline, und seines Sohnes und Nachfolgers Ludwig X., des ersten Großherzogs werden wir an einem andern Orte gedenken. Die Nebenlinie von Hessen-Homburg hat eine Reihe Fürsten aufzuweisen, welche in allen Kriegen des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts theils in österreichischen theils in preußischen Diensten hervorragende Stellungen einnahmen und sich eben so sehr durch militärisches Talent wie durch vaterländische Gesinnung auszeichneten.

Ludw. VIII. v. Darmstadt † 1768.

Ludwig IX. † 1790.

Friedrich V. von Hessen-Homburg seit 1751 und seine fünf Söhne.

c. Würtemberg und Baiern.

Das Herzogthum Würtemberg hatte aus den vielen Stürmen und Schiffbrüchen, die im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert sein Staats- und Kirchenwesen erschüttert, manches edle Gut in die Neuzeit gerettet. Seit dem Tübinger Vertrag (X, 133) besaßen die Landstände und ihre Vertreter, die ständigen Landesausschüsse das Recht, gemeinschaftlich mit der Regierung die Gesetze zu berathen, die Steuern zu bewilligen und für „des Landes Bedürfnisse" zu sorgen. Durch das gemäßigte und verständige Walten des Herzogs Christoph, der uns als Freund Maximilians II. und als aufrichtiger Anhänger der reformatorischen Lehren eines Johannes Brenz und Jacob Andreä hinlänglich bekannt ist, waren die evangelischen Kirchenorgane und Schulanstalten in der schweren Zeit der Gegenreformation ausgebaut und gegen Arglist und Vergewaltigung geschützt, ein neues allgemeines Landrecht hauptsächlich auf romanischer Grundlage geschaffen und für die politische und religiöse Freiheit wie für die geistige und sittliche Wohlfahrt des Volkes manche zweckmäßige Einrichtung getroffen worden. Das mit der Universität Tübingen verbundene theologische Stift hat als fruchtbare Pflanzschule hervorragender Geister durch alle Zeiten fortgedauert. Diesem ausgezeichneten Fürsten, der mit gleicher Umsicht und Thätigkeit für das eigene Volk, wie für die Wohlfahrt des Reiches sorgte, von dessen Bauluſt noch viele Schlösser und Paläste in allen Theilen des Herzogthums Kunde geben, war es zu danken, daß Würtemberg in den drangsalvollen Zeiten, die bald nach seinem Tode über das Land hereinbrachen, nicht abermals von Oesterreich verschlungen ward. Der einzige Sohn, der den Herzog Christoph überlebte und nach einer längeren vormundschaftlichen Regierung dem Vater nachfolgte, Herzog Ludwig, war durch schlechte Erziehung frühe auf Abwege geführt worden. Der große Eifer, mit dem er die Bibel und die theologischen Schriften studirte, so daß man ihm den Beinamen des „frommen" gab, hielt ihn nicht von der leidenschaftlichen Trunksucht zurück, durch die er seine geistigen und physischen Kräfte vor der Zeit verzehrte. Wohl ahmte auch er in manchen Stücken des Vaters Beispiel nach, wie in der Gründung eines, besonders für die Söhne des Adels bestimmten Fürsteneollegium in Tübingen und des großen „Lusthauses" in Stuttgart, aber es fehlte ihm an Charakterfestigkeit, Kraft und Einsicht. Wie sehr er von dem Einfluß seiner Günstlinge und

1. Herzogthum Würtemberg.

Ludwig 1568—93

Räthe abhängig war erfuhr der lateiniſche Dichter und Philologe Nicodemus Friſchlin aus Waiblingen. Ein witziger, geiſtreicher aber ſtreitſüchtiger Mann hatte er ſich mit den Profeſſoren von Tübingen, insbeſondere dem gelehrten Cruſius verfeindet und den Adel durch die Satire „Lob des Landlebens“ worin er die Härte und Rohheit der Gutsherren geißelte, tödtlich beleidigt. Angeklagt und verfolgt von ſeinen mächtigen Gegnern wurde er als Gefangener nach der Feſte Hohen-Urach gebracht. Dort machte er einen Fluchtverſuch, wobei er durch einen Sturz über die Felſenwände ſeinen Tod fand (1590). Eine Ariſtocraten- und Gelehrtenoligarchie, in welcher die Familie Oſtander, Abkömmlinge des uns bekannten Königsberger Theologen den erſten Rang einnahm, bekleidete die höchſten Stellen in Kirche und Staat. „In der ganzen theologiſchen Literärgeſchichte gibt es keine ſolche Familie, wo der Vater immer einen noch größeren Polemiker zog, als er ſelbſt war, und bei welcher die anſehnlichſten geiſtlichen Stellen in ununterbrochener Reihe ſo lange erblich geblieben ſind.“ Wie Lucas Oſiander, der Schwager von Jacob Andreä unter Ludwig, ſo übten ſeine Söhne und Nachkommen mehrere Generationen hindurch unter den folgenden Herrſchern den größten Einfluß in Kirche und Wiſſenſchaft, ſtreitbare und muthige Kämpfer für die evangeliſche Sache.

Friedrich I. 1593—1608.

Als Herzog Ludwig am 8. Auguſt 1593 kinderlos aus der Welt ging, folgte ihm ſein nächſter Verwandter Friedrich I. von Mömpelgard in der Regierung, ein Mann von ganz anderem Schlag als der Verſtorbene, energiſch, unternehmend und gebieteriſch. Durch Studien gebildet, durch Reiſen welterfahren, in der Schule des benachbarten Frankreich in praktiſcher Politik unterrichtet, ergriff Friedrich die Zügel der Herrſchaft mit feſter Hand. Herzog Ludwig hatte ihm das Verſprechen abgenommen, alle geiſtlichen und weltlichen Räthe und Beamten in ihren Aemtern zu laſſen und in dem bisherigen Syſtem fortzuregieren; aber Friedrich kehrte ſich wenig daran. In Kurzem waren die bisherigen Machthaber entfernt, ſelbſt Lucas Oſiander, als er gegen die Zulaſſung der Juden in das Herzogthum eiferte und mit ſeinen ſeelſorglichen Ermahnungen dem neuen Herrn beſchwerlich fiel, ſeines hohen Kirchenamtes entſetzt. Die Beſtätigung des Tübinger Vertrags wurde von Jahr zu Jahr verſchoben und Oeſterreich durch den Prager Vertrag zum Aufgeben ſeiner Afterlehnherrlichkeit gegen eine hohe Geldentſchädigung bewogen (X. 506), denn der Herzog wollte keine Macht neben oder über ſich anerkennen. Der landſtändiſche Ausſchuß war zurückhaltend mit ſeinen Bewilligungen; denn Friedrich brauchte viel Geld für ſeine Schulden, für ſeine Verträge, Unternehmungen und Güterkäufe, für ſeine Hofhaltung und ſtehende Garde, für ſeine Goldmacher und Alchymiſten. Mit Seufzen und innerem Widerſtreben bewilligte der Landesausſchuß die Forderungen, um größere Gewaltſtreiche abzuwenden. Der Tübinger Profeſſor des römiſchen Rechts, Mathäus Enzlin, den Friedrich zu ſeinem Kanzler machte, war ein dienſtwilliges Werkzeug für die abſolutiſtiſchen Tendenzen ſeines
1607. Herrn. Als der Herzog endlich zur Einberufung eines Landtages ſchritt um bei der kriegsdrohenden Zeitlage größere Geldbewilligungen zu erlangen, verfuhr er und Enzlin wie einſt in England Karl I. und ſein Miniſter Strafford. Nach einer fünfzehnjährigen Regierung voll innerer Kämpfe ſtarb Friedrich I. plötzlich am Schlage, ein Fürſt, deſſen unruhige Neuerungsſucht, Reformverſuche, rechtsverletzende Willkürhandlungen an die abſolutiſtiſchen Beſtrebungen eines Richelieu und der Stuarts erinnern, nur daß er ein eifriger Bekenner der evangeliſchen Lehre blieb, alle Verlockungen der Curie und der Jeſuiten ſtandhaft zurückwies. Den aus Oeſterreich vertriebenen Proteſtanten gewährte er auf dem ſchwäbiſchen Schwarzwald eine Zufluchtsſtätte, aus welcher die „Freudenſtadt“ erwuchs.

Johann Friedrich 1608—1628.

Die Revolution, die Friedrich angefangen, verſchwand „wie ein Irrwiſch“ als ſein Sohn Johann Friedrich die Regierung übernahm. Der Vater hatte es nicht fehlen

lassen, den Erbprinzen durch gute Erziehung und Reisen zu seinem Beruf heranzubilden. Er war in den theologischen Studien wohl bewandert und der lutherischen Lehre eben so zugethan, wie Friedrich; aber sein Geist war beschränkt und anstatt der unruhigen neuerungssüchtigen thätigen Natur, die den Vater von Projekt zu Projekt trieb, besaß er ein phlegmatisches und lenksames Temperament. Er hatte viele Jahre gebraucht, ehe er sich zur Verheirathung mit Sophia Barbara von Brandenburg entschloß und als der Krieg zwischen Union und Liga ausbrach, „schrieb er Buß- und Bettage aus, wo vielleicht sein Vater mit einer Armee ausgerückt sein würde." Die alten Räthe und Beamten, die von Friedrich beseitigt worden, kamen wieder zu Einfluß und Ansehen und bildeten eine Partei der Rache gegen die bisherigen Machthaber. Enzlin wurde wegen Amtsmißbrauch, Unterschleif und staatsverbrecherischer Handlungen angeklagt und zu lebenslänglichem Gefängniß, dann wegen neuer Umtriebe seiner Verwandten, zum Tode verurtheilt und auf dem Markte zu Urach enthauptet. Allein das neue Regiment brachte dem Lande weder Ehre noch Vortheil. Was half es, daß der Tübinger Vertrag sammt den Landesprivilegien hergestellt, die Stände häufiger als je zuvor einberufen wurden, wenn indessen die Finanzwirthschaft in die höchste Verwirrung gerieth, wenn die verschwenderische Hofhaltung und die Ausstattung der zahlreichen Brüder und Schwestern des Herzogs unermeßliche Summen verschlang, wenn innerhalb vier Jahren über eine Million neuer Schulden gemacht wurden und vom Lande bezahlt werden mußten, ohne daß man wußte, wohin das Geld gekommen? Oder war es ehrenhaft, daß die Tübinger Theologen Osiander und Thumm gegen die „Deformation" in Böhmen eiferten und den Herzog von jeder Unterstützung des Pfälzers abmahnten, die Calvinisten und vor Allem den Hofprediger Abraham Scultetus Atheisten und Bilderstürmer schalten und die heftigsten Verunglimpfungen auf sie häuften, daß sie durch ihren ausschweifenden Eifer Zwietracht unter allen evangelischen Fürstenhäusern stifteten? Es ist uns bekannt genug, welch klägliches Ende die Union durch die Gleichgültigkeit, Spaltung und Theilnahmlosigkeit der Mitglieder genommen hat: zum Dank für die parteilose Haltung erlebte Johann Friedrich, daß kaiserliches Kriegsvolk in Würtemberg Quartiere bezog und von dem Lande unterhalten werden mußte, daß die Jesuiten die Klöster des Herzogthums für die katholische Kirche in Anspruch nahmen. „Kummer und Furcht und Aerger über seine getäuschte Treuherzigkeit drangen dem guten Herzog endlich so zu Gemüthe, daß er krank wurde und starb." (18. Juli 1628.) 22. Nov. 1613.

Und doch war das bisherige Elend nur ein Vorspiel des kommenden. Das Restitutionsedikt sollte für das Kaiserhaus ein Mittel sein, Würtemberg schließlich doch wieder an Oesterreich zu bringen. Kaum hatte nämlich Ludwig Friedrich, der Bruder des verstorbenen Herzogs die vormundschaftliche Regierung über den vierzehnjährigen Sohn desselben, **Eberhard III.** übernommen, so erging der Befehl, daß alle geistlichen Besitzungen, selbst solche die schon vor dem Augsburger Religionsfrieden säcularisirt worden waren, der katholischen Kirche zurückgegeben werden müßten. Wallensteinische Soldaten gaben dem Gewaltstreich Nachdruck: Mönche, Nonnen und fremde Katholiken nahmen Besitz von den alten Klöstern und Kirchengütern und huldigten dem Kaiser als ihrem einzigen Oberhaupte. Dem Herzog-Administrator ging das Elend des Landes sehr nahe; er zog nach Mömpelgard, wo er kurz darauf starb (26. Jan. 1631). Seine Stelle übernahm sein Bruder Julius Friedrich. Bald kamen die Schweden ins Land und machten den Restitutionen ein Ende; aber die schwedische Einquartierung brachte neue Leiden. Und als nach der Schlacht von Nördlingen der junge Herzog Eberhard, der kurz zuvor selbst die Regierung übernommen hatte, aus Furcht die Flucht ergriff und zu seiner Mutter nach Straßburg eilte, wurde Würtemberg von kaiserlichem Kriegsvolk überschwemmt und unbarmherzig mißhandelt. Unaussprechlich war der Eberhard III. 1628—74.

Jammer, der das Land über ſieben Jahre wie eine Todesnacht bedeckte. Alles Elend und alle Gräuel, die uns aus dem vorigen Bande hinlänglich bekannt ſind, ergingen über das ungiückliche ſchwäbiſche Volk. Wenige Jahre reichten hin, um das einſt blühende wohlbevölkerte Land in Armuth und Verödung zu ſtürzen. Glücklich wer das Leben durch die Flucht nach der Schweiz zu retten vermochte! Unterdeſſen vergaß der Herzog in den Armen der ſchönen Wild- und Rheingräfin von Salm, mit der er ſich mitten im Kriege vermählte, in Straßburg alle Noth ſeines Landes (XI., 1015). „Es fehlte ihm alle Stärke der Seele, hohes Gefühl ſeiner ſelbſt, Gewandtheit für ungiückliche Zufälle." Die Reſtitution des Herzogthums war eine der ſchwierigſten Aufgaben der weſtfäliſchen Friedensverhandlungen. Nicht genug, daß die katholiſche Kirche die Klöſter und Stifter, die ſie über ein Jahrzehnt in Beſitz gehabt und ausgeſogen, nicht wieder herausgeben wollte, die bedeutendſten Schlöſſer und große Landſtriche waren von dem Kaiſer an katholiſche Fürſten, Edelleute, Generale und Miniſter verſchenkt worden und Oeſterreich und Baiern hatten ſich günſtig gelegene Territorien angeeignet. Aber Dank der patriotiſchen Thätigkeit des Würtembergiſchen Bevollmächtigten Varenbüler, der mit dem Vicekanzler Löffler ſich enge an Oxenſtierna angeſchloſſen und die Sache ſeines Vaterlandes und Fürſten mit Eifer und Geſchick führte, wurde Eberhard wieder in alle Beſitzungen und Rechte hergeſtellt, welche ſeine Voreltern beſeſſen hatten. Die occupirten Schlöſſer und Territorien wurden geräumt, die Klöſter und Stifter dem Staat zurückgegeben. Nun begann für Würtemberg eine Zeit des Wiederaufbauens des verfallenen ſtaatlichen, kirchlichen, wirthſchaftlichen und geiſtig-ſittlichen Lebens; und bei dieſen umfaſſenden Arbeiten zeigte Eberhard mehr Einſicht und guten Willen, als man von ſeiner bisherigen Haltung erwarten konnte. Obwohl auch er der allgemeinen Richtung folgte, die ſeit dem weſtfäliſchen Frieden durch den Einfluß Frankreichs bei allen Höfen und fürſtlichen Reſidenzen herrſchend ward, ſo geſchah es doch mit Mäßigung und mit Rückſicht auf die Ueberlieferungen und Sitten des Landes. Die Finanzwirthſchaft und das Steuerweſen, die wichtigſte Angelegenheit des zerrütteten Staats, wurde mit Zuziehung der Landſtände nach und nach in einen erträglichen Zuſtand gebracht; eine Kanzleiordnung ſchärfte den Beamten ein, in allen Dingen den würtembergiſchen Rechten und Ordnungen gemäß Beſcheid zu geben; und wenn der Herzog auch eine kleine ſtehende Armee unterhielt und von dem Landesausſchuß einige Beiträge zu Feſtungsbauten verlangte; ſo bürgte doch ſeine friedliebende mehr dem häuslichen Vergnügen zugewandte Natur dafür, daß kein anderer Kriegsaufwand gemacht werden würde als zur Landesvertheidigung oder Erfüllung der Reichspflichten erforderlich war. Verſtändige Verordnungen ſuchten das geſunkene Kirchen- und Schulweſen wieder aufzurichten, Sittſamkeit und bürgerliche Zucht zu heben, in die Erbfolge und Apanage eine feſte Ordnung einzuführen. Und trat auch die Luſt an Jagd und Fuchsprellen und an Wildgehege zeitweiſe mehr hervor, als mit einer ſparſamen Haushaltung und mit den Zwecken der Landwirthſchaft vereinbar ſchien, ſo wurde doch das Feſt- und Freudeleben am Hofe und der Hang für das Waidwerk nicht mit ſolcher Verſchwendung und Leidenſchaft betrieben, wie in den meiſten anderen deutſchen Fürſtenthümern. In den Kriegen zwiſchen Habsburg und Bourbon ſuchte

Wilhelm Ludwig 1674—77.

ſowohl Eberhard als ſein gleichgeſinnter Sohn und Nachfolger Wilhelm Ludwig eine neutrale Stellung zu behaupten; doch konnten ſie dadurch neue Kriegsleiden und Kriegsbedrückungen nicht von ihrem Lande fern halten, und Ehre war bei ſolcher Zurückgezogenheit nicht zu erwerben. Nur in fremden Dienſten bewährten einzelne Glieder des zahlreichen Fürſtenhauſes die alte ſchwäbiſche Tapferkeit und Kriegsluſt.

Eberhard Ludwig 1677—1733.

Nach dreijähriger Regierung ſtarb Wilhelm Ludwig plötzlich zu Hirſchau an einem Schlage, mit Hinterlaſſung eines kaum einjährigen Sohnes Eberhard Ludwig. Es war ein großes Unglück für das Herzogthum, daß in den Jahren, da Ludwig XIV.

in den Reunionen und dem darauf folgenden großen europäischen Krieg seinem Uebermuth die Krone aufsetzte, ein vormundschaftliches Regiment unter dem Oheim und der Mutter des Thronerben bestand. Denn weder der Herzog Administrator Friedrich Karl noch die „Mitobervormünderin" Magdelena Sibylla von Hessen-Darmstadt vermochten die Sicherheit und die Ehre des Landes in den schweren Zeiten der Türken- und Franzosennoth zu wahren. Wir wissen, daß bei Gelegenheit des Pfälzisch-Orleansschen Krieges die französischen Verheerungen und Bedrückungen sich auch über Schwaben erstreckten (S. 585); Georg von Mömpelgard wurde zur Flucht nach Basel getrieben und das Herzogthum von Ludwigs Heeren besetzt. Der Administrator hätte wohl gerne energischer in die Kriegspolitik eingegriffen; aber die Landstände wiesen die Kosten zur Aufstellung eines Heeres zurück, „weil dadurch der Verfassung und dem unfürdenklichen Herkommen ganz entgegengehandelt werde". „Man wollte keinen Helden und keinen Staatsmann zum Herzog. Je mehr er vom schlichten Hausvater hatte, desto bessere Regierung konnte man hoffen." Dieser spießbürgerlichen Anschauung war es zuzuschreiben, daß Braunschweig-Hannover den Würtembergern, die doch seit dem vierzehnten Jahrhundert die Reichssturmfahne in der Reichsarmee führten, den Rang ablief, indem es vom Herzogthum zum Kurfürstenthum emporstieg. Als Friedrich Karl bei Oetisheim unweit Maulbronn in französische Kriegsgefangenschaft gerieth, wurde diese Gelegenheit ergriffen, den Erbprinzen für volljährig zu erklären und der Regentschaft ein Ende zu machen. Bis zum Ryswicker Frieden hielt die neue Regierung bei der bisherigen Politik fest, so daß noch vier Jahre lang das Herzogthum durch Einquartierung und Durchmärsche zu leiden hatte. Der siebenzehnjährige Eberhard Ludwig stand unter dem Einfluß seines Ministers Kulpis, eines talentvollen aber nicht fleckenlosen Staatsmannes. Die Ryswicker Clausel, die er aus Eitelkeit oder im Rausche mit unterzeichnete, brachte dem evangelischen Würtemberg manche Nachtheile und Verdrießlichkeiten und trug dem Gesandten so viele üble Nachrede ein, daß er bald aus Schaam und Aerger starb. Neben der Pfalz empfand Mömpelgard am meisten die schlimmen Folgen des Ryswicker Fallstrickes. Einen Ersatz für die während des Krieges verminderte Bevölkerung gewährte die von dem Herzog und der Regierung begünstigte Einwanderung verfolgter Salzburger und Waldenser. Der Waldenser Anton Seignoret machte sich um die Einführung des Kartoffelbaues verdient. — Der junge Herzog, ein lebensfroher, ehrgeiziger, nach Auszeichnung strebender Fürst, fand kein Gefallen an der passiven Haltung, die dem Lande weder Ehre noch Vortheil gebracht: als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, schloß er sich an die Verbündeten an, errichtete zum großen Leidwesen der Stände eine stehende Armee und erwarb sich die Würde eines Reichsfeldmarschalls. Wir wissen, daß Schwaben mehrmals ein Hauptschauplatz des Krieges war; aber seine Opfer und Thaten blieben unbelohnt, das Herzogthum hatte sich auch in Rastatt und Baden keines Dankes vom Hause Oesterreich zu erfreuen. Und wenn es doch wenigstens nach dem Frieden einer guten, haushälterischen und sittsamen Regierung genossen hätte! Aber mit den Jahren schlug Eberhard Ludwig ganz in die genußsüchtige, sittenlose, leichtfertige Zeitrichtung ein, die von Versailles ihre Impulse und Beispiele empfing. Nicht nur daß der Herzog einen glänzenden Hofstaat einrichtete, daß großartige Feste und Jagden veranstaltet, Leibgarden und Soldaten unterhalten, fremde Adelige in Dienst genommen wurden; der Herzog setzte sich über die Gebote der Zucht und Ehrbarkeit weg; die evangelische Geistlichkeit, deren strenge Tugendlehren und Moralpredigten der Zeitbildung nicht mehr entsprachen und dem Hofe lästig war, wurde mehr und mehr zurückgedrängt und ihres Einflusses auf Staat und Regierung beraubt; die Mätressenwirthschaft, die damals zur Mode und vornehmen Lebensweise gehörte und ein Krebsschaden aller fürstlichen Häuser war, trat in Stuttgart in der anstößigsten Weise zu

17. Sept. 1692.

Tage. Die Schweſter eines Mecklenburgiſchen Edelmannes, der in Stuttgart Kammerjunker geworden, Chriſtiane Wilhelmine von Grävenitz, eine nicht ganz verblühte Schönheit, wußte durch Buhlkünſte den ſinnlichen Fürſten ſo ſehr in ihre Netze zu ziehen, daß er ſich von ihr völlig beherrſchen ließ. Die Herzogin, die er einſt unter großen Feſtlichkeiten von Durlach eingeholt, lebte verſchmäht und verlaſſen in Stuttgart. Der Hofprediger, die Räthe, das ganze Land lagen dem Herzog an, das Aergerniß abzuſtellen; ſie erfuhren aber, „daß gerade widerſprochene und verbotene Liebe am meiſten reizt". Als endlich ſogar der Wiener Hof ſich einmiſchte und die Entfernung der Dame unvermeidlich ward, folgte der Fürſt ihr nach Genf, um dort das Freudenleben fortzuſetzen. Als ihn die Geldnoth zurücktrieb, erſann er ein anderes Mittel, die Geliebte in ſeiner Nähe zu halten. In Wien wurde ein verſchuldeter böhmiſcher Graf von Würben aufgetrieben, der ſich für Geld und den Titel eines „Landhofmeiſters" zu einer Scheinheirath bereit finden ließ und bald nach der Trauung wegzog. Und nun folgten Jahre der tiefſten Schmach und Erniedrigung. „Daß Damen die Welt regieren, war zwar in Stuttgart ſo wenig fremd als in andern Ländern, aber eine Mätreſſe, die den Miniſter ſpielte, im geheimen Rathe ihren Sitz hatte, Weib und Mann zugleich ſein wollte, etwas dieſer Art blieb ſelbſt in der franzöſiſchen Geſchichte unerhört." Sie bewog den Herzog ein geheimes Staatscabinet zu errichten, in dem ſie ſelbſt und ihre Verwandten und Creaturen über alle Angelegenheiten entſchieden. „Alles war bei ihr um Geld feil und Alles ſtand doch in ihrer Hand. Aemter und Bedienungen erhielt nicht der Würdigſte, ſondern der Meiſtbietende." Wer der allmächtigen „Frau Landhofmeiſterin Excellenz" nicht huldigen wollte, wurde, wie der Hofmarſchall von Forſtner, Eberhard Ludwigs Jugendfreund, der geheime Rath von Heſpen u. a. abgeſetzt und mit Anklagen verfolgt. Ihre Herrſchſucht und ihre Habgier überſtiegen alle Grenzen. Das treu biedere Volk wurde ſo gedrückt, daß ſich Tauſende durch Auswanderung nach America der einheimiſchen Noth entzogen und in der Fremde eine neue Heimath gründeten. Der Herzog, den die Gräfin in einer Verblendung hielt, „die man einer Zauberei hätte zuſchreiben mögen", überſchüttete ſie mit Gnadenerweiſungen und Geſchenken und gewährte alle ihre Wünſche. Es iſt eine bekannte Erzählung, daß als ſie verlangte, in das Kirchengebet eingeſchloſſen zu werden, der Prälat Oſiander ihr zur Antwort gab: das geſchehe jedesmal, wo man bete: „Erlöſe uns vom Uebel". Um ungeſtörter zu ſein zog Eberhard Ludwig mit der Buhlerin nach Ludwigsburg, das von der Zeit an als zweite Reſidenzſtadt angeſehen ward. Zwanzig Jahre dauerte die Herrſchaft des ſchaamloſen Weibes. Als dem Herzog endlich die Augen aufgingen und er die durch Alter und Wolluſt häßlich gewordene Mätreſſe, deren Launenhaftigkeit und moroſes Weſen unerträglich war, zuerſt vom Hofe verwies und ſie dann aus dem Lande jagte, hatten die Uebelſtände ſchon eine Höhe erreicht, daß ſie unter ſeiner Regierung nicht mehr geheilt werden konnten. Bald nachdem die Gräfin mit Schätzen und mit dem Fluche des Volkes beladen das Würtemberger Land verließ, ſchied Eberhard Ludwig aus der Welt, nachdem er noch ſeinen einzigen Sohn Friedrich Ludwig hatte kinderlos ins Grab ſinken ſehen. Die Hoffnung, daß die wieder mit dem Gemahl ausgeſöhnte Herzogin einen neuen Thronerben gebären würde, erwies ſich als trügeriſch. „Die Würde der Geſchichte ſcheint faſt entweiht", bemerkt Spittler, „den Namen einer Frau erhalten zu müſſen, deren ganzes Leben nichts als Entehrung und Raub war, aber die Geſchichte darf ſich keine andere Würde nehmen, als die von den Begebenheiten ſelbſt, und leider hat unſtreitig dieſe Mätreſſengeſchichte einen recht univerſalhiſtoriſchen Einfluß auf den ganzen Zuſtand von Würtemberg gehabt."

Karl Alexander 1733–1737.

Nach Eberhard Ludwigs Tod eilte ſein Vetter Karl Alexander, Sohn des früheren Adminiſtrators aus Beigrad, ſeiner Statthalterſchaft herbei, um die Regierung

seines Heimathlandes zu übernehmen. Es war um die Zeit des neuen Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich, und in Wien war man sehr erfreut, daß ein Fürst, der von Jugend auf in den kaiserlichen Heeren gedient und sich durch seine Tapferkeit die Würde eines General-Feldmarschall erworben hatte, den herzoglichen Thron bestieg. Auch nahm Karl Alexander sofort Antheil an den Feldzügen und stellte eine Armee von 12,000 Mann zu dem Reichsheere. Daß auch nach hergestelltem Frieden eine größere Truppenzahl unterhalten wurde als je zuvor, ließ sich von der kriegerischen Neigung des Herzogs erwarten. Und doch war der Aufwand, der dadurch dem Lande erwuchs, das kleinste Uebel: bald trat eine Mißregierung zu Tage, welche der früheren Weiberherrschaft an Schmach, Unrecht und Bedrückung in Nichts nachstand. Nicht nur daß Karl Alexander, der in Oesterreich zur katholischen Kirche übergetreten war, trotz seiner feierlichen Erklärung, keine Veränderung in der Verfassung und Religion des Landes vorzunehmen, den ultramontanen Bekehrungskünsten allen Vorschub leistete und die conspiratorischen Pläne einer papistisch-jesuitischen Partei zur Beseitigung der Religions-Reversalien und Kirchengesetze begünstigte; er bediente sich auch zur Mehrung seiner Einkünfte ähnlicher Mittel und Wege wie sein Vorgänger, und wendete sein Vertrauen und seine Gunst einer Persönlichkeit zu, welche der Geävenitz vollkommen ebenbürtig war. Der Herzog hatte aus dem verwildernden Kriegsdienst und dem wüsten Lagerleben des Kaiserstaats lasterhafte Sitten und Hang zu Verschwendung und Schwelgerei heimgebracht. Dazu bedurfte er größerer Summen als die laufenden und gesetzlichen Einnahmen eintrugen. Da erlangte denn der Hofjude Süß Oppenheimer aus Heidelberg, der dem Herzog früher in Frankfurt aus Geldverlegenheiten geholfen, großen Einfluß. Zum „geheimen Finanzrath" erhoben setzte er alle Hebel der Erpressung ein, um dem Herzog Geld für seine Hoffeste, Opern, Theater, Sängerinnen, sich selbst aber unermeßliche Reichthümer zu verschaffen. Die Kirchen- und Staatsämter wurden an die Meistbietenden vergeben, geringhaltige Münzen geprägt, Monopole verkauft, Gerichts- und Verwaltungsbescheide zum Vortheil eines neuen „Fiscalamtes" besteuert. „Weg mit Freiheiten, Rechten und Ständen", sagte Süß Oppenheimer; „der Herzog ist Herr und alles was die Unterthanen haben, gehört dem Herzog." Der plötzliche nach einem schwelgerischen Feste in Ludwigsburg eingetretene Tod Karl Alexanders befreite das Land von dem Juden wie von der zur Katholisirung des Herzogthums angelegten Verschwörung, indem die durch Geheimerath und Landschaft angeordnete vormundschaftliche Regierung, an deren Spitze zuerst der hochbetagte Karl Rudolf von Würtemberg-Neuenstadt, dann Karl Friedrich von Würtemberg-Oels stand, in andere Bahnen einlenkte. „Jud Süß", wie ihn das Volk nannte, wurde auf den Asberg gebracht und nach einem Prozeß, bei dem Willkür, Leidenschaft und Volkshaß auf das Urtheil einwirkten, zum Tode verurtheilt und in einem eisernen Käfig an den Galgen gehängt.

12. März 1737.

Karl Eugen. a. Die Zeit der Minderjährigkeit 1737—1744.

Durch die patriotische Thätigkeit des verständigen und erfahrenen Otlfinger waren die Jahre der Minderjährigkeit des neuen Herzogs Karl Eugen ein Segen für das Land; und die hohen Gaben und Fähigkeiten des Prinzen, die sich durch eine gute Erziehung trefflich entwickelten, ließen eine bessere Zukunft erwarten. Die drei letzten Jahre bis zu seiner Volljährigkeit (1744) verlebte Karl Eugen in Berlin, um am Hofe Friedrichs II. sich in der Staats- und Kriegskunst auszubilden. Als er zur Uebernahme der selbständigen Regierung nach Stuttgart zurückkehrte, legte ihm der König, mit dessen Nichte Elisabeth Sophie von Brandenburg-Bayreuth sich der siebenzehnjährige Fürst verlobte, in einem Aufsatze seine Regentenpflichten mit allem Ernst ans Herz. „Glauben Sie nicht, hieß es darin, daß das Land Würtemberg um Ihretwillen geschaffen sei, sondern daß die Vorsehung Sie in die Welt kommen ließ, um

Ihr Volk glücklich zu machen. Setzen Sie daher ſtets ſein Wohlergehen höher als Ihre Vergnügungen."

b. Selbſtändige Regierung 1744—1793.

Anfangs ließ ſich das neue Reglment gut an: Karl Eugen beſtätigte die Landesverträge und Religions-Reverſalien, „im Worte der Wahrheit, bei fürſtlichen Würden, Ehren und Treuen." Das Finanzweſen wurde unter Hardenberg umſichtig und zweckmäßig geleitet; an dee Spitze der Regleeungsgeſchäfte ſtanden Bilfinger, Zech, Georgll, dle mlt Treue für des Landes Wohl ſorgten; die Rechte der Landſchaft, deren Conſulent Johann Jacob Moſer war, wurden gewahrt und geachtet; das Heer wurde vermindert, der Heimfall von Mömpelgard nach langem Steeit mit Frankreich durch
1748. einen Vertrag geordnet. Aber bald trat eine Wandlung ein, und das Maß der Leiden und Bedrückungen wurde für das Würtemberger Volk größer als zuvor; die Lehren und Mahnungen Friedrichs hatten auf die ſinnlich und deſpotiſch angelegte Natur des Herzogs keine nachhaltige Wirkung. Kriegsliebend, genußſüchtig, ehrgeizig wurde Karl Eugen, deſſen treffliche Anlagen durch Leidenſchaft, Willkür und Herrſcherſtolz niedergedrückt wurden, die Geißel des Volks. Alle Mißbräuche früherer Tage, Steuerdruck, Aemterveekauf, verderbliche Finanzkünſte kehrten mit neuen Uebeln vermehrt und in tyranniſcher Weiſe angewendet in erhöhtem Umfang zurück. Dle alten Räthe wurden entlaſſen und durch deſpotiſche und gewiſſenloſe Männer, wle den Oberſten und geheimen Kriegseath Phil. Friedr. Rieger und den Staats- und Cabinetsminiſter Sam. Fr. von Montmartin erſetzt, denen der Wille und dle Gunſt ihres Herrn als höchſtes Gebot und Lebensziel galt, kriechend nach Oben und tyranniſch gegen Untergeordnete. Wir werden an einem andern Orte erfahren, wie ſich der Herzog und ſeine Werkzeuge durch den ſchmachvollſten Soldatenhandel ſchändeten, der ein Heer von Laſter, Gewaltthat und Unſittlichkeit zur Folge hatte. Seine Kunſtliebe, die ihn zum Bau von Luſtſchlöſſern in Ludwigsburg, Solitude, Hohenheim u. a. O. ſo wle zu verſchwenderiſchen Ausgaben für Opern, Ballette, Coneerte und andere Vergnügungen führte, war dem Wohlſtand des Landes nlcht mindee verderblich, als ſeine ſchwelgeriſche Hofhaltung, ſeine üppigen Feſte und ſeine Wolluſt. Und wie wurde durch dle zahlreichen Buhlerinnen, durch die Schwärme ttalienlſcher und franzöſiſcher Künſtler, Sänger, Schauſpieler und Gaukler dle bürgerliche Ehrbarkeit und Sitte untergraben! Die Herzogin verlteß Gemahl und Land, um nicht Schmach, Zurückſetzung und Mißhandlungen ertragen zu müſſen. Der Dichter Dan. Schubaet, der in ſeiner „Fürſtengruft" ein tief einſchneidendes Bild von den an dieſem Hofe herrſchenden Zuſtänden entwarf, mußte ſeinen Freimuth durch zehnjährige Haft auf dem Asberg unter der ſtrengen Zucht eines engherztgen, pietiſtiſch beſchränkten Commandanten büßen, und dem Landſchaftsconſulenten Moſer zog ſein unparteiiſcher Rechtsſinn in einem Streit zwiſchen dem Herzog und den Landſtänden eine fünfjährige Feſtungsſtrafe auf Hohentwiel zu, wo er ſeine Gedanken und Gefühle mlttelſt einer Lichtſcheere auf dle Wände ſeines Gemaches und auf die weißen Stellen ſeiner Bibel eingrub. Schiller entging vlelleicht elnem ähnllchen Schickſal durch die Flucht. Selbſt die Günſtlinge hatten von der tyranniſchen Laune des Herzogs zu leiden. Montmartin's Schlauheit und verleumderiſche Zunge brachte es dahin, daß Rieger vier Jahre lang in Gefangenſchaft gehalten ward. Rechtswldrige Steuern wurden durch militäriſche Execution eingetrieben. Erſt lm J. 1770 trat elne Wendung zum Beſſeren ein: In dem ſogenannten „Erbvergleich" verſprach der Herzog die Abſtellung der ärgſten Beſchwerden und Mißſtände, wogegen dle Landſchaft die Schulden übernahm. Aber wie oft trat noch ln der Folge Willkür und Gewaltthat an die Stelle des Rechts! Einen wohlthätigen Einfluß übte dle Gräfin Franzlsca von Hohenheim, mit der ſich der Herzog nach dem Tode ſeiner Gemahlin vermählte. Am Abend ſeines Lebens, nachdem die Leidenſchaften ruhiger gewoeden, widmete ſich Kael Eugen ernſtlicher ſeiner

Regentenpflicht und rief manche zweckmäßige und segensreiche Schöpfung ins Leben. Vor Allem hat er durch die Stiftung der „Hohen Karlsschule" oder „Militärakademie" zuerst auf der Solitüde, dann in Stuttgart, seinen Namen auf die Nachwelt gebracht.

2. Kurfürstenthum Baiern.

Baiern hat im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert wiederholt den Versuch gemacht, sich zu einer deutschen Großmacht aufzuschwingen bald an der Seite Oesterreichs, bald mit Hülfe Frankreichs. Diese Versuche gingen jedoch lediglich von zwei unternehmenden aufstrebenden Fürsten aus, ohne im Volke selbst eine kräftige Unterstützung zu finden. Altbaiern war eine zu schwache und unsichere Unterlage für einen größeren Staatsbau, der geistige Horizont des Volkes zu beschränkt, die religiöse Bildung zu engherzig, der patriotische Aufschwung zu particularistisch und höherer Zwecke unfähig. Maximilian I., der dem Herzogthum den kurfürstlichen Rang erwarb und die Oberpfalz nebst der Grafschaft Cham als Preis seiner kriegerischen Anstrengungen davon trug, hat durch seinen confessionellen Eifer, seine jesuitische Politik und seine ultramontan-klerikale Ausschließlichkeit während seiner langen Regierung in der tiefbewegten Zeit des dreißigjährigen Krieges hauptsächlich diesen engherzigen Gesichtskreis geschaffen, und eine geistige Richtung genährt und großgezogen, die für höhere Ziele, für einen humanen, weitherzigen Geistesschwung keinen Raum ließ. Das System des Jesuitenordens ging dem Baiernherzog Maximilian I. in Fleisch und Blut über, und wie in seinem Privatleben, so verwirklichte er es in seiner Regierung mit einer Energie, Consequenz und Strenge, welche in ihrer Kälte und Leidenschaftlosigkeit einen fast unheimlichen Eindruck machen. „Es ist als ob unter menschlicher Hülle ein Prinzip nach unbeirrbarer innerer Nothwendigkeit wirkte." Maximilian hat die strenge Disciplin eines rigorosen Ordensvorstehers in die Staatsverwaltung eingeführt, mit unbeugsamem Fanatismus jede unrömische und akatholische Richtung in seinen Landen auszutilgen gesucht, das bürgerliche, häusliche und sittlich-religiöse Leben seiner Unterthanen nach mönchischer Asceti k und Klosterregel mit Bußen und Strafen, mit Polizei und Amtstyrannei herangebildet. Sein Sohn und Nachfolger Ferdinand Maria blieb der Politik und Geistesrichtung des Vaters treu; doch theilte er nicht dessen kriegerische Neigungen. Von dem großen Coalitionskrieg, der während seiner Regierung gegen Ludwig XIV. geführt ward, hielt er sich fern, da seine Gemahlin Adelheid Henriette, Tochter des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen und einer französischen Prinzessin, welcher der Kurfürst großen Antheil an den Regierungsgeschäften gestattete, Sympathien für Frankreich in ihm nährte. In der inneren Politik dagegen folgte er dem väterlichen Vorbilde. „Er baute Kirchen und öffentliche Gebäude für Karmeliter und Theatiner; er verstattete die weitere Verbreitung der Kapuziner und Franciscaner; er stellte in der Oberpfalz die ehemals aufgehobenen Klöster wieder her; die Mönche verlebten unter ihm eine glückliche Zeit." Doch war er dabei zugleich ein guter Wirth: er verminderte die Auflagen, beförderte den Ackerbau und suchte durch Sparsamkeit dem erschöpften Staate aufzuhelfen. Die Schicksale seiner Söhne, von denen der ältere Maximilian Emanuel die kurfürstliche Würde in Baiern ererbte, der jüngere Joseph Clemens den kurfürst-erzbischöflichen Stuhl in Köln bestieg und damit noch die Bisthümer Lüttich und Hildesheim verband, sind uns aus früheren Blättern hinlänglich bekannt. Wir wissen, daß Maximilian Emanuel in den zwei ersten Jahrzehnten seiner Regierung treu zu Oesterreich hielt, gegen die Türken vor Wien und bei Mohaes und Belgrad kämpfte, zum Dank für seine Dienste und für die großen Opfer an Geld und Mannschaften, welche Baiern für die Sache des Kurfürsten und des Kaisers brachte, die Tochter Leopolds Maria Antonia in die Ehe erhielt. Von dem spanischen Habsburger zum erblichen Statthalter der Niederlande ernannt nahm Max Emanuel lebhaften Antheil an dem zweiten Coalitionskrieg wider Frankreich, der mit dem Frieden von Ryswick

Maximilian I. † 1651.

Ferdinand Maria † 1679.

Max Emanuel † 1726.

endigte. Wenn ſchon während dieſer Zeit das baieriſche Volk für die Ruhm- und Ehrbegierde ſeines Kurfürſten Gut und Blut hingeben mußte: wie mußten erſt die Anſtrengungen wachſen, als Max Emanuel einen ſo thätigen Antheil an dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg nahm! Die ſüddeutſchen Fürſten, mochten ſie immerhin treu zu Kaiſer und Reich halten, konnten nie auf „Dank vom Hauſe Oeſterreich" zählen; ſie lebten immer in einer gewiſſen Beängſtigung vor der habsburgiſchen Ländergier. Der baieriſche Kurfürſt glaubte daher durch ſeinen Anſchluß an Frankreich mehr in ſeinen ehrgeizigen und dynaſtiſchen Intereſſen befriedigt zu werden als durch die Allianz mit Habsburg: er ſorgte ſeinem Schickſale, das ihm zwar kriegeriſchen Ruhm und einen Namen in den großen politiſchen Angelegenheiten eintrug, aber auch den Vorwurf, daß er ſich von der gemeinſamen Sache der Nation entfremdete. Wir wiſſen, welche Leiden und Mißgeſchicke ſein Tyroler Feldzug, ſeine Niederlage bei Höchſtädt, ſeine Abweſenheit in Brüſſel über ſein Land und ſein Haus brachten. Anſtatt einer Königskrone, die er ſeiner Dynaſtie zu gewinnen hoffte, wurde ihm und ſeinem Bruder die Reichsacht zu Theil und anſtatt eines neuen Ländergewinnes, worauf ſein Sinn gerichtet war, mußte er erleben, daß ſein eigenes Stammland unter öſterreichiſche Verwaltung genommen und zu fremden Zwecken nach dem Eroberungsrecht ausgebeutet ward. Wie einſt in Würtemberg ſo wurden jetzt in Baiern Städte, Herrſchaften, Territorien an Diener und Anhänger des Kaiſerhauſes verliehen. Die Söhne des Kurfürſten lebten als Grafen von Wittelsbach auf öſterreichiſchem Gebiete; ſeine Gemahlin floh nach Italien; die Oberpfalz nebſt der Grafſchaft Cham ward von Baiern losgeriſſen (S. 807). Nach dem Frieden von Baden wurde der Kurfürſt wieder in ſeine Länder und Würden eingeſetzt, aber mit den hochfliegenden Plänen war es vorbei. Doch hatte er die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß das baieriſche Volk treu zu dem Wittelsbacher Herrſcherhaus ſtand und Noth und Widerwärtigkeit mit ihm zu theilen bereit war. Der Unionsvertrag, den Max
1724. Emanuel zwei Jahre vor ſeinem Tode mit Kurpfalz abſchloß, kraft deſſen bei dem Erlöſchen der einen Linie der Wittelsbacher die andere in den geſammten Ländern nach den Hausverträgen ſucceediren ſollte, konnte als Verſuch gelten, das Band der Anhänglichkeit zwiſchen Dynaſtie und Volk zu befeſtigen und zu erhalten.

Karl Albrecht 1726—1745.

Max Emanuels Sohn und Nachfolger Karl Albrecht hatte während der öſterreichiſchen Occupation mehrere Jahre in Graz verlebt und war erſt nach der Reſtitution ſeines Vaters nach München zurückgekehrt, ein Jüngling von achtzehn Jahren, mangelhaft erzogen und von mäßigen Geiſtesgaben. Die feindſelige Geſinnung zwiſchen Habsburg und Wittelsbach verlor ſich allmählich; als der neue Türkenkrieg in Ungarn entbrannte, geſtattete Max Emanuel ſeinem Erſtgebornen baieriſche Hülfstruppen in die Donauländer zu führen, die bei der Eroberung von Belgrad mitwirkten. Wie einſt der Vater ſo erhielt auch Karl Albrecht zum Dank für ſeine Dienſte die Hand einer Habsburgerin. Maria Amalia, die zweite Tochter des verſtorbenen Kaiſers Joſeph I. wurde ſeine Gemahlin. Bei ihrer Vermählung unterzeichneten ſie die pragmatiſche Sanction. Vier Jahre ſpäter trat Karl Albrecht die Regierung an. Er fand ein Land, das durch den Krieg tief verſchuldet, durch die Macht und den vorherrſchenden Einfluß des Clerus jedes geiſtigen Schwunges beraubt war, wo Wallfahrten, prunkende Kirchenfeſte und werkheilige Religionsdienſte Aberglauben und Trägheit nährten und kaum ein Strahl der Aufklärung, die anderwärts die Welt zu erleuchten begann, in das Volksleben eindrang. Und wie ſollte der neue Fürſt, der getreu den Traditionen und dem politiſch-kirchlichen Syſteme ſeines Hauſes ſich von Jeſuiten und Geiſtlichen leiten ließ, von der Weltlage nur dürftige Kenntniſſe beſaß und der Richtung der Zeit gemäß die Würde und Ehre der Herrſchaft in äußerem Glanz und Schimmer, in Prunk und Hoffeſten erblickte, in dieſe träge und geiſtloſe Maſſe Wandel bringen, die Seele auf höhere Dinge lenken,

dem Volksleben einen würdigeren Inhalt geben, Thätigkeit und Erhebung schaffen? Und doch lenkte auch Karl Albrecht in die ehrgeizigen Bahnen ein, auf denen sein Vater zu einer deutschen Großmacht emporzusteigen gesucht, erneuerte das französische Bündniß, das unter Max Emanuel dem baierischen Land und Fürstenhaus so tiefe Wunden geschlagen, und unternahm einen Kampf gegen Habsburg, zu dem weder er selbst die nöthigen Kräfte und Eigenschaften noch das Land die zureichenden Truppen und Geldmittel besaß. Wir werden bald die klägliche Rolle kennen lernen, welche Frankreichs Ehrgeiz und Herrschsucht den baierischen Kurfürsten in dem österreichischen Erbfolgekrieg gegen Maria Theresia spielen ließ. Der Pariser Hof gewährte ihm Heere zur Erwerbung von Kronen und Geld zur Befriedigung seiner Prachtliebe und seines Aufwandes, in der Absicht dadurch den Kaiser und den deutschen Reichskörper ganz in Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. Ein schwacher Fürst, dem es ein wichtiges Anliegen war, einen Ritterorden (vom heil. Georg) zu gründen und vom Papste bestätigen zu lassen, dessen Mitglieder sechzehn Ahnen haben und sich zur Vertheidigung der katholischen Kirche verpflichten mußten, wollte einer aufgeklärten, mit Klugheit und Herrschergaben ausgerüsteten königlichen Frau wie Maria Theresia das österreichische Erbe entreißen, das ihr durch ein Hausgesetz und durch Verträge, die fast ganz Europa gewährleistet hatte, zugesichert worden war!

Als Karl Albrecht, der den Kaisertitel mit seiner Freiheit und seinem Lebensglück erkaufte, vor Beendigung des Krieges kummervoll in die Grube hinabfuhr, lenkte sein Sohn und Nachfolger Maximilian Joseph wieder in bescheidenere Bahnen ein und entsagte den hochfliegenden Träumen und der überspannten Politik des Vaters und Großvaters. Maximilian Joseph 1745—1777. Nachdem er durch den Frieden von Füßen in den Besitz der Kurlande getreten, war er nach Kräften bemüht, die Wunden, die der Krieg geschlagen, durch zweckmäßige Einrichtungen zu heilen, den gesunkenen Wohlstand zu heben, viele Mißstände zu beseitigen, ein geistiges Leben zu wecken, eine würdigere Gesetzgebung anzubahnen. Besonders erfreute sich die Volkswirthschaft einer aufmerksamen Pflege: der Ackerbau wurde verbessert und durch Einführung des Klee- Hopfen- und Kartoffelbaues vervollkommnet; die Industrie gewann durch neuangelegte Manufacturen und Fabriken; der Bergbau wurde gehoben. Ein neues Gesetzbuch, durch den Kanzler Kreitmayr redigirt, trat ins Leben, Justiz und Gerichtswesen wurden verbessert, gegen Bettler und Landstreicher, deren Zahl zu einer erschrecklichen Höhe gestiegen war, wurden strenge Strafverordnungen erlassen und dem Müßiggang gesteuert; die Schulen erhielten eine zweckmäßige Organisation. Doch konnten die Nachwirkungen der früheren Mißregierungen auch durch Max Joseph nicht beseitigt werden. Wohl suchte er die Universität Ingolstadt aus dem Zustande der Rohheit und Barbarei, in die sie seine Vorgänger hatten gerathen lassen, emporzuheben; aber die Jesuiten blieben nach wie vor im Alleinbesitz der akademischen Stellen und beherrschten den Beichtstuhl und die Erziehung der vornehmen Jugend. Wohl beförderte er Künste und Wissenschaften durch die Gründung der Münchener Academie (1759), durch den Bau eines Schauspielhauses, durch Errichtung einer Capelle und einer Maler- und Zeichnungsschule: aber in dem von Geistlichen und Mönchen geleiteten, von der Nacht des Aberglaubens bedeckten Baiern blieb die Volksbildung stets zurück und die Wissenschaft ohne praktische Wirksamkeit. Die Finanzunternehmungen des wohlmeinenden Kurfürsten wurden unter den Händen hartherziger und eigennütziger Amtleute eine Quelle neuer Bedrückungen, und was halfen alle Anordnungen zur Hebung und Besserstellung des Bauernstandes, wenn der Kurfürst das Jagdwesen und den Wildstand unverändert fortbestehen ließ, damit er selbst und der rohe Landadel sich an dem gewohnten Waidwerk ergötzen könnten? Als Maximilian Joseph kinderlos aus der Welt ging, vereinigte kraft der Wittelsbacher Haus- und Erbverträge der uns bekannte

Karl Theodor 1777—1799.

Karl Theodor das Kurfürstenthum Baiern mit der Rheinpfalz. Wir werden die Irrungen und Streitigkeiten, welche bei dem Thronwechsel zwischen Oesterreich und Baiern entstanden, an einem anderen Orte kennen lernen: für Baiern war die Regierung des leichtsinnigen verschwenderischen Fürsten ein Rückschritt zu den alten traurigen Zuständen. Für seine Kunstliebe bot das damalige München keinen geeigneten Boden; die Aufhebung des Jesuitenordens brachte dem baierischen Lande keinen Vortheil, da der Kurfürst die eingezogenen Güter hauptsächlich der Stiftung einer baierischen Zunge des Malteserordens zuwandte und durch die Verfolgung der Illuminaten, durch Preßterrorismus und durch die strenge Ueberwachung alles geistigen Lebens in der Schule und im Staate deutlich genug erkennen ließ, daß er dem jesuitischen Geiste nach wie vor ergeben blieb und von dem Reformeifer seiner Zeit sich fern hielt. Am Ende seiner Regierung, heißt es bei einem neueren Geschichtschreiber, war das Land erschöpft und ohne Credit, das Heer in der elendesten Verfassung, die Stellen in der Armee wie im Civildienst durch Gunst verliehen oder verkauft, der größte Theil des Adels arm, der begüterte meist tief verschuldet, die Geistlichkeit unwissend, die Religion ein todtes Formenwesen, der Unterricht vernachlässigt, die Städte durch Magistrate niedergehalten, die jede freie Regung und Bewegung in Handel und Verkehr hemmten, das Landvolk unwissend und roh und durch die Bestechlichkeit der Beamten tief entsittlicht, in der Verwaltung die Herrschaft schrankenloser Polizeiwillkür.

d. Sachsen und Braunschweig-Hannover.

1. Kursachsen.

Kein deutsches Land hat wohl so viele Leiden und Drangsale aufzuweisen als das Kurfürstenthum Sachsen unter Friedrich August II., dem Starken (S. 677) und seinem Sohne Friedrich August III. Beide sind uns aus der Geschichte Polens zur Genüge bekannt. Wir wissen, daß der erstere seiner Sinnenlust, seiner Prachtliebe, seinem Ehrgeize den Glauben seiner Väter, die Liebe seiner Unterthanen und den Wohlstand seines Landes zum Opfer brachte, daß er durch seinen Religionswechsel die Stellung Kursachsens als Haupt des protestantischen Deutschlands verscherzte, um die leere Würde eines polnischen Wahlkönigs zu erlangen. Wir haben erwähnt, wie sehr der leichtsinnige, gewissenlose Fürst über Opern und Concerten, über Festlichkeiten und Lustschweigereien, über Buhlereien und Jagdgetöse die Thränen seines Landes während des schwedischen Krieges und die Leiden des gedrückten schwerbesteuerten Volkes übersah. Im J. 1708 legte der ständische Ausschuß dem Kurfürst-König die Noth ans Herz, welche durch die Naturalverpflegung des Militärs entstanden: „daß selbige, wenn sie auch aufs vorsichtigste und sparsamste eingerichtet würde, dennoch alle Geldverwilligungen übersteige, und in manchen Dörfern kein Brod mehr vorhanden sei, sondern das von den Kindern zuvor erbettelte den Soldaten gereicht werden müsse." Alle waffenfähige Mannschaft vom 20. bis zum 40. Jahr wurde zum Kriegsdienst aufgeboten, während die Ritterschaft sich durch ein Donativ von dem ihr obliegenden Roßdienst loskaufen durfte. Die Steuern und Auflagen für Kriegskosten und Militär, für die Landesregierung und die Hofhaltung, für Prachtbauten wie Elbbrücke, Zwinger u. a., für die von August II. begründete, von dem Nachfolger vermehrte Kunstsammlung überstiegen die Kräfte des Landes: man mußte durch Consumtionssteuern, durch Verpfändungen, durch Anlehen, durch Veräußerung von Domanialgut, durch hohe Verpachtung der Regalien und andere drückende und verderbliche Mittel die Einnahmen vermehren. „Der damalige Hof", heißt es in der churfächsischen Geschichte von Weiße, „war einer der glänzendsten in Europa, und sein Aufwand, der durch die Freigebigkeit des Königs gegen seine Günstlinge noch mehr vergrößert wurde, den Kräften des Staats so wenig

angemessen, daß er eine Hauptquelle der vielen Schulden und Abgaben wurde, welche das Land unter dieser und den folgenden Regierungen drückten. Schon das gewöhnliche Privatleben des Königs war auf einem Fuß eingerichtet, der bisher an den meisten Höfen unbekannt gewesen war und blos an dem Hofe Ludwigs XIV. ein Vorbild fand. Noch mehr aber suchte er seine Zeitgenossen an Pracht und Luxus bei außerordentlichen Feierlichkeiten zu übertreffen. Eine der berühmtesten ist das Lustlager bei Zeithayn, wo außer dem König von Preußen und dessen Kronprinzen 47 Fürsten gegenwärtig waren und welches 968,780 Thaler kostete. Hier wollte der König nicht nur seine Armee, die er in den Jahren 1726—1730 sehr verstärkt und durch französische Taktik geübt hatte, mustern und bewundern lassen, sondern auch seine Gäste durch Lustbarkeiten jeder Art in Erstaunen setzen." Von seinen Liebschaften und natürlichen Kindern erzählte man fabelhafte Dinge. Am gefeiertsten im Munde des Volks war die schöne Aurora von Königsmark und ihr Sohn Moriz von Sachsen, der in der Folge als französischer Marschall sich durch seine Kriegsthaten wie durch seine Ausschweifungen berühmt und berüchtigt machte.

Nicht minder traurig waren die öffentlichen Zustände Sachsens unter dem Sohn und Nachfolger gleichen Namens, den wir schon als König August III. von Polen kennen gelernt haben. Die Leiden und Bedrängnisse des Kurfürstenthums in den großen Kriegen zwischen Preußen und Oesterreich, die wir in einem andern Zusammenhange erfahren werden, wurden durch die innere Mißregierung noch vermehrt. Der stumpfsinnige arbeitscheue Kurfürst-König, der nur für Kunstgenüsse, Jagdgetöse und gesellige Unterhaltung Empfänglichkeit hatte, überließ die Regierung und die Sorge für die Finanzen gänzlich der Leitung des Grafen Heinrich von Brühl, welcher seinen Dienern und Creaturen Titel und Stellen verlieh, mit Kirchen- und Staatsämtern den schmählichsten Handel trieb, das Land mit Schulden und drückenden Steuern und Auflagen belastete und das sächsische Volk wie Leibeigene behandelte. Während die Unterthanen darbten, Land und Städte unter der Last der Abgaben verarmten, das Militärwesen und die heimische Industrie in Verfall geriethen, schwelgte Brühl, der gleich seinem Herrn zur katholischen Kirche übergetreten war, in Luxus und Pracht, ließ Modewaaren und Leckerbissen aus Paris kommen, baute auf der nach ihm benannten Terrasse über der Elbe einen prachtvollen Palast, erwarb sich durch Ausbeutung der königlichen Gunst Güter und Reichthümer und opferte die Ehre und Wohlfahrt des Staats seinem Eigennutz und seiner Selbstsucht auf. Um sich dem König gefällig und unentbehrlich zu machen, veranstaltete er Feste, Lustbarkeiten und Jagdpartien, sorgte für Theater und Kapelle und vermittelte die Anschaffung von Kunstwerken, Kleinodien und Prachtstücken. Der Tod des Königs, dem der des Ministers rasch folgte, befreite das Land von der verderblichen Verwaltung des Grafen Brühl.

Friedrich August III. 1733—1763.

Unter Augusts III. Sohn Friedrich Christian wurden durch die Minister Fritsch und Einsiedel Mittel und Wege gesucht, die unermeßliche Landesschuld, die auf dreißig Millionen Thaler gestiegen war, allmählich zu mindern und den gesunkenen Credit des Staats herzustellen. Zum Unglück des Landes starb der wohlgesinnte Kurfürst schon nach einigen Wochen; doch war sein Bruder Xaver, welcher während der Minderjährigkeit des Erbprinzen Friedrich August an der Spitze der vormundschaftlichen Regierung stand, kein unwürdiger Nachfolger. Schon in diesen Jahren wurde in die Bahnen eingelenkt, die dann der neue Kurfürst Friedrich August IV. während einer langen Regierung verfolgte. Unter ihm erlebte Sachsen glückliche und glänzende Zeiten und manche Wunde konnte vernarben; aber nach einigen Jahrzehnten trafen die Schläge des Unglücks mit neuer Gewalt Haupt und Glieder, Land und Volk. An dem Aufschwung, den zu jener Zeit Kunst, Literatur und Wissenschaft in Deutschland nahmen,

Friedrich Christian 5. Okt.—17. Decbr. 1763.

Friedrich August IV seit 1768.

hatte Sachſen und Thüringen keinen geringen Antheil; das Schulweſen erfuhr große Verbeſſerungen, die Rechtspflege wurde muſterhaft gehandhabt und die Friedenszeit in den ſiebenziger und achtziger Jahren wirkte wohlthätig auf Handel, Gewerbſamkeit und Ackerbau; die regſamen, häuslichen und ſparſamen Bewohner der Städte und Dörfer gelangten wieder zu Glück, Wohlſtand und Zufriedenheit.

2. Braunſchweig-Hannover. a. Lüneburg und Calenberg.

Die welfiſchen Beſitzungen zwiſchen Elbe und Weſer wurden nach zahlloſen Theilungen und Zerſtückelungen in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts in die zwei ungleichen Hälften vereinigt, die als Hannover und Braunſchweig eine geſchichtliche Exiſtenz erhielten. Doch fehlte viel, daß durch ein Hausgeſetz die Untheilbarkeit der Lande oder die Erbfolge nach der Primogenitur wäre feſtgeſtellt worden; vielmehr wurde ſowohl der größere Ländercomplex, der in der Folge zu dem Kurfürſtenthum Hannover verbunden ward, als der kleinere, der als Herzogthum Braunſchweig noch bis zur Stunde einen deutſchen ſelbſtändigen Kleinſtaat bildet, im ſiebenzehnten Jahrhundert noch häufig genug unter verſchiedene Linien getheilt. Herzog Georg, der während des dreißigjährigen Krieges ſich durch Tapferkeit und politiſche Klugheit hervorthat, teaf bei ſeinem Tode 1641 die teſtamentariſche Beſtimmung, daß die hannoverſchen Lande in die beiden Herzogthümer Lüneburg (Celle) und Calenberg (Hannover) geſchieden, dieſe aber nicht weiter getheilt werden ſollten. Demgemäß regierte nach dem Tode ſeines Bruders Friedrich vom J. 1648 ab von Georgs vier Söhnen der älteſte Chriſtian Ludwig, ein friedliebender für die Wohlfahrt und Bildung ſeiner Unterthanen eifrig beſorgter Fürſt bis zu ſeinem Tode 1665 in Celle, während der zweite Georg Wilhelm, der ſich durch Studien und Reiſen höhere Bildung erworben und in der Schule Wilhelms von Oranien ſich kriegeriſche Erfahrungen geſammelt hatte, ſeine Reſidenz in Hannover aufſchlug. Aber die von der Culturwelt entlegene, damals noch kleine Stadt gewährte dem Herzog wenig Intereſſe: er übertrug die Regierung ſeinem geheimen Rathe und reiſte nach Italien, um mehrere Jahre in der Wunderſtadt Venedig zu verleben und ſich an den Beluſtigungen des Carnevals zu ergötzen. Als er im J. 1665 zurückkehrte, erfuhr er auf der Reiſe, daß ſein älterer Bruder Chriſtian Ludwig kinderlos geſtorben ſei. Georg Wilhelm verlangte nunmehr das Erbe des Erſtgebornen, Calenberg dagegen ſollte dem dritten Sohne des Herzogs Georg, Johann Friedrich zufallen. Dieſer, der bisher gleichfalls meiſtens in Italien gelebt hatte, trotz aller Vorſtellungen der Familie und der Stände in Rom 1651 zur katholiſchen Kirche übergetreten war und auch andere aus ſeiner Umgebung, wie den Hofmarſchall von Moltke, den Freiherrn von Knigge, den Profeſſor Blume von Helmſtädt zu dem gleichen Schritte gebracht hatte, erhob jedoch Anſprüche auf Lüneburg; beide riefen die Unterſtützung der Großmächte an und es ſchien, als ob ein verderblicher Bruderkrieg über die hannöveriſchen Lande hereinbrechen ſollte. Doch wurde in dem Hildesheimer Receß ſchließlich eine Ausgleichung erzielt: Georg Wilhelm erhielt Lüneburg, gab aber zu, daß Grubenhagen davon getrennt und mit Calenberg vereinigt, ſomit das Herzogthum Johann Friedrichs vergrößert wurde. Leicht hätte unter der Regierung dieſes energiſchen, klugen und gelehrten Fürſten, der wie die Fürſtenberge in Ludwigs XIV. Sold und Schutz ſtand und mit dem Eifer eines Neophyten den Meß- und Reliquiendienſt, Mönche und Jeſuiten liebte und begünſtigte, die Rekatholiſirung Hannovers große Fortſchritte machen können, hätten nicht der geheime Rath Grote und der Superintendent Gerhard Molanus gewaltſame Schritte hintertrieben und wäre nicht der Herzog im J. 1679, als er ſeine fünfte Reiſe nach Italien angetreten, in Augsburg ohne männliche Nachkommen geſtorben. Nach ſeinem Tod trat ſein jüngſter Bruder Ernſt Auguſt, Inhaber des Bisthums Osnabrück, an ſeine Stelle, derſelbe Fürſt, den wir bereits als Gemahl der Pfalzgräfin Sophie kennen gelernt haben (S. 575).

Chriſtian Ludwig von Lüneburg 1648—1665. Georg Wilh. von Calenberg bis 1665 dann in Lüneburg † 1705.

Johann Friedrich bis 1679.

Ernſt Auguſt bis 1698 in Calenberg.

Die Prinzessin war ursprünglich mit Georg Wilhelm verlobt gewesen; dieser trug jedoch mehr Gefallen an einem freien ungebundenen Leben, um ungestörter seiner Reiselust sich hingeben zu können, und bewog daher seinen jüngsten Bruder an seine Stelle zu treten, indem er sich zugleich schriftlich verpflichtete, keine Ehe zu schließen. Er blieb seiner Zusage lange treu, da er bei näherer Bekanntschaft mit seiner geistreichen Schwägerin für Sophie selbst große Neigung empfand, welche von diese getheilt wurde. Als er aber einst bei einem Besuche auf dem Schlosse zu Ibueg eine französische adelige Dame von hoher Schönheit, Eleonore d'Olbreuse kennen lernte, bereute er sein Versprechen. Er bewog die Geliebte, die Seine zu werden und schloß nach einiger Zeit ein Ehebündniß mit ihr, und als sie im J. 1666 eine Tochter, Sophie Dorothea gebar, bewirkte Georg Wilhelm am kaiserlichen Hofe, daß dieselbe legitimirt und die Mutter, die bisher als Madame de Harbourg bekannt war, als Gräfin von Wilhelmsburg anerkannt ward (1674). Sie erhielt eine standesmäßige Ausstattung und einen Hofstaat, der hauptsächlich aus Feanzosen bestand. Doch sollte das geltende Sueeessionsrecht dadurch keine Aenderung erleiden. Unter dieser Bedingung gab die Familie die Zustimmung, daß die Reichsgräfin von Wilhelmsburg zur Herzogin, ihre Tochter zur Prinzessin von Braunschweig und Lüneburg erhoben würde (1680). Diesem folgte zwei Jahre später noch ein weiterer Familienvertrag, kraft dessen Georg Ludwig, der älteste Sohn Ernst Augusts von Calenberg sich mit Sophie Doeothea vermählen und zugleich die Primogenitur eingeführt werden sollte. Dadurch wurde die Vereinigung der beiden Herzogthümer nach dem Tode Georg Wilhelms bewirkt. Seitdem wuchs das hannoversche Haus wie ein Palmbaum empor. Wir wissen, daß Ernst August, dem seine kluge Gemahlin Sophie, und verständige Räthe wie Platen, Geote, Voß rathend zur Seite standen, den Rang eines Kurfürsten des Reichs erlangte und daß derselbe Sohn Georg Ludwig als Georg I. den Theon von Großbritannien bestieg. In den drei letzten Jahrzehnten, als die unruhige Leidenschaft sich gelegt, zeigte sich Georg Wilhelm als trefflichen Regenten, gleich bedacht für die Wohlfahrt seines Landes wie für eine würdige Stellung nach Außen. Zum Kreisobersten des niedersächsischen Keeises ernannt, nahm er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Ernst August Theil an dem Kriege des Reiches wider Frankreich; aber sein Versuch, bei der Gelegenheit die schwedischen Besitzungen von Bremen und Verden an das welfische Haus zu bringen, wurde durch Ludwig XIV. vereitelt. Wie Pommern, so mußten auch die Territorien an der Weser im Rymweger Frieden zurückerstattet werden. In dem zweiten Coalitionskrieg stand er dem Oranier und den Generalstaaten zur Seite. Bei dem kinderlosen Tode des Herzogs Julius Franz von Sachsen-Lauenburg (1689) machte Georg Wilhelm die Rechte des welfischen Hauses kraft einer alten Eebveebrüderung geltend und bahnte den Anfall dieses Herzogthums an das Kurhaus Hannover an. Auf seine Anregung wurde die Stadt Beaunschweig, die gegenüber dem Herzog Rudolf August von Wolfenbüttel fast reichsstädtische Rechte in Anspruch nahm, in die Stellung gewiesen, die den übrigen Welfenstädten entspeach. Das Kirchen- und Schulwesen wurde in liberalem Sinne reformirt, eine Wittwen- und Waisenkasse gegründet.

Erwerbung der Kurwürde.

Nicht ohne innere Kämpfe gelangte der jüngste Bruder Ernst August von Calenberg zu dem Ziele, das ihm sein staatsklugee Ehegeiz eingegeben. Sein jüngerer Sohn Maximilian Wilhelm suchte durch eonspieatorische Umtriebe das Gesetz der Untheilbarkeit und Primogenitur umzustürzen und ließ sich in staatsverrätherische Veebindungen ein, die dem Zwischenträger Moltke einen gewaltsamen Tod auf dem Schaffot, ihm selbst Haft und freiwillige Verbannung brachten. Mit Maximilian Wilhelms Auswanderung entging Hannover zum zweitenmal der Gefahr einer Religionswandlung; denn auch er stand mit Wien und Rom in vertraulichen Beziehungen und trat, wie

früher sein Oheim und Moltke, zur katholischen Kirche über. Erst zwei Jahre vor dem Tode Ernst Augusts erlangte das Primogeniturgesetz allseitige Anerkennung (1696), nachdem vorher der Herzog die Kurwürde erworben. Diese Rangerhöhung konnte nur nach jahrelangen Unterhandlungen, unter großem Widerstand der übrigen Kurfürsten mit Ausnahme Brandenburgs, erzielt werden. Das ganze katholische Deutschland wehrte sich gegen die Mehrung der protestantischen Stimmen im Kurcollegium: und selbst die jüngere oder Wolfenbüttel'sche Linie des Welfenhauses erhob aus Stammeseifersucht Einsprache gegen die Bevorzugung des verwandten Hauses. Nur für den Fall wollten sie die Würde zulassen, daß dieselbe für das braunschweig-lüneburgische Gesammthaus nachgesucht und dann stets von dem Aeltesten des ganzen Welfenhauses repräsentirt werde. „Dieses Senioratsrecht nahm dann aber wieder die wolfenbüttel'sche Linie speciell für sich in Anspruch, weil sie von dem älteren Sohne Ernst des Bekenners, Heinrich († 1598), die calenbergische aber nur von dem jüngeren Wilhelm († 1592) abstamme. Die Deductionen in diesem Geiste wuchsen wie Pilze aus der Erde." Erst als Ernst August dem Kaiserhause in seiner Bedrängniß gegen die Türken im Osten und gegen Frankreich im Westen namhafte Unterstützungen in Aussicht stellte, wurde endlich die Opposition überwunden. Nachdem durch den Reichstag die Erhebung Hannovers zu der Kurwürde beschlossen (17. Okt. 1692), erfolgte in Wien die feierliche Belehnung (9. Decbr.). Aber noch immer kamen die Gegner nicht zur Ruhe; auch auf dem Friedenscongreß zu Ryswick konnte die allgemeine Anerkennung der europäischen Mächte nicht erzielt werden. Erst nach Ernst Augusts Tode gelangte endlich sein Sohn Georg Ludwig zum Ziel, nachdem er in Gemeinschaft mit seinem Oheim und Schwiegervater Georg Wilhelm von Celle den widerspenstigen Vetter Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel durch Drohungen und Versprechungen zum Aufgeben seines Protestes gebracht und nach dem Tode Georg Wilhelms (28. Aug. 1705) alle hannoverschen Lande unter seinem Scepter vereinigt hatte. Nunmehr erfolgte die feierliche Aufnahme Georg Ludwigs in das Kurfürstencollegium und die Uebertragung des Reichsamtes eines Erz-Schatzmeisters (Sept. 1708). Unter welchen Umständen der Kurfürst auf den Thron von England gelangte, so wie die häuslichen Zerwürfnisse mit seiner Gemahlin Sophie Dorothea von Celle haben wir früher kennen gelernt (S. 891). Wie der Vater Ernst August zum großen Schmerz seiner tugendhaften Gemahlin mit der Frau seines geheimen Raths Piaten im ehebrecherischen Umgang lebte, so der Kurprinz mit dem Fräulein von der Schulenburg und mit mehreren andern hochgestellten Damen. Uebrigens war Georg Ludwig ein willensstarker weltkluger Mann von großer Arbeitskraft aber wortkarg, verschlossen und mit seinem Urtheil zurückhaltend. — Die Verbindung mit England gereichte dem Lande Hannover nicht zum Nachtheil. Die englischen Könige behandelten ihr deutsches Stammland stets mit Vorliebe und wendeten ihm von ihrem Ueberfluß Manches zu. Georg I. verweilte lieber in Deutschland als in England, wo er sich immer fremd fühlte; er bewirkte daher, wie erwähnt, die Beseitigung der Bestimmung, daß der König nicht ohne Erlaubniß des Parlaments den englischen Boden verlassen dürfe, aus der Sueessionsakte und benutzte dann jede Veranlassung, um sein Stammland zu besuchen. Auf einer solchen Reise starb er am 22. Juni 1727 und wurde in Hannover begraben. Unter Georg II., dem Sohne Georg Ludwigs und der unglücklichen Sophia Dorothea auf Schloß Ahlden, deren unverdientes Schicksal er dem Vater nie vergeben konnte, wurde auf Betreiben und unter Mitwirkung des hochsinnigen hannoverschen Ministers Gerlach Adolf von Münchhausen im Jahre 1737 die Universität Göttingen gegründet, eine weithinstrahlende Leuchte im nördlichen Deutschland. Aber die Vortheile, die das Kurfürstenthum durch die Verbindung mit der Großmacht erhielt, bezahlte es mit einer abhängigen Unterordnung und dem Aufgeben alles sel-

Georg Ludwig 1698 (1705) —1727.

ständigen politischen Lebens. Hannover sank zu einem deutschen Kleinstaat herab, der von London aus seine Impulse erhielt. Unter der Aristocratie riß ein dünkelhafter Ehrgeiz und Hochmuth und ein rechthaberisches Selbstgefühl ein. Die Standesinteressen überwogen die vaterländischen.

An Größe und äußerer Machtstellung blieb das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel hinter dem andern welfischen Stammland zurück; dafür erlangte sein Fürstenhaus die höchsten militärischen Ehren. Als der eigentliche Gründer der Braunschweig-Wolfenbüttel'schen Linie ist Herzog August der Jüngere zu betrachten, ein durch Studien und weite Reisen gebildeter Fürst, der nach Kräften bemüht war die Wunden zu heilen, die der große deutsche Krieg dem Lande geschlagen, und neben der Verbesserung des Gerichtswesens besonders auf Hebung des Unterrichts und der Volksbildung bedacht war. Die Wolfenbütteler Bibliothek ist hauptsächlich seine Schöpfung. Auch er suchte durch Einführung der Primogenitur weiteren Theilungen vorzubeugen; allein die Absicht wurde nur mangelhaft durchgeführt: nicht nur daß sein Erstgeborner Rudolf August, dem die Staatsgeschäfte zur Last waren, seinen Bruder Anton Ulrich zur Mitregierung in Braunschweig-Wolfenbüttel berief; sein jüngster Bruder Ferdinand Albrecht I. vereinigte einen namhaften Theil der Besitzungen zu einem eigenen Herzogthum Braunschweig-Bevern und wurde der Stifter einer besonderen Linie, der eine große Zukunft beschieden war. Unter Rudolf August wurde, wie erwähnt, durch die Veranstaltung des gesammten Welfenhauses die Stadt Braunschweig gezwungen, ihre Ansprüche auf Autonomie aufzugeben und dem Herzog Huldigung zu leisten. Obwohl später zur Hauptstadt des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel erhoben gelangte sie nie wieder zu dem Glanze, in dem sich die alte Hansastadt gezeigt hatte. Von den beiden regierenden Brüdern war der zweite, Anton Ulrich, weitaus der bedeutendere. „Er war ein stattlicher Mann, gebieterisch und gleichzeitig durch Freundlichkeit gewinnend, prachtliebend, weltklug, nicht ohne Neigung für Intrigue und rasch in der Ausführung, von fein berechneten Entwürfen." Durch Studien und Reisen mit Künsten und Wissenschaften befreundet hat er sich besonders die Hebung der Bildung seines Landes angelegen sein lassen. Von seiner Liebe für die Wissenschaften giebt die Wolfenbütteler Bibliothek, die er bedeutend vermehrte, Zeugniß, von seinen literarischen Arbeiten ist S. 765 die Rede gewesen. Dort wurde auch erwähnt, daß er noch in seinem hohen Alter zur katholischen Kirche übertrat. Es geschah dies um dieselbe Zeit, als seine Enkelin Elisabeth Christine bei ihrer Vermählung mit dem Erzherzog Karl von Oesterreich gleichfalls die Religion wechselte (S. 827). Er hoffte sich dadurch am Wiener und Versailler Hof in Gunst zu bringen und die Erhebung Hannovers zur Kurwürde, gegen die er viele Jahre selbst mit conspiratorischen Mitteln vergeblich gearbeitet hatte, zu hintertreiben oder rückgängig zu machen. Da der ältere Bruder Rudolf August, der keine Söhne besaß und nach dem Tode seiner Gattin ein unebenbürtiges Ehebündniß mit „Madame Rudolphine", der Tochter des Chirurgen Menthe von Minden geschlossen hatte, im Jahre 1704 starb, so übernahm Anton Ulrich allein die Regierung in Braunschweig-Wolfenbüttel, die bei seinem Tode (1714) auf seinen Sohn August Wilhelm überging, einen lebensfrohen freundlichen Herrn, dem es aber an Charakterfestigkeit und Menschenkenntniß gebrach. Um seinem Hang zu glänzender Hofhaltung und seiner Bauluft fröhnen zu können, wozu die Kammereinkünfte nicht hinreichten, schloß er mit England einen Subsidienvertrag, worin er sich gegen eine Summe von 25000 Pf. St. zur Lieferung von 5000 Mann verpflichtete. Unwürdige Günstlinge genossen und mißbrauchten sein Vertrauen. Obwohl dreimal verheirathet starb August Wilhelm kinderlos, und nun übernahm sein Bruder Ludwig Rudolf, der bisher die Grafschaft Blankenburg besessen, die Regierung,

b. Braunschweig-Wolfenbüttel.

August der Jüngere † 1666.

Rudolf August † 1704.

Anton Ulrich † 1714.

Ferdinand Albrecht von Br. Bevern. 1687.

Juni 1671.

August Wilhelm † 1731.

Ludwig Rudolf † 1735.

ein einsichtsvoller kräftiger Fürst, welcher die unter seinem Bruder eingerissenen Unordnungen zu beseitigen und den gesunkenen Wohlstand zu heben bemüht war. Aber schon nach vier Jahren ging auch er kinderlos aus der Welt und nun gelangte der Sohn jenes Ferdinand Albrecht, des Stifters der Bevernschen Linie, der den Namen des Vaters trug, zum Besitz der gesammten Braunschweigschen Lande. Ferdinand war ein tapferer Soldat, der sich in den kaiserlichen Heeren während der Türken- und Franzosenkriege ausgezeichnet hatte. Aber er starb noch in demselben Jahre und hatte seinen Erstgeborenen Karl zum Nachfolger. Den zweiten Sohn Anton Ulrich haben wir früher als Gemahl der russischen Kaiserin Anna kennen gelernt (S. 910). Dem dritten Sohne Ludwig Ernst, der die kriegerische Laufbahn einschlug, die dem Geschlechte so hohen Ruhm eintragen sollte, werden wir später als Generalcapitän der Republik Holland und Vormund des Erbstatthalters Wilhelm V. begegnen. Die drei jüngeren Söhne Ferdinand, Albrecht und Friedrich Franz dienten unter Friedrich II., dessen Gemahlin Elisabeth Christine ihre Schwester war, in den preußischen Heeren mit Ruhm und Auszeichnung. Wir werden des tapferen Feldherrn Ferdinand und seines Neffen und Großneffen gleichen Namens noch des öfteren gedenken müssen. Bei so nahen Beziehungen zu Preußen wurde das Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel in die Geschicke dieses Staats verflochten und theilte mit demselben die Tage des kriegerischen Ruhmes wie die des Unglücks und der Leiden. Während sein Bruder, der ältere Ferdinand sich in den Schlachten des siebenjährigen Krieges Lorbeern erkämpfte und dann auf seinem Schlosse zu Vechelde in der Zurückgezogenheit des Privatlebens seine späteren Tage verbrachte, richtete der mit einer preußischen Königstochter vermählte Herzog Karl, der sich für den Zwang und die Enthaltsamkeit, die ihm eine rigorose Erziehung in der Jugend auferlegt, durch Hingebung an eine schrankenlose Freiheit und Eigenwilligkeit zu entschädigen suchte, in Braunschweig Hof und Regierung in einer Weise ein, wie sie der neuen glänzenden Rangstellung des Hauses zu entsprechen schien. Ein Mann von unternehmendem Geiste, von Bildung und Einsicht hat er manche zweckmäßige Einrichtungen ins Leben gerufen, das Schulwesen gehoben, unter dem Beirathe des Abtes Jerusalem das Collegium Carolinum gegründet, und an der Reformthätigkeit seiner Zeit regen Antheil genommen. Aber diese Lichtseiten wurden durch große Schatten verdunkelt. Leidenschaftlich, genußsüchtig, verschwenderisch gab er sich den Freuden des Hoflebens im Uebermaß hin; Braunschweig, die neue Residenzstadt, sollte ein kleines Versailles darstellen. Ein prachtvolles Theater, das einen Zuschuß von jährlich 70,000 Thalern erforderte, die glänzende Hofhaltung, der großartigste Aufwand, die Unterhaltung schöner Frauen, kostspielige Reisen, leidenschaftlicher Hang zum Glücksspiel, die Vermehrung des Militärs, Karls Projektenmacherei und seine „alchymistischen Versuche" verschlangen unermeßliche Summen und machten die Lage des Landes trauriger denn je. „Die Ausgaben überschritten die Einnahmen um jährlich 80,000 Thaler und die Schuldenmasse des Herzogthums erhöhte sich bis auf fast zwölf Millionen. Der Minister von Schliestädt hatte seine liebe Noth, bei solchen Finanzverhältnissen noch immer Geld beizuschaffen, und doch ward es täglich von ihm verlangt." Von dem Hofe Karls hat Lessing die Züge für sein Drama Emilia Galotti entlehnen können. Dann und wann schnitt ihm die Noth des Volkes ins Herz, dann sann er auf Abhülfe und wollte die Lasten vermindern. Aber es fehlte ihm an der erforderlichen Thatkraft. „Mit Heftigkeit ging er auf die ihm vorgelegten Pläne ein, um sie eben so rasch über einen neugebotenen Sinnengenuß wieder zu vergessen." Als später der Erbprinz Wilhelm Ferdinand an der Regierung Theil nahm, wurden manche Schäden und Mißstände beseitigt; daß aber auch er in dem englisch-americanischen Krieg an dem Soldaten-

Karl † 1780.

handel ſich betheiligte, um die Finanzlage zu beſſern, hat auf ſeinen berühmten Namen einen düſtern Schatten geworfen.

3. Kirchliche und religiöſe Zeitrichtungen.

Kirchliche Gegenſätze in der evang. Kirche.

Wenn im ſiebenzehnten Jahrhundert von Seiten der Jeſuiten und Ultramontanen die gegenreformatoriſchen Verſuche auch noch nach dem weſtfäliſchen Frieden andauerten, das Herüberziehen der proteſtantiſchen Confeſſionsverwandten in die römiſch-katholiſche Kirche, ſei es mit Gewalt oder durch Ueberredung und Verführung, ein Hauptanliegen des päpſtlichen Klerus bildete; ſo fand man ſich im achtzehnten Jahrhundert mehr und mehr in die Nothwendigkeit, mit den gegebenen Factoren zu rechnen, das Beſtehende zur Baſis und zum Ausgangspunkt religiöſer Thätigkeit und Beſtrebungen zu machen. Da traten denn vorzugsweiſe zwei Tendenzen zu Tage, je nachdem man nach einer Verſöhnung der confeſſionellen Gegenſätze, nach einer Ausgleichung der Unterſcheidungslehren ſtrebte und neben dem Beharren auf der Autorität der Kirche auch für einige Reformen und dogmatiſche Milderungen Raum ließ; oder im Schooße der eigenen Bekenntniſſe nach Heilmitteln für einſeitige bedenkliche Richtungen ſuchte. Es war ein edles Beſtreben der Helmſtädter Hochſchule, die ſcharfen Glaubensſätze der Bekenntnißſchriften abzuſchwächen, eine weitherzige Gleichberechtigung und Verwandtſchaft der verſchiedenen Religionsgeſellſchaften an die Stelle rechtgläubiger Ausſchließlichkeit und Verketzerungsſucht zu ſetzen und auf einen Zeitpunkt zurückzugehen, wo der Entwickelungs- und Ausbildungsprozeß des Chriſtenthums noch nicht zu Formen und Dogmen erſtarrt war, mit denen Vernunft und Natur nicht vereinbar ſind: aber die realen Gewalten waren ſtärker als die ireniſchen und humaniſtiſchen Beſtrebungen. Ein ſo vornehmer Geiſt wie Leibniz mochte von ſeiner wiſſenſchaftlichen Höhe herab wohl an die Möglichkeit einer idealen Weltverſöhnung unter der Fahne Chriſti glauben, ſelbſt wenn die Nachfolger des erſten Apoſtels dieſelbe emporhalten würden; aber die praktiſchen Vorkämpfer der Kirche verſtanden unter einer Union nur die Rückkehr des verlornen Sohnes in das Vaterhaus. Für den gelehrten Biſchof Boſſuet gab es ſchließlich doch nur eine Kirche, wie ſie das Tridentiner Concil geſchaffen. Der Abfall einiger hervorragenden Perſönlichkeiten vom evangeliſchen Glauben wurde nicht ganz mit Unrecht als Zeichen gedeutet, welche Conſequenzen der Ultramontanismus aus der idealen Seelenrichtung im feindlichen Heerlager zu ziehen wiſſe. — Für die orthodoxen Lutheraner in Leipzig und Wittenberg, welche von vorne herein alle Unionsgedanken von ſich wieſen, war das Fehlſchlagen der liberalen und latitudinariſchen Beſtrebungen eine Veranlaſſung, den ſtarren Dogmatismus und Symbolglauben noch ſchroffer auszubilden, das Himmelreich an den Buchſtaben und die Ausdrücke der Concordienformel zu knüpfen, die Sittenlehre und die unmittelbare Hingebung der Seele an das Göttliche gering zu achten und die

Religionsübung in einen Lippendienſt zu verwandeln. Luther hatte die Menſchheit aus dem Joche der Tradition erlöſt, ſagte Leſſing von den Theologen dieſer Zeit, ſeine Nachfolger luden ihr dafür das noch unerträglichere Joch des Buchſtabens auf. Wie aber jede Uebertreibung den Widerſpruch als Heilmittel hervorruft, ſo trat der Leipziger Orthodoxie eine Richtung entgegen, welche von Spener, Hermann Francke und ihren Geſinnungsgenoſſen ausgebildet, das Chriſtenthum als Sache des Herzens und Willens betrachtete, deſſen Frucht die Heiligung ſei oder die innere Wiedergeburt des Menſchen durch den Beiſtand der Gnade Gottes. Dieſe Richtung, welche auf der Univerſität Halle ihr ſiegreiches Banner aufpflanzte, trat dem unfruchtbaren kalten Verſtandeswerk der Orthodoxen mit einer Religion der Gottesliebe, der Frömmigkeit im Leben, des werkthätigen Chriſtenthums entgegen, den Spott und die Verleumdung der Gegner, die ihnen den Namen „Pietiſten“ ertheilten, durch ihr Thun und ihre Wirkſamkeit widerlegend. Aber auch der Pietismus trug krankhafte Keime in ſeinem Schooß, dieſe traten mehr und mehr hervor, als der Gegenſatz, durch deſſen Bekämpfung die Häupter der pietiſtiſchen Richtung ihre Bedeutung für die menſchliche Seelenbildung und ihre Popularität erlangt hatten, allmählich unter der Macht des Zeitgeiſtes verſchwand oder gemildert ward. Als die Polemik gegen eine rohe Glaubenstyrannei gegenſtandslos geworden, verfielen die Pietiſten einem Sektengeiſte, der ſich nicht durch Liebeswärme, ſondern durch Abſonderung von der Welt und der übrigen Menſchheit und durch eine dünkelhafte Selbſtgerechtigkeit zu erkennen gab. Nur in der Sekte der Herrnhuter lebt der werkthätige praktiſch-religiöſe Geiſt eines Spener und Francke, aus deren Kreis der Stifter der „Brüdergemeinde“ Graf Zinzendorf hervorgegangen war, noch bis zur Stunde fort. Aehnlich in Urſprung und Entwickelung mit den Pietiſten und Herrnhutern war der engliſche Methodismus, wogegen die Swedenborgſche Sekte, die auch in Deutſchland einige Ausläufer hat, mehr in die myſtiſch-theoſophiſchen Speculationen eines Jacob Böhme einlenkte.

Die kathol. Kirche.

Wie in der evangeliſchen Kirche tiefere Gemüther auf andere Weiſe als die herrſchende Theologie vorſchrieb, ihr religiöſes Bedürfniß zu befriedigen, durch innigere unmittelbare Verbindung ſich mit Gott zu vereinigen ſtrebten; ſo ſuchten auch in der katholiſchen Kirche ernſtere Naturen durch verſchärfte Aſcetik oder wiſſenſchaftliche Studien der religiöſen Erſchlaffung und Verflachung entgegenzuwirken. Waren jene befliſſen, gleichgeſinnte Seelen in Conventikeln und Sekten um ſich zu ſammeln, ſo glaubten dieſe durch Gründung neuer Orden und Genoſſenſchaften innerhalb der Kirche dem zunehmenden Indifferentismus entgegenarbeiten, die religiöſe Abſpannung durch geiſtliche Uebungen anreizen, das katholiſche Bewußtſein ſchärfen und beleben zu müſſen. Frankreich war der fruchtbarſte Boden für dieſe Beſtrebungen. Gegenüber dem Janſenismus von Port-Royal und dem Quietismus, die eine von der Papſtkirche abweichende Richtung nahmen, ſuchten Andere durch Stärkung und Wiederbelebung älterer Ordensregeln den

altkatholischen Instituten eine den Bedürfnissen der Zeit mehr entsprechende Organisation zu geben. So lebte der wissenschaftliche Geist des Benedictinerordens in der Congregation von St. Maurus wieder auf. Aus dem Schooße der von Bénard gegründeten Religionsgenossenschaft der Mauriner gingen bedeutende Werke gelehrten Forschungs- und Sammelfleißes auf geschichtlichem und sprachlichem Gebiete hervor. Man braucht nur an die großartigen Arbeiten von Mabillon, von Montfaucon, von Ducange, an die Art de vérifier les dates, an die trefflichen Ausgaben älterer Kirchenschriftsteller zu erinnern. So war der von dem französischen Abte La Rancé († 1700) in dem Kloster La Trappe erneuerte Trappisten-Orden, in welchem der Stuart Jacob II. Ruhe vor den Weltstürmen suchte, eine Wiederherstellung des ursprünglichen Cistercienserordens mit erhöhter Enthaltsamkeit und Abgeschlossenheit; denn selbst der Trost des Gesprächs und der Wissenschaft war ihnen versagt. So gründete der Abbé de la Salle (1724) den Orden der Brüder der christlichen Schulen (Ignorantins), vornehmlich zur Bildung künftiger Lehrer im Geiste der Gesellschaft Jesu. Auch die „Genossenschaft vom allerheiligsten Erlöser", oder Redemptoristen, gestiftet von dem Neapolitaner Alfons Maria Liguori († 1787), „dem der Wille des Papstes der Wille Gottes war", sollte neben der Armen- und Krankenpflege dem Volksunterricht dienen. Der Redemptoristenorden war eine Abart der Jesuiten, deren Tendenzen und Grundsätze in den Tagen der Bedrängniß im Schooße der befreundeten Brüderschaft Schutz suchten. — Um der Macht geistiger Aufklärung, welche im Gefolge der Reformation über die Welt zog, entgegenzuwirken, wendete die römische Kirche der Erziehung und dem Unterrichte im Geiste katholischer Gläubigkeit mehr Sorgfalt zu. Zu dem Ende wurden auch Vereine ohne Gelübde gegründet. Von der Art waren die Schwesterschaften „zur Anbetung des Herzens Jesu und Maria's", die „von den Jesuiten auf Anregung liebeschwärmender Nonnen empfohlen" von Rom nach einigem Bedenken gestattet wurden und in den Zeiten der kirchlich-politischen Reaction eine weite Verbreitung fanden.

1. Bekehrungen und Religionswechsel.

Die Bestimmungen des westfälischen Friedens hinderten die Jesuiten und Römlinge nicht, nach wie vor die Bekehrung der Protestanten mit allen Mitteln zu betreiben und das friedfertige Nebeneinanderleben der verschiedenen Confessionen zu stören. Einige katholische Regierungen fuhren fort, ihren andersgläubigen Unterthanen die Ausübung ihres Gottesdienstes und den Genuß der Sacramente zu versagen und dadurch allmählich die kirchliche Einheit in ihren Erbstaaten zu begründen. Besonders wurden in Oesterreich, wo die Evangelischen nicht in die Toleranzbestimmungen des westfälischen Friedens inbegriffen waren, die Bedrückungen akatholischer Gemeinden und die Bekehrungen hervorragender Anhänger der augsburger oder helvetischen Confession mit Erfolg fortgesetzt. War doch der Uebertritt von der protestantischen zur katholischen Kirche der sicherste Weg zu Aemtern und Würden, wie die kaiserlichen Räthe Bartenstein, Wiesenhüter, der Feldmarschall Traun und so viele andere bewiesen. Wo die Glaubenstreue dem Bekehrungseifer und den Verlockungen widerstand, schritt man, wie in Schlesien u. a. O., zu Landesverweisungen. Die Zugeständnisse, die der Schwedenkönig

Karl XII. erzwang (S. 838), wurden nach ſeinem Fall vergeſſen. Siebenbürgen ward den öſterreichiſchen Evangeliſchen Freiſtätte und Exil, ſeitdem in Ungarn die politiſche und kirchliche Reaction unter den Magnaten große Fortſchritte machte (S. 449. 456). In Salzburg waren ſeit dem 16. Jahrhundert ſtille Gemeinden Evangeliſch-
1729. geſinnter als fleißige Unterthanen geduldet worden, bis der Erzbiſchof Leopold Anton Graf von Firmlan ſie mit Gewalt bekehren wollte. Sie ſollten die Bibeln, die ſie in ihren Häuſern zu leſen pflegten, und ihre Gebets- und Andachtsbücher abliefern, die Meſſe beſuchen und den katholiſchen Gruß bieten. Ihre Weigerung wurde als Empörung gegen die Obrigkeit erklärt und zur Anwendung von Gewalt benutzt. „Da ſchwuren hundert Aelteſte auf die Hoſtie und geweihtes Salz in einer einſamen Kluft der Schwarzach unter der Sonntagsmorgendämmerung dem dreimaleinigen Gott Treue am evangeliſchen
31. Okt. 1731. Glauben und einander ein brüderlich Herz im Unglück.“ Das erzbiſchöfliche Emigrationspatent vertrieb ſie unter den härteſten Bedingungen von Haus und Hof; an 20,000, welche in ihrer Heimath an Hab und Gut noch über $2^1/_2$ Millionen Gulden zu fordern hatten, fanden Gaſtfreundſchaft in Preußen, wo ihre Abkömmlinge noch heut zu Tage mitten unter litthauiſcher Bevölkerung ungemiſcht fortbeſtehen. Die Vermögenderen unter ihnen kauften ſich Freigüter, die Unbemittelten erhielten Koſſäthenhöfe, die ſie auf
1732. ihre Kinder vererben konnten. Dreihundert wurden im nächſten Jahr mit engliſcher Hülfe nach der damals neuen Kolonie Georgia gebracht und mit Grundbeſitz verſehen. Ihre Nachkommen haben ſich durch Fleiß, Sparſamkeit und häusliche Tugend Wohlſtand erworben. Unter welchen Bedrückungen die Reformirten in der Pfalz ſeit der Ryswickſchen Clauſel zu leiden hatten, iſt früher erwähnt worden (S. 939 ff.). Ihre Klagen und Beſchwerden auf dem Regensburger Reichstag bildeten eine ununterbrochene Leidensgeſchichte. — Nächſt den Bedrückungen der Evangeliſchen war beſonders das Herüberziehen einzelner Fürſten zur katholiſchen Kirche ein Mittel zur Beförderung des Katholicismus und der Erhaltung der Uneinigkeit in Deutſchland. Wir haben in der Geſchichte der deutſchen Staaten geſehen, daß es kaum ein proteſtantiſches Fürſtenhaus gab, aus dem nicht einzelne Glieder dem Glauben ihrer Väter entriſſen wurden. Sachſen erhielt dauernd, Braunſchweig in Anton Ulrich, Hannover in Johann Friedrich, Würtemberg in Karl Alexander vorübergehend katholiſche Regenten; das pfalz-zweibrückiſche Fürſtenhaus, das in der Folge den baieriſchen Königsthron beſtieg, trat gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zur katholiſchen Kirche über; Landgraf Ernſt von Heſſen-Rheinfels ſuchte bei der päpſtlichen Autorität Zuflucht gegen die Zweifel und Entzweiungen in den proteſtantiſchen Confeſſionen und bemühte ſich auch Leibniz zu demſelben Schritt zu bewegen. Man hat bändereiche Werke verfaßt, in denen die Vorkämpfer des Papismus die Triumphe und Eroberungen ihrer Kirche als Beweiſe der ſiegreichen Kraft der katholiſchen Lehre vorführten: Wer aber Herzen und Nieren zu prüfen vermöchte, dem würde es nicht entgehen, wie viele weltliche und unlautere Motive mitwirkten oder den Ausſchlag gaben. Den Einen lockte der Ehrgeiz und die Ausſicht auf Rang, Aemter und Würden, den Andern künſtleriſche Neigungen und Liebe zu Pracht und Ceremonien. Und ſeitdem der Uebertritt zum Modeton gehörte und als Zeichen feiner vornehmer Bildung galt, mehrten ſich in den ariſtokratiſchen Kreiſen die Abfälle.

2. Unionsverſuche. Wie ſehr auch immer durch den Bekehrungseifer der Jeſuiten und anderer Ordensgeiſtlichen die confeſſionelle Spaltung vergrößert, wie ſehr durch die Intoleranz der orthodoxen Lutheraner innerhalb der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt der religiöſe Hader genährt und geſchürt ward; ſo fehlte es doch auch im ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert nicht an Verſuchen, auf friedlichem Wege durch Ausgleichung der Unterſcheidungslehren eine kirchliche Einigung herbeizuführen; doch waren alle dieſe Verſuche ſo wenig von Erfolg begleitet als im Reformationszeitalter, ja ſie führten gewöhn-

lich zu neuen theologischen Entzweiungen und Streitigkeiten. Besonders waren die Braunschweiger Lande, wo von jeher eine liberalere Auffassung heimisch war und die Concordienformel nie Eingang gefunden, der Boden solcher Vereinigungbestrebungen. So suchte während des dreißigjährigen Krieges Georg Calixtus (Callisen) aus dem Schleswigschen, ein edler, vorurtheilsfreier, durch Studien und Reisen vielseitig gebildeter Mann, als Professor der Universität Helmstädt der Theologie eine freiere Haltung zu geben, indem er gute Werke, d. h. einen sittlichen Wandel höher stellte als den Glauben an den Buchstaben der Bekenntnißschriften, im Geiste Melanchthons die irenischen Bestrebungen zu fördern suchte und eine Vereinigung der verschiedenen Confessionen als möglich darstellte, wenn alle auf die Concilienbeschlüsse der fünf ersten Jahrhunderte zurückgingen und sich damit begnügten. Alle christlichen Kirchen, lehrte er, seien im Grunde des Glaubens einig und alle Glieder derselben, welche auf diesem Glaubensgrund ständen, würden einst der Seligkeit theilhaftig werden. Er meinte, man könne den päpstlichen Primat unter gewissen Beschränkungen einräumen, das Abendmahl als Opfer, und Gebete für die Todten gelten lassen. Aber wie entbrannte der Zorn der orthodoxen Lutheraner in Wittenberg und Leipzig gegen solche Verirrungen! Man nannte das Streben des Calixtus Religionsmengerei (Synkretismus), schalt ihn einen geheimen Papisten, und als er im Auftrag des Kurfürsten von Brandenburg dem Religionsgespräch in Thorn beiwohnte (1645), wo eine Verständigung zwischen Katholiken und Dissidenten und zwischen Lutheranern und Reformirten angebahnt werden sollte, kündigten ihm die orthodoxen Zeloten, an ihrer Spitze der streitbare Zionswächter Abrah. Calovius und der Dresdener Oberhofprediger Jacob Weller die Gemeinschaft mit ihrer Kirche auf; ja sie bewogen sogar den Kurfürsten von Sachsen, daß er den Braunschweiger Hof zu Maßregeln der Strenge aufforderte. Calixtus fand jedoch Schutz bei seinem Fürsten, Anerkennung bei seinen Helmstädter Collegen, insbesondere bei Herm. Conring, dem größten Gelehrten seiner Zeit und Achtung bei den höheren Ständen des In- und Auslandes. Aber der Uebertritt einiger seiner Schüler zur katholischen Kirche rechtfertigte das Mißtrauen und die Furcht seiner Widersacher über die Wirkungen einer religiösen Richtung, die unter dem Schild der Milde und Verträglichkeit gegen Andere den Indifferentismus gegen die eigene Sache in sich berge. Der synkretistische Streit hielt die Geister noch lange in Bewegung und die latitudinarischen und irenischen Ideen, die dabei zu Tage traten, weckten neue Unionsbestrebungen in beiden Heerlagern. Wenn die ewige Seligkeit unter allen Glaubensformen erzielt, der Papst nicht als der Antichrist verworfen, die altchristliche bischöfliche Kirchenverfassung zugelassen werden konnte, sollte da nicht eine Grundlage gefunden werden, auf welcher eine Lebensgemeinschaft bestehen könnte, bis eine allgemeine Kirchenversammlung, auf welcher auch die Protestanten Sitz und Stimme hätten, eine neue Entscheidung treffen würde? Mit solchen Absichten bereiste Christoph Rojas de Spinola, Bischof von Wienerisch-Neustadt im Auftrage des Papstes und des Kaisers insgeheim verschiedene deutsche Länder, um bei den protestantischen Höfen und Geistlichen in diesem Sinne zu wirken. In Hannover und Braunschweig, wo man eine Annäherung an das Kaiserhaus suchte und die Calixtinischen Ansichten die confessionellen Gegensätze abgeschwächt hatten, waren die Bemühungen nicht ganz erfolglos. Nicht nur, daß der erste Geistliche des Landes, Gerhard Molanus die kirchliche Vereinigung für möglich und wünschenswerth hielt; auch ein so bedeutender Gelehrter wie Leibniz beschäftigte sich mit dem Plane einer Union zur Versöhnung der Welt und zur Förderung der Wissenschaft. Er trat in Unterhandlung mit Bossuet, „welcher Priesterehe, Kelch und die Messe in der Volkssprache zugestand, während Leibniz die katholische Kirchenverfassung als menschliche Einrichtung für annehmbar achtete und mit dem Spiele seiner Gedanken sich auch in das katholische Dogma hinein-

Calixtus † 1656.

dachte." Aber als der franzöſiſche Prälat die Tridentiner Beſchlüſſe als die unwandelbare Grundlage der Kirche in Gegenwart und Zukunft erklärte, überzeugte ſich Leibniz, daß jedes ireniſche Streben erfolglos ſei, ſo lange man in Rom die Proteſtanten als verirrte Abtrünnige anſehe, die nur durch reumüthige Rückkehr in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche Verſöhnung erlangen könnten. Er brach die Unterhandlungen ab „mit dem Vertrauen, daß einſt die Sache ſich von ſelbſt vollbringen werde." Der Uebertritt mehrerer fürſtlichen Perſonen des braunſchweig-hannoveriſchen Hauſes, deſſen wir früher gedachten, wurde dieſen Unionsbeſtrebungen und dem Calixtiniſchen Syncretismus der Helmſtädter Schule zugeſchrieben. Das Gutachten eines gelehrten Profeſſors dieſer Univerſität, Johann Fabricius, ſoll den Religionswechſel der Braunſchweiger Fürſtentochter Chriſtine Eliſabeth, Gemahlin Karls VI. und ihres Großvaters gefördert haben. Als er von dem Haſſe und der Verachtung ſeiner Confeſſionsverwandten getroffen ſein Lehramt aufgab, wurde er zur Entſchädigung mit der Aufſicht der Landesſchulen betraut. — Nicht viel erfolgreicher waren die Beſtrebungen, eine Vereinigung der beiden proteſtantiſchen Confeſſionen zu erzielen, ſo ſehr auch durch den Ryswicker Frieden eine Verbrüderung aller akatholiſchen Religionsgenoſſenſchaften dringend geboten war. Die Bemühungen des brandenburgiſch-preußiſchen Herrſcherhauſes, durch mildere Faſſung der Unterſcheidungslehren eine Vereinigung anzubahnen, ſcheiterten an dem Eifer der lutheriſchen Geiſtlichkeit, welche die Hoffnung, daß auch die Calviniſten ſelig werden könnten, für „teufliſche Eingebung" erklärte, und an der Hartnäckigkeit der evangeliſchen Landſtände (S. 602). Doch trat endlich die durch viele Einwanderungen von Calviniſten vermehrte reformirte Kirche gleichberechtigt neben die lutheriſche. So waren alle Unionsbeſtrebungen, alle die mannichfachen Verſuche, durch Aufhebung oder Abſchwächung der Unterſchiede die Einheit der chriſtlichen Kirche herzuſtellen, „faſt ſpurlos vorübergehend aber wie eine Weiſſagung".

3. Die lutheriſche Orthodoxie und der Pietismus.

Die ſchlimmſte Wirkung der ſynkretiſtiſchen Streitigkeiten war der übergroße Eifer, mit dem die orthodoxen Lutheraner die Unterſcheidungslehren vortrugen. „An die ſittlichen Wirkungen des Chriſtenthums wurde nicht nur in dieſem Streite nicht gedacht, ſondern auch in den Predigten wurden mehr dogmatiſche Gegenſtände polemiſch behandelt, als eine ſittlich wohlthätige Anwendung derſelben empfohlen." Die Religion ward zur Sache des Verſtandes, die weder einen ſittlichen Einfluß übte, noch innere Frömmigkeit erzeugte, die Theologie zu einer neuen Scholaſtik ohne den philoſophiſchen Scharfſinn der alten, ihre Folge „eine Erſtarrung des Geiſtes, die nur in Streit und Verketzerung auflebte." Bei einer ſolchen Richtung der proteſtantiſchen Religionslehre war Gefahr vorhanden, daß über der dürren Orthodoxie und dem Glauben an den Buchſtaben der ſymboliſchen Bücher, die das Evangelium allmählich aus der Kirche verdrängt hatten, das chriſtliche Leben und die Wärme des religiöſen Gefühls ganz zu Grunde gehe, über der Reinheit der Lehre die Reinheit der Sitte und die Frömmigkeit des Herzens abhanden komme. Beides durch Wiederbelebung des Bibelſtudiums zu erwecken, alle Chriſten zu einem allgemeinen Prieſterthum zu erziehen, die Güter, welche Luther dem deutſchen Volke errungen, aus der Verdunkelung zurückzuführen, war das Streben Philipp Jacob Spener's aus dem Elſaß, der in Straßburg fromm und freiſinnig erzogen, in Frankfurt als Senior der evangeliſchen Geiſtlichen und in Dresden als Oberhofprediger thätig war und als Propſt in Berlin ſtarb, und ſeiner Freunde und Anhänger. Von ihren Gegnern wegen übertriebener Kundgebung ihrer Frömmigkeit im äußeren Leben und wegen ihres Drängens auf werkthätiges Chriſtenthum gegenüber der herrſchenden Lehr- und Bekenntnißgerechtigkeit als „Pietiſten" verunglimpft, haben ſie durch ihr Thun den Namen im Anfang ihrer Wirkſamkeit zu Ehren gebracht. Die Hausverſammlungen oder Bibelſtunden, Collegia pietatis genannt,

Spener 1635—1705.

welche Spener einrichtete und seine Jünger in seinem Geiste fortführten, weckten eine fromme Innigkeit durch erbauliche Auslegung der H. Schrift und durch christliches Gespräch. Seine „Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche" forderten zu einer Reformation des religiösen Lebens auf: durch die Schrift sollte die Kirche wieder erbaut und der geistliche Stand zur Gottseligkeit erzogen werden, damit das Christenthum, in apostolischer Einfalt gepredigt, wieder die Religion des Herzens und der That werde. Spener suchte, unter großer Anfeindung der Orthodoxen, durch Wort und That, durch Predigt, Katechisation und Erbauungsschriften und besonders durch die im J. 1687 unter seinem Einfluß von jüngeren Gelehrten in Leipzig gegründete Gesellschaft zur Auslegung und frommen Nutzanwendung der H. Schrift religiöses Gefühl, christliche Gesinnung und Glaubensinnigkeit zu erwecken und den theologischen Wortkram zu verdrängen.

Unter Speners Jüngern zeichnete sich besonders aus Herm. Francke, welcher in Lübeck geboren, in Gotha herangebildet nach einigen erfahrungsreichen Lehrjahren sich in Leipzig als Docent niederließ, wo er nach dem Vorbild des Meisters für eine tiefere Religiosität des Herzens und Lebens thätig war. Seine von Studenten und Bürgern fleißig besuchten Vorlesungen zur Erklärung der H. Schrift zogen ihm jedoch bald den Neid und die Feindschaft der rechtgläubigen Eiferer zu, so daß sie seine Vertreibung aus Leipzig bewirkten. Die Uebersiedelung Francke's und des gleichfalls aus Leipzig verdrängten freisinnigen Christian Thomasius nach Halle gab Veranlassung zur Gründung dieser Universität, wo Francke eifrig bemüht war, durch Predigten, Bibelauslegungen und Erbauungsschriften einen frommen Sinn, ein gottseliges Leben zu schaffen, die heilige Schrift in die Hände des Volks zu bringen und in Schule und Haus christliche Gesinnung einzuführen. Das von ihm gegründete Waisenhaus ist „ein Siegesdenkmal des Gottvertrauens und der Menschenliebe". Von ähnlichem Geiste beseelt war der an Gottesfurcht und christlicher Tugend reiche Gottfried Arnold, der in seinen geistlichen Liedern religiöses Gefühl der leeren Glätte der Franzosen entgegensetzte und in seiner „unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie" das bestehende Kirchensystem und die orthodoxe Schuldogmatik bekämpfte, indem er zu beweisen suchte, daß die herrschende Kirche zu allen Zeiten weniger vom wahren Geist des Christenthums beseelt gewesen sei, als die verfolgten und unterdrückten Secten. Dieses in herzlicher Sprache und frommer Gesinnung verfaßte Buch, „eine Schutzschrift für Ketzer und Mystiker", erregte einen Sturm des Beifalls und des Widerspruchs. Die Streitschriften für und wider füllen einen starken Folioband. In seinem „Leben der Gläubigen" und in seiner „Historie und Beschreibung der mystischen Theologie oder geheimen Gottesgelahrtheit" zeigt Arnold, wie reich das gottbegeisterte Leben derer ist, die nach einem höheren religiösen Ziele streben. Arnolds kirchengeschichtliche Erzählungen regten den gelehrten Mosheim zu ähnlichen Forschungen an, woraus die erste wissenschaftliche Kirchengeschichte ihre Entstehung nahm. Auch Konrad Dippel aus dem Darmstädt'schen, ein wegen seiner wechselvollen Lebensschicksale wie wegen seiner vielseitigen scheinstellerischen Thätigkeit viel genannter Schriftsteller, bewegte sich lange in den Ideen und Empfindungskreisen der Pietisten; aber sein beweglicher Geist führte ihn bald zu Widersprüchen und Inconsequenzen, so daß seine Schriften und sein Leben ein eigenthümliches Gemisch von Mysticismus und Rationalismus, von Pietismus und Frivolität der Gesinnung darstellen.

Hermann Francke † 1727.

1690.

Arnold 1666—1714.

Mosheim † 1755.

Dippel 1673—1734.

Anfangs war das Streben und die Wirksamkeit der Pietisten höchst wohlthätig. Sie redeten in der Sprache der Bibel zum Gemüthe des Volks und kämpften für Glaubensfreiheit von dem Drucke der Schultheologen und Consistorien, für Erweckung wahrer Religiosität im Herzen des Volks; als aber ihre Gegner, überwunden vom Geiste der Zeit, endlich verstummten, da verlor der Pietismus mit dem freien reforma-

torischen Geiste seine Energie und erschien als „mattherzige Gefühlsreligion, welche, nächst der Scheu vor jeder weltlichen Freude und Herrlichkeit, das Christenthum unter dem alleinigen Gesichtspunkt des natürlichen Sündenelends und der Rechtfertigung durch den Versöhnungstod auffaßte". Ein hochmüthiger Seelengeist, gegründet auf den Glauben an eine geistige „Wiedergeburt" oder „Erweckung", trat an die Stelle der frühern Herzenseinfalt und Christenliebe und bewirkte, daß der Pietismus in einem sittlich entnervenden Sündenbewußtsein ohne freudige Glaubenskraft, in einer einseitigen Methode eines ängstlichen und weltflüchtigen Lebens verkam. Den wissenschaftlichen Studien abgewandt drang er als Sektenglauben in einzelne religiös angeregte Laienkreise, wo er in den mittleren und unteren Volksschichten durch „Conventikel" sich fortpflanzte, aber auch mitunter in der aristokratischen Welt an Fürsten- und Grafenhöfen „als eine Art Modesache gepflegt und von „schönen Seelen" auch ästhetisch schmackhaft befunden wurde". In der Stille des Hauses und der Conventikel verfiel der Pietismus bald der weinerlichen Gefühlseligkeit und der eitlen Selbstbespiegelung der Auserwählten.

4. Herrnhuter, Methodisten, Swedenborgianer. Zinzendorf 1700—60.

1722. Unter der Form einer Gemeindeverfassung erscheint der Pietismus in der vom Grafen von Zinzendorf gegründeten Herrnhuter Brüdergemeinde. Böhmische und Mährische Brüder, die, vor Oesterreichs Religionsverfolgungen flüchtend, sich auf des Grafen Gütern in der Lausitz niedergelassen und das Dorf Herrnhut gegründet, bildeten die Grundlage der von Zinzendorf selbst eingerichteten Religionsgemeinschaft, die sich dem Lehrbegriff nach der Augsburger Confession anschloß, aber eine eigenthümliche kirchlich-politische Verfassung annahm und eine auf genauer Kenntniß aller Mitglieder beruhende strenge Kirchenzucht einführte. Die sanfte, tändelnde, mit sinnlichen Bildern und Gleichnissen überfüllte Sprache der Herrnhuter gab ihren Reden und Liedern, die der unmittelbare Erguß des Herzens sein sollten, ein mattes, süßliches Gepräge. Um den verschiedenen protestantischen Confessionen den Zutritt zu erleichtern, gestattete Zinzendorf drei Arten (Tropen) des Lehrbegriffs, den mährischen, lutherischen und reformirten; denn das Wesen der Brüderunität sollte nicht in einem besondern Lehrbegriff, sondern in der christlichen Färbung und religiösen Gemüthlichkeit und in der traulichsten Liebe zum Heilande bestehen. Das deutsche Element in der Brüdergemeinde bildete mehr das heimathliche Stillleben aus, das mährische aber, dem Leiden und Wirken für den Herrn zur andern Natur geworden war, ergriff die Pilgerschaft, um dem Heiland Seelen zu gewinnen. Glaubensboten (Missionare) trugen die Ansichten der Herrnhuter ins Ausland und unter die Heiden Westindiens, Afrika's und Amerika's; die Heidenmission wurde ein wesentlicher Bestandtheil ihres Gemeindelebens. Die Herrnhuter verpflanzten ihr stilles Haus-, Familien-, Handwerker- und Industrieleben unter die heidnischen Naturvölker, um ihnen erst Beispiel und Grundlage für ein höher gestiftetes, nach göttlicher Anordnung eingerichtetes Christenleben mit Familie und Arbeit darzubieten.

Die Verfassung der Herrnhuter Kirchengemeinde ist den ersten Christengemeinden nachgebildet. Aelteste, Bischöfe und Diaconen bilden die Vorsteher der Gemeinde, die aus mehreren (nach Alter, Geschlecht und ehelichem Stande getrennten) Chören besteht. Jeder Chor hat einen eigenen Chorherrn zur Leitung der Seelsorge und Andachtsübungen. Die ganze Brüder-Unität wird durch die von der Generalsynode ernannten und alle vier bis zehn Jahre ergänzten Aeltesten-Conferenzen verwaltet. — Die Kirchenzucht wird strenge gehandhabt. Unsittliche werden zuerst durch ernste Vermahnungen zur Besserung aufgefordert; bleiben diese wirkungslos, so erfolgt Ausschließung vom Abendmahl und endlich Ausstoßung aus dem Gemeindeverband. Strenge, auf häufiger Andachtsübung und Communion beruhende Kirchlichkeit, verbunden mit Arbeitsamkeit, Reinlichkeit, Fernhaltung weltlicher Mode- und Spielsucht und Lustbarkeit sind die Mittel zur Bewahrung kirchlichen Sinnes und eines sittlichen Wandels. Die Geschlechter werden getrennt gehalten und die Ehen nur mit Bewilligung der Aeltesten geschlossen. Handel, Gewerbfleiß und Sparsamkeit erzeugen Wohlstand. Eine unter der Leitung der Aeltesteneonferenz

stehende Gemeindecasse dient zur Unterstützung der Missionen und zur Beförderung der Unitätsinteressen. — Für Erziehung der Jugend zu frommen, sittlichen und thätigen Menschen ist die Brüdergemeinde mehr bedacht als für wissenschaftliche Ausbildung.

Eine ähnliche Erregung wie der deutsche Protestantismus durch die Pietisten und Herrnhuter, erfuhr die englische Kirche durch die Methodisten. Ursprünglich ein Verein frommer Studenten, die sich zu Oxford um John Wesley († 1791) sammelten, und wegen ihres „pedantisch heiligen Lebens" Methodisten genannt wurden, erlangten sie durch ihre religiöse Tiefe, durch ihren sittlichen Wandel und durch ihre Sorge für die Geringen im Volke in England und Amerika bald eine große Wirksamkeit. Neben Wesley war der eifrige Prediger Whitefield († 1770) Gründer und Träger des methodistischen Christenthums. Die Methodisten schieden nicht aus der englischen Episcopal-Kirche aus, sondern suchten vielmehr derselben ein „Sauerteig gegen Erstarrung" zu sein; nur wo ihnen die Landeskirchen verschlossen wurden, predigten sie im Freien, oder erbauten sich eigene Bethäuser, Tabernakel genannt. Von den anglikanischen Geistlichen vielfach verfolgt, gründeten sie zuletzt einen eigenen Gemeindeverband mit strenger Kirchenzucht unter Synoden und Superintendenten. Die Verderbniß des natürlichen Menschen, die Erlösung durch Christi Tod und die Buße und Wiedergeburt bilden die Grundlehren der Methodisten. Als Anfang eines neuen gottseligen Lebens fordern sie eine „im Bewußtsein bemerkte, gern auch laublich stürmisch verkündete Zeit des Durchbruchs zur Gnade." Mit den Herrnhutern haben sie die Gliederung der Gemeinde in Klassen und Unterabtheilungen gemein. In der Ansicht von der Gnadenwahl trennten sie sich in calvinistische Whitefieldianer und in arminianische Wesleyaner. Die Methodisten nahmen sich des armen verwahrlosten Volkes an und brachten den Sclaven in Westindien und Amerika den Trost des Evangeliums und die Hoffnung der Erlösung. Wilberforce's heiliger Kampf für die Freiheit ist vom Methodismus ausgegangen.

Swedenborg 1688—1772.

Um dieselbe Zeit stiftete Emanuel von Swedenborg, ein vielseitiger, durch gründliche Schriften über Mechanik und Bergbaukunde ausgezeichneter Gelehrter von Stockholm, die Kirche des neuen Jerusalem. Tiefes Forschen nach den Geheimnissen der Natur, innere religiöse Kämpfe und das Studium der mystischen Schriften von Jacob Böhme und andern Geistesverwandten führten ihn zum Glauben, „des Umgangs mit Geistern gewürdigt zu sein, zu denen er, wahrscheinlich in magnetischen Zuständen, bald in den Himmel, bald in die Hölle verzückt wurde." Das dort im Geist Erschaute gab er der Welt sinnreich kund, ehe er sich durch eine vom Herrn selbst ausgehende Offenbarung berufen fühlte, „zur Rettung aus dem Verfalle des Christenthums seit der Synode von Nicäa, die Kirche des neuen Jerusalem zu gründen, als das dritte Testament und die geistige Wiederkunft Christi". In Schweden sind seine Ansichten weit verbreitet, in Würtemberg fand der nordische Seher einige eifrige Anhänger, in England und Nordamerika bildeten sich einzelne Kirchengemeinschaften nach seinen Grundsätzen, die auf einen „phantastischen Rationalismus" hinausgehen, daher einige seiner Anhänger sich zu den geheimnißvollen Erscheinungen der Natur und des Geistesiebens hinneigten, andere das Christenthum als Vernunftreligion auffaßten.

4. Bewegungen auf dem Gebiete der Literatur.

1. Allgemeines.

Reformatorische Bestrebungen.

Der Uebergang vom siebenzehnten ins achtzehnte Jahrhundert trug mancherlei Keime eines neuen geistigen und literarischen Lebens in seinem Schooß. Wir haben bereits den Mann genannt, in dessen Auftreten ein tiefer reforma-

toriſcher Zug zu erkennen iſt: Chriſtian Thomaſius (S. 774). Sein ganzes Leben war ein Kampf gegen Herkommen und Ueberlieferung, gegen das pedantiſche Verharren bei abgelebten Formen und veralteten Anſchauungen, ein Kampf, zu dem er die Waffen in Vernunft und Beobachtung, und Hülfstruppen in allen befreundeten Heerlagern ſuchte. Wir wiſſen, wie tief die Profeſſorenkreiſe erregt wurden, als er ſich in Schriften und Vorleſungen der deutſchen Sprache zu bedienen begann, das Verfahren der Franzoſen zur Nachahmung empfahl und nach dem Vorbilde von Bayle und Le Clere eine deutſche kritiſche Literaturzeitung begründete, mit ſatiriſchen und polemiſchen Ausfällen auf die Erſcheinungen des Tages. Schon vorher hatte er nach dem Vorgange von Hugo Grotius und Pufendorf das Naturrecht aus der eingebornen ſittlichen Anlage des Menſchen herzuleiten geſucht, nicht aus der heil. Schrift und aus ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Begriffsbeſtimmungen. Seit ſeiner Ueberſiedelung nach Halle machte er gemeine Sache mit Hermann Francke und den Pietiſten, weniger aus innerer Uebereinſtimmung mit ihren religiöſen Tendenzen und Zielen, als weil er in ihnen aufrichtige und begeiſterte Streiter gegen einen gemeinſchaftlichen mächtigen Feind erblickte. Er kam ſich vor wie „ein Ueberläufer, welcher wider einen Tyrannen, der die Freiheit der Republik unterdrücken will, die Waffen ergreift". Die Wuth der Leipziger, welche die neue Univerſität ein „hölliſches" Inſtitut nannten und meinten, es gebe daſelbſt nur „Halloren und Hallunken", war ein ohnmächtiger Aufſchrei gegen eine neue Zeitrichtung, die auf verſchiedenen Wegen eindringend die Ketten der Vorurtheile und des Aberglaubens zu zerreißen beſtrebt war und Lehr- und Gewiſſensfreiheit als Menſchenrecht forderte. Bei dem Mangel eines würdigen Staatslebens, dem ſich ſtrebſame Geiſter hätten zuwenden können, war das Gebiet der Wiſſenſchaft und Literatur, der Religion und Philoſophie das einzige Feld, auf dem ſich eine Gedanken- und Reformthätigkeit, die Liebe zur Freiheit und zum Fortſchritt der Menſchheit geltend machen konnte. Und dieſes Feld wurde denn auch eifrig beſtellt: Die Leibniz-Wolffiſche Philoſophie, die wir früher in ihren Grundzügen und Richtungen kennen gelernt haben, wirkte anregend und befruchtend auf das Denkvermögen und den Forſchungstrieb des Zeitalters; ſie führte zu einer freieren Auffaſſung und unbefangenen Prüfung der Glaubenslehren und der heil. Schriften, zur Emancipation der philoſophiſchen Speculation von der kirchlichen Dogmatik. Wir werden an einem andern Orte die engliſchen Freidenker kennen lernen, die auf den Entwickelungsgang dieſer religions-philoſophiſchen Gedankenthätigkeit in Deutſchland zurückwirkten. Sie verſchärften die Oppoſition gegen die beſtehenden Kirchenſyſteme, indem ſie das kritiſche und ſkeptiſche Element einpflanzten. Schon bei Dippel war eine Einwirkung des engliſchen Deismus zu erkennen. Noch bemerkbarer war deſſen Einfluß bei Joh. Chriſt. Edelmann aus Weißenfels (1698—1767), einem verſtrömten Gelehrten, der in ſeinen Schriften („die Göttlichkeit der Vernunft"; „der unbekannte Gott"; „Moſes mit aufgedecktem Angeſicht") eine Religion verkündete,

die losgerissen von Bibel und Kirchenlehre sich aus der Vernunft und der Betrachtung der Natur ergebe. Jeder Mensch sei ein „unvollständiges Organ des Allgeistes und göttlichen Logos", Christus selbst wahrer Mensch, aber mit ausnehmenden Gaben und Tugenden ausgerüstet, die Bibel ein menschliches Schriftwerk, unzulänglich für die Gotteserkenntniß. Von Armuth gedrückt wanderte er ein langbärtiger Apostel in Sachsen und Preußen umher, angefeindet, verachtet und verfolgt. Von der inneren Verbindung der Freidenker und Pietisten zeugt auch die tiefironische Schrift „über die Unnöthigkeit guter Werke zur Seligkeit", die man lange dem Satiriker Liscow zugeschrieben hat.

Einflüsse der englischen Literatur.

Auch auf andern Gebieten empfing das deutsche Volk, das noch unsichern Schrittes einherging und im politischen wie im geistigen Leben seine Blicke nach dem Auslande gerichtet hielt, Anregungen und Impulse aus England. Die Verbindnng des königlichen Hauses mit Hannover und Preußen belebte und erleichterte den Verkehr und den Austausch der Ideen. Die Romanschriftstellerei, die schon im siebenzehnten Jahrhundert ihre Vorbilder aus der Fremde entlehnt hatte (S. 765 f.), ergriff mit Begierde den neuen Stoff, der durch Desoes Robinson Crusoe verbreitet ward. Nicht nur daß eine Menge Uebersetzungen und Bearbeitungen des Buches unternommen wurden; die „Robinsonaden" bildeten eine eigene Gattung wundersüchtiger Reise- und Abenteurergeschichten, welche allmählich die älteren Schelmenromane, die „Geschichtgedichte" eines Birken und die breite „Excerptenpoesie" eines Lohenstein, Ziegler, Happel u. a. zurückdrängten. Auf diesem Boden erwuchs „die Insel Felsenburg", ein Roman, der in ungeleuker Sprache und pedantisch-unbehülflicher Form eine Welt voll Gemüthlichkeit, Seelenfrieden und praktischer Tugend schildert, ein idyllisches Gemälde voll Natur, Unschuld und Freiheit, um so wirksamer, je weniger die dargestellten Züge dem wirklichen Leben glichen.*) Nicht minder machte sich der englische Einfluß auf andere Gattungen der Poesie bemerkbar. Wir wissen, daß Brockes in seiner Naturmalerei mit eingestreuten religiösen und philosophischen Reflexionen englische Vorbilder vor Augen hatte (S. 772). Denselben Charakter und dieselbe naturfromme Tendenz tragen auch die Dichtungen von K. Fr. Drollinger aus

*) Der weitschweifige Titel bezeichnet den Inhalt in folgender Weise: „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii, eines gebornen Sachsens, welcher in seinem achtzehnten Jahre zu Schiffe gegangen, durch Schiffbruch selbvierte an eine grausame Klippe geworfen worden, nach deren Uebersteigung das schönste Land entdeckt, sich selbst mit seiner Gefährtin verheirathet, aus solcher Ehe eine Familie von mehr als dreihundert Seelen erzeuget, das Land vortrefflich angebauet, durch besondere Zufälle erstaunenswürdige Schätze gesammelt, seine in Teutschland ausgekundschafteten Freunde glücklich gemocht, am Ende des 1728sten Jahres, als in seinem hunderten Jahre, annoch frisch und gesund gelebt und vermuthlich noch zu dato lebt, entworfen von dessen Bruders-Sohnes-Sohnes-Sohne Mons. Eberhard Julio, curieusen Lesern aber zum vermuthlichen Gemüthsvergnügen ausgefertigt, auch par Commission dem Druck übergeben von Gisondern." Der zweite Theil vom J. 1732 enthält „Fortgesetzte Geschichtsbeschreibung Alberti Julii und seiner auf der Insel Felsenburg errichteten Colonien", der dritte und vierte aus den Jahren 1737 und 1743 die Geschichte und Lebensbeschreibungen der von den ersten Ansiedlern obstammenden und der inzwischen von Außen eingewanderten Inselbewohner. Hettner D. Literaturgesch. I. (III.) p. 324.

Durlach an ſich. Wie der Hamburger Poet verband auch der in Baſel wohnhafte ſüddeutſche Dichter die Eigenſchaften des Maleriſchen, Muſikaliſchen und Lehrhaften in ſeinen auf höhere, meiſtens religiöſe Gegenſtände gerichteten Naturgeſängen, und ſein Freund- und Geiſtesverwandter Haller aus Bern, der durch ſeine vieljährige Wirkſamkeit an der Univerſität Göttingen den engliſchen Schriftſtellern näher gerückt war, hat in ſeinem trefflichen Natur- und Sittengemälde „die Alpen" dieſer Richtung den edelſten Ausdruck gegeben. Von der Zeit an wurde die Schweiz ein Hauptſitz jener Dichtungsgattung, welche der Natur und dem Göttlichen zugewandt, mehr Werth legte auf ernſten würdigen Inhalt, als auf kunſtreiche Form, ihre Meiſter mehr in der engliſchen als in der franzöſiſchen Literatur ſuchte, neben dem Verſtande die Welt der Empfindung und des Gefühls zur Geltung kommen ließ und mehr der epiſchen und ſchildernden Lehrdichtung als der dramatiſchen Poeſie ihr Intereſſe und ihre Thätigkeit widmete. Wir werden ſogleich erfahren, zu welchen literariſchen Kämpfen dieſe Gegenſätze führten, als die Schweizer in Klopſtock, der in die von Milton gewieſene Bahn einſchlug, einen mächtigen Bundesgenoſſen erhielten. Auch der lyriſche Dichter Hagedorn, wie verſchieden er immer in ſeinen Gedichten und Lebensanſchauungen von Haller und deſſen Nachahmern (Creuz, Triller, Duſch u. a.) ſein mochte, war von engliſchen Einflüſſen angeregt und durchdrungen, ging aber ſeine eigenen Wege.

Der franzöſiſche Kunſtgeſchmack.

Ohne Zweifel entſprach dieſe innerliche Poeſie, die in den beiden Zürichern Bodmer und Breitinger ihre Vorfechter hatte, mehr der Zeitrichtung und Gemüthsanlage des deutſchen Volkes, namentlich in den Ländern proteſtantiſcher Confeſſion; allein Frankreichs Literatur und Kunſtgeſchmack wurzelten zu tief, als daß dieſelben nicht noch längere Zeit das Feld hätten behaupten ſollen. Wir wiſſen ja, wie ſehr das franzöſiſche Weſen, die Bildung, Mode, Sprache der vornehmen Geſellſchaft von Paris und Verſailles die Herrſchaft in Deutſchland, ja in ganz Europa erlangt hatte. Gegenüber dieſer von Hof- und Adelskreiſen begünſtigten ariſtokratiſchen Bildung und Literatur konnte die bürgerliche Lehr- und Naturdichtung von chriſtlich-gläubiger Färbung, mit moraliſchen und teleologiſchen Tendenzen nur mühſam in die Höhe kommen. Wie in der Politik der franzöſiſche Hof das gebietende und entſcheidende Wort führte, ſo auf dem Felde der Aeſthetik und des Geſchmacks die formgewandten klaſſiſchen Dichter und Schriftſteller aus der Glanzperiode der beiden Ludwig. Die dramatiſche Dichtung, die dort vorzugsweiſe ausgebildet und gepflegt wurde, entſprach auch in den deutſchen Haupt- und Reſidenzſtädten am meiſten den vornehmen Kreiſen. Dazu kam noch, daß die franzöſiſche Kunſtübung von einem Manne empfohlen und begünſtigt wurde, der ein ganzes Menſchenalter hindurch als höchſte Autorität im Reiche des Schönen galt und Geſchick und praktiſche Gewandtheit genug beſaß, ſeine Anſichten und Doctrinen in den weiteſten Kreiſen zur Geltung zu bringen. Dieſer Mann war Joh. Chriſtoph Gottſched in Leipzig, der durch ſeine

eigenen zahlreichen Schriften wie durch ſeine Schüler und Freunde eine Literatur zu begründen oder zu erhalten ſuchte, die ihre Formen und Geſetze aus den klaſſiſchen Vorbildern Frankreichs entlehnte, in der correcten Regelrechtigkeit ihre Vorzüge ſuchte. Wenn auch nicht ohne Verdienſte und anregende Wirkſamkeit, beſaß doch Gottſched nicht die geiſtige Befähigung zu einer äſthetiſchen und kritiſchen Dictatur, wie er ſie anſtrebte. „Er war zu kurzſichtig und engherzig, zu ſehr eigenmächtiger Pedant, um nicht alsbald bei den Einſichtigen mancherlei Bedenken, dann entſchiedenen Widerſpruch zu erregen und zuletzt ſich Hohn und Verachtung zuzuziehen.“ Eine Poetik, die im Weſentlichen auf eine „Anleitung Gedichte zu fertigen“ hinauslief, bewegte ſich auf einem zu niedrigen Standpunkte für eine ſtrebſame Zeit. Breitingers Dichtkunſt hatte zwar auch kein hohes Ideal im Auge; doch ſtellte ſie Gemüth und Phantaſie über die Verſtandesarbeit des ſächſiſchen Aeſthetikers. Ein Verdienſt bleibt jedoch Gottſched unbeſtritten: er hat die Idee einer Geſammtliteratur gefaßt und die deutſche Sprache ausgebildet und in alle Kreiſe zu verbreiten geſucht. In dem Streben, die in den Curialſtil feſtgefrorne deutſche Sprache in Fluß und Bewegung zu bringen, hielt er mit Wolff und Thomaſius gleichen Schritt. Daß die Häupter der beiden Richtungen in einen heftigen Kampf gerathen würden, war vorauszuſehen. „In den erſten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts wurde Deutſchland für die Literatur aufgeregt, wie im ſechzehnten Jahrhundert für die Religion. Flugſchriften und Zeitſchriften, Streitſchriften über Poeſie und Sprache vervielfältigten ſich, ganz Deutſchland gerieth in Bewegung; es entſtand ein furchtbarer Krieg der Parteien, und was die freundlichen und friedlichen Muſen nicht vermocht hatten, bewirkten die furchtbaren Eumeniden.“ Der Ausgang dieſes Krieges bezeichnet den Anfang einer neuen Periode der deutſchen Literatur und Poeſie, aus welcher die herrlichſten Blüthen entſprießen ſollten. Ein Kreis von jüngeren Schriftſtellern, zu dem Gellert, der Dichter vielgeleſener Fabeln, Kirchenlieder und Schauſpiele, Rabener, der Satiriker und Briefſteller und Zachariä der Verfaſſer komiſcher Heldengedichte gehörten, vereinigte ſich zu einer literariſchen Zeitſchrift, „Bremer Beiträge“ genannt und ſuchte neue Wege. Ihnen geſellte ſich in der Folge Klopſtock bei, der Bahnbrecher und Führer des großen klaſſiſchen Kunſtlebens in Deutſchland.

2. Ausführungen.

1. Haller und Hagedorn. Der bedeutendſte unter den Lehrdichtern, die wie Brockes in die Fußtapfen der Engländer traten, war Albrecht von Haller (geb. in Bern 1708, Profeſſor der Medicin in Göttingen, geſt. als Director der Salzwerke zu Bex im Kanton Wallis 1777), einer der größten Gelehrten aller Zeiten und als wiſſenſchaftlicher Schriftſteller (über Medicin und Botanik) nicht minder berühmt wie als Dichter, Romanſchreiber und Geſchichtskenner. In dem hiſtoriſchen Roman „Uſong“ beſchrieb er das Leben des Turkmanenfürſten Uſunhaſan (IX., 258) wie Xenophon in der Kyropädie das Leben des Kyros. Haller war ein ernſter, ja zuweilen finſterer Haller 1708—77.

und ſchwermüthiger Mann, der in chriſtlicher Strenggläubigkeit die Ruhe ſeiner Seele ſuchte und als warmer Apologet der chriſtlichen Lehre auftrat. Kraft und Gewandtheit der Sprache ſind ſeine Vorzüge, wenn gleich das Streben nach Kürze und Gedrungenheit ſeinen Stil zuweilen unklar machte. Betrachtender Verſtand beherrſchte bei ihm die Einbildungskraft. Sein berühmteſtes Werk iſt das weitverbreitete Lehrgedicht die Alpen, worin die Naturanſichten jener großartigen Schweizergegend maleriſch beſchrieben, die ſchlichten Sitten des Volkes geſchildert und die Reize eines einfachen Naturlebens geprieſen werden, kräftig und würdig, wenn auch in ungelenken Verſen. Sein philoſophiſch-religiöſes Gedicht vom Urſprung des Uebels kann als Vorläufer der Meſſiade gelten. Eben ſo bedeutend für die neue Geſtaltung der Dichtkunſt wie Haller,

Hagedorn 1708—54.

wenn gleich an Charakter und Richtung der Gegenſatz zu ihm, iſt Friedrich von Hagedorn aus Hamburg. Stößt Haller durch ſeinen Ernſt und ſeine Verſchloſſenheit zurück, ſo zieht Hagedorn durch ſeine gutmüthige, heitere und geſellige Natur und durch ſeine ſokratiſche Lebensanſicht an, ſo daß ſich dieſer eben ſo viele Freunde erwarb, als Haller Anfechtungen und Kämpfe zu beſtehen hatte. Haller hielt ſich lediglich an die Engländer und an Virgil, der ſeine Weltmann Hagedorn dagegen ging auch bei den eleganten franzöſiſchen Schriftſtellern in die Schule; er nahm in der Fabel und poetiſchen Erzählung Lafontaine zum Vorbild, im heiteren Lied und in der Epiſtel dagegen hatte er Horaz vor Augen, und ſang frei von Wein und Liebe trotz der rigoroſen Zeitrichtung. Hagedorn war Meiſter in der leichtern „Poeſie der Grazien."

Gottſched 1700—66.

2. Gottſched. In der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts übte im nördlichen Deutſchland ein Mann von untergeordneten Talenten aber vielſeitiger Thätigkeit eine dictatoriſche Gewalt über Literatur und Geſchmack — Johann Chriſtoph Gottſched aus der Provinz Preußen, Profeſſor an der Univerſität Leipzig. Durch Menke, bei dem er anfangs Hauslehrer war, kam er in die 1728 gegründete deutſche Geſellſchaft, wurde bald Haupt derſelben und übte durch ſie mächtigen Einfluß auf die vielen ähnlichen Verbindungen in den ſächſiſchen und preußiſchen Städten, die ſich an die Leipziger Genoſſenſchaft anlehnten. Geleitet von der Idee einer deutſchen Geſammtliteratur, welche der Literatur fremder Völker ſich ebenbürtig an die Seite ſtellen ſollte, gründete er in Leipzig eine deutſche kritiſche Zeitſchrift, die unter verſchiedenen Namen („die vernünftigen Tadlerinnen," „der Biedermann," „kritiſche Beiträge," „neuer Bücherſaal" u. ſ. w.) lange Jahre beſtand und eine Menge Nachahmungen in den Provinzialſtädten hervorrief, die Auszüge aus jener enthielten. Als Verehrer von Opitz und den Schleſiern hatte er die zahlreichen Anhänger dieſer Schule auf ſeiner Seite; als Lehrer der Poeſie und Redekunſt bildete er Schüler, die nach ſeinem Beiſpiel und Vorgang die vaterländiſche Sprache aus ihrem Verfall zu heben bemüht waren und ihm Beifall und Anerkennung in reichlichem Maße zollten. Die Anhänger der Leibniz-Wolffiſchen Philoſophie gewann er dadurch, daß er nach ihrem Syſtem ſeine „kritiſche Dichtkunſt" entwarf; aus dieſem Werke, wie aus ſeiner Redekunſt, Sprachkunſt u. a. verfertigte er für die ſächſiſchen Schulen Lehrbücher, die allgemeine Geltung erhielten. Als Verehrer der franzöſiſchen Dichter, deren Regeln er neben den Muſtern der Alten als maßgebend für die formelle literaeiſche Bildung anſah und deren Werke er und ſeine, ihm an Geſchmack und Talent weit überlegene Frau (Luiſe geb. Culmus) um die Wette ins Deutſche überſetzten, erlangte er die Gunſt der vornehmen Welt, der er bei jeder Gelegenheit ſeine Huldigung darbrachte; durch Widerſtand gegen die hereinbrechende Freigeiſterei erwarb er ſich das Zutrauen der Frommen und durch Loben und Anpreiſen mittelmäßiger Talente gewann er ſich einen Schwarm von Freunden und Verehrern. Er war der gefeierte Kunſtrichter des Nordens; ſein Uetheil galt als unfehlbares Geſetz des Geſchmacks, ſo daß er die Dreiſtigkeit hatte, in ſeiner Redekunſt ſeine eigenen Werke

als Muster neben die Alten zu stellen. Ohne Begriff von einem freien Wachsthum der Poesie glaubte er, daß man blos die Gesetze und Regeln der Dichtkunst zu erfinden brauche, um poetische Werke machen zu lernen, und trat daher keck nicht nur als Geschmacksrichter, sondern auch als Musterdichter und Wiederhersteller der dramatischen Poesie auf. Die feierliche Verbannung des Harlekin (Hanswursts) vom Leipziger Theater war das Signal, daß die bisherigen Volksschauspiele mit ihren gemeinen Späßen und die abenteuerlichen „Haupt- und Staatsactionen" mit ihrem „Mordspectakel" und ihrem Schwulst und Schmutz von der Bühne verschwinden sollten; kunstgerechte französische Dramen, in deutsche Alexandriner gekleidet, traten an die Stelle, bis Gottsched selbst eine regelrechte Tragödie in französischem Geschmack: „der sterbende Cato", nach Addison's frostigem Stück „Cato", als Muster eines deutschen Originalschauspiels aufstellte. Dieses werthlose Stück, das in der von ihm veranstalteten deutschen Schaubühne an die Spitze gestellt ward, erlebte in Kurzem zehn Auflagen. Doch war es den Bemühungen Gottsched's und der mit ihm befreundeten Schauspielerin Frau Karoline Neuber, deren Mann die Leipziger Bühne leitete, zuzuschreiben, daß die Kluft geschlossen ward, welche so lange zwischen der Dichtkunst und Schauspielkunst, zwischen der höheren Bildung und dem volksthümlichen Theater lag.

3. Gottsched und die Schweizer. Während im Norden Gottsched's Worte wie Orakelsprüche verehrt wurden, erhob sich in der Schweiz gegen den pedantischen Geschmacksrichter ein gewaltiger Sturm, der zur Folge hatte, daß sein Truggebäude umgestürzt und er mit Hohn von dem angemaßten Posten vertrieben wurde. In Zürich nämlich schaarten sich um Joh. Jac. Bodmer, einen beweglichen witzigen für alles höhere empfänglichen Schriftsteller von vielen, wenn auch nicht gerade tiefen Kenntnissen und von großer Belesenheit in der Literatur aller Völker, eine Anzahl strebsamer Männer, unter denen Joh. Jac. Breitinger durch Gelehrsamkeit und kritischen Scharfsinn hervorragte. Diese waren eben so tiefe Bewunderer der englischen Literatur, wie Gottsched der französischen, daher bald Reibungen zwischen beiden entstanden. Die Züricher, die einen literarischen Verein gebildet, gingen in ihren „Discursen der Maler" den Wochenschriften und Zeitungen, die in Gottsched's Diensten standen, zu Leibe. Dies ärgerte den Leipziger Professor und er trat daher, als Bodmer Milton's verlornes Paradies übersetzte, gegen den englischen Dichter und dessen religiöse Poesie in seinen kritischen Beiträgen mit scharfem Tadel auf. Diese Kritik war der Anfang eines folgenreichen literarischen Kampfes, worin man mit Ernst und Gelehrsamkeit, wie mit Spott und Satire das Wesen und Ziel der Dichtkunst zu ergründen und festzusetzen suchte. Zu den Schweizern gesellte sich der kräftige, durch klassische und englische Literatur gebildete Christian Ludw. Liscow (aus dem Schwerinschen), der mit einer bis dahin unerhörten Schärfe des Spottes und der Ironie und in einer musterhaften deutschen Prosa bald gegen die orthodoxen Theologen, bald gegen die pedantischen Gelehrten und Schulmänner, bald gegen die erbärmlichen Schriftsteller und kritischen Wochenschriften zu Felde zog. („Von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribenten.") Die derben Satiren eines Mannes, der als diplomatischer Agent des Herzogs Leopold von Mecklenburg, dann als Secretär der Minister Danckelmann und Brühl mit der vornehmen Welt vertraut war, mußten, da sie mit ihren Angriffen auf Gottsched's Günstlinge den Meister selbst trafen, das Ansehen des gravitätischen Kunstrichters gewaltig erschüttern. Von den zahlreichen Schriften, die innerhalb fünfzehn Jahren von den Schweizern gegen Gottsched und seine Ansichten gerichtet wurden und eine gänzliche Niederlage desselben zur Folge hatten, ist vor Allem Breitinger's kritische Dichtkunst zu erwähnen, in welcher ein den Gottsched'schen Grundsätzen entgegengesetztes System aufgestellt ward. Entwickelt auch Breitinger in diesem System Ansichten, die beweisen, daß er von Kunst

Bodmer 1698—1783.

Breitinger 1701—76.

Liscow 1701—60

und Ideal keinen Begriff hatte, indem er die Fabel, weil sie zugleich nütze und ergötze, als die höchste Dichtungsgattung hinstellt, so wird darin doch Phantasie und schöpferische Kraft als das Wesen der Dichtkunst der trockenen, auf Regeln aufgebauten Verstandespoesie Gottsched's entgegengesetzt. — Zugleich suchte Bodmer durch die Herausgabe der Minnesänger, der Nibelungen, des Parzival und anderer mittelalterlichen Dichtungen das Ansehen Gottsched's, der das Romantische gänzlich verwarf, bei der Nation herabzusetzen. Ihr Zweck wurde erreicht. Gottsched, übermüthig und durch den lange genossenen Beifall verwöhnt, verkannte die Richtung der Zeit und glaubte durch Schmähungen und Verdächtigungen seiner Gegner den Sturm beschwichtigen zu können. Aber er erlitt eine vollständige Niederlage; und als er sich nachher in thörichtee Verblendung auch gegen Klopstock's Messiade erklärte und das von der Nation mit Begeisterung aufgenommene Gedicht durch das elende Machwerk eines seiner Anhänger („Hermann, oder das befreite Deutschland" von Christoph Otto Freiherr von Schönaich) zu verdunkeln meinte, verlor er so sehr alles Ansehen, daß er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens in gänzlicher Vergessenheit zubrachte. Sein Plan einer Uebersiedelung nach Wien, um dort für die deutsche Bühne zu wirken, mißlang; sein Landsmann Pyra bewies in einer kritischen Abhandlung, „daß die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe"; seine Zeitschriften konnten sich nicht mehr halten; seine Lehrbücher wurden durch bessere verdrängt; in der akademischen Wirksamkeit wurde er von Gellert u. A. überflügelt; sein Cato ward von der Schauspielerin Neuber, die ihn früher in seinem Streben für kunstmäßige Bühnenstücke thätig unterstützt hatte, mit der er aber zerfallen war, so lächerlich dargestellt, daß das Publikum nunmehr verspottete, was es früher bewundert hatte, daß Oper und Volkslustspiel wieder auf die Bühne zurückkehrten und somit auch seine ernsten und anerkennenswerthen Bestrebungen um die deutsche Dramatik, die er durch mehrere Sammelwerke wesentlich gefördert („Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst von 1450 an" und „die deutsche Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten), in Dunst aufgingen. Wäre nicht sein Anhänger, der dramatische Dichter Joh. Elias Schlegel so frühe aus der Welt gegangen, so hätte Gottsched auch in ihm einen Gegner gefunden, denn Schlegel hatte bereits in mehreren Abhandlungen dem englischen Drama, insonderheit Shakespeare den Vorzug vor den klassischen Bühnenstücken der Franzosen eingeräumt. Ja sogar Gottsched's unbestreitbare Verdienste um die deutsche Sprache, für deren Verbreitung und Veredlung er nach Kräften gearbeitet, wurden in Frage gestellt.

4. **Die Verfasser der Bremer Beiträge.** Nun wendeten sich Gottsched's begabteste Schüler von dem Meister und seinem treuen Schildträger Schwabe, dem Herausgeber der „Belustigungen des Verstandes und Witzes", ab, und gründeten eine eigene Zeitschrift: Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, die von dem Druckort Bremen „Bremer Beiträge" genannt und von dem feinen Kritiker Chr. Gärtner aus Freiberg geleitet wurde. Die Mitarbeiter dieser Zeitschrift, eine Anzahl talentvoller und für das Höhere begeisterter junger Männer, traten zu Leipzig in einen Bund zusammen, der, nach Hagedorn's Vorbild, heitere Geselligkeit und erlaubten frohen Lebensgenuß, der steifen Gelehrtensitte Gottsched's entgegen, als Zweck aufstellte. Das Band inniger Freundschaft umschlang Alle, und so verschieden auch die späteren Schicksale und Richtungen der einzelnen Mitglieder waren, so gedachten doch Alle stets liebevoll dieser Jugendzeit und beklagten in vielen Gedichten die Trennung von den Freunden und das Aufhören jener frohen Geselligkeit. Später wurde Klopstock, der Hochgefeierte, die Seele des Leipziger Bundes. Dies hatte zur Folge, daß eine elegisch-sentimentale Stimmung an die Stelle der ursprünglichen Heiterkeit trat, und daß ein Ton der

Gärtner 1712—91.

Schwermuth in die lyrischen Gedichte Ebert's, Giseke's u. A. einkehrte, eine Stimmung, die in der von Ebert übersetzten Lehrdichtung „Nachtgedanken" des englischen Geistlichen Young ihren beredtesten Ausdruck erhielt. Tiefes Gefühl für Freundschaft war der vorherrschende Zug dieses von Klopstock in der Ode Wingolf poetisch geschilderten Dichterkreises und Kampf gegen die einreißende Freigeisterei die einzige Polemik ihrer sonst friedfertigen Gedichte. Es waren Männer von mäßigen Talenten, die keinen höheren Flug nahmen, sondern sich verständig nahe an der Erde hielten; aber ihre Schriften, breit, redselig und populär, drangen in die bürgerlichen Kreise ein, die sie für edlere Bildung, für Sittlichkeit und christliche werkthätige Tugend zu erwärmen verstanden. Unter den Mitgliedern dieses literarischen Kreises waren Rabener, Gellert und Zachariä die hervorragendsten.

Gottl. Wilh. Rabener aus Wachau bei Leipzig ist als heiterer Gesellschafter, tüchtiger Beamter (Steuerrevisor) und edler uneigennütziger Mann höher zu achten, denn als Schriftsteller in seinen Satiren. Statt nämlich wie der echte Satiriker sollte, die moralischen Fehler und Gebrechen der Zeit, die den Entwickelungsgang der Nation hemmten, zu züchtigen, die fressenden Schäden der Gesellschaft anzugreifen, wendete sich Rabener's zahme Satire gegen die Aeußerlichkeiten des bürgerlichen Lebens und die Thorheiten des geselligen Verkehrs der mittleren Klassen, und statt seine Geißel über die höheren Stände zu schwingen und die Quelle des Verderbnisses dem Volke kenntlich zu machen, richtete der vorsichtige, kluge Mann seine Angriffe gegen rohe Landjunker, gegen klatschende Frauen, gegen pedantische Schulmeister u. dergl. m. und zog, um ja jede persönliche Anspielung zu verhüten, Alles ins Breite und Allgemeine. Bodmer sagte, Liscow habe der Habichte Schnäbel und Fittiche beschnitten, Rabener nur Eistern und Hähne verfolgt. Ohne Phantasie und Verstandestiefe, ohne Kühnheit und Schärfe, klebte Rabener an der langweiligen Alltäglichkeit des bürgerlichen Lebens. Darum blieb auch der friedliebende, gutmüthige Mann ruhig und unangefochten in seinem Steueramte, selbst unter Brühl's Verwaltung, indeß Liscow einige Zeit im Gefängniß schmachten mußte und seiner Stelle entsetzt wurde. Die Leute waren freilich damals so empfindlich gegen jede Stichelei und Anspielung, daß Rabener nicht wagen durfte, kühner aufzutreten. Hatte ja doch sogar der sanfte, bescheidene, von christlicher Demuth, Frömmigkeit und Tugend durchdrungene Christian Fürchtegott Gellert durch sein Lustspiel „die Betschwester" Anstoß gegeben. — Rabener 1714—71.

Gellert, Sohn eines Predigers aus Hainichen in Sachsen, ein fruchtbarer, vielgelesener und vielbewunderter Dichter und Schriftsteller, der sich in allen Gattungen der Poesie versuchte, kann als Repräsentant der Demuth und Schwächlichkeit seiner Zeit gelten, die zu dem Stolz und Selbstvertrauen des Alterthums den Gegensatz bildet. Schwermuth und Ernst, die Folge einer pedantisch-strengen Erziehung, eines siechen Körpers und schweren Blutes, machten ihn für die Genüsse des Lebens unempfänglich und trieben ihn zu Andachtsübungen, zu ängstlichen Selbstprüfungen und Selbstquälereien, die seine guten Stunden verkümmerten. Von diesen Stimmungen geben seine Gedichte und Erzählungen Zeugniß, sie tragen einen moralischen Charakter an sich und hatten gerade deshalb und wegen der leichten gefälligen Sprache eine große Wirkung und Verbreitung. Gellerts Schriften, sagt Goethe, seien lange Zeit das Fundament der sittlichen Cultur der Deutschen gewesen. Selbst dem nach den Vorbildern Richardsons angelegten Roman „das Leben der schwedischen Gräfin von G." liegt eine moralisirende Tendenz zu Grunde, so bedenklich auch die Wege sind, auf denen das Pflichtgefühl zum Siege schreitet. Mit den Jahren nahm Gellerts Sittenrichterstrenge und sein christlicher Eifer zu, er ging auf Seelenrettungen aus, verdammte selbst seine unschuldigsten Jugendgenüsse, seine Beschäftigungen mit der Fabel und dem Lustspiel, und widmete seine literarische Thätigkeit hauptsächlich dem geistlichen Liede. Als Gellert 1715—69

Lehrer an der Univerſität Leipzig war Gellert von der größten Wirkſamkeit. Er las über Dichtung, Beredtſamkeit und Moral, verband mit ſeinen Vorleſungen ſtiliſtiſche Uebungen und ließ ſich zu dieſem Behufe von ſeinen Zuhörern Gedichte, Briefe, Reden und Abhandlungen einreichen, die er mit Beſcheidenheit und Sorgfalt durchging und beurtheilte. Nicht blos bei den Studenten, die ſich in großer Zahl um ihn ſchaarten, ſondern bei allen Ständen war Gellert in höchſtem Anſehen, er wurde von Jedermann um Rath angegangen, ſeinen Empfehlungen ſchenkte man blindes Vertrauen, und die Briefe, die er zu ſchreiben hatte, waren unzählig. Ganz Deutſchland trauerte über ſeinen Tod, die Klagelieder bildeten eine ganze Sammlung. Gellerts geiſtliche Lieder, worin Innigkeit des Gemüths mit lehrhaften Verſtandesbetrachtungen gemiſcht iſt, ſind noch jetzt ein weſentlicher Beſtandtheil der evangeliſchen Kirchengeſangbücher; ſeine Fabeln und Erzählungen waren und ſind zum Theil noch ein Lieblingsbuch des Volks. In der Fabel betrat Gellert die Bahn der Franzoſen, beſonders Lafontaine's; die kurze äſopiſche Fabel von angeborner Kraft und natürlicher Derbheit konnte einem Geſchlecht von gekünſtelter Bildung nicht behagen; daher wurde der Ton verfeinert, die Erzählung breiter und an die Stelle der derben Natur traten ſittſame Scherze und moraliſche Bemerkungen. Gellert's Beiſpiel diente den meiſten übrigen Fabeldichtern als Richtſchnur. Unter dieſen ſind am bekannteſten Magnus Gottfr. Lichtwer, aus Wurzen deſſen Fabeln jedoch mehr Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit beurkunden, als die Gellert'ſchen, und Gottl. Conr. Pfeffel aus Colmar im Elſaß. Ein großer Theil der Lichtwer'ſchen Fabeln wurde, ohne Wiſſen und Willen des Verfaſſers, von Ramler und Leſſing umgearbeitet und unter ſeinem eigenen Namen als verbeſſerte Ausgabe bekannt gemacht, was natürlich einen heftigen literariſchen Streit zur Folge hatte. Manche ſeiner Fabeln, z. B. „die ſeltſamen Menſchen", „die Katzen und der Hausherr", ſind durch lebendige Darſtellung ausgezeichnet. Pfeffel, der mit Gemüthsruhe und Heiterkeit das große Leiden einer funfzigjährigen Blindheit ertrug, lehnte ſich noch näher als ſeine Vorgänger an die franzöſiſchen Fabeldichter Lafontaine und Florian an und ahmte ſie auch in der glatten Form und zierlichen Darſtellung nach. Erſt Leſſing ſuchte der Fabel wieder den antiken Charakter der gedrungenen Kürze zurückzugeben. Auch Fr. W. Zachariä aus Frankenhauſen gehörte dem Leipziger Verein an. Er hat mehrere komiſche Epopöen, worin ein kleiner Gegenſtand in dem großen Stile des ernſten Epos behandelt wird, verfaßt (Renommiſt, Phaëthon, das Schnupftuch, eine Nachahmung von Pope's Lockenraub, Murner in der Hölle u. a.), die, ſo arm ſie auch an Erfindung ſind, doch als Zeit- und Sittenſchilderung Bedeutung haben und eine Menge Nachahmungen hervorriefen, beſonders als die feierliche Seraphendichtung in der Meſſiade zu Parodien aufforderte. Die Freude am Heimiſchen und Selbſterlebten hat dem „Renommiſt", deſſen Gegenſtand friſch aus dem Leben und der Gegenwart genommen iſt, lange die Gunſt der deutſchen Leſerwelt erhalten.

Lichtwer 1719—83. Pfeffel 1736—1809. Zachariä 1726—77.

Einer der geiſtreichſten Schüler Gottſched's war der Mathematiker und Epigrammendichter Abrah. Gotth. Käſtner aus Leipzig, deſſen „Sinngedichte" voll treffenden Witzes dem Bedeutendſten beizuzählen ſind, was jene Zeit hervorbrachte. In dem literariſchen Streite zwiſchen Gottſched und den Schweizern behauptete er eine unabhängige Stellung und richtete ſeine Pfeile nach beiden Seiten.

Käſtner 1719—1800.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06711 3657

BOUND

JUL 9 19

UNIV. OF MICH.
LIBRARY